WIDENER LIBRARY
HX P4PF X

PGerm 404.2.10

KH159.5

Harvard College Library

FROM

University Club Library
New York City

3 wn
16-17

Velhagen & Klasings

Roman-Bibliothek

Sechzehnter Band

Die Tochter. Von Frieda Freiin von Bülow — Seite 1—136
Auf Sandberghof. Von Charlotte Niese — „ 137—300
Dwars in den Weg. Von Eugenie Rosenberger — „ 301—428

Beigabe zu Velhagen & Klasings Monatsheften, XX. Jahrgang 1905/1906

Bielefeld und Leipzig
Verlag von Velhagen & Klasing

PGerm 404.2.10

✓

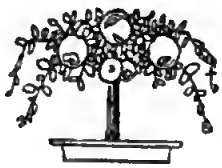
HARVARD COLLEGE
Oct 21, 1926
LIBRARY

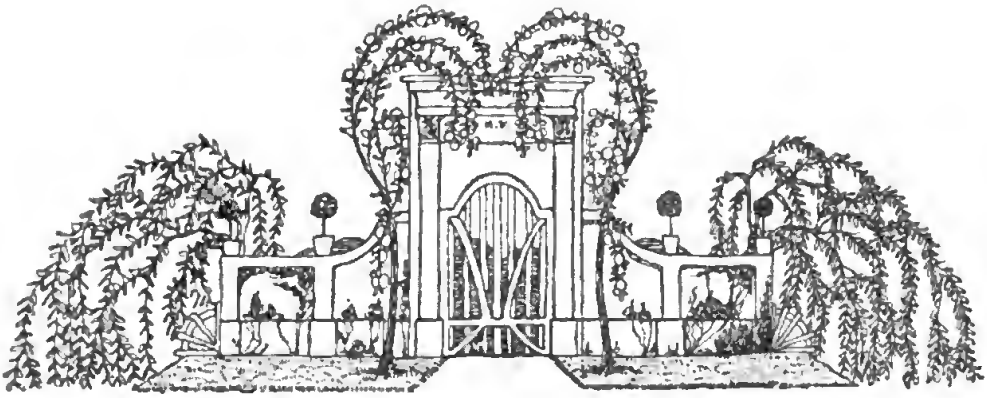
[illegible] City Library
New York City

Digitized by Google

Die Tochter

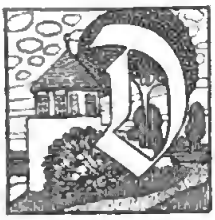
Roman von Frieda Freiin von Bülow





Erstes Buch.

1.



Die Kinder gingen auf dem kiesbestreuten Gartenweg hin. Sie traten fest auf und schritten wacker aus. Dabei kauten sie mit Hingebung an ihrem Butterbrot, dem zweiten Frühstück.

Der Knabe trug noch Kniehosen; das Mädchen steckte in einem leinenen Schürzenkleid, das bis an die Knöchel reichte.

„Was wollen wir tun?“ fragte Horst. „Wozu haben wir heute Lust?“

„Ich bin zuerst für die Mutübungen,“ antwortete Hilma.

„Welche?“

„Von den Mauern springen.“

„Gut. Ich bin dafür: wir fangen bei der Mauer am Gewächshaus an und hören mit der Gemüsegartenmauer auf, weil die doch die höchste ist.“

„Ja, das wollen wir.“

Als der letzte Bissen Butterbrot verschwunden war, ließen die beiden wie auf Kommando von Weg und gesetzter Gangart ab und rasten über Wiesengrund und durch Gebüsch.

Der Park war rings umschlossen von einer alten Steinmauer, welche die welligen Unebenheiten des Bodens bald mehr, bald minder hoch überragte. Von den Gartenhügeln aus wurde sie mit Leichtigkeit erklettert. Dann ging man auf den breiten, bemoosten und rissigen Sandsteinplatten, die sie deckten, bis zu den schwierigen Stellen, und stürzte sich in Abgründe, unbekümmert, ob weiche Gartenerde unten lag oder harter Kiesweg.

Das Schöne bei dieser Übung war, daß man ein Gefühl der Furcht, ein leises Gruseln zu überwinden hatte. An den schlimmsten Stellen stachelte man den Mut durch bestimmte Worte an.

„Hab ich denn den Mut verloren?“ rief man sich selbst zu und antwortete selbst: „Nein, ich hab ihn nicht verloren!“

Dann galt kein Zaudern mehr. Nach den eigengeschaffenen Ehrengesetzen wäre es eine Schmach sondergleichen gewesen, dann noch zu zögern. Man stürzte sich mit Todesverachtung in die Tiefe.

Es war fast ein Wunder, daß die jungen Helden bei diesem Treiben niemals zu Schaden kamen.

Eher als der Bruder war die Schwester des Springens müde.

„Jetzt wollen wir die Bitternis des Todes kosten," erklärte Hilma.

Horst stimmte dem gleichmütig zu.

Irgendwo im Gemüsegarten stand ein mannshoher Busch der feinblätterigen Raute. Sie schmeckte bitter wie Wermut, aber Herr Lampert, der Hauslehrer, hatte gesagt, sie wäre gut für den Magen.

Nach diesem Busch schlenderten die Mauerspringer, von der Anstrengung erhitzt und wohlig ermattet.

Sie nannten die Raute „Bitternis des Todes" und aßen davon mit Überwindung. Aber diese freiwillige Kasteiung erschien ihnen löblich. Sie sahen darin eine Art Sündenablaß für später zu vollbringende Übeltaten. Nachdem die Bußübung mit schweigendem Anstand vollbracht war — Grimassen durften nicht dabei geschnitten werden —, versanken beide unter den Stachelbeer- und Johannisbeerbüschen. Nichts war mehr von ihnen zu hören und zu sehen, außer wenn gelegentlich aus Lust am Wechsel ein Strauch mit einem anderen vertauscht wurde.

Die sommerliche Vormittagssonne brannte auf den Gemüsegarten herab, die Küchenkräuter atmeten Würze und die Blumen auf den langen Rabatten süßen Wohlgeruch aus. Zentifolien blühten und gelbe Stockrosen und die fleischfarbene großblätterige Gloire de Dijon und rosa Federnelken.

Jenseits des Mühlbachs, der zwischen Gemüsegarten und Park floß, schatteten die Wipfel alter Bäume, und in buschigem Unterholz zwitscherten beim Nestbau die Singvöglein. Der Bach hüpfte über die Kiesel, plauderte und gluckste leise.

Es war so warm und still, — man hätte schlafen können.

Da kam ein Schritt über die Brücke.

Einen Augenblick tauchte Horsts blonder Kopf mit horchender Wendung auf, duckte sich aber sofort wieder.

„Der Feind naht," meldete er halblaut.

Hilma nahm die Warnung schweigend auf.

Der Feind hatte den Fluß überschritten und kam nun die langen sonnigen Wege daher zwischen den Blumen, Kräutern und Gemüsebeeten.

Es war ein schmächtiger junger Mann in schwarzem Anzug. Er trug die schmalen Schultern etwas vorgeneigt, verriet im Gang Unsicherheit und machte eigentlich mit seinen zarten Gesichtsfarben und den kurzsichtigen, sanften blauen Augen gar keinen erschreckenden Eindruck.

Suchend spähte er nach allen Seiten und rief von Zeit zu Zeit: „Ho—orst! Hil—ma! Hil—maa!!"

Ein schüchterner Unterton war in diesem Rufen, fast als ob es dem Rufer peinlich wäre, so laut zu werden. Das war nicht der Ton, der sich Gehorsam erzwingt.

Endlich mußte der Feind wohl die Überzeugung gewonnen haben, daß die Geſuchten im Gemüſegarten nicht zu finden wären. Er trat den Rückzug an.

Die beiden jungen Böſewichter unter den Büſchen hatten ſich nicht gerührt. Jetzt meldete Horſt: „Alles ſicher.“ Und gemütsruhig ſchmauſten ſie weiter.

Erſt als ſie ſo ſatt vom Beereneſſen war, daß ſie nicht mehr konnte, erklärte Hilma: „Nun müſſen wir hinein.“

Längſt war die Freiſtunde vorüber.

Als ſie endlich mit wirren Locken und dunkelroten Backen in das Schulzimmer geſtürmt kamen, empfing ſie kein hartes Wort; aber Herrn Lamperts Miene war ſo vorwurfsſchwer und kummervoll, daß ſich die beiden Sünder doch nicht behaglich fühlten.

„Wir haben uns wohl ein bißchen verſpätet,“ ſagte Hilma gedrückt.

„Faſt eine halbe Stunde.“

Horſt konnte des Lehrers Leidensmiene nicht vertragen. ‚Warum haut er uns nicht ganz einfach!‘ dachte er.

„Habt ihr mich denn nicht rufen hören?“ fragte Lampert ſanft.

Es wurde einſtimmig verneint.

Da ſeufzte der Lehrer und begann den Unterricht. Man nahm gerade die Geſchichte der Römer durch und war bei Coriolan. Der Vortrag Lamperts war etwas eintönig. Ihn ſelbſt intereſſierte die Geſchichte erſt von dem Zeitpunkt an, da ſie ſich um das Chriſtentum drehte.

Aber Horſt liebte die alten Römer mehr als die Chriſten, deren Glaubenseifer er nicht begriff.

Hilma ſah aufmerkſam aus, war es jedoch nicht. Sie ſchaute von der Seite nach dem Geſicht des Lehrers. Es war etwas im Klang ſeiner Stimme, das ſie unglücklich machte.

Er war ſo dünn und ſo blaß! Wenn er neben dem Onkel Guſtav ſtand, ſah er aus wie ein Junge, der noch wachſen muß. Und einmal hatte ſie gehört, daß der Onkel Guſtav ſagte: „Der arme Schlucker hat gewiß immer nur über den Büchern geſeſſen und nie ordentlich gefuttert.“ Wenn ſie daran dachte, daß er nie ſatt geworden war, tat er ihr furchtbar leid. Und heute mußte ſie immer daran denken. Keine Strafpredigt, keine Schläge hätten ſie ſo niederdrücken können, wie dies bekümmerte Geſicht.

Sie liebte ihn nicht, denn er langweilte ſie. Sein „lederner“ Unterricht verkürzte täglich die koſtbare Freizeit und war ſtets unwillkommen.

Heute aber empfand ſie, daß der „Feind“ ein Menſch war, dem ſie ein wirkliches Leid antun konnte. Das bewegte ſie ſtark.

Alſo dachte ſie nicht an das Benehmen Coriolans, wie Horſt, ſondern an den Lehrer.

Nach der Weltgeſchichte kam das fürchterlich öde Rechnen, das beiden Kindern verhaßt war und dem Lehrer dazu.

Endlich läutete die Hausglocke zum Zeichen, daß man ſich für die Mittagstafel bereit zu machen hatte.

Eiligſt wurden die Schulſachen zuſammengeräumt. Horſt ſtürmte aus dem Zimmer. Hilma zögerte.

„Herr Lampert!“

Lampert, der an ſeinem Sekretär ſtand, ſah ſich fragend nach ihr um.

„Bitte, ſeien Sie nicht mehr böſe.“

„Ich bin nicht böſe, aber traurig.“

„Bitte, ſeien Sie nicht mehr traurig, lieber, guter Herr Lampert! Ich will nie mehr unfolgſam ſein! Ich ſchwöre beim Bart des Propheten“ — ſie hatte dieſe Formel aus dem arabiſchen Märchen behalten, — „daß ich von heute an . . .“

Er wehrte ihr mit ausgeſtreckter Hand: „Weißt Du nicht, daß wir nicht ſchwören ſollen? Weder bei dem Himmel, denn er iſt Gottes Stuhl, noch bei der Erde, denn ſie iſt ſeiner Füße Schemel. — Wo wird uns das geſagt?“

„Ich weiß nicht,“ ſagte Hilma trotzig.

Sie fühlte ſich zurückgeſtoßen. Ihre Aufwallung von Reue war warm und echt geweſen. Er hätte ihr Entgegenkommen anders aufnehmen müſſen!

Aber er verſtand ſie nicht, jetzt nicht und niemals.

Nun wollte ſie ſich auch gar nicht beſinnen.

„In der Bergpredigt,“ ſagte Lampert ſtrafend. „Das müßteſt Du wirklich wiſſen.“

Abgekühlt, als hätte eine kalte Duſche ihr warmes Empfinden getroffen, und ohne ein weiteres Wort, ging ſie ihres Weges.

Als ſie die Tür des Schulzimmers hinter ſich geſchloſſen hatte, richtete ſie ſich mit einem Ruck auf.

‚Wie gut, daß er mich verhindert hat, zu ſchwören!‘ dachte ſie. Nun konnte man alſo mit gutem Gewiſſen weiter tun, was man wollte.

2.

Horſt und Hilma hatten eine Freundin, die zuweilen kommen und mit den Herrſchaftskindern ſpielen durfte. Sie hieß Anita und war das einzige Kind des Herrn Kirchenrat Mathis aus deſſen zweiter Ehe mit einer Holländerin. Der Kirchenrat, Anitas Vater, war bereits ſeit dreißig Jahren Pfarrer in Zollbrück. Er feierte häufig irgend ein Jubiläum und wurde hochgeehrt, beſonders auch von Horſt und Hilmas Mama.

Die Kinder hätten eigentlich lieber mit den Bauernjungen geſpielt, die ſtark und furchtlos waren und ſo vielerlei wußten und konnten. Sie gaben ein ausnehmend brauchbares Heergefolge ab. Beſonders der Heinrich von Schafmeiſters und der Amand Reisland, und ein blonder ſchöner Junge, den ſie „Malegis“ nannten, das waren herrliche Geſellen! Früher hatten ſie manchmal mit ihnen geſpielt, dann war es auf einmal ſtreng verboten worden. Wenn ſie fragten: warum? ſagte die Mama: „Ihr lernt von den Dorfkindern nur Dinge, die Ihr nicht zu wiſſen braucht.“

„Was denn?“ forſchten ſie. Darauf erhielten ſie keine Antwort.

„Fragt einem doch keine Löcher in den Leib,“ knurrte der Onkel Guſtav.

Sie ſannen hin und her.

„Ich weiß nur, daß es irgendwas mit Bohnengemüse zu tun hat," erklärte Hilma.

Sie hatte nämlich einmal arglos geſungen:

„Bohnen, Bohnen eß ich gern,
wenn ſie ſind geſotten,
und mein Schatzel küß ich gern,
denn es iſt verboten."

Das hatte gerade die Mama gehört und hatte ſehr geſcholten. Hilma ſolle ſich ſchämen, und wo ſie dies abſcheuliche Lied herhabe?

In ihrer Beſtürzung hatte ſie verraten, daß ſie es von ihren Freunden, den Dorfjungen, wußte.

Darauf war das Verbot erfolgt.

Sie begriffen alles dies nicht, und da ihnen auch keine Erklärung ward, hielten ſie es für eine Deſpotenlaune der Erwachſenen, der man ſich fügen mußte, weil man nicht die Macht hatte, zu trotzen.

Aber dann ſagte die alte Kinderfrau, vor deren Weisheit ſie viel Achtung beſaßen: „Ihr ſeid feine Herrenkinder, und die Dorfjungen ſind Lauſepack, das paßt mal nicht zunander."

Und da es ihnen oft und eindringlich wiederholt wurde, daß eine Gemeinſchaft zwiſchen ihnen und der Dorfjugend unſtatthaft wäre, glaubten ſie es ſchließlich. Eine Scheu bemächtigte ſich ihrer, wie vor einer unbekannten Gefahr. So mieden beide Lager einander, und aus der unbefangenen Kameradſchaft wurde eine latente Feindſchaft.

Aber Anita Mathis war nicht nur erlaubt, ſondern die Mama ſah den Verkehr gern.

Anita war ein großes, ſchlankes Mädchen in Hilmas Alter. Ihr Geſicht ſah aus wie Biskuitporzellan, ſo glatt und zart gefärbt. Sie hatte graue Augen unter langen Wimpern und trug das blonde Haar ganz glatt geſcheitelt. Auch zarte weiße Hände hatte ſie und ſchmale Füße. Nie war ein Fleckchen oder ein Riß an ihren Sachen, nie bekam ſie ſchwarze Fingernägel. „Immer wie aus dem Ei geſchält iſt das appetitliche Perſönchen," ſagte der Großpapa.

Und die Mama ſeufzte: „Sie ſieht neben meinen Wildfängen aus wie ein Prinzeßchen neben Zigeunerkindern!"

Die Mama beneidete Frau Mathis um ſolch eine Tochter. Das ſagte ſie oft.

Es war den Kindern ſtreng anempfohlen, ſäuberlich mit der Freundin umzugehen. Wenn Anita kam, durften nur zahme Spiele geſpielt werden. Gewöhnlich ſpielten ſie Storchenneſt. Horſt und Hilma niſteten als Storch und Störchin im Geäſt einer dicken alten Steinlinde. Aus Mamas Nähkorb wurde ein Stopfei aus weißem Alabaſter geholt, das mußte die Störchin ausbrüten. Unten in einer Rindenhütte ſaß Anita und ſtellte die Bäuerin vor. Sie mußte zuerſt in die Kirche gehen, die durch ein nahes Gartentempelchen dargeſtellt wurde, und, wie Simſons Mutter, um ein Kind beten.

Dann ließ ſich Horſt vom Neſt herab und eilte, die Arme als Flügel ſchwingend, weit fort nach dem Kinderteich, von wo er mit einer Puppe Hilmas, die er zwiſchen

den Zähnen hielt, zurückkehrte. Die ließ er der hochbeglückten Anita in den Schoß fallen. So spielten sie, wenn sie brav waren.

Aber manchmal prahlten sie vor der Freundin mit ihren Heldentaten. Sie fragten: Kannst Du dies? und: kannst Du das? Und machten ihre Kunststücke vor. Sie erkletterten die höchste Tanne, wie auf einer Treppe von Ast zu Ast steigend, sie sprangen hoch und weit, sie schwangen sich durch die Luft von einem Baum zum andern, wie die Affen.

Anita konnte weder klettern noch springen und mußte sich dafür verachten lassen.

Eines Tages, als man besonders gut miteinander war, überredeten Horst und Hilma die Freundin, sich auch einmal an eine Mutübung zu wagen.

Sie sollte wenigstens einmal mit von der Mauer springen.

Zitternd gab Anita dem Drängen nach.

Horst und Hilma nahmen sie in die Mitte und hielten sie an der Hand. Dann zählten sie laut: „Eins, — zwei, — und — drei!"

Bei „drei" stürzten sie in den Abgrund, die vor Angst aufschreiende Anita mit sich reißend.

Sie hatten voll zarter Rücksicht den allerungefährlichsten Platz gewählt, wo unten ein weicher Komposthaufen lag.

Trotzdem konnte Anita nicht wieder aufstehen, sondern stöhnte und weinte.

Sie war ungeschickt gefallen und hatte den Fuß gebrochen.

Die Geschwister, die aus lauter Freundschaft den Heldenmut Anitas hatten stählen wollen, erhielten lange Strafpredigten und durften einen ganzen Tag lang nicht aus dem Haus. Auch setzte dieser Unfall dem Spiel mit Anita ein Ende. Frau Mathis erlaubte ihrer Tochter nicht mehr, die Wilden zu besuchen.

Aber das alles war noch nicht das ärgste.

Die Kinder schlichen bedrückt herum. Sie fühlten, daß unter den Erwachsenen etwas gegen sie im Gange war. Irgend ein Unheil drohte über ihnen, wie eine Wetterwolke. Es lauerte unsichtbar, ungreifbar, und sie litten unter dem Bewußtsein ihrer Ohnmacht.

Immer waren die mächtigen Erwachsenen gegen sie verbündet! Beschlüsse wurden über sie gefaßt und ausgeführt, niemand kümmerte sich darum, ob sie litten oder nicht.

Die Kinder vertrauten keinem. Sie fühlten sich von den Erwachsenen weder verstanden noch geliebt. Man begriff nichts von dem Leben ihrer Seelen, sondern verlangte und erwartete eine Tugend, die sie nicht aufbringen konnten, nicht einmal wollten. Immer wurde das zur Pflicht gemacht, was man nicht mochte; was man dagegen gern tat, wie spielen und tollen, wurde nur ungern geduldet, am liebsten verhindert.

Alle waren stets unzufrieden: der Großpapa, der Onkel Gustav, die Mama. Herr Lampert, obwohl er von Amts wegen als Feind auftreten mußte, war noch der harmloseste.

Onkel Gustavs Unzufriedenheit machte sich am unangenehmsten bemerkbar. Er konnte so grimmig aussehen und so verdrießlich!

„Dies immerwährende Herumvagabundieren hat doch gar keine Art," ſchalt er. „Nie ſieht man Euch, nie ſeid Ihr zu finden! Ich bitte Dich, Hilma, wie ſiehſt Du mal wieder aus? Ein großes Mädchen von zwölf Jahren! So ſchlecht erzogene Kinder kann man lange ſuchen."

Und dann ſah er ſie ſo geringſchätzig, mit ſo entſchiedenem Mißvergnügen an, daß ſie die Empfindung hatten, ihm äußerſt widerwärtig zu ſein.

Allein wie ſehr dieſe beſtändige Unzufriedenheit die Kinder auch bedrückte, unbußfertig waren ſie doch. Ihre Streifereien durch Park und Flur blieben das Schönſte vom Daſein; erſt wenn ſie ſich wieder außer Sicht- und Rufweite wußten, fühlten ſie ſich wohl. —

Anitas verhängnisvoller Sprung von der Mauer geſchah im September. Man konnte jetzt ſchon draußen über ein weites Stoppelfeld laufen und die Gegend von ſonſt unzugänglichen Punkten aus überſchauen.

Hinter dem Feld war der Fluß, und an ſeinem hügelanſteigenden anderen Ufer lag ein Wäldchen, das ſie „das Paradies" nannten.

Im Frühjahr war der Fluß reißend und tief. Dann kam man nur auf einem weiten Umweg über die alte Steinbrücke ins Paradies. Jetzt konnten ſie ihn bequem durchwaten.

Das verwilderte Gehölz, — es war Bauernwald, — bedeckte einen ziemlich ſteilen, von Schluchten durchſchnittenen Hang. In einer der Schluchten ſprang der ſtarke Quell aus dem Geſtein, der dem Dorf das Waſſer lieferte. Die Leute nannten ihn den Rollborn, und man ſagte, daß die Dorfgroßmutter aus dem Rollborn alle kleinen Kinder holte. Dieſe Sage umgab den Quell und ſeine dunkle Waldſchlucht mit dem Zauber des Myſteriums. Am Flußufer hatten die Kinder einen Walnußbaum entdeckt, deſſen Nüſſe eben reif wurden. Nachdem man eingeerntet, ſetzte man ſich zum Schmauſen auf das Moos, das dick und weich wie das herrlichſte Polſter war. Das Ausſchälen der Nüſſe färbte die Finger mit einem lebhaften Gelbbraun, das nachher tagelang allen Waſchbemühungen mit Seife und Bürſte trotzte. Aber das war einerlei.

Hilma fragte: „Hörſt Du den Rollborn rauſchen?"

„Ja."

„Ich kann mir gar nicht erklären, woher die Dorfgroßmutter immer gleich erfährt, wenn hier ein kleines Kind abzuholen iſt. Und ob ſie ſich ſelbſt ausdenkt, wem ſie es bringen ſoll? Da iſt ſo viel, was ich nicht begreife."

„Man muß ſich nicht drum kümmern," erklärte Horſt.

Zwar war er um ein Jahr jünger als die Schweſter, aber ſein Knabenblick hatte einige naturgeſchichtliche Beobachtungen gemacht, die ihr entgangen waren. Einmal hatte ihm auch einer ſeiner ehemaligen Freunde aus dem Dorf, während ſie als Wegelagerer im Verſteck den Rittern auflauerten, eine vertrauliche Mitteilung gemacht. Aber obwohl er der Schweſter ſonſt alles ſagte, fühlte er, daß er über dieſen Punkt ſchweigen mußte. —

Der Fluß trieb an einer Biegung ſeine Waſſer quirlend im Wirbel herum, und es bildeten ſich kleine Puddings von gelbweißem Schaum. Das war ihre Hexenküche. Dort kochte der böſe Geiſt ſein Eſſen. Dieſer Geiſt war ihr Feind.

Er narrte ſie, wo er konnte, zerriß ihnen die Kleider, machte, daß ſie hängen blieben, verſteckte Federmeſſer und Bleiſtift, daß man ſie nicht finden konnte, er verriet ſie den Verfolgern. Vor ihm mußte man ſtets auf der Hut ſein, wie vor dem Rübezahl.

Zum Glück hatten ſie auch einen Schutzgeiſt: das war ihr unbekannter Vater. Ihn rief man an, wenn man in Not war. Seinen Namen durfte man aber nicht nennen. Er hieß einfach „Er“. Nur mußte man edel und tapfer ſein, wenn man ſeines Beiſtands teilhaftig werden wollte. Sie bemühten ſich auch ſehr, edel und tapfer zu ſein, obwohl dies Streben von den Erwachſenen niemals anerkannt wurde.

Das ſanfte Murmeln der Wellchen übertäubte das Zeitbewußtſein, wie das Vöglein zu Heiſterbach. Die beiden Kinder lagen im Moos, aßen Nüſſe, ſchauten in die Wipfel und plauderten, d. h. ſie führten, wie ſie ſelbſt fanden, ernſte Geſpräche.

Auf einmal fiel ihnen ein, daß der Herr Kantor ſie ſeit einer Stunde vielleicht zum Klavier-Unterricht erwartete.

Zum Glück fand die Klavierſtunde nicht im Herrenhaus ſtatt, ſondern im Schulhaus, das mitten im Dorf lag.

Während die jungen Sünder nun querfeldein nach Hauſe trabten, machten ſie aus, daß ſie von der verſäumten Muſikſtunde nichts erwähnen und im Fall der Not ſogar lügen wollten.

Gegen die „Unterdrücker“ war Liſt erlaubt.

Aber niemand fragte nach der Klavierſtunde, und die Kinder konnten ihre Lüge ſparen. Dafür ſchlug an dieſem Abend das Wetter, deſſen Nahen ſie vorgefühlt hatten, ein:

Um Michaelis, alſo in wenig Wochen, ſollte Horſt auf eine Kloſterſchule gebracht werden. Großpapa und Onkel kündeten es an als unwiderruflichen Beſchluß.

3.

Hilma war in Verzweiflung. Ihr ganzes Phantaſieleben, all' ihre Spiele, ihr Glück waren von Horſt nicht zu trennen. Wenn ſie ihn verlor, verlor ſie alles. Sie wußte nicht, wie ſie ohne ihn noch weiter leben ſollte.

Dagegen war Horſt, ſoweit er's vor der troſtloſen Schweſter zu zeigen wagte, ganz guter Dinge. Es wurden ſoviel nette neue Sachen für ihn angeſchafft, und alle Erwachſenen waren in der Abſchiedsſtimmung beſonders gut zu ihm. Auch freute er ſich auf Reiſeabenteuer und auf die vielen Schulkameraden. Soviel Jungen, und alles Herrenkinder wie er! Herrlich mußte ſich's da ſpielen laſſen. Das einzig Betrübende war, daß Hilma nicht mit durfte. Zu dumm, daß ſie ein Mädchen war!

An einem Sonnabend reiſte er mit Herrn Lampert, der ihn eskortierte, ab. Er war ſo ſchön ausgerüſtet und hatte ſo köſtlichen Mundvorrat mit auf den Weg bekommen, daß es ihm ſchwer fiel, eine traurige Miene zu zeigen, wozu er ſich doch Hilma gegenüber verpflichtet fühlte.

Alle ſtanden vor dem Haus und winkten mit Taſchentüchern dem davonrollenden Wagen nach.

Als dieſer durch die Torfahrt verſchwunden war, gingen die anderen ruhig wieder ihren Beſchäftigungen nach und ließen die ſchmerzerſtarrte Hilma unbeachtet ſtehen. Keiner kümmerte ſich um ihren Jammer. Und das Kind ſtand da mit ſeinem ſchweren Herzeleid und wußte nicht, wie es nur die nächſten Stunden ertragen ſollte.

Es war ein herbſtkalter Tag. Der Gärtner fürchtete Froſt für die Nacht. Er hatte mit dem Gehilfen die Topfgewächſe, die in ſchönen, ſteifen Gruppen am Haus ſtanden, heute umgetopft und zum Überwintern ins Glashaus gebracht. Wo ſie geſtanden hatten, ſah es verödet und wüſt aus. Verſtreute Gartenerde, Blumentopfſcherben, vermorſchte Holzſtäbe und abgeſchnittene Schößlinge lagen noch durcheinander.

In dieſer Wüſtenei kauerte Hilma am Boden, drehte Kugeln aus der feuchten Erde oder ſtarrte ſtumpfſinnig den welken Blättern nach, die der Wind vor ſich her wirbelte, ſo daß ſie übermütig zu tanzen ſchienen.

Das Übermaß und die Hoffnungsloſigkeit ihres Elends lähmten ihren Geiſt.

Lange kauerte ſie ſo.

Das Leben war erloſchen! Das Paradies war tot und der Park auch. Kein frohes Jagen mehr über die Stoppeln! Kein Springen von den Mauern! Verödet, kahl und häßlich war die Welt, wie dieſer Platz, auf dem die Gewächshausblumen geſtanden hatten.

Der Wagen kam von der Eiſenbahnſtation zurück und fuhr wieder am Haus vor.

Hilma blickte nicht auf. Ach, ſie wußte ja, daß er keinen Horſt zurückbrachte, nicht einmal Herrn Lampert!

Dieſer letzte Gedanke enthielt aber den erſten kleinen Troſt: nun gab es wenigſtens keine langweiligen Schulſtunden mehr.

Da ſagte plötzlich eine fremde Stimme in fremder Sprache: „My dear, what are you about?“

Verſtört blickte das Kind auf.

Die fremde Dame, die da neben der Mama ſtand, war die Engländerin, die nun ihre Erzieherin ſein ſollte. Mit dem Wagen, der Horſt zur Eiſenbahn gebracht hatte, war ſie geholt worden.

Die Mama in ihrem langen, ſeinen ſchwarzen Kleid ſah ernſt und müde und — wie faſt immer, wenn ſie Hilma anſah — unzufrieden aus.

„Sie iſt leider wild wie ein Gaſſenjunge,“ ſagte die Mama, „und ein nicht ſehr artiges Mädchen. — Kannſt du nicht aufſtehen und die Hand geben?“

Hilma muſterte die „Neue“, wie man einen noch unbekannten Gegner muſtert: mißtrauiſch und ſcharf.

Die Fremde ſah ſtreng und mürriſch aus, ſie war ſicherlich weit weniger nachſichtig und ſanft als Herr Lampert.

„Nun, begrüße Miß Moore,“ ſagte die Mama.

Aber Hilma wagte nicht, die Hand zu geben, denn ihre Hände waren von einer Kruſte feuchter Erde bedeckt.

„Nein, wie ſiehſt Du mal wieder aus!“ rief die Mama und wurde ganz rot vor Beſchämung. „Geh augenblicklich, waſch Dir die Hände und zieh Dir eine reine Schürze an.“ —

Die Miß war nicht ſo ſchlimm, wie Hilma gefürchtet hatte, nur gab ſie noch langweiligere Stunden als Herr Lampert.

Hilma träumte in jeder Nacht, Horſt wäre zurückgekommen, und wenn ſie dann aufwachte, weinte ſie und entſetzte ſich vor dem Tag, der ſie aus leeren Augen anglotzte. Sie tollte auch gar nicht mehr, ſondern hockte in den Winkeln und ſchlich umher, verlor die Eßluſt, bekam eine gelbliche Geſichtsfarbe und magerte ab.

Nur die Engländerin ſchien es zu bemerken.

„Ich fürchte, das Kind iſt nicht ganz wohl, Frau Baronin,“ ſagte ſie eines Tages.

Ungläubig und etwas gelangweilt hoben ſich Mamas feine Brauen.

„Was fehlt ihr denn?“

„I think she wants a dose,“ ſagte Miß Moore.

„So kann ſie eine haben.“

Hilma bekam ein abſcheuliches Pulver eingerührt, das unbehagliche Wirkungen hatte, aber an ihrem Zuſtand nichts änderte.

Als man ihr jedoch eine zweite verſtärkte Doſis einrührte, goß ſie den Sud zum Fenſter hinaus. —

Miß Moore war das Urbild der Steifheit. Sie verzog nie eine Miene und erhob nie die Stimme. Ihr Geſicht ſah weder jung noch alt aus, es war wie aus Holz geſchnitzt. Auch war ſie von Geſtalt weder dünn noch dick, weder groß noch klein.

An Onkel Guſtavs Ton hörte Hilma, daß ihm die Engländerin zuwider war. „Remède contre l'amour“ hatte er ſie genannt. Hilma verſtand den Sinn nur halb, aber in der Seele der Miß fühlte ſie ſich beinahe gekränkt.

„Bitte, ſagen Sie der Mama nicht wieder ich ſei krank,“ ſagte Hilma zu Miß Moore.

„Aber warum nicht, meine Liebe?“

„Weil ſie nicht mag, daß man jemand leidend findet. Sie will nur ſelbſt leidend ſein und bedauert werden.“

Miß Moore war entſetzt.

„Es iſt ſehr unartig, ſo etwas zu ſprechen! Nicht einmal denken darf ein gutes Kind etwas ſo Unkindliches.“

„Es iſt aber doch wahr!“ beteuerte Hilma. „Die Mama hat ein großes Unglück gehabt, von dem man nicht ſprechen darf. Darum iſt ſie immer krank und traurig, und alle Menſchen bedauern ſie. Sie will auch bedauert werden. Und mich hat ſie nicht lieb — gar nicht.“ —

Miß Moore tadelte und mahnte aufs neue. Aber Hilma war ein ſtörriſches Ding und machte es der armen Erzieherin nicht leicht. Indeſſen kränkelte ſie nach wie vor, und die Engländerin lag der Baronin in den Ohren, daß etwas für das Kind geſchehen müßte.

„Was fehlt Dir eigentlich?“ fragte die Mama mit ihrem ungläubigen Geſicht.

Digitized by Google

Hilmas Augen füllten ſich mit Tränen. „Mir fehlt der Horſt," antwortete ſie weinend.

„Das gibt ſich mit der Zeit," ſagte die Mama mit größter Gemütsruhe.

Hilma blickte finſter. Sie dachte: ‚Das gibt ſich nie.'

Dabei trat ſie unruhig von einem Fuß auf den anderen und trachtete danach, möglichſt raſch zu entkommen.

Die Mama ſagte: „Sie ſehen, Miß Moore, das ganze Leiden iſt ein bißchen kindiſcher Trennungskummer. Die beiden waren Inſeparables; aber es war höchſte Zeit, daß ſie auseinander kamen, denn ſie verwilderten zu ſehr."

Hilma, die lauernd und düſter von der Mama zur Miß ſchaute, gewahrte im Geſicht der Engländerin einen Ausdruck, der ſie betroffen machte. Dieſe Fremde war in Sorge um ſie, beläſtigte die Mama um ihretwillen! Und die Gleichgültigkeit der Mama, an die Hilma gewöhnt war, ſetzte Miß Moore in unwilliges Erſtaunen! Ja, man konnte es ihr anſehen.

Hilma umarmte plötzlich die Engländerin und ſagte leidenſchaftlich: „Ich hab' Dich lieb."

Miß Moore wehrte etwas verlegen ab.

„Du ſollſt zu Miß Moore doch ‚Sie' ſagen," tadelte die Mama etwas gereizt.

Hilma fühlte, daß ſie die Mama verletzt hatte. Seitdem das Bewußtſein in ihr erwacht war, hatte ſie für die Mama noch nie eine Aufwallung von Zärtlichkeit empfunden, und nie wäre es ihr in den Sinn gekommen, ſie zu umarmen.

Natürlich war es der Mama nicht recht, daß ſie nun Miß Moore lieb hatte! So dachte das Kind und fühlte die Befriedigung einer kleinen Rache.

Sie wollte von nun an in den langweiligen Stunden und auf den noch langweiligeren Spaziergängen mit Miß Moore artig ſein und ſich auch Mühe geben, engliſch zu ſprechen!

4.

„Ich habe noch nie ein Kind geſehen, das ſo ſchnell eine Sprache begriffen hätte wie Miß Hilma das Engliſche," erklärte Miß Moore.

Worauf die Mama antwortete: „Die Begabung hat ſie von unſerer Seite."

In wenig Wochen war Hilma ſo weit gekommen, daß ſie zu ihrem Vergnügen die engliſchen Bücher las, die Miß Moore ihr gab. Ihr hungernder Geiſt verſchlang dieſe etwas ſentimentalen und ſüßlichen Geſchichten, die von ungeheuer edlen jungen Mädchen handelten, mit gläubigem Entzücken.

Am ſchönſten war es jetzt, wenn draußen der Schnee ſtöberte oder der Sturm die alten Baumwipfel hin und her bog, in der großen Bücherei. Da verbreitete der weiße Kachelofen einige Wärme, und das Kaminfeuer in der entgegengeſetzten Ecke flammte und glühte ſo traulich!

Hilma hatte dort einen herrlichen Winkel zwiſchen zwei gewaltigen Bücherſchränken. Hier kauerte ſie, ſolange ſie ungerufen blieb, auf dem Fußboden oder lag lang hingeſtreckt wie Correggios Magdalena, verſunken in die Welt ihrer Amy Herbert oder der Ellen aus „The wide wide world".

Die Erwachsenen saßen auf bequemen Sesseln um den Kamin oder um den Mitteltisch und kümmerten sich nicht um das „Bücherwurm", das im halbdunkeln Winkel kleinen englischen Druck las. Sie wußten oft gar nichts von Hilmas Anwesenheit.

Sie unterhielten sich, ohne an das Kind zu denken. Hilma sah und hörte auch nichts, wenn sie „schmökerte". Aber einmal schlug ein Name an ihr Ohr, der nie in ihrer Gegenwart genannt wurde und der in ihre Traum- und Romanwelt hineinschmetterte, wie ein Posaunenstoß des Jüngsten Gerichts in den Schlaf der Toten.

Sie war mit einem Male ganz wach, ganz Ohr. Man sprach vom Vater!

Die Mama und der Onkel Gustav, die am Kaminfeuer saßen und sich die Füße wärmten, sprachen von „ihm"! Hilma begriff sogleich, daß man von ihrer Anwesenheit nichts wußte. Sie hielt den Atem an. Und da hörte sie ihr Herz so laut klopfen, daß sie fürchtete, sein Schlagen könnte sie verraten.

Nie hatte man ihr und Horst von dem Vater erzählt. Sie wußten nicht, ob er tot war oder in unerreichbar fernen Landen lebte. Die Mama trug lange schwarze Kleider, sprach immer in klagendem Ton und sah traurig und müde aus. Aber nie erwähnte sie den Papa. Auch die anderen nicht. Man hatte den Kindern in geheimnisvollem Flüstern verboten, nach ihm zu fragen oder ihn zu nennen.

„Denn das darf die Mama nicht hören," hatte die alte Kinderfrau gesagt. „Sie härmt sich gar zu sehre."

Dies geheimnisvolle Dunkel gab der kindlichen Phantasie unbegrenzten Spielraum. Und weil Horst und Hilma weder die Mama noch den Großpapa noch den Onkel Gustav lieb haben konnten, weil sie sich weder geliebt noch verstanden fühlten, so warf sich ihr ganzer Verehrungsdurst auf den unbekannten Vater, aus dem sie sich ein Idealbild schufen, das sie zu ihrem Schutzgeist ernannten. —

Die Mama hatte aber eben gesagt: „Wenn sie nur nicht die Augen von ihrem Vater hätte! Jetzt hat sie manchmal einen Blick, der mich so stark an die Art erinnert, wie Hilmar mich oft ansah, daß ich erschrecke. Wenn die Kinder in seine Familie schlagen, statt in unsere, das ertrag' ich nicht. Ich kann Hilma oft gar nicht ansehen."

„Die Hilma, ja," antwortete der Onkel Gustav, „die hat mehr von den Viernaus als von uns, nicht nur äußerlich, sondern leider auch im Charakter. Aber der Horst hat doch das Utendorfsche Gesicht. Der kann auch noch werden. Hier stand er nur viel zu sehr unter Hilmas Einfluß, und der war kein guter."

„Wenn ich denke," fuhr die Mama klagend fort, „wie ich mir immer ein recht blondes, feines und zartes Töchterchen gewünscht habe, mit glatten Scheiteln und frommen blauen Augen, wie die gute kleine Anita Mathis, um die ich Kirchenrats beneide!"

„Häßlich ist Deine Hilma aber nicht," sagte der Onkel, „wenn die sich erst herausmausert, kann sie eine wirkliche Schönheit werden."

Die Mama seufzte. „Mir wäre es lieber, sie wäre häßlich und sähe aus wie eine Utendorf. Die Viernausche Schönheit ist eine beauté du diable, die nur Unheil schafft."

„Hätteſt Dir halt einen anderen Vater für Deine Kinder ausſuchen müſſen," ſagte der Onkel etwas ungeduldig.

„Wer hat denn den Hilmar Viernau für mich ausgeſucht?" entgegnete die Mama heftig. „Damals, wie er um mich anhielt, habe ich doch nur eingewilligt, weil Ihr alle es wünſchtet. Er gefiel Euch allen. Auch Dir, lieber Guſtav."

„Am beſten doch wohl Dir, liebe Schweſter. Man heiratet einen Mann doch nicht, weil er anderen gefällt."

„Ich war damals ganz urteilslos und wußte von nichts etwas. Was Ihr gut fandet, das tat ich. Und ihr ließt mich blind in mein Unglück gehen. Ihr wußtet mehr von der Welt und von den Menſchen als ich."

Der Onkel ſagte ſehr gereizt: „Verzeih mir, beſte Maria, Du haſt einmal die Schwäche, immer andere Leute für das verantwortlich zu machen, was Dir fehlſchlägt. Dieſe Methode iſt ſehr bequem, aber ſie iſt nicht gerade gerecht."

Auf dieſe ſcharfen Worte folgte Schweigen. Nun war die Mama natürlich gekränkt. Für gewöhnlich ſprachen die Erwachſenen ungemein höflich untereinander. Die täglichen Anreden waren immer in ſchöne Redensarten und Komplimente eingewickelt. Eine leiſe Kritik, ja, eine bloße Unumwundenheit wurde als Beleidigung empfunden.

Hilma wagte nicht aus ihrem Verſteck herauszuſehen, aber ſie konnte ſich die wehmütige und vorwurfsvolle Miene der Mama lebhaft vorſtellen.

Nach einer kleinen Weile ſtand der Onkel auf, ſagte in einem Ton, der ſein Unbehagen verriet, er hätte noch mit dem Inſpektor zu ſprechen, und verließ das Zimmer. Dann vernahm Hilma der Mama ſchleifenden Schritt und das Raſcheln ihres mit Falbeln beſetzten Taft-Unterrocks.

Hilma lugte jetzt aus ihrem Winkel und ſah, wie die Mama vor einem der Pfeilerſpiegel ſtehen blieb.

Eine Weile war es nun ganz ſtill. Die Mama ſtand regungslos vor dem Spiegel, als wäre ſie eine Statue. Die Stehuhr tickte laut und langſam, und dann krachte es in irgend einem Möbel. „Holz iſt doch immer lebendig," hatte die alte Kinderfrau geſagt.

Hilma verkroch ſich wieder. Sie fürchtete ſich. Endlich gingen das Seidenraſcheln und der ſchleifende Schritt weiter. Der Deckel des Flügels wurde aufgeklappt. Eine kurze Stille noch, dann füllten ſüße, ſchwermütige Akkorde den Raum.

Hilma konnte nicht wieder leſen. Das wilde Schlagen ihres Herzens beruhigte ſich allmählich; aber ein Gedanke erfüllte ihre Seele ganz: „ſie liebt mich darum nicht, weil ich ‚ihm' ähnlich bin!" Das war bitter und doch ſüß, zugleich Schmerz und Glück; aber das Glück war größer als der Schmerz.

Nachdem die Mama eine Weile muſiziert hatte, ſchloß ſie den Flügel und ging fort.

Raſch ſchlüpfte Hilma aus dem Verſteck und tat dasſelbe, was vorher die Mama getan hatte: ſie ſtellte ſich vor den Spiegel.

Sie ſtarrte die Augen ihres Spiegelbildes an, von dem leidenſchaftlichen Wunſch beſeelt, darin den Blick zu ſehen, der an ihren Vater erinnerte.

Digitized by Google

Sie ſtarrte ſich in eine Art Hypnoſe hinein, und mit einem Male kam ihr's vor, als wären dieſe dunkeln, ernſten Augen nicht mehr ihre eigenen, ſondern die Augen ihres heimlich vergötterten Vaters. Regungslos, begeiſtert, verklärt ſtand ſie und ſchaute.

Da wurde eine Tür geöffnet.

Hilma fuhr zurück, ſo verwirrt und erſchrocken, als wäre ſie auf etwas ganz Schrecklichem ertappt worden. In der Tür ſtand der Großpapa und lachte — ihr ſchien es ein boshaftes Lachen.

„Sieh mal an, die kleine Jungfer Eva vor dem Spiegel," ſpöttelte er. „Fängt die Mamſell an, eitel zu werden?" Sie ſchämte ſich entſetzlich dieſes niedrigen Verdachts, gegen den ſie ſich nicht zu verteidigen wußte.

Tief gedemütigt und gekränkt ſchlich ſie ſich weg.

Erſt viele Jahre ſpäter, wenn ſie dieſes peinlichen Augenblicks gedachte, wurde ihr klar, daß der Großvater ſich ganz harmlos an der kleinen „Evastochter" ergötzt hatte, und daß dies wirklich nichts Furchtbares geweſen war.

5.

Eines Tages, als Hilma in den ungeheizten Saal ſchlich, in dem die Ahnenbilder und die größten Spiegel hingen, der aber im Winter nicht zu durchwärmen war, fand ſie dort eine greuliche Verwüſtung. Die hellen Seidenmöbel waren mit Betttüchern überdeckt, die Bilder und Spiegel ſtanden am Boden gegen die Wand gekehrt. Über das Parkett waren alte, verblichene Teppiche gelegt, Eimer mit Farbe ſtanden umher, und von einer Stehleiter aus malte der Tünchermeiſter Strohl die Wände an.

Hilma wollte eilig fliehen, denn ſie war ſehr ſcheu und fürchtete ſich vor jedem fremden Menſchen. Da ſah ſie am Fenſter einen Jungen ſtehen, den ſie ſeit langer Zeit liebte, ohne zu wiſſen, wie er hieß.

Er hatte ſich vorzeiten ihren herrlichen Spielen mit den Bauernjungen bisweilen angeſchloſſen. Horſt und Hilma hatten unter ſich ausgemacht, daß er Malegis heißen müßte, weil er ganz ſo blond und ſo ſonnig ausſah und ſo ſtrahlende blaue Augen hatte wie der Malegis aus der Heldenſage, der der Freund des Vivian war.

Sie vergaß das Verbot und alles, was man von den ſchlimmen Folgen des Verkehrs mit der Dorfjugend geſagt hatte, in ihrer Sehnſucht, endlich einmal wieder mit einem Jungen zu tollen.

Wie ſie nun den Malegis halb ſcheu, halb begehrlich anblickte, lächelte der ihr ſo fröhlich und freimütig zu, daß ſie Mut faßte.

„Komm ein bißchen mit in den Garten! Magſt Du?" Malegis war bereit.

Auf der Treppe erfuhr ſie, daß er des Stubenmalers und Bauern Strohl Sohn war, ſeinem Vater die Farben trug und mit Rufnamen Louis hieß.

„Louis?" wiederholte ſie etwas befremdet. Wie konnte einer Louis heißen, der wie der Malegis ausſah?! — Aber dann fiel ihr eine wunderſchöne Spukgeſchichte ein, die ſie neulich in einem alten Kalender gefunden hatte.

Sie erklärte: „Weil Du Louis heißt, kannst Du der Prinz Louis Ferdinand sein, und ich werde Dir als die weiße Frau erscheinen. Das ist nämlich die Gräfin, Orlamünde, die spuken muß, so oft ein Hohenzoller sterben soll, weil der Albrecht von Nürnberg sie nicht als Frau haben wollte und weil sie ihre beiden Kinder totmachen ließ. Und vorher will ich die Königin Luise sein, denn wir wollen jetzt die Schlacht bei Jena spielen."

Sie führte ihren Freund in das Notwendige ein und fand ihn gelehrig. Bald tobte die Schlacht bei Jena in dem winterlich öden Park, dessen Rasenflächen und Wege eine leichte Schneeschicht bedeckte.

Man gab Signale auf eingebildeten Schlachttrompeten, verfolgte den Feind, machte Gefangene, übernahm jeden Augenblick eine andere Rolle.

Hilma glühte vor Lust und Begeisterung. Ihr blondlockiger Freund war zwar kein Horst, aber er wußte sich ihr mit viel natürlicher Liebenswürdigkeit anzupassen.

Das dauerte, bis die Durchgängerin zur Schulstunde eingefangen wurde.

Malegis kam zum Glück am nächsten Tag wieder, und das aufregende Spiel konnte fortgesetzt werden. Da im Winter selten jemand von den Erwachsenen im Park lustwandelte, ging es wieder unbemerkt vorüber.

Am dritten Tage stürmte und schneite es. Da nahm Hilma ihren Freund mit auf den großen Dachboden hinauf. Hier waren in alten Schränken, Kommoden und Truhen, Kisten und Koffern unermeßliche Kleinodien verborgen: Urgroßväterplunder aus mehreren Menschenaltern.

In diesen Schätzen konnte man wühlen und sich mit ihnen häuslich einrichten.

Es war bitter kalt hier oben, aber Hilma war abgehärtet und Malegis erst recht.

Zuletzt holte Malegis sein Vesperbrot hervor zur gemeinsamen Mahlzeit. Das war ein seltener Genuß! Denn Louis wickelte aus Zeitungspapier schwarzes Bauernbrot und ein großes Stück Backsteinkäse. Etwas so Wohlschmeckendes hatte Hilma noch nie gegessen. Achtungsvoll kauerte sie dem großmütigen Freund gegenüber am Boden, und er schnitt mit seinem gewaltigen Taschenmesser Stücke von seinem Käse herunter, die er abwechselnd sich selber und seiner Freundin in den Mund steckte.

Das lukullische Mahl war noch nicht beendet, als Hilma zur Mama gerufen wurde, die unerwartet Verwandtenbesuch bekommen hatte.

Mit verwirrten Locken und verstaubtem Kleidchen, Hände und Gesicht nicht sehr sauber, trat Hilma in den Salon.

Die Mama empfing sie mit dem gewohnten Schreckensruf: „Aber Hilma, wie siehst Du wieder aus?! Und . . . . wie . . . . riechst Du denn?! Du hast doch nicht etwa Käse gegessen?!"

Ein solches Entsetzen lag in den Augen der Mama, als wäre Käse-Essen das Schändlichste, was man tun konnte.

In ihrem Schreck stammelte Hilma: „Der Louis Strohl hat mir ein bißchen abgegeben."

Die Mama ſchämte ſich ihrer Tochter ſo ſehr, daß ſie ganz rot wurde. Das ging dem Kind zu Herzen.

Der Großpapa, deſſen leiſe, harte Stimme die Herzen frieren machte, ſagte: „Dies Kind hat merkwürdig degenerierte Neigungen. Sowie ſie ſich ſelber überlaſſen bleibt, paſſiert irgend etwas Horrendes. Man ſollte ſie gar nicht ohne Aufſicht laſſen.“

Die Mama ſchüttelte den Kopf wie jemand, der keinen Rat weiß, und ſeufzte: „Meine armen Nerven ſind zu ſehr mitgenommen von all dem Schweren in meinem Leben, als daß ich das ſchwierige Kind um mich haben könnte. Aber Miß Moore muß wirklich mehr auf ſie achtgeben.“

So erſchüttert war man über ihre Aufführung, daß man faſt zu ſchelten vergaß.

Aber nun miſchten ſich auch die fremden Tanten ein und gaben Ratſchläge, wie, nach ihrer Anſicht, ſolch ein kleiner Tunichtgut am beſten zu bändigen wäre.

Mit heimlichem Zittern um ihr bißchen koſtbare Freiheit und mit zorniger Empörung hörte Hilma zu, bis man ſie unwirſch fortgehen hieß, um ſich zu ſäubern.

„Vor allen Dingen ſpüle Dir ordentlich den Mund aus! Du haſt doch noch eau de bôtôt?“ —

Erſt auf der Treppe fing Hilma zu weinen an. Immer fand man ſie ſchlecht! Niemand glaubte an das Gute in ihr! Und alles, was ſie liebte, nahm man ihr fort, und jede Freude wurde ihr zerſtört!

‚Wär' ich doch nur tot!‘ dachte ſie und ſchluchzte aus Mitleid mit ſich ſelber. —

Natürlich war das kurze Freundſchaftsglück zu Ende. Vater Strohl bekam die Weiſung, ſeinen Sohn nicht wieder ins Herrenhaus mitzubringen. Alſo verſchwand der ſonnige Malegis.

Hilma aber hatte in einem von Miß Moore's Büchern ein Gedicht gefunden, deſſen Dichter, Thomas Moore, ſie für Miß Moore's Vater hielt, (was ſie aber verſchwieg, denn ſie glaubte, daß man nach einem Vater niemals fragen dürfte). Dies Gedicht liebte ſie ſehr und ſie vergoß mit ſchmerzlicher Wonne Tränen darüber. Es hieß:

All that's bright must fade
the brightest still the fleetest,
All that's sweet was made
but to be lost when sweetest.

Who would seek or price
delights that end in acking?
who would trust to ties
that every hour are breaking!

Better far to be
in utter darkness lying
than to be blessed with light and see
than light for ever flying.

Zu dieſen Verſen dachte ſie ſich eine traurige Melodie aus, die ſie zuweilen — wenn ſie für die Stunde beim Kantor üben ſollte — auf dem Klavier ſpielte. Dazu

ſang ſie leiſe die Worte, bis ihr vor Weinen die Stimme verſagte. Sie dachte an das Spiel mit Louis Strohl, an ſeinen Backſteinkäſe und das große Taſchenmeſſer.

6.

Während dieſer ganzen Zeit zählte Hilma die Tage bis zu den Weihnachtsferien. Ach, es waren entſetzlich viele, und jeder war angefüllt mit unangenehmen Dingen. Nun aber kamen die Adventſonntage, und Hilma plante Weihnachtsüberraſchungen für Horſt. Sie hätte die Zeit bis zu ſeiner Ankunft mit Peitſchen vor ſich her treiben mögen, ſo ungeſtüm freute ſie ſich auf das Wiederſehen.

Und dann, mit einemmal, war alles aus.

Horſt hatte die Einladung eines Schulfreundes angenommen. Statt nach Hauſe zu kommen, ſollte er mit dem Freunde nach deſſen Heimat reiſen.

Hilma erfuhr das Schreckliche ganz unvorbereitet. Die Mama hatte von dem Vater des Freundes einen Brief bekommen, der ihr ſehr gefallen hatte. Die Erwachſenen ſchienen ſich durch dieſe Einladung geehrt zu fühlen. Der Schulfreund ſtammte aus ſehr vornehmem Haus.

„Ich wüßte nicht, wie ich es abſchlagen ſollte?“ äußerte die Mama im Tone ſanfter Nachgiebigkeit.

„Warum auch?“ entgegnete der Onkel. „Der Junge iſt dort entſchieden beſſer aufgehoben als hier.“

Da fühlte Hilma ſich vor Schreck erſtarren.

Sie rief entſetzensbleich: „Aber der Horſt ſehnt ſich doch nach mir!“

Über dieſen Aufſchrei lachten die Erwachſenen.

Ganz verzweifelt bat und flehte das Kind: „Ach bitte, bitte, laßt ihn kommen! Sein Freund hat ihn doch immer in der Schule, und ich habe nichts! Ich will auch ſo zahm und artig ſein, wie noch nie! Das ganze Jahr! Alles will ich tun, was ihr wollt! Ich will jeden Tag eine ganze Stunde an meinem Strumpf ſtricken, wenn ihr mir nur den Horſt laßt!“

Der Großpapa ſchüttelte mißbilligend den Kopf: „Qu'elle est exaltée cette malheureuse enfant!“

Die Mama war ein wenig gerührt. Sie ſagte vorſtellend: „Wenn der Horſt nun aber doch nicht kommen möchte?“

„Er .... möchte .... nicht?“

„Ja, da machſt Du große ungläubige Augen! Er hat ſelbſt um Erlaubnis gebeten, mit zu Hartwigs Eltern zu dürfen.“

Hilma blieb regungslos vor der Mutter ſtehen und ſtarrte blöde vor ſich hin. Sie konnte das nicht faſſen.

Der Großpapa zog die Brauen hoch. „Wie ſie mal wieder daſteht! Siehſt Du, meine liebe Maria, mit dieſem Mangel an Haltung wird ſie nie eine Figur machen.“

Der Onkel Guſtav faßte ſie bei den Oberarmen und bog ihre Schultern kräftig zurück.

„Kopf hoch!“ kommandierte er. „Frauenzimmerchen, ſetz' doch nicht dieſe Jammermiene auf! Das iſt wirklich kein erfreulicher Anblick.“

Hilma fühlte Qual und Verzweiflung. Sie war von Gott und Menſchen verlaſſen, von allen, allen! Niemand hatte ſie lieb, auch Horſt nicht mehr. — Und da ſollte ſie noch ein erfreulicher Anblick ſein? —

Miß Moore ergriff ſie bei der Hand und führte ſie ſchweigend aus dem Zimmer.

Draußen ſagte ſie leiſe: „Armes kleines Ding!“

Dieſe Worte löſten Hilmas Erſtarrung. Sie warf ſich in die Arme der Gouvernante und brach in wildes Weinen aus.

Den ganzen Tag floſſen ihre Tränen.

Sie erinnerte ſich jetzt, daß der Onkel Guſtav einmal zur Mama geſagt hatte, ſie, Hilma, hätte Horſt beeinflußt, und ihr Einfluß wäre kein guter geweſen.

Sie begriff, daß man ſie und den Bruder von einander fern halten wollte. —

Horſt verſtand ſich nicht auf den ſchriftlichen Ausdruck. Er ſchrieb ſelten. Und kam einmal ein Brief, ſo ſtand ſo gut wie nichts darin.

In ihrer Einſamkeit ſuchte Hilma Troſt bei den Büchern. Die Schränke in der Bibliothek waren zum Glück unverſchloſſen. Sie fand wunderſchöne Erzählungen: Novellen von Edmund Hoefer und Spukgeſchichten von E. T. A. Hoffmann, Romane von Walter Scott und Edward Litton Bulver, auch von Alexander Dumas und Victor Hugo.

Dieſe ſchleppte ſie alle in ihren Winkel und ſchwelgte heimlich darin. Vieles verſtand ſie freilich noch nicht, aber das ergänzte ſie mit ihrer Phantaſie. Sie fieberte oft über dieſen aufregenden Geſchichten, verriet ſich aber mit keinem Wort. Jede Freude, die ſie ſich verſchaffen konnte, hütete ſie als ſtrenges Geheimnis, denn ſie war zu der Überzeugung gelangt, daß die Erwachſenen nicht duldeten, daß ſie ſich an etwas freute. Was man konnte, nahm man ihr weg. Miß Moore war zwar gut, aber ſie hatte eine Menge langweiliger Grundſätze.

Hilma wunderte ſich kaum mehr, als ſie erfuhr, daß Horſt auch zu den Oſterferien nicht kommen würde. Nur eins kam ihr ſonderbar vor: auf ihre Frage, ob er wieder zu den Eltern ſeines Freundes reiſte, hieß es „nein“, und auf ihr: „wohin geht er denn?“ antwortete man kurz: „zu Leuten, die Du nicht kennſt.“ Mehr erfuhr ſie nicht.

‚Ob er überhaupt nie wieder kommen ſoll?‘ dachte ſie gramvoll. Sie wagte nicht danach zu fragen.

Aber die Sommerferien brachten den Heißerſehnten endlich doch!

Anfangs konnte man nicht gleich wieder den vertrauten Ton finden. Eine Fremdheit ſtand zwiſchen den Geſchwiſtern. Die Erwachſenen machten in den erſten Stunden viel Weſens um Horſt. Er beantwortete munter alle an ihn gerichteten Fragen, tauſchte mit Hilma aber nur halb verlegene Blicke.

Endlich durften die Kinder in den Garten hinunter.

Auf den Parkwieſen rechten Bauernweiber das geſchnittene Gras, deſſen Aroma ſich mit dem ſüßen Duft der Zentifolien miſchte. Und die Steinlinde blühte und duftete ſeiner als alles.

‚Nun iſt der Garten wieder ein Paradies,‘ dachte Hilma.

Aber die Befangenheit wich doch noch nicht ganz. Hilma hatte dem Bruder so unendlich viel erzählen und klagen wollen; nun kam ihr das alles abgestanden vor und nicht wert, seine frische, heitere Miene zu trüben.

„Wollen wir mal wieder auf unsere Steinlinde klettern?“ schlug sie vor.

Er maß die Höhe ihres alten Sitzes im Geäst mit abschätzenden Blicken und sagte: „Das lohnt sich gar nicht.“

„Aber es war doch schön, als wir Storch und Störchin spielten!“

Er lachte verlegen: „Wir waren riesige Kälber damals.“

Sie schwieg verwundert.

„Siehst Du noch manchmal die nette Anita?“ erkundigte er sich.

„Fast nie. Ich bin ja zu wild. Frau Mathis fürchtet, ich könnte sie mal zerbrechen. So eine Puppe.“

„Aber für ein Mädchen ist sie grade nett,“ meinte er.

Das erstaunte sie wieder.

Bei einer Silberpappel sagte sie: „Weißt Du noch, wie wir uns an den Ast hängten, wenn wir Büßer waren?“

„Jetzt kann ich richtige Klimmzüge machen,“ entgegnete er stolz. „Soll ich Dir das zeigen?“

Er machte ihr die Klimmzüge vor.

„Im Turnen bin ich immer einer von den Besten.“

Hilma versuchte, ihm die Klimmzüge nachzumachen, aber da sie ungeübt war, blieb sie weit hinter ihm zurück.

„Ja, das geht nicht so,“ lachte er, „dazu muß man sich trainieren.“

Hilma nahm sich vor, in jeder freien Viertelstunde Klimmzüge zu üben.

Nach und nach kam Horst ins Erzählen. Die Klosterschule bestand aus zwei feindlichen Heerlagern: Lehrern und Schülern. Die Lehrer hatten eine Menge von Rechten, dafür waren die Schüler an Zahl weit überlegen, voller Schläue und Kraft und alle miteinander verbündet. In den „Zellen“ hielt man abends heimliche Gelage. Draußen in den langen Klostergängen wurden Wachen aufgestellt. Auch war man im Bunde mit den Bauernjungen, die Spionen- und Schmugglerdienste leisteten. Nachts brachen die Verwegensten zuweilen aus dem Kloster aus, kletterten am Spalier hinunter, klommen über die Mauer, durchschwammen den Strom und trabten in den nassen Anzügen eine halbe Stunde weit nach einer Waldschenke, deren Wirt ein Verbündeter war. Dort kneipte man und brachte in den Taschen einige Flaschen Bier den Zellengenossen mit, immer unter Gefahr, verfolgt und abgefaßt zu werden, denn auch der Feind hatte seine Spione. —

Mit Begeisterung und verzehrendem Neid lauschte Hilma diesen kühnen Taten.

Sie sagte plötzlich: „Warum ist der liebe Gott so grausam gewesen, daß er mich nicht auch zu einem Jungen gemacht hat?!“

„Ja, das ist sehr schade,“ meinte Horst.

Sie raffte ihren Mut zusammen und erklärte: „Aber ich werde alles lernen. Ich werde alles können.“

Horst traute ihr das zu. Ganz heimlich hatte er doch eine sehr hohe Meinung von ihr.

7.

Die alte Vertrautheit kehrte zurück, und ohne daß Horſt ſich deſſen bewußt wurde, geriet er wieder in den Bann der Einbildungskraft Hilmas. Sie ſpielten nun doch wieder die alten Spiele.

Eines Tages, im Auguſt, lagerten ſie am Waldrand beim Rollborn. Es war heiß. Über den reifen Kornfeldern, die ſich zwiſchen ihrem Paradieswald und dem Dorf dehnten, lagen Mittagsſtille und weißer Sonnenglaſt. Glühend leuchteten am Feldrand die Farben der blauen Kornblumen und des Mohns, der Rade und des Ritterſporns. Nirgends gab es ein ſolches Konzert jubelnder Farben, wie dieſes zwiſchen den weißgelben reifen Ähren, die der Senſe harrten.

Horſt lag auf dem Bauch, ſtützte ſich auf die Ellenbogen und ſah den Käferchen zu, die auf Grashalme kletterten, herunterpurzelten und von neuem kletterten. Hilma lag auf dem Rücken, wohlig ausgeſtreckt, und ſchaute in den Wipfel einer ſchlankgewachſenen Waldeiche, deren zackiges Laub ſich von dem tiefen Himmelsblau abzeichnete.

In dem verwilderten Gehölz hatten Efeu, Leberkraut und Immergrün den Boden mit dichtem, dunkelgrün glänzendem Teppich überſponnen. Zwiſchen Moos und feinem Waldgras blühten ſeltſame Blumen: gefleckte Orchideen und wilder Türkenbund.

„Die Eiche ſieht ſo merkwürdig froh aus," fand Hilma.

„Froh?" wiederholte Horſt.

„Ja. Es fällt mir eben auf. Stark und frei und froh. Mehr als jeder andere Baum. Sie iſt ein königlicher Baum! Weißt Du was? Wir wollen die Eiche ‚Ihm' weihen. Wenn wir mit den Erwachſenen ſind, ſoll ein Eichenblatt, oder ein Zweig bedeuten, daß wir an ‚Ihn' denken. Soll es ſo ſein?"

„Wenn ich Dir bloß etwas ſagen dürfte!" rief der Junge in plötzlich hervorbrechender Lebendigkeit.

„Du darfſt mir alles ſagen, Horſt. Du mußt ſogar! Ich würde Dich verachten, wenn Du mir nicht alles ſagen wollteſt!"

Da platzte ſein mühſam verwahrtes Geheimnis heraus: „Ich bin nämlich bei ‚ihm' geweſen."

Sie ſchrie auf: „Horſt!!" Und ſchnellte aus ihrer Ruhelage empor. Am Boden ſitzend, ſah ſie ihn mit Augen an, die ein einziges, heißes Verlangen waren. Aber dann erſchien ihr ſeine Mitteilung zu unwahrſcheinlich und unwirklich. Ungläubig fragte ſie: „Iſt das wirklich wahr?"

„So wahr, wie ich hier liege."

„Und das ſagſt Du mir jetzt erſt?! Wann denn?"

„Oſtern. Die ganzen Oſterferien war ich dort."

„Wie ich Dich fragte, haſt Du aber doch geſagt . . ."

„Natürlich mußte ich irgend etwas lügen," fiel er ihr ärgerlich ins Wort. „Weil ich Dir nichts davon ſagen ſollte."

Hilma verſtummte, von der Wucht des ſo jäh auf ſie Einſtürmenden ganz betäubt. Wie ungeheuerlich war das: Horſt mit den Erwachſenen gegen ſie im Bunde! Und warum ſollte ſie nicht erfahren, was er wußte?!

Sie war ſo empört, daß ſie endlich mit ſtrengem Ernſt erklärte: „Es iſt Dein Glück, daß Du endlich beichteſt. Sonſt müßte ich Dich für einen Verräter halten.“

Horſt proteſtierte lebhaft.

„Mädchen ſtellen immer alles auf den Kopf,“ erklärte er verächtlich. „Einen Verräter könnte man mich höchſtens jetzt nennen, weil ich Dir verraten habe, was ich verſprochen hatte, nicht zu verraten.“

Hilma, die ihn gekränkt und verletzt hatte, bedachte, daß ſie ihn nicht erzürnen dürfte, wenn ſie das, was ſie über alles in der Welt intereſſierte, jetzt von ihm hören wollte. Dabei durchzuckte ſie aber ein ſchmerzliches Bedauern darüber, daß ſie zum erſtenmal genötigt war, auch ihrem liebſten und vertrauteſten Menſchen gegenüber nicht ganz ehrlich zu bleiben. Denn ſie mußte ihn jetzt begütigen, ohne ſelbſt begütigt zu ſein.

„Ja, ich ſehe ein, daß Du nur aus Redlichkeit geſchwiegen haſt,“ erklärte ſie. „Aber Du mußt nicht vergeſſen, daß wir zwei in unſeren Herzen nicht zwei ſind, ſondern einer. Wenn ich verſprechen müßte, irgend etwas keinem Menſchen zu ſagen, würde ich doch immer bei mir ſelbſt die Klauſel machen: außer dem Horſt. Du biſt wie ich, und für mich nicht ein anderer.“

„Ja,“ ſagte Horſt, „natürlich mache ich es auch ſo; aber man hat mir doch extra verboten, Dir etwas zu ſagen.“

Sie ſeufzte. „Möchte nur wiſſen, warum?!“ Dann, entſchloſſen, möglichſt viel zu erkunden, ſetzte ſie eifrig hinzu: „Erzähl' mir jetzt aber alles, alles!“

„Wirſt Du auch dicht halten?“

„Wie das Grab. Ehe ich Dich verrate, laß' ich mich köpfen. Wie iſt er?“

„Sehr nett.“

„Groß?“

„Ja. Ich glaube.“

„Schön?“

„Das weiß ich nicht. Auf ſo was ſieht ein Junge gar nicht. Das tut nur ihr Mädchen.“

Dies ‚ihr Mädchen‘ hatte er ſich erſt in ſeiner Schule angewöhnt.

„Sind ſeine Augen ſo ähnlich wie meine?“ Sie fragte es mit heimlicher Scheu.

Er antwortete: „Keine Spur. Er kann doch nicht Augen haben wie ein Mädchen! Er iſt alt und dick und hat nicht viel Haare über der Stirn und trägt eine goldene Brille. Das iſt alles, was ich weiß.“

Hilma würgte an einer ſchweren Enttäuſchung. Das Bild, das Horſt eben entworfen, war ihrem herrlichen Idealbild gar zu unähnlich!

„Iſt er denn ſo alt wie der Großpapa?“ fragte ſie kleinlaut.

„Nein, ſo alt nicht. So ungefähr wie der Onkel Guſtav und auch ungefähr ſo dick. Aber ſonſt iſt er viel gemütlicher als der Onkel Guſtav. Man fürchtet ſich gar kein bißchen vor ihm.“

„Ja, ja,“ nickte ſie eifrig, „ich denke mir: er iſt gut. — Aber erzähle mehr! Du mußt mir alles von Anfang bis zu Ende erzählen!“

Horſt konnte nicht ſchildern, nicht einmal erzählen. Sie mußte ihm alles abfragen, und ſeine Antworten ſättigten ihren Wiſſenshunger ſehr wenig. Und immer begriff er gar nicht, auf was es ihr eigentlich ankam.

Er wiederholte nur unermüdlich, daß dort alles „ſehr nett“ geweſen ſei: Elektriſches Licht und Waſſerleitung, die kaltes und heißes Waſſer gab, je nach dem Hahn, den man aufdrehte. Und ein Gasofen mit tauſend Flämmchen. Auch hatte ihn der Papa mit in den Zoologiſchen Garten genommen und ins Theater. Am geſprächigſten wurde er über ein Walroß.

„Aber wenn er doch in Deutſchland wohnt und es ſo gut hat,“ warf Hilma ein, „warum kommt er niemals zu uns, „und warum darf niemand von ihm ſprechen? Wenn ich das begreifen könnte! Ich denke immer, wenn er käme, würde er gut zu mir ſein und nicht ſo wie die anderen.“

„Ja, ich weiß auch nicht.“

„Haſt Du ihn nicht gefragt?“

„Nein.“

„Warum nicht?“

Horſt errötete. Er konnte ſich nicht erklären, wußte ſelbſt nicht, warum.

„Man kann nach ſo etwas nicht fragen,“ behauptete er ſchließlich.

„Iſt er auch traurig?“ forſchte Hilma.

„Nein, gar nicht. Er iſt ein ganz fideles Haus.“

Hilma fand die ſtudentiſchen Ausdrücke, die Horſt von der Schule mitgebracht hatte, ſehr forſch und ſprach ſie nach. Aber daß er den Vater „fideles Haus“ nannte, gefiel ihr nicht. Noch viel mehr ſtörte ſie die Tatſache ſelbſt: ‚Wie kann er vergnügt ſein,‘ dachte ſie, ‚wenn die Mama ſo unglücklich iſt, und ſein Kind ſo einſam und verlaſſen! Weiß er wohl, daß man mich haßt, weil ich ihm ſo ähnlich ſein ſoll?‘

„Iſt er ganz allein in ſeinem ſchönen Haus?“ fragte ſie.

„Nein, da iſt eine Tante Agnes mit ihm,“ antwortete Horſt ein wenig befangen.

„Die ſorgt wohl für ſein Eſſen?“

„Ja ..... ſie haben Dienerſchaft.“ Er ſtand auf und zog ſeine neue Taſchenuhr vor. „Die iſt nicht vom Großpapa, ſondern von ‚ihm‘. Das Werk iſt vorzüglich, ſagte der Papa. Er hat mir auch ein Petſchaft geſchenkt mit einem roten Edelſtein, auf dem das Viernauſche Wappen eingeſchnitten iſt. Das hab' ich aber im Kloſter gelaſſen, weil ich es dir doch nicht zeigen durfte. Und jetzt müſſen wir nach Hauſe rennen, ſonſt kommen wir zu ſpät zu Tiſch.“

Seitdem Horſt die Uhr mit dem vorzüglichen Werk beſaß, dachte er an die Zeit und hielt die verträumte Hilma zur Pünktlichkeit an.

Sie machten ſich auf den Weg, und Horſt fuhr fort, von den Merkwürdigkeiten des Zoologiſchen Gartens zu ſprechen.

Hilma ſchaute auf das Haferfeld, das wie ein Meer wogte und ſchimmerte. Dabei war ihr ſo ſchwer ums Herz, als hätte ſie in dieſer Stunde ihren tiefſten Troſt und Halt eingebüßt.

Und Horſt hatte keine Ahnung von dem, was ſie empfand! Er konnte denken, ſie kümmerte ſich um Rieſenſchlangen und Walroſſe

Als er endlich ſchwieg, wagte ſie noch eine zitternde Frage: „Hat er ſich gar nicht nach mir erkundigt?“

„Doch. Er wollte alles Mögliche wiſſen.“

„Von mir?“

„Ja. Von Dir.“

„Was denn?! Lieber, guter Horſt, beſinne Dich doch darauf und ſag' mir alles!“

„Na, er fragte, ob Du geſund wärſt, und ob ich eine Photographie von Dir hätte . . .“

„Du haſt keine!“ rief ſie bedauernd.

„Und ob wir uns gut vertrügen, fragte er noch.“

„Was ſagteſt Du ihm?“

„Ich ſagte eben, wie es iſt.“

„Was denn? Was?“ drängte ſie.

„Na, daß Du laufen und klettern und ſpringen könnteſt wie ein Junge, und daß Du ein famoſer Kamerad wärſt.“

„Freute er ſich darüber?“

„Ja.“

„Erzähltеſt Du ihm auch von der Mama und den anderen?“

„Nein.“

„Gar nicht?“

„Nein. Er fragte nicht.“

Sie gab ſich endlich zufrieden. Nun wollte ſie erſt einmal allein ſein, um über all' dies nachzudenken. Wie der Horſt es nur ausgehalten hatte, die ganze Zeit zu ſchweigen! Er war wirklich ein ſehr heldenhafter Charakter.

8.

Es war eine neue Erfahrung für Hilma, daß ſie's jetzt oft danach verlangte, ganz allein zu ſein, um ungeſtört ihren Gedanken nachhängen zu können oder ſich in die geliebten Bücher zu vergraben. Doch kam ihr dieſe Wandlung noch nicht deutlich zum Bewußtſein. Sie fühlte nur ein leichtes, mit etwas Bedauern und etwas Schuldgefühl vermengtes Befremden.

Aber auch Horſt machte neue Erfahrungen.

Der ſtarke Einfluß Hilmas, der ihn leicht aus ſeiner eigenen Bahn ſchleuderte, fing an, ihn ein wenig zu beläſtigen.

Das Schlimmſte war, daß ſie ſeit jener unſeligen Mittagsſtunde am Rollborn gar nicht aufhörte, ihn auszufragen, wodurch er beſtändig an das erinnert wurde, was er gar zu gern vergeſſen hätte: daß er ſchwatzhaft geweſen war, wie ein Waſchweib, ſtatt dicht zu halten, wie es Männern ziemte.

Bei der beunruhigenden Leidenſchaft und Dringlichkeit ihrer endloſen Fragerei kam ihm jetzt manchmal der Gedanke, daß das Verbot der Erwachſenen nicht ſo unbegründet geweſen war. Von dieſem Punkt aus gelangte er zu weiteren Schlüſſen. War es nicht möglich und ſogar wahrſcheinlich, daß die Erwachſenen überhaupt öfter Recht hatten, als Hilma glaubte? Wenn er die Urteile der Schulkameraden

mit denen Hilmas verglich, ſo erſchien ihm jetzt die Denkweiſe der Jungen der der Erwachſenen doch ähnlicher und der Wirklichkeit näher als die Hilmas. Hilma freilich glaubte bombenfeſt an das, was ſie ſich einbildete, und er hatte früher immer blind mitgeglaubt. Jetzt kamen ihm an ihrer Unfehlbarkeit Zweifel, die ihn drückten; denn er empfand ſie als eine Art Verrat an ihr, weil er ſie nicht bekennen konnte. Sie war ihm mit Worten zu ſehr überlegen, ſo daß er nie gegen ſie Recht behalten hätte. Es würde alſo nur einen fürchterlichen Streit und eine Rauferei geben, denn wenn ſie in Zorn gerieten, hauten ſie aufeinander los.

So kam es, daß der Abſchiedsſchmerz diesmal ſogar für Hilma ein milderer war.

Sie tröſtete ſich mit den Büchern.

Eines Tages war ſie der vielen Romane überdrüſſig. Sie ließ den Schrank, der bisher ihr Schatzhaus geweſen war, verächtlich geſchloſſen, und öffnete den, aus dem die Mama ihre Erbauungsbücher zu holen pflegte.

Da ſtanden die Bekenntniſſe des heiligen Auguſtin und Mark Aurels Meditationen und das Heimweh von Jung-Stilling und Mamas Lieblingsbuch: Der Thomas a Kempis. Die enthielten aber alle wohl nur ſchrecklich fromme Ermahnungen. Das konnte ſie nicht verlocken, denn ſie verabſcheute die ewigen Ermahnungen. Sie griff nach einem in Leder gebundenen Bändchen und öffnete es aufs Geratewohl. Es waren Geſpräche, die Sokrates, der Mann, der den Schirlingsbecher hatte trinken müſſen, mit ſeinen Jüngern über die Unſterblichkeit der Seele hielt. Dieſer Sokrates ſetzte die unbegreiflichſten Dinge ſo auseinander, daß ſie ganz einfach und klar wurden. War das herrlich! Sie las mit brennender Gier.

Ja, nun wollte ſie nur noch dieſe Bücher leſen, die Weisheit und Erkenntnis lehrten! Denn ſie wollte weiſe werden und durch Wiſſen mächtig, und dann, wenn ſie alles erkannte, wollte ſie allen Irrtum ausrotten. Wenn erſt die Menſchen aufhörten, ſich untereinander und alle Dinge falſch zu verſtehen, dann mußten alle glücklich werden.

Das war ein wunderſchönes Ziel!

Daß es Bücher gab, die das tiefſte Wiſſen vom Leben und von dem, was nachher kam, ſo einleuchtend lehrten! Und daß dieſe wunderbaren Helfer jahraus jahrein muckmäuschenſtill in ihrem Schrank ſtanden, als ob ſie gar nichts weiter wären, ſtatt zu rufen! Man hätte Glocken an ſie binden müſſen, die die Bedürftigen mit großem Schall herbeiläuteten, wie die Glocken im Kirchturm!

Sie las und las, bis ihr ganz wirr im Kopf wurde. Zuletzt küßte ſie das Buch und ſtellte es liebevoll an ſeinen Platz zurück. Ganz berauſcht von dieſem Erlebnis, rannte ſie durch den Garten, kletterte auf die Mauer und ſprang in die Dorfſtraße hinunter.

Es war ihr verboten, ohne Begleitung den Park zu verlaſſen, aber wenn es ihr einmal innerhalb der hohen Mauern zu eng wurde, tat ſie's doch.

Auf der Dorfſtraße war es immer luſtig. Enten wackelten hintereinander her, die Bäuerinnen holten Waſſer am Brunnen, den der Rollborn ſpeiſte, oder

trugen die köſtlich duftenden Zwiebel- und Kartoffelkuchen vom Backhaus heim, Kälbchen und Schweine ſprangen umher.

Ein paar Jungen kamen ihr entgegen, unter denen ſich ein einſtiger Spielgefährte befand: der Amand Reißland.

Einer von dieſen trug ein kleines, weichfelliges Hündchen, das ſie entzückte.

Sie überwand ihre Scheu und ſprach die Jungen an.

„Was für ein liebes Hündchen! Kann ich es ſtreicheln?“

Die Jungen lachten und hielten ihr das Tierchen hin.

„Wie heißt es denn?“

„Der hot gor kei Nomen.“

„Gehört es euch?“

„'s is vom Bäcker einer. Er ſoll ins Waſſer.“

„Ihr wollt ihn baden?“

„Nä. Derſäuft ſoll 'r wär'n.“

„Nein! Nein! Das dürft ihr nicht tun!“ rief ſie vor Entſetzen blaß. „Wenn ich Geld hätte, würd' ich ihn euch abkaufen, aber ich hab' nichts!“

„Wenn du'n haben willſt,“ ſagte der Amand Reißland, „ſchenken mer'n dir, du kannſt'n nähmen.“

Hilma ſtrahlte. „Dürft ihr denn auch?“

„Nu freil'ch. Ob mer das Vieh nu ins Waſſer tragen oder 'mer verſchenken's, das is eins.“

„Dann dank ich euch ſehr! Sehr!“ ſagte ſie ganz verwirrt. „Wenn ich kann, tu ich euch auch mal einen Gefallen dafür.“

Die Jungen gaben ihr den kleinen Hund, der ſehr weich war und gar unſchuldig und zutraulich um ſich blickte, als wüßte er noch gar nicht, daß man ihm etwas zuleid tun könnte.

Hilma trug das Tierchen mit ſorglicher, faſt ehrfurchtsvoller Zärtlichkeit nach Hauſe. Es war etwas ſo Wunderbares, ein lebendiges Geſchöpfchen mit einer kleinen Seele als Eigentum zu beſitzen!

Freilich fürchtete ſie, daß man ihr nicht erlauben würde, den Hund zu behalten. Aber ſie hoffte, ihn auf dem Gutshof, wo ſoviel Ställe waren, heimlich unterbringen zu dürfen. Dann konnte ſie ihn immer beſuchen und ihm von ihrer Frühſtücksmilch bringen.

Der Onkel Guſtav ſtand vor dem Haus und ſprach eifrig mit einem der Verwalter.

Hilma näherte ſich ihm zaghaft, aber an ſeinem Lächeln merkte ſie zu ihrer großen Erleichterung, daß der kleine Hund ihm Spaß machte.

Daß man ihr Durchbrennen bemerken und ſie deshalb zur Rede ſtellen würde, hatte ſie kaum zu befürchten, denn die Gleichgültigkeit der Erwachſenen hatte das Gute, daß man ſich meiſt nicht um ſie kümmerte. Mit Ausnahme der Mahlzeiten, der Schulſtunden und der arg langweiligen Spaziergänge, die ſie täglich mit Miß Moore machen mußte, war ſie gewöhnlich ganz ſich ſelbſt überlaſſen.

„Was haſt Du denn da für einen Köter aufgegabelt?“ fragte der Onkel.

Sie berichtete aufgeregt, daß das Tierchen hätte ins Waſſer geworfen werden ſollen.

„Sieh doch nur, Onkel Guſtav, wie lieb er ſchaut! Er glaubt, alle Menſchen wären gut.“

Der Onkel krauelte dem Tier das Köpfchen und lachte. „Dies dumme Geſicht iſt reizend,“ ſagte er.

Hilma blickte mit flehenden Augen auf. „Sie haben ihn mir geſchenkt, und ich möchte ihn ſo ſchrecklich gern behalten!“

Zu ihrem freudigen Staunen war der Onkel gar nicht entrüſtet.

Er ſagte nur: „Wenn der Großpapa und die Mama es erlauben, kannſt du ihn ſchon behalten. Du haſt ja einen Mund zum Fragen.“

Auch der Großpapa und die Mama zeigten ſich willig. Man ſtellte nur die Bedingung, daß Hilma ſelbſt für den Hund ſorgen müßte, was ſie hochbeglückt verſprach.

Sie fühlte, daß nicht ſie dieſen überraſchenden Sieg errungen hatte, ſondern das Hündchen. Seinem treuherzig zutraulichen Weſen hatte keiner widerſtehen können. Aber einerlei: ein ungeheures Glück war es auf alle Fälle.

Sie nannte ihr Hündchen Sokrates.

Nun teilte ſie ihre freie Zeit zwiſchen dem Hündchen Sokrates und den philoſophiſchen Schriften.

Sie las mit immer gleicher Wonne die Gedanken Blaiſe Paskals und die Meditationen Mark Aurels, Fichtes Reden an die deutſche Nation und die Diätetik der Seele Feuchtersleben.

Zuletzt wagte ſie ſich ſogar an Schopenhauer.

Natürlich verſtand ſie bei weitem nicht alles, was ſie las, aber es ging ihr wie dem Bäuerlein in der Dorfkirche, das die Predigt des Herrn Pfarrers ganz beſonders erbaulich findet, wenn ſie ihm recht dunkel iſt. Das nicht zu Begreifende wirkte auf ihre Einbildungskraft am ſtärkſten. Die ahnungsvollen Ehrfurchtſchauer waren das Allerſchönſte.

Neben der Philoſophie pflegte und erzog ſie ihren Sokrates. Das kleine zutrauliche Tier wurde ein freundliches Brückchen zwiſchen ihr und den Erwachſenen, denn alle hatten Vergnügen an dem drolligen Kerlchen.

Aber als das Hündchen ſechs Monate in Hilmas Beſitz geweſen war, wurde es krank. Hilma pflegte es treu. Sie trug es umher und ſaß ſtundenlang neben ſeinem Lager. Sokrates war heiß und ſteif und wollte gar nicht freſſen. Aber wenn ſie ihm die Hand hinhielt, leckte er ſie. Da tauchte ſie immer wieder den Finger in das Milchſchüſſelchen, und Sokrates leckte ihn jedesmal ab. So gelang es ihr, ihm etwas Nahrung einzuflößen.

„Er hat die Hundekrankheit,“ hieß es.

Sokrates wurde immer kälter und ſteifer und mochte ſich nicht mehr rühren, wedelte auch nicht mehr mit dem Schwänzchen, wenn Hilma liebkoſend zu ihm ſprach. Und eines Morgens fand ſie ihn tot.

Sie betrauerte ihn tief.

„Ich soll nicht froh sein," sagte sie zu Miß Moore. „Alles was mich froh macht, wird mir genommen: der Horst, der Malegis, die Anita, der Sokrates. Immer muß ich einsam bleiben."

Im April war ein junges Dorfmädchen ins Haus gekommen, kaum älter als Hilma. Sie mußte in der Küche helfen und die Zimmer rein machen. Das junge Mädchen, sie hieß Amanda, fiel der Mama auf die Nerven, denn sie war noch eckig und täppisch und hantierte etwas geräuschvoll. Auch hatte sie grobe Schuhe und einen schweren Schritt. Man hörte ihr „tapp, tapp, tapp" stets auf der Treppe.

Hilma hätte sich kaum um das Mädchen gekümmert; aber in den schweren Tagen der Krankheit ihres Sokrates hatte diese „Mande" sich für das Hündchen wirklich aufgeopfert. Ganz aus freiem Willen und aus gutem Herzen hatte sie das getan. Und Hilma hatte gemerkt, daß sie sich auf die Amanda verlassen konnte wie auf sich selbst.

Darum nahm sie jetzt gegen die Mama für die Mande Partei und fand die Mama sehr ungerecht.

Denn wenn die Amanda etwas zerschlagen oder sonst ein Versehen gemacht hatte, schalt die Mama und tat, als wäre es mit Absicht und aus bösem Willen geschehen. Immer tat und sagte die Mama das, was die Umkehrung der Wahrheit schien! Wußte sie denn nicht, was doch so klar am Tage lag, daß es natürlich ist, eine Tasse aus Versehen zu zerbrechen, aber sehr unwahrscheinlich, es mit Vorbedacht zu tun? —

Eines Tages fühlte Hilma sich gedrungen, der Amanda unter vier Augen eine Ehrenerklärung zu geben. Sie hatte sich auf dem Spaziergang, — den Miß Moore „constitutional walk" nannte, — nasse Füße geholt, und die Amanda mußte ihr die nassen, festklebenden Stiefel ausziehen.

„Du," sagte Hilma, während das starkknochige, braune Bauernmädchen vor ihr am Boden kniete, „die Mama hat Dich gescholten wegen der Tasse, als hättest Du sie mit Fleiß zerschlagen. Ich weiß aber, Amanda, daß Du nichts dazu konntest."

„Nee, gnä' Fräul'n, das Schelten hab ich verdient," entgegnete die junge Amanda. „Ich muß eben besser aufpassen."

Hilma wunderte sich über solche Demut. Sie selbst empörte sich immer und immer und haßte beinah diejenigen, die gering von ihr dachten.

Sie fragte: „Bist Du gar nicht böse, wenn man Dich ungerecht ausschilt?"

„Das darf ich doch gar nich, Fräul'n Hilma."

Hilma sah nachdenklich auf die Amanda nieder und dann erklärte sie: „Wenn Du das kannst, dann hast Du die Macht des Gemüts, über schmerzhafte Vorstellungen Herr zu werden. Der Philosoph Kant sagt, Männer könnten das, Frauen aber nicht; aber Du kannst es doch."

„Ach, gnä' Fräul'n," entgegnete die Amanda treuherzig, „das versteh ich nicht. Ich bin doch bloß ein Bauernmädchen."

„Ja, aber ein gutes!" seufzte Hilma.

9.

Als mit den Sommerferien Horſt wieder nach Zollbrück kam, mußte Hilma mit Schreck und Staunen erfahren, daß er ein anderer geworden war. Irgend welche ihr unbekannte Einflüſſe ſeines jetzigen Lebens wirkten dahin, ihn ihr abwendig zu machen. Was im vorigen Jahr nur als bängliches Ahnen ſpukte, trat diesmal deutlich zutage.

Stumm und mit Worten lehnte der Bruder ſich gegen ſie auf. Er hatte den Glauben an ihre unbedingte Überlegenheit verloren. „Warum willſt Du immer recht haben?“ ſagte er. „Die Erwachſenen kennen die Welt doch beſſer als Du.“

„Ich weiß, daß ich recht habe,“ erklärte ſie.

„Das kannſt Du gar nicht wiſſen. Du bildeſt es Dir einfach ein.“

Ein andermal, als ſie eine Äußerung der Mama ungerecht und ſinnlos nannte, wurde Horſt dunkelrot und ſagte: „Über die Mama mußt Du nicht ſo ſprechen. Ich mag's nicht.“

Sie entgegnete höchſt befremdet: „Aber haſt Du denn vergeſſen, wie es hier immer war?“

Worauf er antwortete: „Das iſt ganz egal. Die Mama iſt mal die Mama. Vor ſeiner Mutter muß man Reſpekt haben.“

Er wollte auch nicht mehr die gewohnten Spiele mit Hilma ſpielen.

„Nein, für dieſen Unſinn ſind wir jetzt wirklich zu groß,“ ſagte er.

Sie entgegnete: „Warum ſoll es denn Unſinn ſein? Wir können doch mit Sinn ſpielen. Das liegt ja nur an uns.“

Aber er hatte keine Luſt. „Du denkſt Dir doch nur alles Mögliche aus, was nicht wahr iſt, und dann ſollen wir tun, als ob es Wirklichkeit ſei. Dabei kommt ja doch gar nichts heraus.“

Sie dachte ſeinen Worten etwas nach und meinte dann: „Eigentlich tun die Erwachſenen auch nichts anderes; nur daß ſie ihre Spiele immerfort ſpielen und niemals aufhören.“

Horſt rief ärgerlich: „Iſt das ein Blech!“

Ach, er war „verſtändig“ geworden! Das hieß für Hilma: Er hatte ſich der großen Verſchwörung der Erwachſenen angeſchloſſen, Unwirkliches als wahr hinzuſtellen und das Unechte dem Echten vorzuziehen. Bewußte Fälſcher ſchienen ſie ihr alle miteinander.

Dafür waren die Erwachſenen jetzt mit ihm zufrieden. „Der Junge macht ſich recht gut,“ hörte Hilma den Onkel Guſtav ſagen. Und der Großpapa erklärte: „Der Horſt wird. In dem kleinen Kerl ſteckt Utendorfſche Raſſe.“

‚O Himmel ja!‘ dachte Hilma. ‚Das iſt es: er iſt kein Viernau, ſondern ein Utendorf! Und niemals, niemals wieder werden wir uns ganz verſtehen!‘

Am ſchmerzlichſten von allem empfand ſie, daß er ihr ſeine Geheimniſſe nicht mehr anvertraute. Sie konnte ihn nicht dazu bringen, ihr auch nur ein einziges Wort über ſeine Beſuche beim Vater zu erzählen. Und doch glaubte ſie aus ſeinem abſoluten Schweigen über ſeine Ferienaufenthalte entnehmen zu können, daß er ſowohl Weihnachten als auch Pfingſten und Oſtern dort geweſen war.

Horst schwieg nicht, um seine Schwester zu kränken; er hatte sich nur das ganze Jahr lang seiner Plauderhaftigkeit geschämt und war entschlossen, sich ein zweites Mal durch kein Bitten und Flehen und durch keine Gewalt ein ihm anvertrautes Geheimnis entreißen zu lassen.

Einmal durfte Anita Mathis zum Besuch ins Herrenhaus kommen.

Auch sie war nur während der Sommerferien im Pfarrhaus, denn seit einem Jahr weilte sie in einem Töchterpensionat der französischen Schweiz.

Sie war jetzt fünfzehn Jahre alt und trug damenhafte Kleider, die fast bis auf die Füße reichten. Auch ihre Manieren hatten schon etwas Damenhaftes.

Ihr Gesicht mit den wunderzarten Farben erinnerte noch immer an Biskuitporzellan, ihre blonden Haare umrahmten immer noch glatt die reine Stirn, aber die Zöpfe hingen ihr nicht mehr auf den Rücken hinunter, sondern waren am Hinterkopf aufgesteckt. Ihr gesetztes Wesen bedrückte Hilma, die sich neben dieser Altersgenossin wirklich recht zurückgeblieben und zigeunerhaft vorkam.

Auch auf Horst machte Anita Eindruck. Seine Art, mit der Kindheitsgespielin zu verkehren, setzte Hilma in Erstaunen. Er sagte „Fräulein Anita“ und „Sie“. Einmal sagte er sogar „gnädiges Fräulein“, aber danach wurden alle drei rot.

Als Anita fort war, erklärte Hilma: „Sie sieht niedlich aus, aber es ist gar nichts mit ihr anzufangen.“

Da meinte Horst verächtlich: „Du möchtest natürlich am liebsten mit ihr von den Mauern springen und auf die Bäume klettern.“

„Einerlei was,“ entgegnete Hilma, „nur nicht so 'rumsitzen und dumme Redensarten machen.“

„Anita weiß sich zu benehmen,“ sagte er anzüglich.

Hilma seufzte und schwieg. In diesem Augenblick fühlte sie sich dem Bruder so fern, daß ihr jedes weitere Wort verloren schien.

Sie war beinah froh, als die Ferien zu Ende gingen.

Im Herbst begann der Konfirmationsunterricht beim Herrn Kirchenrat Mathis, denn nächste Ostern sollte Hilma eingesegnet werden.

Sie war ganz ungläubig, was sie freilich geheim hielt. Aber sie erwartete in einer mystischen Weise durch den Konfirmandenunterricht überzeugt und gläubig gemacht zu werden.

Darum ging sie voll heimlicher Spannung, denn die Wandlung, die sich da an ihr vollziehen mußte, war gewiß etwas sehr Wunderbares!

Sie wurde enttäuscht!

Das Pfarrhaus, das sie nur betreten hatte, wenn sie einmal Anita hatte besuchen dürfen oder sollen, war ihr immer wie ein kleiner Märchenpalast erschienen, worin Frau Mathis, die Holländerin, als gute Zauberin waltete. Es gab gewiß in der ganzen Welt kein Haus, in dem alles bis aufs Tipfelchen so glänzend sauber und so peinlich ordentlich und dabei so behaglich schön und fein war. Jedes Möbel, jedes Bild an der Wand, jeder Gebrauchsgegenstand war ein kostbares, sorgsam und liebevoll gehütetes Wertstück.

Anita hatte als kleines Mädchen erzählt, ihre Mutter wäre die einzige Erbtochter eines reichen Amsterdamer Kaufmannshauses gewesen, und in Holland wären die großen Kaufleute so angesehen wie Fürsten.

Das hatte den Herrenkindern imponiert. Und nie konnte Hilma die kleine unscheinbare Frau Mathis sehen, ohne an eine verkappte Fürstin zu denken.

Im Studierzimmer des Herrn Kirchenrats roch es nach ganz feinem holländischen Tabak.

In breiten Ledersesseln saßen sich Hilma und der würdige alte Herr gegenüber.

„Woher weiß man denn, daß gerade die Bibel Gottes Offenbarung ist?“ fragte Hilma.

„Jesus Christus sagt im fünften Kapitel Mathäi, Vers 18: Bis daß Himmel und Erde zergehe, wird nicht zergehen der kleinste Buchstabe, noch ein Titel vom Gesetz, bis daß es alles geschehe. Seit 1900 Jahren nun fast ist noch nicht ein Titelchen aus der Heiligen Schrift vergangen.“

„Ich glaube aber, daß Jesus mit dem Gesetz nicht die Bibel gemeint hat, die doch erst halb geschrieben war, sondern das Naturgesetz,“ sagte Hilma.

Nun schien das Wort „Naturgesetz“ aber für den alten Kirchenrat ungefähr das zu sein, was für den Stier ein rotes Tuch ist. Er fing zu donnern an.

‚Ach, ach!‘ dachte Hilma, mehr noch bekümmert als erschrocken, ‚wenn ich widerspreche, wird er also böse! Er widerlegt mich nicht, sondern schilt auf die große Sünde des Unglaubens, und alle seine Behauptungen begründet er auf Bibelstellen. Dagegen kann ich nichts machen.‘

Sie schwieg von da ab zu seinem Vortrag, saß tief in dem bequemen Sessel und betrachtete die gepreßte Ledertapete und die altertümlichen Kupferstiche an den Wänden.

Oder sie dachte mit Verwunderung daran, daß Anita nie an den Worten ihrer Eltern gezweifelt hatte, vielmehr ihnen immer glaubte und gern und freudig gehorchte.

Stillschweigend protestierte sie aber weiter.

‚Wie kann man denn alles glauben, was in der Bibel steht: daß die Erde mit allem darauf in sechs Tagen gemacht worden ist, statt in Millionen Jahren, und daß die Sonne still gestanden hat, statt um die Erde zu laufen, wo doch in Wahrheit die Sonne garnicht läuft? Wie ist es nur möglich, etwas so Widersinniges zu glauben!‘

Je näher der Palmsonntag rückte, desto beklommener fühlte sie sich in ihrer Glaubensunfähigkeit. Was sollte sie nur tun, um dem Gelübde, das sie nicht ablegen konnte, zu entrinnen.

10.

Der Tauwind wehte. In Eile schmolz der letzte Schnee. Unter ihm kam junggrünes Gras zum Vorschein.

Hilma fand auf der Wiese hinter dem Hause die ersten Schneeglöckchen.

Sie sog entzückt den Duft des Sträußchens ein, das sie gepflückt hatte.

Plötzlich kam ihr ein Gedanke. Sie rannte ins Haus und brachte die Schneeglöckchen der Mama. So etwas hatte sie noch nie getan. Aber heute lag ihr alles daran, die Mama freundlich zu stimmen.

Das Zimmer der Mama war das zierlichſte und hellſte im ganzen Haus. Und die Mama ſelbſt ſah auch ſo fein und beſonders aus in ihrem weichen ſchleppenden ſchwarzen Kleid. Man wagte ſich kaum an ſie heran.

Sie ſaß in ihrem Erker und malte Blumen auf hölzerne Fächer, die für einen Wohltätigkeits-Verkauf beſtimmt waren.

Verwundert ſchaute ſie auf Hilma.

„Schneeglöckchen ſchon? Und die bringſt Du mir?“

Hilma hätte gar zu gerne jetzt irgend etwas Liebes, Zärtliches geſagt, aber zu viel Bitterkeit hatte ſich in ihr aufgeſchichtet gegen die kalte Mutter, — ſie brachte kein Liebeswort über die Lippen.

Trotzdem ſchien die Mama erfreut. „Danke,“ ſagte ſie und ordnete die weißen Glöckchen mit ihren ſchlanken Fingern in ein Kelchglas, in dem einige Treibhausblumen vor ihr auf dem Tiſche ſtanden.

Hilmas Herz klopfte heftig; denn jetzt mußte ſie das Schlimme zur Sprache bringen.

Sie beugte ſich über die bemalten Fächer und ſagte mit ſchüchterner Bewunderung: „Wie reizend das wird.“

„Du kannſt es ja auch,“ ſagte die Mama. „Dieſe Begabung haſt Du geerbt.“

„So hübſch wie Du kann ich's doch nicht.“

Die Mama malte ſchweigend weiter, ohne daß Hilmas Zuſchauen ſie zu ſtören ſchien.

Hilma aber ſtand in Angſt und Aufregung und ſagte zu ſich ſelbſt: ‚Hab' ich denn den Mut verloren?‘

Das alte Loſungswort tat noch ſeine Wirkung. Mit halb erſtickter Stimme platzte ſie heraus: „Ich muß Dir etwas geſtehen! Etwas Ernſthaftes.“

Die Mama legte vorſichtig den Pinſel aus der Hand.

„Was gibt es denn mal wieder?“ fragte ſie.

„Ich kann mich nicht konfirmieren laſſen.“

„Du biſt nicht bei Sinnen,“ ſagte die Mama. „Und darf man vielleicht fragen, warum nicht?“

„Weil ich nicht gläubig bin.“

„Was glaubſt Du nicht?“

„Was in der Bibel ſteht und was der Herr Kirchenrat ſagt.“

Die Mama ſtarrte das unglückliche Kind in bleichem Entſetzen an. Halb weinend ſagte ſie: „Etwas ſo Abſcheuliches hat vor Dir ganz gewiß noch nie ein junges Mädchen ausgeſprochen! Es iſt unſtatthaft, ſündhaft und ſinnlos. Laß mich davon nie wieder einen Ton hören! Nie wieder, verſtehſt Du?“

„Aber ich kann doch nicht in der Kirche lügen!“ rief Hilma.

Die Mama ſprang auf, als wollte ſie fliehen. Sie blieb aber ſtehen, griff ſich mit beiden Händen an den Kopf und fing an in einer krampfhaften Art zu weinen.

„Wär ich doch nur ſchon tot!“ ſchluchzte ſie.

Hilma war ſehr erſchrocken; denn wenn die Mutter mit dieſem aufgeregten Weinen anfing, bekam ſie immer ihre ſogenannten Anfälle, die ſie für Tage krank

machten. Sie mußte die Kammerjungfer der Mama herbeirufen, die die Herrin in ſolchen Zuſtänden zu behandeln wußte und ſie zu Bett brachte.

Traurig ſchlich Hilma fort.

Sie fürchtete ſich auf das Mittageſſen mit Onkel Guſtav und dem Großpapa.

Dies wurde ihr indeſſen erſpart. Miß Moore kam und meldete ihr, daß ſie bis auf weiteres im Zimmer zu bleiben habe. Ihre Mahlzeiten würden ihr dorthin gebracht werden.

So blieb Hilma allein. Selbſt Miß Moores Unterricht war fürs erſte ſiſtiert worden. Die junge Sünderin ſollte Zeit zum Inſichgehen haben.

Nur die Amanda ging ein und aus, brachte die Mahlzeiten und ordnete abends und morgens die Zimmer.

„Weißt Du, warum ſie mich eingeſperrt haben?“ fragte Hilma einmal, da ſie des Schweigens gründlich müde war.

Die Amanda ſchüttelte verneinend den Kopf.

„Glaubſt Du an alles, was der Herr Kirchenrat ſagt?“

„Das muß ich doch, gnä' Fräul'n, der Herr Kirchenrat weiß ja viel mehr, wie unſereins.“

„Glaubſt Du wirklich, daß er ſelbſt alles glaubt, was er ſagt?“

„Der Herr Kirchenrat is gar gut, Fräul'n Hilma, das ſagen alle Leute im Dorf. Mit jedem is er gut.“

„Findeſt Du mich ſehr ſchlecht, weil ich nicht glauben kann?“

Die Amanda ſagte: „Das is mal ſo: der Eine denkt ſich's ſo rum und der Andere anders und wer nu recht hat, kann keins ſagen. Ich mein immer, wenn's Herz nur gut is.“

„Meins iſt nicht gut,“ ſeufzte Hilma.

Dem widerſprach die Amanda entſchieden: „Das is nu nich wahr, Fräul'n Hilma. Daß Sie gut ſind, daran glaub ich wie an den lieben Gott.“

„Du biſt die Einzige, die das glaubt,“ ſagte Hilma.

11.

Am dritten Morgen ihrer Zimmerhaft hielt man ſie wohl für mürbe geworden, denn ſie wurde zum Großvater gerufen.

Sie kam darüber in einen ſolchen Paroxysmus von Furcht und Grauen, daß ſie ſich der, ihr den Befehl überbringenden Miß Moore in die Arme warf und mit halb erſtickter Stimme ausrief: „Ich kann nicht! Ich kann nicht!“

So ungefähr mußte einem Verbrecher zumute ſein, der zur Hinrichtung abgeführt werden ſoll!

Miß Moore war grabesernſt. Sie machte ſich von der zitternden Hilma los und ſagte: „Armes Kind, bitte Gott, daß er die falſche Furcht von Dir nimmt und Dir die rechte ins Herz gibt.“

Etwas in der Stimme der Engländerin machte, daß Hilma ihr ins Geſicht ſchaute: Miß Moore hatte ganz verweinte Augen!

Hilmas Stolz reckte ſich. Nein, zu all der Schändlichkeit, die ſie auf ſich geladen hatte, wollte ſie nicht noch feige ſein!

Digitized by Google

Entſchloſſen trat ſie den ſchweren Gang an.

Sobald man die Tür zu des Großvaters Zimmer öffnete, befand man ſich einem ungeheuer großen Stahlſtich gegenüber, der goldeingerahmt an der Wand hing.

Das Bild ſtellte eine Szene aus dem Briganten leben der Abruzzen dar. Auf einem, von breitgehörnten, weißen Ochſen gezogenen Leiterwagen lag auf Stroh ein gefeſſelter Brigant. Neben ihm kniete ein Prieſter, der des Sterbenden Beichte anhörte. Bauern und andere gefangene Banditen knieten tief andächtig auf der Landſtraße. Ehrerbietig wohnte auch die Eskorte berittener Karabinieri der feierlichen Handlung bei.

So oft Hilma noch dieſe Schwelle übertreten hatte, war ihre Phantaſie durch dies Bild, auf dem ſämtliche Figuren von idealiſierter Schönheit waren, gefeſſelt worden.

Jetzt klammerte ſich ihr Blick hülfeſuchend an den ſterbenden Briganten.

Der Großpapa ſaß an ſeinem Schreibtiſch. Wunderſchöne koſtbare Gegenſtände ſtanden vor ihm: goldene Leuchter mit Löwenfüßen und geſchliffenen Kriſtallklunkern, eine Barock-Uhr unter Glas, die einen goldenen Hirtenknaben auf einem Bronzefelſen darſtellte, beſonders aber Dinge aus ſeltſam ſchönem dunkelgrünem Stein, die der Großpapa einmal aus Rußland mitgebracht hatte.

Die herrliche Frühlingsſonne lachte durch die Fenſter. Ihre Strahlen fingen ſich in den Kriſtallklunkern der Leuchter, und dieſe warfen ſie als tanzende Regenbogenlichtflecke zurück auf die Wände.

Alles war hier ſo voll Pracht, und der Großvater hatte in ſeiner kalten Unbewegtheit etwas ſo Vernichtendes!

Ihr fiel ein, daß einmal, als der Sokrates noch lebte und im Zimmer unreinlich geweſen war, der Großpapa ſeine außerordentliche Nachſicht mit den Worten begründet hatte: „Ein ſo kleines Hündchen zu ſchlagen, iſt wirklich keine Heldentat für einen Mann.“

Sie hätte ihm gerne geſagt: ‚Ich bin auch nur ein kleines Hündchen neben Dir! Es iſt keine Heldentat für Dich, mich zu mißhandeln.‘

Aber ſie wagte nicht, ſich zu regen, ſo ſehr ſchüchterte er ſie ein.

Endlich fing er in ſeiner kühlen gemeſſenen Art zu ſprechen an.

„Mein Kind, Deine Mutter hat mir mitgeteilt, daß Du vorgeſtern eine Art Palaſtrevolution in Szene geſetzt haſt.“

Er machte eine Pauſe, als erwartete er eine Entgegnung.

‚Palaſtrevolution?‘ dachte ſie. ‚Was iſt das: Palaſtrevolution!‘ Aber ſie ſchwieg und ſtarrte auf das Muſter des Smyrnateppichs zu ihren Füßen.

Da fuhr er fort. „Ich bitte Dich, jetzt genau auf das zu achten, was ich ſage: In Deinem Alter hat man nicht zu denken, ſondern zu gehorchen. Ein kleines dummes Mädchen von noch nicht ſechzehn Jahren hat noch kein Urteil. Was Du da geäußert haſt, ſind nicht Meinungen, ſondern Ungezogenheiten, die Strafe verdienen. Noch biſt Du ſelbſt nicht verantwortlich, ſondern wir Erwachſenen ſind es für Dich. Du haſt nur eine Überzeugung zu haben: daß Du uns gehorchen mußt. Ein Urteil über Wahrheit oder Irrtum der Lehre, in der Du unterwieſen wirſt,

ſteht Dir nicht zu, denn es liegt völlig außerhalb Deiner Kapazität. Über das Dir Zuträgliche zu entſcheiden, wirſt Du alſo gefälligſt uns überlaſſen."

Sie hatte mit niedergeſchlagenen Augen vor dem alten Herrn geſtanden, nicht aufzuſchauen gewagt. Jedes ſeiner ſtrengen Worte traf ihren Stolz wie ein Peitſchenhieb. Nichts als kindiſche Unart und lächerliche Anmaßung ſah er in dem Bekenntnis, das ſie ſich aus Gewiſſensnot abgerungen hatte!

Zuletzt hatte die Entrüſtung doch die Angſt überwunden, ſie ſah leidenſchaftlich auf und wollte etwas entgegnen.

Aber der Großvater wies ſie mit herriſcher Geberde zur Ruhe.

„Bitte, keine weiteren Szenen! Wir haben genug davon. Widerſpruch gibt es nicht. Tu, was man Dir ſagt, und ſage, was man Dich zu ſagen lehrt. Die Verantwortung dafür überlaß uns. Und damit baſta! Kommt mir noch eine einzige Widerſetzlichkeit zu Ohren, ſo ſchicke ich Dich auf der Stelle und ohne Gnade in ein Korrektionshaus, das iſt eine Anſtalt, wo unbotmäßige Kinder auf nicht ſehr glimpfliche Weiſe dazu gebracht werden, parieren zu lernen. So! Du weißt jetzt, woran du biſt, und kannſt gehen."

So oft ſpäter noch Hilma dieſer Viertelſtunde gedachte, lief ihr etwas kalt über den Rücken.

Ihr Bekennermut war gebrochen. Sie fühlte ein namenloſes Grauen bei dem Gedanken, als Sträfling verſchickt zu werden. Still wie ein Lamm ließ ſie alles über ſich ergehen.

Übrigens war niemand weiter hart mit ihr, man behandelte ſie vielmehr mit freundlicher Schonung, faſt als ſei ſie eben von einer ſchweren Erkrankung geneſen, nach welcher ein Rückfall ſorgfältig vermieden werden mußte.

Und dann erhielt ſie ein ſchwarzſeidenes Kleid, welches raſchelte wie Mamas Taftröcke und ſo lang war, daß es beim Ausſchreiten gegen die Füße ſchlug, ſo daß ſie behutſame kleine damenhafte Schritte machen mußte.

Und der Großpapa ſchenkte ihr eine winzig kleine reizende goldene Uhr.

Als dann der alte Herr Kirchenrat am Altar vor der verſammelten Dorfgemeinde laut für das Seelenheil ſeiner Konfirmandin betete, wurde er ſo bewegt, daß die Stimme ihm vor aufſteigenden Tränen mehrmals verſagte.

Da fingen ſämtliche Weiber zu weinen an, ſo daß ein Chor von Schneuzen und Schnüffeln das Kirchenſchiff erfüllte, und auch Hilma mußte weinen.

Sodann gab ihr der geiſtliche Herr dieſen Einſegnungsſpruch:

„Desſelbigen gleichen, ihr Jungen, ſeid untertan den Älteſten. Alleſamt ſeid untereinander untertan, und haltet feſt an der Demut. Denn Gott widerſtehet den Hoffärtigen, aber den Demütigen gibt er Gnade." 1. Petri 5, 5.

Zweites Buch.

1.

„Am Grund von allem wohnt in uns doch ein tiefe Sehnsucht," sagte Hilma. „Wenn alles andere schweigt und schläft, ist sie wach. Sie ist zuweilen so stark, daß man daran zu vergehen meint. Und sie hat mit der Umwelt gar nichts zu tun. Man fühlt sie immer, sehnt sich und sehnt sich, ohne zu wissen nach was. Glaubst Du nicht, Anita, daß diese dunkle tiefe Sehnsucht die Seele ist? Irgend wie muß die Seele doch zu fühlen sein."

Anita entgegnete: „Ich mag solchen Gedanken nicht nachgrübeln. Der Papa sagt, es ist eine Versuchung, der man aus dem Weg gehen soll."

„Tust Du immer alles, was er sagt? Immer?"

„Ja, so gut ich kann."

„Ist Dir noch nie eingefallen, er könnte auch irren?"

„Das wäre sehr traurig."

„Daß er sich mal irrte?"

„Nein: wenn ich meinem Vater nicht vertrauen wollte; denn er steht für mich an Gottes Statt."

„Es gibt doch aber auch böse Väter," sagte Hilma seufzend, „oder man hat überhaupt keinen."

„Ja, das ist wohl eine schwere Prüfung, die Gott solchen schickt, mit denen er besondere Wege vorhat."

So unterhielten sich die jungen Mädchen.

Bei aller Verschiedenheit war ihnen eins gemeinsam: ein für ihre Jahre ungewöhnlicher Ernst.

Sie saßen an dem runden Tisch, über dem eine kostbar gestickte seidene Decke hing, in der guten Stube des Zollbrücker Pfarrhauses.

Seit drei Monaten war nun Hilma wieder hier, und die zwei Jahre, die dazwischen lagen, erschienen ihr wie ein schwerer Traum.

Denn damals nach ihrer Einsegnung hatte sie der Onkel Gustav nach Paris gebracht in ein berühmtes Fräuleinsinstitut, welches von Nonnen geleitet wurde. „Damit Du drei Dinge lernst," hatte der Großpapa gesagt. „Gute Manieren, gutes Französisch und Religiosität."

Ob diese Religiosität ihr auf protestantische oder auf katholische Weise beigebracht würde, war denen zu Hause einerlei.

Am Bahnhof hatten sie die Nonnen schon in Empfang genommen. Der Onkel Gustav hatte sie abgeliefert, und dann sah sie nichts mehr von ihm, sondern fuhr mit den beiden fremden Nonnen im geschlossenen Wagen nach dem Kloster. Dies Kloster mit seinen hohen, hohen Gartenmauern, — Mauern, die man nicht

erklimmen und von denen man nicht herunterſpringen konnte, hatte ſie zwei ganze lange Jahre nicht verlaſſen!

Die meiſten Kloſterſchülerinnen wurden zu den Ferien nach Hauſe geholt, — ſie mußte immer zurückbleiben. Ach dieſe hohen, hohen Mauern, über die man nie wegſehen konnte! Dieſe verrammelten Pforten! Dies beſtändige, ſtrenge Überwachtſein! —

Das Heimweh nach dem freien Land und nach Zollbrück hatte ſie im erſten Jahr ganz krank gemacht.

Aber ſie lernte gutes Franzöſiſch und Kunſtſtickerei und die Manieren, die ein vornehmes Fräulein nach der Auffaſſung der Nonnen haben mußte.

Das ganze Tagesleben war mit religiöſen Übungen durchſetzt, an denen ſie ſtets teilnahm, doch machte man keinen Verſuch, ſie ihrer Konfeſſion abwendig zu machen. Hilma hatte ſich anfangs gar nicht den Mitſchülerinnen anſchließen können, weil ſie zu einſam aufgewachſen war und den anderen zu fremd. Allmählich ging es beſſer, trotzdem ſchloß ſie keine intime Freundſchaft. Dagegen wurde ſie, gleich allen anderen jungen Mädchen, von dem Geiſt ſchwärmeriſcher religiöſer Askeſe, der die Nonnen beſeelte, angeſteckt. Es war der einzige Quell, aus dem alle dieſe nach dem Leben ſchmachtenden jungen Seelen die Gemütserregungen ſchöpfen konnten, die ihnen unentbehrlich waren.

Die Nonnen waren gut und liebevoll; nur perſönlich konnte man ihnen nicht nahe kommen, — das war in ihrer Ordensregel begründet.

Niemals ſprach eine Nonne von ſich ſelbſt.

Hilma war faſt achtzehn Jahre alt, als Miß Moore ſie aus dem Kloſter nach Zollbrück zurückholte.

Vor der Abreiſe hatte man ihr ſtatt der häßlichen Kloſtertracht ein hübſches Pariſer Reiſekleid angezogen, in dem ſie, nach Ausſage einer Mitſchülerin, wie eine wirkliche Schönheit ausſah.

Ja, nun war ſie alſo erwachſen und hübſch und gut gekleidet. Sie ſprach Franzöſiſch wie eine Pariſerin, konnte damenhaft gehen und tanzen und Komplimente machen. Ihre Erziehung war vollendet.

Die zu Hauſe ſchienen befriedigt. Der Großpapa beehrte ſie mit artigen Scherzchen und Neckereien, der Onkel Guſtav war aufmerkſam, die Mama freundlich.

Der Onkel Guſtav nahm ſie auf ſeinen Fahrten nach der kleinen Landeshaupt- und Reſidenzſtadt mit, ging mit ihr in ein Konzert oder auf das Vogelſchießen oder beſuchte mit ihr einige alte Tanten, die ihre lieben Gäſte dann mit Kaffee, Kuchen, ſüßen Wein und Schlagſahnentorte fütterten.

Ihre Begleitung ſchien dem Onkel ein beſonderes Vergnügen zu machen. Sie hörte ihn einmal ſagen: „Die Hilma iſt ſo hübſch geworden, daß ſich die Leute auf der Straße nach ihr umſehen.“

Das machte ihr inſofern Eindruck, als es von dem Onkel kam, dem ſie früher ſtets mißfallen zu haben meinte. Aber ſie bemühte ſich, nicht viel daran zu denken, ob ſie hübſch ausſähe oder nicht. Die Nonnen hatten ſo dringend vor weltlicher Eitelkeit gewarnt.

Gerne hätte Hilma den Onkel auch einmal ins Theater begleitet, aber das wollte die Mama nicht haben. Sie wurde bitter, wenn man es nur erwähnte. „Das Theater ist eine Stätte des Satans," sagte sie. „Das Laster wird dort geradezu ausgebrütet."

Dazu schwiegen Großpapa und Onkel seltsamerweise, obwohl sie, wie Hilma wußte, die Antipathie der Mama nicht teilten.

Miß Moore allein war in ihrem Verhalten ganz die alte geblieben. Sie las jetzt Carlyle und Tennyson mit Hilma und begleitete sie auf den Wanderungen durch Wald und Feld.

Auch die Amanda war noch im Hause, aber sie hatte einen Schatz.

„Das dumme Ding will heiraten," klagte die Mama. „Sonst ist sie ein ordentliches, braves Mädchen, ein treues Ding. Aber die törichten jungen Frauenzimmer können immer gar nicht die Zeit erwarten, in ihr Unglück zu rennen."

„Ist Heiraten ein Unglück?" fragte Hilma.

„Ja," sagte die Mama, „für ein edelgeartetes weibliches Wesen ist es immer etwas Schreckliches auch ohne das äußere Unglück, das so oft dazu kommt. Die Ehe ist etwas Grauenvolles; aber davon kannst Du Dir zum Glück keine Vorstellung machen. Ich bete zu Gott, daß Du es nie erfahren mögest."

Andeutungen dieser Art hatte Hilma auch von den Nonnen gehört.

Übrigens konnte sie sich doch etwas mehr vorstellen, als die Mama glaubte, denn die jungen Pariserinnen im Kloster hatten ihr mit frommem Schauder entsetzliche Dinge mitgeteilt.

Hilma dachte aber nicht gerne daran. Sie schämte sich. Daß man mit einem fremden Herrn so intim werden sollte, wie die jungen Damen im Kloster behaupteten, schien ihr unmöglich. —

Amanda war zu Hilmas persönlicher Jungfer ernannt worden.

„Also, Du hast einen Schatz, Manda?"

Die Amanda nickte und lächelte glücklich. „Ja, gnä' Fräul'n."

„Wer ist es denn?"

„Dem Strohl sein Louis."

„Was? Mein alter Freund, der seinen Backsteinkäse mit mir teilte? Den willst Du heiraten? Aber der muß doch noch viel zu jung sein!"

„Nu, er is zwanzig un ich bin achtzehn. Aber nu muß er leider noch seine Militärzeit abdienen."

Die Manda seufzte.

„Freu Dich doch, wenn Du noch ein paar Jahre Zeit hast," meinte Hilma. ‚Das Heiraten soll gar nicht schön sein."

„Ach, gnä' Fräul'n, wenn zwei sich lieb haben, hernach möcht' mer auch zusammen bleiben."

„Nun, wenn Du durchaus heiraten willst, dann freue ich mich, daß Du den Louis Strohl bekommst. Den hab' ich immer besonders gern gehabt." —

Es gab jetzt etwas in Hilmas Leben, was noch schöner war, als die Fahrten zur Stadt.

Der alte Herr Kirchenrat hatte unlängst einen Hilfsgeistlichen zuerteilt bekommen, weil er die Arbeit in der Gemeinde nicht mehr allein bewältigen konnte. Und dieser „Herr Kolbrater", wie die Bauern ihn nannten, war kein anderer als Horst und Hilmas einstiger Lehrer, der Kandidat Lampert.

Ihm hatte Hilma eines Tages anvertraut, daß sie keinen heißeren Wunsch habe, als Griechisch zu lernen. Und Lampert hatte wirklich Kirchenrats dazu überredet, der Mama den Vorschlag zu machen, daß Hilma und Anita gemeinsam bei ihm griechische Stunden nehmen sollten.

Wenn aber der Mama ein Vorschlag von Kirchenrats kam, für die sie schwärmte, war er auch schon angenommen.

„Das Studium des Griechischen unter der vorsichtigen Leitung unseres treuen Lampert kann den jungen Leuten nicht schaden," hatte der Herr Kirchenrat geäußert.

Hilma fürchtete anfangs, Anita, die nie einen Drang nach Wissen gehabt hatte, werde sich gegen den Plan wehren oder sich doch nur mit Unlust fügen.

Aber nein! Obwohl sie schwer faßte und sich gehörig anstrengen mußte, um einigermaßen mit Hilma Schritt zu halten, waren ihr die Stunden offenbar lieb.

Anitas Gedanken beschäftigten sich jetzt auffallend viel mit Herrn Lampert. Beständig brachte sie das Gespräch auf ihn. Aber Hilma begriff die Freundin nicht recht, denn während diese immerfort von dem Kandidaten sprach und an ihn dachte, schien sie ihn mit einer etwas spottlustigen Überlegenheit zu betrachten. Sie konnte ganz amüsant werden, wenn sie sich über Lampert lustig machte. Und so wurden Scherze über ihn zu einem Lieblingsthema in den Unterhaltungen der jungen Mädchen.

Im Scherz wie auch im Ernst würdigte Hilma jetzt die Pfarrerstochter mehr als vormals. Sie begann in der gehorsamen Anita eine glaubensstarke, charakterfeste Persönlichkeit zu ahnen und zu achten.

2.

Andreas Lampert sah nicht mehr aus wie ein halberwachsener Knabe, der sich niemals satt gegessen hat. Er war jetzt ein ansehnlicher junger Mann, aber immer noch still und sanft, zu beiden Mädchen gleichmäßig freundlich, geduldig und höflich.

Hilma behauptete, sie könne ein sprechend ähnliches Porträt von ihm aus lauter Halbkreisen zeichnen, denn sein ganzer Kopf bestehe aus solchen Linien: Schädel, Stirn, Nase, Kinn und Augenbrauen. Auch fertigte sie wirklich eine Karrikatur nach diesem Schema, die Anita, nachdem sie sie sehr belacht hatte, sich schenken ließ.

Gewöhnlich saß er ihnen während des Unterrichts mit niedergeschlagenen Augen gegenüber, aber Hilma bemerkte, daß sie ihn leicht reizen konnte — durch irgend ein verwegenes Wort —, betroffen aufzublicken und sie anzustarren.

Seine Entgegnungen waren dann ganz ruhig; aber die Art seines Anschauens hatte ihr doch verraten, daß etwas in der Tiefe seines Wesens berührt worden war. Und nun sie wußte, daß es in ihrer Macht lag, ihn aus seiner gleichmäßigen

Ruhe herauszureizen, wenn auch nur für Sekunden, machte ihr das ein außerordentliches Vergnügen und sie legte es häufig darauf an.

Ganz unbefangen teilte sie diese Beobachtungen und Experimente der Freundin mit.

„Wenn ich ihm z. B. etwas über seine Person sage, wird er dunkelrot. Paß mal auf!“

„Zu läppisch!“ fand Anita, wurde aber selbst ganz rot.

Eines Tages aber erklärte Anita: „Ich finde Deine Art, Herrn Lampert zu uzen, nicht ganz recht.“

Hilma entgegnete übermütig: „Liebe Anita, laß das Schulmeistern! Nichts ist langweiliger! Herr Lampert wird zu schlafmützig, wenn ich ihn nicht ein wenig aufreize. Auch finde ich, daß er so hübsch aussieht, wenn er rot wird oder sich entsetzt.“

„Nein, ich glaube, es ist nicht ganz weiblich,“ beharrte Anita, „und Du solltest es lieber sein lassen.“

Hilma stieß einen Seufzer der Ungeduld aus. „Freut euch doch, wenn ich ein bißchen Sauerteig bin,“ sagte sie, „Du bist korrekt und zurückhaltend, er ist korrekt und zurückhaltend, wenn ich's nun auch noch wäre, dann bliebe der Brotteig eben sitzen.“

Anitas Philistrosität reizte Hilma, sich noch unpassender zu benehmen.

In der nächsten griechischen Stunde rief sie aus: „Nein, was haben Sie nur für kleine niedliche Ohren, Herr Lampert!“ Worauf nicht nur er, sondern auch Anita dunkel errötete, und das war ein Gaudium.

Oft war Hilma aber auch sehr ernst.

„Ich möchte wissen,“ fragte sie einmal den Kandidaten, „ob jedermann im Grund seines Herzens solch eine tiefe, schwere, schmerzende Sehnsucht fühlt, als sei das, was ist, alles nur ein Notbehelf und eigentlich müßte da etwas ganz anderes sein.“

„Ja, daran kranken wir wohl alle mehr oder weniger,“ antwortete er sanft.

„Was ist es? Was hat es zu bedeuten?“

Er antwortete: „Wir glauben, daß es die Sehnsucht der aus Gott entlassenen Seele nach der Wiedervereinigung mit ihm ist. Es gibt eben keine Ruhe für uns außer in Gott.“

Man hatte das Neue Testament im Urtext durchgenommen. Daneben trug der Kandidat, der noch ganz von seinen theologischen Studien erfüllt war, etwas Kirchengeschichte vor. Er erzählte von den tiefsinnigen, mit philosophischer Gelehrsamkeit durchsetzten Mysterien, zu welchen das einfache Urchristentum sich in den Köpfen der alten Scholastiker und Gnostiker entwickelt hatte. Das hörte sich so wunderbar an: die Lehre von dem ewigen Abgrund, in den sich die Sophia, die göttliche Weisheit, stürzt, um ihn auszufüllen! Mit glühendem Interesse lauschte Hilma. Was ihr platt und trivial erschienen war, schien sich ins Unbegrenzte zu vertiefen, und das anscheinend Absurde nahm den Charakter höchster Symbolik und fast mystischer Weisheit an.

Auf Anita war die Wirkung eine andere.

Sie gestand der Hilma, daß sie von all diesen verwickelten Dingen viel lieber gar nichts wissen wolle, da sie nur verwirrten und das Glaubenslicht, auf das es doch allein ankomme, verdunkelten.

„Aber nein!“ rief Hilma, „mir gehen gerade dadurch noch Lichter auf!“

„Wenn das nur nicht Irrlichter sind,“ meinte Anita besorgt.

„Es sind die, die mir leuchten,“ erklärte Hilma schroff. „Laß Du mir meine Lichter, ich laß Dir Deins.“

Hilma war in dem Alter der stärksten Wandlungen. Schon die religiöse Symbolik und Mystik des Pariser Klosters hatte sie über den flachen, kindischen Rationalismus, in den sie durch ihre halbverstandene und unverdaute philosophische Lektüre geraten war, fortgehoben. Nun glaubte sie zu begreifen, daß es in der christlichen Glaubenslehre auch für den denkenden Geist noch Abgründe an Tiefe gab.

Ihr eigener Verstand, auf den sie ziemlich viel gegeben hatte, schrumpfte vor diesen neuen Offenbarungen zu einem gar armseligen Ding zusammen, ohne daß sie dies bedauert hätte. Die Erkenntnis seiner Winzigkeit war ja nur die Rückwirkung des Größer- und Größer-Werdens von dem, was die Welt außer ihr ahnen ließ.

Dabei stiegen die Gedanken in ihr auf und füllten ihre Seele mit Leben, wie es der Saft in den jungen Bäumen tat. Aber auch andere belebende Einflüsse machten sich geltend, die unterhalb der Schwelle ihres Bewußtseins lagen.

Man hatte die Gewohnheit angenommen, gemeinsame Ausflüge zu machen: Hilma, Anita, Herr Lampert, Miß Moore. Die beiden vom Pfarrhaus holten die vom Herrenhaus ab oder umgekehrt.

Dann kam es aber immer so, daß Miß Moore mit Anita voranging, Lampert mit Hilma hinterher.

Miß Moore schritt rüstig aus und ging so schnell, als sei ein Spaziergang ein Dauerlauf. Das gehörte nun mal zu ihrem „constitutional walk“. Dafür floß die Unterhaltung desto spärlicher.

Herr Lampert dagegen wandelte und redete und vergaß die äußere Welt über der inneren.

So mußte Miß Moore oft genug stehen bleiben, die zurückgebliebenen zwei erwarten und anfeuern.

Für Hilma wurden diese Wanderungen an der Seite des Kandidaten ein Quell feinsten Genusses; denn er ging mehr aus sich heraus, als wenn Anita dabei war. Er nahm Hilma ernst, suchte ihre Fragen zu beantworten und kam selbst mit Fragen zu ihr. Sie erkannte deutlich die Überlegenheit seines geschulten Denkens, dafür war auf ihrer Seite, das fühlte sie, die größere Beweglichkeit des Geistes, die Phantasie und das Temperament. So ergänzten sie sich gut.

Dennoch wäre das Zusammenklingen ihrer so sehr verschiedenen Naturen wohl nicht so erfreulich gewesen, wenn nicht eines dazu gekommen wäre: Lampert hatte angefangen, sie lebhaft zu bewundern. Er war etwas unter ihren Einfluß geraten. Er huldigte ihr in einer scheuen, verhaltenen Weise, die sich gleichwohl beständig fühlbar machte, und dieser liebliche Honig mundete dem neunzehnjährigen Mädchen, die ihn zum erstenmal zu schmecken bekam, vortrefflich.

Aber während Hilma wie ein Röslein blühte, wurde Anita immer ſtiller und blaſſer. Die Tönung ihres zarten Geſichts erinnerte in beängſtigender Weiſe an weißen Alabaſter.

„Du biſt ſo furchtbar blaß!“ rief Hilma einmal. „Biſt Du nicht wohl?“

„Doch ganz. Es iſt meine Geſichtsfarbe,“ antwortete Anita. „Ich war doch immer ſo weiß.“

Sie erzählte, daß ihre Mutter nie erlaubt habe, daß ſie ſich mit anderem als abgekochtem Waſſer oder Regenwaſſer wüſche, denn das Rollbornwaſſer ſei für eine zarte Haut zu hart.

Hilma dachte, daß ihre Mama ſich gar nicht darum gekümmert habe, ob ſie ſich überhaupt wüſche oder nicht. Sie hatte dies alles der alten Kinderfrau überlaſſen, die es mit Sauberkeit und Hygiene ſehr wenig genau nahm. Später paßte zum Glück Miß Moore auf.

Zuweilen, wenn ſie die Sorgfalt und die liebevolle Aufmerkſamkeit der Eltern Anitas bemerkte, kam es ihr zum Bewußtſein, wie ſehr ſie ſelbſt nicht allein geiſtig, ſondern auch körperlich vernachläſſigt worden war. —

Eines Morgens kam Anita allein nach dem Herrenhaus. Hilma und Miß Moore ſaßen an einem Gartentiſch, nahe dem Hauſe, und entſtielten Johannisbeeren für die Küche.

Anita ſetzte ſich dazu, ſtreifte die Zwirnhandſchuhe von den Händen, ließ ſich eine ſilberne Gabel geben und begann mitzuarbeiten.

Dabei rückte ſie gelaſſen mit einer Neuigkeit heraus.

„Herr Kandidat Lampert hat eine Pfarrſtelle bekommen!“

„Was?!“ rief Hilma.

„Ja. In vierzehn Tagen reiſt er ab und kommt nicht wieder.“

„O he will be pleased,“ ſagte Miß Moore in ehrlicher Mitfreude.

Die beiden jungen Mädchen ſchauten einander in die Augen. Jede wollte wiſſen, wie dieſe Kunde auf die andere wirkte.

Anita zuckte mit keiner Wimper, aber unter Hilmas Blick überzog ſich ihr Geſicht langſam mit einem ganz feinen Rot, ſo daß ſie einer Teeroſe ähnlich ſah.

In ihrer gemeſſenen Sprechweiſe fügte ſie hinzu: „Der Papa hat ihm dieſe Anſtellung ausgewirkt. Er ſagt, es ſei beſſer für Herrn Lampert, in eine andere Umgebung zu kommen.“

Hilma fühlte, daß jetzt auch ſie rot wurde. Was ihr ſeit einiger Zeit bänglich geahnt hatte, ſtand plötzlich für ſie ganz feſt: daß im Pfarrhaus die wachſende Vertraulichkeit zwiſchen ihr und dem Kandidaten nicht gerne geſehen worden war.

„Wo kommt er denn hin?“ erkundigte ſie ſich.

Anita nannte ein unbekanntes Neſt. „Es iſt weit von hier,“ ſetzte ſie hinzu.

„Und unſer Griechiſch!“ rief Hilma bedauernd. Bei ſich ſelbſt dachte ſie: ‚Und unſere Geſpräche! Unſere herrlichen Spaziergänge! Wie werde ich ihn entbehren!‘ —

Als die Puffbohnen auf den kleinen Ackerſtreifen der Bauern blühten und in der Abendluft wie Vanille dufteten, gingen ſie zum letztenmal zu viert durch

die Felder: Anita mit Miß Moore voran, Lampert und Hilma in beträchtlichem Abstand hinterher. Am nächsten Morgen sollte der Freund abreisen.

Er war heute zerfahren und erregt, und Hilma plauderte in etwas krampfhafter Heiterkeit von dem, was sich eben ihren Augen bot: von den festonartigen Ranken der wilden Rosenbüsche am Feldrain, die voll duftigster Blüten saßen und in ihrer hinreißenden Anmut doch der Kunst aller Künstler spotteten; von dem silbergrünen Schimmer des Hafers, der in sanften Wellen wogte, von dem in unsichtbare Höhen entschwebendem silberhellem Trillern der Lerche, die die beschwingte Seele dieser blühenden Feldlandschaft schien, — von diesen Dingen sprach sie, aber nicht von dem nahen Abschied, an den sie doch beide unausgesetzt denken mußten.

Da sagte er mit halb erstickter Stimme: „Ist es wirklich notwendig, daß wir uns trennen, Fräulein Hilma?"

„Ja, das ist nun so," antwortete sie nüchtern; aber das Herz klopfte ihr heftig. Wo wollte er hinaus?!

Sie erfuhr es rasch genug.

Er fragte bittend: „Könnten Sie sich wohl entschließen, meine Frau Pfarrerin zu werden?"

So zart er gesprochen hatte und so lieb er ihr war und so sehr sie ihn bedauerte, erschien ihr seine Zumutung doch als etwas Ungeheuerliches. Unfaßlich war ihr, daß er derartiges für möglich halten und daß er es aussprechen konnte.

„Nein! Nein! Nein!" stieß sie hastig, mit mühsam beherrschtem Zorn hervor; „das ist unmöglich! Alle Freundschaft will ich Ihnen geben, aber ich will niemals heiraten! Ich wollte, Sie hätten nicht davon gesprochen! Es tut mir so furchtbar leid!"

Er schwieg. Aber nun sah er so unglücklich aus, und darüber, daß sie ihm nicht helfen konnte, wurde auch sie ganz unglücklich.

Alle Sommerherrlichkeit und aller Abendfriede gaben ihnen heute keinen Trost mehr.

3.

Bald nach des Kandidaten Lampert Abreise erschien ein neuer Kollaborator im Pfarrhaus. Er hieß Günther.

Hilma sah ihn fürs erste nur in der Kirche, wo sie feststellen konnte, daß er eine stattliche Figur hatte und einen dunklen Vollbart.

Als er seinen Antrittsbesuch im Herrenhaus machte, war sie mit Miß Moore auf dem Spaziergang.

Ins Pfarrhaus kam sie jetzt nicht, denn Frau Mathis war mit der allzubleichen Anita in ein Seebad gereist.

Dafür kam Horst, glänzend in seiner Fähnrichsuniform. Er hatte jetzt ein hübsches blondes Schnurrbärtchen und eine Männerstimme.

Die Geschwister hatten sich in den letzten Jahren fast gar nicht gesehen und waren einander ziemlich fremd geworden. Sie sprachen beinah konventionell miteinander.

Aber Horſt war ſelbſtändig geworden. Er hatte ſeine eigenen Anſichten, darunter auch die, daß es unrecht ſei, der erwachſenen Hilma noch immer alles ihren Vater Betreffende zu verheimlichen.

Dies ſprach er ihr eines Tages, als ſie in ziemlich früher Morgenſtunde zuſammen durch den Garten ſchlenderten, aus.

„Ich finde es gerechtfertigt, daß man Dir unſere Familientragödie verſchwiegen hat, ſolang Du ein Kind warſt. Jetzt ſcheint es mir dagegen einfach Pflicht, Dich endlich au fait zu ſetzen.“

Sie nickte in lebhaftem Zuſtimmen.

„Wieviel weißt Du eigentlich?“

„Gar nichts!“

„Aber doch, daß unſere Eltern gerichtlich voneinander geſchieden ſind?“

„Nichts!“ wiederholte ſie. „Man erwähnt nie unſeren Vater in meiner Gegenwart. Und ich hab mir längſt abgewöhnt, zu fragen. Sie ſind geſchieden?“

„Ja. Der Papa hat die Mama veranlaßt, ſich von ihm ſcheiden zu laſſen, als wir noch auf dem Fußboden herumrutſchten.“

„Warum?“

„Weil er ſich in eine andere verliebt hatte. — Und die hat er dann auch geheiratet.“

„Wie ſchrecklich!“ ſeufzte Hilma erſchüttert.

„Ja, es war ein großes Unglück für uns alle!“ ſeufzte auch Horſt.

„Ob er die Mama gar nicht geliebt hat?“

„Er wird ſie ſchon einmal geliebt haben, aber das iſt dann wohl vergangen. Jedenfalls liebte er die andere mehr.“

Hilma ſeufzte einmal um das andere, ohne ſich deſſen bewußt zu werden. Gar ſo ſchwer waren ihre Gedanken!

„An uns hat er nicht gedacht,“ ſagte ſie traurig.

„Ich glaube, damals hat er wohl an nichts gedacht, als an ſeine geliebte Agnes. Sie muß wunderſchön geweſen ſein.“

„Lebt ſie noch?“

„O ja, — ſehr.“

„Kennſt Du ſie?“

„Natürlich. Ich bin ja dort ſeit meinem zwölften Jahr Kind im Hauſe. Es iſt nämlich damals bei der Scheidung gerichtlich beſtimmt worden, daß Du ganz bei der Mama bleiben ſollteſt, ich aber nur bis zum zwölften Jahr. Seitdem bin ich hier nur Gaſt und dort zu Hauſe. Aber ich wäre eigentlich lieber in Zollbrück zu Hauſe.“

„Iſt es nicht ſchön dort?“

„O doch, ſehr ſchön. Sie haben eine luxuriöſe Wohnung und viel Geſelligkeit. Nur ..... unſer feudales altes Zollbrück iſt mehr nach meinem Gusto, als der Kreis dort. Du mußt nämlich wiſſen, daß Papas Frau ..... Schauſpielerin iſt.“

„Jetzt noch?!“

„Ja. Sie iſt ſo etwas wie eine Berühmtheit. Sie iſt auch noch immer ſchön. Aber Du kannſt Dir denken, daß der Papa durch dieſen Scheidungsſkandal ſeine Stellung in der eigentlichen Geſellſchaft verloren hat. In ſeinen Künſtlerkreiſen macht man ſich nichts daraus, wenn ein Mann ſeine Frau verläßt, um eine andere zu nehmen, die ihm beſſer gefällt; das kommt dort alle Tage vor. Aber unter uns gilt es für etwas Erbärmliches und Schändliches."

„Was meinſt Du mit unter uns?" fragte Hilma gedrückt.

„Den alten Adel und was dazu gehört. Alle ſtaatserhaltenden, konſervativen Elemente. Es iſt doch auch ſo: wer aus freiem Willen einer Frau Treue geſchworen hat, ſoll ſie halten."

„Weiß unſer Vater, daß Du ſo denkſt?"

Horſt errötete. „Ich glaube wohl, daß er es weiß, obwohl ich natürlich nie über dieſe Dinge ſpreche. Aber er iſt klug und kennt mich gut."

„Hat er nicht verſucht, ſich zu rechtfertigen?"

„Wie kann er?"

‚Ja, wie kann er,' dachte auch ſie.

Nach einem gedrückten Schweigen fragte ſie: „Kannſt Du ihn trotz alledem gern haben?"

„Er iſt immer ſehr gut zu mir geweſen," ſagte Horſt, „und ich bin ihm für vieles Dank ſchuldig. Aber wenn das auch nicht wäre, iſt er doch mein Vater! Es iſt einfach meine Pflicht, ihn zu lieben."

„Aus Pflichtgefühl kann ich nicht lieben," ſagte ſie leiſe.

Er hörte gar nicht hin, ſondern ging den eigenen Gedanken nach.

„Und alles Gute, was er mir auch antut," fuhr er erregt fort, „kann doch das Schlimme, was er über uns gebracht hat, nicht aufwiegen. Wie oft in der Schule habe ich vor Scham und Zorn geheult — wenn's niemand ſah, — und gedacht, daß ich lieber ganz arm ſein wollte, aber einen Vater und ein Vaterhaus haben, worauf man ſtolz ſein könnte. Es iſt zu gräßlich, jedesmal wenn man nach zu Hauſe gefragt wird, ſich mit der Antwort um die Wahrheit herumdrücken zu müſſen, oder die Wahrheit eingeſtehen und dabei den eigenen Vater ſchlecht machen zu müſſen, um nicht die ſchuldloſe Mutter in ſchmählichen Verdacht zu bringen! Das kann einem manchmal alles verleiden. Und es hört niemals, niemals auf! Und warum das alles? Weil eine ſchöne Schauſpielerin ihm wichtiger war, als das Wohl ſeiner Kinder."

Horſt hatte mit ſteigender Erbitterung geſprochen.

Hilma dachte mit innerem Weinen daran, wie der unbekannte Vater die Schwärmerei ihrer freudloſen Kinderjahre geweſen war, wie ſie ſein Bild mit allem Schönſten und Größten geſchmückt hatte.

Ihr Herz ſehnte ſich danach, ihn verteidigen und ſich auf ſeine Seite ſtellen zu können.

Sie konnte nicht!

Er wohnte dort in ſeinem prächtigen Haus und freute ſich an ſeiner ſchönen Frau inmitten einer luſtigen Geſellſchaft von Künſtlern.

Und hier saß die Mama über ihrem Thomas a Kempis, verkümmerte in der Einsamkeit, und das Unglück hatte sie menschenscheu und bitter gemacht.

Und ob er wohl ahnte, was seine Tochter gelitten hatte? —

Nein, wenn sie auch gewiß der Art nach zu ihm gehörte und nicht zu den Utendorfs, denen sie innerlich immer fremd blieb, so wollte sie sich um diesen Vater, der, um selbst glücklicher zu sein, Frau und Kind verkommen ließ, nun auch ihrerseits nicht mehr kümmern.

Horst's Urlaub war bald abgelaufen; aber Anfang Oktober kam Frau Mathis mit Anita aus dem Seebad zurück.

Hilma lief nach dem Pfarrhof hinüber, um Anita zu begrüßen.

Anita und der neue Kollaborator waren gerade im Grasgarten mit Äpfelernten beschäftigt.

Der Kandidat stand auf einer Leiter, hielt sich mit einer Hand an dem Ast des großen alten Apfelbaumes und brach mit der anderen die gelb und roten Äpfel.

Unten im Gras stand Anita und hielt mit beiden Händen einen Korb hoch. Ihre Gestalt sah dabei ungemein schlank und zierlich aus.

Sie ließ langsam den äpfelbeschwerten Korb sinken und setzte ihn nieder, um Hilma zu begrüßen.

„Herrn Günther kennst Du wohl schon?"

Der war eilends von der Leiter herabgestiegen und gab dem Fräulein aus dem Herrenhof die Hand zum Gruß.

Er hatte ziemlich hübsche Gesichtszüge und freundliche dunkle Augen. Seine Erscheinung war männlicher als die Lamperts und sein Auftreten sicher.

Hilma dachte: ‚Hoffentlich wird aus ihm nun auch ein Freund, und die schönen Tage der griechischen Stunde kehren wieder.'

Darüber wurde sie sehr froh. Sie plauderte und hatte lustige Einfälle, so daß Anita und Günther, die Ehrbaren, viel lachen mußten. Sie half dann auch beim Äpfelpflücken, indem sie trotz ihrer langen Röcke über die Leiter in den Gipfel des Baumes kletterte und Äpfel holte, die Günther von der Leiter aus nicht erreichen konnte.

Staunend versicherte der Kandidat, daß sie ihm in der Kunst des Kletterns überlegen sei.

„Nun wollen wir recht oft zusammenkommen!" sagte sie beim Abschied.

Anita sagte nicht ‚ja'. Sie sah auf einmal sehr ernst aus. —

An dem nämlichen Tag hatte die Mama einen langen Besuch von Frau Mathis.

Dann geleitete die Mama ihren Besuch durch den Park bis an das Mauerpförtchen, das in die Pfarrgasse führte.

Hilma saß auf ihrem Lieblingssitz in der Steinlinde und las, da hörte sie die Stimme der Mama nach ihr rufen.

Sie erspähte auch bald die schwarze, überschlanke Gestalt der Mama zwischen kanarienvogelgelbem Birkenlaub und amaranthroten Ebereschenzweigen.

Obwohl Hilma der Mama am liebsten aus dem Wege ging, hatte sie nie aufgehört, für das Edel-Zarte ihrer Erscheinung eine schüchterne Bewunderung zu

hegen, die ſich neuerdings zu zürnender Parteinahme ſteigerte, ſo oft ſie an die wunderſchöne Agnes dachte.

Eben jetzt führte die Mama das Batiſttaſchentüchlein an die Naſe, an die Augen, — ſie weinte!

„Was iſt denn, Mama?“ rief Hilma. „Habe ich mal wieder etwas verbrochen?“

Die Mama klagte: „Ach, Du kannſt ja nichts dafür, daß Du ſo biſt, wie Du biſt, Du unglückliches Kind! Ich habe es Dir aber nicht vererbt.“

„Was hab' ich denn getan? Meine Seele ahnt nichts.“

„Weißt Du, was mir die gute Frau Mathis eben verkündet hat? Sie wünſcht nicht, daß Du weiter im Pfarrhaus verkehrſt!“

Hilma war faſſungslos vor Erſtaunen. „Aber um alles in der Welt, warum denn?“ rief ſie.

„Weil ſie fürchtet, daß Du mit dem neuen Kandidaten ebenſo Dein Spiel treiben könnteſt, wie Du es mit dem armen Lampert getan haſt.“

„Mama!“ rief Hilma empört. „Das hat Frau Mathis geſagt?!“

„Die vortreffliche Frau hat ſehr gütig von Dir geſprochen, voll der Anerkennung für Deine geiſtigen Gaben. Aber ſie hat erfahren, daß Dein Einfluß weder auf Anita noch auf den armen Lampert ein günſtiger geweſen iſt! Du habeſt für einfältige Gemüter etwas Blendendes und Aufregendes und Verwirrendes, ſagt ſie. Die Anita verlöre ja viel mehr an Dir, als Du an ihr, ſagt ſie, aber ſie fürchtet für den Frieden ihres Kindes. Sie ſagt, gerade weil Du bei Deiner freien Richtung klug und anziehend ſeiſt, ſeiſt Du ſo gefährlich. Auch dem armen Lampert ſeiſt Du gefährlich geweſen.“

„Und darum . . .“

„Und darum hält ſie es für die Wohlfahrt ihres Kindes notwendig, daß der Verkehr zwiſchen euch fürs erſte unterbleibt. Sie habe ſich lange mit ihrem Gott beraten und dann auch mit ihrem guten Mann, ſagt ſie, denn dieſer Entſchluß ſei ihr ſehr hart angekommen.“

„Ich will ihr die Durchführung nicht ſchwer machen,“ erklärte Hilma kalt.

Sie tat verächtlich und ſtolz. Denn ſie wollte durchaus nicht den Schein erwecken, als ob ſie ſich durch dieſe Sicherheitsmaßregel gedemütigt oder geſchädigt fühle.

In Wahrheit tat ihr nur die Mama leid, die ganz geknickt war, und Anita.

Aber je ernſter ſie dieſem ſeltſamen Erlebnis nachſann, deſto mehr Achtung fühlte ſie vor den Eltern Anitas, die keine Unannehmlichkeit und kein Opfer ſcheuten, ſobald ſie glaubten, daß es ſich um das Wohl ihres Kindes handelte.

Und obwohl es ihr ſelbſt unſinnig ſchien, daß ſie für Anita, deren Glauben und kindlichen Gehorſam ſie ſtets reſpektiert hatte, ein gefährlicher Umgang ſein ſollte, konnte ſie doch keinen Zorn aufbringen.

4.

Anita Mathis verlebte den Winter und das Frühjahr bei Verwandten ihrer Mutter in Amſterdam.

Hilma las und machte ihre Spaziergänge und ſtickte und ſpielte ein wenig Klavier und empfand oft das Nichtige dieſes zweck- und ereignisloſen Dahinlebens als entſetzliche Öde und Leere. Draußen rauſchte der breite, mächtige Strom des Lebens, und ſie mußte hier ſtilliegen, wie eine in abſolute Windſtille geratene Segelbarke, der die Segel ſchlaff, wie alte Lappen, um die Maſten hängen, ſtatt ſich in friſcher Briſe zu ſtraffen.

Sie wurde matt und unluſtig und verlor ihre blühenden Farben.

Eines gab es jedoch, was ſie jedesmal an Leib und Seele erfriſchte: der Onkel Guſtav hatte angefangen, ſie reiten zu laſſen.

Die Mama ſchenkte ihr ein ſchwarzes Reitkleid und der Großpapa einen Damenſattel.

Nun begleitete ſie den Onkel öfters auf längeren Ritten, und obwohl ſie ſich immer etwas vor ſeiner biſſigen, verdroſſenen Art fürchtete und ihre Worte höchſt vorſichtig wählte, um nicht ſeine Galle zu erregen, denn er war kränklich und reizbar, — gehörten dieſe Spazierritte doch zu ihren glücklichſten Stunden.

Da ereignete ſich eines Tages etwas:

Sie ritten auf der Landſtraße, als ihnen ein in eine weiße Staubwolke gehüllter herrſchaftlicher Wagen raſch entgegengerollt kam.

„Ich nehme die tête," ſagte der Onkel und bog nach dem Straßenrand aus, um den Wagen vorüber zu laſſen. Hilma folgte ihm genau.

Als die Equipage dicht vor ihnen war, rief Hilma: „Was für ſchöne Pferde!"

Im gleichen Augenblick zog der Onkel den Hut ſehr tief vor einer alten Dame. Dieſe rief dem Kutſcher etwas zu und der Wagen hielt.

Da ſtieg der Onkel ab und trat, ſein Pferd führend, an den Wagen.

„Guten Morgen, lieber Graf," ſagte die alte Dame mit einer dünnen, aber angenehmen Stimme, „hierher muß ich mich alſo verſchlagen laſſen, um etwas von den Zollbrückern zu merken! Warum ſieht man Sie nie bei Hof?"

„Durchlaucht, ich bin verbannt. Bitte um die Ehre, meine Nichte vorſtellen zu dürfen: Hilma Biernau."

„Alſo wohl die Tochter Ihrer lieben Schweſter," ſagte die alte Dame. „Warum haben Sie uns das junge Mädchen nicht gebracht? Sie hätte doch dieſen Winter bei uns tanzen können."

„Durchlaucht verzeihen, meine Schweſter wünſcht ihre Tochter den weltlichen Zerſtreuungen fernzuhalten. Sie hat eine ſehr ernſte Richtung."

„Ach wirklich?" ſagte die alte Dame.

Dann ſprach ſie von etwas, was Hilma nicht intereſſierte, deshalb ließ dieſe ihre Blicke wandern.

Neben der alten Dame, die der Onkel „Durchlaucht" nannte, ſaß eine andere, weniger alte Dame in ſehr gerader Haltung. Die lächelte mit einem verbindlichen Lächeln, ſprach aber nicht mit.

Den Damen gegenüber hatte ein junger Herr geſeſſen, der war aus dem Wagen geſprungen und ſtand, wie der Onkel, am Wagenſchlag, nur auf der anderen Seite. Auf dieſem blieb ihr Blick haften.

Er hielt den Hut in der Hand und ſah aufmerkſam nach ihr hinüber.

Sein kleiner, raſſiger, blonder Kopf und wie er ihn trug, die Haltung der Schultern, der Arme, die ganzen Umriſſe der Geſtalt, vor allem aber der ſtolze, freie und fein-kluge Geſichtsausdruck, das gefiel ihr ſo ungemein, daß das Entzücken ihr wie ein Rauſch in den Kopf ſtieg und ſie in den Tiefen ihres Weſens erſchütterte.

Sie hörte nicht mehr, was die Durchlaucht ſprach, ſie ſah nur noch ihn.

Da verneigte er ſich grüßend und ſchwang ſich leicht in den Wagen. Die Damen winkten noch mit der Hand, dann rollte der Wagen weiter.

Während der Onkel ſich brümmend aufs Pferd ſchwang, — es war ihm bei ſeiner Korpulenz nicht mehr ganz bequem — ſchaute Hilma ſehnſüchtig hinter der ſich raſch weiter wälzenden Staubwolke drein, aus der noch der harte, ſchnelle Hufſchlag der Traber tönte.

„Muß uns das Pech auch grade der teuren Landesmutter in den Weg führen!“ knurrte der wieder berittene Onkel verdrießlich. „Sie nimmt ſonſt nie dieſen Weg, wenn ſie nach Luiſenruhe fährt, aber die Waldſtraße iſt eben unpaſſierbar, weil das Hochwaſſer Zerſtörungen angerichtet hat.“

Er verbreitete ſich über den jedes Frühjahr wiederkehrenden Hochwaſſerſchaden und deſſen Zuſammenhang mit der unſeligen gradlinigen Fluß-Regulierung. Das Thema war ihm offenbar wichtiger, als das aufregende Abenteuer, welches man eben erlebt hatte, ein Standpunkt, den Hilma nicht teilen konnte. Sobald er ſchwieg, fragte ſie nach den beiden, die mit der Fürſtin im Wagen geſeſſen hatten.

„Das waren der Prinz Heinrich, der übrigens recht gut ausſieht,“ antwortete der Onkel, „und die Hofdame Fräulein von Yſſerſtedt. Die iſt alt geworden, die Lotte Yſſerſtedt!“

„Iſt das ein Bruder vom Erbprinzen, der Prinz Heinrich?“

„Nein, der Erbprinz hat nie Geſchwiſter gehabt. Der Prinz Heinrich iſt der Sohn des Bruders unſeres Fürſten.“

Hilma verſtummte.

Ihre Gedanken konnten von dem anmutig-edlen Prinzen nicht mehr loskommen.

‚Ob es wohl irgend etwas gibt, was ich für den nicht tun würde?‘ ging es ihr durch den Kopf, und ohne Zögern gab ſie ſich die Antwort: ‚Nichts! Nicht nur fühle ich, daß ich für ihn alles tun könnte, ich möchte es ſogar tun dürfen, ja, ich wünſche mir nichts inniger!‘ —

Sie fragte Amanda: „Sieht Dein Louis auch manchmal unſern Prinzen?“

Der Louis Strohl diente jetzt nämlich in der Reſidenz des kleinen Fürſtentums ſeine Militärzeit ab.

„Ja, freilich,“ antwortete die Amanda. „Die Prinzen kommen ja immer zu den Regimentsfeſten und der Prinz Heinrich, der tanzt auf den Soldatenbällen mit einfachen Bauernmädchen. Das is ſo ein Luſtiger!“

„Haben den nicht alle gern?“

„Ja, den haben ſe gar zu gern! Der macht ſo viel Spaß und ſtolz is er gar nich. Der Herr Erbprinz ſoll ja auch ein ſehr guter Herr ſein,“ ſetzte die

Amanda in ihrer herzenswarmen Weiſe gleich hinzu, „er is nur eben nich ſo recht geſund, ſagt der Louis, da kann 'r natürlich nich ſo.“

Seit das Unglück über die Mama gekommen war, deſſen nähere Umſtände Hilma durch Horſt erfahren hatte, lebte man in Zollbrück von allem geſellſchaftlichen Verkehr zurückgezogen.

Trotzdem kamen gelegentlich Verwandte oder Gutsnachbarn auf ein Nachmittagsſtündchen zum Beſuch.

Waren Damen dabei, ſo mußte Hilma ihr Kompliment machen, die Hand küſſen und mit am Kaffeetiſch ſitzen. Aber ſobald es anging, pflegte ſie ſich fortzuſtehlen. Dieſe konventionellen Beſuchsunterhaltungen hatten ſie noch niemals gefeſſelt.

Eines Nachmittags kam einmal wieder ein herrſchaftlicher Wagen durch das Tor.

Es war Mitte Mai. Der Gärtner holte, wie alljährlich an dieſem Tag, die Topfpflanzen aus dem Glashaus, wo ſie überwintert hatten, topfte ſie um und ſtellte ſie in den gewohnten ſteifen Gruppen an der Giebelſeite des Herrenhauſes auf.

Onkel Guſtav dirigierte ein wenig, und Hilma ſah zu.

Aber als der Wagen an ihnen vorüber vor das Portal fuhr, warf der Onkel den Baſt und die weißen Stäbchen auf die Erde und lief nach der Haustür, ſo gut ihm ſein koloſſaler Körper das Laufen erlaubte.

Hilma ſeufzte. Der ſteife Nachmittagsbeſuch war ſo langweilig!

Da ſagte der alte Gärtner: „Nu, das war doch de Frau Hofmarſchall'n. Die Pferde un das Geſchirre kenn ich.“

„Von unſeren Herrſchaften?“ fragte Hilma geſpannt.

„Nu freil'ch.“

Da ſchlüpfte ſie ſchnell ins Haus, um ſich ſchön zu machen, denn wer von dort kam, wo „er“ war, ſollte einen guten Eindruck von ihr mitnehmen.

Eine dicke ältliche Dame von ſehr ſelbſtſicherem Ausſehen ſaß neben der Mama auf dem Sofa, als Hilma mit Miß Moore den Salon betrat.

Hilma machte die vorſchriftsmäßige tiefe Verbeugung mit Handkuß.

Die dicke Dame ſah ſie durch ein Lorgnon an und nickte ihr aufmunternd zu.

Dann fragte ſie in franzöſiſcher Sprache, ob ſie in der Nachbarſchaft Freundinnen habe, was Hilma verneinend beantwortete, natürlich gleichfalls franzöſiſch.

Ob ſich ma petite nicht manchmal etwas einſam fühle?

Errötend antwortete Hilma, ſie ſei an das Alleinſein gewöhnt und habe ja auch Miß Moore zur Geſellſchaft.

Darauf wandte ſich die Hofmarſchallin der Engländerin zu, der ſie in engliſcher Sprache einige freundliche Worte ſagte. Auch mit Hilma unterhielt ſie ſich dann engliſch.

Nach dieſem wandte ſie ſich der Mama zu und ſagte: „Mais ça va à merveille, chère Baronne, je vous en fais mon compliment.“

Hilma dachte: ‚Sie iſt eine Ausländerin und kann nicht Deutſch ſprechen.‘

Als man nun aber beim Kaffee ſaß, wurde die Unterhaltung zumeiſt deutſch geführt, und das Deutſch der Hofmarſchallin war ein durchaus einheimiſches.

Sowie Miß Moore und Hilma ihre Taſſe Kaffee ausgetrunken hatten, wurden ſie aufgefordert, ſpazieren zu gehen.

„Wir haben einiges zu beſprechen, wobei das Kind nicht zuzuhören braucht," ſagte die Mama zu Miß Moore.

Dieſe Worte füllten Hilma mit Neugier und Spannung. Die Eltern — ſie pflegte Mama, Großpapa und Onkel zuſammenfaſſend mit dieſem Namen zu benennen, — hatten einmal wieder ganz ſo ausgeſehen, als läge etwas in der Luft. Was ſie da jetzt beſprachen, war gewiß nichts Gleichgültiges, ſonſt würde man ſie nicht ſo eilig entfernt haben.

Nachdem der überzählige Spaziergang, der ſie heute noch mehr als ſonſt geödet hatte, glücklich überſtanden war, ſchlich ſie in das Vorzimmer des Salons. Die Tür war zwar geſchloſſen und horchen mochte ſie auch nicht; aber ſie hörte doch, daß im Nebenzimmer lebhaft hin und hergeredet wurde. Die etwas fette Stimme der Hofmarſchallin ſprach eifrig überredend, die Entgegnungen der anderen klangen zögernd, weder eifrig noch erfreut, — die Mama ſchien ſogar zu klagen.

Am nächſten Morgen kam das Geheimnis heraus: Ihre Durchlaucht, die Landesfürſtin, ſah ſich nach einer jungen Dame aus gutem Hauſe um, die mit der Frau Erbprinzeſſin Franzöſiſch und Engliſch leſen und ſprechen ſollte. Dabei war ſie auf „die hübſche kleine Biernau" verfallen und hatte die Hofmarſchallin in diplomatiſcher Miſſion nach Zollbrück geſchickt, um auszukundſchaften, ob die junge Dame geeignet ſei, und wenn ſo, die Herrſchaften dafür zu gewinnen.

Hilma erfuhr auch, daß der Großpapa und Onkel dafür geſtimmt hatten, das ehrende Anerbieten der Landesherrin anzunehmen, und daß es ihnen gelungen war, den Widerwillen der Mama zu überwinden. —

Die Mama ließ gegen ihre Überzeugung das mit Hilma geſchehen, was die anderen, die den ſtärkeren Willen hatten, wollten. Denn überzeugt war ſie nicht, das ließ ſich leicht fühlen. Sie konnte ſich einfach nicht gegen willenskräftigere Menſchen behaupten, wie ſie ſich einſt auch nicht gegen ihren Mann hatte behaupten können.

‚Frau Mathis,' dachte Hilma, ‚würde ſich ſicherlich von der ganzen Welt kein „Ja" abringen laſſen, wenn ihr für Anitas Wohl ein „Nein" geboten ſchiene!' —

Aber wie froh war ſie diesmal über die Widerſtandsunfähigkeit der Mama!

Ihr war, als habe jetzt endlich das Schickſal ſelbſt ſie auf ſeine Schwingen genommen, um ſie dem fernen, wunderſchönen Leben entgegen zu tragen.

5.

„Meine durchlauchtigſte Tante hat ihren Ehrgeiz," ſagte der Prinz; „unſer kleiner Hof ſoll ein Mittelpunkt des Geiſteslebens ſein, ein Verſammlungsort erleſener Künſtler und Dichter und Denker, — ein neues Weimar. Sie ſchwärmt für geiſtreiche Unterhaltung, aber ich fürchte, das Klima in Luiſenruhe iſt der Entfaltung von Geiſt ungünſtig, denn was hier an Geiſtreichigkeiten produziert wird, ſchmeckt meiſt in beängſtigender Weiſe nach Plattitüden. Nicht wahr? Sie ſagen nicht ja, nicht nein? Ach, Sie ſind ja eine kleine Diplomatin! Nein, mit dem

Weimar will es nicht recht werden: wir haben keinen Goethe und keinen Schiller mehr! — Die Charlotten ließen sich eher finden."

„Warum sollen wir keine genialen Männer haben?" fragte Hilma unüberzeugt.

„Weil wir in einer Zeit großer sozialer Entwickelung und individueller Verkümmerung leben. Unser Zeitalter ist das Zeitalter der Applanierung."

„Ach nein!" protestierte sie. „Das soll es nicht sein! Das brauchen wir es doch nur nicht sein zu lassen!"

Er lachte sein helles, intelligentes Lachen: „Wir! Sie und ich!"

Es war das erste Mal, daß der Prinz sich mit Hilma unterhielt, obwohl sie nun schon fast zwei Wochen in dem fürstlichen Sommerschlößchen Luisenruhe dem Hof beigeordnet war.

Ihre Vorstellung von der Pracht fürstlicher Schlösser hatte sie etwas berichtigen müssen.

Sie bewohnte ein Zimmer, welches immer dunkel war, weil es auf einen von hohen Mauern eingefaßten engen Hinterhof sah, den eine mächtige Trauerweide überschattete.

Und jenseits der Mauer reckten hundertjährige Turmpappeln die halb abgestorbenen Äste himmelwärts und nahmen vollends alle Sonne.

Ein Pförtchen war in der Mauer, zu dem man nur über eine kleine, den Burggraben überführende Brücke gelangen konnte; das war aber stets verriegelt und verrammelt.

Wenn sie am Fenster stand, konnte sie sich in ihr Pariser Kloster zurückversetzt fühlen, so klösterlich und gefängnismäßig und kirchhofnah sah da unten alles aus.

Der Prinz Heinrich bewohnte aber eines der hellen luftigen Kavaliershäuser, die das alte Schlößchen umgaben und aus einer viel späteren Zeit stammten. Und weil er so nah war und sie ihn fast täglich sah, war ihr alles andere recht.

In der ersten Zeit war sie sehr enttäuscht gewesen, weil er sich wenig um sie kümmerte. Aber bald schien es ihr natürlich. Sie selbst durfte sich ja auch nicht mit ihm abgeben, mußte tun, als sei er der gleichgültigste Mensch der Welt. Das verlangte die höfische Sitte, und die durfte sie nicht verletzen, wenn sie hier bleiben wollte.

Und sie fühlte, daß in seiner Nähe weilen für sie Leben war; — fern von ihm sein zu müssen, wäre wie der Tod gewesen — ach, schlimmer!

Die Fürstin war von Anfang an sehr „gnädig".

„Hier bei uns will ich Sie nur recht heiter haben, kleine Viernau," sagte sie. „Ihre liebe Mama ist eine ausgezeichnete, seltene Frau, vor der ich die größte Hochachtung habe, — aber mit zwanzig Jahren ist man für ein Eremitenleben noch zu jung."

Hilma mußte sich im stillen über das der Mama gespendete hohe Lob wundern.

Die Frau Erbprinzessin war eine stolze Erscheinung, so sehr Vollblut wie möglich. Bei sehr hohem Wuchs und königlicher Haltung hatte sie das zierlichste

Köpfchen, das nur zu klein gewirkt hätte ohne die Fülle lichtblonden Haares. Aus dem länglichen zarten Oval des Gesichts blickten über einer edelgeformten Nase klare graue Augen, die aussahen, als würden sie sich nie vor etwas senken.

Aber dieser Tochter eines uralten Herrscherhauses ging zum Entsetzen der Schwiegermama und der Hofmarschallin die Fähigkeit ab, sich in einer fremden Sprache auszudrücken.

Sie sagte zu Hilma, als man diese ihr zugeführt hatte, mit einer zarten, aber sehr sicheren Stimme: „Ich habe kein Sprachtalent. Man hat mir unermüdlich Unterricht gegeben, aber ich lerne es nicht. Englische oder französische Konversation zu versuchen würde für uns beide gleich lästig sein und ganz nutzlos. Lesen Sie mir also lieber vor."

So las nun Hilma der Frau Erbprinzessin jeden Tag eine Stunde lang vor, einmal aus einem französischen, einmal aus einem englischen Buch. Außerdem hatte sie nur die Aufgabe, heiter zu sein und sich mit Grazie zu langweilen.

Anfangs hatte sie der große Kreis fremder Menschen verwirrt und eingeschüchtert, aber sehr bald waren ihr die einzelnen gewohnt und vertraut.

Da war seine Durchlaucht der Fürst, ein alter Herr, der es sich auf dem Sommersitz leicht machte, meist in Joppe und Jagdstiefeln herumging, von seinen drei Hühnerhunden begleitet. Er hatte ein faltiges, gutmütiges Gesicht. Bei Tafel machte er Späßchen, was man an dem schelmischen Blinzeln seiner kleinen Augen und an dem Lachen seiner Tischnachbarinnen und Nachbarn bemerken konnte. Hilma verstand ihn nie, denn er sprach sehr undeutlich, weil ihm die Zähne fehlten.

Im Rang nach ihm kam der Erbprinz, der immer verbindlich lächelte, außer wenn er sich unbeobachtet glaubte. Dann sah er nur abgespannt und leidend aus.

Eine Rolle spielte auch der fürstliche Leibarzt, den man „Herr Hofrat" anredete. Er war eine Künstlernatur, wie er selbst sagte, machte Verse und gereimte Charaden, zeichnete in Stammbücher und auf Fächer und erzählte bei jeder möglichen Gelegenheit von seinen Erlebnissen bei den Papuas und Hottentotten, denn er hatte einmal vor vielen Jahren eine Reise um die Welt gemacht. Er trug lange Bartkoteletts und hatte einen langen, sehnigen Hals mit stark vorspringendem Adamsapfel.

Da war auch ein dicker Naturforscher mit schlauen, lachenden Äuglein. Der sagte manchmal interessante Dinge, aber meistens aß und trank er ungeheuer viel oder lag irgendwo und schlief.

Ein feiner, stiller Bibliothekar, der nicht Verse auf Fächer schrieb, aber ein Dichter war, und ein paar Musiker vervollständigten den Stamm der „Männer von Geist und Genie", die den Hof zieren sollten.

Sonst bestand der Hof aus dem Hofmarschall und seiner Gemahlin, den persönlichen Adjutanten und Kammerherren vom Dienst und den Hofdamen.

Täglich tauchten bei Tafel neue Gesichter auf, die wieder verschwanden und die Hilma nicht im Gedächtnis behalten konnte.

Über der ganzen Gesellschaft lag es wie ein Zwang, ein leichter Druck und eine mühsam beherrschte Schläfrigkeit. Man tafelte lang, man hielt Siesta, man fuhr oder ritt spazieren. Wenn man sich des Abends zusammenfand, war es, als gratuliere heimlich einer dem anderen, daß man wieder einen Tag mit Anstand losgeworden war.

Nur Prinz Heinrich, der nicht täglich zur Tafel erschien, sondern nur ab und zuging, brachte stets einiges Leben in die schläfrige Gesellschaft. Wenn er eintrat, reckte sich alles innerlich und äußerlich in die Höhe. Hilma bemerkte, daß sie nicht die einzige war, die ihn bewunderte.

Es war ein verregneter Juni-Abend.

Im Musiksalon brannten die Kronleuchter, und es wurde musiziert.

Die beiden Musiker geigten wunderschön, und das Hoffräulein der Frau Erbprinzessin begleitete die Künstler auf dem Flügel.

Die Damen saßen in den tiefen Sesseln und die Herren hinter ihnen auf den Wandsofas.

Nebenan im Spielzimmer spielte der Fürst mit dem Hofmarschall, dem Hofrat und dem Adjutanten Skat mit Strohmann, und mitten in ein verhauchendes Pianissimo hinein konnte man Seine Durchlaucht einen Grand ansagen hören.

Der Bibliothekar saß mit dem Naturforscher beim Schach. Es war sehr warm geworden in den von vielen Lampen erhellten, menschengefüllten Räumen, und Hilma hatte sich in eine Fensternische geschlichen, um die köstlich würzige, feuchte Frische der Juni-Nacht zu atmen.

Zuweilen überkam sie eine jähe Sehnsucht nach der Einsamkeit, an die sie gewöhnt war, und nach Freiheit. Da war auf einmal der Prinz neben ihr gewesen und hatte sie gefragt, wie ihr das Hofleben gefalle. Dann hatte er — immer mit gedämpfter Stimme — den Ehrgeiz der Fürstin verraten, aus ihrem Miniatur-Hof ein neues Weimar zu machen.

Er sagte: „Wie kommt es denn, daß es mir einfällt, zu Ihnen von Dingen zu sprechen, die eigentlich gar nichts für junge Damen sind?"

Sie sah ihn mit innigem Entzücken an und antwortete: „Weil Sie erraten, daß ich es am liebsten höre."

„Ich errate nicht viel, aber Ihre Augen verraten viel," sagte er leise.

Der Regen rauschte so sanft. Sie stand, mit beiden Armen auf die Sandsteinbrüstung des Fensters gelehnt. Der Regen spritzte ihr in das Gesicht, und das war Erquickung, denn sie fühlte Glut auf den Wangen.

Er sagte in freundlich sorgendem Tone: „Das Fenster ist naß, Ihre Ärmel werden feucht, Baroneß, das schadet am Ende der hübschen Farbe."

Sie rührte sich nicht. Was fragte sie nach Kleiderärmeln? Wenn er nur noch da stehen blieb und weiter sprach! Wie glücklich war sie! Wie unbegreiflich glücklich!

Er sagte aber nur noch: „Verzeihen Sie ... die Fürstin sieht sich nach mir um."

Dann war er fort.

Und sie träumte allein weiter.

Sie hatte nichts getan, ihn zu rufen. Nun war er gekommen. Eine wunderbare Sicherheit erfüllte sie, daß er wieder und wieder kommen werde. Er hätte nicht diese Gewalt über sie haben können, wenn er nicht unter allen Männern der Erde der gewesen wäre, der ihr bestimmt war, — und sie ihm.

Sie hatte einmal irgendwo gelesen, daß jeder Mensch nur die eine Hälfte eines Ganzen sei, daß aber auch für jeden die fehlende Hälfte irgendwo existiere. Und jede Hälfte müsse sich ruhelos nach der anderen sehnen und sie suchen. Käme aber endlich einmal die eine Hälfte in die Nähe der anderen, dann begehre sie auch auf der Welt nichts anderes mehr, als das unauflösliche Einswerden mit ihr.

‚Ja, er ist es! Er ist es!' jauchzte ihr Herz. ‚Denn alle Sehnsucht ist durch ihn gestillt."

6.

Hilma war „die" Schönheit des kleinen Hofes und bekam es zu hören. Die Männer huldigten ihr, jeder in seiner Weise. Dieser Weihrauch war ihr anfangs wertvoll, weil sie glaubte, daß er sie in den Augen des einen hob, für den sie sich gern mit allem Glanz und aller Ehre der Welt geschmückt hätte.

Aber dann achtete sie nicht mehr darauf, denn alles andere erschien nichtig, verschwamm und verschwand vor dem, was ihr mit jedem Tag gewisser wurde.

Der Prinz, der sonst nur ab und zugegangen war, verließ kaum mehr Luisenruhe, fehlte kaum je bei Tafel.

„Ich weiß gar nicht, was in unseren Prinzen Heinrich gefahren ist," sagte Fräulein von Ysserstedt, die Hofdame der Fürstin. „Sonst hat er's in Luisenruhe immer so langweilig gefunden und jeden Vorwand ergriffen, um sich zu drücken."

Jemand bemerkte: „Es gibt einen Magneten hier."

„Ja, ja," sagte der Bibliothekar mit einem leichten Seufzer: „Schöne Augen haben uns betört."

Hilma wendete das Gesicht ab und tat, als höre sie nicht hin.

Sie war hier nie allein, nie ohne die Gesellschaft mindestens eines weiblichen Wesens, mochte es die Kammerjungfer, eine Hofdame oder eine der fürstlichen Damen sein. Man konnte nicht über den Korridor gehen, ohne den Blicken der an den Türen postierten Lakaien ausgesetzt zu sein. In den Park durfte man als junge Dame auch nicht allein gehen.

Um in ihr eigenes Zimmer zu gelangen oder aus ihm hinaus, mußte Hilma ein Vorzimmer passieren, in dem ihre Kammerjungfer wohnte und schlief.

Diese vollkommene Unmöglichkeit, je allein und unbeobachtet zu sein, erinnerte sie an das Kloster. Dort war ihr die Unfreiheit und das beständige Überwachtsein schwer zu ertragen gewesen; hier war aber alles für sie in den Schleier von Romantik und Poesie gehüllt, den ihre schwärmende Liebe wob. Sie lebte ja jetzt ein Märchen, und da mußte alles so sein, wie es war.

Was sie sonst im Inneren bewegt hatte: Der Drang nach Wissen und Erkenntnis, die Sehnsucht nach einem Leben in Vollkommenheit, das alles schlief. Nichts beunruhigte sie mehr als die tägliche Erwartung, ob und wieviel sie mit

‚ihm' zuſammenſein werde. Sie wollte nichts mehr als ſeine Gegenwart. Alles andere war wertlos geworden.

Entſetzlich war es, wenn er unerwartet fortblieb!

Wenn ſie mit den Damen zur Tafel kam, im Gefolge der Fürſtin, ſuchte ihr Blick verſtohlen den ſeinen. Sie war dann glücklich. Fand ſie den Geſuchten nicht vor, ſo ſank ihre Lebendigkeit im Nu tief unter den Gefrierpunkt. An ſolchen Tagen konnte ſie kaum den Mund auftun, um die notwendigen Antworten zu geben.

Einmal blieb er drei ganze Tage fort, weil er ſeinen Onkel an einem fremden Hof bei einer Feier zu vertreten hatte.

In dieſen Tagen war Schloß Luiſenruhe tot, der Park leer, die Gegend verſtaubt, verdorrt, ausgeſtorben!

Ihre ganze Seele war von der einen Frage erfüllt: Wann kommt er wieder?! Wann?! — Und ſie wagte doch nicht, dieſe Frage laut werden zu laſſen.

Als ſie ihn dann unverhofft wiederſah, flutete eine ſolche Glückſeligkeit über ſie, daß ihr das eigene Erleben ganz unwirklich ſchien.

Ihr war zuweilen, als könne ſie ſo viel ſtürmiſche Wonne gar nicht mehr ſchweigend tragen.

Sie fühlte, daß er ſehnſüchtig danach verlangte, ſie einmal ohne Zeugen ſprechen zu können.

Und ſie dachte: ‚Wenn er es will, wird er es ſchaffen'!

Er ſchaffte es wirklich auf ganz einfache Art, indem er ſich zum maître de plaisir aufwarf und mit gnädiger Erlaubnis der Fürſtin im Parke ‚italieniſche Nächte' veranſtaltete.

Man luſtwandelte zwiſchen bunten Lampions und bengaliſchen Flammen, die die Waſſerkünſte beleuchteten, man aß Gefrorenes und trank Champagner, die Hofkapelle ſpielte im Muſiktempelchen und zuletzt wurde getanzt.

Der Prinz Heinrich tanzte zuerſt mit der Erbprinzeſſin, dann mit der älteſten Tochter der Hofmarſchallin, dann holte er Hilma.

Sie hatte ihn bis dahin lebhaft plaudern und lachen hören, — nun war er ſtumm.

Auch ſie hatte geſchwatzt und gelacht. Nun klopfte ihr Herz ſo wild.

Sie tanzten ſtumm, bald in tiefem Schatten, bald von einer Kunſtflamme magiſch beleuchtet, und wenn ſie ihn grell beleuchtet ſah, ſchien er ihr ſeltſam erregt und bleich.

Die Streichinſtrumente weinten, ſangen, jubelten, wühlten die Leidenſchaften aus allen Tiefen herauf.

Sie tanzten im wiegenden Walzertakt und hätten ſo miteinander dahingleiten und ſchweben mögen, ſo nahe einander, ſo nahe! — bis ans Lebensende.

Als ſie Atem ſchöpfend ſtill ſtanden, ſagte er: „Sie tanzen wie eine Nixe."

„Iſt das gut?" fragte ſie leiſe.

„Es iſt das, was uns um den Verſtand bringt," antwortete er ebenſo.

„Ich habe noch nie mit einem Mann getanzt," bekannte sie, „Sie sind der erste, Durchlaucht."

„Dann haben Ihnen also wirklich die Waldgeister und Nixen das Tanzen gelehrt?!"

„Nein, im Kloster mußt' ich's lernen."

„Im Kloster!" wiederholte er mit staunendem Entzücken, als habe sie etwas Wundervolles gesagt.

Andere ausruhende Paare kamen ihnen nahe, da legte er den Arm wieder um ihre Taille, und sie tanzten weiter.

Sie hatte nur eine Sehnsucht: mit ihm allein zu sein, — mit ihm allein und immer fort!

Plötzlich blieb er im schwarzen Schatten einer Trauerlinde stehen. Sie hörte ihn so tief Atem holen, daß es wie ein Seufzen klang.

Dann sagte seine Stimme: „Hilma!"

Sie wußten nicht, wie es geschehen war, daß sie sich mit einem Male umschlungen hielten und küßten, — und küßten!

„Liebst Du mich?!"

„Ja! Ja! Ja!"

„Du, mein Leben!"

„Hast Du mich lieb?"

„Wahnsinnig!"

Und wieder Küsse, Küsse! —

Dann zog er sie schnell fort, führte sie am Arm quer über einen violett beleuchteten Rasenplatz den anderen Damen zu.

Seine Haltung war korrekt, denn man konnte sie jetzt sehen. Dabei flüsterte er ihr zu: „Wir müssen sehr auf der Hut sein! Sowie man etwas merkt, wird man uns trennen."

In dieser Nacht tanzte er nicht mehr mit ihr.

Bald darauf wurde der Geburtstag der Frau Erbprinzessin gefeiert. Nachmittags gab es ein Kinderfest auf der Waldwiese. Die Erbprinzessin hatte für Kinder eine unglückliche Liebe, denn ihrer eigenen Ehe schienen sie versagt zu bleiben.

Auf der herrlichen Wiese zwischen Park und Forst wurden Spiele gespielt: „Blinde Kuh" und „Böckchen, Böckchen, schiele nicht" und „Katz und Maus."

Das war für die Erbprinzessin das größte Vergnügen. Sie und die jüngeren Damen und Herren tummelten sich fröhlich mit den geladenen Dorfkindern umher, belustigten sich selbst noch mehr, als die blöden kleinen Festgäste, die sich ihrer Sonntagskleidchen bewußt blieben.

Hilma hörte die Frau Erbprinzessin sagen: „Was, auch der Heinrich?! Das ist ja noch gar nicht dagewesen!"

„Ja, ja, Durchlaucht, es geschehen Zeichen," sagte der Naturforscher orakelhaft und lächelte.

Nachdem man sich müde gespielt hatte, wurden die Kinder zu einer langen, langen Tafel geführt, die unter den Riesentannen aufgestellt war, und mit Schokolade und Kuchen bewirtet.

Digitized by Google

Die Damen gingen mit mächtigen Kannen herum, goſſen unermüdlich Schokolade nach, oder trugen breite Körbe mit Kuchen umher. Die Dienerſchaft durfte aus einiger Entfernung zuſchauen.

Der Erbprinz, Prinz Heinrich und die jüngeren Gäſte und Kavaliere ſtanden dabei.

Der Erbprinz bemühte ſich, mit dem kleinen Volk zu ſprechen, er brachte aber nicht viel mehr heraus als: „Nun, ſchmeckt's euch?“ oder „haſt Du auch ordentlich Kuchen bekommen?“

Er galt für ſteif und ſtolz; aber Hilma hatte längſt bemerkt, daß er nur mit einer großen Schüchternheit zu kämpfen hatte, die ihn leicht linkiſch machte.

Prinz Heinrich dagegen, der gar nicht ſchüchtern war, brachte die Dorfkinder und die bedienenden Damen immerfort durch ſeine luſtigen Neckereien zum Lachen.

Als es dunkelte, wurde wieder der Schloßpark bis zum Waldrand hin illuminiert und unter Leitung des Naturforſchers Feuerwerk abgebrannt. Der Namenszug der Erbprinzeſſin erſchien in Flammenſchrift in der Luft, Raketen und Leuchtkugeln ſtiegen zum Nachthimmel auf, Feuerräder ſchwirrten, Fröſche praſſelten und die aus den umliegenden Dörfern zuſammengeſtrömte Landbevölkerung jubelte.

Ein großer Tanz auf der Wieſe und allgemeine Bewirtung der Dörfler mit Roſtwürſtchen und Bier ſchloſſen das Feſt.

Die Frau Erbprinzeſſin tanzte mit dem Dorfſchulzen, die Prinzen mit hübſchen Bauerntöchtern, alles miſchte ſich durcheinander.

Es erregte keine Aufmerkſamkeit, daß der Prinz Heinrich auch mit dem Fräulein von Viernau tanzte.

Er wurde nach einigen heiß geflüſterten Liebesworten plötzlich traurig und ſagte: „Wir Prinzen von Geblüt ſind die unglücklichſten Menſchen, denn wir dürfen nur nach Vorſchrift lieben!“

„Lieben nach Vorſchrift?“ wiederholte ſie ungläubig.

„Nun ja, — lieben läßt man uns ja, — weil man muß, — aber nicht wählen. Ich will, daß Du mein wirſt, — meine Frau, — aber ſie werden uns maßlos quälen, ehe ſie nachgeben.“

„Ich möchte Dir niemals läſtig ſein,“ ſagte ſie leidenſchaftlich und ſtolz, „viel eher für Dich ſterben.“

„O Himmel, wenn wir jetzt allein wären!“ ſtieß er gepreßt hervor, und dann: „Ich werde Dich mir ertrotzen und wenn die ganze Welt ſich dagegen ſtemmt!“

Ob ſie ihn auch zum Mann haben wollte, hatte er gar nicht gefragt.

„Wundere Dich nur nie, wenn ich vor den anderen kalt und fremd tue,“ ſagte er; „je länger man nichts merkt, um ſo beſſer für uns, denn das iſt ſo gewiß wie irgend etwas: ſowie der Fürſt oder die Fürſtin dahinter kommen, daß wir uns lieben, trennt man uns ſofort. Wirſt Du Dich gut beherrſchen können, ſüßes Lieb?“

„Hab keine Sorge. Ich werde alles können, was Du willſt. Aber Du ſollſt Dich nicht quälen! Wenn Du mich liebſt, will ich nicht mehr.“

„Aber ich will mehr!“ entgegnete er herriſch. —

Nach jenen Abenden war es mit Hilmas Ruhe aus. Sie verging vor Sehnſucht nach ungeſtörtem Beiſammenſein mit dem Geliebten.

Und die Liebesleidenſchaft, die ſich nicht in natürlicher Weiſe Luft ſchaffen konnte, verſtieg ſich zu beängſtigender Spannung und Überreizung.

Sie wußte aber, daß es ihm nicht beſſer ging.

Der luſtige Prinz war jetzt auffallend ungleich in ſeinem Weſen, launiſch gereizt und nervös.

Alle mußten merken, was in ihm vorging, nur zum Glück die fürſtlichen Herrſchaften nicht, weil die nicht beobachteten. Auch der Hofmarſchall und die Hofmarſchallin blieben offenbar ganz ohne Verdacht, vielleicht weil der Prinz ſich in ihrer Gegenwart beſonders zuſammen nahm, vielleicht weil ſie eine ſolche Verirrung des fürſtlichen Standesbewußtſeins für ausgeſchloſſen hielten.

Die anderen taten ja auch blind, aber ſie waren es ſicherlich nicht! Er ſtarrte Hilma oft lange an, ohne ſich deſſen bewußt zu werden, oder brach im Geſpräch mit anderen plötzlich mitten im Satz ab, weil er ihre Stimme hörte! Und wenn ſie einmal länger mit einem der jüngeren Herren ſprach, kam es vor, daß er den Betreffenden ohne jede Veranlaſſung ſchlecht behandelte.

Alles dies erfüllte ſie wechſelnd mit Wonne und angſtvollem Schrecken. Sie kam aus der Aufregung nicht heraus.

7.

Eines Mittags, als Hilma ſich in ihrem Zimmer für das Diner ankleidete, wobei ihre Kammerjungfer Nanette half, gab ihr dieſe unter dunklem Erröten ein zuſammengefaltetes Zettelchen.

Hilma ſtarrte ſie aus großen Augen an.

„Was iſt das?“

Nanette ſchlug die Augen nieder: „Ich ſollt's Ihnen geben, gnädiges Fräulein.“

Hilma wollte fragen: „Wer?“ Sie wagte es nicht.

Sie wagte auch nicht, das Billett zu entfalten, ehe ſie nicht die Jungfer in das Nebenzimmer geſchickt hatte. Dann las ſie dieſes:

„Ich halte es nicht mehr aus, ohne Dich zu ſprechen. Da ſich kein anderer Weg fand, habe ich mich der guten Yſſerſtedt anvertraut. Und Deiner Nanette. Beide ſind mir treu ergeben. Ich bitte Dich: gehe heut gleich nach Tiſch mit der Yſſerſtedt die Pappelallee hinunter nach dem Fluß. Ich bitte Dich dringend! Mein Verlangen nach Dir iſt ſo ungeſtüm, daß ich gar nicht mehr weiß, was ich tue. Heinrich.“

Sie küßte das Zettelchen und dann ſchloß ſie es gut ein.

Plötzlich kam ihr der Gedanke: ‚Wenn es eine Falle wäre? Am Ende iſt das Billett gar nicht von ihm, ſondern von jemand, der Verdacht geſchöpft hat?‘ Ihr Herz klopfte heftig vor Schreck.

Sie rief die Jungfer.

„Gnädiges Fräulein ſind doch nicht unwohl?“ ſchrie Nanette auf. „Aber ſo weiß wie gnädiges Fräulein ausſehen!“

„Nanette,“ ſagte Hilma, „bin ich einmal unfreundlich oder ungeduldig oder ungerecht mit Ihnen geweſen?“

„Aber liebes gnädiges Fräulein! So gut wie Sie gibt's überhaupt keine Herrſchaft wieder.“

„Du würdeſt mir nichts Böſes antun wollen, nicht wahr?“ forſchte Hilma dringend.

„Gnä' Fräul'n! . . .“ Nanette war dem Weinen nah.

„Sag mir die Wahrheit: wer gab Dir den Zettel?“

Die Nanette ſtammelte weinend: „Seine . . . . Durchlaucht . . . . der Herr . . . . Prinz . . . .“

„Prinz Heinrich?“

„Ja.“

„Er ſelbſt?“

„Jawohl. Heut Morgen, in dem Flur vor der Küche, wie Durchlaucht den Ceſar gefüttert haben. Das tun Durchlaucht der Herr Prinz meiſtens nämlich ſelbſt. Er hat zu mir geſprochen und hat geſagt: ‚Tu's für mich, Nettchen. Sieh, ich verlaß mich auf Dich,‘ hat er geſagt, ‚und wenn Du nicht klug und treu biſt, gibt's ein großes Unglück.‘ Ach du lieber Gott, wenn ich da ſchuld dran wär! So ein ſeelensguter, freundlicher Herr! Sie werden ihn doch nicht unglücklich machen, gnä' Fräul'n!“

Hilma fragte ganz bewegt: „Haben Sie ihn wirklich ſo lieb, Nettchen?“

Das Mädchen lächelte unter Tränen: „Dem muß ein jeder gut ſein.“ —

In Luiſenruhe herrſchte im Sommer die gutdeutſch-bürgerliche Sitte, in der Mitte des Tages die Hauptmahlzeit einzunehmen und abends zu ſoupieren.

Nach dem Abendeſſen erging ſich die Geſellſchaft bei ſchönem Wetter noch im Park, oder man ſaß zuſammen im Muſikſaal und Spielzimmer. Dann war ein Iſolieren kaum möglich. Aber nach dem Mittagsmahl zog ſich jedermann zur Sieſta zurück, und man vereinigte ſich erſt wieder zum Fünf-Uhr-Tee, dem ſich Spazierfahrten anzuſchließen pflegten.

Hilma ſetzte gleich nach dem Mittageſſen ihren Gartenhut auf, zog die Handſchuhe an und ging an den ſchläfrigen Lakaien vorüber die breite Treppe hinunter in den Hof.

Da ſtand richtig Fräulein von Yſſerſtedt und fütterte mit Brotbrocken die weißen ausländiſchen Hühner, die eine Liebhaberei der Erbprinzeſſin waren.

Henriette von Yſſerſtedt, die Hofdame der Fürſtin, eine etwa fünfzigjährige, ſchön geweſene und noch immer ſehr ſtattliche Dame, war bei allen beliebt wegen ihrer Gutmütigkeit, aber auch der Zielpunkt vieler Neckereien. Sie ſeufzte und ſtöhnte beſtändig darüber, daß ſie zu dick wurde, fand aber doch ſtets einen Vorwand, um die läſtigen Diätvorſchriften, die der Hofrat ihr gab, nicht zu befolgen.

Hilma kam ſich wie eine Verbrecherin vor, als ſie zu der Dame trat.

„Ach meine Liebe,“ ſagte die Yſſerſtedt, „der greuliche Hofrat will ja, daß ich gleich nach dem Eſſen eine Stunde promeniere. Begleiten Sie mich vielleicht? Aber nur wenn Sie mögen. Ich kann ebenſo gut allein gehn.“

Hilma ſagte, ohne den Blick zu heben, daß ſie ganz gern mitgehe, wenn es Fräulein von Yſſerſtedt erlaube.

„Gehen wir die Pappel-Allee hinunter nach dem Fluß," ſagte die Dame. „Es iſt viel luftiger draußen als im Park."

Schweigend durchſchritten ſie die Höfe der Wirtſchaftsgebäude und kamen ins Freie.

Da ſeufzte Fräulein von Yſſerſtedt aus Herzensgrund und ſagte: „Weiß der Himmel, daß ich jetzt lieber Stallmagdsdienſte täte oder ſonſt was, als hier mit Ihnen gehen, Sie Unglückskind! Aber ich kann's nicht länger mit anſehen! Der arme Prinz quält ſich ja, daß es einen Stein erbarmen könnte. Gott wird mir's verzeihen, wenn es 'ne Sünde iſt."

Da fühlte ſich Hilma an ſolchem Unheil ſchuld und zugleich ſo hülflos, daß ſie zu weinen anfing.

„Was ſoll ich tun?!" rief ſie.

Fräulein von Yſſerſtedt ſeufzte weiter. „Ein Unglück iſt es, wie man's auch beſieht, Kinder," ſagte ſie, „denn was draus werden kann ja nie. Er bekommt nie die Erlaubnis, eine Unebenbürtige zu heiraten, nie! Denn man rechnet damit, daß ſeine Kinder einmal den Stamm unſeres Herrſcherhauſes fortführen, weil ja die Ehe der erbprinzlichen Herrſchaften leider ohne Nachkommenſchaft zu bleiben ſcheint. Alſo heiraten kann er Sie nie, arme kleine Hilma, und das weiß er ganz genau. Er iſt ſonſt der ehrenhafteſte Menſch, aber ach! Solch ein verliebter Tor verliert eben alle Beſinnung! Ach Kinder, Kinder, was ſoll daraus nur werden?!"

„Da iſt er," ſagte Hilma und wiſchte ſchnell die Tränen aus den Augen.

Die Pappeln zur Linken traten an dieſer Stelle zurück und umgaben im Halbkreis eine alte Steinbank. Hier hatte er geſeſſen und gewartet.

Nun war er aufgeſprungen und küßte der Hofdame die Hand.

„Yſſy! Sie haben mir Ihre Siefta geopfert! Das werde ich Ihnen nie vergeſſen."

Sie wandte ſich ſtrahlend zu Hilma: „Yſſy! So hat er mich genannt, wie er noch ein Buberl war."

„Und ein rechter Gaſſenbub," ſetzte er lachend hinzu.

„Aber ein arg lieber," meinte die Yſſerſtedt. —

Die Sonne der prinzlichen Huld ſchien die Sorgenwolken, die eben noch ihre Seele überſchattet hatten, verſcheucht zu haben.

Sie zog einen Tauchnitzband aus ihrem Pompadour und ſetzte ſich auf die Steinbank. Doch hob ſie mit einem hülflos beſorgten Blick den Warnungsfinger gegen den Prinzen und ſagte: „aber bitte, vernünftig!"

Der Prinz dachte ſchon nicht mehr an die Gute. Er zog Hilma in den Schatten des nächſten Baumes. Eine ganze Weile ſprach keines ein Wort.

Und auch als ſie endlich zum Sprechen Zeit fanden, blieb es ein Stammeln, abgeriſſene Worte, eine kurze Neckerei, eine grollende Frage, heiße, wiederholte Verſicherungen, daß man einander liebe, — für unverliebte Menſchen ſinnloſes Faſeln,

Digitized by Google

für sie beide aber das Wichtigste, Spannendste, Bedeutungsschwerste von allem, was auf Erden gesprochen werden konnte.

Plötzlich mahnte die Stimme der Ysserstedt zum Aufbruch.

Sie glaubten es kaum, daß sie eine volle Stunde lang auf demselben Fleck gestanden hatten und fast nichts besprochen hatten, aber es war so und sie mußten auseinander gehen.

Von jenem Tage an sahen sie sich fast täglich in derselben Weise.

Auch schickte er ihr täglich durch Nanette einen schriftlichen Guten Morgen-Gruß, den sie auf gleichem Weg erwiderte.

Jetzt erst lernten sie sich näher kennen.

Hilma kam bald dahinter, daß ihr Prinz kein Halbgott und kein Helden-Ideal war, sondern ein Mensch mit allerlei menschlichen Schwächen. Das verringerte ihre Liebe nicht, aber es veränderte ein wenig deren Charakter. Statt der Anbetung, die sich nicht genug tun kann, bis sie zum Staub unter des anderen Füßen werden möchte, mischte sich jetzt ein mütterliches Element in ihre Liebe: Etwas wie zärtliches Mitleid. Ihr war, als liebe sie ihn für jede kleine Schwäche, die sie an ihm kennen lernte, nur um so inniger. Sie erzählte ihm von ihrer einsamen Kindheit, wie die, denen sie gehörte, sie nie begriffen und nie recht gemocht hätten, weil sie nicht ihnen glich, sondern dem ihr unbekannten Vater, den die Utendorfs verabscheuten.

„Mit einigem Grund," sagte er. „Sie können ihn unmöglich dafür bewundern oder lieben, daß er Deine Mutter verlassen hat, um die Schauspielerin zu heiraten."

„Wenn er diese Frau aber nun geliebt hat, wie Du mich liebst?" wandte sie ein.

Er schwieg einen Augenblick betroffen. Dann sagte er: „Ich hätte mich in diesem Fall lieber tot geschossen. Übrigens wollte ich, Du glichst ihm nicht."

Ein andermal fragte er sie, ob sie gar nicht wisse, daß ihr Vater ein berühmter Dichter sei?

Sie war ganz erstaunt: „Mein Vater?!"

„Ja gewiß. Daß Dir Dein Bruder davon nichts gesagt hat, wundert mich. Hilmar Viernau hat Gedichte und Dramen geschrieben, die von denen, die so was beurteilen können, soviel ich weiß, sehr geschätzt werden."

Sie errötete vor Freude. Was sie einmal Gutes über den Vielgeschmähten hörte, empfand sie immer als Wohltat.

In den nächsten Tagen erhielt sie eine kleine Sendung Bücher. Es waren, in luxuriösen Liebhaber-Einbänden, die Werke Hilmar Viernaus.

Mit welchem Fanatismus wäre sie sonst über diese kostbaren Dokumente hergefallen! Jetzt war sie von ihrer Leidenschaft so benommen, daß es ihr schwer fiel, die Gedanken den nicht ganz leichten Versen zuzuwenden. Die törichtsten verliebten Zeilen ihres Prinzen fesselten sie weit mehr.

Sie erzählte dem Prinzen auch, daß sie nie geliebt habe, bevor sie ihn gesehen, — denn das wollte er wissen, — ihn aber auf den ersten Blick.

Das schien ihn sehr zu entzücken.

Ihm war ſtets viel geſchmeichelt worden und weil er klug genug war, um das wenigſte davon für bare Münze zu nehmen, hatte er von den Menſchen im allgemeinen eine geringe Meinung.

„Die Menſchen ſind entweder ehrgeizig oder eitel oder beides zuſammen," ſagte er. „Am anſtändigſten ſind wirklich noch die Phlegmatiker, die es nur bequem haben wollen. Aber gemeine Seelen haben ſie faſt alle. Der Neid frißt an ihren Lebern und macht ſie oft aus Schafen zu Teufeln. Dummheit, Eitelkeit und Neid regieren die große Herde. Geſindel iſt das Volk!"

Das mißfiel ihr.

„Über Geſindel zu herrſchen, kann grade kein ſtolzes Gefühl ſein," meinte ſie. „Ob der Erbprinz auch ſo über ſeine zukünftigen Landeskinder denkt?"

„Nein. Karl iſt ein Idealiſt. Er hält noch immer alle Menſchen für ſo koloſſal anſtändig, wie er ſelbſt es iſt. Gott ſegne ihn."

Sie ſagte: „Du denkſt ſo gering von den Leuten, und ſie haben Dich ſo gern! Alle haben Dich gern! Sie lieben Dich viel mehr, als den Erbprinzen. Verdienſt Du das?"

Da lächelte er mit dem freimütigen und ſchalkhaften Lächeln, das ihm ſtets die Herzen gewann und entgegnete: „Nichts verdiene ich, am allerwenigſten Dich und Dein großes Herz! Aber das iſt ja gerade ſo ſchön, daß man das Allerbeſte ohne Verdienſt und Würdigkeit geſchenkt bekommt!"

8.

Im Oktober ſiedelte der Hof nach der Reſidenzſtadt über. Die winterliche Geſelligkeit begann mit ihren zeitraubenden Pflichten und Sorgen.

Hilma merkte, daß ſie in der Stadt der Brennpunkt des Intereſſes geworden war. Sie wußte, daß des Prinzen Leidenſchaft für die meiſten ein offenes Geheimnis war.

Es gab hier viele, die nichts Beſſeres wünſchten, als dem Prinzen gefällig zu ſein. Wo es anging, leiſtete man ſeinem unausgeſprochenen Verlangen, mit Fräulein von Viernau allein gelaſſen zu werden, Vorſchub.

Trotzdem ſie nun reichlich Gelegenheit hatten, ſich zu ſprechen, wurde er nicht ruhiger, ſondern immer aufgeregter und reizbarer. Zuweilen beklagte er ſich heftig.

Manchmal äußerte er, er habe Luſt, ſeinen Verwandten „den ganzen Krempel" vor die Füße zu werfen, dem Fürſtenrang zu entſagen und irgend einen bürgerlichen Namen anzunehmen.

„Dann reiſen wir als Herr und Frau Schulze in irgend ein fernes ſchönes Land und leben dort ſtillvergnügt wie einfache Privatleute. Du würdeſt mir doch in jeden Stand und jedes Land folgen?"

Sie bejahte zärtlich. Aber im Herzen tat es ihr weh, wenn er ſo ſprach, denn ſie fühlte, daß es aus tiefer Mutloſigkeit geſchah. Er verzweifelte jetzt mitunter daran, ſeinen Wunſch durchſetzen zu können. Und dabei hing er, wie ſie wußte, mit ganzer Seele an ſeinem Hauſe, ſeinen Familientraditionen und ſeiner Heimat.

Es war ihr nicht möglich, ernſtlich zu wünſchen, daß er ihren Beſitz mit allem erkaufen ſollte, was ihm das Teuerſte war.

Einmal war es ganz ſchrecklich!

Er lag irgendwo, wo man ſie freundlichſt allein gelaſſen hatte, mit fieberheißen Augen vor ihr auf den Knien und ſagte dieſe Worte:

„So weit iſt es jetzt mit mir gekommen, daß ich den Tod des Erbprinzen herbeiſehne.“

„Heinrich!“ rief ſie.

„Er iſt doch immer leidend und hat wenig vom Leben. Wenn er ſtirbt, ſo folge ich dem Fürſten in der Regierung. Und der Onkel iſt alt. Bin ich aber erſt der Landesfürſt, dann kann ich die Hausgeſetze ändern, wie es mir beliebt. Dann mache ich Dich zur Fürſtin und erkläre Deine Kinder für vollbürtig. ‚Ich will es, ſo iſt es.‘ Beiläufig geſagt, ſind die Viernaus und die Utendorfs ebenſo alter Adel wie wir.“

„Heinrich, Du biſt ja entſetzlich!“ rief ſie.

„Wieſo?“

„Damit Du mich heiraten und Fürſt bleiben kannſt, wünſcheſt Du Deinem Vetter, der das Glück ſeiner alten Eltern und ſeiner Frau iſt, den Tod! Seine Frau liebt ihn doch! Ja, ſie liebt ihn, das weiß ich! Er iſt es auch wert. Er iſt viel beſſer als Du.“

Da ſtand er auf und ſah ſie ſtaunend, verwirrt, verzweifelt an.

„Alſo der Karl iſt Dir lieber als ich? — Ja, dann kann ich ja gehen.“

Nun wußte ſie nichts anderes, als ihn unter zärtlichen Liebkoſungen zu beruhigen.

Nach ſolchen Szenen war Hilma oft ſo müde und zerbrochen, daß ſie den Obliegenheiten ihres Tages nachkam wie ein Automat. Sie ließ ſich ſo und ſo viel mal am Tag von der Nanette umkleiden und ging und ſaß und ſtand, wie es eben verlangt wurde und redete mit gleichgültigen Menſchen gleichgültige Dinge. Alles das ging glatt und mühelos vonſtatten, vielleicht eben darum ſo glatt und mühelos, weil ſie mit ihrem Inneren völlig unbeteiligt war.

Sie dachte oft: ‚Dies kann unmöglich lange dauern! Die Spannung iſt zu ungeheuer. Etwas wird geſchehen.‘

Auf dies Geſchehen wartete ſie mit Fatalismus.

Sie war von Kind auf gewöhnt, alles über ſich ergehen zu laſſen im Gefühl ihrer Ohnmacht.

Seit ſie den Prinzen liebte, war zu dieſer auf Machtloſigkeit beruhenden Ergebung ein fataliſtiſcher Schickſalsglaube hinzugetreten, ein Glaube oder Aberglaube, dem leicht ſolche verfallen, die ſich in ungewöhnliche Schickſale verwickelt ſehen.

Es ſchien ihr, als habe ſeit jener erſten bedeutungsvollen Begegnung mit dem Geliebten eine höhere Macht ihr Leben geführt, und ſie habe nun nichts zu wollen, als dieſer Führung zu vertrauen.

So verging der Winter wie ein Fiebertraum.

Es war an einem ſtürmiſchen Aprilvormittag, als die Nanette ihr wie gewöhnlich des Prinzen Guten-Morgen-Briefchen zuſteckte.

Da las ſie:

„Mein Liebling! Es iſt ſo: der Krug geht zum Brunnen, bis er bricht. Die Schmelling (Gräfin Schmelling war die Hofmarſchallin) hat Witterung bekommen und erklärt, ſie müſſe die Fürſtin au fait ſetzen. Die Gräfin iſt meiner Tante bis in den Tod ergeben. Nichts wird ſie zurückhalten. Das habe ich immer befürchtet. Ich kann nun nichts mehr tun, als ihr zuvorzukommen. Um elf Uhr empfängt mich der Onkel. Dann werde ich ſeine Genehmigung zu unſerer Heirat erbitten. Natürlich wird er ſie verweigern, und ich beharre. Dann werden wir ſehen, weſſen Wille der zähere iſt. Aber die nächſte Folge dieſes nun unvermeidlichen Schrittes wird leider unſere räumliche Trennung ſein. Vertraue mir nur, mein armes Herz, und behalte mich um Gottes willen lieb! Ich kritzle dies in Eile! Küſſe Deine lieben Augen! Dein Heinrich.“

Mit zitternder Hand zog Hilma ihr Uhrchen aus dem Gürtel: es zeigte auf zehn Minuten nach elf! —

Eine tiefe Mutloſigkeit überfiel ſie.

Nun alſo fing die Quälerei für ihn an. Sie würden auf ihn einreden von allen Seiten! Sie würden ihn mit allen Mitteln zu beeinfluſſen ſuchen! Elenden und abmatten und reizen würden ſie ihn! Immer und immer würde er gegen ihre Staatsraiſon anzukämpfen haben, bis ſie ihn ganz zermürbten! Und ſie durfte ihm nicht zur Seite ſtehen, ihn beruhigen und ihm helfen. Ganz ſicherlich nicht!

Man würde einmal wieder über ihr Schickſal beſtimmen, ohne ſie mitſprechen zu laſſen. Wie ein Poſtpaket würde ſie wieder einmal verpackt und verſchickt werden! —

Noch ſchneller, noch rückſichtsloſer als ſie geahnt, ſollte ſich dieſes erfüllen.

Ein Diener meldete ihr die Frau Hofmarſchallin.

Aufgeregt und mit heißem, rotem Geſicht rauſchte die majeſtätiſche Gräfin ins Zimmer.

„Ma chère enfant, Sie müſſen gleich nach Zollbrück. Packen Sie nur das Unentbehrlichſte raſch ein. Der Wagen wird in einer Stunde vorfahren.“

„In einer Stunde ſchon . . .,“ ſtammelte Hilma faſſungslos.

„Ja, Sie müſſen ſich eilen, petite.“

„Wiſſen denn die in Zollbrück . . .“

„Ihrer lieben Mama iſt ſchon telegraphiert worden.“

„Aber . . .“

„Es iſt der Befehl Ihrer Durchlaucht,“ ſagte die Gräfin abſchließend.

Das hieß: „Hiergegen gibt es kein Aber.“

Hilma wagte keine Frage nach dem Grund, und die Hofmarſchallin gab keine Erklärung und ſagte kein freundliches Abſchiedswort, noch verriet ihr Blick irgend welche Teilnahme.

Hilma begriff, daß ſie für die Fürſtin nichts mehr bedeutete, als eine möglichſt ſchnell zu beſeitigende Gefahr und deshalb für die Gräfin Schmelling erſt recht nichts weiter.

„Alſo um ein Uhr erwartet Sie der Wagen. Bitte, ſeien Sie ja pünktlich bereit.“

Die Gräfin ging.

Hilma packte weinend mit Hilfe der weinenden Nanette das Notwendige zuſammen.

Es wurde halb eins, drei viertel .....

Sollte ſie wirklich ohne allen Abſchied fortgeſchickt werden?! Transportiert wie eine Strafverbannte? Ohne einen Händedruck, einen letzten Blick von ihm?!

Nanette hielt ihr den Pelzmantel hin.

Da meldete der Diener den perſönlichen Adjutanten des Fürſten.

Es war ein älterer, ſtreng blickender Offizier von ſtets tadelloſer Haltung.

Dieſer kündigte der erſchrockenen Hilma an, er werde die Ehre haben, ſie an den Wagen zu begleiten.

Der Fürſt hatte auf dem kurzen Weg durch das Schloß eine ſichere Eskorte für nötig gehalten!

Hilma folgte dem Adjutanten mit äußerlicher Ruhe.

Sie ſchritten ſchweigend durch die langen geheizten und mit Maiglöckchenduft parfümierten Hallen des Schloſſes, dann eine Seitentreppe hinunter in den Hof.

Hier wartete ein geſchloſſener Landauer. Ein fürſtlicher Jäger ſaß neben dem Kutſcher. Das war ſonſt nie der Fall, wenn Mitglieder der Hofgeſellſchaft den Wagen benutzten. Ob man fürchtete, ſie werde einen Fluchtverſuch machen? Oder fürchteten ſie eine Entführung? —

Sie warf einen ſehnſüchtig ſuchenden Blick rings umher und nach den Fenſtern.

Aber ihn, von dem ſie ſo gerne einen Abſchiedsblick erhaſcht hätte, hielt man ohne Zweifel irgendwo feſt, bis ſie in ſicherer Ferne war.

Ein Diener ſchloß hinter ihr den Wagenſchlag.

Der Adjutant ſtand, militäriſch grüßend, im Schnee, der ſich ſchon in kleinen weichen Sternen auf ſeinem dunkeln Uniformrock niedergelaſſen hatte. Das war das letzte, was ſie von der Hofwelt ſah.

Der Wagen fuhr raſſelnd über das holperige Pflaſter des alten Reſidenzſtädtchens. Schnee- und Hagelſchauer praſſelten gegen die Scheiben. Das Unwetter verwandelte die Mittagshelle in dämmerige Dunkelheit. Sie konnte nichts ſehen. Auch hören konnte ſie nichts als Wagenraſſeln. Sie fror und kroch tief in ihren Pelz.

Ihr wurde graulich. Wenn ſie jetzt gerufen hätte, würde niemand gehört haben! Sie dachte, daß ähnlich wohl den armen politiſchen Verbrechern in Rußland zumute ſein mochte, die man bei Nacht und Nebel fortſchleppt, ſie wiſſen nicht, wohin. —

Doch auf einmal änderte ſich alles. Dem Schneegeſtöber und Hagel war heller Sonnenſchein gefolgt. Hilma ließ ein Wagenfenſter herab und ſchaute hinaus.

Man war auf der Landſtraße. Der Schnee ſchmolz in den Waſſerlachen, in denen ſich das Blau des Himmels ſpiegelte. Der von geſchmolzenem Schnee zum Strom angeſchwollene Fluß rauſchte und züngelte an den Uferweiden hinauf und überſpülte die dicken Wurzeln der Pappeln. Das Geäſt der Weiden leuchtete in tiefem Rot, ſilberne Kätzchen ſchimmerten an den Zweigen.

Am Straßenrand ſproß Gras und Kraut in zarteſtem, friſcheſtem Grün. Und da — zwiſchen dem lichten Blattgrün ſanfte gelbe Sterne: Schlüſſelblümchen blühten ſchon! —

Sie atmete begierig die reine, herbe Landluft.

Etwas Befreiendes, Herzſtärkendes ging von dieſer Vorfrühlingslandſchaft aus.

‚Nun werde ich erſt wieder ich ſelbſt ſein können,‘ fühlte ſie mit einem Male.

Die Stille und der ländliche Frieden lockten ſie plötzlich machtvoll.

9.

War es wohl irgendwo auf Erden noch ſtiller, als in dem Herrenhaus von Zollbrück und ſeinem mauerumgebenen Garten? Man horchte auf, wenn von der Dorfſtraße her das Geſchnatter einer Gans laut wurde, und man reckte den Hals, wenn ein Bauernkütſchchen am Parktor vorbeifuhr.

Miß Moore forderte nicht mehr zum „constitutional walk“ auf, denn ſie war in England. Auch die kleinen freundlichen Unterhaltungen mit der Amanda gab es nicht mehr, denn dieſe hatte geheiratet.

„Leider heiraten müſſen,“ berichtete die Mama. „Sie wird ſchon bald taufen laſſen müſſen, — wenige Monate nach der Hochzeit! Ich kümmere mich natürlich nicht mehr um das leichtſinnige Ding, ſeit ich weiß, wie unſittlich ſie ſich betragen hat.“

Hilma fühlte etwas wie Neid.

„Das iſt doch nicht ſchlimm,“ ſagte ſie. „Sie hat ihren Louis lieb und er ſie auch, und nun ſind ſie ja verheiratet.“

„Trotzdem hätten ſie nicht ſo ſchamlos ſein dürfen. Aber das kannſt Du zum Glück nicht verſtehen.“

Man hatte Hilmas unerwartete Heimkehr ſehr gelaſſen aufgenommen, freilich in dem Wahn, daß es ſich nur um einen Erholungsurlaub handle.

„Du ſiehſt aus, als ob Du Landluft und Ruhe recht nötig brauchteſt,“ ſagte der Onkel Guſtav.

Ja, der Spiegel erzählte es ihr alle Tage, daß ſie mager und blaß geworden war und dunkle tiefe Schatten unter den Augen hatte. Gar nichts von blühender Schönheit und von Liebreiz!

Aber wenn ſie ſich ſo ſah, dachte ſie nur mit heimlicher Wonne daran, daß es einen gab, der ſie immer ſchön gefunden hatte und immer!

Zwei Tage nach ihr kam wieder ein Hofwagen aus der Reſidenz, der ihre Koffer brachte und einen Brief der Hofmarſchallin an die Mama.

Hilma hatte ſchon gebeichtet, daß man ſie des Prinzen Heinrich wegen, der ſie heiraten wolle, ſo ſchleunig vom Hof entfernt habe. Aber ſie hatte es erzählt, wie man eben eine notwendige Aufklärung gibt, und als ginge ihr ſelbſt dieſe Sache gar nicht nahe. Die Maske der Unbekümmertheit, die ſie nun ſeit Monaten Tag für Tag hatte zur Schau tragen müſſen, war ihr natürlich geworden.

Nun hatte die Hofmarſchallin geſchrieben.

Hilma ſtand über einen offenen Koffer gebeugt, als ganz ungewohnterweiſe die Mama in ihr Zimmer kam.

„Die Schmelling ſchreibt mir da etwas, was mir über alle Maßen peinlich iſt,“ ſagte die Mama aufgeregt, „man macht Dir den Vorwurf, daß Du die Annäherungen des Prinzen nicht, wie es Deine Pflicht geweſen wäre, zurückgewieſen hätteſt! Iſt das nun wirklich wahr? Kann das wahr ſein?!“

Hilma richtete ſich auf. Sie fühlte, daß ſie im Sturm widerſtreitender Empfindungen wechſelnd rot und bleich wurde.

‚Welche Zumutung!‘ dachte ſie, ‚welche Ungeheuerlichkeit!‘

Und ſie ſagte: „Wie ſoll ich denn den zurückſtoßen, der mich anzieht, als wäre er der Magnet und ich die Nähnadel? Es iſt unmöglich.“

„Unmöglich? Wenn es doch ganz einfache Notwendigkeit iſt?“

Mit erhobenem Kopf und offenem Blick ſah Hilma die Mama an. „Wir lieben uns, Mama. Ich liebe ihn.“

Die Mama ſeufzte und ſchüttelte den Kopf. „Aber Du unglückliches Kind, kannſt Du denn nicht begreifen, daß Du das nicht darfſt?“

„Ich dürfte ihn nicht lieben?!“

„Nein, ſeine Fürſten darf man verehren und ſie bewundern, wenn man mag, man ſoll ihnen auch in Treue ergeben ſein; aber ſie lieben, ſo wie Du es meinſt, das darf man nicht. Das iſt ſchon faſt Hochverrat.“

„Daran glaube ich nie und nie!“ rief Hilma feurig. „Wenn ihr ſagt: Du darfſt ihn nicht heiraten! ja, das könnt ihr mir verbieten — und tut es —; ich finde es entſetzlich grauſam, aber ich muß es hinnehmen. Zu lieben, wen ich lieben muß, kann mir dagegen kein Menſch auf der Welt verbieten. Das läßt ſich nicht verbieten.“

„Du hätteſt es wenigſtens verbergen müſſen!“

„Das hab' ich auch getan, — nur nicht vor ihm.“

„Dann hat alſo der Prinz Dich verraten?“

„Er hat den Fürſten gebeten, mich heiraten zu dürfen. Das war ſein ganzer Verrat.“

Da auf einmal fing die Mama zu zittern an, ihre Lippen färbten ſich bläulich und ihre blauen Augen ſahen ſchwarz aus, ſo erweiterten ſich die Pupillen.

Sie verlor alle Beherrſchung und fuhr Hilma mit zornigem Entſetzen an: „Du ſollſt dies Geſicht nicht machen! Ich kann's nicht ſehen! Ich haſſe das! Geradeſo ſah er aus, wenn .....“

„Wann ſah er ſo aus?“ fragte Hilma geſpannt, — und mit grauſamer, bewußter Nichtachtung der mütterlichen Empfindlichkeit ſetzte ſie hinzu: „Vielleicht, wenn er von der ſprach, die er lieb hatte?“

„Ja, wenn er von der Perſon ſprach,“ antwortete die Mama mit zornfunkelnden Augen.

Sie ſchien ſich nicht zu wundern, daß Hilma um das wußte, was ſie durch viele, viele Jahre ſorgſam verſchwiegen hatte. Die Erinnerung an irgend eine durchlebte Szene, die eben durch Hilmas Ausdruck lebendig geworden war, ſchien ſie ſo zu erregen, daß ſie die Gegenwart und die Tochter über der Vergangenheit

vergaß. Hilma ſelbſt war ſo erſchüttert, daß auch für ſie im Augenblick das eigene Schickſal hinter dem der Eltern zurücktrat.

Was mochte der Vater gelitten haben, ehe er den Mut zu dieſem traurigen Bruch gefunden hatte! Aber auch ſie, die Mama! Daß ſie den wütenden Schmerz niemals überwinden konnte! Daß ſie ihr Leben vertrauerte und verſeufzte! Und welcher Haß wohnte noch immer in ihrem Herzen!

„Mama," ſagte ſie ſanft, „denke nicht an etwas, was Dich quält! Die Frau Hofmarſchallin muß mich anklagen, um die brüske Manier zu entſchuldigen, mit der man ſich meiner entledigt hat. Willſt Du Dir darum wieder Deine Migräne holen?"

Die Gedanken der Mama kamen wie von einem wachen Traum zurück zur Gegenwart.

Sie ſeufzte tief: „Unglückliches Kind! Mit Deiner Ungezügeltheit wirſt Du noch Dich und andere zugrunde richten, gerade wie Dein Vater es gemacht hat."

„Mama," rief Hilma leiſe, „ich bin ſo froh!" Und ganz zag und zart wagte ſie es, die Mutter zu umarmen, — aus Freude darüber, daß dieſe ſich endlich einmal entſchloß, den Vater vor ihr zu nennen.

Die Mama befreite ſich mit erſtauntem Lächeln.

„Du wunderliches Kind," ſagte ſie, „es iſt wirklich nicht möglich, Dich zu verſtehen."

„Sollte man ſich nicht vielleicht ein bißchen lieb haben können, auch ohne das?" meinte Hilma in freundlich zuredendem Tone.

Die Mama ſenkte den Kopf, ſah mutlos und müde aus.

„Was in mir lieben konnte, — Menſchen lieben, meine ich, iſt gewaltſam verwüſtet worden," ſagte ſie, vor ſich hin ſprechend. „Ein Seelenmord iſt an mir begangen worden! Der es getan hat, wird es einſt vor dem ewigen Richter zu verantworten haben."

Wieder in die eigenen finſteren Gedanken verſunken, ſchlich ſie davon, mit den ſchleifenden Schritten und dem ſchleppenden ſchwarzen Gewand. ‚Wie ein dunkler Unglücksvogel,' dachte Hilma, ‚dem die Schwingen gebrochen ſind.'

Wie Hilma ihre Mutter kannte, mußte dieſe ohne Zweifel den Großpapa und den Onkel mit dem Inhalt des Briefes der Hofmarſchallin bekannt gemacht haben, aber die beiden Herren ſchwiegen ſich aus. Im Verkehr mit Hilma waren ſie nur ein wenig höflicher und förmlicher als früher.

Beide, der hagere, weißköpfige Großvater und der Onkel Guſtav mit ſeiner koloſſalen Hünengeſtalt machten jetzt Eindruck auf ſie durch ein ſtolzes, unabhängiges Herrentum in Haltung und Weſen, wie ſie es in der kleinen Welt des Hofes nirgends, nicht einmal bei den Mitgliedern des Fürſtenhauſes angetroffen hatte. Dort war doch jeder — auch der Fürſt — in tauſend Rückſichten und Vorſichten eingezwängt, — hier hauſten freie Herren auf ihrem Grund und Boden in ſelbſtherrlicher Einſamkeit.

Der Prinz ſchrieb:

„Dein Heinrich hat üble Tage durchlebt, mein geliebtes Herz! Ich war Seiner Durchlaucht gegenüber etwas zu heftig geworden und erhielt Zimmerarreſt.

Von Deiner Abreise erfuhr ich erst, als Du schon fort warst. Man hat es ja ungeheuer eilig gehabt, Dich zu entfernen! Sie haben von ihrem Standpunkt aus auch ganz recht, denn Du bist in der Tat eminent gefährlich! Deine Nähe ist für meine Gemütsruhe, was die Brandfackel für den Pulverschuppen ist. Jetzt werde ich auf Schritt und Tritt bewacht. Sie fürchten, ich könnte eines Tages Orlando, meinen Fuchshengst, satteln lassen und nach Zollbrück jagen. Freilich täte ich es lieber heut als morgen. Aber die Dinge hier haben sich derart zugespitzt, daß ich nicht wagen darf, die, in deren Händen die Macht ist, zu reizen. Wir Fürsten sind die unfreiesten von allen Menschen, das ist gewiß! Man will mich auf eine Weltreise schicken, um mich von dieser Passion zu kurieren. Sie können mich um den Mond schicken und um alle Planeten, ohne diesen Zweck zu erreichen. Aber wir müssen uns fürs erste ruhig halten und uns stellen, als hätten wir uns gefügt, damit sich unsere Staatsräte usw. ihrerseits beruhigen und uns wieder einige Freiheit der Bewegung erlauben. Diese Zeilen stecke ich in ein leeres Kuvert, welches ich durch Olemeyer (der Kammerdiener) an den Oberleutnant v. P. schicke, dessen Frau die Rolle der Korrespondentin mit Dir übernimmt. Sie adressiert. Antworte ebenso, d. h. in doppeltem Kuvert, dessen Äußeres du an Annchen P. adressierst. Beide P.'s sind mir sehr ergeben und absolut sicher."

Hilma antwortete und trug den Brief selbst nach dem nächsten Postort. Sie war jetzt mehr als je sich selbst überlassen, unbehindert durfte sie ausgehen, wann und wohin sie mochte.

Auf dem Weg zur Poststation begegneten ihr Anita und der Kandidat Günther, die seit kurzem verlobt waren.

‚Da geht sie nun am Arm ihres stattlichen Bräutigams,' dachte Hilma, ‚und gewiß ist es ihr, als hätte es niemals anders kommen dürfen. Und doch war sie vor wenigen Jahren in den armen Lampert verliebt.'

(Dieser Umstand, an dessen Möglichkeit sie damals kaum gedacht hatte, war ihr nachträglich zur Gewißheit geworden.)

Sie dachte auch: ‚Wenn Anita nicht eine kleine Heilige wäre und temperamentlos obendrein, so müßte sie mich in jener Zeit gehaßt haben — und ein klein wenig hat sie's wohl auch getan.'

Anita blieb stehen.

„Sieht man Dich endlich einmal wieder, gute Hilma?" sagte sie in ihrer ruhigen Art; „Du hast uns Zollbrücker in Deiner großen Welt wohl ganz vergessen gehabt!"

„Die Welt war klein, nicht groß," entgegnete Hilma mit einem Lächeln. Dann versicherte sie, daß sie das Zollbrücker Pfarrhaus nie und nirgends vergessen werde und gratulierte den beiden mit hübschen Worten zur Verlobung.

Den Oberflächenton hatte sie bei Hofe gelernt und handhabte diese Fertigkeit, wenn sie wollte, wie eine Kunst.

„Ob Du glücklich bist, braucht Dich niemand zu fragen, liebste Anita — man sieht es Dir von weitem an."

„Aber Du siehst viel weniger frisch aus als früher," sagte Anita aufrichtig.

Hilma dachte mit bedrücktem Herzen: „Das ist kein Wunder.“ Sie sagte lächelnd: „Das Hofleben macht ein wenig müde.“

Als die Verlobten weitergegangen waren, wollte es Hilma nicht aus dem Sinn, wie rein und friedevoll und still sie ausgesehen hatten! Da waren keine Spuren von Stürmen der Leidenschaft, von Ängsten, Zweifeln und Sorgen.

Sie schüttelte aber die Niedergeschlagenheit, die sich ihrer bemächtigen wollte, rasch ab, indem sie zu sich selbst sagte: „Die Anita hat immer unter einer Glasglocke gelebt, und ihr Glück ist Glasglockenglück.“

Am nächsten Tag ereignete sich das noch nie Dagewesene, daß die Frau Kirchenrat Mathis ihr, der Hilma, einen feierlichen Besuch machte!

Hilma saß der kleinen, unscheinbaren, puritanisch einfach gekleideten Frau mit mehr Schüchternheit gegenüber, als sie solche je vor ihrer Durchlaucht der Landesfürstin empfunden hatte.

Frau Mathis sagte: „Du weißt, liebe Hilma, daß ich Dich auf einer gefahrvollen Straße glaube. Aber immer habe ich etwas hoch an Dir geschätzt: Deinen aufrichtigen Ernst. Ich mußte vor einigen Jahren meiner Anita die Freude, mit Dir zu verkehren, leider versagen, weil ich den Einfluß Deines starken Geistes auf ihren schwächeren ernstlich fürchtete. Jetzt hat sie aber einen so festen Halt an unserem lieben Günther, daß ihr kein anderer Einfluß mehr Gefahr bringen kann. Tue mir nun die große Liebe und komm wieder ins Pfarrhaus wie früher.“

„Ich bin nicht gut, Frau Mathis!“ sagte Hilma. „Ich muß über Recht und Unrecht so anders denken, als die sogenannten Guten!“

„Niemand ist gut, denn der alleinige Gott,“ entgegnete Frau Mathis. „Ich bin fest überzeugt, daß Deine ehrlich ringende Seele noch auf den rechten Weg gelangt. Nur vor geistigem Hochmut hüte Dich.“

Jedes Wort kam der kleinen Pfarrerin ganz unmittelbar aus dem Herzen, darum empfand man ihre Worte als etwas besonders Eindringliches, Schwerwiegendes, während die gleichen Worte bei anderen leicht banal geklungen hätten.

Es war nicht möglich, sich in ihrer Gegenwart zu langweilen, und es war nicht möglich, ihr etwas zu verargen.

Der Mutter zuliebe nahm Hilma den Verkehr mit der ihr fremd gewordenen Anita wieder auf, ohne daß man sich freilich näher kam. Es blieb ein rein nachbarlicher Freundlichkeitsaustausch.

Hilma hatte ihre Briefe.

Sie ging fast täglich durch das Wiesental nach der Poststation und trug ihren Brief in den Kasten, oder frug an dem kleinen Schalter: „Ist etwas für mich da?“ Der junge Postbeamte wußte längst, wie der Brief aussehen mußte, den sie haben wollte, und an seiner Miene erkannte sie sofort, ob er den richtigen in der Hand hielt.

Einmal begegnete sie der Anita im Dorf und diese erzählte, sie käme gerade von der jungen Frau Strohl. „Eurer guten Amanda, weißt Du, die hat einen herzigen kleinen Jungen.“

Da fiel es Hilma mit Beſchämung ein, daß ſie ſich in den acht Wochen, die ſie nun ſchon zu Hauſe war, noch gar nicht nach der treuen Amanda umgeſehen hatte.

Sie machte ſich noch denſelben Tag auf den Weg.

Der Bauernhof der Strohls war zwar nicht der reichſte, aber der hübſcheſte im Dorf. Das alte Haus und die Hofmauer mit Torfahrt und Pförtchen waren ſo hübſch, daß fremde Maler kamen, um ſie zu zeichnen. Nichts Traulicheres als das alte hohe Dach, die Holzgalerie vorm erſten Stock, das Fachwerk mit ſeinem wetterharten und wetterdunkeln Gebälk zwiſchen dem weißen Kalkbewurf!

Der Meiſter Strohl war ſeines Zeichens Tüncher, und das Gehöft mit ſamt dem Ackerland hatte ihm die Frau in die Ehe gebracht. Sie war zehn Jahre älter wie der Mann, den ſie ſich ausgeſucht hatte, und galt im Dorf für ein böſes Weib.

Der Louis half dem Vater beim Tünchen und in der Wirtſchaft, und ſein junges Weib hatte die Arbeit einer Großmagd zu tun.

Als Hilma durch das Hofpförtchen trat, ſah ſie die Amanda in der Haustür ſtehen. In dem weiten, langen Mantel von Kattun trug ſie ihr kleines Söhnchen.

Hilma hatte noch nie etwas ſo Glückliches, Beſeligtes geſehen, wie das Geſicht der jungen Mutter, die bald ihr, bald dem Kindlein zulächelte. Über die Maßen entzückt ſchien die Amanda von dem kleinen Weſen, welches für Hilmas Augen recht häßlich war. Hilma traute ſich nie an ganz kleine Kinder heran, dieſe ſchrumplichen, gebrechlichen, quäkenden Kreatürchen flößten ihr ein leiſes Grauen ein. Doch das ließ ſie die ſtrahlende Mutter nicht merken.

„Ein gar zu liebes, kleines Dingelchen!“ ſagte die Amanda mit ſtolzer Zärtlichkeit. „Wir ſind alle ganz vernarrt in das Fritzchen! Den Großvater müßten Sie nur mal ſehen, Fräul'n Hilmchen! Nun, da muß mer wirklich lachen, wie der mit dem Kind is! Und die Großmutter gibt ihm auch kein böſes Wort. So'n herz'ges Närrchen aber auch! Nichwahr, mein Goldjunge, Du läßt den ganzen Strohlhof nach Deiner Pfeiſe tanzen? Wie er lacht, Fräul'n Hilma! Nun, ſehn Sie nur!“

Die Amanda ſelbſt lachte vor Freude und Wonne.

Nie hatte Hilma ein glücklicheres Menſchenkind geſehen!

‚Ihr Hof, ihr Haus, ihr Mann, ihr Kind, das iſt ihr die Welt,‘ dachte Hilma, als ſie wieder auf der Dorfſtraße war, ‚und in dieſer Welt iſt ſie alles, iſt ſtolz und reich, iſt eine Königin, obwohl der Louis nur Knecht bei den Eltern iſt und ſie der böſen Schwieger als Magd dienen muß.‘

Ein heißes Sehnen überfiel ſie.

„Wäre doch nur mein Heinrich ein Bauer und dürfte ich mit ihm als ſeine Bäuerin auf einem Hof, wie der Strohlhof, wirtſchaften! Und dann müßten wir auch ein Kind haben und . . . und . . .“

In ſchweren lila Blütentrauben hing der perſiſche Flieder über die Mauer des Schloßgartens und duftete ſtark und miſchte ſein Parfüm mit dem Duft der Roſen und des friſch gemähten blumigen Graſes.

Die Mädchen auf der Straße faßten ſich bei den Händen und ſangen.

Hinter ihnen, in einiger Entfernung, ſchritten Bauernburſchen, die trugen halb erſchloſſene Roſen zwiſchen den Zähnen und lachten vor Luſt.

10.

Im Hochſommer kam Horſt. Er trug jetzt Leutnantsuniform, die ſeiner ſchlanken, eleganten Figur wie angegoſſen ſaß. Hilma fand ihn ſo hübſch geworden, daß ſie ganz eitel auf den Bruder wurde. Alle Mädchen und Weiber im Dorf ſchauten ihm nach.

Ihm gefiel die Schweſter weniger.

„Sag mal, haſt Du eigentlich gar keine Heiratsanträge gehabt, als Du dort am Hof warſt?“ forſchte er unzufrieden.

„Doch. Einen.“

„Und? Mochteſt Du nicht?“

„Doch. Sehr.“

„War er nicht von Stand?“

„Er iſt ein Prinz. Der Prinz Heinrich. Aber man erlaubt ihm nur, eine Prinzeſſin zu heiraten.“

Daß ein Prinz des regierenden Hauſes ſich um ſeine Schweſter beworben hatte, ſchmeichelte dem jungen Leutnant. Trotzdem ſchüttelte er bedenklich den Kopf.

„Ja, das iſt nur ſo ſchrecklich ausſichtslos,“ meinte er. „Ich rate Dir: vergiß ihn und nimm einen aus unſerem Stand.“

„Nein, ich liebe ihn und kann keinen anderen nehmen, ſelbſt wenn ich die Wahl unter vielen hätte, was ich nicht habe.“

Er ſchüttelte den Kopf.

„Dann wirſt Du eine alte Jungfer werden.“

„Das iſt noch lange nicht das Schlimmſte,“ fand ſie.

Er zog die Brauen hoch, die in dünnen, wagerechten Strichen ſeine Stirn begrenzten. Und wie ſie jetzt in ſein feines, beſorgtes Geſicht ſah, fiel ihr auf, wie ſehr ſeine Züge denen der Mama glichen.

„Übrigens hat mir der Papa einen Auftrag an Dich gegeben,“ ſagte Horſt nach einem längeren Schweigen. „Er läßt Dir ſagen, Du möchteſt Dich daran erinnern, daß ſein Haus jederzeit für Dich offen ſtehe.“

Sie vergaß alles andere, wenn von ihrem Vater die Rede war.

„Das läßt er mir ſagen?!“

„Ja, und er band mir auf die Seele, es nicht zu vergeſſen.“

„Weiß er denn nicht, daß man mir hier nie und nimmer die Erlaubnis geben würde, ihn zu beſuchen?“

„Doch, das muß er wiſſen, und ich habe ihm auch geſagt, daß es unmöglich ſei.“

„Und ..... was meinte er?“

„Er beharrte dabei, Du müſſeſt es jedenfalls wiſſen, daß Dir ſein Haus offen ſtehe, wie ſein Herz.“

„Wie ſein Herz? Sagte er das?“

„Ja.“

„Ich habe ſeine Gedichte und Dramen geleſen. Ich beſitze ſie. Sie ſind ſchön.“

Horſt errötete. „Hm, ja,“ ſagte er; „ich verſtehe nicht viel von moderner Literatur. Mir kommt das Zeug ſo dunkel und verkünſtelt vor. Aber in ſeinen Kreiſen gilt der Papa was.“

„Ob ich ihn wohl noch einmal kennen lernen werde?“ Sie ſprach es vor ſich hin.

„Ich muß geſtehen, daß mir der Kreis um Papa und Agnes als täglicher Verkehr für Dich nicht ſehr behagen würde. Du wärſt dort ziemlich deplaziert.“

„Und hier? Bin ich hier denn am rechten Platz?!“

„Hier biſt Du ganz gut aufgehoben. Ich glaube gern, daß es ein wenig langweilig iſt; aber ſtandesgemäße Langeweile iſt für ein Edelfräulein immer doch viel beſſer, als unſtandesgemäßes Amüſement.“

Sie lachte.

„So könnte ja der Großpapa ſprechen!“ ſagte ſie. —

Im Oktober trat Prinz Heinrich die Weltreiſe, die ihn von ſeiner ‚unglücklichen Paſſion für die kleine Viernau‘ kurieren ſollte, wirklich an, und damit hörte der Briefwechſel, der während des Sommers Hilmas Glücksquell geweſen war, mit einemmal auf.

Nun hatte ſie wieder nichts als ihre Bücher.

Im Frühjahr heirateten Anita und Günther. Der Kirchenrat traute das Paar in ſeiner Dorfkirche unter Tränen, und die aus dem Herrenhaus wohnten dem exquiſiten kleinen Hochzeitsmahl im Pfarrhaus bei.

Am nämlichen Tag reiſten die Neuvermählten ab; nicht auf eine Hochzeitsreiſe, — dieſe Einrichtung fanden Kirchenrats gänzlich überflüſſig, ſondern nach Günthers neuer Pfarrſtelle.

Hilma ſah ſo blaß und ſchwermütig aus, daß der Onkel Guſtav ſeiner Bequemlichkeit einen Stoß gab und ſie wieder auf Spazierritte mitnahm.

Und ſolange ſie auf dem Rücken ihres Pferdes ſaß, durch die ihr liebe Landſchaft trabte, und ſich von der Luft umblaſen ließ, wichen Trübſinn und Lebensunluſt, die ſie jetzt oft niederdrückten, einem Rauſch von Freiheits- und Kraftgefühlen.

Zweimal erhielt ſie während dieſes Jahres Briefe aus weiter Ferne, die ſie dann für kurze Zeit mit heißem Glück erfüllten.

Aber dieſe Oaſen waren zu ſpärlich verſtreut. Und ſo ſchlich der Sommer vorüber und der lange dunkle Winter, und endlich kam das Frühjahr, das den Prinzen in die Heimat zurückbringen ſollte.

Eines Tages im März fuhr am Portal des Herrenhauſes ein herrſchaftlicher Wagen vor und Hilma, die in ihrem Zimmer über dem Xenophon ſaß, ſah neugierig durch das Fenſter einen etwas gebeugten alten Herrn ausſteigen, den ſie mit Staunen als Seine Exzellenz den Herrn Staatsminiſter von Zeyern erkannte.

Eine halbe Stunde danach ließ der Großpapa ſie bitten, ſich zu einer kurzen Unterredung auf ſein Zimmer zu bemühen.

An dem Sofatiſch, unter dem großen Stahlſtich, der die Beichte des ſterbenden Banditen darſtellte, ſaßen der Großpapa und der Miniſter. Der Aſchen-

becher aus Lapis-Lazuli und Gold, den Hilma immer bewundert hatte, ſtand zwiſchen ihnen. Sie rauchten, und der Duft ganz feiner Zigarren hüllte ſie ein. Auf dem Tiſch vor ihnen ſtanden auch geſchliffene Kriſtallgläſer und eine Flaſche Wein, goldbrauner ſchwerer Wein, der ſein Aroma mit dem des Tabaks miſchte. Ein Sonnenſtrahl hatte ſich in dem Kriſtall und dem Wein verfangen und warf wunderzarte goldfarbige Lichtkegel über das Tiſchtuch.

Der Miniſter erhob ſich und begrüßte Hilma mit einer tiefen Verbeugung.

Er hatte ein ſtrenges, verknöchertes Altmännergeſicht, in dem Geſetzeswille und Rechtsbewußtſein jede impulſive menſchliche Regung ertötet zu haben ſchienen.

Auch aus ſeiner trockenen touloſen Stimme ſchien alles unmittelbare Empfinden entflohen.

„Setze Dich ein wenig zu uns, liebes Kind," ſagte der Großpapa, und Herr von Zeyern rückte ihr einen Seſſel zurecht.

„Geſtatteſt Du, daß wir weiter rauchen?" fragte der Großpapa höflich.

„Bitte ſehr!"

Sie hatte die Scheu vor dem herriſchen Großvater, der ſo eiſig ſein konnte und ihr nie eine Spur von wirklicher Zuneigung gezeigt hatte, noch heute nicht überwunden. Jetzt eben ſchien er ihr aber von den beiden doch der weniger Beängſtigende.

Der Miniſter machte eine höfliche Wendung gegen ſie und ſagte mit ſeiner leiſen, blechernen Stimme: „Ich bitte um Verzeihung, mein gnädiges Fräulein, daß ich eine ſehr delikate Angelegenheit berühren muß. Es handelt ſich um eine Feſtſtellung in betreff gewiſſer — hm — intimer Abmachungen, die zwiſchen Ihnen und Seiner Durchlaucht dem Prinzen Heinrich exiſtieren ſollen."

Er machte eine Pauſe.

Hilma, die auf ihre Hände geſehen hatte, hob den Kopf und blickte dem alten Herrn grade in die Augen. Sie fühlte: ‚Was Du jetzt auch von mir denkſt, ich ſchäme mich meiner Liebe nicht und das ſollſt Du wiſſen.'

Dennoch war ſie rot geworden, was ſie an der Glut ihrer Wangen wohl ſpürte.

Der Miniſter ſah auf die Zigarre, die er zwiſchen den Fingern hielt und fuhr fort:

„Ich darf vorausſetzen, daß Sie, mein gnädigſtes Fräulein, mit der Tatſache vertraut ſind, daß nach dem fürſtlichen Hausgeſetz, insbeſondere auch dem die Thronfolge regelnden Geſetz, nur eine Prinzeſſin von Geblüt die Gemahlin unſeres Prinzen Heinrich werden kann?"

„Ja, ich weiß," antwortete Hilma.

„Das habe ich erwartet," ſagte der Miniſter mit hörbarer Befriedigung. „In der Reſidenz gehen aber Gerüchte um, der Prinz habe Ihnen — hm, — eine Art Eheverſprechen gegeben, und dieſes Gerücht ſoll ſich, ſo wird behauptet, auf Äußerungen Seiner Durchlaucht ſelbſt ſtützen. Ich muß Sie dringend bitten, mein gnädiges Fräulein, mich über dieſen Punkt genau orientieren zu wollen."

Hilma empfand dieſe Worte als eine Mißhandlung. Ihr ganzer Stolz lehnte ſich auf. In dieſer prinzlichen Angelegenheit wurde ſie einfach als „quantité négli-

geable“ genommen! Man griff mit roher Hand in ihr allerheiligstes, allerpersönlichstes Leben und keiner schien auch nur einen Gedanken daran zu wenden, daß es sich doch für sie um nichts Geringeres als ihr Frauenglück handelte!

Wie erbärmlich diese Menschen alle waren! Wie kalt, wie gefühllos!

Ihr Mund zitterte vor Zorn; allein sie antwortete mit fester Stimme: „Was mir der Prinz im Vertrauen gesagt hat, war für keinen Dritten bestimmt. Ich habe aber nie etwas von dem, was er vielleicht in augenblicklicher Erregung versprochen hat, als bindend angesehen, denn ich weiß, daß er noch weniger als andere sein eigener Herr ist. Er hat mich geliebt, und es ist mir immer nur um seine Liebe zu tun gewesen und nicht um Rechte. Er kann jede Prinzessin heiraten, die Sie für ihn aussuchen, — wenn er will, — ich werde niemals Rechte geltend machen.“

Sie sprach das Wort ‚Rechte‘ mit einer Verachtung aus, die wie ein moralischer Peitschenhieb wirkte.

Der Minister zwinkerte mit den Augen, als habe seinen Sehnerv etwas zu Grelles getroffen; aber der Großpapa sah sie mit einem Aufblitzen seiner kalten Augen an und nickte Beifall.

Hilma merkte, daß sie ihm eben imponiert hatte, — vielleicht das allererste Mal.

Es entstand eine Pause.

Dann räusperte sich der Minister und sagte in verbindlichem Ton: „Eine vollkommen korrekte Auffassung, mein gnädiges Fräulein, — eine Auffassung, die Ihrem Verstand Ehre macht. Wir müssen jedoch auch mit der Möglichkeit rechnen, daß Seine Durchlaucht der Prinz sich selbst wegen solcher in der Erregung des Augenblicks gegebener Versprechen mit Bedenken tragen könnte.“

„Sie können ihm versichern, Exzellenz, daß ich gar keinen Anspruch erhebe, — gar keinen! — Er weiß das übrigens,“ setzte sie leise hinzu.

„Darf ich Sie bitten, mir diese Versicherung schriftlich zu geben? Es ist nur eine Form.“

Hilma, der es eine Genugtuung gewesen war, den beiden despotischen Greisen gegenüber nur ihren Stolz zu Worte kommen zu lassen, erschrak.

Sie begriff, daß der Prinz seinen hartnäckigen Widerstand gegen den ihm abverlangten Verzicht mit der Versicherung begründet hatte, daß er durch heilige Versprechen gebunden sei. Nun wollte man ihm ihren ausdrücklichen Verzicht vorzeigen. Das entwand ihm seine letzte Waffe. Und dazu sollte sie selbst, — sie! — die Hand bieten? —

In schwerem Zweifel schaute sie zu dem Banditen auf, der in so schöner Pose starb, und ließ die tonlose Stimme des fürstlichen Staatsmannes über sich hinsäuseln.

‚Da er im Sterben ist, hätte man ihm wenigstens die Fesseln von den Armen nehmen können!‘ dachte etwas in ihr.

Indessen sagte der Minister beinahe gütig: „Sie schreiben nur auf einen Bogen Papier, daß Sie keinerlei Anspruch an den Prinzen erheben und kein Recht geltend zu machen hätten. Dies unterzeichnen Sie mit Ihrem vollen Namen. Nach den sehr verständigen, einsichtsvollen Worten, die wir soeben die Genugtuung

hatten, hier von Ihnen zu hören, kann Ihnen dieſe gleichgültige Äußerlichkeit kaum etwas bedeuten."

„Aber ihm wird ſie etwas bedeuten," entſchlüpfte es ihr. Dazu ſchwieg der Miniſter.

Der Großpapa war geräuſchlos aufgeſtanden und an den Schreibtiſch getreten, auf dem die Leuchter mit den goldenen Löwen und den Kriſtallklunkern blinkten und alle die anderen koſtbaren, ſchönen Gegenſtände.

Er öffnete die nach Juchtenleder duftende Schreibmappe, legte mit ſeinen ſchlanken, weißen Händen einen wappengeſchmückten Briefbogen auf das Löſchblatt der Unterlage und griff nach ſeinem Federhalter, der aus Malachit geſchnitten war.

„Du kannſt die paar Worte gleich hier ſchreiben," beſtimmte er.

„Nein! nein! nein!" rief ihr Herz.

Aber über ihre Lippen kam der Ruf nicht. Wenn der Großvater einen Befehl gab, pflegte man in dieſem Hauſe widerſpruchslos zu gehorchen.

Sie ſtand auf, ſetzte ſich vor den vielbewunderten Schreibtiſch und nahm den Malachitfederhalter aus der Hand des Großpapa entgegen.

Der Großpapa öffnete den Deckel des Tintenfaſſes und bemerkte: „Hier iſt der Streuſand."

Dann trat er leiſe zurück.

Es wurde ſo ſtill im Zimmer, daß man die Stutzuhr unter ihrer Glasglocke ticken hörte. Die beiden alten Herren warteten ohne ſich zu rühren.

Hilma ſaß mit dem Federhalter in der Hand, ſtarrte auf das weiße Papier und ſtrengte ſich an, mit ſich ſelbſt ins Klare zu kommen.

Warum graute ihr eigentlich davor, niederzuſchreiben, was ſie doch eben ſtolz bekannt hatte? Doch nur, weil ſie ſeiner Liebeskraft nicht ganz ſicher war. Sie fürchtete, daß er des unerquicklichen Streitens müde werden und nachgeben könne, wenn ſie ſelbſt noch den Gegnern half.

‚Aber will ich denn ſeine Treue erliſten?' ſagte ſie zu ſich ſelbſt. ‚Iſt ſeine Liebe wirklich groß und ſtark, dann wird ihn dies Schriftſtück nicht irre machen. Und iſt ſie nicht ſtark genug, dann verliere ich ihn doch. Und nichts kann mir helfen!'

Sie tauchte entſchloſſen die Feder in die Tinte und ſchrieb ihre Erklärung bündig. Darunter ſetzte ſie mit feſten Schriftzügen ihren Namen.

11.

Einige Wochen nach dem Beſuch des Miniſters ritt Hilma mit dem Onkel Guſtav ſpazieren.

In bequemem Schritt ging es hügelan durch einen lichtgrünüberwölbten Hohlweg. Die Sonne, die durch das junge Laub der Buchen und Kaſtanien ſchien, warf grünes Licht auf Onkel Guſtavs Schimmel, auf ihn ſelbſt und auf den Boden. Alles war grün.

Hilma ließ die Zügel loſe hängen, denn der Weg war ſchlecht, und ihr Pferd bückte den Kopf und ſuchte ſich einen Pfad zwiſchen den tiefen Furchen, die winterliche Holzfuhren eingegraben hatten, und über hohe Baumwurzeln.

„Es ist so klug und sicher," sagte sie, von ihrem Pferd entzückt, „ich vertraue ihm, wie wenigen Menschen."

„Ach freilich," entgegnete der Onkel, „Tiere sind im allgemeinen weit zuverlässiger als Menschen."

Er war heute besonders liebenswürdig.

Plötzlich sagte er: „Hast Du schon gehört, daß Dein edler Prinz in der nächsten Woche zurückerwartet wird?"

Sie wurde dunkelrot.

„Ja. Ich weiß."

„Weißt Du auch, daß man bei Hofe in lebhafter Besorgnis ist, der hohe Reisende könnte den Weg von der Residenz nach Zollbrück finden?"

„Ach, er denkt wahrscheinlich längst nicht mehr an mich," sagte Hilma mit gespielter Unbekümmertheit.

„Man scheint hiervon bei Hofe keineswegs überzeugt zu sein," entgegnete der Onkel. „Jedenfalls hat man den dringenden Wunsch, daß Du fürs erste aus der Nachbarschaft verschwinden möchtest."

„Soll ich jetzt eine Weltreise machen?" fragte sie spottend.

Er lachte behaglich: „Sie würden vielleicht sogar das Reisegeld stiften. Aber der Papa und Deine Mutter haben entschieden, Dich für ein paar Jahre in das Stift Altenhagen zu schicken; dort ist doch die Tante Eveline Priorin."

„Unter die alten verschrobenen Stiftsdamen nach Altenhagen soll ich?" rief Hilma mit einem solchen Ruck des Entsetzens, daß ihr Pferd unruhig wurde. „Lieber möchte ich gleich tot sein!"

„Mein Fall wäre es auch nicht grade," gab der Onkel zu. „Und darum will ich Dir mit Erlaubnis des Großpapas und Deiner Mutter einen vernünftigen Vorschlag machen. Uns allen wäre es sehr recht, unseren Durchlauchtigsten Herrschaften ad oculos zu demonstrieren, daß auch wir weitaus am liebsten unter uns bleiben. Machen wir also doch ihren Ängsten kurzerhand ein Ende, indem wir uns heiraten. Du wirst Gräfin Gustav Utendorf und damit ist die Sache ein für allemal erledigt. In unserem Stillleben braucht das nichts zu verändern."

„Das ist sehr gut von Dir, Onkel," stammelte die erschrockene Hilma in äußerster Verwirrung, „ich bin Dir sehr dankbar, — aber ich glaube, es ist unmöglich."

„Warum?"

„Weil .... weil .... ich den Prinzen doch liebe!" —

Er entgegnete ruhig: „Sieh mal, Kind, so was vergeht. Die sogenannte Liebe beruht immer auf Einbildung. Man seufzt ach! und oh! und denkt, die Welt geht unter, wenn man die Betreffende oder den Betreffenden nicht kriegt, und ein paar Jahre später ist man heilfroh. Unglücklich wird man aber, wenn man den geliebten Gegenstand wirklich kriegt. Wie oft hab' ich das erlebt! Und Deinen Herrn Prinzen kannst Du ja doch nicht bekommen. Du kannst sieben Jahre in Altenhagen sitzen und mit den Stiftsdamen Meinungen über die Schwächen der lieben Mitmenschen austauschen, ohne daß sich hierin etwas ändert."

Sie wagte einen starken Einwand.

„Wenn ich heirate, muß ich doch Treue ſchwören! Und wenn ich die dann nicht halten könnte?“

„Das laß Du meine Sorge ſein,“ ſagte der Onkel ſehr gelaſſen. „Ich bin fünfundzwanzig Jahre älter als Du. Mit Liebhaberwünſchen würde ich Dir nicht läſtig fallen. Aber Deine Zukunft wäre ſichergeſtellt und die Gegenwart desgleichen. Wir wollen das jetzt nicht weiter erörtern. Überlege Dir den Vorſchlag gründlich.“

Sie ſchaute von der Seite nach ihm hin.

Sicher und läſſig ſaß er im Sattel auf ſeinem ſchweren Wallach. Wie klein ſah ſein Kopf über den mächtigen Schultern aus! Sein Geſicht hatte die dunkelrote Farbe der Blonden, die ſich viel dem Wetter und der Sonne ausſetzen. Er trug einen kurzen Backenbart und ſeine kleinen grauen Augen blickten hochfahrend und herrſchgewohnt. Er war ſtämmiger, grobkantiger, robuſter als der Großpapa, hatte auch nicht deſſen Neigung, ſich mit feinen, ſchönen Dingen zu umgeben. Aber der Kern ſeines Weſens blieb ihr noch fremder, als bei den anderen. Er konnte in ſo verletzender Weiſe höhnen und war jedenfalls völlig rückſichtslos.

Ihn zum Ehemann haben?! Der Gedanke war beängſtigend wie ein nächtlicher Alb!

Sie ritten ziemlich ſtumm heimwärts. Der ſchöne Frühlingstag neigte ſich dem Abend zu.

Die Amanda ſtand im Mauerpförtchen des Strohlſchen Hofs und ſchaute nach den von der Feldarbeit heimkehrenden Mannsleuten aus. Sie trug das Jüngſte auf dem Arm und das Fritzchen ſtand auf ſchwanken Beinchen neben ihr, an ihren Rockfalten ſich haltend. Die Geſtalt der Mutter verriet, daß in nicht zu langer Zeit ein Allerjüngſtes die Wiege füllen werde. Freundlich nickend und lachend erwiderte ſie Hilmas Gruß und den des Onkels.

Auf dem grobknochigen, ehrlichen Geſicht der jungen Frau lag wieder der Friede und das ſtille, lebenatmende Glück, das Hilmas Neid wachrief.

‚Ach, wär ich Du!‘

Ein ſchwerer Druck lag auf ihr. Was war das für ein Leben, das ſie lebte?! So öde, ſo leer, ſo nutzlos! Immer nur ſtillehalten und warten! Und während ſie ſtille hielt, ſchmiedeten andere ihr Schickſal, dieſen und jenen Rückſichten folgend, nur nicht denen für ihr eigenes Glücksverlangen. Immer hatte ſie gehofft, einmal freier zu werden, aber die alten Ketten ſaßen noch feſt, wenn ſie auch nicht immer drückten. Und nun wollte man dieſe Ketten mit einem Ring ſchließen, der ſie für immer feſſelte. Wenn ſie auch diesmal nachgab, wie ſie ſchließlich doch immer nachgegeben hatte, — aus Furchtſamkeit, aus Hoffnungsloſigkeit, aus Müdigkeit der Seele, — dann war alles zu Ende.

So furchtbar war ihr der Gedanke dieſer lebenslangen Verſklavung, daß der andere an den Geliebten, von dem man ſie gewaltſam trennen wollte, ganz zurücktrat.

„Ich muß fort! Ich muß fort, koſte es was es wolle! Aber nicht in den Kloſterzwang des Stifts, ſondern in die Freiheit.“ —

Sie konnte nichts anderes mehr denken, als dies angſtvolle: ‚Ich muß fort!‘

Sie fürchtete ſich ſelbſt, — die ſtarke Heimatsliebe, die ihr Herz mit Zollbrück hatte verwachſen laſſen.

Der Abend war ſo traulich. Jeder Stein, jeder letzte Sonnenſchimmer, jeder Baum rief ihr zu: ‚uns kennſt Du und haſt uns lieb und uns findeſt Du auf der ganzen Welt nicht wieder.‘

Die vertraute Stimme des alten Dieners, der das Abendeſſen meldete, — die drei vertrauten Geſichter um den lieben alten Eßtiſch — jeder Geruch, jedes Geräuſch, der beſondere Geſchmack jedes Gerichts, ſagte heute Abend: ‚Wir ſind, was Du kennſt und lieb haſt, wir ſind die Heimat, und uns findeſt Du niemals wieder.‘

Und dazwiſchen rief es immer banger, immer dringender: ‚Ich muß fort!‘

„Fühlſt Du Dich nicht wohl, Hilma?“ fragte der Großpapa und fügte, den anderen zugewandt, hinzu: „Sie ſieht auffallend blaß aus.“

Hilmas Augen ſtanden voll Tränen.

„Sie hat ſich vielleicht beim Reiten ein bißchen ermüdet,“ ſagte der Onkel Guſtav. „Die Frühlingsluft greift an.“

‚Seid jetzt nur nicht freundlich!‘ fühlte Hilma in Herzensangſt, ‚ſonſt wein' ich los.‘

Die Mama ſagte: „Ja, auch mich greift dieſe Luft entſetzlich an! Ich bin wie an allen Gliedern zerbrochen. Todelend!“

Dieſe bekannte Wendung rettete Hilma. —

Am nächſten Morgen ging ſie zu der Mama hinauf in das von Blumen durchduftete Erkerzimmer, das ſie nie ohne beſonderen Anlaß betrat, denn ſie mußte immer fürchten, läſtig zu fallen.

Die Mama pflegte, obwohl ſie ſich ſo müde und leidend fühlte, früh aufzuſtehen, weil ſie ein langes Imbettliegen morgens für laſterhaft hielt.

Trotzdem fand Hilma das Erkerzimmer noch leer. Die Veilchen und Primeln und Treibhausroſen füllten es mit Farben und mit Duft. Auf dem Sofatiſchchen ſtand zierlich geordnet das Frühſtück: altfranzöſiſches Porzellan mit Streublümchen, das ſilberne Zuckerſchälchen, das Schüſſelchen mit Biskuits. Es harrte der Herrin, die nur noch nach ihrer Malz-Schokolade zu klingeln brauchte. Neben der Frühſtückstaſſe lag im Lederband mit gepreßtem Kreuz der Thomas a Kempis.

Leiſe ſchob Hilma ein wenig den Vorhang zurück, der das Wohnzimmer vom Schlafzimmer trennte.

In dem Schlafzimmer hatte die Mama einen mit verblichenem Samt bezogenen Betſtuhl, der aus einer alten Hauskapelle ſtammte. Über ihm hing eine ſehr ſchöne Kopie der Murilloſchen Viſion des heiligen Franz von Aſſiſi.

Die Mama kniete im Betſtuhl. Ihre langen dunklen Röcke lagen ſchleppend am Boden. Sie regte ſich nicht.

Hilma ließ den Vorhang ſcheu zurückfallen. Sie trat an das offene Erkerfenſter und wartete.

Endlich raſchelte es drinnen. Sie hörte den wohlbekannten ſchleifenden Schritt.

Mit dem gewohnten flüchtigen Handkuß wünſchte ſie guten Morgen.

„Warum kommſt Du ſo früh? Ich habe noch nicht meine Andacht geleſen," klagte die Mama mit ſanftem Vorwurf.

„Ich muß Dir etwas ſagen," erklärte Hilma.

„Damit hätteſt Du doch warten können! Du haſt eine Vorliebe dafür, mir gleich zu Beginn des Tages die Stimmung zu verderben."

„Wir ſtimmen eben überhaupt nicht zuſammen," entgegnete Hilma, „darum iſt es auch für Dich gut, daß wir uns trennen müſſen."

„Du weißt, daß ich dieſen Ton nicht liebe."

Mamas Kammerjungfer trat ein und ſetzte das dickbäuchige geblümte Schokoladenkännchen auf den Tiſch, ſchenkte auch ein.

Dann ſagte ſie in dem zärtlich-mitleidigen Tonfall, den die Mama gern hörte: „Wünſche geſegnetes Frühſtück, Frau Baronin," und entfernte ſich auf weichen Sohlen, die Tür geräuſchlos hinter ſich ſchließend.

Die Mama blickte ihr nach, ähnlich wie ein Kind der davongehenden Kindermuhme nachblickt.

„Die Adolfine iſt vielleicht der einzige Menſch, der ſich wirklich noch um mich ſorgt," ſeufzte ſie.

Hilma erwiderte hierauf nichts, ſondern begann mit leiſer Stimme über ihre geſtrige Unterhaltung mit dem Onkel zu berichten.

„Ich kann nicht," ſchloß ſie.

Die Mama redete ein wenig zu, aber Hilma fühlte, daß dies nur der Einfluß der beiden Männer war, die dieſe ſchwache Seele knechteten.

„Sieh mal," ſagte die Mama, „wenn Du das großmütige Anerbieten Deines vortrefflichen Onkels annimmſt, können wir Dich ganz ruhig behalten. Sonſt müſſen wir Dich ins Stift nach Altenhagen tun und dort mußt Du bleiben, bis der Prinz vernünftig wird."

„Wenn er's nun aber nicht wird?"

„Dann macht er andere Torheiten, die uns nichts angehen. Aber glaube ja nicht, daß ein Weltmann jemals treu iſt! Das können die Männer gar nicht, denn das Neue reizt ſie am meiſten. Je weniger wir an ihnen hängen, deſto beſſer für uns."

Da ſagte Hilma: „Wenn ich fort muß, möchte ich nicht ins Stift, ſondern zu meinem Vater."

Das ſchlug ein wie der Blitz! Die Taſſe, deren Henkel die Mama zierlich zwiſchen den Fingern hielt, klirrte auf die Untertaſſe. Das feine Geſicht verzerrte ſich, und die blauen Augen wurden weit und ſchwarz vor maßloſer Empörung.

„Niemals!" rief ſie zornig. „Nie und nie und nie erlaube ich das! Und Dein Großvater erſt recht nicht. Dein Vater iſt, Gott ſei's geklagt! ein grundſatzloſer, tief geſunkener Menſch, der in ſchlechter Geſellſchaft lebt, weil anſtändige Menſchen nichts mehr mit ihm zu tun haben wollen. Es iſt ein himmelſchreiendes Unrecht, daß man mich gezwungen hat, ihm den Horſt auszuliefern. Man hat mein armes Herz ſtückweiſe aus der Bruſt geriſſen! Es gibt kein Mitleid auf der Welt mit einer verratenen, verlaſſenen Frau! Steine könnten über mich

weinen! Aber Du haſt kein Gemüt. Dir iſt alles, alles einerlei, wenn Du nur Deinen eigenen Kopf durchſetzen kannſt. Halb tot bin ich, — jeder ſieht es, — aber meine Tochter macht ſich kein Gewiſſen daraus, dem zu Tode gemarterten Herzen ihrer Mutter noch den letzten Tritt zu verſetzen."

Hilma ſtand kalt und ſtarr mit dem Rücken gegen die ſonnendurchlichteten Blumen des Erkers.

„Ich kann nicht den Onkel heiraten und will nicht ins Stift," wiederholte ſie. „Und ich bin kein Kind mehr, ſondern längſt mündig. Gebt mir etwas Geld und laßt mich meiner Wege gehen. Irgendwohin."

„Damit wir Dich in der Goſſe enden ſehen? Nein! Deiner Mutter gegenüber bleibſt Du immer das Kind. Du haſt leider viel von dem zügelloſen Naturell Deines Vaters, darum müſſen wir Dich doppelt hüten."

„Mein Vater hat mir einmal durch Horſt ſagen laſſen, ſein Haus ſtände mir offen."

„Und das hat der Horſt gewagt, zu wiederholen?!" Die Mama kam in einen ſolchen Zorn, daß ſie fauchte wie eine Wildkatze. „Unterſtehe Dich, einen Fuß über die Schwelle ſeines Hauſes zu ſetzen, und wir ſind miteinander fertig. Entweder wir oder er."

Hilma wollte ſagen: ‚Mir hat er nie etwas zuleide getan,' und die Worte blieben ihr in der Kehle ſtecken.

Hatte er nicht gerade ihr das Aller-allerſchlimmſte angetan? —

Sie ſah entſetzt in das blaſſe, hagere Geſicht der Mama, auf deſſen Backenknochen brennend rote Flecke erſchienen waren, und aus dem die weitgeöffneten, zürnenden Augen ſie ſo drohend anblitzten.

Ein Luftzug ſtrich durch das offene Fenſter, bewegte die Tüllvorhänge, daß ſie flatterten, und zauſte in Hilmas Haar.

Sie raffte ſich aus ihrer Starrheit auf.

„Verzeih, Mama, daß ich Deinen Morgenfrieden ſo arg geſtört habe," ſagte ſie traurig. „Ich hatte gehofft ... aber ... nun hoff' ich nichts mehr."

Damit ging ſie durch das Zimmer und aus der Tür.

Sie wußte, wie nun alles weiter ging: Die Mama klagte mit vielen Tränen dem Großpapa ihre Not, der berief die renitente Sünderin und prägte ihr auf ſeine Weiſe ein, daß ſie ſich den Beſchlüſſen des Familienoberhauptes zu fügen habe und weiter nichts. Mit ſeinem ſtarren Autoritätsprinzip würde er ſie einſchüchtern, wie immer. Und das Nächſte würde ſein, daß man ſie unter ſicherer Bedeckung nach Altenhagen ſchickte in das adelige Fräuleinſtift, in dem ſie eingekauft war. Dort konnte ſie dann unter der Obhut einer würdevollen, ſteifen Tante ihr nutz- und glückloſes Daſein weiterſpinnen.

Nein! nein! nein!

Jetzt mußte ſie fort, es mochte koſten, was es wollte! Sie durfte die Strafpredigt des Großpapas gar nicht erſt abwarten.

In Haſt kleidete ſie ſich um und ſteckte ihr Zahnbürſtchen und ein reines Taſchentuch zu ſich. Alles andere würde ſie entbehren können.

Sie zerbrach die irdene Sparbüchse, die sie besaß, und zählte besorgt den Inhalt. Die Stadt, in der der Vater wohnte, war weit. Aber man konnte vielleicht dritter Klasse fahren.

So ausgerüstet schlich sie fort. Sie hatte drei Stunden zu wandern bis zur Eisenbahnstation und mußte sich eilen, wenn sie den Schnellzug erreichen wollte. Das war gut, denn es ließ ihr keine Zeit, zurückzuschauen nach dem geliebten Erdenfleck, der hinter ihr verschwand. Und die Angst, verfolgt oder angehalten zu werden, regte sie so stark auf, daß sie auch nicht dazu kam, zurückzudenken.

Sie sprach sich nur immer den Spruch aus dem Märchen vor:

„Hinter mir Nacht und vor mir Tag,
daß mich niemand sehen mag."

Drittes Buch.

1.

Sieben Stunden war Hilma im Schnellzug gefahren. Die ganze Zeit hatte sie aufrecht auf der Holzbank der dritten Wagenklasse gesessen und das einzige, was sie an Nahrung zu sich genommen hatte, war ein Glas Bier gewesen.

Nun stand sie ganz betäubt in der riesigen Einfahrtshalle des großstädtischen Bahnhofs. Solch ein Gedränge gut gekleideter Menschen, die alle eilfertig und sehr mit sich selbst beschäftigt waren, ohne daß sie sich im geringsten um die anderen kümmerten, so viel elegante Erscheinungen, die sich ihren Weg durch die Menge bahnten, ohne die mindeste Aufmerksamkeit zu erregen, war ihr, seit Paris, nie vorgekommen.

Verwirrt und hilflos schaute sie sich um. Sie hatte an Horst telegraphiert. Wenn er nicht da war, um sie abzuholen, was dann? Sie wußte seine Adresse, — er wohnte für sich allein, — die des Vaters war ihr unbekannt.

Ängstlich spähte sie nach jeder Uniform. Da stand er auf einmal neben ihr, legte ihr die Hand auf die Schulter.

„Nun sag' mal, Hilma! Es geschehen doch noch Wunder! Ich dachte, mich rührte der Schlag, wie ich Deine Depesche las. Aber wo hast Du Dein Handgepäck?"

„Ich habe keins."

„Famos. Das find' ich schneidig. Dienstmann, he! — Sie da! Gib dem Mann Deinen Gepäckschein, er bringt den Koffer nach dem Wagen. Ist es ein großer?"

„Ich habe keinen Koffer."

„Keinen ..... Koffer?! Ist er liegen geblieben?"

Sie legte beschwichtigend die Hand auf seinen Arm.

„Nein, — ich hab' gar nichts mit; — nachher sollst Du alles hören."

Seine heitere Miene hatte ſich verfinſtert. Er ſah ihr ins Geſicht.

Sie war überhungert und übermüdet, der Kopf ſchmerzte, alle Glieder taten ihr weh.

„Du ſiehſt miſerabel aus," ſagte er kopfſchüttelnd. „Komm."

Ihren Arm durch den ſeinen legend, geleitete er ſie ſchweigend dem Ausgange zu.

Draußen, über dem großen Bahnhofsplatz, lag ein warmes, mildes Abendleuchten, das ihr wohltat.

Horſt rief einen Mietswagen und ſetzte ſie und ſich hinein. Dann rollten ſie fort.

Erſt wand ſich der Wagen durch viele andere Fahrzeuge, die den Platz füllten, dann bog er in eine lange breite Straße ein, deren hohe Häuſer in der Ferne zuſammenzuſtoßen ſchienen. Es waren lauter Paläſte mit Balkonen und Türmchen und vielen Fenſterreihen übereinander. In dumpfem Staunen ſchaute ſie empor; die einzige Großſtadt, die ſie ſchon kannte, Paris, hatte ſie nur bei Nacht und im geſchloſſenen Wagen durchfahren. Sie hatte damals nur die beiden Nonnen geſehen, die ihr gegenüber geſeſſen hatten.

Horſt riß ſie aus ihrer Betäubung, indem er fragte: „Was iſt alſo paſſiert?"

Da erzählte ſie ihm, was ihrer überſtürzten Flucht vorausgegangen war, und daß ſie ſich nicht mehr anders zu helfen gewußt habe.

Er war aufs peinlichſte betroffen.

„Höre Du, das iſt aber eine höchſt unglückliche Geſchichte! Onkel Guſtavs Vorſchlag anzunehmen, wäre ohne Zweifel das beſte geweſen. Es hätte Dir doch eine angeſehene geſellſchaftliche Poſition verſchafft. Gräfin Utendorf auf Zollbrück ſein, iſt wahrhaftig nicht übel! Viele würden Dich beneiden! — Kannſt Du denn wirklich nicht?!"

„Lieber ſterben," ſagte ſie kurz.

„Warum haſt Du mich nicht wenigſtens erſt um Rat gefragt? Wir hätten gewiß noch einen anderen Ausweg gefunden."

„Meinſt Du, daß der Papa mich nicht haben will?" fragte ſie in heißer Angſt. „Ich habe noch zwei Mark im Portemonnaie, ſonſt keinen Pfennig."

„Ich habe leider auch nichts, als das bißchen Gage und die Zulage, die der Papa mir gibt. Damit laſſen ſich keine Erſparniſſe machen."

Der ſchöne Frühlingsabend hatte eine Menge Menſchen aus den Häuſern gelockt: Damen in entzückenden hellen Kleidern, feine Herren mit Raſſehunden, Mütter und Mädchen, die Kinderwagen ſchoben, Verkäufer und Verkäuferinnen, die vor den offenen Ladentüren ſtanden, und Arbeitervolk.

Hilma ſtarrte in Verzweiflung über das bunte Bild fort. Allerlei ſchreckliche Möglichkeiten tauchten vor ihr auf.

„Der Papa kann doch nicht arm ſein?" fragte ſie. „Wenn er ſo ein ſchönes Haus hat, wie Du immer ſagteſt . . ."

„Die Villa gehört ſeiner Frau. Agnes iſt reich. Sie hat furchtbar viel Geld verdient auf ihren amerikaniſchen Gaſtſpielreiſen. Und kriegt rieſige Gagen. Der Papa hat nicht viel. Mit Schriftſtellerei verdient man kein Vermögen."

An die Geldfrage hatte ſie in ihrem Leben noch nie gedacht, da es ihr nie an dem, was ſie brauchte, gefehlt hatte.

„O Gott, ich Unglückliche!“ ſtöhnte ſie. „Was ſoll ich tun?!“

„Das beſte iſt: wir verſuchen, Dich mit den Zollbrückern auszuſöhnen. Was ſchaden denn ſchließlich ein paar Jahre Stift? Du führſt dort ein ſtandesgemäßes, verhältnismäßig freies Daſein, haſt es rieſig bequem, eine reizende Wohnung, und beziehſt eine ſchöne Rente. Ein Stift iſt ja kein Kloſter. Die Mama iſt vor ihrer Verheiratung ein Jahr lang in Altenhagen geweſen und ſchwärmt dafür.“

Hilma ſchwieg und dachte: ‚Ja, dann muß es wohl ſein.‘ Denn keinesfalls wollte ſie dem Vater und ſeiner Frau zur Laſt fallen.

Die großen, öden Stadthäuſer ſahen ſie mit einem Mal feindſelig an. Die Menſchen auf den Straßen ſchienen ſo gleichgültig. Niemand kümmerte ſich hier um die Exiſtenz der Hilma Viernau. Niemand würde danach fragen, ob ſie lebte oder ſtarb. Und wie ſchlecht einem vor Hunger werden konnte, davon hatte ihr dieſer Tag einen Vorſchmack gegeben.

Sie kam ſich ſo von aller Welt verlaſſen, ſo verſchmäht und überzählig vor, daß ſie ſich am liebſten irgendwo verkrochen hätte, um zu weinen. Aber hier im offenen Wagen an der Seite des glänzenden jungen Offiziers mußte Haltung bewahrt werden.

„Da ſind wir,“ ſagte Horſt.

Der Wagen hielt vor einem ſeltſam verſchnörkelten Gittertor aus Gußeiſen, welches nebſt einem ebenſo verſchnörkelten Gitter einen kleinen Vorgarten von der Straße abgrenzte. Dort flammten geſchlitzte kanarienvogelgelbe und leuchtend rote Tulpen auf einem wie Samt geſchorenen, ſmaragdgrünen runden Raſenplatz.

Ein Gärtner ſtand auf dem mit rötlichem Sand beſtreuten Gartenweg und ſprengte aus einer Schlauchſpritze einen Waſſerſtrahl über Blumen und Gras.

Mitten auf dem Raſenplatz erhob ſich eine ſchlanke Zypreſſe und dahinter leuchtete ein ſchöner weißer Palaſt mit Säulen und Loggien.

An dem Schnörkeltor befand ſich ein metallener Knopf. Den berührte Horſt mit einem Finger und wie auf einen Zauberſpruch ſprang nicht allein das Tor auf, ſondern auch die Tür des ſchönen, hellen Hauſes.

Horſt ſchob die zitternde Hilma vor ſich her in einen kleinen, aber eleganten Hausflur.

„Da bring ich ſie!“ rief er. Seine Stimme klang mit einem Mal wieder hell und heiter.

Hilma ſah ſich einem etwas beleibten älteren Herrn gegenüber, deſſen kahle Stirn bis zur Höhe des Scheitels reichte. Eine Brille deckte die Augen, Mund und Kinn verbarg ein kurzer, dunkler Bart. Das Geſicht ſah gelblich bleich und etwas gedunſen aus.

Dieſe Erſcheinung glich ebenſo wenig dem alten Idealbild, das ſie ſich gemacht, wie ihrer ſpäteren Vorſtellung eines etwas düſteren, dämoniſch anziehenden Lebemannes und Frauenverführers.

Ihre erſte Empfindung war heftig ablehnend: „Nein! Dieſer iſt es nicht! Der darf es nicht ſein!“ und die zweite: „Er iſt es aber!“

Der dicke Herr mit Brille und Glatze ergriff ihre beiden Hände, behielt sie in den seinen und drückte sie. Er sagte zuerst gar nichts. Dann, etwas unsicher: „Ist das wirklich meine kleine Hilma?“

„Komme ich auch nicht ungelegen?“ fragte sie, die direkte Anrede vermeidend, denn es schien ihr unmöglich, den fremden Mann „Du“ zu nennen.

Er sagte: „Ich bin ja glücklich, daß Du den Weg zu Deinem Vater gefunden hast.“

Sie hörte die verhaltene Gemütsbewegung in seiner Stimme, und es ging ihr nah, aber sie konnte dennoch das Gefühl der Fremdheit nicht loswerden.

Er erkundigte sich nach ihrer Reise und bekam heraus, daß sie nichts gegessen hatte.

Sofort brachte er ihr ein Brötchen und ein Glas Wein.

„Für den Moment. Wir werden gleich essen.“

Ja, er war gütig. Man sah und hörte es ihm an.

Als sie eine seiner sorgenden Fragen beantwortete, nannte sie ihn unwillkürlich „Sie“.

„Nein, aber das geht doch nicht!“ rief lachend Horst. „Du willst doch Deinen Vater nicht mit Sie anreden?“

Hilma entschuldigte sich befangen.

Der Vater wandte sich ab.

Ein nettes Mädchen mit weißer Schürze und winzigem weißen Häubchen führte sie in das Gastzimmer, von dem der Vater sagte: „Es hat lange auf Dich gewartet.“

Sie begann sich zu säubern.

Da kam das Zöschen wieder und brachte einen großen Arm voll Sachen: frische Wäsche, wie Spinnweben fein und mit lauter Spitzen, Hausschühchen, allen möglichen nützlichen und unnützen Tand.

„Es ist von der Frau Baronin,“ sagte das Mädchen. „Der Herr Baron läßt bitten, davon Gebrauch zu machen, weil die Koffer noch nicht angekommen sind.“

„Danke,“ sagte Hilma.

Zitternd vor Schwäche und schwindlig starrte sie auf den zierlichen Tand, desgleichen sie noch nicht gesehen hatte. Es schien ihr Verrat an der Mama, es sich mit dem Toilettenluxus dieser schlimmen Frau behaglich zu machen; ja, es widerstrebte ihr heftig; aber die Begier, aus dem eingestaubten, kohlengeschwärzten Zeug heraus in diese blütenweiße, duftige Nettigkeit zu gelangen, überwog den moralischen Widerwillen.

Man hatte sie ersucht, auf den Knopf der elektrischen Klingel zu drücken, sobald sie zum Speisen bereit sei.

Horst holte sie in das Eßzimmer.

„Jetzt siehst Du schon etwas menschlicher aus,“ sagte er.

„Wie eigentümlich ... wie schön das alles ist!“ sagte Hilma staunend, als sie die Schwelle des Eßzimmers überschritt.

„Dies Zimmer hat Ogilog geschaffen,“ erklärte Horst.

„Wer?“

„Ogilog, ein moderner engliſcher Künſtler. Agnes hat es vor zwei Jahren aus London mitgebracht.“

„Ein Zimmer mitgebracht?!“

Sie verſtand nicht.

Er lachte. „Na, die Mauern natürlich nicht, aber die Einrichtung; auch die grüne Boiſerie und die Fenſter. Nicht wahr, von ſo was hat man in unſerem guten Ländchen keine Ahnung.“

Durch eine andere Tür trat der Vater ein.

Man ſetzte ſich um den Tiſch.

Für Hilma waren warme Speiſen aufgetragen und Suppe. Der Vater legte ihr auf. Er und Horſt tranken nur Tee und aßen Sandwiches dazu. Kein Diener wartete auf.

„Wir haben um fünf diniert,“ erklärte Horſt, „und ſoupieren erſt um elf, wenn Agnes kommt. Sie muß heute Abend die Nora ſpielen.“

Hilma wagte nicht, den Vater anzuſehen. Sie fühlte, daß ſie rot geworden war.

„Du darfſt ſie heute nicht erwarten,“ ſagte dieſer. „Morgen ſollſt Du ſie kennen lernen; aber heute muß mein müdes kleines Mädchen früh ſchlafen gehen.“

Mehr noch als bei der erſten Begrüßung fiel ihr der Ton ſeiner Stimme auf. Verhaltene Schwermut ſchien daraus zu klingen und unendliche Milde. Weich legte ſie ſich ums Herz, wie zarte, liebe Hände.

Und das ſollte die Sprache eines herzensrohen, laſterhaften Genußmenſchen ſein?!

Wenn er gerade dem lebhaft plaudernden Horſt zuhörte oder antwortete, betrachtete ihn Hilma mit leidenſchaftlicher Aufmerkſamkeit. Aber gewöhnlich, ehe ſie ſich deſſen verſah, fühlte ſie ſeinen Blick auf ſich ruhen und ſchlug die Augen nieder.

Der gute Wein, den er ihr einſchenkte, erhitzte ihr den Kopf. Der ſchwere Druck, der bis jetzt auf ihr gelaſtet hatte, wich. Sie konnte freier zu dem Vater aufſehen, freier ſprechen.

„Haſt Du ihm geſagt?“ wandte ſie ſich an Horſt.

Der nickte.

„Er hat Dir erzählt, daß ich denen zu Hauſe fortgelaufen bin?“ fragte ſie den Vater.

„Ja. Denk jetzt nicht daran! Morgen wird dazu Zeit ſein.“

„Nein, wenn ich ſchlafen ſoll, muß ich erſt wiſſen, ob Du ſehr böſe darüber biſt.“

„Ich bin nicht böſe, mein armes Kind.“

„Aber ſie hätten mir nie erlaubt, zu Dir zu kommen, und ſie werden es mir nie verzeihen. Ich kann nicht nach Hauſe zurück und weiß auch ſonſt nicht wohin, denn ich habe gar kein Geld mehr, außer zwei Mark.“

Er ſtreckte ihr ſeine Hand über den Tiſch entgegen und ſagte: „Mein Heim iſt natürlich das Deine. Jetzt und immer.“

Digitized by Google

„Aber . . .“ ſie errötete und ſtockte, weil ſie ſich nicht entſchließen konnte, ſeine Frau zu erwähnen . . . „ich möchte ſo ungern läſtig ſein.“

Er ſah ſie mit einem Blick liebevollen Vorwurfs an: „Glaubſt du wirklich, daß eine Tochter ihrem Vater läſtig fallen könnte?“

„Aber . . . Deine . . . Frau?! . . .“

Sie bemerkte ein leiſes Zucken auf ſeiner Stirn, ſo als beläſtige ihn nervöſer Kopfſchmerz. Aber er ſagte ruhig: „Du wirſt ſie morgen ſehen. Sie freut ſich ſchon darauf.“

Horſt hatte unruhig auf ſeinem Stuhl geſeſſen. Jetzt ſagte er: „Wir müſſen trotzdem verſuchen, die Zollbrücker zu verſöhnen. Vor allem der armen Mama wegen. Das ſind wir ihr meiner Empfindung nach ſchuldig. Findeſt Du nicht auch, lieber Papa?“

Dieſer antwortete: „Ja; bitte tue, was Du kannſt. Aber vergiß auch nicht, an Deine Schweſter zu denken.“

„Ich gewiß nicht,“ ſagte Horſt mit Betonung des ‚ich‘.

Hilma war erſtaunt über Horſts Ton dem Vater gegenüber. Er ſprach mit einer gewiſſen überlegenen Nachſicht, wenn auch korrekt in der Form. Aber dieſer Ton mußte den Vater verletzen, mußte ihm weh tun! Es war gerade, als habe Horſt geſagt: „Ich weiß, was ein Edelmann ſeinen Angehörigen ſchuldig iſt. Du freilich haſt es nicht gewußt, kannſt mir hier alſo durchaus keine Lehre erteilen.“

Und das noch dazu in ihrem Beiſein!

Wie wäre einer ſolchen Tonart gegenüber der Großpapa aufgefahren! Das Haus hätte gezittert! Aber der Vater ſchwieg.

Konnte er ſich nicht wehren oder wollte er nicht?

Sie ſagte gute Nacht, und in einer Wallung mitleidvoller Zärtlichkeit zog ſie des Vaters Hand an die Lippen. Der nahm ſie in ſeine Arme und küßte ſie.

Horſt geleitete ſie bis an die Tür ihres hübſchen, hellen Gaſtzimmers.

Auf der Treppe ſagte er mit halber Stimme: „Wie wir drei, Vater und Kinder, eben um den Eßtiſch ſaßen, hab ich doch immer denken müſſen: ‚An der vierten leeren Seite ſollte die Mama ſitzen!‘ Sie fehlte. Etwas fehlt uns eben leider immer.“

„Und ich hab denken müſſen,“ ſagte Hilma traurig: „‚Wenn ich dieſen Vater in meiner unglückſeligen Kindheit gehabt hätte!‘ Was für ein glücklicher Menſch hätte ich werden können! Nun bin ich ein verbogenes, verkümmertes Bäumchen, das nie mehr gerade werden kann.“

Obwohl er ihr in ſeinem Herzen unrecht gab und ſie ihm, trennten ſie ſich mit einem geſchwiſterlichen Kuß.

2.

Hilma ſchlief lange. Als ſie erwachte, zeigte die kleine goldene Uhr, die ſie vom Großvater zur Einſegnung erhalten hatte, auf acht.

Sie ſchaute verwirrt um ſich, horchte auf den Lärm der über das Pflaſter rollenden Wagen, auf das dumpfe Brauſen von Millionen ineinander ſchallender Geräuſche und beſann ſich, wo ſie war.

Digitized by Google

Da dachte sie mit stillem Glück an den Vater, den sie gestern schon fast liebgewonnen hatte — und mit angstvoller Scheu an seine Frau, die berühmt und schön und reich war, und die sie jetzt kennen lernen sollte!

Als sie sich, vom Stubenmädchen geleitet, glücklich ins Eßzimmer fand, wo der Kaffeetisch bereit stand, traf sie dort den Vater allein.

Sie begrüßten sich mit einer scheuen Umarmung.

Der Vater trug einen gesteppten Schlafrock von dunkelblauer japanischer Seide. Dazu rote Pantoffeln.

Das befremdete und störte sie anfangs. Weder den Großvater noch den Onkel Gustav, noch irgend einen der Herren am fürstlichen Hof hatte sie je im Schlafrock gesehen.

Sie frühstückten. Wie gestern legte er ihr sogleich die besten Bissen auf den Teller und nötigte sie zum Essen. Aber die Vertrautheit vom Abend wollte sich nicht wieder einfinden. Das sonderbare Gemisch von Fremdheit und Intimität, in dem sie zueinander standen, machte sie beide befangen.

„Nachher wird eine gute Freundin meiner Frau kommen," sagte er, „und Dich zu einem Gang in unsere schönen Magazine abholen, damit Du Dir aussuchen kannst, was Du für die nächsten Wochen brauchst.

„Wie aus dem Armenhaus bin ich zu Dir gekommen," sagte sie beschämt.

Er entgegnete: „Du weißt, daß ich Dir mehr schuldig bleiben mußte, als ich Dir je zurückerstatten kann."

„Was sich mit Geld bezahlen ließ, hat mir nie gefehlt," sagte sie leise.

Er sah sie aus tiefernsten Augen fragend an, fragte aber nicht.

Nach einem längeren Schweigen holte er aus einer Innentasche seines Schlafrocks eine juchtenlederne Brieftasche und schob sie ihr hin.

„Ein paar Scheine für Deine Einkäufe heute."

Verwirrt nahm sie das Dargereichte, ohne ein Wort des Dankes finden zu können. Alles dies widerstrebte ihr heftig: sich von dem Vater mit Geld beschenken zu lassen, und die Gastlichkeit der Frau annehmen zu müssen, die die Mama von ihrem Platz verdrängt hatte! Ihr kam darüber ein Schimmer des Verständnisses für die leidenschaftliche Auflehnung der Mama. —

Dann brach mit viel Geräusch und heiterer Lebendigkeit die gute Freundin herein, die den Vater „einzigster Viernau" nannte, während er sie „liebe Sabine" anredete. Er stellte sie als „Königliche Hofschauspielerin Fräulein Sabine Edelberg" vor, und setzte warm hinzu: „unsere liebe gute Freundin."

Die Edelberg, eine magere brünette ältere Dame mit ungemein beweglichen Gesichtszügen, wickelte die scheue Hilma sofort ganz ein in mütterliche Liebkosungen und Herzlichkeit.

„Sie goldenes Kleinod! Dem Vater wie aus den Augen geschnitten! Sie sind natürlich ein ebenso entzückendes Menschenkind wie unser angebeteter Viernau! Bei ihm hält uns der Respekt immer noch in einer gewissen Distance, aber Sie süßer Käfer müssen Sich schon ernstlich vorsehen, daß wir Sie nicht mal vor Liebe auffessen!"

So schwatzte diese und gab zwischendurch zahlreiche Küsse.

„Einen muß auch der Papa kriegen, sonst bekommt's dem Töchterchen nicht," rief sie lustig.

Sie packte mit beiden Händen den blauen japanischen Schlafrock an den Schultern, streckte den Hals vor und küßte den Vater mit Geräusch auf den Mund.

Er nahm es mit gelassenem Lächeln hin wie etwas Gewohntes, dem keinerlei Bedeutung beizulegen war.

„Das Götterweib ruht wohl noch?" fragte Sabine.

„Sie hat eben das Bad bestellt."

„Der arme Schneck! Bad, Massage, Balsamierung, Turnen usw. usw. Damit hat sie doch volle drei Stunden zu tun! Herrgott, bin ich schon froh, daß ich niemals schön war, nun brauch ich nicht all die Strapazen durchzumachen, es zu bleiben! Der Kampf gegen die Natur ist eben immer eine Riesenanstrengung, bei der wir am letzten Ende doch den kürzeren ziehn. Einstweilen freilich hat die Agnes ja großartigen Erfolg. — Aber kommen Sie, machen Sie sich fertig, süße kleine Hilma! Sie wollen wir jetzt so 'reizend ausstatten, wie es für Ihr beneidenswertes Alter paßt. Sie sind doch höchstens neunzehn?"

„Ich werde fünfundzwanzig."

„Fünfundzwanzig? Nein. Sie sehen wie neunzehn aus, lassen wir es dabei. Das kleidet viel besser."

War das aufregend in den belebten Geschäftsstraßen! Einmal kam Hilma fast unter die Räder eines der vorübersausenden Fahrzeuge. Die Edelberg mußte sie schließlich in einen Mietswagen setzen, weil ihr ganz schwindlig geworden war.

Mit Paketen beladen und mit desto leererem Kopf langte sie endlich wieder vor dem gußeisernen Schnörkeltor an.

Als sie mit ihren Paketen das marmorausgelegte kleine Treppenhaus betrat, blieb sie starr stehen vor einer Erscheinung, die etwas Unwirkliches, — ein Phantasie-Erzeugnis schien.

Langsam kam eine hohe schlanke und doch üppige Frauengestalt die Stufen der Treppe herab. Ein Gewand von leuchtend rotem Seidenstoff umfloß sie, fiel lang über die Füße. Aschblondes feines welliges Haar lag lose über den Schultern. Das von dieser Mähne eingefaßte Gesicht war weiß und schmal, wirkte beinahe kindlich. Die stark modellierten Lippen waren voll und fast unnatürlich rot und die Augen, — das waren Nixenaugen! Lange, schmalgeschnittene Augenrandungen dicht umwimpert, und daraus vorlugend große blaugraue Pupillen, deren oberer und unterer Rand verdeckt blieb.

Unter den weiten roten Seidenärmeln sahen weiße, leuchtend weiße Hände vor, die in ihrer Zartheit und Feinheit etwas Ergreifendes hatten.

Hilma umfaßte dies mit einem großen, erschrockenen Blick.

Sie fühlte: „das ist sie, — die Nixe, die Hexe, die ihn bezaubert und uns alle ins Unglück gebracht hat!" Ihr war, als könne sie in diesem Augenblick alles nachfühlen, was vor nun zweiundzwanzig Jahren der Vater angesichts dieses berückend schönen Wesens empfunden haben mochte!

Die Schöne wurde von einem Treppenfenſter ſeitlich beleuchtet, während Hilma, da ſich die märchenhafte Haustür hinter ihr von ſelbſt geſchloſſen hatte, im Schatten ſtand.

„Von wem?“ fragte die rote Dame mit einem gelangweilten Blick auf die Pakete. Sie hielt das einfach gekleidete beladene junge Frauenzimmer offenbar für die Botin eines Geſchäftshauſes.

„Ich bin die Hilma Viernau.“

Da kam plötzlich Leben in die majeſtätiſche Geſtalt!

Mit dem Ruf: „Was?! Hilma? Meines Mannes Tochter?! Das ſind Sie?!“ ſtürzte die Dame ſo raſch und heftig auf Hilma zu, daß dieſe nicht begriff, wie die ſchleppende rote Seide des Gewandes ſich nicht um die Füße wickelte.

Die kleinen weißen Hände griffen nach den Päckchen und ſchleuderten ſie achtlos irgendwohin. Hilma wurde gepackt und in ein anſtoßendes Zimmer geriſſen.

Hier verbreiteten lange, bis zum Fußboden reichende Fenſter ziemlich viel Licht.

„Nun laſſen Sie ſich zu allererſt einmal anſehen! — Gott ſei Dank, — Sie ſehen ſympathiſch aus! — Wiſſen Sie, es kommt furchtbar viel darauf an, daß wir uns gefallen, denn wir müſſen ja nun zuſammen bleiben. Hilmar will, daß Sie ganz bei uns bleiben. Wir müſſen uns alſo vertragen. Gott, hab ich mich gefürchtet!“

„Vor mir?“ ſtammelte die verwirrte Hilma.

„Gewiß! Wiſſen Sie denn, was für mich auf dem Spiel ſtand? Mein häusliches Glück ganz einfach. Wenn Sie mir nun gräßlich geweſen wären? Und er hätte natürlich . . . . .“

Sie brach ab und ſagte dann, wie mit erleichtertem Aufatmen: „Aber wir werden gut miteinander auskommen, denn Sie gleichen ihm, — d. h. dem, was er vor zwanzig Jahren war, ehe er bequem und fett wurde. Vielleicht werden wir beide uns ſogar beſſer miteinander ſtehen, als Sie und er. Denn man liebt eigentlich nicht ſeine Wiederholung, ſondern ſeinen Gegenſatz. Liebe iſt der Drang nach Ergänzung. Nicht wahr?“

„Ich liebe meinen Vater ſehr,“ ſagte Hilma mit vor Gemütsbewegung zitternden Lippen.

Die Nixenaugen weiteten ſich in kühlem Erſtaunen.

„Wie kommen Sie dazu?“

„Ich habe mich nach ihm geſehnt, ſolang ich denken kann.“

„Natürlich ſind Sie eine Träumerin und Phantaſtin, — als Hilmars Tochter! — Ihr Bruder gleicht ihm gar nicht. Mit ihm würde ich nicht auskommen, wenn er eine Frau wäre. Aber ein junger Mann läßt ſich immer faſſen, ſo oder ſo. Sie verlieben ſich in uns und dann ſind wir für ſie fehlerlos. Aber nun müſſen wir Du zueinander ſagen! Du nennſt mich Agnes und nimmſt mich als ältere Schweſter. Komm, wir wollen ein bißchen was eſſen.“

Sie ging voraus, und Hilma folgte ihr in das Eßzimmer, wo ein Gabelfrühſtück ſtand.

„O wär' ich zu Haus!" dachte Hilma kummervoll. Sie ſehnte ſich nach ihrer ſtillen Bücherei, nach der Mama und ihrem von blühenden Blumen durchdufteten Erkerzimmer, nach dem Großpapa ſogar!

Denn ſie hatte begriffen, daß die Herrin dieſes luxuriöſen Hauſes ihre Gegenwart wirklich nur um des Vaters willen ertrug!

Agnes ging im Zimmer auf und ab und griff von Zeit mit den fünf Fingern beider Hände in ihre Mähne.

„Ich habe eben mein Haar waſchen laſſen," ſagte ſie erklärend, „bis es ganz trocken iſt, laß ich es loſe hängen. Iſt es nicht ſchön? So fein und leicht! Wenn Du nur darauf bläſt, flattern alle Härchen. Dunkles Haar iſt nie ſo weich und fein."

Plötzlich blieb ſie aufhorchend ſtehen.

„Da iſt er. Komm raſch, Kleine! Ich lege den Arm um Deine Schultern. So wollen wir ſtehn. Das ſieht ganz ſchweſterlich aus und wird ihm gefallen."

Hilma folgte mit innerem Widerſtreben. Sie dachte: „Wie kann ſie nur meinen, er werde glauben, wir ſeien ſchon in der erſten Viertelſtunde intim geworden!"

Der Vater trat ein.

„Sieh Deine beiden Kinder!" rief ihm Agnes triumphierend entgegen. „Stehn wir einander nicht gut?"

Er lächelte erfreut, blieb aber die Antwort ſchuldig.

Während ſie ihr kaltes Frühſtück verzehrten, — es war ein Uhr, — kam auch Horſt.

Er hatte eine Depeſche von Zollbrück erhalten.

„Sie wollen wiſſen, ob Du hier biſt," ſagte er. „Ich habe ſofort zurückdepeſchiert und ſie beruhigt. Ein Brief iſt auch unterwegs."

Schon an dieſem Tage merkte Hilma, daß in ihres Vaters Hauſe, ſolange Agnes darin waltete, keine Ruhe war. Agnes nahm alle in Anſpruch und wurde ſelbſt beſtändig in Anſpruch genommen. Die Dienerſchaft lief hin und her, um den vielen Wünſchen der Frau Baronin nachzukommen oder eilige Wege für ſie zu machen. Der Poſtbote kam faſt zu jeder Stunde mit Stadtbriefen; eine mächtige Blumenſpende wurde gebracht: Veilchen nnd weißer Flieder; dann kam der Theaterbote mit irgend einer erregenden Nachricht. Und ſo ununterbrochen, bis ſich um fünf Uhr ein paar Hausfreunde zum Diner einfanden.

Agnes trug jetzt eine ſilbergraue Toilette und hatte das Blondhaar, auf welches ſie ſo ſtolz war, zum griechiſchen Knoten geſchürzt.

Die Tiſchgäſte waren Sabine Edelberg, ein Theaterkritiker Dr. Rode und ein junger Tragödiendichter namens Ottomar Altenſtein.

Der Dichter war faſt kahlköpfig und ganz bartlos. Er hatte große Augen und eine beſonders ausdrucksvolle Art, ſie aufzuſchlagen. Sein blaſſes Geſicht ſah müde und unzufrieden aus.

Er ſaß neben Hilma und machte von Zeit zu Zeit in ernſtem Tone Bemerkungen, die faſt wie Monologe wirkten.

„Heiraten Sie alles, nur nie einen Dichter," ſagte er einmal. „Dichter ſind nämlich weniger Menſchen, als Vampire. Sie ſaugen ihrer Umgebung das

Lebensblut aus, um ſich damit zu füllen. Und das verſpritzen ſie dann mitſamt dem eigenen Lebensblut in ihre Werke."

„Agnes ſcheint trotzdem glücklich," wandte Hilma ein.

Er ſah ſie mit ſeinen großen Augen zerſtreut an.

„Würden Sie glauben, daß die Edelberg zehn Jahre jünger iſt als die Biernau?" fragte er; „und Sabine ſpielt ſchon lange die komiſchen Alten. Aber Agnes iſt unſere Ninon de l'Enclos. Sie hat den Teufel im Leib."

Hilma gewann die Überzeugung, daß Herr Altenſtein entweder gar nicht begriffen oder vergeſſen hatte, wer ſie war.

Es war unterhaltend, nicht nur zu hören, ſondern auch zu ſehen, wie Dr. Rode, der ein kluges, ſcharfes, aber angenehmes Geſicht hatte, mit Agnes ſtritt. Rode ſprach ſachlich, kühl, überlegen; er ſchien immer recht zu haben. Aber Agnes erſetzte durch Feuer, was ihr an logiſcher Denkfähigkeit abging. Sie ereiferte ſich gewaltig und zog alles ins Gebiet des Perſönlichen, verlor dabei indeſſen nicht für einen Augenblick die Anmut ihrer Haltung und Mienen. So erſchien ſie zugleich bewußt und unbewußt, beherrſcht und unbeherrſcht.

Zuweilen warf auch Horſt eine Bemerkung ein. Dann lächelte ihm Agnes zu, wie man einem verzogenen Kinde zulächelt, wenn es eine naive Torheit zum beſten gibt. Die anderen quittierten mit einer nichtsſagenden Höflichkeit, gingen aber nicht ernſthaft auf ihn ein.

Hilma fühlte, daß ihr Bruder dieſem Künſtlerkreis innerlich fern ſtand, daß er trotz des jahrelangen Verkehrs von dem Innenleben dieſer Menſchen ſo wenig begriff, wie ſie von dem ſeinen.

‚Er iſt ein Utendorf,' dachte ſie. Damit war ihr ſeine ſeltſame Unzugänglichkeit erklärt.

Sie ſelbſt empfand die eigene Unwiſſenheit lebhaft. Man unterhielt ſich von Kunſtrichtungen, Stilen, Moden und berühmten Perſönlichkeiten, von denen allen ſie nichts wußte.

Nun, ſie öffnete die Ohren weit. Sie wollte hören und lernen.

Mehr als dies alles beſchäftigte ſie aber der Vater. Der ſaß meiſt, als ob ihn die Unterhaltung der anderen nichts angehe. Zuweilen kam jedoch ein Aufleuchten in ſeine müden, dunkeln Augen. Sprach er dann ein paar Worte, ſo lauſchten alle aufmerkſam, ja mit Ehrerbietung. Man ſchien ſeinem Urteil beſonderen Wert beizumeſſen. Das freute Hilma.

Und doch: je länger ſie ihn ſah, deſto mehr befeſtigte ſich in ihr die Empfindung: ‚er iſt nicht glücklich.'

Gar zu gern hätte ſie gewußt, wie er innerlich zu ſeiner Frau ſtand, aber ſie konnte es nicht herausfinden.

3.

Horſts Bemühung, die Zollbrücker Verwandten mit Hilma auszuſöhnen, ſcheiterte.

Der Großpapa ſchrieb an Horſt, man wolle noch einmal Gnade für Recht ergehen laſſen und das Vorgefallene verzeihen, wenn Hilma unverzüglich nach

Altenhagen reiſen wolle und ſich in das Stift begeben, wo die treffliche Tante Eveline ſie mütterlich aufzunehmen bereit ſei. Doch müſſe ſie ſich ein für allemal entſcheiden, ob ſie noch ferner dem Hauſe ihrer Mutter zugehören wolle, oder dem ihres Vaters. Denn bei all der bewieſenen Urteilsverwirrung dürfe man wohl erwarten, daß ſie wenigſtens einzuſehen imſtande ſei, daß von den genannten beiden Eventualitäten nur die eine oder die andere möglich ſei.

Das ‚oder' war unterſtrichen.

Horſt redete ſeiner Schweſter dringend zu, ſich den Zollbrückern zu fügen.

Und obwohl ihr der Ton in des Großvaters Brief, ebenſo wie der Gedanke an das Stiftsleben verhaßt war, ſchwankte ſie wirklich.

Sie hatte in der kurzen Zeit, die ſie im Vaterhauſe weilte, ſchon ſo viel vom Recht der Perſönlichkeit und von individueller Freiheit gehört, daß ihr der Deſpotismus der Utendorfer widernatürlicher und unerträglicher erſchien als je.

Andererſeits empfand ſie es aber auch als Qual, im Hauſe der Frau zu leben, die ſie nur ungern neben ſich duldete. Agnes konnte berückend liebenswürdig ſein, nur wollte ſie Alleinherrſcherin bleiben, Mittelpunkt der Aufmerkſamkeiten ſein. Hilma, die das raſch herausgefühlt hatte, hielt ſich aufs äußerſte zurück, aber ſie war hübſch und jung, — ſie konnte es nicht hindern, daß ihr Blicke und Worte huldigten, ebenſowenig wie, daß dies von Agnes bemerkt wurde.

Sie ſagte zum Vater: „Es iſt beſſer, ich gehe."

Er entgegnete: „Du allein haſt hier zu entſcheiden. Ich wünſche nur, daß Du dabei auf niemand ſoviel Rückſicht nimmſt, als auf Dich ſelbſt."

Das ſagte er ſo ruhig, mit ſo ſtillem Blick, daß ſie über ſeine Empfindungen völlig im Unklaren blieb. Sie war Elternliebe gar nicht gewöhnt, wurde einen Augenblick auch an ſeiner Zuneigung irre.

Ganz zaghaft ſeufzte ſie: „Wenn es nur nicht für immer ſein ſollte! Ich muß ihnen verſprechen, nie wieder zu Dir zu kommen."

Sie ſah ihn nicht an, ſtand mit geſenkten Lidern vor ihm.

Da griff er nach ihrer Hand. „Kannſt Du nicht bei mir bleiben? Du weißt: ich mache keine Bedingungen. Alles, was Du mir gibſt, iſt ein Geſchenk. Ich empfinde es als Gnade, für die ich ſehr, ſehr dankbar bin."

Er hatte ganz leiſe geſprochen, als ſcheue er davor zurück, die eigenen Worte zu hören.

Sie hätte ſich am liebſten ihm um den Hals geworfen. Statt deſſen zwang ſie etwas, zu ſagen: „Agnes iſt die Herrin hier, und ſie ſieht mich nicht ſehr gern."

Da ſchwieg er und nahm auch das Thema nicht wieder auf. —

„Finden Sie nicht, daß mein Vater leidend ausſieht?" fragte Hilma am Abend ihren Tiſchnachbar.

Es war Rod. Der blickte ein paar Sekunden nach dem Hausherrn. Dann bemerkte er: „Biernau hat den wunden Blick eines fein organiſierten Menſchen, dem die Lebensfluten über ſeine Kraft gegangen ſind."

In der Nacht, als Hilma eben die Flämmchen in den von der Decke hängenden Glockenblumen ausgedreht hatte und ſich anſchickte, einzuſchlafen, klopfte es an ihre Tür.

„Ich bin es!“ ſagte Agnes.

Hilma wollte Licht machen, aber Agnes wehrte. Im Dunkeln ſetzte ſie ſich auf Hilmas Bett.

„Was haſt Du für prachtvoll dichtes Haar, Du Krauskopf! — Hilmar ſagt, Du wolleſt wieder fort! Iſt das wahr?“

„Ich fürchte: ich muß.“

„Warum denn nur, um Gottes willen?!“

Das klang ehrlich empört.

„Ich fürchte ſo ſehr, Dir läſtig zu werden.“

„Ach was, fürchten! Immer fürchten! Du biſt ja der reine Angſthaſe! Nicht läſtig, ſondern nötig biſt Du mir, wenn Du es wiſſen willſt. Dein Vater iſt nämlich von der fixen Idee beſeſſen, es müſſe Dir ſchlecht gehen, ſowie er Dich nicht bei ſich hat. Es iſt ja verrückt, aber er läßt ſich's nicht ausreden. Eine ſchöne, intelligente Perſon, wie Du, kann natürlich überall ihr Glück machen. Das ſieht er nicht ein. ‚Ihr hat die Sonne gefehlt,‘ ſagt er. ‚Na, Du wirſt ſie ihr auch nicht ſchaffen,‘ hab' ich ihm geantwortet. So ein ſchwermütiger Peſſimiſt, wie er! Aber ich weiß: er fällt mir ganz zuſammen, wenn Du wieder fortgehſt. Und warum ſollen wir uns nicht vertragen? Ich habe meine Nerven, natürlich, und meine Unausſtehlichkeiten, das iſt mal ſo bei uns Künſtlern, — aber um die mußt Du Dich nicht kümmern. Die Hauptſache iſt, daß er hat, was ihn freut, und das biſt Du. Sei alſo ein braves Mäderl und gib mir einen feſten Kuß, — ſo, — und halt bei uns aus.“ —

So kam es, daß Hilma ſich für den Vater entſchied.

Seit ſie Agnes auf der Bühne geſehen hatte, bewunderte ſie ſie ſtaunend. Beſonders die Nora hatte einen tiefen Eindruck auf ſie gemacht. Hilma hatte das Stück noch nicht gekannt. Nun brachte Agnes den Geiſt der Dichtung ſo überzeugend zum Ausdruck, daß man unwillkürlich die Gedanken des Dichters für ihre eigenen hielt.

Und doch erlebte Hilma gerade im Anſchluß an dieſe Nora-Vorſtellung einen Auftritt, in dem Agnes wenig Ibſenſche Größe an den Tag legte.

Agnes pflegte im Bett zu frühſtücken und dabei die letzten Theaterkritiken zu leſen, die ihr ein Bureau ſtets vollzählig zuſchickte.

Eines Tages, als eben die Glocken der alten Stadtkirchen draußen die Mittagsſtunde verkündeten, kam ſie bleich vor zorniger Erregung in das Zimmer, in dem der Vater mit Hilma über einer Mappe Klingerſcher Radierungen ſaß.

Sie trug das rote Morgengewand von japaniſcher Crepeſeide und das Haar gelöſt, wie Hilma ſie zuerſt geſehen hatte. Und auch heute ließ das zu beiden Seiten wie Gardinen herabhängende Haar das Geſicht ſchmal und kinderhaft erſcheinen und ließ das leuchtende Rot die blonde Haut in perlmutterähnlichem Weiß ſchimmern.

Agnes legte die zur Fauſt geballte Hand zwiſchen Vater und Tochter auf den Tiſch, ohne des Bildes zu achten, das hier lag, und ſagte:

„Läßt Du Deine Frau öffentlich beſchimpfen und der Lächerlichkeit preisgeben?“

Der Vater entgegnete ruhig: „Wer hat das getan?“

Er sah sie nach dem ersten flüchtigen Aufblick, als sie eingetreten war, gar nicht an, lehnte sich aber in den Sessel zurück, wie jemand, der sich bereit macht, etwas über sich ergehen zu lassen, was Geduld erfordert.

Agnes antwortete: „Ein impertinenter Judenjunge behauptet, ich sei für die Nora zu alt und nicht mehr ‚grazil' genug. So eine gemeine Lüge! Meine Nora ist eine Leistung, die mir so leicht keine nachmacht, und wenn diese Idioten nur ein Fünkchen wahren Kunstsinns hätten, würden sie dem Himmel auf den Knien danken, daß sie mich haben. Aber dem Herrn Isidor Mai und seinen würdigen Genossen ist ja die dümmste Gans von achtzehn Jahren lieber als eine reife Künstlerin."

„Ja, das können wir aber doch nicht ändern," sagte der Vater. „Der von seiner Sinnlichkeit beherrschte Mann wird immer mehr auf das Weibchen achten, als auf die menschliche Persönlichkeit im Weib."

„Ich lasse mir das aber ein für allemal nicht bieten," rief Agnes mit kaltem Zorn, und sie war prachtvoll, wie sie da hoch aufgerichtet stand.

„Ich war brillant zurechtgemacht und sah aus wie zwanzig! Jeder Unparteiische wird mir das ohne weiteres zugeben. Mein Geburtsdatum geht keinen etwas an. Auf der Bühne bin ich nicht, was ich bin, sondern was ich scheine. Hinter diesem schmierigen Zeitungsjuden stecken aber andere, die ihn bestochen haben. Sie wollen mich in das Fach der Mütter drängen, um die kleinen Anfängerinnen hoch zu bringen. Darum schreiben sie jetzt so lange, ich sei alt geworden, bis man es glaubt. Als ob das Alter bei einer großen Künstlerin irgend eine Rolle spielte?! Ist die Sara Bernhard etwa jung? He? Und der sollte mal einer sagen, sie sei zu alt für die Nora oder die Julia!"

In dieser Tonart ging es fort.

Als sie endlich abbrach, fragte der Vater: „Was willst Du also dagegen tun?"

„Ich? — Du sollst etwas tun! Wozu habe ich denn einen Mann?"

„Also, was soll ich tun?"

„Hingehen und dem indiskreten Frechling eine Ohrfeige geben."

„Und dann?"

„Dann? — Noch eine."

Der Vater schüttelte den Kopf und sagte lächelnd: „Einen anständigen Menschen würde ich nicht ohrfeigen und einen unanständigen erst recht nicht, denn man beschmutzt sich die Hand."

„Dann sag ihm wenigstens gründlich Deine Meinung."

„Über was?"

Agnes stampfte ungeduldig mit dem Fuß auf.

„Sei kein Dickhäuter, Hilmar! Du weißt ganz gut, was Du zu sagen hast, um ihm das Handwerk zu legen. Sag ihm, er möchte nicht versuchen, ein zweites Mal Niederträchtigkeiten über Deine Frau in die Welt zu posaunen."

Der Vater zog die Brauen humorvoll hoch und zuckte mit den Achseln. Er sagte: „Daß er Dich nicht jung aussehend findet, soll ich eine Niederträchtigkeit nennen? Er würde mir doch einfach antworten: ‚Mein Herr, Sie sind Partei, die Liebe macht Sie blind.' Das könnte Isidor sagen."

„Herr des Himmels, warum haſt du denn eigentlich Männer geſchaffen?!“ rief Agnes, die Arme in etwas theatraliſcher, aber ſchöner Geſte emporhebend.

„Hauptſächlich wohl als Folien für Euch,“ entgegnete der Vater.

Zu Hilmas Staunen ſchien ihn ihre Empörung zu beluſtigen.

„Nun, da ich keinen Mann habe, ſondern einen Klumpen Phlegma,“ fuhr ſie fort, indem ſie ihn offenbar durch verletzende Geringſchätzung aus ſeiner Gelaſſenheit herauszureizen ſuchte, „ſo muß ich mich ſelbſt wehren. Dieſen Iſidor werde ich vernichten! Keines von unſeren anſtändigen Blättern ſoll ihm mehr ſeine Spalten öffnen. Er ſoll meine Macht fühlen, der infame Bengel.“

Jetzt rückte ſich der Vater gleichſam zuſammen — er wurde ernſt, ſah ſie auch, ſeit ſie ihre Klage führte, zum erſtenmal an.

„Der junge Menſch hat vielleicht eine zärtlich geliebte alte Mutter, die er erhält.“

Da lachte aber die ſchöne Frau voll Hohn.

„Nimm auch noch für den Verleumder Partei! Das ſieht Dir gleich! Meinetwegen kann dieſer Iſidor ſieben Mütter und ebenſoviele Großmütter und Tanten erhalten. Was geht das mich an? Wenn er nicht ſicher ſteht, ſoll er ſich hüten, berühmte Künſtlerinnen mit ſeinem Dreck zu bewerfen.“

„Und wenn es Dir gelingt, den armen Tropf fortzuintrigieren, ſo ſagt morgen irgend ein anderer dasſelbe. Es gibt nur eine eines Künſtlers würdige Antwort auf ungerechte Urteile, immer wieder muß ich Dich daran erinnern: die Widerlegung durch die Tat. Wir wollen die Nora noch einmal zuſammen leſen! Es wird Dir leicht werden, durch neue Feinheiten neu zu feſſeln, und dann fragt keine Katz nach Herrn Mais Anſicht. Vielleicht warſt Du das letzte Mal nicht ganz auf der Höhe deiner Nerven?“

Sie entgegnete verächtlich: „Ich ſpiele die Nora noch im halben Schlaf beſſer als die anderen, wenn ſie ihr Äußerſtes leiſten.“

Wie eine beleidigte Königin zog ſie ab, und die lange, rote, weiche Schleppe ſchleifte hinter ihr her.

Hilma hatte ſich längſt in ein Mauſeloch gewünſcht, ſo ſchämte ſie ſich für den Vater ihrer Zeugenſchaft.

Sie wagte den Blick nicht zu erheben.

Da ſagte er in gütigem Ton: „Du mußt dies nicht tragiſch nehmen, Kind. So raſch wie der Zorn bei Agnes aufflammt, ſo raſch iſt er verraucht. Und wer die Gunſt der Menge nötig hat, um zu gelten, der kann nicht über ihr Urteil erhaben ſein und auch nicht über ihre Schwächen.“

Leiſe, ohne aufzublicken, fragte ſie: „War ſie immer ſo?“ Die andere Frage ihres Herzens: ‚Und konnteſt Du ſie doch ſo ſehr lieben?‘ unterdrückte ſie.

Er antwortete: „Etwas ſtürmiſch war ſie wohl immer. Es iſt ihr Temperament.“

Sie dachte: ‚Liebſt Du ſie nun wirklich ſo ſehr?‘ — Es war die Frage, die ſie ſich hundertmal am Tage ſtellte. Denn täglich bemerkte ſie Agnes' Launen, ihre naive Eitelkeit, ihren robuſten Egoismus, ihre Rückſichtsloſigkeiten.

Und daneben sah sie den Vater: geduldig, zartfühlend und von seinem Verstehen. Er schien ihr so innerlich vornehm, so leicht verletzbar!

Sie konnte sich die Leidenschaft dieses Mannes für diese Frau — eine Leidenschaft, die ihn für das ganze Leben aus seinen Bahnen gerissen hatte, die ihn pflichtvergessen und treulos gemacht hatte, angesichts der launischen, oft so rohen und kleinlichen Agnes schwer vorstellen, trotz ihrer künstlerischen Genialität. Einmal, als man abends mit den Hausfreunden plaudernd zusammensaß, äußerte der Vater etwas, was ihr auffiel.

Er sagte ziemlich lebhaft: „Eigentlich hat nur das Kind einen freien Blick für den Menschen. Das Urteil aller Erwachsenen ist verrenkt durch die Erotik."

Fühlte er, daß sein Urteil „verrenkt" worden war?

Und dann fiel ihr wieder Rodes Ausspruch ein: „Er hat die wunden Augen eines feinorganisierten Menschen, dem das Leben über seine Kraft gegangen ist."

Einmal bei der Abendunterhaltung im Salon kam man auf die Eitelkeit zu sprechen.

„Ich halte Eitelkeit für den Grundzug des menschlichen Charakters," sagte Rode. „Sie ist das erste und letzte Motiv zu allem Tun und als solches von eminentem Wert. Der Hauptunterschied liegt darin, mit wieviel Unbefangenheit wir diesen nervus rerum zur Schau stellen. Es gibt kluge und einfältige, geschmackvolle und geschmacklose Leute, aber eitle und uneitle? Nein."

Der Vater entgegnete: „Eitel erscheinen immer die ihrer selbst nicht Sicheren. Sie wollen sich im Urteil der anderen vorteilhaft gespiegelt sehen, um an sich selbst glauben zu können; denn dies nicht zu können, ist eines der quälendsten Übel."

„Dies Übel habe ich niemals kennen gelernt!" rief Agnes fröhlich. „Ich bin auch nicht eitel."

Hilma hörte es mit Verwunderung.

‚Wie wenig sie von sich weiß!' dachte sie. Agnes sagte: Ich, ich, ich. Alles brachte sie sofort in Beziehung auf ihre Person. Wo das nicht anging, langweilte sie sich.

4.

Ein ungeheuerliches Phantom war die Riesenstadt!

Unter der Million Menschen, die sich in diesem Straßenlabyrinth durcheinander schob, ereignete sich zu jeder Stunde etwas Aufregendes. Irgendwo war immer etwas Neues zu hören oder zu sehen. In der Nacht wie am Tag siedete diese aus Tausenden von Begierden und Willensäußerungen sich brauende Lebensflut. Man beobachtete, man hörte, man kombinierte, — man gewöhnte sich das Staunen ab. Und man gewöhnte sich die Hast an.

Und doch gab es so viel gequälte Einsamkeiten in diesem menschlichen Ameisenhaufen! Und in diesem zusammengehamsterten Reichtum gab es die martervollste Armut, Armut, die mit hohlen Augen und eingefallenen, bleichen Wangen vor den prunkenden Schaufenstern stand, von Gier verzehrt, und in sich den Zündstoff häufte: Haß und Rachsucht.

Ja, dies furchtbare, außen funkelnde und innen ſchwärende Ungeheuer war die große Stadt!

Man brauchte hier gar nicht zu denken, fand Hilma, man wurde von ſelber klug. Das ſchwirrende, ſauſende Getriebe warf jedem die Urteile um den Kopf, daß er brummte. Beſtändig ſtiegen neue Künſte, neue Ideen, neue Moden aus dem Hexenkeſſel herauf, wie Schaumblaſen. Man fiſchte ſie mit leichtgekrümmter Hand von der Oberfläche, um ſie brühwarm zu verhandeln. Das Ganze war ein Markt, die Menſchen Konkurrenten. Alles nur Vorſtellbare galt nach ſeinem Marktwert, ſelbſt die Religion.

Während der erſten Wochen ſchwamm Hilma mit Wonne in dieſem Strom raſtloſer Lebendigkeit. In ihr erwachte die Luſt, mitzutun, ſich kräftig und erfolgreich zu betätigen. Man durfte nur nicht ſinnen und träumen, ſonſt ſah man Geſpenſter!

Nein: jetzt endlich, endlich wollte ſie leben! Aufpaſſen, ſtreben, handeln! Vor allem erſt noch vieles, vieles lernen!

Sie ging faſt jeden Abend ins Theater, ging tags in die Galerien und Muſeen, oft in Begleitung des Vaters, was das Schönſte war, oft auch mit den Hausfreunden.

Unter dieſen herrſchte ein Ton, deſſen Zwangloſigkeit von Horſt gräßlich gefunden wurde und an die ſich auch Hilma erſt hatte gewöhnen müſſen. Man ſprach von den natürlichen Dingen auf die natürlichſte Weiſe und verachtete alles Konventionelle. Eines Tages, zur Zeit, da die erſten Roſen in den Vorgärten blühten, machte Altenſtein, der junge Dichter, Hilma in aller Seelenruhe in ſcherzendem Ton einen Liebesantrag. Vor wenigen Monaten noch hätte Hilma das als eine tödliche Beleidigung empfunden. Jetzt aber wunderte ſie ſich kaum. Sie antwortete ohne jede Empfindlichkeit mit den Worten einer neuen, jungen Dichterin, die es ihr angetan hatte:

„Mit nichten, guter Knabe;
nimmer bin ich eine Braut für Dich,
weil ich einen andern lieber habe."

Der Dichter gab ſich auch ohne weiteres zufrieden. Er dachte wohl: ‚Nun, iſt's nicht die eine, ſo iſt's eine andere.'

Aber auf Hilma wirkte das kleine Erlebnis nachhaltiger, denn es hatte ihr das Bild des fernen Geliebten mit einem Male wieder ganz nahe gebracht. Wie wenig hatten ihr die vergangenen Wochen Zeit und Raum gelaſſen, an ihn zu denken!

Nun auf einmal durchzuckte ſie die Erinnerung an die ſchönſten, ſüßeſten und heißeſten Augenblicke ihres Daſeins, und die Sehnſucht krallte ſich feſt, daß ſie es wie körperlichen Schmerz empfand.

Er war ja nun wieder an ſeinem Hof und hatte jedenfalls von ihrer Flucht zum Vater gehört und daraus geſchloſſen, daß ſie ihn aufgegeben habe.

Und dann hatte ihm sein Onkel, der Fürst, den Verzicht vorgelegt, den sie geschrieben.

Sie sah deutlich sein blondes Gesicht, dem das Lächeln so natürlich und so reizend stand, erblassen und bekümmert blicken. Ach, und mit diesem bekümmerten, sorgenden Blick liebte sie es ja doch noch tausendmal mehr!

Aber nun war das aus.

Im Sommer, als die Theaterferien begannen, reiste Agnes mit einigen Freunden und sehr vielen Koffern nach Scheveningen, wo sie eine kleine Villa besaß.

„Ich nehme Dich mit, wenn Du magst," sagte sie zu Hilma.

„Ich möchte lieber mit dem Vater in den Wald," erklärte diese.

„Ganz wie Du willst," sagte Agnes ohne Empfindlichkeit. „Aber Du stehst Dir selbst im Licht. Meinem Mann gefällt es, wie ein Bauer in einer primitiven Mühle zu hausen. Du hörst und siehst dort nichts. In Scheveningen dagegen trifft man die Creme der internationalen Welt, man sieht entzückende neue Toiletten und hört täglich die erstklassigsten Konzerte."

Aber weder die ‚Creme der internationalen Welt', noch die ‚entzückenden' Toiletten, noch die ‚erstklassigsten' Konzerte konnten Hilma verlocken.

Sie gehörte zu ihrem Vater, — nicht zu seiner Frau.

Ihre Entscheidung beglückte den Vater offenbar, doch war er besorgt, sie möchte den gewohnten Komfort vermissen.

„Wenn Du Dir nur keine falsche Vorstellung machst," sagte er. „Meine Mühle liegt sehr einsam, und man lebt dort sehr einfach."

„Ach, ich sehne mich ja so sehr nach dem Land und seiner grünen Stille!" rief sie.

Mit der Sommerhitze, dem Staub und den widerlichen Ausdünstungen war die Riesenstadt abstoßend häßlich geworden. — —

Nun saßen sie auf einer Bank von rohem Holz unter raunenden Tannen und tranken köstliche Milch und aßen grobes schwarzes Landbrot dazu, wie die Müllerin es buk.

Rings duftete es nach Harz und Moos, und wenn man still war, hörte man fern im Wald den Specht an morsche Stämme pochen. Wo der Tann abgeholzt war, färbten sich die Hänge mit zartem Rosenrot, den Blüten der Weidenröschen.

Vater und Tochter waren die einzigen Gäste, denn die Mühle war nicht bekannt. Der Vater hatte sie einmal auf einer Wanderung entdeckt.

Das enge Waldtal folgte dem gewundenen Lauf eines Bergwassers. Neben dem Bach und ihn häufig überbrückend, lag das schmalspurige Geleise einer kleinen Gebirgsbahn. Wenn die seltenen Personenzüge vorbeifuhren, winkten gutgelaunte Reisende mit den Taschentüchern, und Hilma winkte fröhlich Antwort.

Solange sie denken konnte, hatte sie noch nie so köstliche Ruhe, so tiefen Frieden genossen, wie hier im Waldtal allein mit dem Vater. Sie fühlte sich von einem Tag zum anderen gesunder, kräftiger, frischer werden.

Auch der Vater verlor die ungesunde, gelblichbleiche Stadtfarbe, sein Gesicht bräunte sich kräftig, und immer seltener gewahrte sie in seinen Augen den „wunden" Blick.

Eines Tages waren sie morgens fortgegangen und weiter als sonst gewandert, hügelan, stundenlang durch Tannenwald.

Endlich hörte der Wald auf. Sie traten auf eine angebaute Hochfläche hinaus, mit Feldern, Wiesen, kleinen Dorfschaften.

Es war ein sonnenheißer Julitag. Die ganze Landschaft vor ihnen lag in Licht gebadet, hell und zart alle Farben, blaßblau schimmerten jenseits am Horizont die Waldberge, der Staub der Landstraßen leuchtete so weiß, daß die darüber fallenden Baumschatten blau aussahen, wie auf sonnigem Schnee.

Ein kleines Dorf lag vor ihnen. Eingebettet in breiten Linden lagen die roten Ziegeldächer, darüber der Kirchturm. Die von Ebereschen eingefaßte Fahrstraße, die gerade darauf zuführte, lockte zum Weiterschreiten.

Und obwohl es nahe an Mittag war, litten sie nicht unter der Hitze, so rein und köstlich strich die Luft über die weiten Felder.

Dennoch erschien ihnen das in seinem Lindenschatten liegende Dörfchen wie eine winkende Oase.

„Wir werden dort einen Brunnen finden und einen Schluck Wasser," sagte Hilma. „Kannst Du aus der Hand trinken, Papa?"

Er lachte über die Frage. „Wenn ich das nicht könnte! Ich bin nicht mein Leben lang Stadtmensch gewesen."

Manchmal war ihr jetzt, als sei er ganz jung!

Die Linden vor dem Dorf blühten noch und dufteten. In ihrem Schatten waren zwei Burschen mit dem Zerkleinern von Wurzelknorren beschäftigt, prächtige, kraftvoll geschmeidige Gestalten, blond und gebräunt, von Gesundheit strotzend. Aus ihren blauen Augen lachte jugendliche Daseinslust, als sie jetzt in der Arbeit innehielten, um die fremden, städtisch gekleideten Wanderer zu betrachten.

„Heut macht die Arbeit warm!" sprach der Vater sie an.

„Ja, mer kriegt Durst auf Bier," antwortete der eine lustig.

„Wasser ist besser als Bier," entgegnete der Vater und lenkte dem Dorfbrunnen zu, der nahebei sein Quellwasser mit anmutigem Plätschern in einen Steintrog rinnen ließ.

„Na, Wasser is nix," sagte der Bursche, der erst gesprochen hatte, „das gibt kei Kraft net. An Bier, das gibt sein Kraft."

„Das glaubt man," belehrte der Vater, „'s ist aber nur grad für eine Viertelstunde, dann ist das Kraftgefühl hin."

Da sagte der andere Jüngling mit weiser Überlegenheit: „Na, na, Herr! Das Bier, das hat Prozente, und die kommen halt wieder in den Menschen."

Dies Argument schien den Vater besiegt zu haben; er stritt nicht dagegen an, sondern wandte sich dem Brunnen zu und beugte sich über den Wasserstrahl, den seine Hand auffing; aber seine breiten Schultern bebten, als schüttle ihn verhaltenes Gelächter. Noch nie hatte ihn Hilma so heiter gesehen.

Während er sich labte, fragte sie nach dem Namen des Dorfes, und als ihn die Burschen nannten, war sie davon seltsam betroffen.

Diesen Namen hatte sie irgendwann schon gehört und zwar in einer Verbindung, die nichts ganz Gleichgültiges gewesen sein konnte. Sie suchte scharf in ihrem Erinnern.

Was war nur damit? Was war es doch?

Und auf einmal hatte sie es gefunden: Es war der Name des Pfarrdorfs, nach dem Herr Lampert von Zollbrück aus versetzt worden war.

„Wie heißt der Pfarrer hier?" fragte sie gespannt.

„Unser Pfarr' heißt Lampert."

Da jubelte sie auf: „Dann ist es mein alter Lehrer!"

Die jungen Leute mußten ihnen den Weg zum Pfarrhaus weisen.

Mit Worten, die vor frohem Eifer einander jagten, erzählte Hilma dem Vater von den griechischen Stunden, den Spaziergängen zu viert und den religionsphilosophischen Unterhaltungen.

„Als wir klein und unartig und dumm waren, der Horst und ich, nannten wir ihn den ‚Feind' und taten ihm jeden Schabernack an. Später ist er mein allerbester Freund geworden."

Über den Ausgang dieser Freundschaft schwieg sie.

Der Vater hörte ihren Erzählungen mit mehr als Teilnahme zu. So begierig nahm er jede ihr früheres Leben betreffende Mitteilung auf, als sei es Lebensnahrung für ihn.

Das Pfarrhaus war klein und bescheiden, wie das ganze Dörfchen.

Als sie von der Gasse aus in den Hausflur traten, öffnete sich sogleich eine Zimmertür; der Pfarrer spähte nach den Eindringlingen.

Fassungslos, den Türgriff in der Hand, stand Lampert vor Hilma und starrte sie an, als sähe er einen Traumspuk.

Er trug ein joppenartiges Hausröckchen von Grasleinen, sein lichtblondes Haar war offenbar ziemlich lange nicht geschnitten, so daß es lockig über die gewölbte Stirn fiel, um Mund und Kinn sproßte krauses rötliches Barthaar. Seine Hautfarbe war ganz hell geblieben. Hell und klar war auch noch der Blick der gewölbten blauen Augen. Man meinte diesen Augen anzusehen, daß nie ein unreiner Gedanke die hinter ihnen wohnende Seele überschattet hatte.

Jetzt errötete er langsam, wie Hilma es an ihm kannte. Wie gern hatte sie einst durch einen verwegenen Scherz dies mädchenhafte Erröten hervorgerufen! — Strahlend vor Wiedersehensfreude begrüßte sie ihn und machte ihn mit dem Vater bekannt.

„Nun bitte, sagt: ist das nicht wie in einem Märchen?" rief sie aus. „Nichts geahnt haben wir, nichts gesucht, als wir auszogen, und Sie haben wir gefunden!"

„Haben Sie Familie?" fragte der Vater. „Oder hausen Sie hier ganz allein?"

Wieder errötete Lampert: „Meine Mutter führt mir den Haushalt. Sie ist Witwe."

„Dürfen wir sie nicht begrüßen?" fragte Hilma.

„Sie wird sich herzlich freuen, — aber" — er senkte den Blick, — „sie ist eine einfache Frau, eine Bauerntochter. Mein Vater war Dorfschulmeister."

„Sie ist Ihre Mutter," entgegnete Hilma warm, „alles andere ist ganz Nebensache."

Da ging der Pfarrer, die Mutter zu holen.

Sie standen in dem Studierzimmer. Hilma bemerkte, daß eine kleine Photographie, die sie als Kind darstellte, im Rähmchen auf seinem Schreibtisch stand. Des Vaters Blick ruhte nachdenklich auf der Tochter.

„Wie Du lebendig geworden biſt!“ ſagte er. „So habe ich Dich noch nicht geſehen. Macht Dich die Stadt ſo ſtill oder ſind wir es?“

Sie hätte antworten können: ‚Ich muß ſtill ſein, wo ich mich nicht heimiſch fühle, — und doppelt ſtill neben Agnes, die es nicht liebt, wenn man mich ſehr beachtet.‘

Aber ſtatt dieſes ſagte ſie nur: „Das machen alle die gemeinſamen lieben Erinnerungen. Es iſt ſo köſtlich!“

„Ja, die gemeinſamen Erinnerungen,“ wiederholte er traurig.

Sie ſah ihm an, daß er dachte: ‚die zwiſchen uns leider fehlen.‘

Ihr ſchien oft, als ſei der Vater ſo voller verwundeter Stellen, daß jede achtloſe Berührung ihm Schmerz bereitete.

Die Frau Kantor Lampert kam und hieß die Gäſte in würdevoller Weiſe willkommen.

Man ſah ihrem guten Geſicht an, daß ſie ihr ganzes Leben lang ſchwer gearbeitet hatte, und den vollen weißen Scheiteln, daß ſie früh gealtert war. Sie trug bäuerlich ſchlichte Kleidung, über dem vortretenden Leib eine faltige bunte Kattunſchürze, aber alles von der peinlichſten Sauberkeit.

Man merkte ihr an, daß ſie ſich am liebſten nicht in die Unterhaltung miſchte; ihre aufmerkſamen Augen folgten jedoch ſtets dem Sprechenden und ſtrahlten in glücklichem Mutterſtolz bei allem, was der Sohn ſagte.

Bald entfernte ſie ſich wieder und lud nach einer kleinen Weile zum Mittageſſen ein.

„’s iſt ja nicht, wie Ihr Gewöhntes,“ ſagte ſie, „aber Sie müſſen mir ſchon die Ehre antun. Eine Stärkung nach dem langen, heißen Weg iſt Ihnen nötig.“

Im Wohnzimmer war der Tiſch gedeckt, nicht mit Damaſt, aber mit ſelbſtgeſponnenem Linnen, das Geſchirr war grob, äußerſt einfach. Die Hausfrau ſaß nicht mit am Tiſch, ſondern ging ein und aus, trug die ſchmackhaften Gerichte herbei, nötigte eifrig zum Eſſen.

Hilma hatte ihr helfen wollen, — der Pfarrer hielt ſie mit bittendem Blick zurück.

„Sie würden ſie nur in Verwirrung ſetzen!“

Hilma fühlte, daß ihm der bäuerliche Zuſchnitt der Mutter und des Hausweſens ihr gegenüber nicht ganz angenehm war. Aber ihrer offenen freien Art gelang es bald, dieſe Schwäche in ihm zu überwinden. Nach dem Mahle führte Lampert ſeine Gäſte durch den Pfarrgarten, auf deſſen Rabatten wunderlich altmodiſche Blumen blühten: zitronengelbe Roſen, Ritterſporn, brennende Liebe uſw.

Es gab auch eine Roſenlaube mit Holzbänken, und hier ſaßen Hilma und Lampert, während der Vater auf des Pfarrers Sofa etwas ruhte und die Frau Kantor einen Veſperkaffee vorbereitete.

Auch Hilma wurde müde. Die Müdigkeit, die Wärme, der Zauber dieſes idylliſchen Landfriedens und die Nähe eines feinſinnigen Mannes, der ſie von klein auf kannte und der ſie liebte, das alles gab ihrer Stimmung eine große Weichheit.

‚Dies könnte mein Heim ſein!‘ mußte ſie denken.

Die Vorſtellung, Lamperts Frau zu ſein, beleidigte ſie gar nicht mehr.

Aber was half's? Der andere war vorhanden, und niemals würde sie vergessen können! —

„Ihre Mutter ist so stolz auf Sie," sagte sie, „jedem ihrer Blicke sieht man es an, daß Sie ihr ganzes Glück sind."

Da erzählte er, wie arm sein Vater gewesen sei, dabei von schwächlicher Konstitution, „ein Idealist und geistig seine Umgebung weit überragend". Wie seine Mutter sich abgearbeitet habe für Mann und Kinder, wie sie es nach des Vaters frühem Tod unter schweren Opfern durchgekämpft habe, ihn studieren zu lassen. Er habe noch eine Schwester, die an einen Pächter verheiratet sei, berichtete er auf ihr Befragen.

Während er so von den Entbehrungen seiner Jugend erzählte, — es waren freilich nur materielle Entbehrungen gewesen! — mußte sie daran denken, wie unausgewachsen und knabenhaft schwächlich er einst in das Zollbrücker Herrenhaus gekommen war, und wie der Onkel Gustav gesagt hatte: ‚der sieht aus, als ob er sich noch nie richtig satt gegessen hätte'.

„Jetzt vergelten Sie Ihrer Mutter alle Opfer," sagte sie warm.

Er entgegnete: „Einer Mutter kann man nie alles vergelten. Und die meine gibt fort und fort sich selbst ganz. Da kann man nur in Demut danken."

„Ja, aber es gibt auch lieblose Mütter," sagte sie traurig. —

„Um ihr Kind gelitten hat doch jede," wandte er ein.

„Verpflichtet uns schon das?"

„Ich glaube, ja."

Es fiel ihr auf, daß er sich abgewöhnt hatte, sich bei jeder Gelegenheit auf Worte der Schrift zu berufen.

Auf dem Heimweg begleitete der Pfarrer seine Gäste ein langes Ende Wegs.

Er hatte noch den etwas unruhigen, wiegenden Gang, von dem die Zollbrücker bemerkten: ‚wie ein Tanzmeister geht unser Herr Kol'brater', obwohl sie doch gewiß nie einen Tanzmeister gesehen hatten. Hilma dachte: ‚er geht, als bewege er sich zu einer in seinem Inneren klingenden Musik.'

Erst als der Waldweg talwärts zu führen begann, entschloß sich Lampert umzukehren.

„Gott hat mir heut' einen Festtag geschenkt," sagte er.

„Uns!" ergänzte Hilma.

Als sie dann ohne ihn weiter waldeinwärts gingen, im Schatten alter Tannen, sagte der Vater: „Ich wünschte, Du sprächest so frei und vertraulich zu mir, wie Du es heute zu dem Pfarrer getan hast."

Sie entgegnete: „Das ist, weil er mich schon gekannt hat, als ich ein Kind war."

Aber gleich fühlte sie, daß sie wieder eine der wunden Stellen berührt hatte. Um durch Vertrauen das gut zu machen, fügte sie schüchtern hinzu: „Er hat mich einmal heiraten wollen."

„Ja," sagte der Vater, „man merkt ihm an, daß er es auch heute gern tun würde. Aber er ist zum Heiraten nichts."

Sie fragte verwundert: „Warum nicht?"

„Weil er krank iſt. Dieſer auffallende Farbenwechſel und der fiebrige Glanz der Augen ſind verdächtige Anzeichen. Er wird nicht alt. Wahrſcheinlich iſt er in den Entwickelungsjahren ungenügend ernährt worden und hat ſich mit Studieren überanſtrengt. Das kommt ſo häufig vor. Er ſteckt ja ganz voll von theologiſcher Gelehrſamkeit, viel mehr als ein Dorfpfarrer davon nötig hat."

„Du glaubſt, er wird nicht alt?" fragte ſie erſchrocken.

„Ja. Und es tut mir für ſeine Mutter leid. Das iſt eine von den Frauen, die gar nicht wiſſen, was es heißt, ſich ſelbſt leben."

„Wenn ſie aber den, für den ſie lebt, wirklich verliert?" fragte Hilma ernſt. „Was dann?"

Er bewegte den Kopf wie einer, der in ſeinen Gedanken keinen Ausweg findet, und ſchwieg.

Sie aber mußte weiter an die Frauen denken, die ihre eigene Menſchenperſönlichkeit ganz auslöſchen, ganz in anderen aufgehen, und damit ſo abhängig von dieſen anderen werden, daß ſie, wenn das Geſchick ihnen die nimmt, hilflos im Leeren ſtehen, verzweifeln oder in Stumpfheit verſinken müſſen.

‚Nein, das kann das Rechte nicht ſein,' dachte ſie. ‚Gewiß ſollen wir lieben und anderen zuliebe leben, aber nicht, weil wir nicht anders wiſſen und können, ſondern weil wir es wollen. Wiſſen und wollen müſſen wir das Gute. Nicht aus unſerer Schwäche heraus wollen wir dienen, ſondern aus unſerer Kraft. Das iſt ſo gewiß wahr, wie ..... wie das braune Eichkätzchen dort an der Tanne hinaufläuft.'

„Sieh, Papa, das reizende Tier!" rief ſie entzückt.

Die Abendſonne warf lange, ſchräge Lichtſtreifen zwiſchen den alten Stämmen hin in den Waldſchatten, wie durch die ſchmalen hohen Fenſter gotiſcher Dome. Hier und dort erglühte in ihrem Strahl ein Fleckchen ſmaragdnes Moos, palmenwedelgleiches Farnkraut, feines, weiches Waldgras, oder irgend ein Wipfel erglänzte rötlich. Das Abendlicht trieb ſein Spiel im Wald wie ein Kobold.

Vater und Tochter waren ſtill geworden. Hand in Hand gingen ſie durch den wonnevollen Abendfrieden, dem alle dunkeln Gedanken und Sorgen weichen mußten.

5.

An einem Nachmittag ſaß Hilma mit einem Buch nahe ihrer Mühle unter einer rieſigen Weide am Bach. Der Vater hielt im Zimmer ſein gewohntes Nachmittagsſchläfchen.

Auf dem Schienengeleiſe jenſeits der Fahrſtraße ſtand ein kleiner Kieszug, und Streckenarbeiter, auf den Loren ſtehend, warfen mit ihren Schaufeln Kies zwiſchen die Schwellen. Sie ſchaufelten ſtetig und ſtumm; immer wenn ein Steinchen gegen das Eiſen der Puffer fiel, gab es ein ganz helles, feines Klingen, wie der Klang geſchliffener Gläſer; das begleitete die Arbeit mit einem leiſen Geläute.

Heiß und ſtill war es, man hörte das Geſumme der Inſekten.

Hilma konnte nicht leſen, ſie träumte.

Da kam der Landpoſtbote, bemerkte ihr helles Kleid unter dem Weidenbaum und brachte ihr zwei Briefe.

Die Adreſſe des einen war von des Prinzen Hand geſchrieben.

Sie riß den Umſchlag auf und las.

Der Prinz begann mit Vorwürfen. Er habe ihrer ſtets gedacht im fernen Indien, in China und Japan. Auf der Heimreiſe ſei ihm kein Schiff und kein Bahnzug ſchnell genug gefahren, ſo habe er ſich ihr entgegengeſehnt. Sie aber habe ihn treulos im Stich gelaſſen, um ſich anderen Göttern zuzuwenden. Ob ſie nichts mehr von ihm wiſſen wolle? —

Er müſſe ſie unter allen Umſtänden wiederſehen und habe alles für ein Zuſammentreffen vorbereitet, nachdem er zuerſt ihren Aufenthalt erkundet. Ein zuverläſſiger Freund, der Graf U., beſitze ein Schloß in nicht zu weiter Entfernung, ſie könne es in wenigen Stunden Eiſenbahnfahrt erreichen. Sie ſolle Gaſt der Gräfin ſein, unter deren Schutz uſw.

„Ich gebe Dir mein Wort, daß Deine Ehre und Dein Ruf nicht angetaſtet werden ſollen. Nicht mit einem Finger will ich Dich anrühren, wenn Du es nicht willſt. Aber ſehen und ſprechen muß ich Dich. Die Einladung der Gräfin (die eine ſcharmante Frau iſt und Dir gefallen wird), muß gleichzeitig mit meinem Brief in Deine Hände kommen. Dieſe kannſt Du Deinem Vater zeigen, aber mich erwähne nicht. Überhaupt bitte ich Dich dringend, Deinem Vater und Bruder von unſerem Verlöbnis nichts zu ſagen, ehe dasſelbe nicht in ein anderes Stadium getreten iſt. Sie würden uns, die wir ohnehin übel genug daran ſind, nur noch ihrerſeits Schwierigkeiten machen. Liebſt Du mich nicht mehr, ſo iſt mir alles gleich, und ich tue alles, was ſie wollen, heirate ſelbſt die häßliche Prinzeſſin Anna, die ſie mir ausgeſucht haben. Aber dann glaube ich auch an nichts mehr und werde ein ſchlechter Kerl. Deshalb: wenn Du mich noch lieb haſt, komm nach der Marisburg.“

Der andere Brief war die Einladung der Gräfin U., ein paar Tage auf der alten romantiſchen Marisburg zuzubringen, wo einige von Hilmas alten Freunden aus Amalienruhe ſich ſo ſehr freuen würden, ſie zu ſehen.

Hilma war ſofort entſchloſſen.

Der ſehnſüchtige Ruf des geliebten Mannes kam wie eine unmittelbare Antwort auf ihr eigenes, in dieſer träumeriſchen Sommerſtille neuerwachtes Sehnen.

Sie wußte auch: die Gräfin U. war eine vornehme Dame, die ſich gewiß für keinen anderen zur Vermittlerin eines heimlichen Wiederſehens hergegeben hätte; aber der Prinz hatte es an ſich, daß man ihm mehr als anderen zu Gefallen tat. Das hatte ſie erfahren.

Sie mußte heute noch eine Depeſche auf die Station befördern laſſen und morgen reiſen.

Eilig ging ſie nach der Mühle, wo der Poſtbote noch ſaß und ein Glas Bier trank, denn der Müller hatte Schankgerechtigkeit. So konnte ſie ihr Telegramm ihm mitgeben.

Als der Vater erſchien, hatte ſie bereits mit dem Müller die Fahrgelegenheit nach der Station beredet. Alles war in Ordnung.

Digitized by Google

Unter der Linde neben dem Haus tranken sie immer den Vesperkaffee. Das war behaglich und vergnüglich. Sie beluſtigten ſich damit, den Mühlenſpitz zu necken und die großen weißen Hühner mit Brotkrumen zu füttern.

Heute ſagte Hilma, ſowie ſie dem Vater gegenüber am Kaffeetiſche ſaß: „Morgen muß ich Dich auf vier Tage verlaſſen, Papa!“

Erſtaunt blickte er ſie an. „So? Du mußt?“

„Ich will.“

„Wohin ſoll es denn gehen?“

Sie gab ihm den Brief der Gräfin.

Er las ihn langſam durch, ſehr aufmerkſam, wie ſie an ſeinem geſenkten Geſicht ſehen konnte. Dann gab er den Brief zurück.

„Kannſt Du Dir denken, wer die Freunde aus Amalienruhe ſind, die Dich ſehen wollen?“ fragte er langſam.

„Ja.“

„Kannſt Du es mir ſagen?“

Sie ſchwieg und fühlte mit Schrecken, daß ſie dunkelrot wurde.

Wie leicht wäre eine Lüge geweſen! Dem Vater gegenüber brachte ſie nicht einmal eine Ausflucht über die Lippen.

„Bitte, frage nicht,“ ſagte ſie endlich. „Ich darf nicht antworten.“

Er ſprach kein Wort weiter. Aber das ſanfte Leuchten der Heiterkeit, das ſein Geſicht während der letzten Wochen ſo wunderbar verjüngt hatte, war plötzlich erloſchen. Wieder lag auf den lieben Zügen tiefer Schwermutsſchatten, und die Augen hatten den ‚wunden‘ Blick.

Sie machte ſich gewaltſam hart gegen ihn. Hatte er ſie nicht beinahe fünfundzwanzig Jahre lang im Stich gelaſſen um einer Liebesleidenſchaft willen? Wie konnte er ihr vier kurze Tage mißgönnen?! Nein, ſie erkannte ihm jedes Recht dazu ab. —

Ohne viel Worte nahm ſie am nächſten Tage Abſchied. Und vier Tage ſpäter kehrte ſie ſchweigend von ihrem Ausfluge zurück.

Das Stillleben in der Mühle blieb äußerlich das gleiche. Innerlich war alles verändert.

Der Vater ging mit Hilma und ſie mit ihm ſo behutſam um, als ſei jedes ein Weſen aus dem zerbrechlichſten Glas. In der Unterhaltung lavierten ſie beſtändig, aus Sorge, an irgend einen gefährlichen Stein zu ſtoßen. Sie täuſchten einander Harmloſigkeit vor, aber weder die Vertraulichkeit, noch die Heiterkeit von vordem wollten ſich wieder einſtellen.

Der choleriſche Spitz und die Hühner und die feierlichen Gänſe, die ſich im Abendſchein auf dem kleinen Mühlenteich wie Schwäne gebärdeten, entlockten wohl noch Scherzreden und Lachen, nur blieb das Lachen gedrückt und der Scherz unfroh.

Auch ein zweiter Beſuch im Pfarrdorf Lamperts, den ſie diesmal nicht zu Fuß, ſondern im Wägelchen des Müllers unternahmen, brachte die frohe Stimmung nicht zurück. Sie fanden den Pfarrer krank. Er lag zwar nicht zu Bett, aber fiebernd auf ſeinem Sofa. Trotzdem war ſeine Freude groß. Weder er noch die Mutter nahmen übrigens ſeinen Zuſtand ernſt.

„Das hat er immer mal," ſagte die Frau Kantor. „Er iſt von klein auf nicht kräftig geweſen."

Hilma und der Vater ſaßen ein Stündchen bei dem Kranken, deſſen Augen ſtrahlten. Dann, um nicht das Fieber zu verſchlimmern, fuhren ſie zurück. Es war ein trüber Tag, der ſich jetzt dem Abend zuneigte.

Die Sonne ſtand auf den unterſten Sproſſen einer zarten, grauen Wolkenleiter, die ſich vom Scheitelpunkt des Himmels bis an den Horizont erſtreckte. Sie ſtand bleich, ſtrahlenlos, mit mattem Gelencht. Zerſetzte graue Wolken ſchwebten ihr entgegen, ſchienen verirrt und verängſtet. Es war heute etwas wie Beunruhigung, wie Verſtörtheit in der Luft. Die weiten ſtillen Felder lagen öde. Zwar trillerten auch heute Lerchen ihr helles, eintöniges Liedchen, — aber ohne den Jubel, der an ſonnigen Tagen daraus tönt.

Vater und Tochter ſchwiegen, und der kleine Bauernwagen ſchüttelte ſie fürchterlich.

Das Herz war beiden ſchwer. Ihre ſo innig verwandten Seelen ſuchten einander in ſcheuer Liebe, aber Berge des Verſchweigens hatten ſich zwiſchen ihnen aufgetürmt, und ihre tiefſten Erlebniſſe lagen jenſeits dieſer Berge.

6.

Als mit dem September die Theaterſpielzeit begann, fand ſich alles wieder im Stadthaus zuſammen.

Der Gartenſaal oder die große Veranda, die ſich ihm anſchloß, verſammelte an den freien Abenden der Künſtlerin den gewohnten Freundeskreis.

Eines ſommerlich warmen Oktoberabends ſaß die Geſellſchaft in den bunten, niederen Korbſeſſeln auf der Veranda, von der einige weiße, wie Marmor blinkende Stufen hinab in den Garten führten.

Auf dieſen Garten mit dem geſchorenen Samtraſen, auf dem die Zypreſſe ſtand, den der rötliche Sandweg einfaßte, und auf dem ſtets, von kundiger Gärtnerhand geſetzt, die Modeblume der Saiſon blühte — jetzt japaniſche Aſtern, — war Agnes ſehr ſtolz. Für die an weite, ländliche Parks gewohnte Hilma behielt er mit ſeinem ſchwarzen Schnörkelgitter, hinter dem das Straßenleben ſchwirrte, etwas Vogelkäfigartiges.

Außer Dr. Rode, dem Dichter Altenſtein und der Sabine Edelberg waren zwei männliche Kollegen Agnes' anweſend: Maxime, der Komiker, und der Heldendarſteller; dazu eine Malerin und eine junge Dichterin.

Die Malerin hieß Libuſſa Holgers und war durch Altenſtein eingeführt worden als ſeine Freundin. Sie ſah die Menſchen an, wie man Bilder anſieht, und ſprach faſt gar nicht, ſchien ſich dabei aber ausgezeichnet zu unterhalten. Ihr Anzug, der offenbar aus maleriſchen Geſichtspunkten zuſammengeſtellt war, paßte nicht zu dem Typ ſeiner Trägerin und wirkte deshalb ſtörend, obwohl er an ſich ſchön war.

Wunderlicher noch ſah die junge Dichterin aus, die ſich Kornelia Aſſunta nannte. Dieſe ſchwärmte für Agnes und hatte unlängſt ein Drama vollendet, „Frau oder Mann" betitelt, in dem eine ſehr pikante Rolle für Agnes

gedacht war, weshalb dieſe die Annahme des Stückes bei der Theaterdirektion befürwortete und die Autorin überhaupt unter ihre Flügel nahm.

Kornelia Aſſunta hatte eine ſchwarze Lockenmähne, die die Stirn faſt ganz verdeckte und perückenhaft ausſah. Sie wurde von einem goldenen Reif gekrönt. Mit ihren grünlich ſchillernden, etwas glaſigen Augen und den gewundenen Bewegungen des binſenſchlanken Körperchens glich Kornelia Aſſunta einer geheimnisvollen kleinen Schlangenkönigin.

„Weiß der Himmel, wo bei der Lunge, Leber, Magen und die anderen unerläßlichen Organe Platz haben!“ ſagte Sabine Edelberg nüchtern.

Ein amüſanter kleiner Hofſkandal beſchäftigte gerade die Gemüter. Eine Prinzeß war mit ihrem Liebhaber durchgegangen, um auf dieſe Weiſe die Erlaubnis zur Heirat mit ihm, der ein ſimpler Baron war, zu erzwingen. Natürlich würde den allerhöchſten Eltern nun nichts übrig bleiben, als gute Miene zum böſen Spiel zu machen und nachträglich ihren Segen zu geben.

Alle waren entzückt von dem Mut und der Rückſichtsloſigkeit der jungen Fürſtentochter, die ihre Liebe nicht der Politik hatte opfern laſſen.

Nur der Vater widerſprach.

Er ſagte: „Hier ſteht ein Recht gegen das andere, und ich halte es gar nicht für ausgemacht, daß das Recht der Liebe jederzeit für das höhere gelten darf.“

„Aber Viernau!“ rief man. „Welche Läſterung!“

Er fuhr fort: „Man vergißt gewöhnlich, daß die erotiſche Liebe viel mehr mit unſerem Blut zu tun hat, als mit den Tiefen unſerer Seele, daß ſie faſt immer auf Illuſion beruht und eines Tages wie Seifenblaſen ſich in Nichts auflöſen pflegt.“

Alles proteſtierte.

Dr. Rode ſagte lächelnd: „Die Liebesleidenſchaft weiſt ihre Legitimation als abſolute Herrſcherin deutlich genug vor, denn mit ewig gleicher elementarer Gewalt durchbricht ſie immer wieder alle Bande, die ihr Geſetz und Klugheit angelegt haben. Sie iſt und bleibt das Stärkſte. Glaubſt Du denn, es ſei von ungefähr, daß jeder naive Menſch in jedem Fall auf ſeiten der Liebenden ſteht? Die Liebe iſt Natur. Aber ich hätte mir bei Gott niemals träumen laſſen, daß ich in die Lage kommen würde, hier, im Viernauſchen Hauſe, ſolche unbeſtrittene Gemeinplätze aufzuwärmen!“

„Was ein Gemeinplatz iſt, iſt darum noch keine endgültige Wahrheit,“ entgegnete der Vater. „Ich kann Dir übrigens auch mit einem Gemeinplatz dienen: Da wir längſt nicht mehr im Naturzuſtand leben, ſondern uns mehr oder minder organiſch von dieſem fortentwickelt haben, ſo ſind wir genötigt, die natürlichen Leidenſchaften im Sinne unſerer Kultur zu bändigen und in Schranken zu halten. Dazu haben wir unſere Vernunft und unſere Erfahrung.“

„Sehr ſchön,“ bemerkte Maxime, „nur daß die Liebe uns in dem Alter zu packen pflegt, dem die Erfahrung fehlt, die Erfahrung uns aber klug macht, wenn die Leidenſchaften verglüht ſind.“

„Darum eben ſind die Eltern da, um für die Kinder Vernunft zu haben,“ ſagte der Vater lebhaft.

Agnes ſah ſich wie nach Hilfe ſuchend im Kreiſe um und rief: „Haltet mich, Kinder! Mir wird ſchwach. Der Hilmar bekommt auf ſeine alten Tage den Moralkoller!“

Rode lachte mephiſtopheliſch. Ihm war eine Erleuchtung gekommen. „Wir haben halt jetzt eine Tochter,“ ſagte er halblaut. „Das erklärt den neuen Kurs. Ja, das erklärt vieles.“

„Er leidet an einem plötzlichen Anfall von Atavismus,“ ſagte Altenſtein, „man ſollte den Doktor holen.“

Die Unterhaltung nahm damit eine Wendung ins Scherzhafte, und ein wahrer Schauer von Neckereien praſſelte auf den Vater herab.

„Was iſt Atavismus?“ fragte die kleine Schlangenkönigin, die das Drama „Frau oder Mann“ geſchrieben hatte.

Maxime, der Komiker, der im Alltagsleben immer ſchwermütigen Ernſt zur Schau trug, antwortete ihr: „Das iſt, wenn einer wieder auf allen vieren zu laufen anfängt.“

Darauf ſagte Kornelia Aſſunta mit der ihr eigenen Inbrunſt: „Man ſoll nach den Früchten der Erkenntnis greifen, wo irgend man ſie faſſen kann.“

„Nur nicht, wenn ſie molſch ſind,“ entgegnete Maxime und verdrehte ekſtatiſch die Augen, um eine der ihren würdige Inbrunſt zu markieren.

Hilma hatte auf einem kleinen japaniſchen Rohrſofa neben Sabine Edelberg geſeſſen und mit ſtarrem Staunen dem Vater gelauſcht.

Was bedeutete das mit einem Male?! Sein Urteil war hier ſtets das letzte und höchſte geweſen, hatte den Ton beherrſcht. Und nun ſprangen auf einmal ſeine Worte wie von der Kette losgelaſſene biſſige Hunde allem an die Gurgel, was ſie bisher in dieſem Hauſe vernommen und mit gläubigem Entzücken in ſich aufgenommen hatte! Das Recht der Perſönlichkeit, volle individuelle Freiheit im Denken, Glauben und Lieben, ſouveräne Selbſtbeſtimmung uſw., das war die hier herrſchende Lehre, deren überzeugte Anhängerin ſie geworden war. Das „Du ſollſt“ und „Du ſollſt nicht“, was ihr von Kindheit an unabläſſig in den Ohren gedröhnt hatte, war hier verpönt geweſen. Jeder durfte „in Schönheit frei“ ſein. Jeder dachte und tat und ſagte getroſt, was er wollte. „Der Menſch darf, was er kann,“ hieß das Moralgeſetz dieſer Künſtler.

Und plötzlich kam der Vater wieder mit der Theorie der Bändigung!

Während ſie alſo ſich der Verwunderung und Verwirrung hingab, in die das Auftreten des Vaters ſie verſetzt hatte, redete Sabine Edelberg mit halber Stimme eifrig auf ſie ein.

Sabine konnte Diskuſſionen über die Liebe keinen Geſchmack abgewinnen. Während die anderen ſich über „ſo abgedroſchenes Zeug“ ereiferten, erzählte ſie von einer großen Frauenverſammlung, die Hilma durchaus beſuchen müſſe: „Denn wir ſtehen am Vorabend einer Umwälzung, wie die Menſchheit noch wenige geſehen hat. Die denkenden Frauen ſind ſich — endlich! — ihres vollwertigen Menſchentums bewußt geworden. Demnächſt werden ſie ſich nun organiſieren, um ſich in Geſchloſſenheit von der jahrtauſendelangen, elenden Männerknechtſchaft zu

befreien. In England und Amerika ſind ſie bereits mit unerhörter Energie und entſprechendem Erfolg vorangegangen."

„Ach wirklich?" ſagte Hilma zerſtreut.

„Paſſen Sie mal auf: das wird uns eine ganz neue Kultur heraufbringen," fuhr die Edelberg eifrig fort, „denn, Sie begreifen, die in ihrer naturwidrigen Einſeitigkeit ſo barbariſche Männerkultur wird nun endlich durch den weiblichen Geiſt ihre notwendige Ergänzung erfahren. Sie kommen doch jedenfalls zu unſerer Verſammlung, Hilma?"

Dieſe ſagte gedankenabweſend: „Ja."

Ihr tönte Rodes ſarkaſtiſche Bemerkung im Ohr: „Wir haben jetzt eine Tochter — das erklärt den neuen Kurs."

Die anderen ſchienen die Worte überhört zu haben, in Hilma hatten ſie allerlei geweckt, was nicht zur Ruhe kommen wollte.

War es wirklich das? Weil der Vater an ſeine Tochter dachte, verſchoben ſich auf einmal ſeine Anſichten über die wichtigſten Lebensprobleme? Oder hatte er vielleicht auch an die eigenen Erfahrungen gedacht?

Und was für einen Wert hatte denn eine Weltanſchauung, die bei der erſten Probe auf das Exempel nicht Stich hielt? Ihr war, als ſei alles um ſie her ins Wanken gekommen.

Sie war verſtimmt und zu nichts recht aufgelegt. Sie glaubte, daß der Vater irgendwie um ihre Liebesangelegenheit wiſſe und ſie mißbillige. Seit jener Sommerfahrt nach der Marisburg fühlte ſie ſich ihm entfremdet.

Horſt wollte ſeinen Oktoberurlaub in Zollbrück verbringen, an deſſen jetzt vom weißen Herbſtgeſpinſt überzogene Stoppelfelder, deſſen Kartoffeläcker, auf denen die Feuerchen ſchwelten und flammten, ſie nicht ohne heißes Heimweh denken konnte.

Als er ſich gutgelaunt von ihr verabſchiedete, rief ſie ſehnſüchtig: „Könnte ich mit!"

„Ja," ſagte Horſt kühl, „Vous l'avez voulu, George Dandin! Du könnteſt jetzt dort Gräfin Utendorf ſein."

Es war ihm eine Genugtuung, ſie nach dem verſchmähten Heimatparadies ſeufzen zu hören.

Aber ſie ſagte ſtolz: „Ich weiß, was ich getan habe, und würde es heute wieder tun. Der Papa iſt mir doch noch mehr als Zollbrück. Gute Dinge haben eben ihren Preis."

Ihm fiel plötzlich auf, daß ſie ſchön ausſah, ſchöner als je.

„Warum heirateſt Du eigentlich nicht?" fragte er.

„Du weißt ja."

Er zog die feinen Striche ſeiner blonden Brauen hoch in der hochmütig verwunderten, ablehnenden Art, die ſie an die Mama und den Großpapa erinnerte.

„Was ſoll ich wiſſen?"

Da errötete ſie langſam und ſchwieg. Auch fragte Horſt nicht weiter.

7.

Der Winter riß Hilma in einen Strudel geſelligen Treibens, der ſie gar nicht mehr zu ſich ſelbſt kommen ließ. Überall fand man Zerſtreuung, nirgends Sammlung.

Eines Tages, als man beim Gabelfrühſtück ſaß, zu dem ſich Horſt meiſt einfand, ſagte dieſer, ſich zu ſeiner Schweſter wendend: „Unſer Erbprinz iſt geſtern geſtorben. Ich las es eben im Depeſchenſaal.“

Hilma ließ Meſſer und Gabel ſinken.

„Die arme Erbprinzeß!“ ſagte ſie ergriffen.

„Er war der einzige Sohn und ſogar das einzige Kind des Fürſtenpaares,“ ſagte Horſt ernſt.

„Und ein uranſtändiger Menſch,“ fügte Hilma hinzu.

„Ja, Du haſt ihn ja gut gekannt,“ ſagte Horſt. „Sein Tod iſt ein harter Schlag für unſere Herrſchaften.“

„Wer beſteigt denn nun einmal den hohen Thron eures großmächtigen Raubſtaates?“ fragte Agnes ſpöttiſch.

Horſt antwortete: „Der Neffe des Fürſten, Prinz Heinrich. Er iſt ſehr beliebt im Land.“

Ganz kurz blickte Hilma zum Vater hin, und ihr Blick begegnete dem ſeinen. Beider Augen wandten ſich ſofort ab, doch die Begegnung war geweſen.

„Himmliſche Güte, muß das langſtielig ſein!“ rief Agnes. „So ein Duodez-Fürſtentum zu regieren, das weder Macht noch Bedeutung hat, und ſich dabei doch mit dem ganzen fürſtlichen Etiketten- und Repräſentations-Ballaſt durchs Leben ſchleppen zu müſſen!“

Der Vater ſtimmte ihr bei. „Sie ſind wahrhaftig nicht zu beneiden.“

Agnes' Intereſſe für den Gegenſtand war damit erſchöpft. Sie ſprach von etwas anderem. —

Einige Tage ſpäter erhielt Hilma den Brief, den ſie ſeit jener Nachricht mit Spannung erwartet hatte.

Der Prinz ſchrieb:

„Daß der arme Karl tot iſt, weißt Du wohl ſchon. Morgen haben wir die feierliche Beiſetzung. Wenn man die Eltern des Verſtorbenen als ‚tiefgebeugt‘ bezeichnet, ſo iſt es diesmal kein leeres Wort. Ich geſtehe, daß mich ſelbſt dieſe Tage etwas mitgenommen haben. Aber die Erbprinzeß hält ſich ſüperb! Sie gehört zu den grandioſen Frauen, die nichts aus der Faſſung bringt, die auch noch auf dem Schafott die Haltung der großen Dame bewahren würden. Ich möchte ihr immer die Füße küſſen. Aber vor Dir, mein geliebtes Herz, kann ich nicht Komödie ſpielen. So aufrichtig ich ſeine Witwe und ſeine Eltern beklage, hab ich doch die ganze Zeit daran denken müſſen, daß Karls Tod für uns einen großen Schritt vorwärts bedeutet. Der arme Onkel iſt alt und gebrochen. Laß mich nur erſt ans Ruder kommen! Verzeih, ich muß eilen. Dieſe Tage ſind fürchterlich für mich, weil alles auf mir liegt. Phraſen hören, Phraſen machen, ohne Ende, das Geſicht unentwegt in den Falten ernſter Trauer. Lieber Himmel!

Aber: time and the hour go through the longest day, und dahinter ſehe ich immer Dich!"

In dieſem Brief war ihr das Eindrücklichſte die Bemerkung: „ich möchte ihr die Füße küſſen". Alſo auch er konnte ſich für ſtrenge Selbſtbeherrſchung, für die Hoheit klagloſer Entſagung begeiſtern?!

Zum erſtenmal ſeit ſie ihn liebte, fühlte ſie eine kleine Regung von Eiferſucht. Sein „ich möchte ihr die Füße küſſen" verfolgte ſie. Die ſtarke Bewunderung, die daraus ſprach, neidete ſie der Prinzeß ein wenig.

Im übrigen hatte es ihr ſtets widerſtanden, ihr Glück dem Unglück anderer verdanken zu ſollen. Sie konnte die Hoffnung auf eine nahe Wendung nicht in ſich aufkommen laſſen.

Und bald waren ihre Gedanken wieder von dem Vielen, was jeder Tag jetzt zutrug, ausgefüllt.

Da wurde ihr eines Tages ein Beſuch gemeldet, der ſie in Erſtaunen ſetzte: es war die Hofdame der verwitweten Erbprinzeſſin.

Vor der Tür des Salons, in dem das Fräulein wartete, ſtand Hilma ein paar Augenblicke ſtill. Eine dunkle Angſt, ſie wußte nicht vor was, lähmte ſie. Agnes' Wort fiel ihr ein: „Der reine Angſthaſe!" Was hatte ſie ſo furchtſam gemacht? —

Sowie ſie der ihr als talentvollen Klavierſpielerin wohlerinnerlichen jungen Dame gegenüberſtand, war ſie ruhig, fand auch gleich Worte, die erfreute Begrüßung und den Ausdruck inniger Teilnahme geziemend vereinten.

Doch zu ihrer nicht kleinen Verwunderung vernahm ſie nun, daß die Frau Erbprinzeſſin ſelbſt hier in der Stadt weile, im erſten Hotel abgeſtiegen ſei und Hilma bitten laſſe, nachmittags um die und die Stunde zu ihr zu kommen.

Beim Gabelfrühſtück ſagte Hilma: „Unſere Frau Erbprinzeſſin hat mich für nachher befohlen. Sie iſt hier."

„Na, dann ſonne Dich mal wieder in Hofluft!" höhnte Agnes. Sie ſprach nie ohne ſpöttiſche Geringſchätzung von der Welt, die ſich exkluſiv als „die" Geſellſchaft bezeichnete, weil dieſe ſich, ſeiner zweiten Heirat wegen, von ihrem Gatten demonſtrativ zurückgezogen hatte.

Aber ſowohl in des Vaters wie in Horſts Blicken ſah Hilma fragendes Erſtaunen. —

In ſtumpfes Schwarz gekleidet, fuhr ſie nach dem Hotel und wurde ſogleich in den Salon der Prinzeſſin geleitet.

In dem ausdrucksloſen Hotelzimmer ſtand die Fürſtin.

Sie war allein.

Der lange Kreppſchleier und die tief in die Stirn reichende Schneppe der Witwenhaube wirkten zuerſt fremdartig, veränderten das Geſicht. Aber doch: das waren die gradaus blickenden hoheitsvollen Augen, die ſich vor niemand auf der Welt ſenkten, das war die Kopf- und Schulterhaltung, die den Eindruck des abſolut Aufrechten hervorrief. Die Prinzeß ſtammte aus dem Norden.

‚Sie hat nie Engliſch oder Franzöſiſch ſprechen lernen können,‘ ging es durch Hilma's Kopf, ‚aber ſie hat gewiß auch nie eine Unwahrheit geſagt.‘

Ganz gewiß hatte kein Menſch die Erbprinzeſſin weinen ſehen, aber rotumrandete Augen und geſchwollene rote Lider zeugten verräteriſch von durchweinten Nächten.

Hilma wußte, daß ihre Ehe trotz der Kinderloſigkeit ſehr glücklich geweſen war. Sie hatte manches leiſe Wort, manchen Blick zwiſchen den Eheleuten aufgefangen, die von inniger Neigung erzählten. Und ſie dachte des Verſtorbenen, der für einen ſtolzen Herrn gegolten hatte, während ihn in Wahrheit nur Schüchternheit zurückhaltend machte. Er war einer der gütigſten und einer der beſcheidenſten Menſchen geweſen, die ſie kennen gelernt hatte.

So heißes Mitgefühl ergriff Hilma, daß ſie ſich ſelbſt vergaß.

Sie küßte die Hand der Prinzeſſin ein über das andere Mal, und ihre Augen floſſen über von Tränen.

Die Prinzeß markierte eine leichte Umarmung und zog dann Hilma neben ſich auf einen kleinen Diwan.

Und nun begann das Geſpräch.

„Sie ſind mir noch ergeben, Hilma?“

„Immer, Durchlaucht.“

„Vielleicht werden Sie es nun doch nicht bleiben, denn ich muß Ihnen Schmerz bereiten. Es iſt der innige Wunſch des Fürſten und der Fürſtin, den Prinzen Heinrich als den letzten männlichen Sproſſen unſeres Hauſes jetzt mit der Prinzeß Anna von . . . . zu vermählen. Sie wiſſen, daß nur eine Tochter aus fürſtlichem Haus für den Thronfolger in Frage kommen kann, denn nur die Kinder einer ſolchen haben Anwartſchaft auf Fürſtentitel und Regierungsnachfolge. Prinz Heinrich gibt ſich dem Wahn hin, er könne aus eigener Machtvollkommenheit dies Geſetz umſtoßen, wenn er erſt an der Regierung iſt. Seine Liebe macht ihn ganz blind. Er denkt gar nicht an die Schwierigkeiten, die die anderen fürſtlichen Häuſer ihm entgegenſetzen würden. Er denkt auch nicht daran, daß der liebe Gott, wenn es ihm gefällt, unſerem verehrten Herrn, dem Fürſten, noch zwanzig — fünfundzwanzig Lebensjahre ſchenken kann. Dies und manches andere mußte man ihm jetzt zu bedenken geben. Der Unglückliche erklärt aber, er könne nur Sie heiraten, denn Sie ſeien ſeit Jahren ſeine Braut.“

Sie ſchwieg.

„Wir haben uns lieb,“ ſagte Hilma leiſe.

„Ich weiß wohl,“ ſagte die Prinzeß. „Der vor Ihnen liegende Weg der Pflicht iſt für Sie beide ſchwer. Aber wir dürfen ja nicht danach fragen, ob eine Pflicht ſchwer oder leicht iſt.“

„Der Prinz iſt nicht abſolut überzeugt, daß es ſich um eine Pflicht handelt,“ wagte Hilma einzuwenden.

„Ich glaube, es iſt uns gelungen, ihn davon zu überzeugen,“ ſagte die Prinzeſſin ernſt.

Hilma hob den Kopf. Sie hatte die ganze Zeit lautlos vor ſich hingeweint, weniger um ſich als um die Erbprinzeß. Mit einem Mal waren die Tränen verſiegt.

Sie dachte zugleich erbittert und bewundernd: ‚Du haſt ihn bezwungen! Das konnteſt nur Du.‘

Laut fragte ſie: „Alſo hat ſich der Prinz gefügt?“

„Er hat verſprochen, ſich Ihrer Entſcheidung zu fügen, liebe Hilma.“

Hilma ſprang in ihrer Erregung auf. Er hatte alſo entſchieden! Denn das wußte er ſehr gut, daß ſie nicht verſuchen würde, ihn zu halten, wenn er bereit war, nachzugeben.

Die Prinzeſſin deutete ihre Aufregung anders.

Ruhevoll ergriff ſie eine von Hilmas herabhängenden Händen und ſagte milde: „Wiſſen Sie, daß ich mich für Sie verbürgt habe? Ich habe zu meinen Schwiegereltern geſagt: für die Hilma Viernau ſtehe ich ein. Ich habe nie einen Zug von Niedrigkeit in ihr entdecken können. Sie iſt diejenige, die uns helfen wird. Ich bat um die Erlaubnis zu dieſer Reiſe, um Sie ſelbſt zu bitten. Erſchweren Sie ihm die Losſagung nicht! Sie haben ihn, — gewiß ohne bewußte Abſicht, — von dem Weg ſeiner Pflicht entfernt, nun führen Sie ihn dahin zurück! Glauben Sie wirklich, daß ein ertrotztes Erdenglück Ihnen beiden zum Segen gereichen würde?“

Hilma antwortete mit zitterndem Mund: „Ich habe nie das Glück ertrotzen wollen, Durchlaucht. Habe nur gewartet, ob es kommen würde. Wenn der Prinz bereit iſt, zu verzichten, bin ich es auch. Ich war es immer.“

„Er will von Ihnen darum gebeten ſein!“

„Wenn Durchlaucht befehlen, werde ich ihn bitten. — Aber es iſt eine leere Form.“

„Er legt Wert darauf. Gott wird Ihnen dieſe Ergebung ſegnen.“

Die Prinzeſſin ſtand auf, umarmte Hilma und küßte ſie in ihrer ruhig-kühlen Weiſe auf jede Wange.

Dann ſagte ſie: „Der Prinz iſt hier. Sagen Sie ihm, was Sie ſagen wollen, gleich.“

Hilma erklärte ſich bereit.

Die Erbprinzeß ließ durch den Kammerdiener, der im Vorzimmer ſtand, Seine Durchlaucht zu ſich bitten.

Während ſie ihn ſchweigend erwarteten, fühlte Hilma die Schläge ihres Herzens bis hinauf zur Kehle.

Er kam ſchnell, küßte die Hand der Prinzeß und verneigte ſich vor Hilma.

Er ſah ſchlanker und vornehmer aus als je in dem langen, ſchwarzen Gehrock, den er trug; aber ſein Geſicht, — wie war es verändert! Um Stirn und Augen Züge des Leidens; der Blick finſter; der Mund — dieſer reizende Mund, dem Schalkhaftigkeit und übermütiges Lachen natürlich waren, — hatte die Lippen in verächtlichem Trotz aufeinander gepreßt.

In Hilmas Herzen ſchrie es: ‚Sie haben Dich gequält! Mehr gequält, als Du ohne Schaden zu nehmen erträgſt!‘

Sie war dies letzte Jahr ganz ruhig geweſen ohne ihn, hatte gar nicht viel an ihn denken müſſen, ſich kaum nach ihm geſehnt, ſo ſtark wie ſie in Anſpruch genommen war. Aber nun ſie ihn, den der Himmel ganz eigens für Glück und Freude geſchaffen zu haben ſchien, in dieſem Zuſtand des Zerquältſeins ſah, fühlte

ſie ſich ſo heftig erſchüttert, daß es ſie innerlich umwarf. Sie hätte ſich auf der Stelle für ihn töten laſſen mögen. Und doch konnte ſie nichts tun. Nichts!

Er hatte ſie bereits aufgegeben, das wußte ſie, wie er es wußte.

Nein, ſein blaſſes, finſteres Geſicht ſah nicht nach irgend einer verſteckten Hoffnung aus! —

Er ſtand vor der Prinzeß. „Du befiehlſt?“ —

„Fräulein von Viernau will Dir ein Wort ſagen. Sie ſchließt ſich unſerer Bitte an, wie ich mir dachte.“

Er wandte ſich an Hilma.

„Alſo Du auch?! — Du ſelbſt willſt, daß ich die ‚Ebenbürtige‘ heirate? Wirklich?“

„Ja, ich bitte Dich. Es muß ja ſein.“

Sie ſtanden einige Sekunden Auge in Auge, regungslos und ſtumm.

Dann wandte er ſich wieder an die Erbprinzeſſin.

„Sei ſo gnädig, mich drei Minuten mit ihr allein zu laſſen!“ bat er.

Die Prinzeſſin ſchien zu zögern.

Flehend, ungeduldig, drängte er: „Nur wenige Minuten! Es iſt ein Abſchied für immer.“

Seine Stimme brach bei den letzten Worten.

Da entfernte ſich die Fürſtin ſchweigend.

Sowie ſie allein waren, riß er Hilma an ſich und tat ihr mit ſeinen wilden Küſſen weh.

Sie ſprachen kein Wort.

Die Prinzeß kam zurück und verabſchiedete Hilma ſehr gnädig.

„Erinnern Sie Sich, daß Sie in mir eine treue Freundin haben,“ ſagte ſie.

Fünf Minuten ſpäter ſaß Hilma wieder im geſchloſſenen Mietscoupé, das auf dem Straßenpflaſter ſchütterte, raſſelte und klirrte.

Sie weinte immer fort und wußte gar nicht, daß ſie weinte! Eine Welt war hinter ihr verſunken.

Vier Zeilen aus dem Lieblingslied ihrer Kindheit lagen ihr im Ohr und ließen ſie nicht los:

„Better far to be,
in utter darkness lying
than to be blessed with light and see
the light for ever flying.“

Als ſie den moſaikbelegten prunkhaften kleinen Flur der Villa Viernau betrat, begrüßte ſie der Vater an der Tür. Er mußte auf ſie gewartet haben.

Sie wollte unbekümmert ſcheinen, aber ihr Geſicht war vom Weinen entſtellt.

„Mein liebes, liebes Kind!“ ſagte er ſehr weich.

Da fiel ſie ihm um den Hals.

„Auf der ganzen Welt habe ich nur noch Dich, Papa!“

8.

Im Februar brachten die Zeitungen die Nachricht von der Verlobung des Prinzen Heinrich mit der Prinzeſſin Anna, und im März ſchon wurde die Ver-

mählung gefeiert. In den illustrierten Blättern konnte man das hohe Brautpaar im Bilde sehen, die Prinzessin sah unschön und einfältig aus.

„Tut nichts," spottete Agnes, „wenn nur der Stammbaum ohne Fehl und Tadel ist."

Hilma hatte angefangen, eifrig mit Lampert zu korrespondieren. Sie schickte ihm moderne Zeitschriften und Bücher. Seine Briefe waren ihr wert. Wie aus einer besseren Welt tönte seine ernste Stimme in ihren Großstadttrubel hinein.

Und es tat ihr wohl zu fühlen, daß ein solcher Mann sie liebte.

Das „wenn wir im Sommer wieder in Ihrer Nachbarschaft sind" spielte in ihren Briefen eine große Rolle, und er schrieb ebenso oft „wenn Sie erst wieder in der Mühle sind".

Aber einmal ließ er sie lang auf Antwort warten. Kein Brief kam, der auf dem Umschlag die kleinen lateinischen Schriftzüge seiner Gelehrtenhand zeigte. Wie konnte er nur so schreibfaul sein! Sie wurde ganz ungeduldig, sandte einen Mahnbrief. Der kam zurück und außen auf dem Kuvert stand der Postvermerk: „Adressat verstorben". Auf diese Weise erfuhr sie den Tod des treuen Freundes! —

Da überfiel sie die alte Kinder-Schwermut.

Sie klagte dem Vater: „Alles, woran mein Herz hängt, wird mir genommen! Das war immer so."

Er entgegnete: „Wer das nicht erfahren will, darf sein Herz an nichts Vergängliches hängen. ‚O habet die Sonne nicht zu lieb und nicht die Sterne,' singt schon ein alter Dichter."

„Was sollen wir denn lieben?" fragte sie traurig.

„Alles, — aber im Vergänglichen das Ewige."

Seit jenem Besuch bei der Erbprinzessin-Witwe war das Vertrauen zwischen ihr und dem Vater wieder hergestellt. Mit verdoppelter Zärtlichkeit schlossen sie sich einander an, und seine Güte für sie hatte keine Grenzen. Leider war Agnes eifersüchtig. Sie war gegen Vater und Tochter beunruhigend reizbar geworden. Ihre Liebe zu dem Gatten war immer noch leidenschaftlicher Natur, aber es war eine sehr egoistische Liebe, für die Hilma wenig Mitgefühl hatte. Ihr Mann sollte für sie da sein, für keinen anderen, ihr allein gehörte er, und sie mochte sich mit niemand in seine Liebe teilen. Was dagegen in des Vaters Herzen noch von der einst so stürmischen Leidenschaft für Agnes übrig geblieben war, war ein Gemisch von kameradschaftlicher Treue, Gewöhnung und Pflichtbewußtsein. Das meinte Hilma endlich herausgefühlt zu haben. Er litt unter dem ungleichen, unbeherrschten Wesen seiner Frau und an der Ruhelosigkeit, die sie in sich selbst hatte und im ganzen Haus verbreitete.

Ein Glück war es, daß sie selten vor Mittag ihr Ankleidezimmer verließ, dadurch verblieben den anderen die Morgenstunden.

Agnes fühlte sehr gut, daß ihres Mannes Liebeswärme sich immer ausschließlicher der Tochter zuwandte. Und da sie nicht gewohnt war, ihre Empfindungen zu beherrschen, — außer wenn sie auf der Bühne war, — zeigte sie sich oft sehr unfreundlich, ja gehässig, gegen Hilma. Sie wurde sofort verstimmt, wenn sie Vater und Tochter irgendwo beieinander traf, so daß diese in schweigendem Ein-

vernehmen äußerſt vorſichtig wurden. Dieſer Zuſtand war mitunter ſo quälend, daß Hilma den Vater ſchon gebeten hatte, ſie fortzuſchicken. Dann aber wurde er tief traurig, und das Ende war immer, daß Agnes ſelbſt Hilma beſchwor, ſich aus ihren Launen nichts zu machen, ſondern auszuhalten.

„Wenn Du uns verließeſt," ſagte ſie, „würde er denken, ich ſei daran ſchuld, und dann würde er anfangen, mich zu haſſen."

So blieb alles, wie es war.

Hilma erzählte dem Vater, daß ſie durch Sabine Edelberg mit einigen Leiterinnen der Frauenbewegung bekannt worden ſei.

„Ihr ſpottet immer über dieſe Frauen, aber ich muß Dir ſagen, daß ſie mir alles andere als lächerlich erſchienen ſind. Ich glaube: ſie arbeiten für eine große, ſegensreiche Sache, und ich möchte verſuchen, nach meinen geringen Kräften zu helfen."

Lächelnd entgegnete der Vater: „Du, wenn das aber der Horſt hört, wird er Dich verleugnen."

„Mag er," meinte ſie leichten Herzens. „Ich kann nicht immer ſo unnütz dahin leben, muß arbeiten!"

„Du biſt nicht unnütz," wandte er ein, „Du biſt der gute Geiſt unſeres Hauſes."

„Aber ich tue gar nichts!"

„Edle Menſchen zahlen mit dem, was ſie ſind, ſagt unſer großer Schiller. Davon wollen freilich Deine tätigen Damen nichts hören."

Sie ſeufzte: „Was bin ich denn?"

„Mein Glück," ſagte er raſch und warm.

Sie küßte ſeine Hand. Dann bemerkte ſie mit leiſer Stimme: „Aber kein Glück für Deine Agnes!"

Da ſeufzte er und ſchwieg.

Hilma fand die nutzbringende Tätigkeit, die ſie ſuchte, bald in Fülle.

Die Damen, an die ſie ſich gewandt, griffen mit allen Händen nach der freien und willigen Hülfskraft. Sie mußte in Häuſer gehen, wo die Mutter fehlte und dort nach dem Rechten ſehen, ſie mußte nachſehen, ob die bezahlten Pflegemütter an den Ziehkindern nichts verſäumten, — und aus dem einen Amt erwuchs immer noch ein anderes.

So befand ſie ſich, ehe ſie ſich deſſen verſah, inmitten einer Tätigkeit, die nicht allein ihre Zeit und Kraft ernſtlich in Anſpruch nahm, ſondern ſie auch in einer ihr ganz neuen Weiſe mit dem Leben in Berührung brachte. Den geiſtigen Hunger und die Herzensnot der Frauen ihres Standes hatte ſie ja an ſich ſelbſt erfahren, nun lernte ſie auch Not, Hunger und Hülfloſigkeit der Frauen des troſtloſen großſtädtiſchen Proletariats kennen. —

Darüber glitten Wochen und Monate dahin, wie Tage. Immer wollte die Zeit nicht reichen.

Eines Herbſtnachmittags, — ſie lebte nun ſchon drei und ein halbes Jahr im Haus des Vaters, — als ſie nach einer Vorſtadtwohnung hinauswanderte, kam ihr ein Offizier ſporenklirrend und ſäbelklappernd nachgelaufen. Es war Horſt.

„Wenn man Dich einmal unter vier Augen ſprechen will, muß man Dir auf der Straße nachrennen," klagte er, „ich finde dieſe Aushäuſigkeit von euch modernen Frauen einfach ſündhaft! Sonſt kam man müde nach Haus und war ſicher, euch ruhig und bereit zu finden, dem verärgerten Menſchen wenigſtens das ‚in doors' behaglich zu machen. Und nun ſehen wir die Hatz und plebejiſche Unraſt, an der wir ohnehin genug leiden, auch noch bei euch."

„Es gibt ſchwerere Leiden."

„Das ſagſt Du ſo in Deinem Leichtſinn! Es gibt aber ſicherlich wenig höhere Güter, als den Beſitz einer ſtillen, häuslichen, echt weiblichen Frau."

„Du findeſt ihrer noch genug. Ich würde mich einmal unter den Töchtern des Landes umtun."

„Das habe ich auch, und gerade darüber wollte ich mit Dir ſprechen. Ich bin nämlich im Begriff, mich zu verloben."

„Horſt!" Sie blieb vor Überraſchung ſtehn und ſah in ſeine leuchtenden Augen. „Mit wem denn, Du lieber Alter?"

Er erzählte, daß er ‚ſie' im Manöver kennen gelernt habe, wo er auf dem Schloſſe ihres Vaters in Quartier gelegen. Sie ſei reich und aus altem gräflichen Hauſe, Race vom Scheitel zur Sohle, ausgezeichnet erzogen, fromm, kurz und gut: ſein vollkommenes Frauen-Ideal.

„Und das Ideal liebt Dich?"

„Sie hat den ſchlechten Geſchmack."

Er kam ins Erzählen und vergaß vor Glück den rieſelnden Herbſtregen und den Schmutz, der das Steinpflaſter klebrig überzog, und das ärmliche öde Ausſehen der Vorſtadtgaſſen, in die ſie einbogen.

Auch ſie war ganz glücklich und auf den brüderlichen Erfolg ſtolz. Was war er doch auch für ein hübſcher, ritterlicher Menſch, der Horſt! Wie er nie vergaß, ihr die beſſeren Stellen des Wegs zu laſſen, ihr Platz zu ſchaffen, ſich zwiſchen ſie und andrängende Menſchen oder Wagen zu ſchieben, alles ganz unauffallend und ſelbſtverſtändlich. Und mit einer ſo vornehmen Haltung! Ja es ging ſich freilich angenehmer durch belebte Straßen unter ſeiner Führung als allein!

Auf einmal ſagte er in verändertem Ton: „Mir iſt nur das Eine ſehr fatal: ich möchte ſie nicht mit Papas Zirkeln in Berührung bringen. Dieſe Künſtlerklique mit ihren Bohème-Manieren und der ganze Ton, weißt Du, iſt abſolut nichts für ſie. Zollbrück, ja, dort wird ſie ſich zu Hauſe fühlen können! Wenn es auch etwas melancholiſch iſt, ſo iſt es doch durch und durch feudal, — bei aller Einfachheit. Ich wollte, ich könnte es irgendwie beichſeln, daß ſie Agnes und ihre Geſellſchaft lieber gar nicht zu genießen bekommt."

„Aber Horſt!" rief Hilma. „Fühlſt Du nicht, wie furchtbar kränkend das für den Papa ſein würde! Das Haus, in dem Dein Vater Herr iſt, muß Deiner Braut ſchon recht ſein, wie es iſt, meine ich."

Er entgegnete lebhaft: „Der Papa iſt eben leider Gottes nicht Herr in ſeinem Hauſe, ſondern Agnes iſt Herrin."

Sie verſetzte darauf: „Ich habe in Papas Gegenwart nie etwas geſehen oder gehört, was eine junge Dame nicht ſehen oder hören dürfte, ohne ſich verletzt zu fühlen."

„Weil Du eben längſt den Sinn für vornehme Lebensführung verloren haſt!“ rief er. „Du weißt, daß auch Du nie hierhergekommen wärſt, wenn ich darüber zu entſcheiden gehabt hätte. Euer Freiheitstempel iſt kein Aufenthalt für Frauen, wie ich ſie haben will.“

Ihr taten dieſe Worte weh für den Vater!

„Der Papa läßt jedem Freiheit, daß man ſich geben kann, wie man iſt, das iſt wahr,“ ſagte ſie. „Aber ſein eigenes edles Weſen iſt doch das dominierende. Wenn Deine Auserwählte ſo wenig über den Konventionen ihrer eigenen Kreiſe ſteht, daß ſie die freieren Lebensformen eines Künſtlerheims anſtößig findet, dann muß ich ſchon ſagen, daß ich Dich bedaure.“

Da er nicht antwortete, blickte ſie von der Seite zu ihm auf und ſah um ſeinen Mund das ironiſche hochfahrende Lächeln, mit dem ſie der Onkel Guſtav einſt ſo oft verletzt hatte.

Alle die wohlbekannten kleinen Utendorfzüge, die ihrem innerſten Weſen zuwider waren, mußte ſie bei dem Bruder wiederfinden!

Sie begriff, daß ſie ihn eben empfindlich gekränkt hatte, und wußte, daß er darauf ſann, ihr nun ſeinerſeits weh zu tun, und ſie wartete auf ſein nächſtes Wort wie auf einen Schlag.

Da ſagte er: „Im Manöver bin ich übrigens auch unſerem edlen Prinzen Heinrich begegnet, das iſt ja ein wüſter Patron! Zecht, jeut, wettet, — von anderem zu ſchweigen. Und für dieſen Wüſtling hat ſich meine Schweſter begeiſtert! hab ich immer denken müſſen.“

Sie ſeufzte und ſagte traurig: „Er war anders.“

„Man nennt ihn in der Armee nur den tollen Heinrich,“ fuhr er fort. „Unglaubliche Geſchichten ſind über ihn im Umlauf! Seine Ehe ſoll ja auch höchſt unglücklich ſein.“

„Die arme Frau,“ ſeufzte Hilma. „Alles iſt fehlgegangen! Man erwartete von ihr, daß ſie dem Herrſcherhaus den Stammhalter ſchenkte, und nun heißt es, daß nach dem erſten, verunglückten Wochenbett alle Hoffnung auf Kinder ausgeſchloſſen ſei. Eine Ärztin erzählte mir davon.“

„Ja, ſie kann einem leid tun. Er ſoll von brutaler Rückſichtsloſigkeit ſein, ſich gar nicht um ſie kümmern.“

„Man hätte ihm erlauben ſollen, mich zu heiraten,“ ſagte Hilma, „dann wäre er vielleicht glücklich und gut geblieben. Ich bin gewiß, er wäre anders geworden!“ Sie ſagte es kummervoll.

„Es handelte ſich eben um allgemeine Prinzipien,“ meinte Horſt. „Du wäreſt gewiß gut für ihn geweſen und wer weiß, was für ein Prachtexemplar er in Deinen Händen geworden wäre. Aber Du kannſt nicht verlangen, daß man um eines Einzelfalles willen den feſten, ſoliden Bau alter Überlieferung plötzlich einreißt.“

„Ich habe nie etwas verlangt,“ ſagte ſie leiſe, „vielleicht hätte ich es ſollen. Ein ſtarker Wille bahnt ſich ſeinen Weg auch durch Mauern. Agnes würde es getan haben.“

„Lärm und Skandal hätte ſie gewiß gemacht," meinte Horſt, „das glaube ich auch. Aber ich muß geſtehen, daß mir Dein Verhalten lieber iſt. Es iſt das ſehr viel vornehmere."

So trennten ſie ſich doch wieder in gutem Einvernehmen.

9.

Horſt war auf ſeinen Wunſch nach einer entfernten Garniſon verſetzt worden, die nicht gar zu weit von dem elterlichen Schloß ſeiner Auserwählten war. Auf dem Schloß der gräflichen Schwiegereltern feierte er dann im Frühjahr ſeine Verlobung.

Seitdem war faſt ein Jahr vergangen.

Hilma und der Vater kannten die junge Braut nur von Bildern und Briefen. Sie hatte einige konventionell-töchterliche und ſchweſterliche Briefe geſchrieben, aus welchen hauptſächlich zu erſehen war, daß ſie ſich einiger Bildung und muſterhafter Wohlerzogenheit erfreute.

Agnes bemerkte zuweilen: „Ich finde, die hochgeborene Komteſſe könnte ſich auch mal bei uns ſehen laſſen. Ihr fiele doch wahrhaftig keine Perle aus ihrer Neunzackigen!"

Hilma dachte ungefähr dasſelbe und der Vater vielleicht auch. Aber beide ſchwiegen über dieſen Punkt in ſtillem Einverſtändnis, wie ſo häufig.

Indeſſen rückte der für die Hochzeit feſtgeſetzte Termin näher, und Hilmas bemächtigte ſich geheime Bangigkeit. Horſt konnte nur entweder ſeine Mutter oder ſeinen Vater zu der Feier einladen. Der Vater war in dieſem Fall das Natürlichere. Denn die Mama war immer leidend und ging nie unter Menſchen. Seit vielen, vielen Jahren, ſeit dem Unglück ihrer Eheſcheidung, hatte ſie Zollbrück nicht mehr verlaſſen. Und der Vater hatte ganz für den Sohn geſorgt, ſeit dieſer ein Knabe von elf Jahren geweſen.

Es konnte eigentlich nicht anders ſein, als daß er den Vater ſeiner Hochzeit beizuwohnen bat. Ihn zu übergehen um der Zollbrücker willen, ſchien faſt undenkbar. Und doch wurde Hilma die Unruhe nicht los.

Das, vor dem ſie ſich heimlich geängſtet, traf wirklich ein. Horſt ſchrieb dem Vater, daß die Mama und der Großpapa und der Onkel Guſtav zu ſeiner Hochzeit kommen wollten!

Das beſagte, daß der Vater und Hilma fern zu bleiben hatten. Und welche Kunſt der Überredung mußte Horſt aufgewandt haben, um dies zu erreichen! Der Vater blieb in ſeinen Augen eben die ‚partie honteuse' der Familie.

Der Vater gab ihr den Brief zu leſen, und als ſie beſorgt fragend zu ihm aufſchaute, ſagte er mit einem Lächeln, welches ihr das Herz zerſchnitt: „Es iſt der Mama zu gönnen. Außer ihm hat ſie ja nichts."

„Und von ihm hat ſie wenig genug," ſetzte Hilma hinzu. Dann, innig zu ihm aufblickend: „Wir zwei ſind ja viel reicher, denn wir haben uns ganz."

„Ja, mein Kind, ja, mein Liebling!" antwortete er mit müder Zärtlichkeit.

Aber ſchon rief Agnes ungeduldig nach ihm! Das war jetzt immer ſo. Er ſtand auf und ging.

Hilma ſah ihm bekümmert nach.

Er kränkelte, litt an Beängſtigung, zuweilen an Atemnot, und Agnes, die ſich von allen bedienen ließ, nahm auf ihn keine Rückſicht, wie ſie überhaupt keine Rückſichten zu nehmen pflegte. Sie ſelbſt ließ ſich keine Ruhe und das Ruhebedürfnis anderer konnte ſie nicht verſtehen.

„Ihr ſeid Schwächlinge," ſagte ſie verächtlich, wenn Hilma ihr Vorſtellungen machte.

Und nun hatte er ſich gegrämt. Jawohl, ſie ſah es ihm an, wenn er auch tat, als ſei alles ganz in Ordnung.

Mit wieviel Liebe und Sorge hatte er ſich des Sohnes immer angenommen! Ein warmherziger, großmütiger, unendlich liebevoller Vater war er dem Knaben geweſen! Sie kannte ja ſeine Zartheit, ſeine grenzenloſe Güte und Nachſicht! Aber Horſt hatte ihm die Treuloſigkeit gegen ſeine Mutter niemals vergeſſen können. Dies Wiſſen hatte ihm die Ehrfurcht vor dem Vater genommen und den Glauben an ihn. Damit war ſeiner Sohnesliebe das Beſte entzogen worden. Auch ein Übermaß an Güte und Zartheit konnte das nicht erſetzen.

Sie wußte es und fühlte, daß auch der Vater es wußte und daß er tief daran litt.

Ein ſo heißes Mitleid durchſtrömte ſie, daß ihr ſchien, als ſei alles, was ſie ſonſt tun konnte und tat, nichtig gegen das eine: dem Vater an Liebe und Freude zu erſetzen, was der Bruder ihm ſchuldig blieb.

Agnes machte es ihr leider ſchwer, — aber wenn auch! Sie durfte ſich hier nicht verdrängen laſſen, mußte rückſichtslos auf ihrem Tochterrecht beſtehen! Und das wollte ſie von nun an viel energiſcher tun.

Man ſaß am Abend dieſes Tages im gewohnten Freundeskreis lange beiſammen, trennte ſich erſt nach Mitternacht. —

Aus dem erſten Schlaf erwachte Hilma mit einer Empfindung traumartigen Erſtaunens. Ein Licht blendete ſie. Mühſam öffnete ſie die blinzelnden Lider und fuhr in jähem Schrecken auf.

„Was?!"

Die elektriſchen Lampenglocken, die von der Decke hingen, waren hell. Vor ihrem Bett ſtand Agnes wie eine Schlafwandlerin. Sie hatte nicht einmal eines ihrer Negligees übergeworfen, ſondern war im Nachthemd und in bloßen Füßen. Ihr Haar war in dünne Zöpfchen geflochten. Grau und verfallen ſah ſie aus, — erbarmenswert. Und obwohl das ganze Haus durch Zentralheizung erwärmt war, — der April war winterlich, — fror ſie, daß ihre Lippen blau ausſahen und die Zähne gegeneinander ſchlugen.

„Was iſt Dir?!"

„Dein Vater ſtirbt! . . . Um Gottes willen, komm!"

Es bedurfte da keiner Bitte.

Treppenhaus, Flure, faſt ſämtliche Zimmer der Villa blieben nachts erleuchtet, denn Agnes fürchtete ſich vor Finſternis. —

Der Vater lag wie in einer tiefen Ohnmacht.

Hilma beugte ſich über ſeinen Mund, konnte keinen Hauch ſpüren, legte das Ohr horchend auf die linke Seite ſeiner Bruſt, — keine Atmungsbewegung, — kein Herzſchlag zu ſpüren!

In erregtem Flüſtern erzählte Agnes: „Ich bin davon aufgewacht, daß er mich am Arm gepackt hat. Ich ſage: ‚Was haſt Du denn?‘ Keine Antwort. Da richt' ich mich auf und ſchau hin. Er ſitzt aufrecht, faßt mit der Hand nach der Herzgegend und ſchnappt nach Luft. Plötzlich ſtöhnt er auf und ſinkt zurück. Seitdem liegt er ſo. Wie tot. Herrgott, Herrgott, laß ihn nur nicht ſterben! Nur das nicht! Was ſoll aus mir werden ohne ihn? Ich kann nicht ohne ihn exiſtieren!“

Sie verfiel in lautes Wehklagen.

Hilma dachte: ‚Haſt Du danach gefragt, was aus uns würde, als Du ihn uns nahmſt, Du Egoiſtin?!‘

Agnes' ſtürmiſche Klagen erbitterten ſie gegen die Frau, die des Vaters Schwäche ausgebeutet, ſeine Geduld mißbraucht und ſeine ganze reiche Perſönlichkeit ſich dienſtbar gemacht hatte. Und nun, in der Angſt, ihn zu verlieren, barmte ſie, als widerfahre ihr das größte Unrecht, und doch hatte ſie die feine, edle Seele, die ihrem Weiberreiz zum Opfer gefallen war, niemals verſtanden oder gewürdigt. Und darum verargte Hilma der anderen die Klagen, fand, ſie habe kein Recht darauf.

Sie ſelbſt wollte nicht an das Schlimmſte glauben. Sie wußte, daß er an Herzſchwäche litt und daß dabei todähnliche Ohnmachten vorkamen.

Sie eilte an das Telephon und rief durch dieſes den Hausarzt herbei, weckte auch die Dienerſchaft, denn Agnes hatte alle Beſinnung verloren. Während des Wartens auf den Arzt kleideten ſich die Frauen notdürftig an.

Der Arzt kam ſo raſch als menſchenmöglich. Er konnte nur den Tod feſtſtellen.

„Ein Herzſchlag.“ — —

Horſt war auf die Todesnachricht ſofort herbeigeeilt. Er fand den Sarg noch offen. Hilma führte ihn in das Sterbezimmer, das einer phantaſtiſchen Blumengrotte glich, und Horſt weinte bitterlich.

Hilma hatte ihm in der Qual dieſer Tage immer gezürnt um des kaltherzigen Briefes willen, der dem Vater noch den letzten Kummer bereitet hatte. So ſehr hatte ſie ihm gezürnt, daß ſie es ihm ſagen wollte: ‚Sein letzter Schmerz kam ihm durch Dich.‘

Nun ſie den Bruder ſo erſchüttert ſah, ſchwieg ſie. Er fühlte ſeine Schuld wohl ſelbſt.

Bei dem Begräbnis, das mit großem Pomp und unter großer Geleitſchaft vonſtatten ging, bewahrte Horſt eine männliche, ſoldatiſche Haltung und hatte für jeden einzelnen der Trauerverſammlung ein verbindliches Wort des Dankes, während Hilma kaum aus den Augen ſehen, viel weniger noch ſprechen konnte.

Agnes lag krank zu Bett.

Als die Geſchwiſter in der geſchloſſenen Trauerkutſche zurückfuhren, war in Horſts Geſichtsausdruck und Haltung etwas wie Erleichterung. Ihm hatte des Vaters Tod eine Laſt vom Herzen genommen. Nun durfte er den Kopf wieder höher tragen, wenn er des Toten Erwähnung tat. Des Lebenden und ſeines Hauſes hatte er ſich vor der Braut und deren hochfeudaler, geſinnungsſtarrer Sippe geſchämt.

Er blieb bis zur Teſtamentseröffnung.

Der Vater hatte ſein kleines Vermögen ſeinen beiden Kindern zu gleichen Teilen vermacht, da Agnes auf ihr Anrecht verzichtet hatte. Für Horſt bedeutete das nicht viel; aber Hilma machte es unabhängig. Ihr fiel überdies auf des Vaters Wunſch ſeine ganze bewegliche Habe zu.

Agnes hatte ſich einen längeren Urlaub erbeten. Sie war völlig zuſammengebrochen, mit einem Schlage alt geworden, fand nicht mehr die Energie, ihren täglichen Verjüngungsprozeß vorzunehmen, und vernachläſſigte ſich im Anzug.

Dabei klammerte ſie ſich an Hilma, die ihr beim Ordnen ihrer Angelegenheiten zur Seite ſtand. Die willensſtarke, naiv egoiſtiſche Frau ſchien die moraliſche Stütze eines Menſchen von der Art ihres verſtorbenen Gatten nicht miſſen zu mögen.

Eines Tages ließ ſich der Theaterdirektor melden, als Hilma und Agnes bei ihrem Gabelfrühſtück ſaßen.

„Er kann reinkommen," ſagte Agnes nachläſſig.

„Willſt Du ihn nicht im Salon empfangen?"

„Nein, ich bin zu faul, um aufzuſtehen."

Hilma wollte das Feld räumen, aber Agnes wehrte.

„Bleib doch, bitte!" ſagte ſie in dem kindlichen, halb trotzigen, halb ſchmeichelnden Ton, den ſie ſo oft dem Vater gegenüber angeſchlagen hatte. „Wenn Du dabei biſt, kann ich den unausſtehlichen Kerl eher verknuſen."

Schon trat der Unausſtehliche ein. Er war ſelbſt vom Fach und ſchauſpielerte auch im Salon mit Routine. Den ernſt bewegten Freund voll Teilnahme und doch voll weltmänniſcher Haltung markierte er vortrefflich. Erſt nachdem er der repräſentativen Anſtandspflicht wohl genügt zu haben glaubte, ſchwankte er in eleganter Volte zum Geſchäftlichen um.

Seiner gewundenen, überaus verbindlichen Rede kurzer Sinn war, daß er den Moment für geeignet erachte, „unſerer einzigen Frau Agnes" das ſo dankbare Fach der Mütter zu übertragen.

Hilma glaubte, Agnes werde auffahren, wie eine vom Feuer berührte Pulvermine. Und der Direktor mochte auf Ähnliches gefaßt ſein.

Aber nein! Sie erklärte ganz ruhig, ſie werde ſich von der Bühne, wie aus dem Leben, ganz und gar zurückziehen.

„Ich bin eine alte Frau und tu' nicht mehr mit," ſagte ſie.

Und ſie blieb dabei.

Die Villa wurde zum Verkauf ausgeboten, der Haushalt aufgelöſt, Agnes reiſte nach Italien, um dort zu bleiben.

Digitized by Google

„Wenn man alt iſt, muß man im Süden leben," erklärte ſie. Sie wollte Hilma am liebſten mitnehmen.

„Weil Du mich jetzt ſo oft an meinen Hilmar erinnerſt! Ich wollte, Du bliebſt bei mir!"

Aber Hilma hatte bereits eine hübſche kleine Wohnung gemietet und erklärte, hier in ihrer Tätigkeit bleiben zu wollen.

Mit Agnes weiter gemeinſam zu hauſen, lockte ſie durchaus nicht. Doch trennten ſich die beiden Frauen, die ſich während der letzten Jahre um des Verſtorbenen willen beinah gehaßt hatten, ohne Groll.

10.

Hilma brauchte ihre ganze Willenskraft, um den Schmerz über des Vaters Tod, der ſie erbarmungslos durchwühlte, ſo weit zu überwinden, daß ſie lebensfähig blieb.

Dann aber, als ſie endlich zu geſunden begann, war ihr, als ſei ſie in eine Flut getaucht worden, die die Seele ſtählt und gegen alle Pfeilſchüſſe widriger Geſchicke ſo undurchdringbar macht, wie die Haut des hürnen Siegfried.

In Zollbrück ſtarb der Großvater.

Hilma ſchrieb an die Mama und bat ſie, endlich zu verzeihen und ſich mit ihr auszuſöhnen. Sie bot ihre ganze Beredſamkeit auf.

Aber der dicke Brief kehrte uneröffnet zurück. Auf dem Kuvert ſtand: „Annahme verweigert." —

Horſt wurde als Militär-Attaché nach Tokio verſetzt. Vor der Ausreiſe beſuchte er ſeine Schweſter, um ihr Lebewohl zu ſagen.

Er war ſehr glücklich über das ſchöne Kommando.

„Meinem Frauchen graut etwas vor dem Land der Gelben," ſagte er, „aber nach allem, was ich höre, wird ſie ſich dort rieſig wohl fühlen."

„Und eure kleinen Mädchen?"

„Gerade für Kinder ſoll es dort ausgezeichnet ſein."

„Wie ſteht's in Zollbrück?"

Er wurde ernſt. „Die Mama iſt ſchrecklich hinfällig geworden," berichtete er ſeufzend, „und auch der Onkel Guſtav fällt zuſammen. Die machen einen ganz melancholiſch."

„Warum ſind ſie ſo unnatürlich hart gegen mich?!" rief Hilma. „Wie gern ſähe ich nach ihnen! Sie laſſen's ja nicht zu."

Er ſagte: „Sie ſind eben Utendorfe. Eigenſinnig bis zum Starrſinn und zähe."

„Und Du konnteſt nicht für mich plädieren?!"

„Unmöglich. Man darf ja Deinen Namen gar nicht nennen."

„Was kann ich denn nur tun?!"

„Gar nichts, fürchte ich," ſagte Horſt in betrübter Ratloſigkeit. —

Nun war er mit den Seinen am anderen Ende der Welt.

Aber der Gedanke an die einſame alte Frau, die in Zollbrück ſaß und ſich grämte, fuhr fort, ſich quälend in Hilmas Tagesleben einzudrängen. Sie mußte

oft an Lampert denken. Wie er gesagt hatte: „Einer Mutter alles vergelten kann man nie.“ Und dann: „Um ihr Kind gelitten hat doch jede. Das allein verpflichtet schon,“ hatte er gemeint.

‚Jedenfalls verknüpft es Mutter und Kind mit unlösbaren Banden,‘ dachte sie. Was sie auch tat, sie fühlte diese Bande an ihrem Herzen zerren. —

Wenigstens ein Wort der Versöhnung, der Verzeihung hätte sie erlangen mögen! Der Anblick einer hinfälligen alten Frau ergriff sie stets; sie tat ihr Allerbestes, um zu helfen, zu erfreuen. Was sie an Güte dann an irgend eine arme Alte verschwendete, galt der vereinsamten Mutter, die nichts von ihr wissen wollte.

Da, eines schönen Oktobermorgens, fand sie unter dem Haufen von Briefen, der täglich auf ihren Tisch gelegt wurde, ein altmodisch längliches Kuvert mit von ungeübter Hand geschriebener Adresse.

Sie wollte den Brief einstweilen zu anderen ähnlich aussehenden Bittgesuchen legen, als ihr Blick auf den Poststempel fiel. Was war das?! — Der Name des kleinen Postorts, von dem sie einst in Liebesseligkeit und Kummer des Prinzen Briefe abgeholt hatte, die Poststation Zollbrücks! — Es überlief sie heiß.

Mit zitternden Fingern öffnete sie den Umschlag, entfaltete den Brief und las:

„Mein liebes gnädiges Fräulein,

ich bitte, zu verzeihen, daß ich wage, zu schreiben. Aber ich kann nicht länger schweigen, denn unsere gnädige Frau Baronin härmt sich ab und siecht hin und gnädiges Fräulein Hilma sind weit. Ich denke immer: wenn gnädiges Fräulein nicht bald kommen, werden Sie die Mama am Ende nicht mehr finden. Auch unser Fräulein Anita, die ja jetzt unsere Frau Pfarrerin ist, sagt, die Frau Baronin wären doch sehr schwach. Nun bitte ich noch vielmal um Entschuldigung, auch wegen der schlechten Schrift, weil ich doch nur eine Bauersfrau bin und nicht besser kann. Und ich hab die vielen Kinder, die uns der liebe Gott geschenkt hat. Womit ich in Ergebenheit verbleibe

Ihre alte Dienerin
Amanda Strohl.

Hilma überlas den Brief unter Lachen und Weinen.

‚Natürlich und wie immer trifft sie das Rechte, diese goldene Amanda,‘ dachte sie. ‚Warum warte ich, daß ich gerufen werde, und weiß doch, daß ich vergeblich warte?! Kommen will ich ganz einfach und da sein, — das andere wird sich finden.‘

Sie ging sofort daran, für die laufende Arbeit, die notwendig getan werden mußte, Vertreterinnen zu suchen, und als ihr dies nach einigem Mühen gelungen war, reiste sie ab. —

In dem von Zollbrück noch stundenweit entfernten Eisenbahnort nahm sie ein Wägelchen.

Als der Einspänner die Höhe des letzten Hügels über dem Dorf erklommen hatte, bat sie den Kutscher, hier zu halten, und stieg aus, ihn mit ihrem Handkofferchen allein nach dem Dorfwirtshaus dirigierend.

Sie blieb neben dem dicken alten Steinkreuz ſtehen, das noch aus der Peſtzeit ſtammte, und ſchaute auf die roten Dächer hinab, die, um das Kirchlein geſchart, traulicher als irgend etwas ſonſt in der Welt zwiſchen den grünen und herbſtlich bunten Bäumen lagen.

Ihr ſchlug das Herz ſo ſtürmiſch, daß ſie kaum weiter konnte.

Durch ein Hinterpförtchen ſchlich ſie ſich in den Park, und die Knie zitterten ihr, als ſie die alten Wege wandelte und mit wachen Augen wiederſah, was ſie im Traum, — ach Gott, wie oft! — geſchaut.

Alles fand ſie wie einſt. Hier war ſie mit Horſt von der Mauer geſprungen, dort hatte Anita den unglücklichen Fall getan, — da ſtand noch der Rautenbuſch, an dem ſie die „Bitternis des Todes“ koſteten, — die alte Steinlinde, darauf ſie Storchenneſt geſpielt.

Und hier! Und dort! . . . . .

Jedes Fleckchen, jede Bank, jeder Baum erzählte eine Geſchichte!

War das Haus kleiner geworden?! Faſt ſchien es ihr ſo. Aber nein: nur alle Bäume und Büſche waren gewachſen.

Von all dem tobenden Vorwärtshaſten, dem raſtloſen Wechſel und Wandel in der Menſchenwelt draußen, war dieſer ſtille Erdenwinkel unberührt geblieben.

Denn die Natur, obwohl ſie lebt und Leben ſchafft, zeigt, wo Menſchenwillkür ſie nicht hindert, ſtets das gleiche Angeſicht, — das Angeſicht Gottes.

Hilma betrat das Haus.

Alle Türen ſtanden offen. Innen herrſchte Ruhe und Stille wie außen.

Am Fuß der Treppe trat ihr ein ältlicher Diener entgegen, den ſie nicht kannte.

Sie frug nach der Baronin.

„Die Frau Baronin empfangen keinen Beſuch. Sie ſind krank.“

Hilma ſah den Mann in die Augen.

„Ich möchte ſie trotzdem ſehen, denn ſie iſt meine Mutter.“

„Unſer gnädiges Fräulein Hilma!“ rief der Diener. „Nee, Du lieber Gott aber!“

„Sie ſind ein Zollbrücker?“

„Nu freil'ch, gnä' Fräul'n! Der Amand Reißland bin ich! Wiſſen gnä' Fräul'n noch, wie wir den kleinen Hund ins Waſſer tragen wollten, was nachher der Sokrates war?“

„Ach ja! Ja! Alles weiß ich noch. Iſt die Mama noch in ihrem alten Zimmer?“

„Ja, im Erkerzimmer, gnä' Fräul'n.“

Wie genau kannte ſie den Weg! Leiſe ging ſie durch Flur und Vorzimmer, leiſe öffnete ſie die Türe ein wenig und ſchaute durch den Spalt in das Zimmer.

Von dem Luftzug, — denn das Fenſter ſtand offen, — kamen die Vorhänge in wehende Bewegung. Die alten Gardinen waren es, von geſticktem Tüll. Der Erker ſtand voll blühender Topfgewächſe, wie einſt.

Die Mama lag auf der Couchette, weiche Decken umhüllten ſie, aber durch die Decken ſah man die Formen ihrer Geſtalt, und ſie erſchienen ſeltſam klein und ſchmächtig.

Auf einem Tischchen am Kopfende des Lagers ſtand in einer Vaſe aus blauem Ton ein Strauß prachtvoller Spätroſen und neben den Blumen lag ein Buch in ſchwarzem Leder-Einband mit goldenem Kreuz: Der Thomas a Kempis.

Das Klavier ſtand offen.

Alles wie in der alten Zeit: Ihre Blumen, ihre Muſik, ihr Thomas a Kempis, — und Stille.

Sie hatte zur Decke aufgeſehen, jetzt machte das geiſterblaſſe verfallene Geſicht eine ſchwache Wendung der Türe zu.

Dann ſagte eine matte Stimme: „Biſt Du's, Adolfine? Komm nur herein! Ich ſchlafe nicht."

Einen Augenblick ſpäter lag Hilma vor der Mutter auf den Knieen.

„Mama! Ich bin's. Dein Kind! Hilma!"

Die Mama öffnete die Augen groß und weit. Als ſie endlich begriff, ſchwanden ihr die Sinne.

Hilma entſetzte ſich nicht und rief auch nicht nach Hilfe. Sie war nicht mehr unwiſſend, hilflos und verängſtet wie einſt, ſondern kannte Frauennöte und Frauenſchwachheit von allen Arten und wußte damit umzugehen.

Ihren Bemühungen gelang es raſch, die Ohnmächtige ins Bewußtſein zurückzubringen. Sanft und ruhig ſprach ſie der Zitternden zu, bis dieſe ſich wirklich beruhigte.

„Ich habe nicht geglaubt, daß ich Dich in dieſem Leben noch einmal ſehen würde!" ſeufzte die Mama.

„Siehſt Du mich nicht gern bei Dir?"

„Ach ja, natürlich! Ich habe mich ſo ſehr geſehnt."

„Nach mir?! Aber warum riefſt Du mich nicht? Wie hab ich gewartet auf ein Wort von Dir! Seit Jahren und Jahren."

Die Mama ſeufzte tief. „Wie konnte ich? Wenn Du doch aus freier Wahl von uns gegangen warſt zu ihm? —"

„Ich ſchrieb, und Du haſt den Brief nicht einmal geleſen, Mama?"

„Ich habe nie einen Brief von Dir bekommen," hauchte die Mama.

„Man hat ihn Dir nicht gegeben," ſagte Hilma bitter.

Die Mama entgegnete kleinlaut: „Das war anfangs ſo ausgemacht worden, und ſie haben es dabei gelaſſen, um mir Aufregung zu erſparen. Denn Du weißt, die hab ich ſeit meinem Unglück nicht mehr vertragen können. Wir ſprachen auch darum niemals von Dir, und ſpäter hatte ich nicht den Mut, zu fragen. Einmal fing die gute Anita an, — die iſt ja jetzt unſere Pfarrerin, — da bekam ich gleich einen ſo entſetzlichen Weinkrampf, daß ich tagelang vor Schwäche im Bett liegen mußte. Meine Widerſtandskraft iſt eben ganz aufgebraucht."

„Und ſo ließen ſie Dir lieber Deine Ruhe," ſagte Hilma traurig.

Die Mama zitterte vor dem Gedanken an den Onkel Guſtav.

„Wenn er nur nicht in furchtbaren Zorn gerät! Willſt Du Dich nicht bei der Anita verſtecken? Vielleicht merkt er gar nichts. Das wäre das beſte."

„Nein, Mama. Fürchte Dich nicht. Er wird mich nicht umbringen, — und Dich erſt recht nicht."

Als Hilma eine halbe Stunde ſpäter die ſehr ruhebedürftige Mutter verließ und aus der Hausſtür trat, kam eben der Onkel Guſtav mit einem Hühnerhund und zwei Teckeln von der Jagd zurück. Er hatte offenbar ſchon von ihrer Ankunft gehört, denn ſtatt Überraſchung zu zeigen oder zornig zu werden, begrüßte er ſie gelaſſen, mit der Artigkeit des Hausherrn einem fremden Gaſt gegenüber.

„Wie iſt denn der Maria, — Deiner Mama, — dieſe kleine Überrumpelung bekommen?“ fragte er mit unſicherem Augenblinzeln.

„Recht gut, glaube ich. Ich denke, daß ein etwas rückſichtsloſes Aufrütteln möglicherweiſe kräftigender wirkt, als gar zu viel Schonung. Ich hoffe es.“

„Das wäre wirklich ein wahrer Segen,“ ſagte der Onkel. „Aber ich fürchte, Du biſt zu optimiſtiſch, verehrte Nichte! Deinen Koffer habe ich übrigens ſchon holen laſſen. Du wohnſt doch wohl wieder in Deinen alten Parterre-Zimmern, oder ſind ſie Dir zu kalt?“

Nein, ſie wollte gern in den alten Räumen wohnen.

„Deine Mutter haſt Du wohl recht gealtert gefunden?“ fragte er.

Sie antwortete lächelnd: „Gealtert ſind wir natürlich alle.“

Der Hüne, vor dem ſie ſich einſt ſo leicht gefürchtet hatte, ſchien kleiner geworden. Seine Haltung war etwas gebeugt. Sein Geſicht war noch röter als einſt, aber das Haar ergraut, auch Bart und Brauen. Dieſe, dicht und buſchig, hingen tief über die kleinen graublauen Augen, die noch immer finſter blicken und böſe blitzen konnten.

Aber das alte Gefühl furchtſamer Scheu konnte Hilma nicht mehr heraufrufen. Zu deutlich empfand ſie jetzt die geiſtige Hilfloſigkeit, die ſich unter der grimmigen Hülle verbarg.

„Da Du mich aufnehmen willſt, möchte ich ſehr gerne einige Tage bei Euch bleiben,“ ſagte ſie.

Er antwortete: „Wenn wir es Dir nur ein wenig behaglich machen könnten!“ — beinah herzlich ſagte er es.

Was ſich in ihrer aller Einbildung zu Unmöglichkeiten ausgewachſen hatte, zeigte ſich nun in der Wirklichkeit vollkommen natürlich und einfach!

Hilma nahm allein mit dem Onkel die Mittagsmahlzeit ein, und weil er wenig ſprach, erzählte ſie ihm dies und das, bis er ganz munter wurde.

„Wir ſind eingeroſtet,“ bemerkte er. „Haben verlernt, den Mund aufzutun. Es wäre recht verdienſtlich, wenn Du ein wenig von dem Roſt wegputzen wollteſt. Es iſt aber auch hohe Zeit, daß Du Dich einmal nach Deiner Mutter umſiehſt.“

Sie ſah ihn ſchweigend an, ohne den Brief, den er der Mama vorenthalten hatte, zu erwähnen. Er wollte ſich jetzt offenbar ſeiner feindſeligen Haltung nicht erinnern, alſo erinnerte ſie ihn auch nicht daran.

11.

Am Nachmittag ging Hilma in das Dorf, zuerſt nach dem Pfarrhaus, wo Pfarrer Günter jetzt an Stelle ſeines Schwiegervaters, des verſtorbenen Kirchenrat Mathis, waltete. Eine ſittſame, ſehr ſaubere Pfarrmagd führte ſie durch das Haus in den Garten.

Pfarrer und Pfarrerin waren dabei, die blauen Weintrauben abzuſchneiden, die an einer ſonnigen Scheunenwand am Spalier gereift waren.

Pfarrer Günter war ſtämmiger und breiter geworden, ſein dunkles Haar fing an leicht zu ergrauen, und das freundlich-ernſte Geſicht zeigte gleichfalls die Spur der Jahre.

Anita dagegen ſchien völlig unverändert: die ſchlanke Geſtalt mit den ruhigen Bewegungen, die vollen, glatten, blonden Scheitel und die zarten Farben des Geſichts, das an Biskuitporzellan erinnerte, ganz wie einſt! Die Zeit hatte keine Furchen in dies reine Antlitz graben können.

Sie begrüßte Hilma freundlich und ruhig, als habe ſie ſie erſt vorgeſtern geſehen, führte ſie aber ins Haus, den Pfarrer allein bei den Trauben zurücklaſſend.

„Treue Hilma," ſagte ſie, „Gott wird es Dir lohnen, daß Du heimgefunden haſt! Deine gute Mutter iſt recht ſchwach."

Während Anita ſprach, erinnerte ſie jetzt an die verſtorbene Kirchenrätin. Wie bei jener, wirkten auch ihre ganz ſchlichten Worte eindringlich durch die Echtheit und den alles durchdringenden Lebensernſt, aus dem ſie unmittelbar hervorgingen.

Sie ſaßen in der alten „guten Stube", in der einſt die griechiſchen Stunden ſtattgefunden hatten, und auch hier war nichts verändert, ſchien die Zeit ſpurlos vorüber gegangen.

Der ganze Pfarrhof glänzte noch wie einſt von Sauberkeit und zierlichſter Akkurateſſe, innen und außen. Und dieſe Ordnung hatte nichts Kahles, denn ſie war gepaart mit dem häuslichen Schmuck eines ererbten, gediegenen Wohlſtandes, den der Kunſtſinn einer vergangenen Kultur prägte. Dies Haus war wirklich ein Tempel, in dem die Frau, — Anita, — als Prieſterin waltete, das heilige Herdfeuer hütend!

Nun ſaßen ſie auf den altvertrauten, gediegen ſchönen Stühlen um den eingelegten Mahagonitiſch und unterhielten ſich ruhevoll von den alten Tagen.

Sie ſprachen von Lampert. „Er iſt früh heimgegangen," ſagte Anita, „und, weißt Du, ich glaube, er war ſchon zu gut für die Welt."

„Ja, er war gut."

„Weißt Du eigentlich, daß er meine erſte Liebe geweſen iſt?"

„Ich riet es."

„Damals war ich recht kleingläubig und verzagt. So wenig wiſſen wir, was uns zum Heil dient!"

Hilma erzählte von Miß Moore, die in London einem Ladies-College vorſtand und die ſie dort mehrfach beſucht hatte.

„Sie war eine treue Seele," ſagte Anita.

Anita ſchaute die Menſchen und ihre Geſchicke nie anders, als in der Ewigkeitsperſpektive. Das hob ihre einfachen Äußerungen ganz wunderſam aus der Alltäglichkeit heraus.

Als Hilma ſich von ihr verabſchiedet hatte, blieb ihr der Eindruck von etwas ſeltſam Reinem, Ernſtem und Geſchloſſenem, ein Eindruck, der ſo ſtark war,

daß er wie ein Erlebnis wuchtete. Es war etwas in dem ſtrengen Stil dieſer Lebensſchönheit, was an eine Fuge von Bach gemahnte.

Auch andere Gedanken drängten ſich auf. Hilma hatte ſich daran gewöhnt, das Hauswirtſchaften der Frau nur von ſozial-ökonomiſchen Geſichtspunkten aus zu betrachten, als ein Arbeitsgebiet und einen wirtſchaftlichen Machtfaktor. In Anitas Heim war ihr mit einem Mal deutlich geworden, daß eine Häuslichkeit zum edelſten Kunſtwerk werden kann, und daß die Frau, die dieſes Kunſtwerk ſchafft und erhält, zu des Lebens feinſten Künſtlern zählt.

‚Anita gibt ihrer Umgebung Schönheit und reinen Stil,‘ dachte ſie, ‚Amanda ſtrömt auf die ihrige Wärme und Leben aus. Beides iſt köſtlich.‘

Sie hatte ihren Beſuch im Strohl-Hof angeſagt und wußte, daß die Amanda ſie ſchon erwartete.

Da lag das ſtattliche Bauerngehöft mit ſeinem hohen, wetterdunklen Ziegeldach, ſeiner Holzgalerie und dem altertümlichen Fachwerk.

Und in ihrem Sonntagsanzug ſtand die Amanda ſtattlich in dem Pförtchen der gerundeten Hofmauer. Hinter ihr drängte ſich eine junge Schar.

Hilma umarmte und küßte die Bäuerin.

‚Du biſt eine Wohltäterin,‘ dachte ſie, ‚und warſt es immer. Auch für mich.‘

Die Amanda lachte und weinte, und unter Tränen lachend zeigte ſie ihre Kinder, eins nach dem anderen, und nannte ſie zärtlich mit Namen. Das jüngſte konnte kaum auf den Füßchen ſtehen, der älteſte Sohn, ein ſchlanker, blonder Burſche mit den ſonnigen Augen ſeines Vaters, ſollte ſchon „auf Oſtern“ zum Militär.

Die Wangen aller dieſer großen und kleinen Kinder waren rot, und die Augen aller glänzten vor Daſeinsfreude.

„Zehn!“ ſtellte Hilma feſt.

Da ſagte die Amanda betrübt und mit gedämpfter Stimme: „’s war’n’r elf. Uns is ein kleines Malchen geſtorben.“

Hilma tröſtete: „Dein Segen iſt reich genug.“

Die Amanda trauerte dennoch um das elfte. „Wir hätten’s zu gern behalten! Mein Mann ſpricht immer: er beneidet keinen, der bloß zwei oder drei Kinder hat. Wir haben doch an jedem einzigen unſre zu große Freude!“

Hilma wurde in die Stube geführt. Die älteſte Tochter trug Kaffee herbei, die zweite eine Schüſſel mit hausbackenem Kuchen.

Der Gaſt ſaß auf dem Sofa, die Amanda auf einem Stuhl. Alle zehn Kinder ſtanden ſtrahlend vor Feſtfreude um ſie her, beſcheiden ſtill, nur lauſchend und ſchauend.

Nun kam auch der Louis, gebräunt und von Arbeit und Wetter mitgenommen, aber auch er in Geſundheit und Glück ſtrahlend.

Er war jetzt nach der Eltern Tod der Hofbauer, hatte das Tüncherhandwerk ganz an den Nagel gehängt.

„Wir haben noch ein Stück Ackerland zugekauft,“ erzählte er, „das will bewirtſchaftet werden. Da müſſen unſere Großen tüchtig mit an die Arbeit. An Sorgen fehlt’s ja auch nicht. Zwölf Köpfe, die wollen ernährt werden!“

„Ja freilich," ſtimmte Hilma bei. „Und gekleidet dazu."

Aber Mutter Amanda lächelte zuverſichtlich: „'s ſind noch immer alle ſatt geworden."

Als Hilma ſich endlich auf den Heimweg begab, ging die Amanda ein Stück Weges mit.

Nun ſie ihre kleinen Freudenſpender nicht um ſich hatte, war ſie ernſt und ſprach bekümmert von der lieben gnädigen Frau, die gar ſo elend ſei.

Auch von Schwerem, was ſie ſelbſt durchlebt hatte, erzählte ſie. Von den Schwiegereltern, die bis vor kurzem als Herren auf dem Hof geſchaltet hatten, denen alles ſich fügen mußte! Auch noch, als ſie ſchon breſthaft und halb kindiſch waren und beſtändiger Wartung bedürftig.

„Es ging oft ſcharf über mich her," geſtand die Amanda, „die kleinen Kinder immer und das liebe Vieh, das wollte doch alles verſorgt ſein und ſeine Zeit haben. Und das konnte nun die Schwieger nicht mehr begreifen. Da mußt' ich nu immer ſpringen und hetzen, und wenn ich eben meinte, ich hätt' alles in Ordnung gebracht bei der alten Frau, da rief ſie ſchon wieder: Amande! Ach, da hab' ich mich manchmal zuſammennehmen müſſen! Nu, ich hab's ſo gut mit ihr gemacht, wie ich konnte, und der liebe Gott hat ja auch immer geholfen, daß ich die Geduld behielt. Nur wenn ſie mal zu mir ſagte: ‚Gute Mande!' das konnt' ich nicht hören."

„Warum denn nicht?" fragte Hilma. „Du warſt doch ſehr gut zu ihr, und ſie meinte es gewiß von Herzen."

Die Amanda ſah aus, als werde ſie von einer quälenden Erinnerung gepeinigt. Sie ſuchte nach Worten, um ſich verſtändlich zu machen.

„Wenn's meine Mutter geſagt hat," erklärte ſie, „dann hab ich's gern gehört, — aber von der Schwieger — das is mir allemal ſo durch und durch gegangen, denn eigentlich war ich ja nicht gut."

„Du wärſt nicht gut geweſen?!"

„Äußerlich ſchon; aber nicht innen."

Hilma verſtand. Weil die Amanda der Schwieger nur aus Pflicht und mit großer Selbſtüberwindung gedient hatte, war ihr der Dank der Alten unerträglich geweſen! —

Beim nächſten Parkpförtchen trennten ſie ſich herzlich. Die Sonne ſank, und Hilmas Füße raſchelten in dem gelben Sternenteppich, den das fallende Ahornlaub an manchen Stellen über den Weg legte.

Sie war tief in Gedanken.

Vor ihrem Geiſt zogen Bilder aus dem Großſtadttreiben vorüber, das nun ſeit Jahren ihre Welt geweſen war, ohne daß ſie ſich je darin hatte wirklich heimiſch fühlen können.

Sie dachte all der tüchtigen Frauen, die dort ſo raſtlos arbeiteten und ſtrebten, um beſſere Zuſtände zu ſchaffen. Sie leiſteten Staunenswertes; aber die meiſten wollten nicht nur ſchaffen, ſondern auch etwas gelten, etwas vorſtellen, bemerkt und bewundert werden. Es war viel Kleinliches, viel Eiferſucht, Neid,

Eitelkeit mit dieſem Wirken am Gemeinwohl verknüpft, bei den Frauen ganz wie bei den Männern.

Das konnte kaum anders ſein. Das Leben in der Öffentlichkeit brachte es mit ſich. Auch ſie ſelbſt hatte ſich nicht immer von Erfolgseitelkeit frei halten können.

Aber daß die Frauen ſich in dieſer Art am Menſchheitswerk betätigen mußten, war wohl nur ein notwendiges Übel, ein zu überwindender Übergang. Um ihre Kräfte ſchön und frei regen zu können, mußten ſie erſt die Mauern, die ſie einzwängten, ſprengen; aber nicht das Sprengen war das Ziel, ſondern die Freiheit. Was ſich dann aus dem Werde-Chaos herauskriſtalliſieren ſollte, war als vollendetes Schönſtes doch nur: ſtatt der inſtinktiv ſicheren, unbewußten Anita und Amanda, die durch Wiſſen hindurchgegangene bewußt Wollende.

Segenſpenderin ſollte die Frau ſein! Die leuchtende, wärmende, belebende Sonne, die inmitten ihres kleinen Planetenkreiſes der Ruhepunkt iſt. Das Schweifen in die Fernen mochte dem Mann bleiben, — und jeder andere Ruhm. Und je mehr dieſer zentralen Sonnen flammen, deſto reicher und freudiger wird ringsum das Leben ſich entfalten. — Nur darf es kein „Du ſollſt" ſein, ſondern ein aus tiefer Überzeugung geborenes „ich will". —

Als Hilma ſich dem Herrenhaus näherte, kam ihr der Onkel entgegen.

„Du biſt lange fortgeblieben. Deine Mutter hat ſchon hundertmal nach Dir gefragt. Sie iſt wie elektriſiert durch Deinen Beſuch."

„Ich will gleich zu ihr hinaufgehen."

Der Onkel ſeufzte.

„Wenn Du doch länger bei uns aushalten könnteſt!"

„Ich kann," ſagte ſie lächelnd.

Er ſchüttelte den Kopf. „Du würdeſt ja vor Langeweile ſterben. Es iſt einſam und ſtill hier, wie auf einem Kirchhof. Das erträgſt Du nicht."

Sie antwortete: „Einſamkeit ſchreckt mich nicht mehr. Man muß nur erſt die Welt kennen gelernt haben, um zu wiſſen, daß das wahre Leben nicht dort iſt, wo die Stürme toben, ſondern da, wo Natur und Stille iſt."

Ihre Worte gefielen dem alten Herrn.

Ein wenig ſpäter ſaß Hilma am Teetiſchchen der Mama in dem blumenduſterfüllten Erkerzimmer.

Sie goß den Tee in Mamas Taſſe, gab Zuckerſtückchen und Sahne dazu, ſchnitt die Rinden von den Butterbrötchen und erzählte allerlei Unterhaltendes, bis Leben und ſogar ein ſchwacher Schimmer von Heiterkeit in das vergrämte Geſicht zurückfluteten.

‚Ja, dies iſt es, was ich künftig zu tun habe,' dachte Hilma.

Auf einmal ſah ſie, daß den Augen der Mama Tränen enttropften.

„Was betrübt Dich?"

„Ich . . . ach . . . ich fürchte mich ſo ſehr davor, daß Du gehſt und mich wieder allein läßt!"

Hilma ſtreichelte und küßte die Weinende.

„Ich laſſe Dich nie mehr allein, meine arme, kleine Mama!"

Ganz erſchöpft von Freude und Schmerz und wieder Freude, mußte die Mama ihr Bett aufſuchen. Die alte Adolfine ging hin und her und ſtellte die Öllampe mit dem grünen Schirm auf den Betſtuhl, wo ſie unter der Viſion des heiligen Franz von Aſſiſi leuchten mußte, bis die Herrin eingeſchlafen war.

Hilma ſetzte ſich an das Bett und ſprach der Erregten beruhigend zu.

Sie hatte dieſe Mutter nie zu lieben gemeint, — aber nun: dieſer heiße Drang, zu tröſten, dieſes innige Erbarmen, das ihr keine Ruhe gelaſſen hatte, — woher kam es? — —

Auf einmal ſagte die Mama: „Ach, Kind, es quält mich ſo, — ſag' mir nur eins: iſt Dein Vater als Chriſt geſtorben?"

„Als ein echter Chriſt," antwortete Hilma entſchieden; und mit weicher Stimme fügte ſie hinzu: „Er war nicht glücklich, Mama! Er hat lange innerlich um das Vergangene getrauert."

Die Mama hatte ſich halb aufgerichtet. Ihre Augen öffneten ſich weit in leidenſchaftlichem Verlangen.

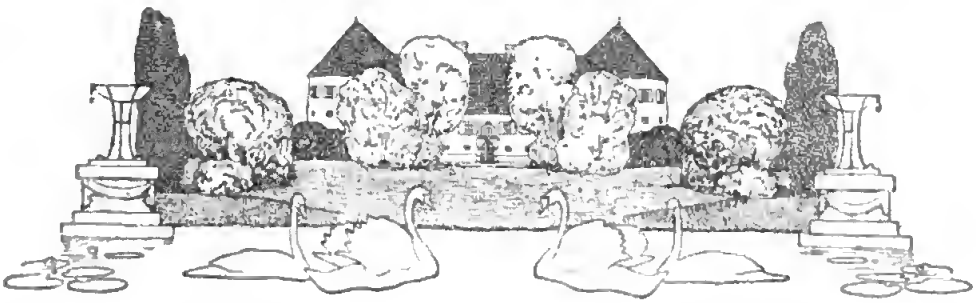
„Hat er bereut?" forſchte ſie.

Hilma antwortete leiſe: „Ja."

Die Mutter ſank zurück und ſchloß die Augen. So lag ſie eine Weile ſchweigend. Allein an dem Zucken um Mund und Naſenflügel ſah Hilma, daß es in ihrem Inneren heftig arbeitete.

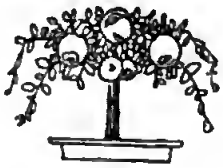
Endlich blickte ſie mit einem Ausdruck ſtarker Ergriffenheit auf und ſagte:

„Ich danke Dir! Ich danke Gott! Denn jetzt kann ich ihm endlich verzeihen!" —

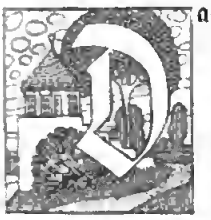


Auf Sandberghof

Roman von
Charlotte Niese



1.



as Dorf Rangelrup lag im mittleren Schleswig, zwiſchen Buchenwäldern, Moor- und Heideſtreifen. Die Buchenwälder erſtreckten ſich nach der Oſtſee hin, wo auch die Kornfelder lagen; die Moor- und Heideſtreifen breiteten ſich gegen Weſten aus. Dorthin, wo der große Heiderücken des Landes allmählich anſteigt, wo die Hügel nur im Hochſommer mit warmem Rot übergoſſen ſind, und wo hin und wieder ein ausgedehntes Torfmoor den Heideſand unterbricht.

Aber Rangelrup war, trotz der nahen Heide kein Heidedorf. Schöne Felder und Wieſen umſäumten ſeine ſtattlichen Bauernhäuſer, und etwas weiter vom Dorf, wo Sandberghof, der Beſitz des Hardesvogts Wilder, lag, wechſelten Wieſe und Wald ſo anmutig miteinander ab, daß es faſt unglaublich war, wie auch hier die öde Heidegegend in einer guten Stunde zu erreichen war.

Die Etatsrätin Wilder, die Mutter des Hardesvogts, wollte auch niemals hören, daß dieſe öden Sandhügel ihr ſo nahe waren. Sie hatte etwas gegen die Heide, und ihre Angehörigen ehrten ihre kleine Eigenheit, indem ſie nicht von dieſer Nachbarſchaft ſprachen. Nur die Kammerjunkerin Krag von Kragsminde war nicht ſo rückſichtsvoll.

Sie war aus jungen Jahren her eine Freundin der Etatsrätin, und Freundinnen lieben es bekanntlich, unangenehme Dinge zu ſagen.

„Süße Etatsrätin," äußerte ſie dann wohl, „nun bin ich eben wieder zu Ihnen über die Heide gefahren. Es iſt ja der kürzeſte Weg, und mein Kutſcher zieht ihn immer vor, weil die Chauſſee ſolchen Umweg macht, aber ich liebe dieſe Fahrt durchaus nicht. Beſonders, weil wir dann auch bei Sönke Sönkſens Moor vorüberkommen, und die ganze Gegend iſt mir unheimlich."

Die Etatsrätin ſetzte ſich dann immer ſehr gerade in ihren altmodiſchen Lehnſtuhl und legte beide Hände übereinander.

„Liebe Kammerjunkerin, nach meiner Anſicht liegt die Heide durchaus nicht in der Nähe von Sandberghof, und wer nicht will, braucht nicht darüber zu fahren. Bothilde, ſchenken Sie der Frau Kammerjunkerin noch eine Taſſe Tee ein!"

Und Bothilde, die langjährige Dienerin des Wilderschen Hauses, kam hinter dem Teetisch hervor und holte die zierliche kleine Tasse von Kopenhagener Porzellan, aus der Frau Krag immer zu trinken pflegte.

Diese zweite Tasse Tee hatte meistens auf die Kammerjunkerin eine beruhigende Wirkung. Sie vergaß, daß sie etwas Unangenehmes hatte sagen wollen, und begann von alten Zeiten zu sprechen.

Als die Etatsrätin und sie noch jung gewesen waren und auf denselben Bällen in Kopenhagen getanzt hatten, anno dazumal, als noch König Friedrich VI. von Dänemark lebte und man nichts wußte von Zank zwischen Dänen und Deutschen. Ja, es waren gute Zeiten gewesen, und sie kehrten niemals wieder; der Kammerjunkerin lief wohl eine Träne über die runde, rote Wange, und sie faltete die Hände über ihrer behaglichen Fülle, denn sie war bei allem Kummer über das Schicksal der Dänen sehr dick geworden, während sich die Etatsrätin trotz ihrer siebzig Jahre eine gewisse jugendliche Schlankheit bewahrt hatte.

Dies war auch eine Sache, über die sich Frau Krag ärgerte. Denn wenn es in der Natur mit rechten Dingen zugegangen wäre, müßte sie mager und die Etatsrätin Wilder dick geworden sein. Weil es den Wilders um 1864 viel besser ergangen war, als Frau Krag. Denn Herr Gottfried, der eigentlich nichts anderes war als ein einfacher Hofbesitzer, war von den Bauern von Rangelrup, die ihren dänischen Hardesvogt weggejagt hatten, bei Nacht und Nebel aus dem Bett geholt und zum Hardesvogt der Rangelruper Harde gemacht worden. Eine Ernennung, die die Österreicher, die damals das Dorf besetzt hielten, allsogleich bestätigten. Auch die Preußen, die dann später kamen, hatten nichts gegen Gottfried Wilder als Hardesvogt einzuwenden, und daher kam es, daß Frau Krag gern ein wenig unangenehm wurde. Denn ihr Vetter, der dänische Pastor in Rangelrup, mußte in derselben Nacht seine Pfarre in Rangelrup aufgeben und so schnell wie möglich nach Dänemark gehen. Die Flucht war ihm nicht schlecht bekommen; er hatte jetzt eine fette Pfarre auf Fünen und erklärte immer von neuem, daß er sich nicht nach den schleswigschen Barbaren zurücksehnte. Aber Ulrike Krag hatte doch damals die strömenden Tränen seiner Frau und die Empörung seiner zahlreichen Kinderschar gesehen, die sich nicht denken konnten, daß das gemütliche Pastorat und der große Obstgarten ihnen nicht mehr gehören sollten.

Deshalb ging sie noch heutigen Tages ungern in die Rangelruper Kirche, an die Pastor Kleinert ebenso schnell eingesetzt, wie sein Vorgänger entfernt worden war, und wenn sie dem jetzigen Pastor etwas am Zeuge flicken konnte, dann tat sie es mit Freuden.

Am heutigen Nachmittag war sie ganz besonders übel gestimmt, und obgleich Bothilde ihr auf einen Wink der Etatsrätin schon die dritte Tasse Tee brachte, so sagte sie nicht allein etwas über die Nähe der Heide, über Pastor Kleinert, der irgend etwas Böses getan hatte, sie begann auch über Rangelrup zu schelten.

„In diesem Dorf, süße Etatsrätin, passiert doch nicht das Allergeringste. Vorhin, ehe ich zu Ihnen kam, bin ich bei Gustav Ebsen gewesen und habe mir Zuckerringel gekauft. Seine Mutter machte sie immer so gut; aber diese waren steinalt. ‚Ebsen, sagte ich, Sie könnten mir einmal etwas Neues erzählen. Den

ganzen Winter lang ſitze ich auf Kragsminde und habe keine Anregung, und Sie, Herr Ebſen, haben die Krugwirtſchaft und die Bäckerei und den Omnibus in die Stadt. Erzählen Sie doch mal was.' Aber er ſchüttelte den Kopf und dienerte dabei. ‚Ich weiß keine Neuigkeiten,' ſagte er. ‚Bloß, daß wir einen neuen Landrat kriegen, weil der alte krank geworden iſt. Und es iſt ein Herr aus Preußen, der nichts von Rangelrup weiß!' ‚Herr Ebſen,' ſage ich, ‚wie man ſich bettet, ſo liegt man. Sie ſind doch auch im Jahr 64 ſo fürs Wegjagen von den alten, treuen Beamten geweſen; nun müſſen Sie ſehen, wie Sie mit dem neuen Regiment fertig werden!'"

Die Kammerjunkerin hatte ſich in Eifer geredet; nun ſtand ſie auf und ging im Zimmer hin und her. Draußen rauſchte der Regen nieder; denn es war ein Tag am Ende des Aprils, und die Natur bereitete ſich langſam aufs Grünwerden vor. Dazu aber bedarf es in Schleswig-Holſtein vieler Stürme und Regengüſſe.

Heute ſtürmte es allerdings nicht; die noch unbelaubten Bäume, die vorm Wohnzimmer auf Sandberghof ſtanden, hoben die Zweige regungslos zum Himmel empor und ſchienen ſich über das auf ſie herabſtrömende Naß zu freuen. Aber es war dunkel draußen, und daß hier im Zimmer ein Kaminfeuer brannte, gab dem mit altväteriſchen Möbeln eingerichteten Gemach etwas ſehr Behagliches. Doch Frau Krag ſchien das Behagen nicht zu ſpüren. Ungeduldig trippelte ſie hin und her, und die dünne Seide ihres altmodiſchen Rockes kniſterte dazu. Frau Wilder hatte noch nicht auf ihre letzte Rede geantwortet. Als die Kammerjunkerin vom Jahre 1864 ſprach, ſtieg eine leichte Röte in ihr Geſicht, aber ſie betrachtete angelegentlich die Ringe an ihren Fingern und ſeufzte dabei.

Dann hob ſie den Kopf und ſah Bothilde an, die hinter der Teemaſchine ſaß und an einer endloſen Spitze häkelte.

„Bothilde, wo ſind die Kinder?"

„Ja, Frau Etatsrätin!" lautete die Antwort, und Bothilde wickelte ihre Spitze auf, um ſodann das Zimmer zu verlaſſen.

Denn dieſe Frage bedeutete für ſie, daß die zwei alten Damen ungeſtört miteinander zu ſprechen wünſchten. Als ſich die Tür hinter ihr geſchloſſen hatte, räuſperte ſich die Etatsrätin.

„Liebe Ulrike, wenn Sie Verdruß oder Ärger haben —"

Sie hielt inne, und die Kammerjunkerin nahm wieder ihr gegenüber Platz.

„Es koſtet alles ſo viel," murrte ſie. „Kragsminde bringt nichts ein, und die Zinſen ſollen doch teilweiſe bezahlt werden. Und dann der Leutelohn! Alles iſt teurer geworden, ſeitdem wir preußiſch ſind. Das wiſſen Sie doch ſelbſt, ſüße Etatsrätin. Ach, könnte ich mein Kragsminde verkaufen; aber niemand will es haben. Ja, wenn wir noch unter däniſcher Herrſchaft lebten, würden ſich die Käufer ſcharenweis finden. Nun aber will kein Däne unter Bismarcks Regiment!"

Die Etatsrätin kramte in ihrem Nähtiſch.

„Ich habe hier nur fünfzig Banktaler, gute Ulrike. Aber wenn ich Sie Ihnen anbieten darf, ſo gebe ich ſie mit Freuden."

Die Kammerjunkerin wiſchte ſich die Augen.

„Ach, Juliane, Geldgeſchenke nehme ich ungern und nur aus den Händen der Freundſchaft. Aber wir ſind ja zuſammen jung geweſen, und wenn ich einmal

etwas habe, werde ich es Ihnen mit Freuden geben. Ach, wenn Schleswig wenigſtens däniſch geblieben wäre, dann würden auch Sie vergnügter ſein. Nicht wahr, teure Juliane?"

In dieſem Augenblick trat Herr Gottfried Wilder ins Zimmer, und ſeine Mutter konnte nur noch das Paket mit den fünfzig däniſchen Banktalern in Frau Krags Strickbeutel ſchieben.

Der Hardesvogt begrüßte den Gaſt ſeiner Mutter ſehr freundlich.

„Wie geht es Ihnen, Frau Kammerjunkerin? Haben Sie brav Grabüge mit Mama geſpielt oder ſich nur von alten Zeiten unterhalten? Damen haben wohl immer Stoff zum Sprechen."

Er war ein hochgewachſener, etwa vierzigjähriger Mann mit dunklen Augen und leicht ergrauten Schläfen.

„Wo iſt Bothilde?" ſetzte er hinzu, während er an die Teemaſchine trat.

„Sie ſieht nach den Kindern."

„Ach natürlich." Er ſchenkte ſich ſelbſt eine Taſſe Tee ein und ſetzte ſich zu den Damen. „Die Kinder bedürfen nachgerade einer gründlichen Aufſicht, und ich freue mich, daß die Erzieherin in dieſen Tagen eintreffen wird."

„Die Erzieherin?" Frau Krag, die eine leichte Verlegenheit zu überwinden gehabt hatte, machte große Augen.

„Ja, wiſſen Sie es nicht? Mama und ich haben uns entſchloſſen, eine junge Dame als Lehrerin von Dodo und Tina ins Haus zu nehmen. Sie heißt Klära von Hagenthal, kommt aus Berlin und iſt die Tochter eines verabſchiedeten Offiziers."

„Alſo eine Vollblutpreußin!" ſagte Frau Krag ſcharf.

Herr Gottfried nippte an ſeiner Teetaſſe.

„Allerdings; Fräulein von Hagenthal iſt eine Preußin. Für meine Kinder wünſchte ich einen zeitgemäßen Unterricht und außerdem ein gutes Deutſch. Dies halbdäniſche Gewäſch, das unſere Bothilde zum Beiſpiel an ſich hat, iſt nicht nachahmenswert."

„Sie hätten eine hannoverſche Dame nehmen können, Herr Hardesvogt. Im Königreich Hannover ſoll das beſte Deutſch geſprochen werden."

Frau Krags Stimme klang noch immer ſpitz, aber der Hardesvogt achtete nicht darauf. Er ſah in die Flamme des Kaminfeuers und tauchte einen trockenen Kuchen in ſeinen Tee.

„Die hannoverſche Dame könnte eine Welfin ſein, und dann gäbe es hier politiſche Unterhaltungen, vielleicht auch Streitigkeiten. Sie wiſſen, wie Onkel Ferdinand iſt, er muß immer mit irgend jemand über Politik, über ſeine Privatpolitik ſtreiten. Ich aber bin für die Ruhe im Hauſe. Nicht wahr, Mama?"

Der Hardesvogt wandte ſich ſeiner Mutter zu, und ſie neigte den Kopf.

„Wir haben hier im Lande ſchon genug Meinungsverſchiedenheiten gehabt," erwiderte ſie.

Ihre Stimme klang müde, und die Kammerjunkerin zuckte wegwerfend die Achſeln. Ein bißchen Streit war ihr angenehm, und es war ihr beſonders behaglich, ſich als unterdrückte Dänin aufzuſpielen. Dabei konnte ſie ſich ſo aufregen,

daß ſie endlich vor Tränen nicht mehr zu ſprechen vermochte, und daß alle Anweſenden womöglich mit ihr weinten. Nach ſolchen Erregungen ſchlief ſie dann immer ausgezeichnet und träumte meiſtens vom däniſchen König Chriſtian IX., der ihretwegen einen Orden der Frauentreue ſtiftete und ſie zur Kanzlerin desſelben machte.

Sie hatte eben einen ſtarken Charakter, während die ſüße Etatsrätin zur Schwäche neigte.

Eben wollte Frau Krag eine darauf bezügliche Bemerkung machen, als es heftig an die Tür pochte und gleich darauf ein älterer Herr mit rotem Geſicht und weißem Schnurrbart eintrat.

„Guten Tag, Juliane, guten Tag, mein guter Neffe! Ergebenſter Diener, Frau Kammerjunkerin! Noch immer geſund und munter trotz der ſchlechten Zeiten? Mich deucht, Sie werden ſehr viel ſtärker!“

Und Herr Rittmeiſter von Mürwik, der Bruder der Etatsrätin, ſetzte ſich vor Frau Krag und blinzelte ſie aus kleinen, lebhaften Augen an. Die Kammerjunkerin verzog ein wenig das Geſicht und wurde dann ſehr würdevoll.

„Es freut mich, daß Sie noch immer heiter ſind, Herr von Mürwik. Unſereins hat keinen Grund dazu. Mein Gut kann ich nicht verkaufen und ſo muß ich hier in der Fremde bleiben!“

„Fremde?“ wiederholte der Rittmeiſter. „Sind Sie nicht in Schleswig-Holſtein geboren?“

„In Hadersleben,“ erwiderte ſie. „Aber Hadersleben iſt Südjütland.“

Der alte Herr wollte auffahren; dann zuckte er die Achſeln und wandte ſich ſeiner Schweſter zu.

„Hier will ich mich nicht zanken, Juliane,“ ſagte er. „Ich weiß, Du liebſt dieſe Unterhaltungen nicht, und mir fehlt die Stimmung, mich zu zanken. Denke Dir, Löwenörn iſt geſtorben. In Paris an Lungenentzündung. Mein guter Freund!“

Er fuhr ſich mit der Hand übers Geſicht, und die Etatsrätin wie ihr Sohn ſagten einige bedauernde Worte. Auch die Kammerjunkerin wurde blaß. Sie hatte nämlich die Eigenſchaft, nicht vom Tode ſprechen zu mögen. „War der Herr alt?“ fragte ſie kläglich.

Herr von Mürwik ſchüttelte den Kopf. „Er war in den beſten Jahren; noch vor kurzem hat er mich hier in meinem Heidehauſe beſucht. Es gehörte ihm bekanntlich, und ich wohne nur bei ihm zur Miete.“

Nun wurde die Etatsrätin aufmerkſam.

„Iſt es der Beſitzer der hieſigen Heide, der reiche Löwenörn?“

Ja, er war es, der reiche Schwede, deſſen Großvater ſchon einen großen Heide- und Moorkomplex in der Nähe von Rangelrup gekauft und begonnen hatte, das Land urbar zu machen. Es war aber nicht allzuviel danach gekommen, und die Löwenörns, die ſowohl in Schweden wie in Dänemark große Beſitzungen ihr eigen nannten, hatten ſich endlich damit begnügt, mitten auf der Heide ein Häuschen zu erbauen, das nur ſelten bewohnt wurde, bis Herr Ferdinand von Mürwik es ſeit dem Jahre 1865 gemietet hatte und dort mit ſeiner Haushälterin wohnte.

Schon seit Jahren sollte der Löwenörnsche Besitz verkauft werden; aber bis dahin hatte sich kein Käufer gefunden, und nun war der letzte Besitzer plötzlich aus dem Leben geschieden.

„Er zählte zweiundfünfzig Jahre und hatte keine Kinder;" berichtete Herr von Mürwik. „Ein weitläufiger Verwandter ist der Erbe; ein dänischer Leutnant, der Axel Helmkron heißt. Das letztemal, als Löwenörn bei mir war, hat er mir diesen Namen genannt und hinzugesetzt, er selbst wolle sich bald wieder vermählen. Einmal war er bekanntlich kinderlos verheiratet und hatte seine Frau kürzlich verloren. Nun aber ist der Tod schneller gekommen, als seine zweite Hochzeit."

Herr von Mürwik sprach betrübt, und Schwester wie Neffe hörten ihm teilnehmend zu. Aber die Kammerjunkerin hob den Kopf und öffnete den Mund, als wollte sie etwas sagen, dann besann sie sich eines besseren und griff zu ihrer Tasse, um einen Rest Tee auszutrinken.

„Wir müssen alle sterben," sagte sie dabei, „aber es ist langweilig, sehr langweilig."

Die Etatsrätin und ihr Bruder sprachen noch weiter über den verstorbenen Herrn von Löwenörn. Ferdinand Mürwik wurde immer betrübter und sein rotes Gesicht immer röter.

„Nun gehen die Menschen schon davon, die jünger sind, als man selbst. Nächstens kommt man auch an die Reihe. Und das ist gut so; denn was soll man noch auf dieser Erde? Besonders, wenn man keinen Platz hat, auf den man sein Haupt hinlegen kann. Der neue Besitzer vom Heidehaus wird mich vielleicht aus meinen gemütlichen Räumen vertreiben und selbst in ihnen wohnen wollen. Von einem Leutnant kann man alles erwarten; besonders von einem dänischen."

Die Etatsrätin räusperte sich.

„Lieber Ferdinand —"

„Ja, ich weiß, Juliane! Du meinst, weil unser Bruder Frederik dänischer General ist, deshalb darf ich nichts gegen das dänische Militär sagen. Aber mein Bruder Frederik hat an meinem Bett gestanden, als ich verwundet in dänischer Gefangenschaft lag, und hat mich so geringschätzig angesehen, daß ich Fieber vor lauter Aufregung bekam."

„Sie waren ja ein Rebell und hatten gegen Ihren rechtmäßigen König gekämpft!" rief Frau Krag mit ihrer scharfen Stimme.

Der Rittmeister wandte sich ihr mit blitzenden Augen zu; aber Herr Gottfried Wilder erhob sich hastig.

„Können wir nicht eine Partie Whist machen? Das Wetter fordert auf zu einem behaglichen Kartenspiel!"

Doch die Kammerjunkerin versicherte, nach Haus fahren zu müssen, und niemand hatte sehr viel gegen diesen Entschluß einzuwenden. In kurzer Zeit hatte sie sich verabschiedet und zugleich versprochen, sehr bald wieder zu kommen, und nach einer Viertelstunde schon fuhr ihre gelbe holperige Halbchaise vom Hofe.

Der Hardesvogt hatte sie bis zum Wagen gebracht, nun trat er ins Wohnzimmer zurück, wo die Etatsrätin mit ihrem Bruder zusammen saß.

„Frau Krag ist doch eine Giftblase!“ sagte er entrüstet. „Immer möchte sie Streit beginnen und von der leidigen Politik reden. Und wir alle müssen Frieden halten, sonst findet man sich noch schwerer in die neuen Verhältnisse.“

Der Rittmeister trat an den Kamin und hielt die Hände über die glimmenden Kohlen. Aber er antwortete nicht. Ihm selbst war die Beschäftigung mit der Politik nicht gerade sehr gut bekommen, und es gab Augenblicke, wo es ihm leid tat, im Jahre 1848 eine gute Stellung im dänischen Zollfach aufgegeben zu haben, um gegen die Dänen zu ziehen. Sein ganzes Leben war dadurch ein anderes geworden, und mit einem Teil seiner Familie hatte er sich auf immer erzürnt. Aber er hatte nun einmal eine andere politische Meinung, als seine Familie, und er mußte ihre Folgen tragen. Denn als er nach einem unruhigen Abenteurerleben, das seiner Entlassung aus dänischer Gefangenschaft folgte, im Jahre 1864 von den Preußen in der Schleswig-Holsteinischen Gensdarmerie angestellt wurde, empfing er auch hier bald seine Entlassung, weil er es sich nicht nehmen ließ, dem Herzog Friedrich von Augustenburg öffentlich zu huldigen. Denn Herr von Manteuffel, der Gouverneur von Schleswig, hatte nichts mit dem Augustenburger Herzog im Sinn; also noch viel weniger mit den Leuten, die auf den Antritt seiner Regierung in Schleswig-Holstein hofften.

Herr von Mürwik erhielt sein Gehalt als Pension und konnte ganz behaglich in der Nähe von Rangelrup und von seinen Verwandten leben. Aber ein behagliches Leben ist nicht immer das Beste für einen Menschen. Ferdinand Mürwik klagte oft über Langeweile, und noch öfters war er mit sich und der ganzen Welt unzufrieden. Was aber nützte Klage und Unzufriedenheit? Die Welt war wie sie war, und Ferdinand Mürwik konnte sie nicht anders machen, so gern er's getan hätte.

„Ja, sie ist eine Giftblase!“ sagte er aus seinen Gedanken heraus und fuhr sich durch die weißen buschigen Haare, worauf sich die Etatsrätin lebhafter, als es sonst ihre Art war, zu ihm wandte.

„Aber Ferdinand, ich habe doch schon eben zweimal gesagt, daß Ulrike Krag eine Laurentius ist. Und die Laurentius sind immer ganz eigenartig gewesen — Du weißt es so gut, wie ich. Im übrigen ist sie meine Jugendfreundin, und ich wünsche nicht, daß so viel Böses von ihr gesagt wird. Wir haben alle unsere Fehler und müssen Nachsicht üben. Und nun muß Bothilde wirklich einmal nach den Kindern sehen. Seit zwei Stunden ist nichts von ihnen zu hören gewesen, und sie dürfen doch nicht vom Hof laufen.“

2.

Ja, die Kammerjunkerin von Krag war eine geborene von Laurentius, und dieser Umstand tröstete sie über viele Verdrießlichkeiten unserer unvollkommenen Welt. Denn die Laurentius waren ein seit Jahrhunderten angesehenes Geschlecht, das in Schleswig-Holstein und Dänemark große Stellungen bekleidet hatte, und das jedermann im Lande kannte, obgleich es nicht mehr so angesehen war, wie in früheren Zeiten.

Im Laufe der Jahre waren die Laurentius ein wenig von ihrer hohen Stellung herabgestiegen, hatten wenig geleistet, sonderbare Heiraten und vor allem Schulden gemacht. Schon mit dem Vater der Kammerjunkerin war es bergab gegangen, und sein Sohn Viktor hatte es nicht nötig gefunden, überhaupt etwas zu lernen. Den Rest des väterlichen Vermögens hatte er verspekuliert und in späteren Jahren eine wunderhübsche, sehr arme Gräfin geheiratet, die nur wenige Jahre an seiner Seite aushielt, um dann zu sterben. Viktor betrauerte sie mit einigen schönen Worten, aber mit wenig Gefühl, erzog sein einziges Töchterchen auf etwas abenteuerliche Weise, studierte plötzlich die Familiengeschichte und kam auf den Gedanken, der Tradition gemäß, etwas für sein Vaterland tun zu müssen.

Die Gelegenheit ergab sich von selbst. In Kopenhagen hatte man noch nicht den Krieg von 1864 und den Prager Frieden mit dem Paragraph 5 vergessen, nach dem die Dänen vielleicht einen Teil von Schleswig wieder zurück erhalten konnten. Jetzt schrieb man das Jahr 1877; und noch machte Bismarck keine Anstalt, die Bestimmungen dieses Paragraphen, der eine Abstimmung der Bevölkerung ins Auge faßte, auszuführen. Für Viktor Laurentius war dies ein Glück, denn er hatte nun einen Lebenszweck, konnte politische Aufsätze schreiben und politische Reden halten, alles im Hinblick auf das Unrecht, das Dänemark im Jahre 1864 geschehen war und noch geschah.

Vor hundert Jahren hatten sich die Laurentius zu den deutschen Untertanen der dänischen Könige gerechnet; aber im Laufe der Zeiten waren sie meist in Dänemark selbst angestellt gewesen und setzten jetzt ihren Stolz darin, dänischer zu sein, als die Dänen selbst. Wer Viktor von Laurentius sprechen hörte, der konnte sich nicht anders denken, als daß ehemals ganz Europa den Dänen gehört, und daß nur die Bosheit der Menschen das tapfere kleine Volk auf Jütland und die Inseln zurückgedrängt hätte. Er machte sich ein Geschäft daraus, die politische Unzufriedenheit in Schleswig wach zu halten und zu nähren, reiste von Ort zu Ort, um weinerliche Reden über die hartherzigen Preußen zu halten, oder veranstaltete Sammlungen, die der dänischen Nation das Herzogtum Schleswig wieder verschaffen sollten.

Wieviel von dem Ertrag dieser Sammlungen für die dänische Sache verwendet wurde, wußte niemand. Niemand fragte danach; den dänischen Politikern in Kopenhagen war es ganz recht, einen Redner zur Verfügung zu haben, der unermüdet hierhin und dorthin reiste, der immer dasselbe sagte, aber die deutsch-dänische Bevölkerung Schleswigs beständig in einer gewissen Aufregung erhielt. „Der Paragraph fünf darf nicht vergessen werden!“ war eins der Schlagwörter der Inseldänen, und daß er nicht vergessen wurde, dafür sorgte durch Wort und Rede Viktor von Laurentius.

„Der gute Viktor!“ sagte die Kammerjunkerin Krag, wenn sie an ihren Bruder dachte. Denn seitdem er Politiker geworden war, empfand sie mehr Rührung über ihn, als in den Zeiten, da ihr Mann, der Kammerjunker Krag, nicht allein ihre Rechnungen, sondern auch die ihres Bruders bezahlen mußte. Nun konnte der Kammerjunker es nicht mehr tun; denn er war tot, und hätte er gelebt, wäre kein Geld für solche Dinge da gewesen. Jedes Jahr war Krags-

minde wertloſer geworden, und die Kammerjunkerin verſtand ſich wohl aufs Geldausgeben, aber nicht darauf, es zu erwerben. Das war eben eine Anlage der Familie Laurentius und ein Erbteil, auf das man ſtolz ſein mußte.

„Der gute Viktor!“ ſagte Frau Krag auch heute, während ſie ihren Strickbeutel befühlte, in dem die von der Etatsrätin geſchenkten fünfzig Banktaler waren. Sie dachte immer an ihn, wenn ſie an Geld und Geldeswert dachte. Sie hätte ihm dann auch eine Gönnerin gewünſcht, die ihm etwas ſchenkte. „Juliane iſt gut!“ ſetzte ſie dann hinzu, nickte und ſeufzte dabei. Im Grunde genommen war es ja nicht leicht, Geſchenke anzunehmen; aber von Juliane ging es noch am erſten. Sie war doch eine halbe Dänin und ſprach dasſelbe ſpitzige Däniſch-deutſch, das auch Frau Krags Mutterſprache war.

Aber Frau Krags Gedanken flogen weiter.

„Helmkron!“ murmelte ſie vor ſich hin. „Tanzte er nicht mit Philippa?“

In dieſem Augenblicke machte eins der alten ſteifen Pferde vor Frau Krags Kaleſche einen Satz und blieb dann zitternd ſtehen. Der Kutſcher, ein Mann mit grauen Haaren, fluchte, und die Kammerjunkerin beugte ſich erſchreckt vor.

Der Regen hatte aufgehört, und der Himmel war heller geworden. Im Weſten arbeitete ſich die Sonne durch, ſchien auf die hochgelegene Kirche von Rangelrup, auf den Gottesacker und die vielen Ziegel- und Strohdächer, die ſich um beides geſchart hatten. Das Dorf war ſchief und krumm gebaut; hier ein Hof und dann wieder ein ſchmales Gäßchen, in dem nur ein Wagen fahren konnte, aber gerade dieſe Unregelmäßigkeit war reizvoll, und die Hollunderbüſche und Eichen, die ſich überall einſchoben, gaben dem Dorfe etwas Behagliches.

Frau Krags Wagen hielt vor zwei Eichen, die das Kirchhofstor beſchützten, und ſie warf einen ſcheuen Blick auf die ſchwarzen und weißen Kreuze, deren naſſe Flächen in der Sonne aufglänzten. Im nächſten Augenblick jedoch hatte ſie den Friedhof vergeſſen und betrachtete ein Dromedar, das an der Mauer lag und ſeine gelben häßlichen Zähne zeigte. Auf ihm hockte ein Äffchen in verſchliſſener roter Jacke, und unweit davon kauerte ein Bär, der mit ſeiner Kette raſſelte und vorſichtig ein Stück Brot aus den Händen eines kleinen Mädchens nahm, das vor ihm ſtand und ein noch kleineres Kind von ſich abwehrte.

„Tina, komm nicht zu nahe, Dich frißt er auf, weil Du noch ſo klein biſt. Mich mag er nicht mehr; ich bin ſchon zu alt.“

Das betagte Handpferd des Kragſchen Wagens ſtand noch immer ſtockſtill und ſtarrte das Dromedar und den Bären ſo ſchreckerfüllt an, daß es trotz allen Zuredens nicht von der Stelle zu bringen war. Der Kutſcher wandte ſich zur Kammerjunkerin.

„Ich muß Hektor ordentlich prügeln, wenn er weiter ſoll. Aber dann ſchlägt er hinten aus, und der Wagen kann das nicht ab.“

Frau Krag hatte ſchon die Kaleſche verlaſſen. „Laſſen Sie das Schlagen, Niß, und laſſen Sie den Wagen umkehren. Wir fahren dann am Paſtorat vorüber. Ihr aber, Dodo und Tina, geht nach Haus! Was wollt Ihr hier auf der Dorfſtraße und noch dazu in ſo ſchlechter Geſellſchaft!“

Sie sprach vermahnend; aber sie zog doch eine kleine Lorgnette hervor und betrachtete die Tiergruppe und ihren Führer, einen sehr zerlumpten Mann, der sie aus unruhigen dunklen Augen betrachtete.

Dodo und Tina hörten nicht auf sie. Es waren zierliche, blonde kleine Mädchen, deren helle Augen vor Vergnügen glänzten.

„Sieh, Tante Krag, nun tanzt der Bär gleich, und dann mußt Du einen Groschen ausgeben," sagte Dodo. „Ich habe kein Geld; aber ich habe Brot von Gustav Ebsen geholt, und er schreibt es für Papa an."

Sie hielt dem Tier noch ein großes Stück Brot hin, das es täppisch entgegennahm. Auch das Dromedar öffnete sein weites Maul, und der Besitzer hielt ihm eine Handvoll geriebenen Brotes vor.

Frau Krag lachte. Sie erlebte gern etwas Ungewöhnliches, und daß die Wilderschen Kinder Brot auf Borg nahmen, belustigte sie. Die Wilders waren eine stolze Familie, aus denen eine Reihe vornehmer Beamten hervorgegangen war. Zwar gehörten sie nicht zum Adel, aber sie wurden fast dazu gerechnet. Und dann waren sie seit vielen Jahren wohlhabend und suchten durch vorsichtige, etwas sparsame Wirtschaft ihr Vermögen zu erhalten.

Heute nun liefen zwei Wildersche Töchter auf der Landstraße umher und nahmen Brot auf Borg. Das war lustig, aber die Tiere waren noch lustiger.

Es war lange her, daß die Kammerjunkerin eine ähnliche Karawane gesehen hatte, und der Affe in seinem roten Jäckchen rührte sie. Denn ehemals war es in vornehmen Kreisen Mode gewesen, einen Affen oder einen Papagei zu halten, und Frau Krag entsann sich deutlich eines Meerkätzchens, das ihre Großmutter gehabt hatte. Es hatte draußen vor dem Gutshause in einem Messingkäfig gelebt, und seine Anwesenheit hatte einen vornehmen Eindruck gemacht.

„Wieviel kostet der Affe?" fragte sie plötzlich.

Der Tierbesitzer sah sie verwundert an.

„Er hat die Schwindsucht," erwiderte er in fremdartigem Deutsch, „aber wenn die Frau ihn haben will —" er machte eine Bewegung, als wollte er den Affen vom Rücken des Dromedars heben. Die Kammerjunkerin trat eiligst zurück.

„Um Gottes willen! Ein krankes Tier nehme ich nicht ins Haus."

Hinter ihr lachte es gellend auf. Ein grüner Papagei watschelte mühsam auf der Landstraße und hackte mit seinem krummen Schnabel nach zwei Spatzen, die sich ihm neugierig genähert hatten.

„Will die Dame den Papagei?" fragte der Mann hastig. „Er kostet nur zehn Taler. Billig, billig!"

Ja, das war ein billiger Preis, und die alte Dame griff nach ihrem Beutel, während Dodo und Tina den Bären verließen, um den grünen Vogel zu betrachten.

„Magst Du grüne Sperlinge leiden, Tante Krag?" erkundigte sich Tina.

„Es ist kein Sperling, sondern ein Papagei," erklärte die Gefragte. „Und Papageien sind sehr feine Tiere!"

Der Mann hatte den Vogel in ein schmutziges Tuch geknotet und ein Stöckchen hineingesteckt.

„Zuerſt wird er etwas ſonderbar ſein," ſagte er, „und das Tuch koſtet eine Mark."

Die Kammerjunkerin feilſchte nicht. Sie warf dem Mann elf Banktaler hin, ermahnte die kleinen Mädchen, nach Hauſe zu gehen, achtete aber nicht darauf, ob ihre Ermahnung befolgt wurde.

Der Kutſcher hatte die Kaleſche umgedreht, damit der ſchreckhafte Hektor nicht mehr den Anblick des Dromedars hätte, und ſeine Herrin ſtieg ein, während ſie das Bündelchen mit dem Papagei vorſichtig am Stock und von ſich ab hielt. Dann zogen die Pferde an, und nun ſtieß der Vogel einen ſo gellenden Schrei aus, daß Hektor ſich hoch aufbäumte, um dann in einen Galopp zu verfallen, wie er ihn ſeit vielen Jahren nicht gekannt hatte.

Pfeilſchnell jagte die Kaleſche davon, und beide Kinder brachen in ein lautes Beifallsgelächter aus. Auch der Bärenführer grinſte, und das Dromedar zeigte ſeine gelben Zähne. Doch als ſich Dodo von neuem dem Bären zuwenden wollte, faßte ſie eine Hand am Arm.

„Herr du mein Gott, hier ſind die Kinders? Und ſollen längſt zu Haus ſein und Milch trinken?"

Ein älterer Mann mit verwittertem Geſicht und nur einem Auge hatte die Worte geſprochen. Er trug einen einfachen Livreerock und eine Treſſenmütze, die ihm ein gewiſſes vornehmes Anſehen verlieh, ſo daß der Bärenführer unwillkürlich ſcheu zur Seite trat. Aber Dodo zeigte keine Verlegenheit. „Ach, Glasog, ſei man nicht ſo! Sowas Feines wie heute habe ich noch nie geſehen. Kuck mal, ein wahrhaftiger Bär und ein Kamel. Und der Affe kratzt ſich immerlos!"

„Sie ſollen alle nach Sandberghof kommen und tüchtig was zu eſſen haben!" plapperte Tina. „Der Affe ſoll in meinem Bett ſchlafen!"

„Vielen Dank!" Der als Glasog angeredete Mann machte ein ſtrenges Geſicht. „Haben Sie Erlaubnisſchein?" fragte er den Bärenführer. „Sonſt wird Herr Hardesvogt, was meine Herrſchaft is, Ihnen ins Gefängnis ſtecken."

Der Bärenführer murmelte einige unverſtändliche Worte, griff erſt in ſeine Taſche, als ob er Papiere zeigen wollte, und dann nach der Kette des Bären. Auf einen kurzen Schnalzlaut von ihm ſetzte ſich die kleine Tiergeſellſchaft mit ungeheurer Schnelligkeit in Bewegung. Eben noch hatte das Dromedar anſcheinend regungslos im Graſe gelegen; nun wanderte es mit weit ausſchreitenden Schritten davon, der Bär trollte neben ihm her, und der Führer lief mehr als er ging. Nur der Affe ſaß gleichmütig auf dem Dromedar, kratzte ſich und ſchnitt eine Grimaſſe nach der anderen.

Mit offenem Munde hatten die zwei kleinen Mädchen dieſem ſchnellen Abgang zugeſchaut, jetzt, als das Dromedar nur noch in der Ferne zu ſehen war, brachen ſie in laute Klagen aus.

„O Glasog, wie biſt du einmal eklig! Der Mann war ſo furchtbar nett und die Tiere ſo ſüß! Und du jagſt ſie fort!"

Glasog blieb ungerührt, ja, ſein gutmütiges Geſicht nahm einen Ausdruck der Befriedigung an.

„Der Mann hat keine Papierens!" ſagte er mit wichtiger Miene. „Sonſten hätt er nich ſo'n gräſige Angſt vor die Obrigkeit gehabt. Und wilde Tierens

sind auch nich for uns; die passen nach Merika; aber sten nich hierher. Und nu man flinkemang nach Haus!"

Es dunkelte stark, und beide Kinder mußten wohl oder übel mit Glasog gehen; aber sie schalten auf dem ganzen Heimweg, und als sie auf der weiten Hausdiele von Sandberghof angelangt waren, stürzten sie ohne viel Umstände ins Wohnzimmer, wo ihre Großmutter am Tisch saß und die Zeitung studierte.

„Großmutter, Glasog war gar nicht nett; aber Tante Krag kaufte den Papagei. Und sie hatte eine ganze Tasche voll Geld. Großmutter, hast Du so viel Geld, wie Tante Krag? Und können wir nicht das Kamel kriegen?"

Es dauerte eine Weile, ehe die Etatsrätin erfuhr, was sich zugetragen hatte. Dann sagte sie nicht viel und rief nach Bothilde, damit diese die Kinder zu Bett brächte.

Von neuem setzte sie sich an ihre Zeitung; aber sie las nicht, sondern sprach halblaut vor sich hin.

„So also geht Ulrike mit meinem Geld um. Sie wirft es aus dem Fenster und ich spare es mühsam. Sie soll nichts mehr haben; nein, ich gebe ihr nichts mehr."

Bothilde äußerte an demselben Abend Glasog gegenüber etwas Ähnliches. Sie saßen zusammen in der Küche und aßen Buchweizengrütze mit Milch dazu.

„Sehen Sie, Herr Muhl, so ist es. Wir essen hier in der Küche jeden Abend Buchweizengrütze, und die Herrschaft tut das Gleiche. Eier gibt's nur Sonntags und Fleisch nur viermal in der Woche, und was Frau Etatsrätin sich überspart, das kriegt Frau Krag. Und die kauft sich Papageien, die man nicht einmal satt machen kann, Herr Muhl."

Bothilde war der einzige Mensch in Rangelrup und Sandberghof, der Glasog Herr Muhl nannte. Sie tat es seit ungefähr fünfzehn Jahren. Nach dem Erntebier, wo sie und Glasog so außerordentlich vergnügt gewesen waren, daß Bothilde am Schluß eines Linksherumschottischen Glasog um den Hals gefallen war und geflüstert hatte: „Auf ewig Dein."

Denn sie war damals romantisch gewesen und hielt die Hamburger Sonntagszeitung mit alle den schönen Geschichten darin.

Glasog hatte ihr auch gleich einen Kuß gegeben, und an dem Rest des Abends waren sie miteinander verlobt gewesen. Am nächsten Morgen aber sagte Glasog zum Kutscher, beim Kuß hätte er sich nichts gedacht, und heiraten wollte er nicht wieder, denn er hätte bald nach Achtundvierzig eine Frau gehabt, und wenn sie nicht ganz plötzlich gestorben wäre, würde er nach Amerika gelaufen sein. Nein, heiraten wollte er nicht wieder.

Der Kutscher hatte natürlich nichts Eiligeres zu tun, als Bothilde diese Botschaft zu überbringen. Gerade in dem Augenblick, als sie für Glasog die dicksten Speckpfannkuchen backen und ihm eine geräucherte Wurst dazu legen wollte. Denn damals war Bothilde Köchin auf Sandberghof und konnte in Küche und Speisekammer frei schalten.

An diesem Mittag erhielt Glasog weder Speckpfannkuchen noch Wurst, und das herrschaftliche Essen war so schlecht, daß die Etatsrätin ziemlich ärgerlich wurde.

Doch am anderen Tage hatte Bothilde ſich ſchon wieder gefaßt, und ihr farbloſes Geſicht mit den vielen Sommerſproſſen und der Umrahmung von blaß-blondem Haar trug denſelben ſtillen gleichmütigen Ausdruck.

Auch gegen Glasog war ſie nicht viel anders als ſonſt. Sie nannte ihn nur nicht mehr Glasog, ſondern Herr Muhl. Wie er denn auch auf den Namen Jasper Muhl getauft und konfirmiert war und ihn geführt hatte bis zu dem Kriegsjahr 1849, wo ihm die Dänen ein Auge ausgeſchoſſen hatten. Mit einem Glasauge kehrte er aus dem Kriege heim, und ſeine Freunde nannten ihn Glasog. Dieſer Beiname machte Jasper Muhl ſtolz. So wie er getauft war, hießen viele Leute in Schleswig-Holſtein; wen aber gab es unter den vielen Jasper Muhls, der ein Auge fürs Vaterland geopfert hatte?

Glasogs erſtes Glasauge ging bald bei einer Prügelei zwiſchen deutſch und däniſch Geſinnten darauf, und das nun angeſchaffte lag in ſeiner oberſten Kommoden-ſchieblade, um nur bei feierlichen Gelegenheiten getragen zu werden. Der Beiname aber blieb ihm, und er war ſtolz darauf, wie auf einen Orden.

So war es alſo gewiſſermaßen eine Kränkung für ihn, von Bothilde ſtandhaft mit Herr Muhl angeredet zu werden, aber ihr gegenüber machte er niemals eine Bemerkung.

Die Zwei vertrugen ſich gut und lebten gemächlich nebeneinander her. Aus der jungen Köchin Bothilde wurde allmählich eine ältere Haushälterin und ein Faktotum der Etatsrätin, während Glasog ſeinen Stand nicht veränderte. Er war halb Diener, halb Kutſcher und Gärtner und half überall dort, wo Hilfe nötig war.

Selbſtverſtändlich fand er ſich unentbehrlich und trug, ſeitdem Gottfried Wilder Hardesvogt geworden war, ein ſo würdevolles Weſen zur Schau, daß mancher Tagelöhner in Rangelrup mehr Angſt vor ihm hatte, als vor der Obrigkeit ſelbſt.

Behaglich aß er jetzt ſeine Buchweizengrütze, trank ein Glas Dünnbier dazu und horchte auf das, was Bothilde ſagte.

„Nu ja, bei uns is das immer ſparſam hergegangen, und bei die Krags nich, darum haben wir auch was, und Frau Kammerjunkerin hat ein Wagen, daß ſich Gott erbarm."

„Frau Etatsrätin brauchte ihr aber doch kein Geld zu ſchenken!" rief Bothilde.

Glasog trank langſam an ſeinem Bierglas.

„Bothilde, das is Freundſchaft!" ſagte er feierlich. „Frau Etatsrätin is nu mal ſo. Wen ſie leiden mag, den mag ſie leiden, und wen ſie nich leiden mag —" er vollendete den Satz nicht und trank ſein Glas aus.

Bothilde ſchenkte ihm wieder ein.

„Ja, Herr Muhl, alle Menſchen kann man nicht lieben." — — —

Im Wohnzimmer ging die Etatsrätin langſam auf und nieder. Eben hatte ſie mit ihrem Sohn zu Abend gegeſſen; nun hatte ſich Gottfried in ſein Arbeitszimmer zurückgezogen. Seitdem er Hardesvogt geworden war, hatte er viel zu tun, und ſein Landbeſitz ſollte doch auch noch bewirtſchaftet werden. Außerdem gehörte er nicht zu den Menſchen, denen die Arbeit leicht wurde. Aber es war gut, daß er die Tätigkeit hatte.

Die Etatsrätin blieb ſtehen und blickte auf den Nähtiſch, aus dem ſie Frau Krag die fünfzig däniſchen Taler gegeben hatte. Aber ſie dachte kaum mehr an das Geld. Ulrike war einmal wie ſie war, und ſie hatte ihr immer geholfen; das gehörte einmal zur Jugendfreundſchaft, zu der Erinnerung an alte glückliche Zeiten. Und wenn Ulrike Krag auch manchmal ſpitze und unzufriedene Reden führte und von Dingen ſprach, an die die Etatsrätin nicht denken mochte, ſo gehörte ſie dennoch zu den wenigen Menſchen, mit denen die alte Frau von früheren Tagen ſprechen konnte. Frühere Tage. Die Etatsrätin wiederholte das Wort und ſetzte ſich vor ihren alten Nähtiſch. Vor ihm hatte ſie geſeſſen, als ſie den Brief des Auskultators Wilder an ihren Vater geleſen hatte, der in wohlgeſetzten Worten um ihre Hand anhielt; mit den Rollen und Döschen dieſes Nähtiſches hatten Gottfried Wilders kleine Hände zuerſt geſpielt, und an dieſem Tiſche hatte die Etatsrätin wieder geſeſſen, als ſie den Brief ihres Sohnes erhielt, in dem er ſeine Heirat mit einem fremden Mädchen vom Rheine her anzeigte. Einem Mädchen, das er auf einer Reiſe kennen lernte und die er ſo liebte, daß er ſie gleich heiraten mußte.

Ja, wenn ſo ein altes Hausgerät ſeinen Mund auftun und reden könnte! Unwillkürlich ſtrich die Etatsrätin über ſeine ſpiegelblanke Fläche und freute ſich dann, daß er ſchweigend vor ihr ſtand. Schweigend wie damals, als ſie dem Auskultator Wilder am liebſten „Nein" auf ſeine Frage geantwortet hätte und es doch nicht zu tun wagte. Denn den kleinen ſchüchternen Theologen, der manchmal mit dem alten Paſtoren bei ihren Eltern zum Tee eingeladen wurde, konnte ſie ſchon aus dem Grunde nicht heiraten, weil er ſie nicht darum gefragt hatte.

Alſo ſie heiratete den Auskultator und wurde eine Beamtenfrau, die mit Ruhe und Umſicht ihrem Mann zur Seite ſtand, bis er als Etatsrat ſeinen Abſchied nahm, um Sandberghof, ſeinen Familienbeſitz, zu bewirtſchaften. Aber gerade, als er ſich auf die irdiſche Ruhe freute, kam die ewige.

Die Etatsrätin ſeufzte kurz auf; dann ſtrich ſie wieder über den kleinen Tiſch. Wie lange ſchon hatte ſie als Witwe vor ihm geſeſſen und für ihren Gottfried genäht. Er war ihr einziges Kind geblieben, und es hatte Zeiten gegeben, wo ſie ſich eine Tochter wünſchte. Aber ſie war ausgeblieben, und als Gottfried groß wurde, freute ſie ſich auf die Tochter, die er ihr bringen würde. Sie wußte von manchem jungen Mädchen, das ſie gern an ihr Herz genommen hätte; obgleich für ihren Gottfried faſt keine gut genug war. Er war anders als andere junge Leute, immer freundlich, fröhlich; aber doch mit einem eigenartigen Ausdruck in den Augen. Gerade ſo, als ſehnte er ſich nach etwas Beſonderem, als könnte er es nicht ertragen, immer nur auf Sandberghof zu ſein und die alltäglichen Unterhaltungen ſeiner Umgebung anzuhören.

Deshalb ließ ihn ſeine Mutter auch auf auswärtigen Univerſitäten ſtudieren und ihn, nachdem er ſein juriſtiſches Examen gemacht hatte, in der Welt da draußen umherreiſen. In Schleswig-Holſtein herrſchten keine erquicklichen Verhältniſſe. Dumpf gärte die Unzufriedenheit der Deutſchen, und die Dänen fühlten ſich auch in ihrer Unterdrückerrolle nicht behaglich.

Alſo war es gut für Gottfried Wilder, wenn er draußen blieb. Dort, wo es ſchön war und lachend, wo fröhliche Menſchen lebten und wo niemand von der

Politik ſprach. Die Etatsrätin war noch in guten Jahren; ſie konnte Sandberghof wohl verwalten.

Und da brachte ihr Gottfried eines Tages eine Frau. Ein kleines, zartes Ding mit überirdiſch großen Augen und einem wunderlichen Ausdruck darin, demſelben, den die Mutter bei Gottfried kannte: dem der Sehnſucht nach etwas anderem.

Aber hier war ſie nicht gerührt. Mühſam nur hatte ſie die große Enttäuſchung über Gottfrieds Heirat niedergekämpft; mit ſchlecht verhehlter Abneigung empfing ſie die Schwiegertochter und ſah mit zuckendem Herzen, wie Gottfried dieſe kleine Puppe liebte und auf Händen trug.

Er ſehnte ſich nicht mehr. Er war glücklich und zufrieden, freute ſich über Sandberghof, über die alte, gute Gegend, über das warme Neſt, das er ſeiner geliebten Frau bereiten konnte.

Damals wollte die Etatsrätin Sandberghof verlaſſen und in die Stadt ziehen. Mit ihrem altväteriſchen Hausrat, mit dem Nähtiſch, mit allem, was ihr gehörte, und auch mit ihrem zuckenden Herzen.

Aber die kleine Frau war ſchon leidend, als ſie nach Sandberghof kam, und ſie konnte den Haushalt nicht übernehmen. Als dann ein Knabe geboren wurde, der gleich nach der Geburt wieder ſtarb, durfte die Etatsrätin ihre Kinder nicht verlaſſen.

Dann zog das Jahr 1864 über das Land. In einer Februarnacht kamen die Öſterreicher nach Rangelrup; die Bauern verjagten den däniſchen Paſtor und den däniſchen Hardesvogt.

Für Paſtor Brolund kam Paſtor Kleinert, der bei Bau ſchwer verwundet worden war und noch immer eine däniſche Kugel im Leibe trug, und für den däniſchen Hardesvogt holten ſich die Bauern Gottfried Wilder aus dem Bette. Er hatte ja ſtudiert, und jedermann mochte ihn gern. Das war Grund genug, ihm dieſes Amt zu geben und auch Grund genug für die damalige Regierung, ihn zu beſtätigen.

Er ſelbſt war damals noch ſo ſorglos und froh, daß er jedes Amt übernommen hätte. Denn ſeine kleine Dorothee war gerade wieder geſund geworden und ſcherzte mit den öſterreichiſchen Offizieren, die auf Sandberghof einquartiert waren. Sie war wirklich ſehr anmutig und reizend. Die Etatsrätin, die Kopf und Hände voll zu tun hatte, bemerkte es nur flüchtig; aber ſie bemerkte es doch.

Um den Hausſtand bekümmerte ſich Dorothee gar nicht. Nur um ihren Mann und um einen jungen Offizier, der ſich den Fuß gebrochen hatte und nun ganz lange auf Sandberghof bleiben mußte. Er war ein netter, kleiner Menſch; beſcheiden und einſilbig; niemand merkte viel von ihm. Gottfried Wilder beachtete ihn gar nicht. Er hatte jetzt viel zu tun, nicht allein im Kriegsjahr, ſondern auch in dem folgenden, als alle Verhältniſſe neu geordnet wurden. Und hatte er einmal eine freie Stunde, dann war er mit Dorothee zuſammen und freute ſich wie ein Kind an dem Töchterchen, das bald nach dem Kriegsjahr anlangte und Dodo genannt wurde.

Zur Taufe kam der kleine Österreicher wieder, dessen Regiment jetzt in Holstein stand. Er hatte das Soldatenleben satt, wollte seinen Abschied nehmen und sich in Schleswig-Holstein ankaufen. Gottfried bat ihn dringend, so oft wie er wollte nach Sandberghof zu kommen. Er selbst hatte eine Menge von Geschäften, und Dorothee und seine Mutter gingen sich aus dem Wege. Seine kleine Frau war einsam, und ihre Augen wurden traurig. — —

Die Etatsrätin saß noch immer vor ihrem Nähtisch; nun erhob sie sich und ging mit schnellen kleinen Schritten im Zimmer hin und her.

Weshalb dachte sie an diese alten Geschichten? An Dorothee, die immer stiller und blasser geworden war, an den kleinen Österreicher, der nach einigen Besuchen niemals wiederkehrte und der dann bei Königgrätz schwer verwundet wurde? Bald nach dem 3. Juli war die Nachricht gekommen, und sie hatte sie Dorothee aus der Zeitung vorgelesen.

Die junge Frau hatte mit Dodo auf dem Schoß vor ihr gesessen und kein Wort gesagt. Kein Wort, hatte nachher über das Wetter gesprochen und über das Essen und wann Gottfried wohl nach Haus käme. Es war alles wie sonst gewesen; erst nach Monaten war es der Etatsrätin vorgekommen, als lachte Dorothee niemals mehr. Und in Gottfrieds Gesicht trat ein unruhig-fragender Ausdruck, als wunderte er sich über etwas und wüßte doch nicht, was es war.

Immer von neuem wollte die Etatsrätin Sandberghof verlassen, um das Ehepaar allein zu lassen; aber sie konnte es nicht. Sie wurden beide plötzlich unglücklich, und die einst so fröhlichen Menschen gingen in düsterem Schweigen umeinander herum. Dorothee war immer krank. Als dann die kleine Tina geboren wurde, hoffte der Arzt, sie würde jetzt gesund werden. Sie versprach es ihm auch und wurde wieder freundlicher gegen ihren Mann. Aber dann kam doch ein Tag, an dem sie aus dem Hause ging und nicht wiederkehrte. Ein fremder Hausierer hatte sie über die eine Stunde entfernte Heide gehen sehen; nach seiner Beschreibung glaubte man wenigstens, daß sie es gewesen wäre.

Es war auch wohl so, denn Gottfried Wilder fand auf seinem Schreibtisch einen Brief von ihr; aber was darin stand, wußte niemand; auch nicht seine Mutter. Frau Dorothee wurde wochenlang gesucht. Auf der Heide, im Moor, in den großen Städten. Aber ihre Spur wurde niemals wiedergefunden, und aus dem sorglos-fröhlichen Gottfried war ein stiller, müder Mann geworden.

Jetzt machte die Etatsrätin eine hastige Bewegung. Es verlohnte nicht, an die alten Geschichten zu denken; aber wenn Ulrike Krag kam und mit zwinkernden Augen von Heide und Moor sprach, dann war es der anderen Freundin, als huschten aus Heide und Moor die Geister der Vergangenheit, als flüsterten sie mit ihr und fragten sie, ob sie auch ihre Schuldigkeit getan hätte.

Die Menschen in Rangelrup und Umgegend waren sehr rücksichtsvoll gewesen. In den Spinnstuben und am Brunnen hatten sich die Mägde und Knechte vielleicht allerhand über die kleine, dunkeläugige Frau zugeflüstert, die einen andern geliebt hatte als ihren Mann und deshalb in die Weite gegangen war; aber alle die Menschen, die mit Wilders befreundet oder nur bekannt waren, schwiegen über die Sache. Für sie war Frau Dorothee Wilder gestorben, und da sie nicht aus

Schleswig-Holſtein, ſondern irgendwo her aus der weiten Welt kam, ſo konnte jedermann aus dieſem Vorfall die Lehre ziehen, daß es nicht gut war, ſein Weib in der Fremde zu ſuchen.

Jetzt öffnete ſich die Wohnzimmertür, und Bothilde trat ein.

„Frau Etatsrätin, wollen wir nicht zu Bett gehen?“

Denn ſie verſah auch die Dienſte einer Kammerjungfer bei der alten Dame. Die betrachtete ſie mit einem ernſten Blick.

„Bothilde,“ ſagte ſie, „es gibt eigentlich nur Trauriges im Leben.“

„Ja, Frau Etatsrätin, das iſt wahr; aber zu Bett gehen muß man darum doch.“

Die alte Frau ſeufzte.

„Frau Kammerjunkerin hat ſich einen Papageien gekauft, Bothilde. Sie hat immer Geld.“

„Sie verdient es leicht, Frau Etatsrätin, und dann iſt ſie auch eine Laurentius! Denen juckt der Taler in der Taſche. Eigentlich darf man ihnen nichts geben.“

Das Letzte ſagte Bothilde in einem etwas vorwurfsvollen Ton, und die Etatsrätin lächelte.

„Laſſen Sie nur, Bothilde; ſie iſt doch einmal meine Freundin, und ſeinen Freunden muß man helfen.“

„Das hat mein Vater auch getan, Frau Etatsrätin, und dabei iſt er bankrott geworden.“

Frau Wilder machte eine ſchnelle Handbewegung. Sie ſprach mit Bothilde über viele ihrer Angelegenheiten; aber ſie hatte es nicht gern, wenn dieſe auch ihrerſeits Geſchichten erzählte. „Nun wollen wir zu Bett gehen,“ ſagte ſie.

3.

Daß ſich Kläre von Hagenthal gleich mit Riekchen Kleinert anfreundete, war ſehr merkwürdig und kam auch nur daher, weil die Eiſenbahnfahrt ſo langweilig war und weil beide jungen Mädchen nach Rangelrup reiſten. Kläre, um die Töchter des Hardesvogts Wilder zu unterrichten, und Riekchen, um vorläufig bei ihrem Onkel, dem Paſtor, einen Unterſchlupf zu finden.

Denn ihr Vater, der Kaufmann in Elmshorn, war vor einem halben Jahr geſtorben und hatte nur Schulden hinterlaſſen. Außerdem noch einen Sohn, der Schullehrer war, und Riekchen, die, wie ſie ernſthaft und betrübt verſicherte, nichts gelernt hatte und nichs konnte als ein wenig kochen und ſchneidern. „Das iſt ſchrecklich wenig, Fräulein von Hagenthal,“ ſagte ſie mit ihrer leiſen, weichen Stimme, „und ich bin Onkel Kleinert furchtbar dankbar. Und Tante Bettina auch, denn ſie haben geſchrieben, ich ſollte nur kommen und mich vorläufig um nichts quälen, ſie wollten für alles ſorgen. Iſt das nicht gut von ihnen? Wo ich doch ganz genau weiß, daß Onkel Kleinert noch viele Schulden abzubezahlen hat. Von damals her, als die Dänen böſe auf ihn waren und ihm keine Anſtellung geben wollten, denn er hatte bei Bau gekämpft, war verwundet worden und reiſte hinterher

in der Welt herum, um sein Brot zu verdienen. Und das wurde ihm sehr schwer. Weil er doch den Säbelhieb über den Kopf bekommen hatte, der ihn lange besinnungslos und nachher schwach und vergeßlich machte. Mein Vater hat oft davon erzählt, und auch davon, wie Tante Bettina ihn doch heiratete, obgleich er nichts hatte und sie auch nicht. Aber sie wollte immer bei ihm sein, ihn pflegen und trösten können. So sind sie denn zusammen in der Welt herumgezogen und haben viel Mühsal getragen, bis das Jahr 1864 kam und Onkel Kleinert doch noch Pastor wurde."

Langsam schlenderte der Personenzug durch die schleswigsche Heide. Mit ihren verwehten kleinen Bahnstationen, den schief gewachsenen Bäumen und dem weiten grauen Himmel darüber. Es war heute ein windiger, trüber Frühlingstag, und wenn der Zug einmal wieder hielt, dann pfiff der Sturm schneidend um die Bahnwagen, und die noch nicht belaubten Bäume bogen ihre Zweige auf und nieder.

Kläre von Hagenthal horchte auf den Wind und dann auf Riekchens Stimme. Im ganzen haßte sie es, Reisebekanntschaften zu machen, und sie wußte nicht genau, wie es gekommen war, daß sie und Riekchen sich gleich ihre Namen und das Ziel ihrer Reise gesagt hatten. Aber es war geschehen, und wenn sie in Riekchens freundliches Gesicht und in ihre blauen Augen mit dem Kinderausdruck sah, dann vergaß sie immer wieder ihre Absicht, als königlich preußische Oberstleutnantstochter recht stramm und kalt aufzutreten. Denn Kläre von Hagenthal kam aus altem Soldatenblut und war, wie es sich gehörte, stolz darauf. So stolz, daß sie trotzig in die weite Welt ging, um ihr eigenes Brot zu verdienen. Zu Haus war es nicht ganz reichlich. Zwei Brüder standen im Heer und brauchten Zuschuß; eine jüngere Schwester sollte noch etwas lernen; der Vater war eben pensioniert und die Mutter viel leidend. Also war es ganz selbstverständlich, daß Kläre ihr Examen bestanden und schon seit zwei Jahren an einer Töchterschule in Berlin, wohin jetzt auch ihre Eltern gezogen waren, unterrichtet hatte. Aber ihr Gehalt war nicht sehr reichlich, und die Existenz im elterlichen Hause kostete Vater und Mutter Geld.

Als daher der Hardesvogt Wilder in einer Berliner Zeitung für seine zwei Töchter eine Erzieherin bei freier Station und sehr ansehnlichem Gehalt suchte, da gehörte Kläre zu den zahlreichen Bewerberinnen um diese Stellung. Weshalb auf sie die Wahl des Hardesvogts fiel, ahnte sie nicht; aber ihr hatte er geschrieben und sie gebeten, in sein Haus zu kommen. Nun also lag der Abschied von Eltern und Geschwistern hinter ihr, nun reiste sie in die Provinz, die ihr Vater mit hatte erobern helfen, und jetzt, wo die graue Heide sie umspann, wo der Zug so langsam fuhr und der Wind um die Wagen heulte, jetzt war es ihr ein Trost, Riekchen Kleinert getroffen zu haben und mit ihr plaudern zu dürfen.

„Nun sind wir gleich in Hastede," plauderte Riekchen weiter. „Dort steigen wir in den Wochenwagen, und dann fahren wir noch ganze zwei Stunden nach Rangelrup. Onkel Kleinert hat mir alles genau geschrieben. Er glaubt immer, daß man sich leicht verirrt, und ich würde es sicherlich auch tun. Aber Sie, Fräulein von Hagenthal, Sie finden sich gewiß überall zurecht!"

Digitized by Google

Bewundernd sahen Riekchens Kinderaugen in Klärens feingeschnittenes Gesicht und glitten an ihrer einfach und geschmackvoll gekleideten Erscheinung herunter.

Klärens versuchte zu lächeln und gab eine gleichmütige Antwort. Aber wie dann der Zug hielt und ein unbeholfener Omnibus sie und ihre Reisegefährtin aufnahm, da klopfte ihr Herz, und mit zitternden Lippen gedachte sie der Heimat, die hinter ihr lag, und der kalten Fremde, die sich öde vor ihr öffnete. Sie und Riekchen waren nicht mehr allein Zwei dicke Männer stiegen zu ihnen in den Marterkasten, denen mehrere Frauen folgten. Sie hatten alle viel Gepäck und sahen sich unfreundlich an; gerade so, als gönne niemand dem anderen einen Platz. Als daher zuletzt noch ein jugendlicher Herr von feinem Äußeren den Wagen besteigen wollte, wurde er unsanft hinausgewiesen.

„Hier ist kein Platz mehr; Sie müssen beim Kutscher sitzen!"

„Ist dieser Platz auch besetzt!" Der Ankömmling blickte mit einem etwas spöttischen Lächeln auf eine Reisetasche, die den Platz eines Menschen ausfüllte. Jedoch niemand rührte sich, sie wegzunehmen; es war gerade, als hätten sich alle Anwesenden das Wort gegeben, diesem letzten Passagier keinen Sitz einzuräumen.

Da bog Riekchen Kleinert sich vor. „Darf ich die Reisetasche unter die Bank schieben? Der Herr muß dort sitzen." Sie sprach mit ihrer leisen, freundlichen Stimme, und ihre Augen lächelten.

Ein dicker Pferdehändler schob schweigend den Sack unter die Bank, und der junge Herr setzte sich jetzt Klärens und Riekchen gegenüber.

„Vielen Dank!" sagte er mit einer Verbeugung, und das junge Mädchen sah ihn mit ihren klaren Augen an.

„Es ist nichts zu danken!" erwiderte sie, und dann wandte sie den Blick ab, und ihrem Gesicht sah man an, daß sie nicht mehr an den Mann dachte, dem sie einen Platz verschafft hatte. Es wurde dämmerig im Wagen; die Menschen erkannten sich kaum, und alle atmeten auf, als die große schwerfällige Maschine vor Gustav Ebsens Gasthaus in Rangelrup hielt, als eine Laterne vorm Wagen hin- und hergeschwenkt wurde, und als allmählich einer nach dem anderen ausstieg.

Der Wind wehte noch immer, und die Luft war klar und kalt geworden. Als Riekchen Kleinert aus dem Wagen stieg und sich suchend umblickte, berührte eine Hand ihren Arm.

„Noch einmal vielen Dank!" sagte eine leise Stimme.

Sie konnte nicht antworten; der Reisegefährte war in der Dunkelheit verschwunden, und eine andere Stimme rief ihren Namen. Das war Pastor Kleinert, der gekommen war, um seine Nichte abzuholen; und auch Glasog stand in der besten Livree am Wagenschlag und fragte nach Fräulein von Hagenthal. Er hatte sogar sein Glasauge eingesetzt, obgleich niemand darauf achtete; und Gustav Ebsen, der Wirt, Krämer und Bäcker des Dorfes in einer Person, blinzelte wohlgefällig, als er die beiden jungen Damen sah.

„Son Zuwachs ist angenehm!" sagte er halblaut zum Wilderschen Diener. Denn er wußte natürlich gleich, daß das eine junge Mädchen die Nichte vom Pastor, die andere die Erzieherin beim Hardesvogt sei.

Glasog richtete sich in die Höhe.

„Was unsre is, die is kein Zuwachs, Gustav, die is 'ne Gouvinante.“

Und ernsthaft belud er sich mit Kläres Gepäck und zeigte ihr, wo der Wagen stand.

Das war nun alles schon eine Woche her, und wenn Kläre Hagenthal an dem Fenster ihres Giebelzimmers stand und nach dem Kirchturm von Rangelrut oder in den weiten Himmel sah, der sich hinter dem Dorf schier unermeßlich ausstreckte, dann war es ihr manchmal, als hätte sie schon jahrelang an diesem Fenster gestanden und nach dem Walde hinübergeblickt, der jetzt einen zarten grünen Schleier anlegte. Nicht etwa, daß die Zeit bleierne Füße hatte und daß sie nur mühsam ihr Tagewerk bewältigte; ganz im Gegenteil, die Stunden flogen dahin. Aber sie konnte sich kaum mehr denken, nicht schon lange in diesem behaglichen Hause gelebt und seine schweren Eichentreppen auf und nieder gewandert zu sein.

Wenn die Wilders einmal einen fremden Menschen bei sich aufnahmen, dann war er gleich bei ihnen zu Hause. So wenigstens kam es Kläre vor; und nachdem sie in der ersten Nacht bittere Heimwehtränen vergossen und sich nach allem gesehnt hatte, nach dem sie sonst niemals Sehnsucht empfand, ließ sie sich jetzt von dem behaglichen Gefühl umspinnen, gern gesehen und zugleich nützlich zu sein.

Denn die beiden kleinen Mädchen brauchten wirklich Unterricht und eine feste Leitung. Sie waren unerzogen, wild und hatten von den meisten notwendigen Kenntnissen keine Ahnung. Aber sie waren wiederum gutherzig und liebten Kläre bald in ihrer Weise.

„Du darfst uns nur nicht so viel lernen lassen,“ sagte Dodo ihr am ersten Tage des Unterrichts. „Wenn wir gelehrt werden, dann kriegen wir keinen Mann. Glasog sagt es.“

„Aber Lesen und Schreiben muß man immer können!“ entgegnete Kläre lachend.

„Lesen und Schreiben!“ Dodo wiederholte die Worte und sah die junge Lehrerin nachdenklich an. „Glasog sagt, Lesen und Schreiben kann Unglück bringen.“

Tina, die jüngere Schwester, plapperte alles nach, was die ältere sagte. Sie war ein sehr zartes Kind, mit großen, dunkeln Augen, die sich leicht mit Tränen füllen konnten.

Jetzt weinte sie auch ein wenig.

„Unglücklich will ich nicht sein, Tante Kläre. Lieber will ich nichts lernen und mir ein Kamel kaufen.“

Der Hardesvogt lachte, als Kläre ihm diese Unterhaltung berichtete.

„Mit meinen kleinen Mädchen müssen Sie Geduld haben, Fräulein von Hagenthal. Sie sind durch Glasog und Bothilde großgezogen, und beide haben wohl nicht viel Respekt vor den Wissenschaften. Ein Kamel ist auch ein nettes Tier: vielleicht wären wir alle wohl aufgehoben, wenn unser Lebenszweck darin bestände, mit einem Kamel am Halfterband in der Welt umher zu ziehen.“

Wenn Gottfried Wilder so etwas sagte, konnte er ein halb trauriges, halb spöttisches Gesicht dazu machen, und Klära sah ihn etwas befremdet an. Er war ganz anders, wie die jungen schneidigen Leutnants, mit denen sie früher viel verkehrt hatte, und auch anders, wie die Professoren und Lehrer, mit denen ihr Beruf sie jetzt zusammengeführt hatte. Er hatte eine feine Ritterlichkeit, die sie sehr angenehm berührte; aber wenn er noch so artig mit ihr sprach, ihr von den Verhältnissen des Landes und von der Gegend berichtete, so kam es dem jungen Mädchen doch vor, als wären seine Gedanken nicht bei der Sache, als weilten sie in weiter Ferne. Und wie die Menschen nun einmal sind, so kehrten ihre Gedanken gerade deswegen sehr oft zu dem gütigen Hausherrn zurück, der, wenn er sich sehen ließ, immer ein freundliches Wort für seine Umgebung hatte und niemals verstimmt oder übler Laune zu sein schien.

Klära Hagenthal hatte mit achtzehn Jahren ein Herzenserlebnis gehabt, wie es nur bevorzugten Mädchen in Militärkreisen erspart bleibt. Sie hatte einen Leutnant geliebt und er sie; und sie hatten sich des leidigen Geldes wegen doch nicht heiraten können.

Jetzt war er mit einem wohlhabenden Mädchen vermählt, und Klära hatte sich vorgenommen, zu arbeiten und niemals wieder zu lieben.

Beinahe hatte sie Oskar Leimitz auch schon vergessen. Jetzt, hier auf Sandberghof, begann sie wieder an ihn zu denken, aber nur in leisem Staunen, daß sie seinetwegen hatte Tränen vergießen können.

Auch mit der Etatsrätin kam sie gut aus. Die alte Dame freute sich über junge Gesichter, und als sie sich durch eine lange und etwas umständliche Unterhaltung vergewissert hatte, daß Klära nicht allein eine Dame war, sondern auch gute und vernünftige Ansichten hatte, da behandelte sie sie wie ihre Tochter, und der Rittmeister, Onkel Ferdinand, der schon sehr bald wieder zum Nachmittagstee kam, machte ihr, seiner Ansicht nach, ein feuriges Kompliment.

„Wirklich, mein Fräulein, Sie sind so nett, Sie könnten eine Schleswig-Holsteinerin vom reinsten Wasser sein!“

Klära hatte dem alten Herrn den Tee gebracht und, nach seiner Anweisung, tüchtig Rum hineingegossen.

Nun warf sie den Kopf in den Nacken.

„Ich bin eine Preußin, und die Preußen haben Schleswig-Holstein erobert.“

„Na, na,“ er hob den Finger. „Man nicht so übermütig, kleine Dame. Da ging Macht vor Recht, und der Augustenburger Herzog war doch unser angestammter Herr!“

Klära sah ihn überrascht an. Von Politik wußte sie nicht allzuviel; was ihr König erobert hatte, das mußte ihm auch gehören.

„Vom Augustenburger Herzog weiß ich nichts, Herr Rittmeister.“

„Kann ich mir denken, liebes Fräulein. Wer aus Berlin kommt, der weiß meistens nicht viel. Aber wenn Sie mich mal in meinem Heidehaus besuchen wollen, dann zeige ich Ihnen sein Bild und erzähle Ihnen etwas von Schleswig-Holstein. Dann werden Sie selbst einsehen, daß es besser ist, ein Schleswig-Holsteiner zu sein, als ein so böser, eroberungslustiger Preuße, der alles haben will.“

„Lieber Onkel," sagte der Hardesvogt lachend, „Du wirst unser nettes Fräulein von Hagenthal doch nicht in ihren heiligsten Gefühlen beleidigen wollen."

Onkel Ferdinand machte ein erstauntes Gesicht.

„Wie werde ich denn? Ich sage nur, was ich denke, und nach meiner Ansicht sind die Preußen Räuber. Fräulein von Hagenthal aber ist der schlimmste Räuber von allen, denn seitdem sie hier ist, ist mir gleich mein Herz abhanden gekommen."

Er machte eine galante kleine Verbeugung, zwinkerte dabei mit den Augen und zog ein so verschmitztes Gesicht, daß Klärc in ein helles Gelächter ausbrach. Aber die Etatsrätin schüttelte mißbilligend den Kopf.

„Man muß auch nicht im Scherz Grobheiten sagen, lieber Ferdinand. Die Politik bei uns hat so viel Trauriges hervorgebracht, daß wir uns freuen sollten, wenn jemand einmal nichts von Politik versteht, wie unsere liebe Klärc!"

Und die alte Dame legte wie schützend ihre feine welke Hand auf Klärens Schulter, so daß diese fast erstaunt wurde. Denn sie fühlte sich stark genug, auch mit den politischen Erinnerungen und Ansichten fertig zu werden, die hier von allen Seiten auf sie eindrangen.

Wenn es auch nur Glasog war, der ihr an einem der ersten Tage den Weg nach dem Wald und von dort nach der Heide zeigte und dabei von Achtundvierzig und Neunundvierzig, von seinem Glasauge und von dem dänischen Kriegsschiff ‚Christian VIII.' erzählte, das er hatte in die Luft fliegen sehen.

„Fräulein, da hätten Sie bei sein sollen," schloß er seinen Bericht. „Sowas belebt man nicht leicht wieder, und Sie sind ja woll von die Soldatens. Ja, die Soldatens sind die besten, und darum halt ich auch so viel von Pastor Kleinert, weil daß er auch ein Soldat gewesen is. Und eine Kugel hat er auch noch ins Bein, was sozusagen ein Andenken is. Ein Andenken an allens, was früher gewesen is und nu nich wieder kommt. Ich mein, all der Begeisterung, und daß man gern for sein Vaterland sterben mocht und all sowas. Und wenn es nich unbescheiden is, Fräulen, so wollt ich man bitten, daß Dodo und Tina auch ein büschen von Schleswig-Holstein zu wissen kriegen, und von Achtundvierzig und Neunundvierzig, und wie es zugeht, daß ich ein Glasaug hab und Pastor Kleinert ümmer so hinken tut. Was allens besser zu wissen is, als ganz gewöhnliches Schreiben und Lesen."

Glasog empfand Wohlgefallen an Klärc, und Bothilde war auch freundlich, wenn auch nicht so mitteilsam wie Herr Muhl.

Eigentlich waren alle Menschen hier in ihrer Weise gut. Etwas schwerfällig und nicht gerade so höflich wie Klärc es von Altpreußen her gewohnt war. Aber sie war verständig genug, nicht mehr zu beanspruchen, als ihr gegeben werden konnte, und als eines Nachmittags Pastor Kleinert mit seiner Nichte Riekchen der Etatsrätin einen Besuch machte, da betrachtete sie sich den geistlichen Herrn von Rangelrup mit großer Aufmerksamkeit. Es war ein großer, etwas vornüber geneigter Mann mit einem schmalen, häßlichen Gesicht und einer schlecht gearbeiteten, schiefsitzenden Perücke. Aber er hatte sehr klare, hellbraune Augen, die sich wohlwollend auf Klärc richteten.

„Sie ſind meiner Nichte eine ſo freundliche Reiſegefährtin geweſen. Hoffentlich beſuchen Sie uns bald?“ fragte Paſtor Kleinert mit einer ſehr angenehmen Stimme.

Kläre erwiderte etwas Artiges und begab ſich dann daran, den Tee für die Gäſte zu bereiten; eine Beſchäftigung, die ſie vom erſten Tage hier übernommen hatte und bei der ihr Bothilde zur Hand ging. Riekchen ſtellte ſich neben ſie und ſah ſich aufmerkſam in dem behaglich eingerichteten Wohnzimmer um.

„Wie hübſch iſt es hier, Fräulein von Hagenthal, und welch ſchöne Bilder hängen an den Wänden! In ſolchem ſchönen Landhaus bin ich noch niemals geweſen!“

„Magſt Du es hier bei uns leiden?“ fragte Dodo, die plötzlich hinter dem Teetiſch auftauchte und Riekchen neugierig betrachtete. „Du biſt auch bei Wilders auf Sandberghof,“ ſetzte ſie ſtolz hinzu. „Mein Großvater war Etatsrat, und wenn Papa bloß Hardesvogt iſt, ſo kommt es daher, weil er keine Luſt hatte, etwas anderes zu werden. Glasog ſagt es auch.“

Dies war meiſtens Dodos Schlußſatz, und nun ließ Riekchen ſich berichten, wer Glasog war, und als ſie hörte, weshalb er ſo hieß, wußte ſie von einer Frau, die auch nur ein Auge gehabt hatte; ebenſo, wie ſie auch ſchon ein Kamel geſehen hatte und einen Affen. Denn dieſe Sehenswürdigkeiten ſpukten noch immer in den Köpfen der kleinen Mädchen, und eigentlich hatten ſie noch jeden Tag Sehnſucht nach ihnen.

Aber Riekchen Kleinert fand gleichfalls Gnade vor ihren Augen. Sie führten ſie im Hauſe umher, zeigten ihr alle Zimmer, und dann mußte ſie in die Ställe, die Schweine betrachten und die kleinen Kälber, die nur mit Milch aufgezogen wurden.

Riekchen verſtand es, mit Kindern umzugehen. Sie lachte über ihre Geſchichten und erzählte ſelbſt einige drollige Erlebniſſe aus ihrer Kindheit. Lauter harmloſe Geſchichten, in denen Hunde und Katzen eine Hauptrolle ſpielten, aber Kläre, die ſchweigend die kleine Geſellſchaft begleitete, beneidete ſie doch ein wenig. Denn obgleich ſie ſehr gut mit Dodo und Tina fertig werden konnte und beide Kinder anfingen, ſehr nett bei ihr zu lernen, ſteckte doch vielleicht zu viel Kommandogeiſt in ihr, ſo daß ſie es nicht verſtand, nach den Schulſtunden die Lehrerin auszuziehen und mit den Kindern ein Kind zu ſein. So wie Riekchen, die in dieſem Augenblick, wo ſie einem Kalb den Milcheimer hinhielt, ganz gewiß nicht daran dachte, daß ſie ſchon neunzehn Jahre alt war und eigentlich kein Kind mehr ſein durfte.

Aber jedermann hatte eben ſeine Art, und Kläre empfand, daß ſie auf Riekchen Kleinert dennoch niemals eiferſüchtig ſein konnte. Im Grunde genommen war die wirklich noch ein Kind und würde es vielleicht immer bleiben.

Unterdeſſen ſaß die Etatsrätin im Wohnzimmer mit Paſtor Kleinert. Der Hardesvogt war nicht zu Haus; aber Onkel Ferdinand kam zum Tee und freute ſich, den Kampfgenoſſen zu finden.

Er ſprach gleich von ſeinen eigenen Angelegenheiten und berichtete, daß der junge Herr von Helmkron, der Erbe des Heidehauſes und der Ländereien, ſchon bei ihm geweſen ſei und ihm angeboten hätte, vorläufig im Hauſe wohnen zu bleiben.

„Es scheint ein netter kleiner Mensch zu sein, obgleich er ein dänischer Leutnant gewesen ist," schloß er seine Erzählung. „Vorläufig will er in Rangelrup bei Gustav Ebsen wohnen. Dieser Kerl hat für alles Platz; auch für einen Dänen. Und Du, mein lieber Kleinert, mußt dieses neue Gemeindemitglied warm halten. Der kann dir noch einmal neue Kirchenfenster oder eine Kanzel schenken. Denn sein Erbteil ist höchst anständig geworden."

Und der Rittmeister zwinkerte mit den Augen und wirbelte seinen weißen Schnurrbart.

Pastor Kleinert schob nachdenklich seine Perücke hin und her, wie es seine Gewohnheit war, wenn er nicht wußte, was er sagen sollte; aber die Etatsrätin richtete sich steif auf und preßte die Lippen zusammen.

Obgleich sie eine gute Frau war, konnte sie sich doch nicht entschließen, sehr liebenswürdig gegen Pastor Kleinert zu sein. Nach ihrer Ansicht war es verkehrt gewesen, den Pastor Brolund wegzujagen, und gegen seinen Nachfolger hatte sie ein ganz begreifliches Vorurteil. Im stillen hatte sie manche dänische Sympathien, und die Pastorin war außerdem eine Kielerin. Auf die Kielerinnen war die alte Frau Wilder nicht gut zu sprechen, seitdem sie nach dem Tode ihres Mannes entdeckt hatte, daß er als Student mit einer Kielerin verlobt gewesen war. Die Sache war ja lange vergangen, und die Etatsrätin sagte sich selbst, daß es töricht sei, noch an diese alte Geschichte zu denken; aber die Kielerinnen konnte sie nun einmal doch nicht leiden. „Man muß nicht immer gleich an irgend einen Vorteil denken, den man von wildfremden Menschen haben könnte, lieber Ferdinand," sagte sie jetzt etwas gemessen. „Auch die Pastoren sollten es nicht tun; selbst wenn sie ihrer Kirche etwas verschaffen wollen."

„Soweit bin ich auch hoffentlich nicht gekommen," erwiderte Pastor Kleinert mit einem leisen Lächeln, das sein häßliches Gesicht sehr anziehend machte; aber die Etatsrätin verspürte keine Lust, auf seinen Einwurf zu hören.

„So war Pastor Brolund ebenfalls nicht. Außerdem sprach er niemals von Politik, was gleichfalls angenehm berührte."

Die Etatsrätin irrte sich. Pastor Brolund war einer der dänischen Pastoren gewesen, die gerade durch ihren Fanatismus der eigenen Sache sehr geschadet hatten. Der Rittmeister lachte deshalb auch zornig auf.

„Liebe Juliane, Du irrst Dich einmal wieder gründlich. Wäre Pastor Brolund nicht ein verrückter Däne gewesen, noch heute stände er auf der Rangelruper Kanzel. Denn wir Schleswig-Holsteiner sind ein höllisch langmütiges Volk. Aber er hat sich selbst den Strick gedreht, und der Kampfgenosse Kleinert ist besser als dieser Inseldanske, der uns unsere Sprache rauben wollte. Nicht wahr, Kleinert?"

Er schlug dem Pastor aufs Knie und lächelte ihm wohlwollend zu. Der aber schüttelte leise den Kopf.

„Ich kann es der Frau Etatsrätin nicht verdenken, wenn sie den alten Verhältnissen noch ein wenig nachtrauert. Bei solchen Veränderungen, wie unser Land sie erlebt hat, wird manchmal mit einem sehr scharfen Messer geschnitten. Und alle Wunden heilen nicht gleich."

Frau Wilders Ausdruck wurde freundlicher.

„Sie haben ganz recht, Paſtor Kleinert, und Ihnen gegenüber wollte ich auch nichts Unfreundliches ſagen. Ich kann nur jetzt nicht alles vorzüglich finden.“

„Nächſtens kommt auch mein Adjunkt,“ berichtete Paſtor Kleinert, und Frau Wilder machte große Augen.

„Sie erhalten ſchon eine Hilfe? Paſtor Brolund —“

„Paſtor Brolund hatte in meinen Jahren ſicher noch keine Hilfe nötig, Frau Etatsrätin. Aber ich bin vor der Zeit ein wenig morſch geworden. Ungeſtraft ſchleppt man ſeit 48 keine Kugel mit ſich herum. Da iſt es denn gut, daß mir das Konſiſtorium einen Rangelruper zur Hilfe ſchickt. David Riſſom, den Sohn des früheren Hardesvogt von hier.“

„David Riſſom!“ Die Etatsrätin wiederholte den Namen. „Alſo Riſſoms Sohn iſt in preußiſche Dienſte getreten? Ich dachte, er würde es nicht vergeſſen, daß ſein Vater gleichfalls von hier weggejagt iſt.“

„Er iſt doch ein geborener Schleswig-Holſteiner und hat auf deutſchen Univerſitäten ſtudiert. Sein Vater iſt in Hamburg geſtorben, und in Dänemark haben ſie genug däniſche Theologen. An den Schleswig-Holſteinern liegt ihnen nichts. Sie gehören doch auch hierher.“

Aber die Etatsrätin wurde heute vom Geiſt des Widerſpruchs beſeelt. Eben wollte ſie ſagen, daß die Leute von heutzutage doch kein Rückgrat hätten und daß ſie niemals in einen Ort gehen würde, aus dem ihr Vater weggejagt worden ſei, als ſich die Tür öffnete und Kläre mit Riekchen wieder eintrat. Bis jetzt hatte Frau Wilder noch keine Gelegenheit gehabt, mit dem jungen fremden Mädchen zu ſprechen; nun rief ſie Riekchen neben ſich und fragte ſie aus, wie ſie Kläre ausgefragt hatte. Denn das war ihrer Anſicht nach ihr Recht.

Geduldig gab Riekchen die gewünſchte Auskunft. Ja, ihr Vater hatte einen Laden gehabt, und es war ihm ſchlecht gegangen, und ihr Bruder war Schullehrer, und ſie ſelbſt hatte gar kein Geld. Wenn der Onkel Paſtor nicht das Geld zur Reiſe geſchickt hätte und noch ſo viel dazu, daß Riekchen dies und jenes anſchaffen konnte, dann hätte ſie nur zwei ſehr vertragene Kleider gehabt.

„Hoffentlich können Sie kochen, liebes Kind!“ ſagte die Etatsrätin, die alle dieſe Einzelheiten hartnäckig abgefragt hatte und nun halb ſorgenvoll in das friſche Mädchengeſicht ſah. „Kochen iſt die Hauptſache, liebes Kind, und dann auch Nähen und Flicken.“

„Ich will alles bei Tante Bettina lernen,“ verſicherte Riekchen und lachte dabei ſo ſorglos, daß die Etatsrätin leiſe den Kopf ſchüttelte.

Sie war im behaglichen Wohlſtand erzogen und konnte nicht begreifen, daß man vergnügt ſein konnte, wenn man nichts, rein gar nichts hatte. Aber die fröhliche Art des jungen Mädchens verfehlte nicht ihren Eindruck.

„Wir wollen recht nett gegen das kleine Riekchen ſein,“ ſagte ſie zu Kläre, als ſich der Beſuch verabſchiedet hatte. „Ihr Vater hat zwar einen Laden gehabt, was ja eigentlich nicht ganz fein iſt; aber ſie gefällt mir trotzdem. Und der

Einfluß der Paſtorin Kleinert iſt vielleicht nicht ganz gut. Sie iſt nämlich eine Kielerin, und dieſe Damen ſind oft etwas kokett. Jedenfalls wollen wir gut gegen Riekchen ſein."

4.

Wer die Paſtorin Kleinert mit unbefangenen Augen betrachtete, der mußte das Urteil der Etatsrätin über die Kielerinnen im allgemeinen für ſehr unrecht halten. Bettina Kleinert war lang und hager wie ihr Mann, mit einem Geſicht, in das die Jahre und viele Sorgen ihre Zeichen eingeſchrieben hatten, und mit einer gedämpften, leicht heiſeren Stimme, die für manchen Troſtbedürftigen etwas Beruhigendes hatte.

Ein gedämpfter Ton lag überhaupt über dem behaglichen Pfarrhauſe, deſſen dunkles Strohdach ſich dicht neben dem Friedhof erhob, und hinter dem Stallungen und ein großer Obſtgarten lagen. Dieſe Ruhe und Stille hatte nicht in dem Hauſe des däniſchen Vorgängers geherrſcht, wo viele Kinder Leben und Bewegung hineinbrachten. Kleinerts waren ruhige Menſchen, und ſie hatten von der Erhebung Schleswig-Holſteins bis zum Kriege von 1864 ſo viele Entbehrungen und Schickſale durchmachen müſſen, daß es vielleicht nicht verwunderlich war, wenn ſie noch immer mit den Schatten der Vergangenheit zu kämpfen hatten. Und zwei Kinder, die ihnen in der Verbannung geboren waren, erlebten nicht mehr die gute, ſorgenloſe Zeit.

„Die Etatsrätin ſagte mir wieder einige ſcharfe Worte," erzählte der Paſtor ſeiner Frau.

Das Ehepaar ging durch den großen Obſtgarten, auf dem die Gravenſteiner Äpfelbäume auf Grasboden ſtanden und allmählich ein roſenrotes Gewand anlegten. Es war ein herber Frühlingstag mit Weſtwind und halbklarer Luft. Am Himmel ſchifften große weiße Wolken, und die Lerchen ſangen. Die Paſtorin hob den Kopf, horchte auf den Vogelgeſang und den Wind, der in den grünenden Zweigen rauſchte. Dann wandte ſie ſich ihrem Manne zu, der bedächtig aus einer langen Pfeife rauchte.

„Die alte Frau Wilder iſt von jeher böſe auf uns geweſen. Darüber muß man eigentlich nicht mehr nachdenken. Es iſt einerlei!"

Kleinert ſchüttelte den Kopf.

„Einerlei iſt es nicht, Bettina. Man muß doch mit allen Leuten in Frieden leben, und es iſt mir ſchmerzlich, daß ſich die Etatsrätin eigentlich immer mit mir zanken möchte."

Frau Bettina ſchob ihm ſeine Perücke wieder gerade, denn dies Kleidungsſtück ſaß von neuem ſchief.

„Wer wie Du bei Bau einen Säbelhieb über den Kopf erhalten hat, daß kein Haar mehr dort wachſen will, und eine Kugel noch immer mit ſich herumſchleppt, der wird niemals die Gnade der alten Frau Wilder genießen. Sie iſt däniſch bis auf die Knochen, wenn ſie es auch ſelbſt nicht weiß."

„Aber ihr eigener Bruder hat doch auch gegen die Dänen gekämpft."

„Weißt Du nicht, lieber Bertold, daß der Rittmeiſter jahrelang mit ſeiner Familie auseinander war? Frau Wilder ſpricht nicht mehr darüber, und er hat

mir ſelbſt geſagt, daß es beſſer wäre, zu vergeben und zu vergeſſen. Aber die Entfremdung hat ſehr lange gedauert. Herr von Mürwik iſt bekanntlich viele Jahre in Amerika geweſen und hat niemals von ſeinen Angehörigen gehört. Alſo darfſt auch Du Dich nicht wundern, wenn die Etatsrätin Dir einige Nadelſtiche verſetzt, und es muß Dir gleichgültig ſein."

Die Paſtorin ſprach mit ihrer gedämpften Stimme, in der manchmal etwas anderes zitterte: etwas wie halb unterdrückte Leidenſchaft. Aber ihr Mann achtete nicht darauf. Er betrachtete die Obſtbäume, brach hier ein dürres Zweiglein ab und klopfte an die Stämme, um die eingebohrten Käfer zu ſchrecken.

„Und ſie iſt doch eine gute Frau," ſagte er endlich. „Mit Riekchen hat ſie faſt zärtlich geſprochen."

„Gute Menſchen können auch ihre unangenehmen Seiten haben. Eigentlich ſind wir ja überhaupt alle gut, oder wollen es ſein. Und dennoch ſind wir allzumal Sünder. Jedenfalls kann ich es manchmal begreifen, daß die junge Frau Wilder die Flucht vor der Schwiegermutter ergriff."

„Liebe Bettina —" Paſtor Kleinert wurde plötzlich ernſthaft. „Eigentlich biſt Du zu alt, um ſolche Dinge zu ſagen. Die junge Frau Wilder iſt ſchwerlich vor der Schwiegermutter geflohen."

„Oder vor ihrem eigenen Herzen."

Frau Bettina ſah von neuem den langſam gleitenden Wolken nach. Dann legte ſie die Hand in ihres Mannes Arm.

„Komm, wir wollen von anderen Dingen reden. Von den blühenden Äpfelbäumen, und wieviel ſie wohl tragen werden, und ob unſere Lieferungen auch regelmäßig einkommen. Was gehen uns die Menſchen an, die uns nicht mögen, und die Menſchenſchickſale, die die Heide auch hier geſehen hat. Laß uns fröhlich ſein. Wir ſind Paſtors von Rangelrup und haben nächſtens keine Schulden mehr!"

Eilig wandte ſie ſich ab und ging ins Haus, während ihr Mann kopfſchüttelnd an den Bäumen weiter klopfte.

Bertold Kleinert trug das Leben, wie es ihm auferlegt wurde, und ſuchte ſeine Straße gerade und ohne Falſch zu wandeln. Seine Bettina verſtand er nicht immer; aber ſie war ſchon früher in ihrer Jugend anders wie andere Mädchen geweſen, und deshalb hatte er ſie lieb gewonnen. Er hatte es nicht bereut, ſich mit ihr verlobt zu haben. Sie war ihm treu geblieben in Not und Elend und hatte tapfer an ſeiner Seite mit dem Leben gekämpft; aber ſeitdem ſie ihre Kinder verloren hatte, war ſie bitter geworden. Es war auch nicht leicht, zwei luſtige Jungen ſein eigen zu nennen, und jetzt von ihnen nichts mehr zu haben, als ein Grab, das noch dazu in der Fremde lag. Aber Gottes Wege waren unerforſchlich, und man mußte ſich in ſie finden.

Leiſe räuſperte es ſich neben Bertold Kleinert, und als er den Blick von einem Apfelſtamm hob, an dem er eifrig umherklopfte, ſah er einen alten kleinen Mann vor ſich ſtehen, der ein wenig an ſeiner Kappe rückte.

„Guten Tag, Praeſt. Ich dachte immer, der Praeſt käme einmal auf mein Moor; aber er iſt nicht gekommen."

„Nun, Sönke Sönksen," die Stimme des Paſtors klang ſchärfer als ſonſt. „Ich freue mich, daß Du mich einmal beſuchſt. Daraus ſehe ich, daß Du auf beſſere Gedanken kommſt."

Sönke Sönksen lehnte ſich an einen Apfelbaum und ſchaute ins Gras. Er hatte ein graues, verwittertes Geſicht, ſchmutzig graue Haare und ſcharfblickende, rotgeränderte Augen.

„Ich weiß nicht, was der Praeſt will," ſagte er mürriſch. „Ich bin immer ein ſehr guter Mann geweſen und werde es immer bleiben. Aber andere Leute vergeſſen, daß ſie einem Dank ſchuldig ſind."

Er ſprach ein ſonderbares Gemiſch von Plattdäniſch und Deutſch, und der Paſtor horchte erſtaunt auf ſeine Worte.

„Ich bin Dir keinen Dank ſchuldig, Sönke. Ich habe Dir zu Deiner goldenen Hochzeit mit Karen Nielsdatter ein Gnadengeſchenk von der Regierung verſchaffen wollen. Aber ich konnte es Dir natürlich nicht geben, da Deine Frau die goldene Hochzeit nicht mehr erlebte."

„Sie ſtarb acht Tage vorher," rief Sönke; „und das war grade ſo, wie ſie war. Niemals tat ſie, was ich wollte, und als ich Geld geſchenkt haben ſollte, weil ich es ſo lange mit ihr ausgehalten hatte, da legte ſie ſich hin und tat, als ob ſie tot wäre."

Paſtor Kleinert hob den Finger.

„Sönke, Sönke, von der alten Geſchichte wollen wir nicht wieder anfangen. Du haſt mir damals viel Kummer gemacht, und die ganze Gemeinde hat ſich Deiner geſchämt."

„Weshalb?" fragte Sönke biſſig. „Wenn ich ſage, Karen Nielsdatter iſt nicht tot, ſo muß ich das doch wiſſen. Denn ich bin ihr Mann und kenne ſie beſſer als die Regierung. Und wenn ich goldene Hochzeit feiern wollte, ſo war das auch meine Sache."

„Schweige, Sönke! Du weißt ſelbſt, wie ſchrecklich Du gehandelt haſt. Mit Deiner toten Frau im Hauſe wollteſt Du ein Teepunſchgelage geben und auch noch das Geld von der Regierung nehmen. Und als ich dazu kam und Dir Dein Benehmen vor Augen führen wollte, da wieſeſt Du mir die Tür. Deshalb habe ich es für richtiger gehalten, mich vorläufig nicht um Dich zu bekümmern. Aber ich freue mich, daß Du jetzt zu mir kommſt; denn ich hoffe, Du ſiehſt ein, wie häßlich Du gehandelt haſt!"

Sönke zuckte die Achſeln.

„Wenn ein Praeſt anfängt zu reden, da kann niemand dagegen an. Meinetwegen will ich denn auch ſchuld haben. Aber der Praeſt muß auch nicht vergeſſen, daß ich ihm die Stelle hier verſchafft habe. Denn wenn ich nicht damals den Rangelrupern geſagt hätte, der däniſche Praeſt muß aus dem Dorf, und wenn ich nicht den erſten Stein gegen ſein Fenſter geſchmiſſen hätte, der däniſche Praeſt ſäße noch heute hier im Paſtorat."

Kleinert machte eine unwillige Bewegung, dann zuckte er die Achſeln.

„Sönke, laß die alten Geſchichten ruhen. Du weißt doch, daß ohne Gottes Willen kein Sperling vom Dach fällt; und wenn Du damals die Rangelruper

veranlaßt haſt, ihren däniſchen Paſtoren wegzujagen, ſo warſt Du nur ein Werkzeug des göttlichen Willens. Außerdem brauchſt Du Dich Deiner Tat mir gegenüber nicht zu rühmen. Wäre ich nicht hier Paſtor geworden, hätte man mich anderswo gebrauchen können. Und außerdem iſt es niemals gut, einen Volkshaufen zu wilden Taten anzuleiten. Und nun ſage, was Du willſt."

„Ich will wieder heiraten!" erwiderte Sönke, der dieſe kleine Rede gleichmütig angehört hatte.

„Heiraten?" Paſtor Kleinert, der noch immer nach Kerbtieren geſucht hatte, ließ beinahe ſein Meſſer fallen. „Du biſt über ſiebzig Jahre alt, Sönke, und Deine Frau iſt noch nicht zwei Monate unter der Erde."

„Beides tut gar nichts, Praeſt," verſicherte Sönke. „Was das Alter betrifft, ſo ſind ſiebzig Jahre noch nicht ſchlimm. Abraham war viel älter, als ſein Iſaak geboren wurde, und mein Vatersbruder war neunzig Jahre alt, als er zum viertenmal Hochzeit feierte. Der Eheſtand iſt geſund; das ſteht in der Bibel, und von der Kanzel wird's auch immer geſagt."

„Wen haſt Du Dir denn ausgeſucht?" fragte Kleinert, unwillkürlich lächelnd.

„Bothilde bei Wilders."

„Bothilde? Sie wird kaum vierzig Jahre alt ſein."

„Mehr darf ſie auch nicht haben, Praeſt; für die ganz Alten bin ich nicht, denn an Karen Nielsdatter habe ich mein Kreuz zu tragen gehabt. Und daß ſie vor der goldenen Hochzeit ſterben mußte, war eine große Gemeinheit, die ich ihr nicht verzeihen werde. Bothilde habe ich ſchon immer leiden mögen. Damals, als die junge Frau noch lebte und manchmal mit ihr zu mir kam. Dann trank die kleine Frau Milch von unſerer Ziege, und benahm ſich ſehr ordentlich. Bothilde aber war noch netter, und deshalb will ich ſie jetzt heiraten. Der Praeſt beſorgt das wohl."

Kleinert hatte geduldig den gleichmütig geſprochenen Worten gelauſcht. Nun griff er wieder zu ſeinem Meſſer.

„Ich bin kein Heiratsvermittler, Sönke. Wer ſo etwas will, der muß ſeine Sache ſelbſt ausfechten. Wenn Du mich aber um meine Meinung fragſt, dann möchte ich ſagen, daß Bothilde Dich nicht nehmen wird."

Frau Bettina kam aufgeregt in den Garten.

„Der junge Herr von Helmkron iſt da und will Dir einen Beſuch machen. Bitte, ſetze Deine Perücke gerade."

Kleinert fuhr ſich verdrießlich an den Kopf.

„Wer iſt Herr von Helmkron?"

„Der neue Beſitzer des Heidehauſes und aller Ländereien rund umher. Bertold, Du weißt es doch."

Die Paſtorin ſprach ſchnell, und ihr Mann klopfte ſie leiſe auf die Schulter.

„Nicht ſo hitzig, Bettina. Ich komme ſchon bald, und unterdeſſen kann unſer Riekchen den jungen Mann unterhalten."

Er wandte ſich wieder zu Sönke, der immer noch neben ihm ſtand.

„Du mußt einmal wiederkommen, mein Freund. Jedenfalls überlege Dir die Sache und mache nicht zu ſchnell einen dummen Streich."

Unterdessen versuchte Riekchen wirklich den jungen Helmkron zu unterhalten. Den glücklichen Menschen, der im Handumdrehen, von heute auf morgen, aus einem mittellosen Leutnant ein reicher Grundherr geworden war.

Es war ein hübscher, blonder junger Mann, der, nachdem ihn das Dienstmädchen ins Wohnzimmer geführt hatte, Riekchen gleich die Hand reichte.

„Ich habe Sie schon einmal gesehen, mein Fräulein. Wir sind zusammen in dem schrecklichen Wochenwagen gefahren, und Sie haben mir noch einen Platz verschafft."

„Habe ich das getan?" Riekchen wußte es nicht mehr; aber sie nötigte den Gast zum Sitzen, und er versenkte sich mit Behagen in einen tiefen Großvaterstuhl, der am Fenster stand, und von dem man auf den Hof des Pastorats und den dahinter liegenden Kirchhof blicken konnte.

Es war ein einfach eingerichtetes, aber behagliches Wohngemach, durch das der Besuch seine hellen Augen wandern ließ. Altfränkischer, kunstloser Hausrat, peinliche Ordnung und blühende Blumen in den Fenstern. An den Wänden hingen einige einfache Stiche religiösen Inhalts, und über dem Sofa sah Bismarck mit seinen mächtigen Augen jedermann entgegen, der das Zimmer betrat.

Herrn von Helmkrons Gesicht nahm einen etwas spöttischen Ausdruck an, während er den eisernen Kanzler betrachtete, dann aber sah er wieder zu Riekchen hinüber. Sie hatte sich in einiger Entfernung von ihm gesetzt und sah ihn halb ernsthaft, halb fragend an. Es war ihr ungewohnt, mit fremden Herren zu sprechen, und Axel Helmkron glaubte zu merken, wie sie nach einem passenden Gesprächsstoff suchte.

„Sie brauchen nicht mit mir zu sprechen, wenn Sie keine Lust haben," sagte er freundlich.

Sie hob fragend die Augen.

„Ob ich Lust habe oder nicht, darüber konnte ich noch nicht nachdenken. Aber mit fremden Menschen weiß man nicht immer, was man sagen soll."

„Sehen Sie;" er nickte ihr zu. „Ich habe es also doch geraten, daß Sie nicht recht wußten, was Sie sagen sollten. Deshalb will ich sprechen und Ihnen erzählen, wer ich bin. Ich heiße Axel Helmkron und habe das Heidehaus und Land und Geld dazu von einem entfernten Onkel geerbt, der nicht daran dachte, daß er so schnell sterben würde. Sonst nämlich hätte er wohl ein Testament gemacht und mir nichts hinterlassen. Aber der Tod nahm ihn beim Kragen, ehe er es merkte."

Axel hatte halb triumphierend gesprochen, und Riekchens Augen nahmen einen halb ängstlichen Ausdruck an.

„Der Tod kommt schnell," sagte sie leise; aber der glückliche Erbe achtete nicht darauf.

„Nun also bin ich der glückliche Besitzer von zweimalhunderttausend Kronen, unzähligen Morgen Landes in Schleswig, einem Hause in Kopenhagen und einem Hause hier auf der Heide. Vor wenig Wochen drohte mir mein Schneider noch, daß er mir keinen Rock mehr arbeiten würde, und mein Hauswirt wollte mich aus der Tür setzen; jetzt kriechen sie vor mir auf der Erde."

„Sie waren also sehr leichtsinnig!“ sagte Riekchen ernsthaft.

„Wieso?“

Herr Axel von Helmkron machte ein etwas betroffenes Gesicht.

„Weil Sie so viele Schulden hatten und sie nicht bezahlten.“

„Aber ich war doch mittellos!“

„Wer mittellos ist, darf doch erst recht nur so viel gebrauchen, wie er hat.“

„Mein Leutnantsgehalt war sehr klein, und meine Zulage war äußerst erbärmlich.“

Sein Ton klang entschuldigend; Riekchen aber schüttelte den Kopf.

„Wer nichts hat, darf keine Schulden machen.“

„Haben Sie denn niemals Schulden gemacht?“ fragte er ungeduldig.

„Mein Vater hatte Schulden,“ berichtete sie ernsthaft. „Er hatte einen kleinen Laden und mußte dafür Waren kaufen. Aber das Geschäft ging schlecht. Da habe ich Schulden kennen gelernt. Es war schrecklich, wenn die Reisenden kamen und Geld haben wollten und Vater nichts hatte. Dazu wurde er auch noch krank, und dann kam der Bankrott.“

Riekchen hatte eifrig gesprochen; nun sah sie die Augen des fremden jungen Mannes auf sich gerichtet und schwieg verlegen.

„Ich will niemals Schulden haben!“ sagte sie noch einmal und stand hastig auf, denn Pastor Kleinert und Frau Bettina betraten jetzt das Zimmer und begrüßten den jungen Herrn mit großer Artigkeit. Besonders die Pastorin war sehr liebenswürdig. Denn obgleich sie klug und gebildet genug war, um die Güter dieser Welt verachten zu können, so legte sie dennoch Wert auf sie, und es war ihr immer schmerzlich gewesen, den größten Teil des Lebens in Entbehrungen zugebracht zu haben. Wäre Herr von Helmkron kein Däne gewesen, würde sie noch liebenswürdiger gegen ihn gewesen sein. Sie konnte es nicht gut vergessen, daß die Dänen ihren Mann fünfzehn Jahre in die Verbannung geschickt hatten, und auch heute wurde es ihr schwer, nicht von dieser alten Schuld des ehemaligen Regiments zu sprechen.

Aber sie sah ein, daß Herr von Helmkron für diese Sünde nicht verantwortlich gemacht werden konnte, und behandelte ihn freundlich, während der Pastor etwas zurückhaltender gegen ihn war.

Nicht aus irgend einem politischen Grunde, sondern weil sich Bertold Kleinerts Herz mehr den Armen und Schwachen als gerade den Begüterten zuwandte. Während er sich mit Axel über dessen Heide- und Moorländereien unterhielt, dachte er dabei an Sönke Sönksen, der auch auf dem Moor wohnte und ihm schon oft Kummer bereitet hatte.

Denn Sönke gehörte zu den schwarzen Schafen der Rangelruper Gemeinde. Obgleich er zu seinem Teil dazu beigetragen hatte, den dänischen Pastor und den Hardesvogt im Jahre 1864 zu vertreiben. Aber gerade dies ärgerte Pastor Kleinert, und auch mit Recht; denn Sönke hatte durchaus keine eigene politische Meinung, sondern tat nur, was ihm einfiel und woraus er Vorteil ziehen konnte.

Die Pastorin Brolund konnte jahrelang nicht vergessen, daß ihr bei der Verjagung von Rangelrup eine alte silberne Teekanne abhanden gekommen war, und

dem Hardesvogt Nissom war bei diesem Ereignis seine Speisekammer geleert worden. Das waren beides Kleinigkeiten, und bei den Menschenschicksalen, die sich damals abspielten, dachte niemand an die Nebenumstände. Aber Kleinert, der die erledigte Pfarrstelle erhielt und seine Gemeinde bald einigermaßen kennen lernte, machte auch Sönkes Bekanntschaft und fand sie nicht angenehm.

Hinten auf dem Moor, wo sich öde Heide- und düstere Torfmoorstreifen ineinander schoben, wo Ginster- und Wacholderstauden schier unübersehbare Flächen bedeckten, wo der Erdboden an einigen Stellen nur mit einer dünnen Kruste bedeckt zu sein schien und unheimlich grünes Gras an braunen Wasserlachen wucherte, dort stand Sönke Sönksens Kate. Sie hatte keinen Schornstein, und der Torfrauch quoll aus der offenstehenden Tür oder aus den kleinen Fenstern mit den vom Alter grün gewordenen Scheiben. Etliche Reihen Kartoffel- und Kohlstauden stellten den Garten vor, in dem mehrere Erlen ihre dünnen Zweige zum Himmel reckten und keinen anderen Zweck zu haben schienen, als gelegentlich Sönkes gewaschenes Hemd oder Karen Nielsdatters Unterrock dem ausdörrenden Winde entgegen zu strecken. Denn es wehte immer auf dem Moor; und kam der Wind nicht von Nordosten, dann drehte er nach Nordwesten, schüttelte die mageren Zweige der Bäume und flüsterte in den Ginsterbüschen.

Sönke Sönksen hatte viele Jahre auf dem Moor gelebt. Mit seiner Frau, Karen Nielsdatter, die er viel prügelte, aber doch gern bis zur goldenen Hochzeit, wo ihm ein Geschenk der Regierung in Aussicht gestellt war, behalten wollte. Karen Nielsdatter ging aber acht Tage vorher aus der Welt, und obgleich Sönke ihr den besten Rock anzog, sie in den Stuhl am Herd setzte und ihr eine Kaffeetasse in die Hand gab, so war und blieb sie doch tot.

Es half auch nichts, daß er einige Torfbauern zum Teepunsch einlud, unter denen einer war, der die Harmonika spielen konnte; Karen Nielsdatter horchte auch nicht mehr auf den „Tappern Landsoldaten" und „Heil Dir im Siegerkranz", die der Harmonikakünstler in langgezogenen Tönen vor ihr aufspielte.

Pastor Kleinert kam gerade dazu, als die Eingeladenen, trotz des schweigenden Gastes in ihrer Mitte, Teepunsch tranken und ganz heiter wurden. Mit eigenen Augen wollte er sich davon überzeugen, ob der Torfbauer, der ihm von dem Tode der Frau berichtet hatte, nicht log.

Aber sein Empfang war nicht freundlich, und Sönke, dem schon die Teepunschgeister das Gehirn verwirrten, wurde grob, als Kleinert versuchte, ihm ernste Vorstellungen zu machen.

Um einen häßlichen Auftritt zu vermeiden, ging der Pastor wieder davon; aber es war selbstverständlich, daß das Geschenk der Regierung nicht an Sönke ausbezahlt, und daß sein Ruf in der Gemeinde nicht besser wurde. Und doch war er ein alter, einsamer Mann, in dessen Seele einst vielleicht ebensoviel gute Gedanken geschlummert hatten, wie im Herzen des jungen, vornehmen Herrn, der noch immer in dem bequemen Großvaterstuhl saß, mit etwas singendem Deutsch über alle möglichen Dinge plauderte und durch seine Liebenswürdigkeit Frau Bettina schon so weit gebracht hatte, daß sie ihn zum Abendessen einlud. Obgleich sie natürlich hinterher doch sagen würde, daß sie alle Dänen haßte.

Mit einem Seufzer griff der Paſtor nach ſeiner Perücke, die immer auf dem verkehrten Platz ſaß; im Grunde war er viel zu gutmütig, um nicht auch freundlich gegen den Gaſt zu ſein. Als Axel ſich aber, nach eingenommener Mahlzeit und lebhafter Unterhaltung verabſchiedet hatte, klopfte er ſeiner Nichte leiſe auf die Schulter.

„Du haſt nicht allzuviel mit dem jungen Mann geſprochen, Riekchen; Tante Bettina hat die Unterhaltung ziemlich allein bewältigt.“

Riekchen ſah ihn ehrlich an.

„Onkel Bertold, weißt Du, ob Du ihn leiden magſt?“

Der Paſtor dachte nach.

„Nein,“ ſagte er zögernd. „Aber —“

„Ich weiß es auch nicht, Onkel, und das iſt ſolch ein wunderliches Gefühl.“

Gutmütig ſtrich er über ihr Haar.

„Wir ſind alle nach Gottes Ebenbild gemacht, Riekchen; manchmal allerdings würde der liebe Gott ſich wohl kaum wiedererkennen. Dieſer junge Herr wird aber ſicherlich denken, daß es dem Schöpfer nur angenehm ſein kann, ihm ähnlich zu ſehen.“

Riekchen lächelte ein wenig.

„Der liebe Gott iſt anders, ganz, ganz anders, als Herr von Helmkron.“

Der Paſtor lachte herzlich.

„Das kommt mir auch ſo vor.“

Dann ſprachen Onkel und Nichte von anderen Dingen. Am nächſten Tage ſollte der neue Adjunkt, Herr David Riſſom, eintreffen, und der Paſtor hatte etwas Angſt vor ihm. Denn als er nach vielen Lebensprüfungen ſein theologiſches Amtsexamen gemacht hatte, da war ihm nur der dritte Charakter zuteil geworden; David Riſſom aber hatte den zweiten Charakter mit ſehr rühmlicher Auszeichnung davongetragen.

„Wenn er nur nicht zu arg über mich alten, ungelehrten Mann die Naſe rümpft!“ ſagte er bedenklich, und Riekchen ſuchte ihn nach beſten Kräften zu tröſten. Aber auch ſie ſah dem neuen Hauszuwachs mit Zagen entgegen, und deshalb waren ihre Troſtworte nicht ſehr aufrichtig empfunden.

„Kannſt Du den Kandidaten nicht wieder wegſchicken, wenn Du ihn nicht leiden magſt, Onkel?“

„Aber Kind; erſtens muß man einen jüngeren Amtsbruder immer gern haben, und wenn man ihn wirklich nicht gern hat, darf man das dem Konſiſtorium niemals ſagen. Herr Riſſom wird mir außerdem zum Beiſtand geſandt, alſo muß ich ihm von vornherein dankbar ſein.“

„Ich freue mich auf ihn!“ miſchte ſich Frau Bettina in die Unterhaltung. „Er wird ein anregender junger Mann ſein, deſſen Geſellſchaft wir alle genießen werden und vor dem wir keine Furcht zu haben brauchen.“

Als ſie dann ſpäter am Abend mit ihrem Mann allein war, machte ſie ihm leiſe Vorwürfe.

„Du darfſt Riekchen nicht gegen den Kandidaten einnehmen, Bertold. Er ſoll noch gar nicht verlobt ſein, und es iſt doch unſere Pflicht, für Deine Nichte zu ſorgen.“

Pastor Kleinert hatte gerade seine Perücke auf ihr Gestell setzen wollen; nun machte er eine so lebhafte Bewegung, daß sie auf die Erde fiel.

„Solche Gedanken wünsche ich nicht!" sagte er schärfer als es sonst seine Art war.

„Weshalb nicht?" Bettina war erstaunt. „Riekchen hat kein Vermögen, und wir sind gleichfalls nicht in der Lage, viel zu hinterlassen. Und eine glückliche Heirat ist für alle Mädchen das beste."

„Eine glückliche Heirat!" Der Pastor wiederholte das Wort. „Aber keine gemachte; darum möchte ich doch sehr bitten!"

Wenn er so ernsthaft sprach, dann schwieg die Pastorin immer. Männer hatten einmal ihre Eigenheiten, und jede vernünftige Frau mußte sie respektieren. Aber sie mußte an eine alte Tante denken, bei der sie in ihrer Jugend gelebt, und die in Derbheit und Aufrichtigkeit mehr als einmal versichert hatte: „Wenn man den Männern nicht hilft beim Verloben, dann bleiben sie alle miteinander Hagestolze. Denn sie sind meistens gräßlich dumm."

Ohne die sehr tatkräftige Hilfe dieser Tante würde sich der damalige Studiosus Bertold Kleinert niemals mit Bettina verlobt haben. Aber noch heutigen Tages ahnte er nicht, daß die Bootfahrt auf dem Kieler Hafen, bei der Bettina beinahe ins Wasser und dann in seine Arme fiel, von der Tante sehr vernünftig eingerichtet worden war.

Aber es war auch gut, daß er nichts ahnte. Männer konnten manchmal wunderlich sein und über einem plötzlich auftauchenden Argwohn alle Jahre der durch nichts getrübten Gattenliebe vergessen.

Weil aber Bettina mit Hilfe der Tante einen so sehr geliebten Mann bekommen hatte, so fand sie auch kein Arg darin, bei anderen Menschen ein wenig Vorsehung zu spielen; und als sie den Kopf zum Schlafen aufs Kissen legte, lächelte sie noch vor sich hin und malte sich halb im Traum Polterabend und Hochzeit aus.

Riekchen hingegen dachte nicht mehr an den Kandidaten Rissom und noch viel weniger an Herrn von Helmkron. Sie stand am Fenster ihres kleinen, zu ebener Erde gelegenen Stübchens und sah in den frühlingsklaren Himmel.

Der kantige alte Kirchturm hob sich scharf und dunkel von ihm ab, und unter ihm leuchteten die weißen Kreuze des Friedhofes. Aber am meisten funkelten die Sterne, die mit leise flimmernden Augen auf Kirche und Friedhof hinabzusehen schienen.

Ganz ernsthaft richtete Riekchen ihre Augen auf die Sternenpracht, bis vom Kirchdach her eine Eule schrie und ein schwarzer Schatten über die Friedhofskreuze huschte. Es war nur eine Wolke, die von Westen her angeglitten kam; aber Riekchen ängstigte sich doch und schlüpfte eilig in ihr kleines, bescheidenes Bett.

5.

Die Kammerjunkerin Krag erwartete den Besuch der Etatsrätin zum Nachmittagskaffee und deckte höchst eigenhändig den Kaffeetisch. Obgleich ihre Gesell-

ſchafterin, Fräulein Bruhn, dies eigentlich hätte beſorgen müſſen. Aber dieſe Dame war kürzlich vom Papagei in die rechte Hand gebiſſen worden und konnte ſie noch nicht wieder gebrauchen.

Nun ging ſie mit kleinen, trippelnden Schritten durchs Zimmer und ſuchte ſich auf andere Weiſe nützlich zu machen.

Fräulein Bruhn war die Tochter eines früheren Schreibers, und die Kammerjunkerin nannte ſie meiſtens nur Bruhn. Sie lebte ſchon lange Jahre bei der Kammerjunkerin, erhielt gelegentlich ein kärgliches Gehalt und kannte kein anderes Leben als das auf Kragsminde. Wenn Frau Krag auf den Gedanken gekommen wäre, ſie zu entlaſſen, würde Fräulein Bruhn nicht gewußt haben, was ſie mit ſich ſelbſt anfangen ſollte.

Davon war auch keine Rede; aber die Geſellſchafterin machte oft den Eindruck, als erwarte ſie dieſes Ereignis in nächſter Zeit. Sie hatte ein angſtvolles kleines Vogelgeſicht, runde braune Augen und ſchneeweiße, glatt aus den Schläfen geſtrichene Haare.

Viktor von Laurentius hatte einmal von ihr geſagt, ſie ſähe aus, als hätte ſie junge Hunde geſtohlen, und wüßte nun nicht, was ſie mit ihnen anfangen ſollte. Das war einer von Viktors Witzen, die von ſeiner Schweſter immer wieder berichtet und belacht wurden, obgleich andere Leute ſie nicht verſtehen konnten.

Heute ſtrich Frau Krag der Geſellſchafterin über den vom Alter runden Rücken. „Nun, alte Bruhn, machen Sie nicht ſolch Armſündergeſicht. Heute haben Sie wirklich nichts geſtohlen; nicht einmal einen Kuchenbrocken. Seien Sie recht nett gegen die kleine Gouvernante von Sandberghof. Neulich habe ich ſie flüchtig geſehen, und ſie hat mir gefallen, trotzdem ſie eine Preußin iſt. Führen Sie ſie nur überall umher.“

„Sie wird zu jung und zu hübſch für mich ſein,“ entgegnete Bruhn.

Sie hatte ſich auf einen Stuhl geſetzt und ſtrich mit der geſunden Hand über die kranke.

Frau Krag ſah die Bewegung.

„Stellen Sie ſich nicht an, Bruhn,“ ſagte ſie ſcharf. „In Ihren Jahren muß man nicht ſo viel Weſens von einer kleinen Verletzung machen. Jakob beißt überhaupt nur aus Liebe; nicht wahr, Jakob?“

Und ſie wandte ſich dem grünen Papagei zu, der an eine Stange gekettet war, an der er leiſe und eilfertig auf und nieder kletterte. Er beantwortete die Frage durch einen häßlichen Schrei, der die Kammerjunkerin ſehr befriedigte.

„Hören Sie wohl, Bruhn? Er antwortet ſchon auf alle Fragen, und er iſt ein ſelten kluges Tier. Wir Laurentius haben auch ſehr viel Talent, mit Tieren umzugehen; es iſt eine alte Familieneigenſchaft. Mein Großvater hatte zwei gezähmte Affen, die ſich wie Menſchen betrugen, und mein Urgroßvater eine Reihe von Katzen und Hunden, die mit ihm zu Tiſche ſaßen.“

Wenn die Kammerjunkerin auf ihre Vorfahren zu ſprechen kam, dann hörte ſie ſo bald nicht wieder auf. Sie erzählte, was ſie gegeſſen und getrunken und in welcher Pracht ſie gelebt hatten. Gelegentlich wurde ſie über ihre eigenen Schilderungen gerührt und brach in Tränen aus.

Bruhn aber saß dann gleichmütig neben ihr und sah mit ihren runden Augen aus dem Fenster auf den Wirtschaftshof von Kragsminde, der ein verfallenes Ansehen hatte. Gerade wie das Haus, dessen Schieferdach schadhaft und nur notdürftig ausgebessert war, und wie die Zimmer, in denen wohl stattliche alte Möbel standen, deren Überzüge und Politur jedoch seit Jahren der Aufbesserung bedürftig waren.

So war es überall in Kragsminde. Der ganze Hof mit Haus und Garten verursachte jedem guten Landwirt ein leises Grausen. Aber die Kammerjunkerin lebte vergnügt in dieser Umgebung, und ärgerte sich nur, wenn Knechte und Mägde einmal aufsässig wurden und die Auszahlung ihres Lohnes verlangten.

Dann half meistens die Etatsrätin Wilder. Allerdings nicht immer sehr gern, und seitdem sich Frau Krag den Papagei gekauft hatte, war sie etwas steif geworden. Aber sie würde schon wieder gut werden.

„Wir wollen heute recht viel Eingemachtes auf den Tisch stellen," sagte die Kammerjunkerin. „Die kleine Preußin wird so etwas gern essen, und wahrscheinlich kommen auch die Kinder mit. Eingeladen habe ich sie ja nicht besonders; aber die gute Juliane schleppt sie bekanntlich überall mit. Kinder, die keine Mutter haben, können einem auch leid tun. Also, Bruhn, nehmen Sie das Gelee von schwarzen Johannisbeeren."

„Es fährt ein Wagen auf den Hof!" sagte Bruhn, während sie zugleich aufstand.

„Jetzt schon?" Frau Krag sah nach der alten Direktoireuhr auf der Kommode. „Es ist ja noch nicht drei!"

Fräulein Bruhn tat plötzlich einen Schrei.

„Es ist Herr von Laurentius mit seiner Tochter!"

„Dummes Zeug!" Frau Krag wurde ärgerlich. „Sprechen Sie keinen Wahnsinn! Sie sollten überhaupt niemals ungefragt reden!"

Aber es war doch Herr Viktor von Laurentius, der nach wenig Minuten vor seiner Schwester stand und ihr feierlich die Hand schüttelte.

„Bon jour, Ulrike, comment vous portez-vous? Und da ist die gute Bruhn, die noch immer nicht weiß, was sie mit ihren gestohlenen Hunden anfangen soll. Dies ist meine Tochter Philippa. Kind, gib der Tante einen Kuß, und versprich, artig zu sein!"

Herr von Laurentius sprach etwas atemlos; nun schob er eine junge, elegant gekleidete Dame vor Frau Krag.

„Du hast sie lange nicht gesehen, Ulrike. Sie ist hübsch geworden, nicht wahr? Sie müssen's doch auch finden, Bruhn?"

Mit seinem behaglichen Bonvivantgesicht sah Viktor von einer Dame zur anderen und küßte seine Schwester auf die Wange. Er war ein stattlicher Mann von etwa sechzig Jahren, mit einem etwas verschwommenen Gesicht und graublonden Haaren.

„Wir Laurentius müssen zusammenhalten!" setzte er pomphaft hinzu, und Frau Krag wurde gerührt.

„Ach, natürlich, das wollen wir!“ rief sie schluchzend und breitete beide Arme aus, in die sich Philippa nur sehr zurückhaltend legte.

Sie war nicht so jovial und geräuschvoll fröhlich, wie ihr Vater. Mit kühlen, etwas spöttischen Augen sah sie sich um und setzte sich dann lässig an den Kaffeetisch. Eine Bewegung, die ihr Vater gleich nachmachte. Als die Etatsrätin mit ihrer Gesellschaft anlangte, hatte Viktor schon zwei Tassen Kaffee getrunken und die schwarzen Johannisbeeren allein aufgegessen.

Es war Klärens erste Ausfahrt, und sie hatte sich auf einen stillen Heideweg gefreut, von dem sie wußte, daß er von Sandberghof nach Kragsminde führte. Aber Glasog, der heute Kutscher war, hatte die öde Landstraße benutzt, die von Rangelrup zwischen langweiligen Feldern auf einem großen Umwege nach Kragsminde führte.

Hier wurden die Gäste sehr gut empfangen, die Kammerjunkerin stand in der Tür, war noch röter als sonst und küßte die Etatsrätin mit großer Wärme.

„Süße Juliane, wenn Sie kommen, bin ich immer glücklich. Liebes Fräulein, ich freue mich über Ihren Besuch. Dies ist meine Nichte Philippa Laurentius, die mich eben mit ihrem Vater überrascht hat, und dies ist die gute Bruhn. Und nun schnell zum Kaffee; sonst trinkt ihn Viktor aus.“

Die Etatsrätin und Herr von Laurentius begrüßten sich wie alte Bekannte. Allerdings machte Frau Wilder ein etwas erstauntes Gesicht; aber Viktor war sehr unbefangen.

„Werden wir nicht alle unangenehm alt, Frau Etatsrätin?“ fragte er, mit der Hand über sein gelichtetes Haupthaar fahrend. „Früher habe ich gedacht, unsereins könnte nicht alt werden!“

Nachdenklich betrachtete die Etatsrätin den noch ziemlich schlanken Herrn, dessen Gesicht aber viele Falten und Runzeln zeigte.

„Jedermann möchte wohl jung bleiben,“ sagte sie langsam. „Es geht nur nicht; denn die hinter uns kommen, schieben uns zur Seite.“

Und sie richtete ihre Augen auf das schöne Mädchen, das neben ihrem Vater stand und mit gleichgültiger Miene den grünen Papagei betrachtete, der regungslos auf seiner Stange saß und mit starrem Blick vor sich hin sah.

Dodo und Tina, die jetzt eintraten, begrüßten ihn mit einem Schrei.

„Da ist ja der Jakob. Sieh mal, Großmutter, den hat Tante Kammerjunker von dem netten Mann mit dem Kamel gekauft. Sie hatte den ganzen Beutel voll Geld!“

„Den ganzen Beutel!“ wiederholte Tina, und die Kammerjunkerin rief hastig: „Bitte, setzt Euch alle. Viktor, Du hast Deinen Platz neben der süßen Etatsrätin. Bruhn, sorgen Sie für alles!“

„Wieviel Taler hattest Du in Deinem großen Beutel, Tante Kammerjunker?“ erkundigte sich Dodo im Niedersitzen.

Aber niemand antwortete ihr, und Frau Krag begann so lebhaft von alten Zeiten zu sprechen, daß vorläufig nur sie und ihr Bruder zu Wort kamen. Bald war die Kaffeekollation beendet; noch immer redeten die älteren Herrschaften von

Personen und Dingen, die längst gewesen waren, und Bruhn führte die jungen Damen in den Garten.

Kläre hatte sich nicht sehr behaglich gefühlt. Sie hatte sich auf die kleine Abwechslung, nach Kragsminde zu fahren, gefreut. Nun erging es ihr, wie den meisten Menschen mit ihren Freuden: sie kam nicht auf ihre Rechnung. Die Umgebung war ihr fremdartig, was die Menschen sagten, konnte sie nicht interessieren; dazu kam, daß die Kammerjunkerin wie ihr Bruder sich bald der deutschen, bald der dänischen Sprache bedienten, und daß sie die letztere nicht verstand.

Und nun wanderte sie in einem wüsten und wilden Garten umher, an der einen Seite ein verkümmertes altes Geschöpf, das ihr wie eine Sklavin erschien; an der anderen ein schönes, blasses Mädchen, das sich mit müden Augen umsah und es nicht der Mühe wert zu halten schien, ihren Mund zum Reden zu öffnen.

Es war ein Glück, daß Dodo und Tina mitliefen. Beim Kaffee hatten sie schweigen müssen; nun entschädigten sie sich für diese Entsagung.

„Ist es hier nicht fein, Tante Kläre?" fragte Dodo. „Auf jedem Blumenbeet im Garten darf man herumtrampeln, und in der Remise steht eine große Kutsche mit nur zwei Rädern. Und inwendig ist alles Seide; aber ganz kaput. Willst Du sie mal sehen? Glasog sagt, das ist die alte Familienkutsche von den Laurentius, und wenn sie repariert würde, könnte sie noch gut werden. Aber sie wird nicht repariert."

„Und dann der Papagei!" Tinas Augen wurden weit vor Entzücken.

„Vorhin hätte er mich beinahe gebissen; aber er konnte nicht so weit langen."

Philippa blieb stehen und sah mit ihren blaugrünen Augen in die lebhaften Kindergesichter.

„Sie unterrichten diese Kleinen?" fragte sie Kläre von oben herab.

„Ja."

Fräulein von Laurentius gähnte. „Möchten Sie Ihrer Aufgabe gewachsen sein."

Dann ging sie langsam wieder dem Hause zu, durch den wilden und düsteren Garten und über einen terrassenförmigen Platz, der früher wohl mit Blumenrabatten besetzt gewesen war, sich nun aber kahl und öde vor dem hinteren Teil des Hauses erstreckte.

Kläre und die Kinder blickten der schlanken Mädchengestalt nach, und über die junge Lehrerin kam ein zorniges Gefühl.

Weshalb war diese Fremde so hochmütig, und was hatte sie ihr getan, daß sie sie kaum beachtete?

Dodo gab einem ähnlichen Gefühl Ausdruck.

„Die mag ich nicht leiden, Tante Kläre."

„Ich auch nicht!" stimmte die jüngere Schwester eifrig bei, und dann liefen beide Kinder einem gelben Falter nach, den die warme Frühlingssonne aus dem Winterschlaf geweckt hatte.

Auf Klärens Arm legte sich eine zitternde Hand.

„So greulich war sie immer!" flüsterte Bruhn. „Vor zehn Jahren ist sie zuletzt hier gewesen, und dann habe ich sie inzwischen in Kopenhagen gesehen.

Und immer dasſelbe hochnaſige Benehmen; auch als ſie zwölf Jahre alt war. Sie iſt zweiundzwanzig jetzt, und hat keinen Grund ſtolz zu ſein; wahrhaftig nicht. Aber wer einmal ſtolz iſt, der iſt es immer!"

Betroffen horchte Kläre auf die haſtige Unterhaltung der alten Geſellſchafterin. Sie hatte kaum gedacht, daß ſie ſo viel reden könnte. Nun glitzerten Bruhns braune Augen, und ihre Lippen flüſterten noch weiter:

„Ach Gott, ſeien Sie nicht böſe, daß ich mit Ihnen ſpreche. Aber Sie ſind ja auch in Stellung, und vielleicht kriegen Sie auch keinen Mann und müſſen immer von einem Haus ins andere gehen. Schön iſt das nicht, Fräulein!"

Die Alte ſeufzte, und Kläre ging ſchweigend und mitleidig neben ihr her, zugleich mit dem unbehaglichen Gefühl, daß Fräulein Bruhns Schickſal auch das ihre ſein könnte.

Bruhn pflückte eilfertig einige Maililien, die hier und dort im Gras wuchſen.

„Nun wird ſie hier bleiben, und Herr von Laurentius auch. Zwei große Koffer ſind mitgekommen, und ich habe gehört, wie Herr von Laurentius zu Philippa ſagte: ‚Kind, es wird hier noch ganz nett werden!' Ganz nett!" Das alte Fräulein kicherte höhniſch, und Kläre ſuchte ſich von ihrer Gegenwart zu befreien.

„Ich muß einmal nach den Kindern ſehen," begann ſie; aber Bruhn legte die Hand noch feſter auf ihren Arm. „Darf ich nicht noch etwas mit Ihnen ſprechen, Fräulein?" fragte ſie kläglich. „Ich bin immer ſo allein, und Sie ſind doch auch in Stellung. Und wenn Sie heute noch jung und hübſch ſind, ſo bleiben Sie es nicht lange. Man wird ſchnell alt, wenn man immer für andere arbeitet. Ach, Fräulein, ich bin ſo allein, und die Kinder ſitzen bei Glasog und freuen ſich, daß alles bei uns unordentlich und entzwei iſt. Wo ſollte auch etwas Heiles herkommen? Frau Kammerjunkerin hat kein Geld zu Reparaturen. Wenn Sie wüßten, was wir alles ſchuldig ſind, Sie würden ſich ſehr wundern. Und dann kaufen wir einen Papagei, und das Vieh beißt mich in die Hand."

Sie zeigte ihr verbundenes Glied, und Kläre empfand von neuem Mitleid mit dieſer einſamen Alten. Aber ſie freute ſich doch, als jetzt Herr von Laurentius mit der Etatsrätin vom Hauſe her auf ſie zukam und ſie artig anredete. Er erzählte ihr und der alten Dame eine Menge von ſpaßhaften kleinen Geſchichten, die keine beſondere Bedeutung hatten, von ihm aber ſehr gut vorgetragen wurden. Außerdem war er ſehr höflich und hatte nichts von der hochfahrenden Art ſeiner Tochter.

Mit anſcheinender Teilnahme fragte er nach Klärens Herkunft und wurde noch artiger, als er hörte, daß ihr Vater preußiſcher Oberſtleutnant a. D. ſei. „Ja, dieſe preußiſchen Offiziere!" ſagte er mit einem Seufzer. „Sie ſind es geweſen, die uns Schleswig-Holſtein geraubt haben. Andere Leute ſagen, der preußiſche Schulmeiſter habe bei Königgrätz über den Öſterreicher geſiegt; es mag ſein. Aber nach meiner Meinung war es der preußiſche Leutnant."

Er verbreitete ſich dann noch des weiteren über die Vorzüge des preußiſchen Heeres, und Kläre empfand eine begreifliche Genugtuung über ſeine Worte. Sie

merkte dabei nicht, daß Herr von Laurentius immer von neuem das Wort „rauben“ gebrauchte, während Frau Krag, die jetzt auch hinzugetreten war, mehrmals eifrig nickte, und endlich Kläre auf die Schulter klopfte.

„Ja, Sie sind auch ein Räuber, kleine Preußin, obgleich Sie so sanfte Augen haben.“

„Die gefährlichsten Räuberinnen haben sanfte Augen!“ erklärte Herr von Laurentius, während er die Hand aufs Herz legte.

Als sich die kleine Gesellschaft zum Abendbrot versammelte, hatte Kläre sich doch ganz gut unterhalten. Frau Krag war wirklich sehr freundlich gewesen, und die Geschichten von Herrn von Laurentius klangen lustig. Fräulein Bruhn hatte sich beim Nahen der anderen zurückgezogen; nun stand sie wieder mit ihrem angstvollen Vogelgesicht am Teetisch und bediente, so gut es mit der linken Hand gehen wollte. Die Kinder waren schon im Eßzimmer, als die Erwachsenen eintraten. Sie standen vor dem Papagei, der hoch auf seiner Stange saß und sie mit seinen schwarzen, unsteten Augen betrachtete.

„Komm, Jakob,“ lockte Dodo, „komm, Du sollst Zucker haben.“

Der Vogel beachtete nicht die Kinderstimme. Bis jetzt hatte er regungslos gesessen; plötzlich sträubten sich seine Federn, und er stieß einen Schrei aus.

Fräulein Philippa war geräuschlos hinter den anderen her ins Zimmer getreten.

„Dich scheint er nicht gern zu haben,“ sagte Frau Krag erstaunt. „Und Du bist doch eine Laurentius. Alle Laurentius wissen mit Tieren umzugehen.“

„Ich nicht!“ entgegnete ihre Nichte kurz. „Vor zwei Jahren hatte ich einen Papagei —“ sie stockte, und ihr blasses Gesicht färbte sich lebhafter. „Jackel, bist Du es?“ fragte sie den Vogel auf dänisch.

Er antwortete nur durch ein ohrenzerreißendes Geschrei und zerrte dabei an seiner Kette.

Philippa betrachtete ihn etwas genauer, wandte sich dann aber doch achselzuckend ab.

„Vielleicht ist es mein Jackel; ein schauderhaftes Tier, mit dem ich nichts anzufangen wußte und den ich deswegen aus dem Fenster warf. Vielleicht ist er's auch nicht. Jackel müßte, meiner Ansicht nach, die kalte Frostnacht nicht überlebt haben. Aber was leben soll, das bleibt am Leben!“

Einen Augenblick sahen alle nach dem zornigen Vogel hin, der vergeblich sich loszureißen versuchte. Dann erzählte Herr von Laurentius eine komische Geschichte von einem Papagei, und da Jakob jetzt stille wurde, so beschäftigte man sich mit dem Abendbrot. Der Wagen von Sandberghof war auch vorgefahren, und Glasog knallte vorwurfsvoll mit der Peitsche. Denn wenn er auf dem Kutschbock saß, dann mochte er nicht warten.

Die Etatsrätin hatte schließlich Eile, aufzubrechen. Eigentlich hatte ihr Sohn nachkommen wollen, aber er war nicht erschienen, und Frau Wilder liebte es nicht, zu später Stunde allein auf der Landstraße zu fahren. Also wurde ziemlich eilfertig Abschied genommen, natürlich mit vielen gegenseitigen Danksagungen und dem Versprechen, sich bald einmal wieder zu besuchen.

Fräulein Bruhn drückte mit ihrer Linken Klärens Hand besonders zärtlich.

„Wir sehen uns wieder," flüsterte sie, „denn wir sind beide in Stellung."

Kläre war diese Kameradschaft nicht sehr angenehm; sie freute sich überhaupt, als der Wagen vom Kragsminder Hof fuhr. Wenn irgend möglich, wollte sie hier nicht wieder her. Trotz der Freude von Dodo und Tina, die nicht genug von allem Wunderbaren zu berichten wußten, was alles auf Kragsminde zu sehen war. Von den Ratten im Schweinefutter bis zu der schwanzlosen Kuh im Stall, die schon so alt war, daß sie keine Milch mehr gab, und nur noch einen herrlichen Appetit hatte. Aber Tante Kammerjunker mochte sie nicht schlachten, weil sie einmal in die Dreschmaschine mit dem Schwanz geraten und ihn ganz und gar verloren hatte. Da sich ihr das Leben so unbarmherzig gezeigt hatte, wollte Tante Kammerjunker barmherzig sein und sie nicht eines gewaltsamen Todes sterben lassen. Lustig plauderten die Kinder, bis sie beide unversehens einschliefen und beinahe aufeinander auf dem Rücksitz saßen.

Die Etatsrätin nickte auch ein wenig, und Kläre sah sich schweigend um. Ganz dunkel war es noch nicht, und Glasog fuhr gemächlich über die breite Landstraße. An einigen Gehöften vorüber, die still und schweigend dalagen, an weiten Feldern, auf denen die Saat schon hoch stand, und an Grasflächen, wo Magervieh weidete. Über allem spannte sich ein weiter Himmel, und die Heidehügel in der Ferne erschienen nahe und lockend.

Eben vor Rangelrup hielt Glasog an; Hardesvogt Wilder stand am Wagen und fragte, ob noch ein Plätzchen für ihn zu finden sei. Die Kinder wurden noch mehr zusammengeschoben, und Gottfried saß Kläre gegenüber.

„Weshalb bist Du nicht nach Kragsminde gekommen?" fragte die Etatsrätin. Sie hatte ihre Müdigkeit abgeschüttelt, während der Wagen jetzt in schnellerem Tempo weiterfuhr.

„Mich hat der neue Landrat besucht," erzählte Wilder. „Kurt von Berkow, ein märkischer Junker erster Güte. Pardon, Fräulein von Hagenthal, ich meine nichts Böses damit. Außerdem ist Herr von Berkow noch nicht wirklicher, sondern nur kommissarischer Landrat, Regierungsassessor mit einem Wort."

„Er ist gewiß nett," sagte die Etatsrätin fragend.

„Ganz nett. Etwas von sich eingenommen und etwas von oben herab. Die preußischen Herren können sich zu Anfang niemals in die Hardesvögte finden. Sie halten uns immer für Subalternbeamte, und manchmal sind wir's ja auch. Manchmal aber haben wir ebensogut unser juristisches Amtsexamen gemacht und können Minister werden, wie sie. Vielleicht sind diese Sachen aber schwer zu begreifen."

„Wahrscheinlich!" erwiderte die Etatsrätin in einem beruhigenden Ton. Denn Gottfrieds Stimme hatte gereizt geklungen.

„Übrigens ist Viktor Laurentius mit einer sehr hübschen Tochter in Kragsminde eingetroffen," setzte sie hinzu.

„Viktor Laurentius? Nun, da kann Herr von Berkow seine Theorien gleich in die Praxis umsetzen"

„Welche Theorien?"

„Daß man den Dänen ſanft begegnen und ſie möglichſt gut behandeln ſoll. So fein und zart, daß ſie um Gottes willen nichts übel nehmen und das preußiſche Joch willig tragen.“

„Biſt Du nicht ein wenig verſtimmt, lieber Gottfried?“ fragte die Etatsrätin nach einer Pauſe.

Der Wagen fuhr gerade durch Rangelrup und über ſein holperiges Pflaſter. Da brauchte der Hardesvogt nicht zu antworten, und als es dann wieder auf weichem Landwege gen Sandberghof ging, fiel Tina plötzlich vom Sitz auf die Knie der Großmutter, wachte auf und weinte.

Sie tröſtete ſich bald wieder, dann fuhr Glasog ſchon im flotten Bogen auf Sandberghof vor, und Bothilde holte ſich ihre Kinder aus dem Wagen.

Das Mädchen ſchien ſo ſtattlich und ſelbſtbewußt, daß Kläre ſie noch immer mit einiger Scheu betrachtete. Und trotz aller Dienſtbereitſchaft hielt ſich auch Bothilde der jungen Lehrerin gegenüber zurück.

Heute aber half ſie Kläre beſonders freundlich aus dem leichten Sommermantel.

„Herr Landrat von Berkow laſſen vielmals grüßen,“ ſagte ſie dabei.

„Kurt Berkow iſt mein Vetter,“ ſagte Kläre halb verlegen, als die Etatsrätin ſich bei dieſen Worten nach ihr umdrehte.

Gottfried war nicht erſtaunt.

„Ach ja, ich ſoll auch noch grüßen. Herr von Berkow war ganz traurig, daß Sie nicht zu Hauſe waren, Fräulein von Hagenthal. Er muß bald einmal wiederkommen.“

„Dieſe Preußen ſcheinen alle miteinander verwandt zu ſein!“ hörte Kläre die Etatsrätin zu ihrem Sohne ſagen, während ſie ſelbſt die Treppe nach oben ging.

„Das glaube ich nicht.“ Des Hardesvogts Stimme klang ſehr gelaſſen. „Aber es iſt ja ganz angenehm, daß Fräulein von Hagenthal mit unſerem Landrat Beziehungen hat. Vielleicht kann man durch ſie bewerkſtelligen, daß er nicht blindlings den Dänen zur Beute fällt.“

Kläre wiederholte die Worte halblaut vor ſich hin. Als ſie dann in ihrem Giebelſtübchen ſtand und auf die friedliche Landſchaft vor ſich blickte, lächelte ſie ein wenig. Dem Hardesvogt Wilder hatte ſie kaum Geſpenſterfurcht zugetraut. Im übrigen wollte ſie morgen, beim Kaffee, der Etatsrätin auseinanderſetzen, daß ſie und Kurt von Berkow allerdings weitläufig verwandt waren, ſich als Vetter und Couſine immer ſehr gut geſtanden hatten, daß ſie aber bezweifelte, irgend welchen Einfluß auf den jungen, etwas verwöhnten Herrn zu haben.

Woher ſollte der auch kommen? Die Berkows waren reiche Gutsbeſitzer in der Mark, die ihr ſtattliches Herrenhaus gaſtfrei allen verſippten Familien öffneten. So waren auch die Hagenthals, durch die Mutter mit den Berkows verwandt, oft im Sommer auf Bergau geweſen; Kläres Brüder hatten mit den ſportluſtigen Couſinen geritten und gejagt, und Kurt, der älteſte Berkow, hatte dem kleinen Hagenthalſchen Mädchen, wie er Kläre mit gutmütiger Herablaſſung nannte, Tanzunterricht gegeben und ihr gezeigt, wie man Bier trinkt und Studentenlieder ſingt. Sie war zehn Jahre jünger als er und bewunderte ihn über alle Maßen. Bis

ſie allmählich von vierzehn auf dreiundzwanzig kam, ihr erſtes kleines Herzeleid durchkämpfen mußte und das Leben auch an ſie mit ernſten Anforderungen herantrat. Als ſie das Seminar in Berlin beſuchte und ſpäter ihr Examen machte, kam ſie nicht mehr dazu, nach Bergau zu reiſen, und da die Brüder andere Garniſonen erhalten hatten, hörte auch für ſie der Verkehr mit den vornehmen Verwandten auf. Daher ahnte Kläre nicht, daß Kurt Berkow hierher verſchlagen worden war. Natürlich freute ſie ſich über ſeine Gegenwart, und noch mehr darüber, daß er ſich gleich nach ihr erkundigt hatte. Die Berkows waren ein hochmütiges Geſchlecht, und Kläre hätte ſich denken können, daß ſie für eine entfernte Verwandte, die ſich in abhängiger Stellung befand, nicht allzuviel Liebe empfanden. Aber es waren allerdings hauptſächlich die Tante und die Couſinen, die in dieſer Beziehung ein Brett vor dem Kopf hatten; die männlichen Berkows waren ſchon anders.

Und ein wunderliches Zuſammentreffen war es doch. Kurt Berkow und ſie in demſelben nördlichen Lande, in demſelben Kreiſe. Nur daß Kläre eine kleine, unbeachtete Gouvernante war, und er der Herr Landrat.

Sie ſeufzte unwillkürlich. Es war doch langweilig, ein Mädchen zu ſein, das weder Epauletten noch Korpsband tragen konnte, das vielleicht keine andere Zukunft vor ſich hatte, als die Zukunft von Fräulein Bruhn.

Doch das Seufzen half nichts; und jetzt klang von Rangelrup her das Tuthorn des Nachtwächters. Kläre mußte ſich zur Ruhe legen und den Kummer darüber, kein Mann geworden zu ſein, zu verſchlafen ſuchen. Schließlich war der Kummer vielleicht nicht allzugroß. Sie brauchte ja kein Fräulein Bruhn zu werden, und vielleicht trat noch in ihren Geſichtskreis ein Mann, den ſie lieben konnte.

Bei dieſem Gedanken errötete ſie vor ſich ſelbſt und ging eilig zu Bett. Faſt in derſelben Stunde, wo Viktor von Laurentius bei ſeiner Schweſter das dritte Glas Punſch trank und ihr die Backen ſtreichelte.

„Sei nicht böſe, Ulla, daß ich Dich heute ſo unerwartet überfallen habe und auch etwas zu bleiben gedenke. Ich handle aber nur zu unſerer aller Beſten, und zum Segen des alten, geliebten Vaterlandes.“

6.

„Rieſig feines Gebäude!“ verſicherte ſich Kurt Berkow zum tauſendſten Male, während er die weitläufigen Räume ſeines Wohnhauſes einmal wieder durchſchritt. Und zum tauſendſten Male machte er den Nachſatz: „Bloß rieſig ungemütliche Bude!“

Mit dem beſten Willen konnte man das alte Amthaus zu Haſtede auch nicht eine gemütliche Bude nennen. Es war ein ſchmuckloſer großer Kaſten, der außerhalb des Städtchens lag und für eine zahlreiche Familie mit großer Geſelligkeit eingerichtet ſchien. Im oberen Stockwerk reihte ſich ein großes Zimmer an das andere, Korridore und Treppen waren in denſelben Verhältniſſen weit angelegt, und nach hinten, in den großen Garten hinein, erſtreckten ſich Stallungen und

Remisen, die einer fürstlichen Hofhaltung keine Schande gemacht hätten. Alle Räume aber waren jetzt meistens unbewohnt. Im Erdgeschoß allerdings hausten Kreissekretär und Schreiber mit ihren Papieren und Aktenschränken; im oberen Stockwerk hatte sich Herr von Berkow drei Zimmer eingerichtet; die anderen Gemächer standen leer und hatten als einzigen Schmuck einige altmodisch bemalte Tapeten und mehrere Ölbilder in altertümlichen Rahmen, die alte und junge Herren in Hoftracht, und mit Orden geschmückt, darstellten. Es waren die ehemaligen Amtleute von Hastede, schleswig-holsteinische und dänische Herren vom Adel, die mit ihren gemalten Augen vorwurfsvoll auf den preußischen Junker sahen, der gelegentlich an sie herantrat und sie halb verdrossen, halb gleichgültig musterte.

Kurt Berkow hatte sich nicht sehr gefreut, nach Schleswig-Holstein geschickt zu werden. Er war ein Märker, und sein Sehnen ging nach Berlin oder nach Frankfurt an der Oder, wo jedermann die Berkows kannte und sie von jedermann Bescheid wußten. Nun sandte ihn der Minister nach Schleswig-Holstein, nach Hastede, wo es keinen einzigen preußischen Junker, nicht einmal einen schleswig-holsteinischen Ritterschaftlichen gab, wo sich Amtsrichter, Pastor und Apotheker miteinander verkracht hatten, und wo der Doktor ein roter Demokrat sein sollte.

Wenn Kurt Berkow abends allein in seinem Zimmer saß, um sich herum nichts hörte als das Ticken des Holzwurms, den Schrei der Eule oder eines jener unbegreiflichen Geräusche, die in alten Häusern zu vernehmen sind, dann bedauerte er sich selbst und beschloß, am nächsten Tage um seine Versetzung zu bitten. Fuhr er aber dann am nächsten Tage über die Heide oder durch den Wald, durch dessen Stämme man das funkelnde Wasser der Ostsee blitzen sah, fühlte er den kräftigen Westwind und atmete die herbe, frische Luft ein, dann vergaß er seinen Vorsatz und freute sich, daß seine braune Stute Kitty ein so feiner Traber war, und daß er sie über die weite Heide unter dem endlosen Himmel dahinjagen konnte.

„Das Haus ist riesig fein!" tröstete er sich dann selbst, wenn er das alte, düstere Amthaus in der Ferne liegen sah, mit der großen Ulmen- und Lindenallee, die von Hastede in schnurgerader Richtung auf das Gebäude führte, mit dem Garten, der von einer hohen Mauer umgeben und dadurch vor den Blicken Unbefugter geschützt war.

„Immer braucht's auch nicht leer und gruselig zu bleiben," dachte der Regierungsassessor dann weiter. Und seine Gedanken gingen zu der niedlichen kleinen Komtesse Eleonore Marie, die auf dem Nachbargut seiner Eltern fast unter seinen Augen aufgewachsen und plötzlich aus einem süßen Backfisch ein sehr nettes Mädchen geworden war.

Seine Mutter wurde schon immer gerührt, wenn sie von Eleonore Marie sprach, und er, Kurt, hatte in letzter Zeit wiederholt an die Kleine gedacht. Wenn erst eine vornehme kleine Frau in diesen alten Räumen herrschte, dann würden sie auch nicht mehr einen so kalten, ungastlichen Eindruck machen.

Unwillkürlich trieb Berkow seine Kitty an und hielt nach wenigen Minuten vor dem Portal des Amthauses, wo Peter, der Reitknecht, ihm Pferd und Wagen

abnahm und Fräulein Madſen, die Haushälterin, ihn mit einem Knicks empfing und ihm zugleich eine Karte hinhielt.

„Der Herr wollte nur einen Augenblick verweilen," ſagte ſie dabei in ihrer etwas gewählten Art.

Viktor von Laurentius kam ſchon von oben die breite Haustreppe herab und verbeugte ſich ſehr tief.

„Verzeihen Sie, Herr Landrat, wenn ich mir erlaubte, in dieſem ſchönen, alten Hauſe nach oben zu gehen, um einen Blick in den Garten zu werfen. Mein Urgroßvater, auch ein Viktor von Laurentius, hat ihn nämlich nach franzöſiſchem Geſchmack, wie es damals Sitte war, angelegt. Dieſes Urgroßvaters wegen bin ich gekommen, Herr Landrat. Sein Bild hängt oben in dem großen Tanzſaal, und ich möchte um die Erlaubnis bitten, es mir einmal wieder anſehen, vielleicht eine Kopie davon anfertigen zu dürfen."

Herr von Laurentius ſprach ſehr fließend Deutſch. Nur mit einem ganz feinen däniſchen Ton und mit einem Klang der Entſagung darin, der Kurt etwas rührte. Ihm fiel ein, daß unter dem einen Amtmannbilde der Name Viktor von Laurentius ſtand, und er glaubte auch gehört zu haben, daß die Laurentius zu den älteſten Familien des Landes gehörten. Nun waren ſie von hier vertrieben, ein Fremder waltete dort, wo ſie einſt regiert hatten. Unwillkürlich ſchämte er ſich ein wenig und ſchüttelte Herrn von Laurentius herzlich die Hand.

Bald ſtanden beide Herren in dem alten Tanzſaal, deſſen Fußboden auf Sprungfedern gelegt ſein ſollte, und der auch etwas Wackeliges, Schwankendes hatte. Viktor Laurentius deutete auf das Bildnis eines ſehr ſtattlichen und hochmütig blickenden Mannes.

„Sehen Sie, Herr Landrat. Das iſt mein Urgroßvater. Er zählte noch weniger Jahre als Sie, als er hier Amtmann wurde. Das war zu der Zeit, als König Chriſtian VII. regierte, und ſeine Gemahlin, Karolina Mathilde, noch eine glückliche Frau war. Auch ſie ſoll einmal hier in dieſem Saal mit Struenſee getanzt haben. Ach ja — die alten Geſchichten! Wir alten Leute kehren immer wieder zu ihnen zurück!"

Herr von Laurentius ſeufzte ein wenig und ſtrich ſich über ſeinen kahlen Kopf, und Kurt Berkow empfand das Bedürfnis, dieſem alten, freundlichen Herren eine Liebenswürdigkeit zu erweiſen.

Fräulein Madſen erhielt einen Wink, und dann ſaßen der alte und der junge Herr bald bei einer Flaſche guten Weins, der nach einer halben Stunde die zweite folgte. Viktor Laurentius war ein guter Erzähler, kannte eine Menge von Menſchen, und Kurt Berkow fühlte ſich hier fremd und langweilte ſich.

Da war es natürlich, daß er jetzt mit Freuden die Gelegenheit ergriff, ſich ein wenig zu orientieren.

Er war an eine ſchier unverſiegliche Quelle gekommen und ſchöpfte aus ihr mit vollen Zügen. Daß ſie hin und wieder kein ganz reines Waſſer mit ſich führte, merkte er nicht.

„Alſo auf Sandberghof bei Wilder ſind Sie geweſen, Herr von Berkow, und die junge Dame dort iſt noch mit Ihnen verwandt? Eine hübſche Erſcheinung;

ich habe sie auf Kragsminde bei meiner Schwester gesehen. Und Herr Gottfried Wilder ist noch immer ein stattlicher Herr. Seine Familie gehört zu unseren ältesten Beamtenfamilien, und sein Besitz ist nicht groß, setzt ihn aber doch in die Lage, sehr behaglich leben zu können. Soviel ich hörte, hat er eine Beförderung nach dem Osten — er sollte dort Landrat werden — ausgeschlagen. Er will lieber hier bleiben. Obgleich es vielleicht gerade ihm gut täte, sich einmal andere Verhältnisse anzusehen."

„Wieso das?" fragte Kurt, als Herr von Laurentius eine Pause machte.

Dieser zuckte die Achseln.

„Er ist etwas engherzig. Im vorigen Herbst wollte ein Bekannter von mir in Rangelrup einen landwirtschaftlichen Vortrag halten. Weil er aber Däne war, durfte er nicht sprechen, sondern wurde beinahe ausgewiesen. Als ob die Politik etwas mit der Landwirtschaft, mit Molkereien und Viehfutter zu tun hätte. Dabei sind die Dänen ausgezeichnete Landwirte, und die Rangelruper Heidebauern könnten viel mehr aus ihren großen Landstrecken machen. Wie gesagt, Wilder ist engherzig; er hat keinen weiten Horizont, und die Angst vor den Dänen sitzt ihm in den Knochen', obgleich sein einer Onkel dänischer General ist und der andere bis vor kurzem dänischer Minister war. Das ist der Fluch der hiesigen Verhältnisse: die Leute wissen nicht recht, was sie erlauben, was sie verbieten sollen. Wilder ist aber wirklich ein rechtschaffener Mann und will das Beste!"

Herr von Laurentius schlürfte behaglich sein Glas Burgunder und ging dann auf andere Menschen über. Von seiner Schwester auf Kragsminde erzählte er, deren verstorbener Mann, der alte Kammerjunker, durch eine aus Gutmütigkeit geleistete Bürgschaft um sein Vermögen gekommen war, so daß aus diesem Grunde Kragsminde verfallen mußte, weil das Betriebskapital fehlte; daß er zu erzählen vergaß, daß der Kammerjunker wohl eine Bürgschaft geleistet, aber den größten Teil seines Vermögens verspielt hatte, war vielleicht begreiflich. Laurentius ging auch schnell über seine Angehörigen zum Pastor Kleinert über, den er als einen roten Rebellen darstellte. Er war nicht allein schwer bei Bau verwundet worden; später hatte er sich mit revolutionären Umtrieben abgegeben, und seine Frau Bettina, eine eingebildete Kielerin, hatte ihn in allen seinen bösen Plänen bestärkt. Ohne die Hilfe der Österreicher würde Kleinert niemals Pastor in Rangelrup geworden sein. Aber die Österreicher hatten ja damals um 1864 hier regiert und sich gefreut, wenn sie einigen Leuten einen Gefallen tun konnten. Sie waren es auch gewesen, die dem halbwegs verlorenen Sohn der Familie Mürwik, dem alten Ferdinand, eine Anstellung bei der Gensdarmerie gegeben hatten. Nun, der Gouverneur Manteuffel hatte ihn schnell genug wieder hinausgefeuert, seiner unerhörten politischen Ansichten wegen; aber eine Pension vom Staate erhielt er dennoch, und Herr Rittmeister von Mürwik wohnte in dem Heidehause, das jetzt dem jungen Baron Helmkron gehörte, und wenn irgendwo ein Kriegerfest war, dann lief er medaillengeschmückt herum, tat sich mächtig hervor, und das lebendgroße Bildnis des Herzogs von Augustenburg hing in seinem Wohnzimmer.

Herr von Laurentius wollte eine dritte Flasche nicht anstechen. Nur noch einmal ging er zu dem alten Laurentiusbild im Tanzsaal, betrachtete die hoch-

mütig-harten Züge des Vorfahren und bat um die Erlaubnis, seine Schwester und Tochter auch einmal in das Amthaus führen zu dürfen. Sie sollten ihre Meinung sagen, in welcher Größe das Bild kopiert werden dürfte.

Daß Kurt erklärte, der Frau Kammerjunker und dem Fräulein Tochter zuerst seine Aufwartung machen zu wollen und ihnen sein Haus zur Verfügung zu stellen, war ganz selbstverständlich. Herr von Laurentius hatte denn auch schon eine Einladung zu einem der nächsten Nachmittage in Bereitschaft, der Kurt mit Freuden nachzukommen versprach.

Nachdem der dänische Herr unter vielen Danksagungen gegangen war, kam es Kurt ganz besonders still in seinem alten Amthaus vor. Nachgerade war es spät am Nachmittage geworden; aber die Dämmerung ließ noch auf sich warten. War es doch Mai, und die Sonne verschwand in diesem nördlichen Lande erst nach neun Uhr abends. Der altmodische stille Garten lag noch im Sonnenschein, und auf den Korridoren und in den leeren Zimmern huschten die zitternden goldenen Strahlen. Dieselben, die auf die alten Amtleute und ihre Gefolgschaft, auf all das bunte lustige Leben der alten guten Zeit geschienen hatten.

Kurt Berkow stand noch einmal vor dem Bilde des Amtmanns von Laurentius. Dieser Urgroßvater hatte keine Ähnlichkeit mit dem redseligen, behäbigen Nachkommen; er hatte weder das breite, gemütliche Gesicht, noch seine etwas verschwommenen Augen. Hochgewachsen und schlank stand der junge Amtmann im roten Hofkleid und breiten Ordensband vor dem Beschauer, den schmalen Kopf zurückgeworfen, die blauen Augen gleichgültig in die Ferne gerichtet. Er trug sein eigenes, starkes Haar mit leichtem Puder bedeckt, und um seinen Mund lag jener selbstbewußte Zug, der so vielen Bildern damaliger Zeit eigen ist. Es waren andere Menschen, als die von heute. Wenn es ihnen gefiel, peitschten sie ihre Leibeigenen und behandelten alle bürgerlich Geborenen mit hochmütiger Verachtung. Und wenn es ihnen gefiel, dann gaben sie ihren Leibeigenen die Freiheit und opferten Geld und Gut für die, die sie liebten; mochten diese sechzehn Ahnen haben oder aus einfachem Bürgergeschlecht stammen.

Zwei Tage später fuhr Kurt Berkow nach Kragsminde. Es war ein warmer, halbbedeckter Tag. Man hatte keinen Blick in die Ferne, aber der Buchenwald am Rande der Heide prangte im frischesten Grün, und auf den Feldern schien das Korn zusehends zu wachsen. Kurt freute sich, einmal aus Hastede herauszukommen. Gestern abend hatte er einen Versuch gemacht, mit den Honoratioren der Stadt in der feinsten Weinstube zusammen zu sein, aber der Versuch war mißglückt. Sie hatten alle etwas gegeneinander, und schon nach einer Stunde waren er und der Tierarzt allein sitzen geblieben.

Ja, es war öde hier; gut, daß man Gelegenheit fand, anderswo Menschen kennen zu lernen. Kurt nahm sich vor, auch bald wieder nach Sandberghof zu fahren. War Wilder politisch kein Licht und hatte Angst vor jedem dänisch Gesinnten, dann mußte man ihm etwas das Rückgrat stärken, und er wollte doch auch seine Cousine Kläre besuchen. Die Hagenthals waren alle fixe Menschen, und wenn seine Schwestern auch die Nase darüber rümpften, daß Kläre Gouvernante geworden war, so wollte er nicht dumm sein und sie anders behandeln, als ehe-

mals. Sie war ein so netter Backfisch gewesen, und nun benahm sie sich wirklich schneidig. Er, als Landrat, wollte ihr schon beistehen, daß sie sich eine Stellung errang. Und Kurt schlug leise mit der Zunge gegen den Gaumen und ließ Kitty in langgestrecktem Trabe über die Landstraße fliegen und dann in den sandigen Heideweg einbiegen, von dem man ihm gesagt hatte, daß er in drei Viertelstunden nach Kragsminde führte. Die Gegend veränderte sich. Zwei Heidehügel schoben sich dicht zusammen und bildeten eine hohle Gasse. Als sie wieder auseinander traten, lag das Moor vor ihm. Das Moor, das so endlos weit und auch nicht ungefährlich sein sollte. Wer den Weg verfehlte und in einen der Sümpfe geriet, die hier unter Weiden und Erlengestrüpp verborgen lagen, dem konnte es übel ergehen.

Still lag das weite Moor unter dem grauen Himmel. Hier und dort schrie ein Vogel, und einmal strich eine ganze Schar Krähen über die braune Erde. Dann quakte nur ein einsamer Frosch, und in der Ferne klagte die Unke.

Kurt trieb die Kitty an. Dies Mor war ihm langweilig; er wußte auch nicht, wie er hierher gekommen war. Sein Reitknecht Peter, der ihm den Weg beschrieb, hatte nichts von einem Moor gesagt. Er hatte keine Lust verspürt, Peter mitzunehmen, nun tat es ihm fast leid. Verirren indessen konnte man sich nicht. In diesem Augenblick sprang sein Pferd zur Seite und flog dann mit dem leichten Wagen vom Wege ab und übers Moor. Und ehe Kurt recht wußte, wie ihm geschah, war er vom Wagen geschleudert und wurde, da er die Zügel festhielt, von dem durchgehenden Pferd durch allerhand Tümpel und Moorhügel geschleift. Was weiter kam, wußte er kaum; er fühlte nur, daß jemand ihm die Zügel aus den Fingern nahm, und daß eine freundliche Stimme fragte:

„Sie haben sich doch nicht sehr weh getan?"

„Gewiß nicht!" Kurt fühlte sich noch halb betäubt; aber er nahm sich krampfhaft zusammen. Er wollte keine lächerliche Figur spielen und von sich sagen lassen, daß der Landrat im Moor über Stock und Stein geflogen wäre.

„Nehmen Sie meinen Arm!" sagte dieselbe freundliche Stimme. „Und lassen Sie uns ein wenig auf diesem Stein ausruhen."

Nach einigen Minuten konnte sich Kurt wieder umsehen.

Er saß auf einem breiten, moosbewachsenen Stein; um ihn herum lagen Moor und Heide, Kitty schnoberte an einigen saftig grünen Grashalmen, und neben ihm saß ein langgewachsener Mann, der ihn mit gutmütigem Lächeln betrachtete. Er trug einen breitrandigen Strohhut, unter dem ein scharfgeschnittenes, aber noch jugendliches Gesicht hervorblickte; gänzlich bartlos und mit einem Paar kluger Augen.

„Es ist alles wieder in Ordnung," fuhr der Fremde fort. „Sönke Sönksen hat eben Ihr Pferd eingefangen, und am Wagen und Lederzeug ist nichts verdorben. Aber Sie sind schmutzig geworden, und Ihr Rock ist etwas aus dem Leim gegangen. Wir müssen uns doch wohl nach Sönkes Hütte begeben, um Sie wieder schön zu machen."

Kurt murmelte einige Dankesworte, und dann stellte er sich vor.

„von Berkow, kommissarischer Landrat!"

„Ich dachte es mir ſchon," erwiderte der Fremde. „Sie kamen mir gleich ſo landrätlich vor, und dann auch wieder unbekannt in dieſer Gegend. Der Weg, den Sie kamen, iſt nicht zum Fahren geeignet, höchſtens für Torfwagen, vor die ſich die Menſchen ſelbſt ſpannen."

„Mein Pferd ſcheute!" warf Kurt ein. „Am Wege muß etwas Sonderbares geweſen ſein."

Und wie er ſprach, kam ihm die Erinnerung an einen grauen Schatten, der geſpenſtiſch die Arme erhoben und Kitty erſchreckt hatte.

Der Fremde nahm jetzt ſeinen Hut vom Kopf und verbeugte ſich.

„Auch ich möchte meinen Namen nennen. Ich heiße David Riſſom und bin Adjunkt bei Paſtor Kleinert in Raugelrup. Nun alſo haben wir der geſellſchaftlichen Form genügt, und ich darf Sie wohl auffordern, mit mir zu Sönkes Kate zu gehen, damit wir Sie etwas reparieren können."

Schweigend ging Kurt neben dem Theologen her. Er fühlte ſich nicht ſehr behaglich, ſeine Glieder ſchmerzten ihn; und er hatte außerdem die unangenehme Empfindung, jemandem zu Dank verpflichtet zu ſein, dem er ſich fern zu halten wünſchte. Mit Paſtor Kleinert, dem ehemaligen Rebellen, wollte er möglichſt wenig zu tun haben, und ebenſowenig mit ſeinem Adjunkten, der wahrſcheinlich auch politiſche Anſichten hatte, die der kommiſſariſche Landrat nicht billigen konnte. David Riſſom ſprach auch nicht weiter. Vielleicht hatte er eine Antwort von Berkow erwartet; als ſie ausblieb, ſchien er ſich zu tröſten. Aufmerkſam betrachtete er das Moor, auf dem hier und dort Torfhügel ſtanden, pflückte gelegentlich einen Pflanzenſtengel oder bohrte mit ſeinem Stock in den weichen Erdboden.

Kitty folgte langſam mit dem Wagen. Ein alter, grauer Mann führte ſie am Zügel und ſprach hin und wieder ein Wort mit ihr. Aber ſie war doch noch unruhig; und als hinter Torfhaufen und Weidenbüſchen ein verfallenes Häuschen auftauchte, da wieherte ſie gellend auf und warf den ſchlanken Kopf hin und her. Bald aber war ſie doch an einem hellgrünenden Weidenbaum feſtgebunden und trank Waſſer aus einem ihr vorgehaltenen Eimer; ließ ſich auch von Sönke mit einem dicken Tuch die Moorſpritzen von Beinen und Rücken reiben, während Berkow im Innern der Hütte ſeinen zerriſſenen Rock betrachtete, der es ihm allerdings unmöglich machte, heute auf Kragsminde zu erſcheinen.

Er war ſo verſtimmt, daß er David Riſſom kaum ſeiner Beachtung würdigte. Obgleich dieſer junge Herr ihm Waſſer zum Waſchen holte und ihm auch ſonſt zu helfen verſuchte. Aber Berkow hatte ſich auf Kragsminde und den angenehmen Herrn von Laurentius gefreut. Nun fuhr er nach einer Stunde unverrichteter Sache nach Haus, und neben ſeinem Wagen her ging Sönke Söukſen, der ihn auf den richtigen Weg führen ſollte.

Mit ſeinem verwitterten Geſicht und den grauen, ſtruppigen Haaren hätte er einen Gnom des Moores darſtellen können. Aber ſeine Füße liefen flink, und ſeine Augen funkelten ſcharf unter den buſchigen Brauen hervor. Bis er endlich ſtill ſtand und die Weggabel zeigte, wo die Heideſahrſtraße ſich zur Chauſſee abzweigte.

Berkow warf ihm einen Taler auf den Weg, murmelte ein unverſtändliches Dankeswort und ließ ſeine Kitty austraben. Nach ſeiner Heimkehr lag er den

ganzen langen Nachmittag auf seinem Sofa und ärgerte sich über die ganze Welt. Aber er schlief nach einer Weile ein und wachte dann mit einem Schreck auf. Es war ihm gerade so gewesen, als stände ein grauer Schatten neben ihm und ein Paar funkelnder Augen lachten ihn höhnisch an.

Doch wie er zu sich kam, war sein Zimmer leer, und nur ein rotgoldener Sonnenstrahl hatte seinen Weg hineingefunden. Draußen rauschten die jungen Ulmenblätter, und vom Garten her gurrten die wilden Tauben.

Müde schloß Berkow die Augen. Morgen wollte er ganz sicher nach Kragsminde fahren.

7.

Am Trinitatissonntage hielt der Kandidat David Nissom seine dritte Predigt in der Kirche zu Rangelrup. Nachdem er am Pfingstmontage und am Himmelfahrtstage schon zweimal der Gemeinde Gottes Wort verkündigt und Frau Bettina Kleinert mit einiger Genugtuung bemerkt hatte, daß die Bauern von Rangelrup an den zwei letztgenannten Feiertagen nur in kleiner Schar zur Kirche gekommen waren. Denn obgleich sie Herrn Nissom das Beste gönnte und ihn schon halb und halb als Neffen betrachtete, hatte sie natürlich doch den Wunsch, er möge ihrem Manne die Zuhörer nicht rauben. Daß der Himmelfahrtstag und Pfingstmontag Feste waren, an denen die Kirche leer zu sein pflegt, beachtete sie nicht oder wollte es nicht wissen, und obgleich sie sich fest vorgenommen hatte, niemals mit Riekchen anders als lobend über den Adjunkten zu sprechen, so mußte sie ihr doch sagen:

„Herr Nissom predigt ja nicht schlecht, aber er hat gar keinen schönen Vortrag."

Auf diese Bemerkung erwiderte Riekchen kein Wort. In den sechs Wochen ihres Aufenthaltes im Pastorat war sie überhaupt ein wenig stiller geworden. Nicht so viel, daß Onkel und Tante dies bemerkt hätten, wie denn Hausgenossen am wenigsten eine flüchtige Veränderung der Nächsten spüren. Und dann kannte das Pastorenehepaar Riekchen ja auch nur seit kurzer Zeit. — Nur Kläre, die öfters ins Pastorat kam, um mit der neuen Freundin ein Stündchen spazieren zu gehen, fiel es wohl auf, daß Riekchen viel nachdenklicher geworden war, wie in der ersten Zeit ihrer Bekanntschaft. Aber auch sie hatte allerhand Dinge, die ihr durch den Kopf gingen, und wenn Riekchen nicht mehr so munter war, wie zu allererst, so kam es wahrscheinlich daher, weil sie sich doch noch einwohnen mußte. Geradeso wie über Kläre oft ein wunderlich bedrückendes Gefühl kam, das sie mit dem Namen Heimweh belegte, und das sie manchmal wehmütig stimmte.

Heute nun saß sie mit Dodo und Tina in der Kirche und sang: „O, heiliger Geist, kehr bei uns ein!"

Die Sonne schien durch die kleinen, in Blei gefaßten Fensterscheiben der Kirche auf den kunstlos geschnitzten Altar, auf die große Bibel, die mitten darauf lag. Neben Kläre im Stuhl saß Riekchen, die mit leiser Stimme den Gesang mitsang, und hinter ihr kamen die Reihen von alten und jungen Frauen. Denn hier in Rangelrup herrschte strenge Trennung der Geschlechter, und deshalb

ſaß Hardesvogt Wilder auf der anderen Seite des Ganges, in der erſten Reihe der Männer.

Die Sonne glitt gerade über ſein kurz geſchorenes Haar, als Kläre ihn unbemerkt von der Seite betrachtete. Es war ſonderbar, aber im Hauſe ſah ſie ihn ſo ſelten. Bei den Mahlzeiten ſaß er wohl oben am Tiſch und richtete gelegentlich ein freundliches Wort an die junge Hausgenoſſin; meiſtens aber nahm ihn ſeine Mutter ganz in Beſchlag, oder er ſprach mit den Töchtern. Kläre würde es unbeſcheiden gefunden haben, ſich in die Unterhaltung zu miſchen, die meiſtens von ihr unbekannten Dingen handelte, und nach den Mahlzeiten zog ſich Herr Wilder in ſeine Zimmer zurück. Er hatte immer viel zu tun; manchmal dachte Kläre, daß er mehr arbeitete, als er nötig hätte.

Heute nun ſaß er regungslos, das Geſangbuch vor ſich, und blickte ſich mit klaren Augen in der Kirche um. Er hatte ein ſo hübſches, ernſthaftes Geſicht, das in der Ruhe noch anziehender war, als wenn es gelegentlich in der Unterhaltung einen etwas ironiſchen Zug annahm.

Von der Orgel klingelte es ſchrill, als Zeichen für den Prediger, daß der Geſang zu Ende ging; dann ſtand die lange Geſtalt David Riſſoms auf der Kanzel. Kläre hatte den Adjunkten noch nicht geſehen und auch kaum an ihn gedacht; Riekchen ſprach nicht von ihm, und Pfingſtmontag und Himmelfahrt war von Sandberghof niemand in der Kirche geweſen.

Nun hob ſie doch die Augen zu dem ſcharfgeſchnittenen Geſicht über ſich und horchte auf eine junge, freundliche Stimme. David Riſſom ſprach auf der Kanzel, wie er im täglichen Leben ſprach; ohne das ſtarke Pathos, dem auch der gute Paſtor Kleinert nicht entgangen war. —

War der Adjunkt eigentlich ein guter Redner? Kläre atmete plötzlich auf, rückte auf ihrem Sitz und räuſperte ſich ein wenig. Wie faſt alle taten, die der Predigt zugehört hatten, und denen über dem Zuhören ſogar der tiefe Klang der die elfte Stunde kündenden Glocke entgangen war.

„Ungeheuer einfach, aber ſehr nett!“ ſagte der Hardesvogt. Der Gottesdienſt war zu Ende, und er traf mit Frau Bettina, Riekchen und mit Kläre in der Kirchtür zuſammen.

„Der Adjunkt muß noch viel lernen!“ entgegnete die Paſtorin mit Zurückhaltung.

„Das iſt ſchon möglich; aber ich werde ihn doch mit Vergnügen einmal wieder hören!“ antwortete Wilder. Dann ſah er in Frau Bettinas leicht gerötetes Geſicht und lächelte ihr gutmütig zu.

„Junges Volk muß eben auch zu Wort kommen, Frau Paſtorin; und wenn Ihr Mann den Kandidaten auf den richtigen Weg leitet, kann etwas Gutes aus ihm werden.“

Aber Kleinert, der jetzt zu der kleinen Gruppe trat, rückte ernſthaft an ſeiner Perücke.

„Der kann mehr, als ich jemals gekonnt habe, Herr Hardesvogt. Und ich freue mich für die Rangelruper; denn mit mir mußten ſie viel Geduld haben.“

Riekchen ſagte gar nichts. Sie faßte nur Kläre an die Hand und ging mit ihr ein wenig abſeits, auf den Kirchhof an die Gräberreihen, wo die Kirchgänger ſtanden und vielleicht an die hier ſchlummernden Toten, vielleicht auch nur an ihre Sonntagsſuppe dachten.

„Iſt er nicht herrlich?“ fragte ſie leiſe. Ihre Augen leuchteten, und ihre Stimme zitterte. Doch ehe Kläre antworten konnte, kam ein Schritt hinter ihnen her.

„Endlich ſehe ich Sie einmal wieder, Fräulein Riekchen; dreimal ſchon bin ich im Paſtorat geweſen, um mich nach Ihrem Befinden zu erkundigen; aber Sie waren niemals da.“

„Einmal hatten wir Waſchtag, Herr von Helmkron,“ erwiderte Riekchen, „und einmal mußte ich Weißbrot backen. Tante Bettina mag den Hausſtand nicht mehr allein beſorgen.“

Sie ſprach freundlich, aber ſehr gleichgültig, und als ſich Axel Helmkron nun vor Kläre verbeugte und darum bat, vorgeſtellt zu werden, erfüllte ſie dieſen Wunſch mit mehr Gewandtheit, als man vielleicht von ihr erwartet hätte.

Herr von Helmkron ging dann plaudernd neben den zwei jungen Mädchen her. Er wohnte noch immer in Rangelrup und wollte vorläufig ſeinen Aufenthalt nicht verändern; aber er hatte allerhand Geſchäftsreiſen zu erledigen gehabt und war bis jetzt nicht dazu gekommen, auf Sandberghof ſeine Aufwartung zu machen.

„Ich unterhandle nämlich mit der Regierung wegen Verkaufs einiger Heideländereien,“ berichtete er. „Aber die Herrſchaften wollen mir nur ein Spottgeld dafür geben. Dann behalte ich ſie lieber.“

Kläre hatte ſchon viel von Axel Helmkron gehört. Wenn Onkel Ferdinand Mürwik nach Sandberghof kam, ſprach er immer von ihm; daß er ihn öfters im Heidehauſe beſucht habe und ſehr nett geweſen ſei. Er wollte den alten Herrn auch nicht aus ſeiner Wohnung vertreiben, obgleich es natürlich gemütlicher für ihn ſein würde, im eigenen Hauſe, anſtatt bei Guſtav Ebſen in Rangelrup zu wohnen.

„Rieſig anſtändiger Kerl!“ lobte ihn der Rittmeiſter. „Und obgleich er däniſcher Leutnant war, hat er nichts geſagt, als er Friedrich den Achten über meinem Sofa und dahinter die ſchleswig-holſteiniſche Fahne hängen ſah. Den Herzog von Auguſtenburg nenne ich immer Friedrich den Achten, Fräulein von Hagenthal, obgleich Ihr Bismarck ihn um ſein gutes Recht gebracht hat. Nun, nehmen Sie's nicht übel. Sie ſelbſt ſind unſchuldig, und auch der kleine Däne iſt ein durchaus patentes Menſchenkind!“

Die letztere Bezeichnung paßte gut für den jungen Herrn, der ſeinen Begleiterinnen viel zu erzählen wußte und ſo unbefangen war, als befände er ſich unter alten Bekannten.

„Ob es wohl auf Sandberghof paſſen würde, wenn ich heute nachmittag meinen Beſuch machte?“ fragte er. „Die Sonntagnachmittage haben für einen Junggeſellen die böſeſten Stunden.“

Ehe Kläre antworten konnte, kam der Hardesvogt den Kirchweg herunter, redete Axel ſehr artig an und lud ihn ein, am heutigen Nachmittag zum Kaffee zu kommen und zum Abendbrot zu bleiben.

„Paſtors kommen auch!“ ſetzte er hinzu. „Ich hoffe, auch Sie, Fräulein Riekchen, werden uns die Freude ihrer Anweſenheit machen.“

Der junge Herr ſagte mit großer Lebhaftigkeit zu, und Riekchen verſicherte, daß ſie gern kommen würde.

Dann zögerte ſie plötzlich.

„Vielleicht muß ich doch zu Haus bleiben,“ ſagte ſie ſtockend. „Wenn Herr Riſſom nun Amtsgeſchäfte hat und nachher Kaffee trinken will —“

„Den erhält er bei uns,“ verſicherte Wilder. „Ich habe den Herrn Adjunkten natürlich auch eingeladen.“

„Es mußte einmal ſein!“ ſagte er nachher zu Kläre, als beide gemeinſam mit den Kindern den Landweg von Rangelrup nach Sandberghof heimwärts wanderten. An den Sonntagen ſchonte Wilder gern Knechte und Pferde; außerdem ging man kaum eine halbe Stunde. Aber Kläre war noch kein einzigesmal mit ihrem Hausherrn an einem kühlfriſchen Sonntagmorgen zwiſchen blühenden Hecken gegangen, und ſie empfand plötzlich eine Freude, die ſie ſich ſelbſt nicht erklären konnte.

„Es iſt doch ſehr angenehm, am Sonntagnachmittag Gäſte zu haben, Herr Hardesvogt. Ihre Frau Muter liebt es; und die letzten Sonntage kam nur Herr von Mürwik.“

„Nun ja —“ Wilder nahm den ſchwarzen Hut vom Kopf und ſuchte damit einen bunten Schmetterling zu fangen; „Mama hat gern, wenn die Kammerjunkerin von Kragsminde kommt und ihr Neuigkeiten berichtet. Aber ſie iſt bekanntlich ausgeblieben, was wohl ſeinen Grund in Herrn von Laurentius hat, dem es wahrſcheinlich nicht ſo ganz angenehm iſt, bei einem königlich preußiſchen Hardesvogt das Brot zu brechen.“

„Iſt Herr von Laurentius eigentlich ein gefährlicher Mann?“ fragte Kläre.

„Er iſt unbequem, Fräulein von Hagenthal. Wenn ich der Landrat wäre, würde ich ihn bitten, in Dänemark zu bleiben und Schleswig-Holſtein mit ſeinen Beſuchen zu verſchonen; aber Herr von Berkow hat ihn ſchon zweimal zu Tiſch eingeladen und iſt gewiß mehr als viermal auf Kragsminde geweſen.“

„Kurt Berkow?“ Kläre war ſo überraſcht, daß ſie ſtehen blieb und Wilder anblickte.

Dieſer hatte die Schmetterlingsjagd aufgegeben und den Hut von neuem aufgeſetzt.

„Kurt Berkow,“ wiederholte er. „Ich weiß, daß er Ihr Vetter iſt und daß er Ihnen ſeinen Beſuch angekündigt hat. Bis jetzt iſt er nicht erſchienen, und wir müſſen uns tröſten. Sollte er einmal kommen, ſo würde es mir angenehm ſein, Sie ſagten ihm ein leiſes Warnungswort. Wenn man den däniſchen Unruheſtiftern einen Finger reicht, nehmen ſie die ganze Hand. Und unſere Verhältniſſe ſind noch nicht gefeſtigt genug, daß wir viel Unruhe vertragen können.“

Kläre hörte nachdenklich auf ſeine Stimme. Eine leiſe Sorge klang in ihr, die ſie nicht recht begreifen konnte. Dies Land machte einen ſo ſtillen Eindruck;

alle Menschen schienen ruhig und gemütlich zu sein; warum sich also mit Gedanken quälen, die eigentlich keinen Grund hatten? Dann aber freute sie sich wieder, daß Wilder so mit ihr sprach, und ihr Herz begann schneller zu schlagen.

Die Kinder waren vorweg gelaufen und kehrten jetzt mit Glasog zurück, der in einem neuen Livreerock sehr anständig aussah.

„Warum wareſt Du nicht in der Kirche, Glasog?“ fragte Dodo. „Der neue Pastor hat fein gepredigt und hübsche Geschichten erzählt. Du kommſt in die Hölle, wenn Du Sonntags nicht in die Kirche gehſt. Bothilde sagt es auch.“

Bothilde, die jetzt hinter Wilder und Kläre herkam, machte eine abwehrende Bewegung.

„Dodo, Du mußt nicht lügen. Wenn Herr Muhl nicht in die Kirche geht, so iſt das seine Sache.“

„Nu natürlicherweiſe!“ brummte Glasog. „Und wenn einer so gegen die Däuens gekämpft hat, wie unſereins, denn kommt man nicht so leichtemang in der Hölle.“

Er wandte sich dem Hardesvogt zu, der dieſe Unterhaltung nicht beachtet hatte.

„Heut war Niß von Kragsminde hier, und Frau Kammerjunkerin ließ sagen, sie und ihre Verwandtschaft kämen heut nachmittag zum Kaffee und Abendbrot, und Frau Etatsrätin hat sagen laſſen, daß sie sich furchtbar freuen tät!“

Bothilde tat einen kleinen Schrei.

„Oha! Wie viele Perſonen kriege ich dann zum Abendbrot? Herr Hardesvogt hat auch einen ganzen Berg eingeladen!“

„Nur füüf!“ sagte dieſer lachend. „Faſſen Sie sich, Bothilde, und laſſen Sie sich von Glasog ein halbes Dutzend Kücken abſtechen. Er tut es Ihnen gern zu Gefallen!“

Aber er war doch hinterher seiner Mutter gegenüber etwas befangen.

„Ja, Mama, ich ahnte nicht, daß die Laurentiuſſe uns heute mit ihrem Beſuch beehren wollten, und wir mußten uns doch einmal um Kleinerts, um den Adjunkten und das niedliche kleine Riekchen bekümmern. Heute in der Kirche fiel es mir ein, und da habe ich meine Abſicht gleich ausgeführt.“

Die Etatsrätin lächelte etwas ſüßſäuerlich.

„Gegen Kleinerts haben wir keine Verpflichtungen, ſie waren noch Oſtern bei uns; der Adjunkt hat noch nicht einmal ſeinen Antrittsbeſuch gemacht, und was das niedliche kleine Riekchen betrifft, so habe ich Fräulein von Hagenthal gebeten, ſie zum Tee mitzubringen, wenn ſie nur wollte. Sie hat aber noch keine Zeit gehabt; die Paſtorin gibt ihr wohl viele häusliche Arbeiten.“

„Den kleinen Helukron habe ich nun auch ohne Antrittsbeſuch eingeladen,“ beichtete der Hardesvogt weiter. „Er wollte ihn heute nachmittag machen, und da forderte ich ihn auf, gleich ungezwungen zu kommen.“

„Das war ſehr richtig, Gottfried.“ Die Miene der alten Dame hellte ſich auf. „Onkel Ferdinand iſt eingenommen von ihm, und er ſcheint wirklich eine angenehme Perſönlichkeit zu ſein. Ich freue mich auf ſeine Bekanntſchaft.“

Kläre freute ſich nicht beſonders auf dieſen Nachmittag und den angeſagten Beſuch. Mit Kleinerts und Riekchen zuſammen Kaffee zu trinken, wäre ihr eine angenehme Abwechſlung geweſen, aber von Philippa Laurentius hatte ſie an einem Sehen genug; ſie verlangte nicht nach einem abermaligen Zuſammentreffen. Niemand aber fragte natürlich nach ihren Empfindungen, und als ſie nach dem frühen Mittageſſen auf ein Stündchen in den Garten ging, wünſchte ſie heimlich, hier bleiben und ſich gar nicht zeigen zu dürfen.

Der Garten auf Sandberghof hatte keine beſonderen Schönheiten an ſich. Er hatte glatte, grüne Raſen, einige alte Bäume und einige Roſengebüſche, die ſich jetzt allmählich mit Knoſpen bedeckten. Und dann gab es einen etwas erhöhten Platz in ihm, von dem man durch eine Waldlichtung auf die in der Ferne liegende Heide blicken konnte. Jene Heide, die Kläre immer von neuem mit ihrem geheimnisvollen Reiz anzog. Auch heute ſtand ſie lange und blickte über das wellenförmige Land, und es tat ihr leid, daß der Weg dorthin doch weit war und daß Glasog ihr geſagt hatte, ſie ſollte man lieber allein ſich nicht allzuweit vom Hofe wagen. Früher, in alten Zeiten, hätte jede feine Dame allein meilenweit über Land gehen können; aber heutzutage — er zuckte die Achſeln und kaute an ſeinem Priem.

Als Kläre an ihn dachte, trug ihr der Wind lautes Jammergeſchrei aus dem Hühnerſtall zu. Dort wurde an dieſem Sonntag zu Ehren der vielen Gäſte ein Blutbad angerichtet, und eine Schar luſtiger Hähnchen, die heute morgen noch nach Herzensluſt gekräht und geſcharrt hatten, brieten heute abend ſchon in der Pfanne.

Kläre hatte ſich geſetzt und ſah träumeriſch vor ſich hin. An den zwei letztvergangenen Sonntagen hatte ſie Heimweh gehabt, nach dem großen Berlin und ſeinem Leben, nach Vater und Mutter und der jüngeren, ewig ſeligen Schweſter. Heute kam es ihr vor, als könnte ihr die Welt nicht ſtill genug werden, die ſonnige, träumeriſche Welt hier oben in dem Lande von Moor und Heide.

„Ich dachte mir ſchon, daß Sie hier im Garten wären, Fräulein von Hagenthal," flüſterte es neben ihr, und als Kläre ſich mit einem leiſen Ruf umwandte, ſaß das alte Fräulein Bruhn an ihrer Seite und betrachtete ſie mit verliebten Augen.

„Wir ſind eben angekommen," fuhr ſie fort, „und ich ſuchte gleich nach Ihnen und dachte mir, daß Sie hier im Garten wären. Früher habe ich auch wohl im Freien unter Bäumen geſeſſen und weit in die Ferne geblickt. Aber das iſt lange, lange her, und für jemand, die in Stellung iſt, iſt es Zeitverſchwendung."

In einem grasgrünen Kleide und einem gelben Kapotthut machte die alte Geſellſchafterin einen grotesken Eindruck. Kläre wollte mit einigen Worten aufſtehen, um davonzugehen; aber Bruhn hielt ſie feſt.

„Ach bitte, bleiben Sie noch einen Augenblick," bat ſie. „Weshalb fliehen Sie mich? Ich habe doch niemanden, mit dem ich mich einmal ausſprechen könnte; nun kommen Sie und ſind meinesgleichen, und Sie wollen nichts von mir wiſſen."

„Ich muß ſehen, daß die Gäſte Kaffee bekommen," wandte Kläre ein.

„Ach, dafür sorgt Bothilde; und wenn Herr Viktor und seine schöne Tochter einen Augenblick warten müssen, dann schadet es nichts. Sie denken auch nicht an Kaffee und Kuchen. Philippa hofft, Herrn Axel von Helmkron hier zu sehen und wieder einzufangen, und Herr Viktor hofft, daß der Landrat herkommt, damit er ihm Sand in die Augen streuen kann. Das ist auch einer von den dummen Männern, Fräulein von Hagenthal. Der glaubt, was ihm eingeblasen wird: besonders wenn Philippa dabeisteht und ein wenig lächelt. Aber sie lächelt nicht viel. Sie denkt an Axel Helmkron und ärgert sich, und Herr Viktor ärgert sich auch. Denn das konnten sie beide nicht wissen, daß der kleine Leutnant über Nacht ein reicher Mann wurde. Einer mit Gütern und Schlössern, gerade in dem Monat, da Philippa ihm geschrieben hatte, sie liebte ihn nicht mehr. Nachdem sie zwei Jahre mit ihm verlobt gewesen war."

Höhnisch lachte Fräulein Bruhn vor sich hin und strich an ihrem grellfarbenen Kleide herum. Dann drückte sie Klärens Hand in der ihren.

„Sie machen so erstaunte Augen, Fräulein von Hagenthal. Ja, in Ihrem Alter wußte ich auch noch nicht, daß es Untreue und kalte Herzen geben könnte. Damals, als Viktor von Laurentius mich oft geküßt und ein nettes kleines Mädchen genannt hat. Aber er heiratete dann doch eine Gräfin, wenn sie auch nicht mehr hatte als ich. Die Männer sind schlecht!" Fräulein Bruhn schluchzte, trocknete aber bald ihre Tränen.

„Ach, ich will Ihnen nichts weiter sagen, Sie werden ja schon blaß. Aber soviel ist gewiß: wenn man in Stellung ist, hat man es nicht immer leicht, und niemand hat Lust, einen zu heiraten."

Dodos schrille Stimme schrie in den höchsten Tönen durch den Garten nach Tante Klära, und sie stand eilfertig auf, obgleich sie sich mit einiger Beschämung gestehen mußte, daß sie Bruhns Enthüllungen nicht ungern weiter gehört hätte.

Riekchen kam ihr schon aus dem Hause entgegen.

„Wir sind alle da!" sagte sie fröhlich. „Und Frau Etatsrätin hat schon dreimal nach Dir gefragt. Ich glaube, sie kann schon gar nicht mehr ohne Dich sein."

Klära und Riekchen hatten sich schon auf ihrem ersten Spaziergange du genannt. Wer Riekchen gern hatte, der mußte sie du nennen; es ging kaum anders. Sie hatte heute nachmittag nicht mehr den schwärmerischen Ausdruck vom Morgen. Heiter und unbefangen plauderte sie mit Klära, und auch dem alten Fräulein von Bruhn kam sie in ihrer harmlosen Art entgegen, drückte ihr die Hand und erzählte ihr von allen Erlebnissen im Pastorat und in ihrem früheren Leben. Gerade, als hätte sie die Bruhn immer gekannt, und wüßte ganz genau, daß diese arme, im Schatten des Lebens vertrocknete Menschenpflanze in Wirklichkeit nicht so grotesk und lächerlich war, wie sie erschien.

An diesem Nachmittage ging es lebhaft her in dem sonst so stillen Wohnzimmer auf Sandberghof. Die Kammerjunkerin und ihr Bruder überboten sich in lustigen kleinen Geschichten, über die sogar Frau Bettina lächeln mußte, obgleich sie sich zuerst nicht wenig entsetzt hatte, als Frau Krag mit ihrem Anhang plötzlich vorgefahren war. Wußten doch die Kleinerts ganz genau, daß man auf Krags-

minde den Abgang des däniſchen Paſtors noch nicht verſchmerzt und daß Frau Krag in Wort und Tat verſucht hatte, Kleinert wieder aus Rangelrup wegzubringen.

Der Paſtor machte ſich nicht viel aus dieſen Umtrieben; er ſetzte ſeine Perücke gerade und ging ruhig ſeinen Weg weiter. Aber Frauen können nicht ſo ſchnell vergeſſen wie die Männer, und deshalb war Frau Bettina immer leicht gereizt, wenn ſie die Kammerjunkerin ſah.

Aber heute ging alles gut. Bothilde hatte einen vorzüglichen Kaffee bereitet, der allen ebenſogut mundete, wie der dazu gereichte Kuchen; in die offen ſtehenden Fenſter des Wohnzimmers kam die warme Juniluft, und in den großen Blumenſchalen duſteten weiße und lila Fliederbüſche. Da vergaßen die Menſchen die leidige Politik, oder taten wenigſtens ſo, als vergäßen ſie allen Streit; und als Herr Viktor von Laurentius Frau Bettina erzählte, wie auch er in Kiel ſtudiert habe, und ſie nach allen möglichen Dingen fragte, wurde die Paſtorin gerührt und begann von ihrer Jugend zu berichten.

Auch Philippa war heute nicht ſo abweiſend wie neulich. Nachdem ſie ſich etwas herablaſſend mit der Paſtorin unterhalten hatte, forderte ſie Riekchen und Kläre auf, ihr den Garten zu zeigen. Als die drei jungen Damen dann aber auf die Hausflur traten, kamen gerade zwei junge Herren von draußen herein. Es waren der Adjunkt, David Riſſom, und Herr von Helmkron.

Der Hardesvogt, der ſie hatte kommen ſehen, ging ihnen entgegen, begrüßte ſie freundlich und nötigte ſie dann ins Zimmer, um ſie ſeiner Mutter vorzuſtellen.

Unterdeſſen konnte Kläre nicht umhin, einen raſchen Blick auf Philippa zu werfen. Sie und Axel hatten ſich einen Augenblick ſtarr in die Augen geſehen; dann machte Fräulein von Laurentius eine Bewegung, als wollte ſie ihn anreden; er aber trat zur Seite und folgte dem Hardesvogt ins Wohnzimmer. Und ehe Kläre weiter beobachten konnte, fuhr ein eleganter Einſpänner vors Haus, und Glasog meldete mit Stentorſtimme, daß Herr Landrat von Berkow ſeine Aufwartung zu machen wünſchte.

Es war ein lebhafter Nachmittag, wie ihn Kläre noch nicht auf Sandberghof erlebt hatte, und ſie unterhielt ſich gut. Schließlich war ſie doch auch jung und hatte Freude an der Unterhaltung mit jungen, lebhaften Herren. Sie waren alle drei in ihrer Art nett; beſonders der gute Kurt, der ſie faſt zärtlich begrüßte und ihr gegenüber einen verwandtſchaftlichen Ton anſchlug. Er wäre ſchon längſt gekommen und hätte ſich nach ſeiner Couſine umgeſehen; aber ſolch ein armer Landrat hätte viel zu tun, noch dazu in ganz fremdartigen Verhältniſſen. Dieſe ſteifnackigen Schleswig-Holſteiner! Manchmal wäre es beinahe unfaßlich, wie bedachtſam und ſchwerfällig ſie waren.

„Du verkehrſt lieber auf Kragsminde bei den Dänen!“ ſagte Kläre etwas ſpöttiſch.

Sie und ihr Vetter gingen miteinander um den großen Raſen im Garten, während die andere Jugend zuſammenſtand und ein Ringſpiel betrachtete, daß die Kinder herbeigetragen hatten.

Kurt machte ein erstauntes Gesicht, aber er wußte sich gleich zu helfen.

„Allerdings bin ich bereits einigemal auf Kragsminde gewesen. Herr von Laurentius ist für mich schon aus dem Grunde eine wertvolle Bekanntschaft, weil er die hiesigen Verhältnisse sehr genau kennt und mir Fingerzeige geben kann. Das Oberhaupt des Kreises muß überhaupt mit allen Eingesessenen verkehren können, unbeschadet ihrer politischen Gesinnung, und ein königlich preußischer Beamter hat natürlich keine Angst vor ein paar Dänen. Wenigstens wir nicht aus den alten Provinzen."

Philippa kam ihm jetzt nachgegangen.

„Wollen Sie mit mir Reisen spielen, Herr von Berkow? Es soll hier auch ein Croquetspiel geben, aber es wird noch gesucht."

Kurt verbeugte sich.

„Mit Ihnen, mein gnädiges Fräulein, spiele ich alles. Auch Blindekuh und andere kindliche Spiele."

Und in sein sorglos-fröhliches Gesicht trat ein etwas gespannter Zug, daß Kläre ihn mit einem ernsthaften Blick betrachtete. Er kam ihr doch anders vor, wie ehemals. Und sie sah zu Philippa hinüber, die ein weißes Kleid mit weißen Schleifen trug, und mit ihren goldroten Haaren und dem weißen, zarten Gesicht wie eine fremdartige, schöne Blume erschien.

Sie hätte die zwei Menschen gern noch weiter beobachtet; dazu aber fehlte Zeit und Gelegenheit. Der Kandidat Rissom verwickelte sie in ein lebhaftes Gespräch über das hiesige Land und seine Bewohner, und an ihrer anderen Seite ging Riekchen und horchte auf das, was der Kandidat sagte.

Er war nett und gescheit und hatte gute Manieren. Dazu ein freundliches Gesicht und so klare Augen, daß Kläre gern hineinsah. Er würde gut zu Riekchen passen und gewiß später ihre Liebe erwidern. Denn daß die kleine Freundin ihr Herz an Herrn Rissom verloren hatte, wußte Kläre seit heute morgen, merkte es auch jetzt wieder und wunderte sich halbwegs darüber, daß die Liebe manchmal so passend kommen konnte. Denn es war doch sicherlich auch für den Kandidaten das beste, sich mit Pastor Kleinerts Nichte zu verloben.

Axel Helmkron wurde unterdessen vom Hardesvogt in Beschlag genommen, zu dem sich später Onkel Ferdinand Mürwik gesellte. Beiden Herren war der junge, reiche Grundbesitzer eine beachtenswerte Persönlichkeit, dem man Ratschläge und Winke geben konnte, ebenso wie es auch für ihn vorteilhaft war, sich mit den hier Angesessenen auf freundlichen Fuß zu stellen.

Der junge Baron war sehr liebenswürdig, hörte auf alles, was ihm die Herren auseinandersetzten, und versicherte einmal übers andere, daß er alles tun werde, was ihm geraten würde.

Onkel Ferdinand war wieder von ihm ganz entzückt.

„Es ist ewig schade, daß Sie in Dänemark geboren sind, junger Mann!" sagte er endlich. „Sie verdienten, ein Schleswig-Holsteiner zu sein!"

Gottfried Wilder warf seinem Onkel einen verweisenden Blick zu; aber Axel Helmkron lachte nur.

„Sie sind sehr gütig, Herr Rittmeister, und ich betrachte Ihre Worte als ein Kompliment, obgleich ich glaube, daß es auch hier schlechte Menschen gibt."

„Wer in Dänemark geboren ist, ist stolz darauf, unterm Danebrog zu leben und zu sterben!" sagte Philippa.

Sie stand plötzlich neben Axel und sah ihn mit wunderlich flimmernden Augen an.

Er verbeugte sich artig.

„Ganz gewiß, gnädiges Fräulein. Auch ich bin stolz darauf, ein Däne zu sein, obwohl ich meinen vorhin ausgesprochenen Satz allerdings dahin abändern möchte, daß es auch in Dänemark falsche und herzlose Menschen gibt."

„Halunken gibt's überall auf der Welt!" rief Herr von Mürwik.

„Und Teufel im Gewande der Engel!" setzte Axel lächelnd hinzu.

Dann machte er eine Verbeugung vor Philippa und ging auf die Etatsrätin zu, die jetzt in den Garten kam und mit erleichtertem Lächeln konstatierte, daß sich die Gesellschaft trotz aller inneren Gegensätze gut zu unterhalten schien.

8.

Dies war sicherlich auch der Fall gewesen, obgleich ein kleiner Schatten für Kläre am anderen Tage nicht fehlte.

Beim Abendessen hatte sie neben David Rissom gesessen, mit dem sie sich gut unterhielt. Er hatte eine ruhige Heiterkeit, die angenehm berührte, und es gefiel ihr auch, daß er ihr von seiner Kindheit und Jugend in Rangelrup berichtete.

„Mein Vater war der Hardesvogt hier," erzählte er, „und wir wohnten neben Gustav Ebsen in einem baufälligen Diensthause, daß jetzt abgerissen ist. Aber es hatte gemütliche Zimmer und einen herrlich großen Garten. Wenn ich vom Gymnasium nach Haus kam, war mein erster Weg zu den Bäumen und Sträuchern des Gartens. Wir kannten einander von Jugend auf, und es war mir immer, als sagten sie mir Guten Tag und fragten: ‚David, hast Du auch gut gelernt?'"

Er schwieg und stocherte auf seinem Teller an einem Stück Rückenbraten herum, das, nach Bothildens sorgfältiger Zubereitung, eine bessere Beachtung verdient hätte.

„Ihr Vater wurde versetzt?" erkundigte sich Kläre, die nicht genau Bescheid wußte.

„Er wurde 64 weggejagt. Weil er eben ein dänisch gesinnter Mann war, der vielleicht einige Maßnahmen der Regierung etwas rücksichtslos durchgeführt hatte. Dutzende von Beamten mit denselben politischen Ansichten, denselben Taten durften bleiben; niemand verjagte sie. Gegen meines Vaters Fenster flogen aber, als die Österreicher eingezogen waren, drei Steine, von derselben Hand geworfen. Diesen drei ersten Würfen folgten andere, und mein Vater räumte das Feld, wie auch der Pastor den Steinwürfen weichen mußte."

„Und wer warf die Steine?"

David Rissom zuckte die Achseln.

„Ich war damals auf dem Gymnasium und kam nicht wieder her. Meine Eltern und meine jüngere Schwester flohen nach Jütland, und sind erst später nach Lübeck gezogen, wo mein Vater gestorben ist. Er war ein geborener Schleswiger und konnte sich nicht entschließen, nach Kopenhagen zu gehen. Es wäre ihm dort auch nicht gut gegangen; die Inseldänen hatten genug mit sich zu tun und verfügten nicht über die Mittel, allen vertriebenen Beamten zu helfen."

„Sind Sie denn dänisch oder deutsch gesinnt?" erkundigte sich Käre.

Rissom, der bei seiner Erzählung ernst geworden war, lächelte. „Man merkt, daß Sie fremd sind, Fräulein von Hagenthal, sonst würden Sie solche Gewissensfragen nicht stellen. Aber ich will sie Ihnen gern beantworten. Ich habe auf deutschen Universitäten studiert, den Rock des preußischen Königs getragen und ihm den Eid geleistet. Also bin ich ein Deutscher und hoffe, Kaiser und Reich treu und ehrlich dienen zu dürfen. Aber daß ich manchmal nach dem alten Dänemark hinüberblicke, mit dem unser Volk jahrhundertelang Freud und Leid getragen hat, das wird mir niemand verdenken, der Sinn hat für alte Tradition und für jahrelange Vergangenheit. Dänemarks Könige aus Oldenburger Stamm waren von Rechts wegen unsere Herzöge."

„War es nicht merkwürdig für Sie, gerade nach Rangelrup als Adjunkt zu kommen?" fragte Käre nach einer Pause.

„Sie meinen, weil mein Vater hier vertrieben ist? Denken Sie, das hat mich gerade angezogen! Die Hand, die den ersten Stein gegen meines Vaters Haus warf —"

Er brach ab. Dodos schrille Stimme verschaffte sich plötzlich Gehör. Sie saß unten am Tische, neben Fräulein Bruhn, und hatte bis dahin eifrig gegessen. Nun fiel ihr etwas ein, was sie notwendig sagen mußte.

„Tante Kammerjunker, wieviel hat Dein Papagei gekostet? Weißt Du noch, wie Du ihn kaufteſt?"

„Ich weiß es nicht mehr!" erwiderte die Kammerjunkerin hastig. „Und nun, mein liebes Kind, unterbrich mich nicht wieder!"

Sie wandte sich von neuem Pastor Kleinert zu, neben dem sie saß, und dem sie gern wunderhübsche Züge aus dem Leben Pastor Brolunds, seines Vorgängers, erzählte; aber Dodo schwieg nicht still.

„Bruhn sagt, sie gäbe keinen Taler für das eklige Tier, und Du hast gewiß zwölf gegeben. Und Bothilde sagt, das Geld in Deinem Beutel —"

„Dodo muß zu Bett!" rief die Etatsrätin mit ungewohnter Lebhaftigkeit, während der Hardesvogt aufstand und die kleine Naseweise vom Tisch beförderte, trotz eines plötzlichen Tränenstromes und ihrer Versicherung, daß sie auch gewiß nicht sagen wollte, was Bothilde ihr anvertraut hätte.

Der Zwischenfall ging schnell vorüber. Alle Gäste sprachen durcheinander, und besonders Herr von Laurentius erzählte einige lustige Kindergeschichten. Aber am nächsten Morgen erhielt Käre doch einen kleinen Verweis von der Etatsrätin. „Dodo ist zu vorlaut, liebes Kind; sie muß ernstlich angehalten werden, bescheiden zu sein, sonst darf sie nicht mit am Tisch essen, wenn Gäste da sind."

„Aber —“ begann Kläre; Frau Wilder unterbrach ſie haſtig.

„Ja, ich weiß; Sie kennen nichts von der ganzen Geſchichte, und im Grunde genommen ſind Sie eigentlich unſchuldig. Aber ich möchte doch ſehr bitten, Dodo und Tina zu echt weiblicher Zurückhaltung zu erziehen.“

Das war ein Wiſcher in beſter Form, und Kläre kam ſich gekränkt und ſchlecht behandelt vor. So ſehr, daß ſie nach den Unterrichtsſtunden auf ihren ſtillen Lieblingsplatz im Garten ging und dort herzhaft weinte, bis ihr einfiel, daß Töchter auch manchmal von ihren Müttern geſcholten werden, und auch nicht immer in ganz gerechter Weiſe. Und hier auf dieſem Platz mußte ſie mehr an Fräulein Bruhn, als an ihren eigenen kleinen Kummer denken. Sie hatte die alte Dame im ſpäteren Verlauf des Nachmittages nicht mehr allein geſprochen; verſchüchtert und ſtill hatte ſie in den Ecken umhergeſeſſen, und nachdem Dodo ihre naſeweiſen Worte geſprochen, hatte Kläre den zornigen Blick aufgefangen, mit dem Frau Krag ihre Geſellſchafterin ſtreifte. Wahrſcheinlich würde Fräulein Bruhn ihre Äußerung über den Papagei noch anders büßen müſſen, als ſie Dodos Unverſchämtheit. Nur Riekchen hatte nach dem Eſſen noch eine ganze Weile mit der armen Alten geplaudert, und der junge Baron war auch zu ihr getreten; aber dann hieß es, daß der Kragsminder Wagen vorgefahren ſei, und die Herrſchaften waren ſchnell verſchwunden. Frau Krag und ihr Bruder mit herzlichen Dankesworten, Bruhn mit ihrem angſtvollen Geſicht und Philippa mit höflicher Verneigung im Kreiſe und einem flammenden Blick für Axel Helmkron.

Kläre vergaß ihren eigenen Ärger über das Denken an andere Menſchen; als ſie aber wieder ins Haus zurückkehrte, fiel ihr die Unzufriedenheit der Etatsrätin von neuem aufs Herz, und faſt begannen ihre Tränen wieder zu fließen, als ſie einen alten Mann mitten zwiſchen den Roſenbüſchen ſtehen ſah. Sie hatte ihn noch niemals geſehen, alſo gehörte er nicht hierher. Unwillkürlich blieb ſie vor ihm ſtehen, und er rührte mit der braunen Hand an ſeine ruppige Mütze.

„Wo iſt Bothilde?“ fragte er in erträglichem Hochdeutſch. „Bothilde Jeſſen. Ich wollte ſie mal ſehen.“

„Sie wird in der Küche ſein,“ entgegnete Kläre. „Wollen Sie nicht ins Haus kommen?“

Da aber erſchien Glasog von der anderen Seite des Gartens. Er war heute Gärtner und trug einen Rechen in der Hand.

„Nu, Sönke Sönkſen, was willſt Du hier?“ fragte er unfreundlich.

Der Alte blinzelte mit den Augen. „Ich will Bothilde ſehen, Bothilde Jeſſen.“

„Was willſt mit der?“

„Was geht Dich das an?“

Glasog und Sönke ſahen ſich nicht ſehr freundlich in die Augen; dann drehte der Erſtere ſich plötzlich um, ſpuckte aus und war mit langen Schritten verſchwunden. Sönke Sönkſen aber ging bedächtig zu den Fenſtern hin, die auf die Nordſeite des Hauſes gingen, und aus denen es ſehr angenehm roch.

Beim Nachmittagstee war die Etatsrätin noch verſtimmter, als am Morgen. „Bothilde weint ſchon ſeit zwei Stunden,“ klagte ſie. „Als ich ſie fragte, was

ihr fehlte, ſchluchzte ſie, als ſollte ſie ſterben. Wenn die Menſchen doch nicht immer gleich ſo entſetzlich weinen wollten."

„Warum nicht?" fragte ihr Sohn dagegen. „Weinen erleichtert das Herz. „Ich habe mir manchmal gewünſcht, weinen zu können. Aber bei uns Männern wollen die Tränen nicht fließen."

Sprach er im Ernſt, trotz ſeines ſcherzenden Tones? Kläre betrachtete ihn verſtohlen von der Seite; aber die Etatsrätin ſchüttelte den Kopf.

„Bothilde weint auch nicht leicht. Wenigſtens entſinne ich mich nicht, ſie in Tränen geſehen zu haben. Und nun vergießt ſie wahre Sintfluten und beantwortet keine Frage."

„Dann würde ich ſie in Ruhe laſſen und ſie nicht mit unzeitgemäßer Neugier quälen. Jedermann hat ſchließlich das Recht, für ſich allein betrübt zu ſein. Nicht wahr, Fräulein von Hagenthal?"

Und der Hardesvogt ſah das junge Mädchen mit einem ſo freundlichen Blick an, daß ſie glühend rot wurde. Sollte er ihre Tränen geſehen haben und lächelte er über ſie und ihre Empfindlichkeit? Ehe ſie ſich eine Antwort geben konnte, erſchien Herr Ferdinand von Mürwik.

„Weißt Du ſchon das Neueſte?" fragte er ſeinen Neffen, ehe Kläre ihm eine Taſſe Tee hatte reichen können.

„Dodo iſt geſtern frech geweſen, und Bothilde weint heute den ganzen Tag," entgegnete dieſer trocken.

„Ach Gott!" Der alte Rittmeiſter warf ſo viel Zucker in ſeine Taſſe, daß der Tee überfloß. „Mich hat's gefreut, daß die alte Krag mal gemerkt hat, wie wir alle wiſſen, bei wem ſie Anleihen macht, um das Geld nachher für einen Vogel auszugeben, den man nicht einmal braten kann. Ja, Juliane, ich weiß längſt, daß Du die däniſche Ulrike heimlich unterſtützeſt, und wenn Gottfried nichts dagegen hat, ſo iſt es mir ganz gewiß einerlei. Denn mitnehmen kannſt Du Deine Speziestaler doch nicht; und Freundſchaft iſt einmal Freundſchaft. Aber daß Viktor Laurentius den Landrat herumgekriegt hat, Hans Lauritzen zu geſtatten, in Rangelrup nächſte Woche einen Vortrag zu halten, das ärgert mich."

„Hans Lauritzen hält hier einen Vortrag?"

Wilders Geſicht war finſter geworden.

„Allerdings, mein Sohn. Bei Guſtav Ebſen hängen große Plakate, die das liebe Publikum zum Beſuch dieſes Vortrages einladen. Bei genügender Beteiligung kommt noch ein zweiter; und den Bauern dort oben hinter dem Moor, Du weißt, dort wohnen Eriksen, Niſſen, Skau und andere däniſch Geſinnte, iſt geſtattet worden, zur Ernte däniſche Arbeiter anzunehmen."

„Ich hatte es ihnen verboten," ſagte Wilder. „Und den Vortrag von Herrn Lauritzen hatte ich gleichfalls abgeſchlagen."

„Ja, mein Sohn. Aber Du biſt nur der Hardesvogt. Der Landrat iſt eine höhere Inſtanz, und wie Du merkſt, viel klüger als Du. Der hört auf Viktor von Laurentius und nicht auf Dich!"

Und der alte Herr zwirbelte zornig ſeinen weißen Schnurrbart zwiſchen den Fingern.

Die Etatsrätin ſeufzte.

„Wenn wir doch nicht immer von Politik ſprechen wollten. Es gibt andere Dinge, die intereſſanter ſind. Den Laurentius tuſt Du überhaupt unrecht, und ich glaube, Herr von Berkow läßt ſich nicht beeinfluſſen. Er ſcheint ein angenehmer Mann zu ſein, höflich und von guten Manieren. Das iſt heutzutage nicht unwichtig; und in ſeiner liebenswürdigen Art erinnert er mich an ſeine Couſine, unſere liebe Kläre!“ Sie ſtreckte die Hand plötzlich nach dem jungen Mädchen aus, und dieſe küßte ſie leiſe. Kam es ihr doch vor, als wollte ſich die alte Dame etwas bei ihr entſchuldigen; und im Grunde genommen durfte die Großmutter doch auch erwarten, daß Dodo allmählich auf die Bahnen der guten Sitte geleitet wurde. Nur daß es nicht ſo ſchnell ging, wie die Etatsrätin es hoffte.

Als Kläre bald darauf mit ihren Zöglingen einen Abendſpaziergang machte, verfehlte ſie nicht, ihnen einige Lehren der Weisheit und Tugend zu geben.

„Du haſt Schelte von Großmutter gekriegt, nicht wahr?“ fragte Dodo, nachdem ſie dem jungen Mädchen eine Zeitlang zugehört hatte.

„Ganz fix!“ antwortete Tina anſtatt der Gefragten. „Ich ſtand hinter der Portiere und hörte es, und ich ſagte es nachher an Bothilde. Und Bothilde ſagte, Tante Kläre ſollte ſich daraus nur nichts machen, Großmutter meinte es nicht ſo ſchlimm. Und ſie iſt auch nur böſe, weil Papa nicht wiſſen ſoll, daß Tante Kammerjunker hier manchmal Geld geſchenkt kriegt.“

„Und mir will Großmutter nie Geld geben. Ich hätte mir ſonſt das Kamel kaufen können!“ rief Dodo.

„Und ich den Bären!“

In jeden Arm von Kläre hängte ſich eins der Kinder, und jedes erging ſich in noch glühenderen Zukunftsbildern, was ſie getan haben würden, wenn ſie dieſe Tiere auf Sandberghof hätten haben dürfen. Kläre konnte ihnen nicht zürnen und mußte zugleich einſehen, daß ſie nicht auf einmal anders werden konnten. Und in welche Form ſollte ſie dieſe jungen Seelen preſſen?

Während die Kinder lachten und plauderten, beſchäftigte ſie dieſer Gedanke ſo ſehr, daß ſie nicht beachtete, daß der Hardesvogt ſchon eine Weile hinter ihr herging.

Bis er ſie anredete, und ſie ſich freute, einen großen Strohhut zu tragen, daß er nicht ſah, wie ſie errötete. Aber er ſchickte die Kinder voran und ging dann neben ihr her.

„Heute iſt ein böſer Tag,“ ſagte er halb ſcherzend. „Wir haben alle unſeren Ärger. Sie, meine Mutter und ich. Aber das iſt nun einmal ſo. Geſtern haben wir uns gut unterhalten und ſind luſtig geweſen; heute kommt das dicke Ende nach.“

Kläre wollte etwas erwidern, aber er ſprach raſch weiter.

„Sie müſſen meiner Mutter nicht zürnen, wenn ſie Ihnen gelegentlich eine kleine Rede hält. Sie meint es ſehr gut mit Ihnen, und ſie ſelbſt hat Dodo verwöhnt, daß das Kind glaubt, alles ſagen zu dürfen. Auch ich habe ſchuld; denn ich erlaubte Dodo, am Abendeſſen teilzunehmen. Ich bin manchmal ein etwas ſchwacher Vater. Und außerdem können weder Bothilde noch Glasog begreifen, daß man den Kindern nicht alles ſagen darf, was durch den Kopf der Leute geht. Ich habe ſie oft ermahnt, aber es nützt ſehr wenig. Eine Erzieherin

hat bei meinen mutterlosen Kindern einen schweren Stand. Aber nicht wahr, Sie werden den Mut nicht gleich verlieren?"

Sehr freundlich sah er in Klärs Gesicht, und sie empfand wieder ein warmes Glücksgefühl, während sie hastig versicherte, ganz gewiß ihre Pflicht tun zu wollen.

So war der Schatten, der auf sie gefallen war, plötzlich zu einem Lichtschein geworden, der sie mit wonniger Zufriedenheit erfüllte, und der sie nachher so herzlich über eine neue naseweise Bemerkung von Dodo lachen ließ, daß die Etatsrätin sie mit Wohlgefallen betrachtete.

„Wir wollen bald einmal wieder einige Menschen einladen," sagte die alte Dame. „Sie sind jung und müssen auch einmal Abwechslung haben. Wenn ich nur wüßte, was mit Bothilde los ist?" setzte sie mit einem Seufzer hinzu.

Dieses Geheimnis sollte sich bald enthüllen, und zwar war es Klär, die nach einigen Tagen den Besuch der Haushälterin auf ihrem Zimmer erhielt.

„Wenn Fräulein es an Frau Etatsrätin sagen wollen," begann Bothilde die Unterhaltung, nachdem sie sich erst wegen der Störung entschuldigt und dann sehr umständlich gesetzt hatte. „Fräulein ist ja nun so viel mit Frau Etatsrätin und den Kindern zusammen, und ich bin doch ein bißchen abgesetzt. Und deshalb kommt es ja wohl alles so wunderbar."

„Ich glaube, Bothilde, daß wir sehr gut nebeneinander bestehen können und unsere verschiedenen Pflichten haben," entgegnete Klär.

Die Haushälterin strich sich die glattgescheitelten Haare noch glatter.

„Das kann sein, Fräulein, und ich bin auch nicht eifersüchtig. Denn Kückenbraten, so wie ich es verstehe, werden Sie nicht machen können, und auch nicht rote Grütze von dreierlei Saft. Und der Saft ist so frisch, als wäre er von diesem Jahr und nicht vom vorigen, wo jetzt die Johannisbeeren und Kirschen doch noch nicht reif sind."

Klär lachte sie an.

„Da sehen Sie also, wieviel wichtiger Sie sind, als ich. Die Kücken und die rote Grütze sind neulich mit Stumpf und Stiel aufgegessen worden."

Bothilde nickte ernsthaft.

„Ich weiß, Fräulein, und vielleicht würde ich mich daran gewöhnen, daß Frau Etatsrätin nun alles mit Ihnen bespricht, und daß die Kinder den ganzen Morgen bei Ihnen sind; aber wenn der Ruf kommt —"

Sie hielt inne und griff nach ihrem Taschentuch.

„Haben Sie einen Heiratsantrag bekommen?"

Bothilde putzte sich die Nase.

„So ist es, Fräulein, und ich gehe an die Vierzig, und einmal bin ich angeführt worden; wie denn die Männer eigentlich nichts taugen. Und ich bin darüber weggekommen und habe gedacht, der liebe Gott vergißt mich nicht. Aber es ist hier nichts los mit der guten Gelegenheit zum Heiraten, und man muß nehmen, was sich bietet."

„Oh, Bothilde!" Klär sprang auf. „Ist es der alte Mann, der am letzten Montag im Garten stand?"

„So alt ist er noch nicht, Fräulein. Eben siebzig, was für Mannsleute noch kein Alter ist. Und ich kenne ihn von damals her, als die junge Frau Wilder noch lebte und mit mir aufs Moor ging. Weil sie immer so traurig war und nichts sehen mochte, als schwarze Erde und große Einsamkeit. Und Sönke ist immer gefällig gegen mich gewesen, ganz anders wie seine Frau, die nichts taugte, und die dann immer um meine Frau herum war und ihr die dunkeln Moorwasser zeigte, und die Mordgeschichten erzählte und alles Grausige. Wo ich dagegen mit Sönke vor seinem Hause saß und vernünftig schnackte. Gerade, wie ich jetzt mit Ihnen schnacke, und Sie nun für mich bei Frau Etatsrätin sprechen können. Denn ich kriege das Weinen, weil es mir doch schwer wird. Aber eigener Herd ist Goldes wert!"

So kam Bothildens Geheimnis ans Tageslicht, und die Etatsrätin, der Kläre diese Mitteilung machte, saß eine Zeitlang ganz still, schüttelte nur den Kopf und sagte kein Wort.

„Es ist der Heiratsteufel!" seufzte sie endlich. „Wenn ein Mädchen den kriegt, dann ist nichts dabei zu machen."

Auch der Hardesvogt zuckte nur die Achseln, und die Mädchen in der Küche steckten die Köpfe zusammen und lachten. Dodo und Tina aber, die natürlich auch gleich Bothildens Absicht erfuhren, freuten sich über alle Maßen, denn nun wollten sie Sönkes und Bothildens Hochzeit mitmachen und womöglich Brautjungfern sein.

„Wer soll Bothilde trauen?" fragte Dodo Glasog, dem sie auf dem Hof begegnete.

Er blieb stehen und öffnete weit die Augen.

„Bothilde? Was is los mit Bothilde?"

„Weißt Du nicht, daß es bald Hochzeit mit Sönke Sönksen gibt?" fuhr die Fragerin fort. „Er hat ein Torfmoor, und seine Frau ist tot, und Bothilde sagt, eigener Herd ist Goldes wert."

Glasog antwortete nicht gleich. Er trug einen Buschbesen in der Hand, auf den er sich schwer stützte. Dabei blinzelte er in den hellen Himmel.

„Glasog, dann tanze ich Schottisch mit Dir!" rief Tina. Aber der Diener wandte sich ab und murmelte etwas, das sehr unfreundlich klang.

„Glasog ist gar nicht nett gegen mich!" klagte Tina nachher.

Sie war in die Küche gelaufen, wo Bothilde für den Leutetisch Klöße briet, und hockte, mit einem Tellerchen in der Hand, vor dem Herd.

Bothilde antwortete nicht, sondern legte ihr einige knusperige Klößestückchen auf den Teller, die das Kind langsam verzehrte.

„Er hat gar nicht geantwortet, als ich sagte, ich wollte Schottisch auf Deiner Hochzeit tanzen," berichtete Tina weiter.

Bedächtig rührte Bothilde in der brutzelnden Pfanne; plötzlich aber setzte auch sie sich an den Herd und weinte bitterlich.

Am nächsten Sonntag ging Kläre wieder in die Kirche. Diesmal predigte Pastor Kleinert, und wenn man sich an seinen stark ausgeprägten Kanzelton gewöhnt hatte, dann empfand man das, was er sagte, als gut und herzlich gemeint.

Heute saß der Adjunkt unter der Kanzel und schien gleichfalls andächtig zuzuhören. Seine sonst so lebhaften Augen hatten einen in sich gekehrten Ausdruck, und sein Gesicht war gesammelt und ernst. Es war kein hübsches Gesicht, aber eins, das etwas Anziehendes hatte, und Kläre sah mit flüchtigen Lächeln in Riekchens Augen, die meistens scheu gesenkt waren, manchmal aber mit einem schwärmerischen Licht in ihnen zu David Rissom hinübergingen. Sie und Frau Bettina hatten ihren Platz eben vor Kläre, und man merkte an der ganzen Haltung der Pastorin, wie zufrieden sie war, daß ihr Mann predigte.

„Heute sind zwölf Menschen mehr in der Kirche, als am vorigen Sonntag," sagte sie zu Kläre, die eingeladen war, zum Tee ins Pastorat zu kommen, und nun mit ihr über den Kirchhof ging. „So muß es auch sein!" setzte sie hinzu, ohne eine Antwort des jungen Mädchens abzuwarten. „Herr Rissom ist ein sehr angenehmer junger Mann, und ich freue mich, einen so lieben Hausgenossen zu haben; aber die Erfahrung in der Predigt mangelt ihm doch noch, und alle vernünftigen Leute sehen das ein."

Halb belustigt sah Kläre Riekchen an, die schweigend an ihrer anderen Seite ging. Denn es war ihr immer, als wäre Rissom schon das Eigentum des jungen Mädchens, und sie dürfte nichts auf ihn kommen lassen. Aber Riekchen lächelte träumerisch vor sich hin und schien nicht gehört zu haben, was die Tante sagte. Nachher sorgte sie im Pastorat für Tee und Butterbrot, und als Pastor Kleinert etwas später kam, brachte sie ihm gleich seine große Tasse und seine lange Pfeife, gerade als die Tür noch einmal aufging und Axel Helmkron eintrat. Er trug einen großen Rosenstrauß in der Hand, den er der Pastorin überreichte.

„Sie sind nicht aus meinem Garten," sagte er halb entschuldigend; „aber ich habe noch keine bleibende Statt."

Er wurde sehr freundlich aufgenommen. Das etwas sorgenvolle Gesicht Bertold Kleinerts erhellte sich, und Frau Bettina schüttelte ihm die Hand.

„Sie sind immer aufmerksam, Herr von Helmkron! Bitte, Riekchen, bringe schnell eine Tasse Tee für den Baron!"

Aber Riekchen war plötzlich aus dem Zimmer verschwunden, und Kläre gehorchte gern einem flehenden Blick der Pastorin und schenkte dem jungen Herrn eine Tasse Tee ein.

Er plauderte sehr behaglich von allerlei Dingen, von den Ländereien, die er der preußischen Regierung verkaufen und für die sie ihm keinen ordentlichen Preis geben wollte.

„Die Herren wollen alles geschenkt haben," berichtete er. „Dann aber behalte ich mein Moor und Heideland oder verschenke es an Bedürftige. Kürzlich ist ein alter Mann zu mir gekommen, der ein Stück Moorland von mir in Pacht hat. Nun will er noch ein größeres Stück dazu haben, weil er sich verheiraten will. Dabei ist er siebenzig Jahre alt und hat mit seiner verstorbenen Frau fast die goldene Hochzeit gefeiert. Er muß doch den Ehestand sehr schön gefunden haben!"

Pastor Kleinert war wieder ernst geworden.

„Sönke Sönkſens Heiratsgedanken würde ich keinen Vorſchub leiſten, Herr Baron, er iſt zu alt und auch zu wunderlich dazu.“

„Alſo ſoll ich ihm kein Land ſchenken?“ fragte Axel lachend.

„Ich glaube, Sie können Ihre Großmut anderweitig beſſer anbringen. Es gibt manche arme Moorbauern in meiner Gemeinde, die mit Freuden ein Stück Torfland mehr nähmen. Und bei ihnen ernten Sie mehr Dank, als bei Sönke Sönkſen, der wohl daran täte, ſeine letzten Lebensjahre ohne eine Frau zuzubringen. Denn er würde ſie doch nur ſchlecht behandeln.“

„Abgemacht.“ Helmkron ſah nun nach der Tür, hinter der Riekchen verſchwunden war. „Ich werde mich nach Ihren Wünſchen richten, Herr Paſtor! Vielleicht ſchreiben Sie mir auf, wer Land nötig hat.“

Auf der Diele des Paſtorats erhob ſich Kindergeſchrei. Es war ein Zeichen für den Paſtor, daß die jüngſten Mitglieder ſeiner Gemeinde in den heiligen Taufbund Aufnahme verlangten. Er verabſchiedete ſich mit einigen freundlichen Worten, und auch Kläre ſtand auf, um nach Sandberghof zurückzugehen. Axel Helmkron begleitete ſie.

„Wie nett iſt dieſes Paſtorat!“ ſagte er, als beide über den Kirchhof und dann durchs Dorf den Landweg nach Sandberghof zugingen. „Wirklich, es iſt ein behagliches Haus, und die Menſchen ſind noch netter. Gerade wie auf Seeland. Dort gibt's auch ſo angenehme Paſtorenhäuſer.“

„Haben Sie nicht Heimweh nach Dänemark?“ fragte Kläre, die nicht recht wußte, was ſie mit dem jungen Herrn ſprechen ſollte.

Er ſchüttelte den Kopf. „Eigentlich nicht. Ich habe mich in Dänemark oft ſehr einſam gefühlt, was wohl daher kam, weil ſich niemand um mich bekümmerte. Ein armer Leutnant ſpielt in Dänemark nicht ſolche Rolle wie in Preußen, wo des Königs Rock ein Ehrenkleid iſt. Übrigens habe ich auf Seeland von dem liebenswürdigen Onkel auch noch ein Gut geerbt. Alſo muß ich immer einmal wieder zurückkehren; ſehe aber nicht ein, weshalb ich vorläufig nicht hier bleiben ſoll.“

Axel plauderte noch über andere Dinge. Alles in einem ſo guten, fehlerfreien Deutſch, daß Kläre wünſchte, ebenſogut däniſch ſprechen zu können. Mitten auf der Dorfſtraße blieb er ſtehen und ſah einem Mann nach, der von einem etwas abſeits liegenden Hauſe in ein anderes ging. „Da iſt er ja ſchon!“ ſagte er, ſich ſelbſt unterbrechend.

„Wer?“ erkundigte ſich Kläre.

„Herr Hans Lauritzen aus Kopenhagen. Ein großer Redner vor dem Herrn und ein großer Politiker. Er will Schleswig wieder mit Dänemark vereinen und ſcheut kein Mittel, dieſen ſeinen Zweck zu erreichen. Eine große Partei ſteht hinter ihm. Daß der Landrat dieſem Herrn erlaubt, hier eine Verſammlung abzuhalten, iſt erſtaunlich. Aber die Preußen denken: j'y suis, j'y reste; auch wenn ſich die Schleswiger die Köpfe blutig hauen.“

„Iſt er wirklich ſo ſchlimm?“ fragte Kläre, und Axel ſah beluſtigt in ihr bekümmertes Geſicht.

„Die Sache geht uns beide nichts an!“ bemerkte er. „Denn ich für meine Person hänge nicht an der Zurückgabe von Schleswig, und Ihnen kann's auch egal sein. Schließlich schüttelt sich alles zurecht, wie es kommen soll, und wie es Bismarck gefällt. Aber seine Minister sind nicht so weise wie er!“

Kläre und er hatten die vielfach gewundene Dorfstraße verlassen und bogen in den Heckenweg, der nach Sandberghof führte. Hier trat ihnen Philippa Laurentius entgegen.

„Endlich!“ sagte sie, Kläre nur mit einem flüchtigen Kopfneigen begrüßend und gerade auf Axel zuschreitend.

„Endlich!“ wiederholte sie. „Ich muß Sie sprechen, Axel,“ setzte sie hinzu. „Begleiten Sie mich ins Dorf zurück; Fräulein von Hagenthal wird den Weg allein nach Haus finden können.“

Die ersten Worte hatte sie dänisch gesprochen, die letzten deutsch. Das war die einzige Rücksicht, die sie auf Klärens Anwesenheit nahm.

Eilig ging diese weiter. Sie wußte ja durch Fräulein Bruhn, daß die zwei Menschen eine Rechnung miteinander zu begleichen hatten, und wenn sie auch Philippas hochmütiges Wesen unausstehlich fand, so tat sie ihr halbwegs leid. In Axels Augen hatte es nicht sehr freundlich aufgeblitzt, und auf dem schönen, stolzen Gesicht des Mädchens lag doch ein Ausdruck von Angst. Sie war nur wenig Minuten weiter gegangen, als Herr von Helmkron sie schon wieder einholte.

„Verzeihen Sie diese Störung,“ sagte er; „aber einige Menschen haben wirklich eigenartige Gedanken.“

Seine Stimme klang kalt, und wie ihn Kläre von der Seite betrachtete, sah sie eine böse Falte zwischen seinen Augen. Sie verschwand aber bald wieder, und er plauderte harmlos und freundlich mit ihr weiter, bis Sandberghof erreicht war und er sich von ihr verabschiedete.

‚Was wollte er wohl von mir?‘ dachte Kläre, als sie über den stillen, in Sonntagsruhe liegenden Hof schritt. Aber sie konnte sich die Frage nicht beantworten und dachte auch mehr an Philippa und ihr weißes Gesicht, als an sich selbst.

9.

Der Sommer kam nur zögernd in diesem Jahr. Hin und wieder schien die Sonne den ganzen Tag; dann versteckte sie sich tagelang hinter grauen Wolken, und ein kalter, trockener Wind kam von Norden und schüttelte unbarmherzig die junggrünen Bäume.

„Ein verrücktes Klima!“ murrte Kurt Berkow, der eines Tages den Hardesvogt besuchen wollte, und da er ihn nicht zu Haus traf, Kläre aus der Unterrichtsstunde holen ließ und mit ihr im Garten auf und nieder ging.

„In meinem Amthaus friert mich den ganzen Tag. Oder die Sonne scheint so ununterbrochen in meine Fenster, daß der ganze Kasten zum Bratofen wird.“

„Wenn es heiß ist, kommt die Hitze überall hin!“ entgegnete Kläre auch etwas kurz.

„Du bist sehr weise,“ spottete er; machte dann aber eine hastige Handbewegung, als wollte er dies Thema beiseite schieben.

„Dein Brotherr ist nicht vorhanden, und der Frau Etatsrätin will ich heute mal nicht vor die Augen kommen. Sie ist höllisch steif und scheint keinen Dunst davon zu haben, daß ein Landrat etwas mehr in der Welt bedeutet, als ihr Sohn, der Hardesvogt, und wenn er auch hundertmal Wilder heißt. Aber Du kannst von mir eine gehorsame Empfehlung ausrichten und die alte Dame mit ihrem Herrn Sohn auf nächsten Dienstag zum Abendessen einladen. Vielleicht dürfte ich Dich mit meinem Wagen einige Stunden früher abholen lassen, damit Du mir mit Rat und Tat zur Seite stehen kannst. Mein Fräulein Madsen ist eine sehr brave Dame, aber sie hat keine Idee von einer Tischordnung und anderen notwendigen Dingen!“

„Du willst eine Gesellschaft geben?“

„Ich muß es, liebes Kind. Als Oberhaupt des Kreises habe ich meine Stellung zu bewahren und kann nicht überall Gastfreundschaft annehmen, ohne mich zu revanchieren. Der Pastor in Hastede hat mich eingeladen; der eure auch neulich. Ich konnte allerdings nicht erscheinen, aber die Einladung ist mir doch versetzt worden. Dann war ich kürzlich auf Kragsminde — genug, ich muß einmal zeigen, daß das Amthaus in Hastede auch seine Türen öffnen kann. Also bitte nächsten Dienstag, und ich darf Dich holen lassen?“

Kurt hatte sehr schnell gesprochen. Nun rückte er seine Halsbinde zurecht und atmete tief auf.

„Ja, mit solchem Amt sind allerhand Pflichten verknüpft, die man in Geduld tragen muß. Schließlich kann's ja auch bei einem Junggesellen ganz nett werden; besonders, wenn Du mir helfen willst. Den alten Rittmeister Mürwik muß ich selbstredend auch einladen.“

„Herrn von Helmkron gleichfalls?“ fragte Kläre halb gedankenlos.

Kurt blieb stehen, und sein Gesicht wurde finster.

„Er hat mir allerdings einen Besuch gemacht, und ich müßte mich wohl um ihn bekümmern; aber —“ er starrte auf eine weiße Wolke, die leise am Himmel entlang glitt. „Meinetwegen!“ sagte er dann. „Er kann sich mit Herrn David Rissom herumschlagen. Übrigens ein ganz netter Kandidat der Gottesgelahrtheit, auf den Du ein Auge werfen könntest, Cousinchen.“

„Ich?“ Kläre warf ihrem Vetter einen erstaunten Blick zu. „Herzlichen Dank für Deinen liebenswürdigen Vorschlag, aber ich bin nicht für Kandidaten aufgeschlossen. Außerdem hat Herr Rissom gottlob andere Gedanken.“

„Nun, werde nicht böse, Kindchen; ich meine es nur gut mit Dir, und in Schleswig-Holstein gibt's fette Pfarren. Dann heißt so ein geistlicher Würdenträger Herr Propst, und seine Frau darf ihr ganzes Leben lang auf der besten Sofaseite sitzen; gerade wie eine Regimentskommandeuse.“

„Danke ſchön!“ Kläre warf den Kopf in den Nacken und wandte ſich zum Gehen. „Wenn Du noch mehr Witze machen willſt, Kurt, brauchſt Du vielleicht meine Geſellſchaft nicht mehr.“

„Ich meinte ja man bloß!“ lachte er; aber ſie war ärgerlich geworden.

„Nimm Du Dich ‚man bloß‘ in acht, Dich nicht zu ſehr mit den Dänen einzulaſſen. Die Leute in der Gegend wundern ſich ſchon darüber.“

Kurt blieb ſtehen.

„Singſt Du dasſelbe Lied wie Dein Brotherr?“ fragte er ſpöttiſch; ehe er aber weiter ſprechen konnte, unterbrach ihn ſeine Couſine.

„Weshalb gebrauchſt Du ſtets dieſen häßlichen Ausdruck? Die alte Etatsrätin ſcheint meine Brotherrin zu ſein, wenn Du durchaus dieſe Bezeichnung verwenden willſt; er aber iſt nichts von mir; nur ein ſehr netter Herr, der die hieſigen Verhältniſſe beſſer kennt, als Du. Und er iſt nicht dafür, daß die däniſchen Agitatoren hier Vorträge halten und daß Du auch ſonſt den Dänen Vorſchub leiſteſt.“

„Was mir nicht einfällt!“ entgegnete Kurt trotzig. „Ich bin nur kein Angſtmeier wie Herr Wilder, und ich ſtehe über den kleinen Zänkereien, die man ſich hier angewöhnt hat. Im übrigen hat Herr Lauritzen, den ihr einen däniſchen Agitator nennt, geſtern ſeinen Vortrag bei Guſtav Ebſen gehalten. Mein Kreisſekretär war dort. Weil ich ſo viel Ach- und Wehgeſchrei hörte, ſchickte ich ihn hin. Er kam etwas verlangweilt zurück; denn er ſagte, daß er über Gras- und Stallfütterung der Kühe wirklich kein Urteil hätte. Von dieſen Dingen iſt aber nur die Rede geweſen. Wenn Herr Wilder zum nächſten Vortrag geht, der nach einigen Tagen ſtattfinden wird, kann er ſich gleichfalls von der Unſchädlichkeit Herrn Lauritzens überzeugen. Und nun Schluß, Couſinchen. Sei nicht mehr ſo überaus ungnädig, beſtelle meine Einladung und geſtatte, daß ich Dich dann am nächſten Dienstag etwas zeitig holen laſſe!“

Seine Stimme war wieder freundlich geworden. Jetzt ſchüttelte er ſeiner Couſine zum Abſchied die Hand und war aus dem Garten verſchwunden. Zwei Minuten ſpäter fuhr er auf ſeinem zierlichen Wagen an der Hecke vorüber, auf dem etwas holperigen Wege, der von Sandberghof durch den Buchenwald und dann über die Heide und das Moor führte. Kläre war ihn ſchon öfters eine Strecke mit den Kindern gegangen; aber wenn der Wald zu Ende war und ſich das Moor mit ſeinen Torfbrüchen und Heideſtrecken weit vor ihr auftat, ging ſie zurück. Nun ſchien Kurt dieſen Weg weiterzufahren, und ihr fiel ein, daß er ja eine Abkürzung nach Kragsminde war.

Glasog ſtand plötzlich neben ihr. Er war in dieſer Zeit mürriſch und wenig unterhaltend. Die Kinder hatten ihn ſchon gefragt, was ihm fehlte, aber nur eine verdrießliche Antwort erhalten.

„Der Herr Landrat fährt zu die kleine Dänin nach Kragsminde,“ ſagte er. „Es geht auch gut zu die Sommerszeit. Abers man kann auch ein büſchen einſacken, und was Sönke is, der hat da nix gegen, wenn man einſackt. Und was ſein Frau war —“

Er ſtieß den Spaten in ſeiner Hand tief ins Erdreich.

„Die taugte erſt recht nix; und nu will Bothilde an ihre Stelle. Sollte das möglich ſein? Wo ſie es hier ſo gut hat und jedermann nett gegen ihr is.“

„Vielleicht beſinnt ſie ſich ja noch,“ entgegnete Kläre; „aber ſie ſagt, eigner Herd is Goldes wert.“

„Sönkes Herd is keinen Groſchen wert,“ murrte Glasog. „Der is man bloß von ein paar Steinens gemacht, und die ganze Kate ſtinkt nach Torf. Und da will Bothilde rein. So'n Dummheit hätt ich von ſie nich möglich gehalten, Fräulein, und ich in Ihre Stelle würd es ſie mal ſagen. Sie hört vielleich auf Ihnen, wo Sie doch ſo klug ſind und aus Berlin kommen, wo Bismarck wohnt.“

Kläre lachte.

„Ich will gern Bothilde vorſtellen, daß ſie ſich die Sache noch einmal überlegen ſoll, aber ſie hat mir ſelbſt geſagt, daß ſie gern heiraten möchte. Und wenn niemand anders kommt, als Sönke, ſo nimmt ſie eben dieſen.“

„Was'n Idee!“ Glasog ſeufzte. „Heiraten is gar nich ſo furchtbar nett. Ich hab es doch ſelbſten ausprobiert, als ich noch ein ganz jungen Kerl war. O Gott, es war gräſig! Nee, Fräulein, niemand ſoll ſich einbilden, daß Heiraten was Gutes is!“

Er hätte noch länger auf Kläre eingeſprochen. Aber dieſe beeilte ſich doch, zu ihren Zöglingen zurückzukehren, die ſich merkwürdigerweiſe ſehr artig benommen hatten und eifrig in ihren Büchern ſtudierten.

Am nächſten Dienstag kam dann der Einſpänner Herrn von Berkows früh am Nachmittage, und Kläre fuhr ins Amthaus nach Haſtede.

Die Etatsrätin war ſehr damit einverſtanden geweſen, daß Kläre ihrem Vetter bei der Geſellſchaft zur Seite ſtände; ſie ſelbſt kam dann mit ihrem Sohn hinterher. Auch Kleinerts erſchienen alle. Kläre hatte Riekchen am Sonntag flüchtig geſehen und es von ihr gehört. Sie freute ſich „ſchrecklich“ auch eingeladen zu ſein, wie ſie ſagte, und ihre Augen ſtrahlten dabei. Alle ſchienen die Einladung des Landrats ſehr gut aufzunehmen, und, wie Kurt berichtete, hatte er nur Zuſagen erhalten.

Er und ſeine Couſine begrüßten ſich etwas ſteif. Sie war ein wenig böſe auf ihn, und er ſchien gleichfalls nicht mit ihr zufrieden zu ſein. Jeder aber ſuchte lebhaft von der Geſellſchaft und der Tiſchordnung zu ſprechen.

Das alte Haus lag ſtill und friedlich im Sonnenſchein da. Die großen Bäume rundherum rauſchten, und im Garten blühten Roſen und Jasmin. Heute war ein ſanfter, ſtiller Sonnentag. In der Ferne lag Dunſt, der die flache Gegend nach Weſten hin geheimnisvoll verſchleierte; aus grünen Hügeln in der Nähe blickten die roten Dächer der kleinen Stadt. Alles war voller Frieden und Anmut.

„Geradeſo wie bei uns in der Mark!“ ſagte Kurt, der neben Kläre an einem der oberen Saalfenſter ſtand und ihr die Gegend erklärte. Leiſe ſchüttelte ſie den Kopf. Es war doch anders; aber es wäre ihr ſchwer geworden, den Unterſchied in Worte zu faſſen.

Fräulein Madsen erschien und fragte, ob der Tisch im Garten gedeckt werden sollte. Hier war nämlich ein Laubengang, der sich an der Mauer entlang zog und auch bei Regen ziemlich lange Schutz gewähren konnte.

In ihm wurde also die Tafel gedeckt, und da es hier, trotz der langen, hellen Abende dunkel werden mußte, so hängte Kurt bunte Papierlaternen an die rundgebogenen Baumzweige, während Kläre und Fräulein Madsen eifrig den Tisch deckten und alle die Vorbereitungen machten, die für ein solches Fest unerläßlich sind. Und dann kam die Beratung der Tischordnung.

„Ich werde die Etatsrätin Wilder führen und an meiner anderen Seite kann Fräulein von Laurentius sitzen," sagte Kurt. „Wer sie führen soll, magst Du entscheiden."

Kläre öffnete den Mund zu einer Entgegnung; dann wandte sie sich schweigend ab. Hier war Kurt der Herr, er konnte handeln, wie es ihm beliebte. Es war nicht ganz leicht, die Gäste einigermaßen zu gruppieren, besonders da Kläre doch noch sehr fremd in dem Kreise war; aber sie tat ihr Bestes. Und als einige Stunden später die Wagen vor die Tür fuhren und sich die Eingeladenen in dem großen Tanzsaal versammelten, herrschte gleich eine ungezwungene Fröhlichkeit, die sich steigerte, als alles in den Garten wanderte, den gedeckten Tisch unter den Bäumen stehen sah und nach reichlicher Stärkung mit Kaffee und Kuchen in den oft verschlungenen Wegen lustwandelte, Rosen pflückte oder eine Jelängejelieberblüte ins Knopfloch steckte. Kurt war ein aufgeräumter, liebenswürdiger Wirt. Mit jedem der Geladenen wechselte er ein freundliches Wort, auch mit Axel Helmkron, der später kam, sich etwas obenhin entschuldigte, die Familie Laurentius nur aus der Ferne begrüßte und sich dann gleich mit der Pastorin Kleinert in ein lebhaftes Gespräch vertiefte. Bis' er das alte Fräulein Bruhn bemerkte, das allein und unbeachtet im Garten umherirrte. Der junge Herr schritt auf sie zu und unterhielt sich so lange mit ihr, daß ihre runden, ängstlichen Augen freundlich wurden und ihr kleiner, eingefallener Mund lächelte. Kläre und Riekchen standen gerade zusammen und beobachteten die Sprechenden.

„Herr von Helmkron ist entschieden ein guter Mensch!" sagte Kläre in warmem Ton, und Riekchens Augen nahmen einen nachdenklichen Ausdruck an.

„Ich glaube es selbst," begann sie zögernd; „obgleich —" aber sie brachte den Satz nicht zu Ende, da der Kandidat Rissom auf Kläre zuschritt, um sie zu begrüßen.

„Ist es nicht hübsch hier?" fragte er. „Und können Sie sich nicht denken, wie für viele Menschen die Geister der Vergangenheit aufstehen und diesen Garten, das alte Haus bevölkern? Haben Sie eben die Bilder der alten Amtleute gesehen? Einer von ihnen war ein Vorfahr meiner Mutter, und sie rechnete es sich sehr zur Ehre, von einem wirklichen Amtmann abzustammen."

Kläre lachte etwas spöttisch.

„Ihre Frau Mutter war sehr bescheiden, Herr Rissom. Unter meinen Vorfahren gibt's Generäle und Minister ohne Zahl, und ich fühle mich nicht sehr gehoben durch diese Herrschaften. Sie sind tot und vermodert, und ihre Nachkommen müssen die Not des Lebens kennen lernen."

„Finden Sie, daß Sie die Not des Lebens kennen lernen müssen?“ fragte Rissom erstaunt; aber Kläre wandte sich von ihm ab. Sie ärgerte sich selbst über ihre Antwort, die durchaus nicht ihre wirkliche Ansicht enthielt, aber es kam ihr vor, als müßte sie Rissom etwas Unfreundliches sagen. Und sie ging zu dem alten Fräulein, das jetzt wieder allein stand und nun entzückt ihre Hand umklammerte.

„Ach, wie sind die Menschen gut gegen mich. Der Herr Landrat hat mich eingeladen, obgleich ich ja sonst niemals mitgenommen werde, und Frau Kammerjunkerin auch eigentlich böse darüber war. Aber Herr von Laurentius sagte, ich sollte nur mitkommen, und ich muß doch Frau Kammerjunkerins Haube in Ordnung machen, ehe sie in die Gesellschaft tritt. Und auch Fräulein Philippas Kleid, das auf Seide gearbeitet ist und erst mit vielen Nadeln gesteckt werden muß, ehe es ordentlich sitzt. Aber ist sie nicht wunderschön, Fräulein von Hagenthal?“

Die runden Augen sahen andächtig zu Philippa hinüber, deren duftiges Spitzenkleid einen wundervollen Untergrund zu ihrem weichen, goldroten Haar bildete. Heute hatte sie zartgerötete Wangen, und ihre Augen lachten übermütig.

„Sie ist eine echte Laurentius!“ flüsterte Fräulein Brnhn. „Von außen kalt und inwendig voll Feuer und Glut. Ich glaube wirklich, daß sie Herrn von Helmkron jetzt über alle Maßen liebt. Drei Briefe hat sie ihm geschrieben und sie jedesmal selbst nach Rangelrup auf die Post gebracht, damit niemand von uns es bemerkte. Aber ich bemerke alles; denn dafür bin ich zu lange in der Familie, und ich wünschte, er hätte einmal geantwortet. Aber er hat es nicht getan, und sie geht in der Nacht in ihrem Zimmer hin und her und steht am Fenster und sieht in den Garten. Und manchmal weint sie und knirscht mit den Zähnen, und dann lacht sie wieder und spricht leise vor sich hin: er muß, er muß! Aber er ist noch kein einziges Mal auf Kragsminde gewesen, obgleich Herr von Laurentius ihn gewiß dreimal besucht hat.“

Kläre sah zu Axel Helmkron hinüber. Er sprach jetzt mit Pastor Kleinert, lachte und schien sich sehr gut zu unterhalten. Rissom trat auch hinzu, und dann noch Frau Bettina, die ganz besonders freundlich wurde, wenn Axel in der Nähe war.

Es wurde jetzt zu Tisch gegangen. Mit ernsthafter Amtsmiene führte Kurt die alte Etatsrätin an den Ehrenplatz unter dem Laubgang. Hier herrschte ein träumerisch-farbiges Halbdunkel; in den bunten Laternen brannten die Lichter, und sie machten den Eindruck von leise schwebenden Blumen. Die Lohndiener schenkten Champagner in die hohen Gläser und reichten feine und ausgesuchte Speisen, wie Kurt sie sich nach langem Beraten mit dem ersten Wirt der Stadt ausgewählt hatte.

Es war alles geglückt, und der selten genossene Champagner prickelte die Menschen, daß sie noch lustiger wurden und aus ihrer vorsichtigen Zurückhaltung immer mehr herausgingen. Sogar die alte Etatsrätin wurde gesprächig und erzählte ihrem Tischherrn eine Geschichte aus alter Zeit nach der anderen. Höflich lächelnd schien er zuzuhören, wandte sich aber immer wieder an Philippa, die an seiner anderen Seite saß und zerstreut vor sich hinblickte. Ihr Tischnachbar war

der Kandidat Riſſom, der ſich zuerſt Mühe gab, mit ihr zu ſprechen, ſich dann aber mehr an der allgemeinen Unterhaltung beteiligte, die vom größten Teil der Tiſchgeſellſchaft geführt wurde, wo Herr von Laurentius ſeine kleinen Geſchichten erzählte und die Kammerjunkerin von Paſtor Brolund ſprach, der auch einmal ein Gartenfeſt gegeben hatte. Kläre hatte ſich auf Wunſch ihres Vetters von Axel Helmkron führen laſſen. Sie und er ſprachen hin und wieder zuſammen, und er war artig, wie immer; aber ſeine Augen gingen öfters zu dem Ende des Tiſches, wo Riekchen Kleinert neben einem jungen Referendar ſaß, der gleichfalls der Ehre einer Einladung gewürdigt war. Er war aus Haſtede gebürtig und ſchien ſehr zum Sprechen aufgelegt zu ſein; jedenfalls unterhielt er ſeine Dame derartig, daß ſie mehrmals leiſe auflachte. Und wenn Riekchen lachte, dann lag ein ſolcher Reiz von Jugend und Friſche auf ihr, daß es den Anſchein hatte, als könnte ſie niemals alt oder gar traurig werden. Kläre ſah ſelbſt oft zu Riekchen hinüber und wunderte ſich im ſtillen, daß David Riſſom nicht einmal zu ſeiner lieblichen Hausgenoſſin hinblickte. Sie liebte ihn doch, und er mußte ſie wieder lieben. Die Liebe iſt doch etwas Schönes. Kläre beobachtete die bunten Lichter der Laternen, die alle Tiſchgenoſſen in einen magiſchen Schein hüllten und auch das Geſicht des Hardesvogts mit einem jugendlichen Schein übergoſſen. Herr Wilder ſaß zwiſchen Frau Krag und Frau Bettina; beide Damen redeten auf ihn ein, und er antwortete ihnen in ſeiner freundlichen, manchmal etwas ſpöttiſchen Gelaſſenheit. Was er wohl immer dachte, und ob er innerlich wirklich ſo ruhig und müde war, wie er ſich den Anſchein gab? Ob er nichts mehr entbehrte und nichts mehr wünſchte?

Von ſeiner verſtorbenen Frau ſprach niemand mehr. Sie war wie ein Schatten über die Erde geglitten und hatte wie ein Schatten keine Spur hinterlaſſen. Über dem Schreibtiſch des Hardesvogts hing ein Paſtellbild von ihr; als Kläre einmal eine Beſtellung für den Hardesvogt ausrichten ſollte, ihn aber nicht traf, hatte ſie lange vor dem Bild geſtanden. Das ſchmale Geſicht mit den dunkeln Augen und den tiefgeſcheitelten ſchwarzen Haaren ſagte ihr nicht viel: ſie konnte ihren Mann ja auch nicht geliebt haben, wenn ſie ſtill von ihm, von ihren Kindern ging. Kläre wußte Andeutungen dieſer Geſchichte von der Paſtorin Kleinert, aber Frau Bettina ſprach nicht gern darüber, wie niemand es tat. Alle hatten die Empfindung, daß es beſſer war, die Toten und ihr Geheimnis ruhen zu laſſen.

Wieder blickte Kläre zum Hardesvogt hinüber. Er hielt ſein Champagnerglas in der Hand und trank mit Behagen. Dabei lachte er über eine Bemerkung der Kammerjunkerin Krag. Und es hatte doch ſicher eine Zeit gegeben, wo er nicht hatte lachen mögen. Damals — als er allein gelaſſen wurde und die Welt flüſterte und raunte. Vielleicht war er verzweifelt geweſen und hatte gedacht, niemals mehr fröhlich zu werden; und nun war alles vorüber, und er trank Champagner und lachte über abgeſtandene Witze.

Es wurde immer fröhlicher an der Tafel. Kurt Berkow ließ ſeine Gäſte, Herr von Laurentius ließ den liebenswürdigen Wirt leben. Alle lachten und ſprachen durcheinander, und jeder fühlte ſich ſo behaglich, daß er's noch ganz

besonders sagen mußte. Nach Aufhebung der Tafel ging man gruppenweise in dem dunkeln Garten umher, und die Kammerjunkerin Krag umfaßte Kläre freundschaftlich.

„Ihr Vetter ist ein reizender Mensch, und wie herrlich ist alles hergerichtet. Er muß sehr vermögend sein."

„Seine Familie ist wohlhabend," entgegnete Kläre.

„Bekommt er vielleicht ein Gut?"

„Das ist möglich, gnädige Frau. Aber sein Vater ist noch in den besten Jahren."

„Ein scharmanter junger Herr!" wiederholte Frau Krag. „Und Sie sind auch allerliebst, kleine Preußin. Ihr seid ein gefährliches Eroberervolk; erst nehmt Ihr das Land, dann die Herzen. Nicht wahr, Viktor?"

Die Kammerjunkerin sah sich nach ihrem Bruder um; er stand aber an der anderen Seite des Rasens, hielt Axel Helmkron am Arm und schien eifrig auf ihn einzureden. Ein Windlicht warf seinen Schein in sein strahlend freundliches Gesicht, und seine Schwester betrachtete ihn so aufmerksam, daß sie nicht bemerkte, wie Kläre sich leise entfernte.

Der Hardesvogt trat auf sie zu.

„Mama ist müde, haben Sie etwas dagegen, wenn wir nach Hause fahren, oder wünschen Sie die Nacht hier zu bleiben?"

„Gewiß nicht." Kläre erschrak fast. „Ich freue mich auch, wenn wir nach Hause fahren dürfen."

Während sich Wilder nach Berkow umsah, um sich von ihm zu verabschieden, suchte Kläre nach Riekchen. Sie meinte sie eben noch in einer kleinen Laube gesehen zu haben, in der eine Laterne ein stilles Licht verbreitete. Als sie aber in den Eingang trat, standen Philippa und Axel Helmkron unter dem Lichtschein. Philippa hatte die Hand auf Axels Arm gelegt und sprach leise und beschwörend auf ihn ein. Ihre Augen blickten demütig, ihre Stimme klang gebrochen. Was sie sagte, konnte Kläre nicht verstehen, da sie sich der dänischen Sprache bediente; aber es war auch nicht nötig. Ihr ganzes Sein redete nur eine einzige zitternde Sprache, die Sprache der heißen, um Vergebung heischenden Liebe.

Dabei war sie so schön, daß Kläre ihr Lauschen vergaß und fast ungeduldig Axel Helmkron betrachtete. Denn er mußte doch seine Arme öffnen und Philippa an sich ziehen. Er war beleidigt gewesen, und sie hatte ihre Strafe verdient; aber die wirkliche Liebe verzeiht, sie muß verzeihen, sonst wäre sie keine Liebe.

Aber Herr von Helmkron lachte nur höhnisch, und seine Augen hatten einen kalten, rachsüchtigen Blick.

„Zu spät!" sagte er plötzlich auf deutsch, wandte sich ab und ging an Kläre vorüber, ohne sie zu beachten. Und Philippa blieb allein in dem magischen kleinen Raum stehen — allein mit sich und ihrer Schönheit.

Kurt ließ Wilders nur ungern ziehen.

„Sie alle müssen hier bleiben," versicherte er einmal übers andere, und dann begann er einige dänische Sätze zu sagen und ein dänisches Lied zu singen.

Das hatte er auf Kragsminde gelernt, und die Kammerjunkerin nannte ihn einen süßen kleinen Preußen.

Aber Wilders fuhren dann doch zuerst davon, und auf dem Heimwege konnte Kläre ihren Gedanken nachhängen. Die Etatsrätin schlief gleich ein, und der Hardesvogt sagte kein Wort. Er saß allein auf dem Vordersitz der kleinen Halbchaise, deren Verdeck über den beiden Damen hochgezogen war. Die alte Dame fürchtete die Nachtluft, und die junge mußte also auch gegen das schwarze Leder sehen, anstatt in die laue Sommernacht, deren Dunkel schon zu weichen begann, während ein heller Strich im Osten sich bald rosig färbte. War es doch die Zeit der hellen nordischen Nächte, wo die Sonne nur auf wenig Stunden ging und ein hellgelber Streif am Horizont niemals verschwand.

Die Pferde schienen keine Nachtfahrten gewohnt zu sein; sie gingen im gemütlichen Trott, und Glasog auf dem Kutscherſitz schwankte bedenklich. Er hatte vorhin beim Einschenken geholfen und sich selbst wohl auch nicht vergessen. Aber er hielt die Zügel fest und richtete sich immer von neuem in die Höhe.

Auch bei Kläre verwirrten sich allmählich die Gedanken. Sie war den ganzen Tag in Bewegung gewesen, nun kam die Ruhe über sie und der Sommernachtsfrieden. Auch war es gut, wieder allein mit der Etatsrätin zu sein. Sie war doch wie eine Mutter zu ihr. Und wenn der Hardesvogt auch nicht viele freundliche Worte an sie verschwendete, so empfand er doch Wohlwollen für sie. Auch Kleinerts waren so gut; Riekchen, der Kandidat. Obgleich sie sich über Rissom ärgern konnte, auch heute abend. Weshalb sprach er nicht mit Riekchen und weshalb war er eine lange Zeit neben ihr selbst hergegangen? Er sprach angenehm, und seine Augen waren klug und lebhaft; aber sie zog doch vor, von ihm unbeachtet zu bleiben. Schon Kurts wegen, der vielleicht wieder einen dummen Witz machen würde.

Der Wagen hielt mit einem Ruck, die Pferde schnaubten, und Glasog fluchte.

„Was gibt's?“ rief der Hardesvogt, sich aufrichtend.

„Da is mich ein Stein an den Kopf geflogen,“ antwortete Glasog.

Sie hielten mitten in Rangelrup. Still und verschlafen lagen die Bauernhäuser zwischen ihren Buschgärten; vom Kirchturm schlug es zwei, und der helle Streifen am Himmel wurde zusehends größer.

Der Hardesvogt war ausgestiegen und sah sich um.

„Es ist nichts, Glasog,“ sagte er. „Du wirst Dich geirrt haben.“

Kläre stieß einen Schrei aus und riß Gottfried Wilder mit beiden Händen unter das Wagenverdeck. Gerade in dem Augenblick, als ein schwerer Stein an seinem Kopf vorüber flog. Nun streifte er nur das Leder und fiel polternd am Wagen entlang.

„Verbindlichsten Dank, Fräulein von Hagenthal!“ Der Hardesvogt stand schon wieder aufrecht und hob den Hut auf, der ihm vom Kopf gefallen war. „Fahre schnell mit den Damen nach Haus, ich werde später nachkommen.“

Er war bereits im Schatten der umliegenden Bäume verschwunden, und Glasog fuhr so eilig davon, daß Kläre keine Widerrede wagen konnte. Es hätte ja auch nichts genutzt: denn ihr Platz war bei der Etatsrätin, die, mitten aus

dem Schlaf geweckt, nicht begreifen konnte, was vorgefallen war, und dann so erregt wurde, daß es schwer war, sie zu beruhigen.

Als Kläre nachher in ihrem Zimmer stand, glitt gerade der erste Sonnenstrahl über den mattgefärbten Himmel. Die Vögel sangen, und von der großen Weide her brüllte das Jungvieh.

Eigentlich war es Unsinn, an solchem goldigen Morgen noch zu Bett zu gehen. Also blieb sie am Fenster stehen, sah in die zerflatternden Morgennebel und begann nur halb mechanisch an ihrem hellen Kleide zu nesteln, das sie doch mit einem anderen vertauschen mußte. Dabei bemerkte sie jetzt erst, daß ihre rechte Hand heftig schmerzte und stark zu schwellen begann. Sie mußte sie bei der hastigen Bewegung, den Hardesvogt vor dem Steine zu schützen, verstaucht haben.

Also saß Kläre in dieser Sommernacht eine lange Weile und kühlte das verletzte Glied. Und mit dem kühlen Wasser kam die Ruhe über sie, daß sie doch fest einschlief.

10.

Bertold Kleinert stand vor seinem Pastorat und betrachtete nachdenklich die von Steinwürfen fast zerschmetterte Haustür, die zersplitterten Scheiben sämtlicher Fenster und die Scherben von unzähligen Blumentöpfen.

„Es ist alles noch sehr gut gegangen," sagte er mit einem Anflug zum Scherzen, während er zugleich seine Pfeife anzündete und große Rauchwolken aus ihr stieß.

Frau Bettina schlug die Hände zusammen.

„Das nennst Du gutgehen? Wo wir nach vorn hin kein heiles Fenster im Haus haben, wo alle Zimmer voll von Scherben und Trümmer liegen, wo meine Rosen und Geranien geknickt sind und die Platte von meinem Mahagonisofatisch auseinander gesprungen ist?"

Frau Bettina brach in Tränen aus, und sie konnte wahrhaftig noch weinen, nachdem sie schon die ganze Nacht hindurch bittere Tränen vergossen und den lieben Gott unzähligemal gefragt hatte, wodurch sie dieses Nachhausekommen verdient hatte. Nach diesem genußreichen Abend im alten Amthaus zu Hastede, nach einer zauberischen Gesellschaft mit Champagner und Leckereien, wie sie solche kaum in ihren schönsten Jugendtagen in Kiel vom Hörensagen kannte.

In angenehme, köstliche Träume gewiegt, war sie mit Mann, Nichte und Adjunkten auf den Pfarrhof gefahren, auf dem alles um diese Nachtzeit zu schlummern pflegte, hatte den Knecht verängstigt, das Dienstmädchen in hysterischen Krämpfen vorgefunden. Überall Trümmer und Glasscherben. War es da ein Wunder, daß die Pastorin, obgleich ihr Mann sie zu Bett schickte, die ganze Nacht durch weinte und nicht begreifen konnte, daß Bertold nach einigen Seufzern in einen festen Schlaf verfiel?

„Du hast kein Gefühl mehr, Bertold!" rief sie jetzt fast zornig. „Du hast heute morgen Kaffee trinken können, und jetzt schmeckt Dir Deine Pfeife!"

„Liebes Kind!“ Er sah sie ernsthaft an. „Mir schmeckt allerdings die Pfeife, und wenn Du jetzt jammerst, so bin ich sehr dankbar. Denn wenn ich den Stein, der noch jetzt auf meinem Schreibtischstuhl liegt, auf meinen Schädel gekriegt hätte, so würde mich kaum die Perücke vor einem schnellen Tode bewahrt haben. Und sollen wir auch jederzeit bereit sein, in die ewigen Hütten einzugehen, so möchte ich den Rangelruper Gemeindemitgliedern nicht nachgesagt haben, daß sie ihren Pastor ermordet hätten. Und nun, lieber Rissom, wollen wir einmal die armen Blumenstöcke in andere Töpfe pflanzen. Unten im Keller habe ich eine ganze Menge von ihnen.“

Schweigend eilte der Adjunkt davon, und Riekchen begann Scherben und Trümmer zu beseitigen.

„Eigentlich dürfen wir nicht zuviel Ordnung schaffen,“ sagte Rissom, als er mit einem Arm voll von Blumentöpfen auf dem Hof erschien.

Kleinert nahm die Pfeife aus dem Munde.

„Sie meinen, um der Polizei die Verwüstung zu zeigen? Der Hardesvogt war ja in der Nacht schon hier, und die Mitglieder des Kirchenvorstandes werden in Bälde erscheinen. Weshalb also sollen wir uns Scherben in die Füße treten?“

Es war kaum sechs Uhr morgens; eine Stunde später standen fast alle Rangelruper auf dem Pfarrhof, betrachteten die Zerstörung und suchten sie dann nach besten Kräften zu beseitigen. Von allen Seiten kamen Töpfe mit blühenden Blumen, um die zerstörten zu ersetzen, und als der große Heidebauer Martensen von dem verletzten Mahagonitisch hörte, erbot er sich, einen anderen zu schenken.

Mit dem Schenken allein und dem Wiedergeben war indessen nicht alles getan. Mit ernsthaften Mienen standen die Mitglieder des Kirchenvorstandes vor dem mit Steinen beschütteten Pastorat; dann erschien der Hardesvogt mit seinem Schreiber, ein Gensdarm ging gravitätisch durch die Menge, und Knecht und Magd mußten berichten, was gestern abend geschehen sei.

Riekchen aber flüchtete in den Garten, wo David Rissom an einer Traurede memorierte, die er heute in der Kirche zu halten hatte, und die ihm durch die Ereignisse der letzten Stunden entschlüpft war.

„Können Sie mir nicht sagen, woher dies alles gekommen ist?“ fragte sie ihn.

Er war unter den Obstbäumen auf- und niedergegangen. Nun blieb er stehen.

„Es sind aufgehetzte Bauernjungen, die sich betrunken und dann Unfug mit Steinen getrieben haben.“

„Wer hat sie aufgehetzt?“

Rissom zuckte die Achseln.

„Ich weiß es nicht, Fräulein Riekchen. Vielleicht der dänische Mann, der hier Reden über Landwirtschaft hält und es wahrscheinlich versteht, sogar die Stallfütterung mit Politik zu vermengen.“

„Aber Onkel Bertold ist doch ein so guter Mann!“

Rissom lächelte.

„Betrunkene Steinwerfer pflegen nicht zu fragen, ob ihr Opfer gut ist oder nicht. Sie wollen die Glasscheiben klirren hören.“

„Die böſen Menſchen!“ rief ſie zornig, und ihre Augen blitzten. Dann, als Riſſom ſie mit gutmütigem Spott betrachtete, wurde ſie verlegen.

„Störe ich Sie auch ſehr?“ fragte ſie.

„Ich muß meine heutige Traurede memorieren, Fräulein Riekchen. Der Kaufmann Bornhöft heiratet ſeine dritte Frau. Da muß man ſeine Worte ſehr überlegen.“

David machte eine halb entlaſſende Bewegung, und Riekchen ging ſchüchtern zurück. Sie hätte den Kandidaten noch um ſo vieles fragen mögen, aber er wollte nicht mehr geſtört ſein. In dieſen Tagen wurden Kleinerts berühmte Leute, und als der Paſtor am nächſten Sonntag predigte, war ſeine Kirche brechend voll. Alle Deutſchgeſinnten wollten zeigen, daß ſie zu ihrem Paſtor hielten. Aber auch die Däniſchgeſinnten blieben nicht zurück, weil, wie ſie ſagten, die Politik mit dieſen Steinwürfen nichts zu tun hatte.

„Mit Steinen ſchmeißen wir nicht!“ verſicherte die Kammerjunkerin Krag, die mit Bruder und Nichte den Gottesdienſt beſucht hatte und auf dem Kirchenſteig Paſtor Kleinert erwartete, um ihm vor allem Volk die Hand zu drücken. „Mit Steinen werfen wir nicht, Herr Paſtor; wir Vornehmen nicht, und auch nicht die Geringen. Bei Paſtor Brolund flogen zwar im Jahre 1864 gleichfalls die Steine gegen die Fenſter, und er mußte ſeine Koffer packen. Ach, wie bedauerte ich damals die kleine Frau und die Kinder! Unſere Partei war es aber nicht, die die Hände hob gegen die rechtmäßig eingeſetzten Beamten!“

„Ich habe noch keinen Dänen dieſes Dummenjungenſtreiches beſchuldigt!“ entgegnete der Paſtor in ſeiner ruhigen Weiſe. „Mir wäre es überhaupt angenehmer, wenn dieſe fatale Sache bald vergeſſen würde.“

Davon war aber vorläufig nicht die Rede. Es war Sommer, und die Zeitungen ſehnten ſich nach Stoff. Die deutſche und die däniſche Preſſe fielen übereinander her und beſchuldigten ſich gegenſeitig mit allerhand unglaublichen Dingen, und jede Partei wärmte alte Geſchichten auf. Die deutſchen Blätter behaupteten, daß Herr Viktor von Laurentius ein von der däniſchen Partei beſoldeter Agitator ſei, der überall Böſes anſtifte, und die däniſchen Blätter fielen über Paſtor Kleinert her. Sie nannten ihn einen eidbrüchigen Rebellen, der gegen ſeinen angeſtammten König gekämpft hätte und nun, auf einer fetten Pfründe ſitzend, es gut vertragen könnte, daß ihm ein Menetekel zugerufen werde.

Während die Zeitungen alſo alte Zänkereien behaglich wiederkäuten, ſuchte Hardesvogt Wilder nach den Menſchen, die das Paſtorat geſteinigt und auf dem Rückwege auch ihn noch mit einigen Würfen bedacht hatten. Sie wurden nicht aufgefunden, obgleich der Landrat noch einen Gensdarmen ſchickte, der wie der erſte gravitätiſch im Dorfe umherging und jeden Apfelbaum betrachtete. Waren es überhaupt mehrere Menſchen geweſen, die das Paſtorat überfallen hatten? Der Knecht hatte ſich ins Stroh geſteckt, als der erſte Steinwurf gegen die Haustür gefallen war, und das Dienſtmädchen hatte Krämpfe bekommen. Und weil der Pfarrhof an einigen Stellen der Ausbeſſerung bedurfte, hatte ein Haufen von Pflaſterſteinen hart an einer Scheune gelegen. Wenn eine kräftige Hand dieſe Geſchoſſe gegen Fenſter und Türen ſchleuderte, konnten ſie in wenig Minuten ſehr viel Unheil anrichten. Wer aber war der Täter geweſen?

Als der Kampf in den Zeitungen heftig tobte und sich sogar eine Kopenhagener Zeitung daran beteiligte, fing man in Rangelrup an, die Sache zu vergessen. Aus der Stadt war ein Glaser geholt worden, ein Rangelruper Tischler machte neue Fensterrahmen und Türen, bald hatte das Pastorat ein neues Kleid. Auch Frau Bettina beruhigte sich. Aus ihrer Gemeinde waren ihr nicht allein Blumen, sondern Kuchen, Würste und Schinken zugeschickt worden; ein stattlicher neuer Mahagonitisch stand dort, wo der alte seinen Platz gehabt hatte, und diesen durfte sie auch noch behalten. Nein, die Gemeinde ließ sich nicht lumpen; selbst die Dänischgesinnten brachten Gaben, und Fräulein Bruhn mußte im Auftrag der Kammerjunkerin eine Decke für den neuen Tisch häkeln. Niemand wollte auf sich sitzen lassen, daß der Pastor hätte beleidigt werden sollen. Er selbst hatte die Sache auch am ruhigsten genommen und sprach selten mehr von diesem Schreck. Aber er nahm die Gaben der Liebe nicht so dankbar und selbstverständlich entgegen, wie seine Frau, und sein Gesicht war grau und trübe geworden. Klära fand es wenigstens. Als sie ihn wiedersah, waren fast vierzehn Tage seit dem Ereignis vergangen, die Gemüter hatten sich alle beruhigt, und im Wilderschen Hause wurde niemals mehr davon gesprochen. Wie die Etatsrätin überhaupt der ganzen Angelegenheit keine Wichtigkeit beigemessen hatte und kaum hinter den Steinwurf gekommen war, dem ihr Sohn nur durch Klärens Geistesgegenwart entgangen war. Am folgenden Tage hatte sie sich über die verbundene Hand des jungen Mädchens gewundert und ihr allerhand Salben dafür gegeben, sie dann aber gleich vergessen; wie denn auch der Hardesvogt erst nach einigen Tagen seinen Dank abstattete.

„Ich glaube wirklich, wenn Sie nicht gewesen wären, Fräulein von Hagenthal, ich würde niemals mehr an Kopfschmerzen zu leiden gehabt haben."

Er sagte es halb scherzend; obgleich er in diesen Tagen ernst gestimmt war.

Klära fühlte, wie ihr die Tränen in die Augen traten. Dann ärgerte sie sich über sich selbst, und ihre Antwort fiel frostig aus.

„Es war eine unwillkürliche Bewegung, Herr Hardesvogt. Zufällig ist sie gut ausgefallen."

Wilder lächelte in seiner gutmütigen Art.

„Jedenfalls danke ich Ihnen, daß Sie den Zufall so hübsch für mich verwandten. Ich für meine Person hänge nicht am Leben, und der Rangelruper Kirchhof scheint mir ein ganz angenehmer Aufenthalt, aber ich möchte doch nicht auf der Landstraße wie ein Hund totgeworfen werden. Und mein Kroppzeug ist noch so klein."

Als Klära jetzt über den Rangelruper Kirchhof ging, mußte sie ihn sich darauf ansehen, ob er wirklich ein angenehmer Aufenthalt war. Er hatte eine halb verfallene Einfriedigung, auf der Holunder und Syringen, Nußsträuche und Jelängerjelieber wuchsen. Am Eingang standen alte Bäume, und die Gräber lagen regelmäßig in geraden Reihen, wie es meistens ist, und wie Totengräber und Gärtner es jetzt immer einrichten.

Vor einem frisch ausgeworfenen Grabe stand der Pastor und sah nachdenklich in die fette, braune Erde; dann hob er den Kopf, erblickte Klära und kam auf sie zu.

„Wir haben Sie lange nicht gesehen, Fräulein von Hagenthal. Wie geht es auf Sandberghof, und was macht die Etatsrätin?“

Kläre beantwortete seine Fragen und ging dann mit ihm ins Pastorat. Sie wußte selbst den Grund nicht, weshalb sie sich in dieser Zeit nicht um Kleinerts gekümmert und auch Riekchen nicht zum Spaziergang abgeholt hatte, und sie sagte gleichfalls nicht, daß ihre Hand verstaucht gewesen war. Sie schmerzte noch heute; niemand aber fragte danach, und ihr war es recht. Auch sie wurde still in diesem stillen Lande. Der Pfarrhof, auf den sie jetzt mit dem Pastor ging, lag freundlich da, mit blanken Fenstern und frischgestrichenem Holzwerk.

„Sie haben es hier schöner bekommen,“ sagte Kläre lächelnd, und Bertold Kleinert neigte ernsthaft den Kopf.

„Unser Äußeres ist hübscher geworden, mir aber gefielen die alten, schiefgezogenen Fensterrahmen und die grünen Scheiben sehr gut. Mancher Vorgänger hatte durch diese Fenster geblickt. Das neue Glas erzählt mir nur, daß es eben gekauft ist, und daß die Gemeinde es bezahlt hat.“

„Hoffentlich erwischt man bald die abscheulichen Täter!“ rief das junge Mädchen.

„Das glaube ich nicht, Fräulein von Hagenthal, und offen gestanden, ist es mir auch einerlei. Hinter alle Sünden und Schliche dieser Welt kommt man ja doch niemals, und vielleicht sollte das Ganze nur ein Memento sein. Bei Pastor Brolund haben die Leute damals auch die Fenster eingeworfen, allerdings nicht mit solcher Vehemenz wie bei mir.“

Er tat plötzlich einen Ausruf und blieb stehen.

„Haben Sie Schmerzen?“ fragte Kläre besorgt; aber er machte eine abwehrende Bewegung.

„Nein; mir fiel etwas ein — etwas, an das ich schon lange hätte denken können. Da kommt der alte Rittmeister aus unserem Hause. Nun, lieber Mürwik, haben Sie sich auch einmal das verjüngte Pastorat betrachtet?“

„Guten Tag, lieber Kriegskamerad!“ rief der alte Herr, während er zugleich seinen Hut vor Kläre zog. „Hier ist es ja fein geworden, sehr fein! Dänen und Deutsche bezahlen die Rechnung für die Scherben, und nach einer Weile kommt der rote Adlerorden geflogen und deckt alle noch vorhandenen Schäden.“

„Lassen Sie uns nicht mehr von der Geschichte sprechen,“ bat Kleinert, und Mürwik betrachtete ihn erstaunt.

„Ich habe ja kaum davon angefangen. Nun, meinetwegen, obgleich ich mich riesig geärgert habe, daß so etwas hier passieren kann. Aber das kommt von den Laurentius. Ich sollte den alten Viktor nicht kennen. Der bekommt Geld aus Kopenhagen, um hier in aller Stille zu stänkern und zu wühlen, und er versteht seinen Kram so gut, daß ich auch wohl nächstens aus dem Heidehause ausgeräuchert werden würde, wenn's nicht gerade dem netten, kleinen Helmkron gehörte. Dieses Edelwild darf nicht verscheucht werden.“

„Er ist wirklich ein netter Mensch,“ sagte Kleinert zerstreut.

„Ein famoser kleiner Kerl. Den zu heiraten, verlohnt schon der Mühe. Ich will ihn auch zu meinem demnächstigen Geburtstag einladen, und Sie, lieber

Kriegskamerad, werden mir hoffentlich mit gesamter Familie die Ehre geben. So fein wie beim Landrat wird's nicht bei mir; ich werde ihn aber auch nicht einladen, er ist mir zu dänisch gesinnt."

Kläre ging rasch ins Haus. Es war nicht das erste Mal, daß sie ein abfälliges Urteil über Kurt hörte, und vielleicht hatte er es verdient. Aber sie wollte es lieber nicht hören.

Fröhlich kam ihr Riekchen entgegen. Sie trug eine große, blaue Schürze und war beim Einmachen der Erdbeeren, während Frau Bettina sich mit Kopfschmerzen zu Bett gelegt hatte.

„Früher hat sie sich niemals hingelegt," berichtete die Nichte, „aber nun bin ich da, und sie fängt an, mir alles im Hause zu überlassen. Ich muß es doch auch lernen, nicht wahr?"

„Willst Du denn Herrn Rissom so schnell heiraten?" neckte Kläre.

Riekchen wurde rot.

„Ach nein; es geht ja noch lange nicht — ich weiß nicht — er —" Sie stockte und sah fast angstvoll in das Gesicht der Freundin. „Lache nicht über mich, Kläre, ich bin wohl dumm. Aber es ist so schön, sich auf etwas zu freuen."

An die eingeworfenen Fenster des Pfarrhauses dachte sie ebensowenig mehr, wie an die Gesellschaft im Amthause. Das war alles an ihr vorübergeglitten wie ein Traum, und sie lebte in anderen Gedanken. Es war aber behaglich neben ihr in der großen Pfarrküche zu sitzen, den Duft der süßen Beeren einzuatmen und in das offene Herdfeuer zu blicken, über dem in einem mächtigen Kupferkessel die Früchte brodelten.

Auf dem Küchentisch lag ein Haufen von Glasscherben, von denen Riekchen gelegentlich eine nahm und ins Feuer warf.

„Was tust Du?" fragte Kläre erstaunt.

„Nichts Besonderes," erwiderte die Gefragte gleichgültig. „Vorgestern hat Herr von Helmkron mir eine große Kristallschale mit kandierten Früchten geschenkt. Die Früchte habe ich gleich den Schulkindern geschenkt; solch süßes Zeug mag ich nicht; und wie ich heute Blumen in die Schale setzen will, fällt sie auf die Erde und geht in tausend Stücke. Nun verbrenne ich die Scherben."

Und Riekchen warf noch einmal einige Stückchen Kristall in die Glut, daß sie sich bogen und leise verglühten.

Als Kläre später nach Sandberghof ging, war sie so in Gedanken, daß sie nicht David Rissoms Schritt hinter sich hörte, bis er ihren Namen nannte und ihr guten Abend sagte.

„Ach, Herr Rissom!" Sie blieb stehen und reichte ihm die Hand. „Wenn man Sie sehen will, muß man nicht ins Pastorat kommen. Dort sind Sie niemals zu finden."

„Haben Sie mich entbehrt?" fragte er schnell.

„Ich nicht!" entgegnete sie ebenso schnell. „Aber es will mir scheinen, als hielten Sie sich sehr fern von der Familie, und sie haben dort doch alle Anschluß nötig."

„Von Paſtor Kleinert halte ich mich durchaus nicht fern," entgegnete er ruhig. „Wir arbeiten gemeinſam, und er führt mich in der Gemeinde herum. Aber mit den Damen bin ich allerdings nicht immer zuſammen."

„Riekchen iſt ſonſt reizend," ſagte Kläre eifrig, und dann ärgerte ſie ſich, daß ſie es geſagt hatte. Der Adjunkt ſah ſie ſo aufmerkſam an.

„Ich weiß," erwiderte er dann ruhig. „Sie iſt reizend; aber ich werde ſie doch nicht heiraten."

„Und weshalb nicht?"

„Weshalb nicht?" David Riſſom blieb ſtehen, und ſein Geſicht rötete ſich. „Weil ich Riekchen Kleinert nicht liebe, obgleich ſie reizend iſt. Weil ich Sie liebe, Fräulein von Hagenthal!"

Auch Kläre war ſtehen geblieben.

„Mich?" Sie wiederholte es mechaniſch. „Aber —"

„Sie werden mir ſagen, daß Sie meine Neigung nicht erwidern, Fräulein von Hagenthal. Das weiß ich bereits, und deswegen würde ich Ihnen kaum von meinen Empfindungen geſprochen haben. Da Sie aber fragten, muß ich Ihnen doch eine Antwort geben."

Kläre ging haſtig weiter.

„Niemals! Niemals!" Ihre Stimme zitterte.

„Niemals iſt ein großes Wort," erwiderte er ernſthaft. „Weshalb ſagen Sie es mir? Ich habe Sie noch nicht gebeten, mich wieder zu lieben. Ich ſpreche ja nur von mir."

„Aber —" Von neuem blieb ſie ſtehen und ſah ihn ratlos an. Über ſein Geſicht ging ein Lächeln.

„Machen Sie nicht ſo betrübte Augen, Fräulein von Hagenthal. Wir wollen von anderen Dingen reden; oder ſoll ich Sie allein nach Haus gehen laſſen? Ich glaube, es iſt das beſte."

Flüchtig berührte er ihre Hand, grüßte und ging mit ſchnellen Schritten davon.

Unterdeſſen war Kurt Berkow auf Sandberghof vorgefahren, ſprang vom Wagen und begegnete Dodo, die aus der Haustür trat.

Neckend zog er ſie an ihrem dünnen Zöpfchen.

„Iſt Dein Vater zu Haus, mein Fräulein?"

Sie machte ſich von ihm los.

„Da mußt Du ſelbſt nachſehen, Herr Landrat. Ich gehe nicht für Dich."

„Biſt Du mir böſe?" fragte er.

„Wir ſind Dir alle böſe!" verſicherte ſie. „Du biſt ein Landrat für die Länen und nicht für die Deutſchen. Glasog ſagt es auch, und er ſagt auch, Dir müſſen auch einmal die Fenſter eingeworfen werden, damit Du merkſt, wie das iſt. Oder ein Stein an den Kopf, wie Papa ihn beinahe gekriegt hätte, wenn Tante Kläre ihn nicht weggeriſſen hätte. Glasog ſagt, er hätte ſich ſehr erſchrocken."

„Von dieſem Ihrem Erlebnis weiß ich ja nichts," ſagte Kurt nachher zu Wilder. Er hatte Dodo ſtehen laſſen und den Hardesvogt im Garten gefunden. Dieſer zuckte die Achſeln.

„Glasog gehört zu den ängſtlichen Seelen; dazu iſt er ein Dänenhaſſer und möchte gern alles, was Unliebſames geſchieht, auf irgend ein politiſches Konto ſetzen. Allerdings —“

Berkow unterbrach ihn.

„Von anderer Seite iſt mir verſichert worden, daß dieſe Steinwürfe durchaus keinen politiſchen Hintergrund haben. Überall gibt's mal Leute, die ſich betrinken und dann Unfug treiben. Daher habe ich mich auch nicht entſchließen können, perſönlich in meiner Stellung als Oberbeamter in die Unterſuchung einzugreifen. Sie haben ſicher das Erforderliche getan.“

„Wir haben den oder die Urheber noch nicht ausfindig machen können.“

„Sehen Sie!“ Etwas herablaſſend ſchlug Kurt dem Hardesvogt auf die Schulter. „Auch Sie kluger Einheimiſcher haben keinen Anhaltspunkt gefunden, und wahrſcheinlich werden Sie niemals etwas herausbekommen. Über ſolche Dinge muß man zur Tagesordnung übergehen; aber vielleicht ſind Sie ſo gütig zu veranlaſſen, daß Ihre Dienſtboten ſich nicht abfällig über meine Perſon äußern. Herr Glasog mag ein ſehr patriotiſcher Schleswig-Holſteiner ſein, über einen königlich preußiſchen Landrat ſollte er ſich eines Urteils enthalten.“

Ehe Wilder antworten konnte, ſprach Kurt von anderen, amtlichen Dingen, bat dann, ſich den Damen empfehlen zu laſſen, und fuhr gerade davon, als Kläre auf den Hof trat. Er grüßte ſie nachläſſig mit der Peitſche, hielt aber nicht an, und fuhr dann wieder am Gartenzaun entlang den Wald- und Moorweg, der nach Kragsminde führte.

Kläre beachtete ſeinen kühlen Gruß nicht; ſie ging gleich auf ihr Zimmer, um ſich von dem Schreck zu erholen, den ihr David Riſſom verurſacht hatte. Aber der Hardesvogt rief mit ſcharfer Stimme nach Glasog und erkundigte ſich, was er über den Landrat geſagt hätte. Der Gefragte rieb ſeine Kappe zwiſchen den Händen und zuckte verdrießlich die Achſeln.

„Da weiß ich nix von, Herr Hardesvogt. Kann ſein, daß ich mal ein büſchen knurrig bin, wo ich mir mannigmal gehörig ärgern muß. Allens in die Welt is heutzutage verdreht; wie ich es doch nich begreifen kann, daß Bothilde an Freien denkt. Und denn ſon alten gräſigen Kerl! Sollt man das for möglich halten?“

„Von Bothilde ſpreche ich nicht, ſondern von dem, was Sie über Herrn von Berkow geſagt haben. Was iſt es geweſen? Ich will es wiſſen!“

Gottfried Wilder konnte ein ſehr finſteres Geſicht machen, und Glasog drehte ſeine Kappe noch ſchneller zwiſchen den Fingern.

„Was kann das geweſen ſein? Ich bin ein einfachen Mann und kann bloß auf einen Aug was ſehen. Das andere haben mich die Dänens ausgeſchoſſen. Und unſer Paſtor hat auch noch 'ne däniſche Kugel im Leib, und wie Herr Rittmeiſter von Mürwik vordem hier war, da ſagt er auch: ‚Glasog,‘ ſagt er, ‚wenn ich nur nicht das Reißen in meinen alten Wunden hätte! Davor kann ich die ganzen Nächte nicht ſchlafen!‘ Ja, das ſagt er, und wenn man denn bedenkt, daß Hans Lauritzen jeden Abend bei Guſtav Ebſen in die Gaſtſtube ſitzt und die Bauern verzählt, wie fein es in Dänemark is, und daß wir von Rechts wegen

Däuens ſind, und daß wir auch noch Däuens werden ſollen, denn ärger ich mir, Herr Hardesvogt, und denn wunder ich mir über den Landrat, der ſon Kerl guten Tag ſagt und ihn nich rausſchmeißt. Und denn wunder ich mir, daß Herr Landrat ümmer auf Kragsminde ſitzt und mit Herrn von Laurentius ſchnackt, wo unſereins doch ganzen genau weiß, daß Herr von Laurentius es mit die Däuens hält, und nich allein zum Vergnügen hier is, ſondern ein büſchen Stänkerei machen will und Unzufriedenheit und allens das, was die dummen Bauerns verdrießlich macht. Ja, und wenn ich denn mannigmal ein büſchen mit Dodo und mit Tina ſchnacke, denn is es bloß, weil ich mir ausſprechen muß. Früher kount ich ja noch mit Bothilde ſchnacken; nu abers —" er holte tief Atem, „die is ja nu auch mang die Verrückten gegangen. Sönke Söukſen! So'n alten gräſigen Kerl! Und geſtern is er warraftig wieder hier in den Garten und pfeift auf ſeine Fingers, und Bothilde kommt ganz gehorſam aus die Küche und ſchnackt mit ihn. Is es nu zu glauben?"

Wilder hörte nicht mehr auf den verdrießlichen Mann, den ſeine eigene Rede ſo aufgebracht hatte, daß er ſich den Schweiß von der Stirn wiſchte. Er hatte ſich halb abgewandt und ſtarrte einen Fleck auf dem Raſen an, wo ein kleiner Erdhügel neben dem anderen lag. Sie waren geſtern noch nicht dageweſen: glatt und grün hatte die Raſenfläche dagelegen. Nun aber waren die Maulwürfe an der Arbeit, und wenn ihnen nicht Einhalt getan wurde, würde der ſaftig grüne Raſen bald der Vergangenheit angehören.

Glasog ſtand noch immer vor ſeinem Herrn und betrachtete ihn von der Seite. Als er aber eine Zeitlang gewartet hatte und dann Dodo aus dem Hauſe kommen ſah, ſchlich er ſich langſam davon, um mit der Kleinen eine längere, etwas vorwurfsvolle Unterhaltung zu beginnen, die unſanft von Bothilde unterbrochen wurde.

„Dodo muß zu Abend eſſen, Herr Muhl. Sie ſoll nicht mehr ſo viel ſprechen!"

„Is das nich gut ſor den Appetit?" erkundigte ſich ‚Herr Muhl' mit mürriſchem Augenzwinkern.

„Sie muß zu Abend eſſen!" wiederholte Bothilde trotzig, worauf Glasog höhniſch lachte.

„Is woll 'ne Weisheit von Sönke Söukſen, nich? Gewiß hat der mit ſein ehemalige Frau viel geſchnackt, weil daß er ihr doch ganzen gewiß kein Eſſen gegönnt hat."

„Gegen Sönke Söukſen brauchen Sie nichts zu ſagen, Herr Muhl!" rief Bothilde heftig.

„Ich ſag auch nix, ich mein man bloß. Is ein ſüßen kleinen Mann, und ſo patent und ſon gute Pattie. Mit'n Torfkate und'n Torfmoor, und in die erſte Jugend. Ja, ja, wenn man Glück haben ſoll!"

Und Glasog ging mit ſpöttiſchem Lachen davon, während Bothilde, laut aufſchluchzend, Dodo an die Hand nahm und mit ihr davonging. Denn ſie hatte plötzlich keine Kraft mehr, auf alle dieſe häßlichen Worte zu antworten.

11.

Der Geburtstag des alten Rittmeisters wurde in seinem Heidehause mit Schokolade und Kuchen gefeiert, und am Nachmittag fuhr die Etätsrätin mit ihrem Sohn und den Kindern zu dem Fest. Kläre war auch eingeladen; aber sie bat darum, zu Haus bleiben zu dürfen. Sie wollte nicht David Rissom begegnen, der natürlich mit Kleinerts dort sein würde, und sie empfand den Wunsch, einen Nachmittag allein und ungestört verleben zu dürfen. Die Kinder nahmen ihre Zeit in Anspruch; dazu kam die Etatsrätin, die sich nachmittags nach ihrer Gesellschaft sehnte, und endlich beunruhigten sie jetzt viele Gedanken und Empfindungen. Es war ja alles Torheit, sie sagte es sich Tag und Nacht. Der Hardesvogt Gottfried Wilder war ihr freundlich gesonnen und würde es, solange sie in seinem Haus blieb, immer bleiben. Weiter nichts. Nein, nichts weiter. Sie brauchte seinetwegen nicht schlaflos zu liegen oder am Tage, beim Erklingen seiner Schritte, Herzklopfen zu bekommen. Immer von neuem schalt sie sich selbst wegen ihrer törichten, zitternden Gedanken, aber das Schelten nützte nichts. Eine tiefe Sehnsucht, ein Verlangen nach Glück und Liebe war über sie gekommen, und wie sie ihrem Herzen nicht wehren konnte zu klopfen, so war es fast unmöglich, den Gedanken zu gebieten, die sie schmeichelnd umspannen.

Sie schlenderte durch den Garten und dann über die angrenzende Viehweide, auf der einige Kälber lustige Sprünge machten, und stand endlich im Walde Hier, unter den schlanken Buchenstämmen, war sie schon oft mit den Kindern gewesen, hatte Waldmeister gepflückt, das sie hier Mösch nannten, und war mit Dodo und Tina die Hügel hinaufgeklettert, die mit Tannen und kleinerem Holz bestanden waren und vom Wald den Übergang machten zu den Moor- und Heidestrecken, die sich dann weit in die Ferne erstreckten.

Unter Glasogs Begleitung war sie dann wohl noch weiter gewandert; aber nur in den ersten Wochen ihres Hierseins. Es mußte in der Luft von Sandberghof liegen, daß man sich Heide und Torfmoor nur aus der Ferne betrachtete, und lieber die Schritte gen Osten, den Buchen und der See zu, wendete. So wenigstens kam Kläre der Gedanke, wie sie jetzt an einer hochgelegenen Waldlichtung stand und unter sich kleine Tannen und dann einen dunkeln Moorstreifen erblickte. Mitten durch ihn zog sich eine mit weißem Heidesand bestreute Linie: das war der Weg nach Kragsminde. Er verlor sich weiterhin in der Heide, die dann wieder von Moor begrenzt wurde.

Den ganzen Tag hatte eine warme, aber matte Sonne geschienen, eine Sonne ohne Strahlen und mit einem wunderlich grauen Schein. Jetzt erhielt sie etwas mehr Glanz, und hier und dort funkelte vom Moor her ein Gewässer in stumpfem Widerschein. Es war still im Walde, nur der Specht klopfte an die Bäume, und ein Raubvogel stieß einen drohenden Schrei aus. Vom Moor her flog eine mächtige Weihe der Heide zu, und einen Augenblick hörte man das Schlagen ihrer Flügel.

Kläre war den Berg hinuntergegangen und stand mitten im Moor zwischen grünen, dicken Blättern, gelben Sternblumen und kleinen roten Nelken.

Als Kläre vorsichtig am Wegrand entlang ging auf dem weichen Boden, der jetzt Blumen und Kräuter hervorbrachte, der bei seinem düsteren Untergrund doch etwas Liebliches, Verführerisches hatte, da umspann sie der Reiz der großen Einsamkeit, und sie wünschte sich, niemals wieder dorthin zurückkehren zu müssen, wo ihrer nur Schmerzen und Enttäuschung warteten. Aber das war nur ein vorübergehender Wunsch; nach einer Weile blieb sie doch stehen und sah zu den Waldhügeln zurück, hinter denen Sandberghof lag. Vor einem Jahre hatte sie noch nicht gewußt, daß es auf der Welt war, und nun erfüllte es ihr Herz und Sinne.

Hastig ging sie weiter, an braunen Wässern vorüber, an kleinen, grünbewachsenen Flächen, an Dornen und Erlengestrüpp, bis die Heide sie plötzlich umfing, und sie sich nach dem Fahrwege umsah, dem sie bis jetzt gefolgt war. Er war verschwunden, Wagenspuren führten wohl hier und dort, der eigentliche Weg schien verloren.

Einen Augenblick überkam Kläre die Angst, sich verirrt zu haben; dann aber sah sie in der Ferne eine kleine Hütte liegen und ging darauf zu.

Es war ein rauchgeschwärztes Häuschen mit verwahrloster Umgebung. Mageres Kartoffelland und dünnbelaubte Weiden umgaben es. An einer Erle hing ein schwarzbraunes Hemd zum Trocknen, und vor der offenen Haustür stand ein schwarzer Kochtopf, den man hierzulande Jütepott nannte.

Das ganze kleine Anwesen machte einen düsteren und ungastlichen Eindruck, und Kläre empfand beim Näherkommen etwas wie Unbehagen, so daß sie stehen blieb und darüber nachdachte, ob sie nicht lieber umkehren sollte.

Da klang eine Stimme dicht neben ihrem Ohr.

„Nun, Fräulein von Hagenthal, was treibt denn Sie in diese Heide?"

Philippa Laurentius saß auf einem kleinen, mit Moos bewachsenen Torfhügel, und ihre Stimme war ebenso spöttisch wie ihre Augen. Kläre aber freute sich über die menschliche Gesellschaft, begrüßte die junge Dame freundlicher, als es sonst ihre Art war, und setzte sich neben sie.

„Verzeihen Sie, daß ich Sie einen Augenblick mit meiner Gesellschaft belästige. Ich habe mich verirrt, und hoffentlich geben Sie mir einen Rat, wie ich wieder nach Haus komme."

Philippa rückte ein wenig zur Seite.

„Also Sie verirren sich auch?" erkundigte sie sich. „Ich hielt Sie für zu korrekt zu einem Abirren vom geraden Wege der Tugend."

„Sie haben keine gute Meinung von mir, Fräulein von Laurentius."

„Nein? Ich weiß es nicht. Es ist schwer, über andere Menschen nachdenken zu müssen."

„Sie denken zuviel an sich selbst."

Kläres Stimme klang sanft, und die andere sah sie aus düsteren Augen an.

„Ich bin unglücklich. Da denkt man nur an sich selbst."

Kläre faßte ihre Hand.

„Wollen Sie sich nicht einmal aussprechen?" fragte sie leise. „Vielleicht tut es Ihnen gut."

Philippa ſah in das dämmerige Sonnenlicht, und dann zuckte ſie die Achſeln.

„Was nützt das Ausſprechen. Jedermann weiß, was mich quält, ich brauche es niemand zu erzählen. Es iſt ja auch eine törichte, ganz dumme Geſchichte, die man beſſer in jedem Roman leſen kann. Axel Helmkron und ich waren verlobt. Wir liebten uns und glaubten glücklich miteinander zu werden. Bis eine Stunde kam, in der ich plötzlich Angſt vor ihm empfand. Solche Angſt, daß ich ihn nicht mehr liebte, nicht mehr ſehen konnte. Wir trennten uns, und als ich ihn verloren hatte, kam wieder die alte Liebe über mich, die alte Sehnſucht. Ich ſchrieb ihm und bat ihn, mir zu verzeihen, wieder gut, wieder der Alte zu ſein. Mein Brief kam zu Axel an dem Tage, als er hörte, daß er ein reicher Mann geworden war, ein Erbe, einer, um den ſich die Mütter und Töchter reißen würden. Und an dieſem Tage kam Axels wahre Natur zum Vorſchein. Er ſchrieb mir, obgleich er ſich denken könnte, daß ich ihn *jetzt* wieder liebte, wollte er es nicht tun. Er dankte für meine künſtliche Liebe!“

„Das war eine Beleidigung!“ rief Klära empört. „Und daraufhin —“

„Und daraufhin bin ich ihm nachgereiſt und flehe um ein gutes Wort von ihm!“

„Sie ſollten dazu zu ſtolz ſein.“

Philippa ſchauerte ein wenig zuſammen.

„Ich ſollte es ſein; aber ich habe ſolche Angſt. Angſt um ihn, Angſt um mich. Wir verlieren uns beide und werden beide elend. Ich aber habe angefangen. Ich hätte ihn ertragen ſollen. Nun habe ich doch die Schuld. Deshalb bin ich demütig und laufe ihm nach und erniedrige mich vor mir ſelbſt und andern!“

„Es wird nichts nützen,“ ſagte Klära leiſe, und Philippa ließ den Kopf auf die Bruſt ſinken.

„Es wird nichts nützen!“ wiederholte ſie.

Von Weſten kam der Wind auf und fuhr klagend über das Moor, über ſeine Büſche und Weiden. Herr von Laurentius erſchien mit noch einem Mann vom Hauſe her, und Philippa erhob ſich haſtig von ihrem Sitz. Sie ſtrich die Haare aus der Stirn und ſchüttelte ſich, als wollte ſie alle grauen Gedanken dem Winde geben. Laurentius und ſein Begleiter ſprachen lebhaft auf einen kleinen Mann ein, der hinter dem Häuschen auftauchte. Es war Sönke Sönkſen, und Klära wußte jetzt, wohin ſie ſich verirrt hatte. Neugierig ſah ſie ſich um. Alſo das war Sönke Sönkſens Moor, und hierher war die junge Frau Wilder gegangen, wenn ſie ſich in die Einſamkeit flüchtete. Herr von Laurentius begrüßte ſie artig, und auch der däniſche Volksredner, Herr Hans Lauritzen, nahm ſeinen Hut vor ihr ab. Beide Herren wandten ſich dann aber wieder Sönke Sönkſen zu und redeten eifrig auf ihn ein. Sie bedienten ſich dabei der däniſchen Sprache, aber Klära konnte doch hören, daß ſie ſehr unzufrieden mit ihm waren. Er gab mürriſche Antworten, zuckte die Achſeln und lachte höhniſch.

„Was hat Sönke getan?“ fragte Klära, während ſie mit Philippa einige Schritte voran ging.

Die Gefragte zuckte die Achſeln.

„Dieſer alte Kerl ſcheint dummes Zeug gemacht zu haben, das der däniſchen Partei in die Schuhe geſchoben wird.“ Klära blieb ſtehen.

„Er hat die Steine gegen das Paſtorat, gegen den Hardesvogt geworfen!“ rief ſie haſtig; aber Philippa legte ihr die Hand auf den Arm.

„Sie dürfen nichts verraten, Fräulein von Hagenthal. Es iſt beſſer, wenn die Geſchichte totgeſchwiegen wird.“

„Warum? Er muß doch beſtraft werden.“

Philippa ſchüttelte den Kopf.

„Laſſen Sie die Sache ruhen. Außerdem haben Sie ſie ja eben durch meine Unvorſichtigkeit erfahren. Ich hätte nicht darüber ſprechen ſollen. Mein Vater wird mich ſchelten: wir alle kommen vor Gericht, und ob der Schuldige hier auf dem Moor, oder im Gefängniſſe ſitzt, wird ihm gleichgültig ſein. Alſo bitte, ſchweigen Sie!“

Philippas Stimme klang gebieteriſch, und eigentlich hatte ſie recht. Kläre aber nahm ſich vor, Paſtor Kleinert gelegentlich die Wahrheit zu ſagen. Er litt doch darunter, daß einer in ſeiner Gemeinde ihn hatte ſo beleidigen wollen. Daß Sönke der Täter war, würde ihn tröſten. Dem Hardesvogt war wohl alles gleichgültig. Kläre dachte mit einiger Bitterkeit daran, daß er ſich kaum nach ihrer Hand erkundigt hatte.

Herr von Laurentius und Herr Lauritzen gingen jetzt mit den beiden jungen Damen und ſprachen aus Höflichkeit gegen Kläre deutſch.

Der däniſche Volksredner wandte ſich noch einmal um und blickte auf Sönkes Hütte, das umliegende Moor und die auf- und abſteigende Heide.

„Eine triſte Gegend!“ ſagte er. „Oha! Hier möchte ich nicht lange ſein.“

Herr von Laurentius zuckte die Achſeln.

„Auch dieſe Gegend gefällt einigen Leuten. Als ich vor etwa acht Jahren zum letztenmal hier war, erzählte man ſich, daß die Frau des Hardesvogts Wilder jeden Tag hierher gegangen wäre und ſtundenlang in der Heide und im Moor geſeſſen hätte, bis ſie eines Tages überhaupt nicht wiederkehrte.“

„Hat ſie ſich das Leben genommen?“ erkundigte ſich Herr Lauritzen.

„Man hat es geglaubt; trotz aller Nachforſchungen iſt ſie nirgends gefunden worden. Das Moor hat doch noch einige Geheimniſſe.“

Alle ſtanden ſtill und ſahen auf das düſtere Land. Dann gingen ſie weiter, dem Walde zu, hinter dem Sandberghof lag.

„Es iſt merkwürdig, daß Herr Wilder nicht wieder heiratet!“ begann Herr Lauritzen von neuem, aber Herr von Laurentius ſchüttelte den Kopf.

„Es iſt nicht merkwürdig. Zum erſten kann ſeine Frau noch immer leben; zum zweiten ſoll er ſie über alle Maßen geliebt haben. Wahrſcheinlich kann er ſie nicht vergeſſen.

„Sie war doch ſehr wunderlich, wenigſtens gemütskrank,“ warf Philippa ein, und ihr Vater lächelte.

„Liebes Kind, die Liebe fragt nicht nach ſolchen Dingen. Die Liebe iſt blind geboren.“

Die beiden Herren und Philippa brachten Kläre zurück durch den Wald, um ſich dann von ihr zu verabſchieden. Sie wollten noch nach Rangelrup zu Guſtav Ebſen, wo wahrſcheinlich wieder irgend etwas Politiſches ausgeheckt werden ſollte.

Kläre dachte nicht darüber nach. Verträumt ging sie dem Hofe zu. Manchmal hörte sie Herrn von Laurentius von der jungen Frau Wilder sprechen, dann sah sie David Rissoms Gesicht und vernahm seine ruhige Stimme: „Ich habe Sie noch nicht gebeten, mich zu lieben!"

Aber er liebte sie. Und Kläre blieb stehen und holte tief Atem. Es war eine Torheit; er war für Riekchen da.

Dodo und Tina kamen ihr schon im Garten entgegen. Sie waren mit Glasog von Onkel Ferdinands Geburtstag früher nach Haus gekommen und sehr aufgeregt, weil sie unterwegs den Mann mit dem Kamel und den Affen wieder getroffen hatten. Aber Glasog hatte nicht stillhalten wollen, und sie schalten mit ihm, was er mit mürrischen Reden entgalt. Er war jetzt immer verstimmt, und auch Bothilde, die dazu kam, sah verdrießlich darein.

„War denn der Geburtstag nicht schön?" fragte Kläre, als sich die kleinen Mädchen endlich beruhigt hatten und nicht mehr immer von Kamel und Bär sprachen.

„Der war, wie immer!" sagte Tina kläglich. „Und in der Schokolade war Haut."

„Und dann war da Verlobung!" setzte Dodo gähnend hinzu. „Komm, Tina, nun wollen wir zu Bett, und ich will den lieben Gott bitten, daß ich doch noch einen Affen kriege!"

„Verlobung!" Kläre wiederholte das Wort, und auch Bothilde trat näher.

Aber Glasog, der abseits stand und noch immer vor sich hin brummte, lachte zornig.

„Was nu so unschullige Kinners woll mit Verlobung zu tun haben, kann ich mich nich denken. Verlobung is bloß for die Verrücktens!"

Schweigend ging Bothilde davon, während sie Tina unsanft mit sich zog. Kläre aber vergaß über dem Zorn des alten Paares ihre eigene Neugierde.

12.

Am nächsten Morgen erfuhr sie dann, wer sich verlobt hatte. Riekchen Kleinert mit dem Baron Axel Helmkron.

„Ist es nicht eine Überraschung?" fragte die Etatsrätin zum drittenmal. Dabei sah sie Kläre etwas mitleidig an, was diese in ihrem eigenen Staunen nicht bemerkte.

„Kleinerts haben es auch nicht glauben wollen," fuhr die alte Dame fort, „und der Pastor machte ein ganz bedenkliches Gesicht. Ein Kandidat wäre auch passender fürs kleine Riekchen gewesen; aber Rissom soll ja schon eine Braut haben. Die Pastorin meint es wenigstens, weil er immer so zurückhaltend ist."

Die Etatsrätin sprach noch lange über die Verlobung. Man konnte ihr anmerken, daß sie sie nicht ganz standesgemäß fand. Aber solche Verbindungen kommen nun einmal vor, und gegen Neigung konnte niemand etwas sagen. Könige verheirateten sich ja auch manchmal morganatisch.

„Hoffentlich wird Riekchen glücklich!" sagte Kläre nachdenklich.

Die Etatsrätin machte große Augen.

„Natürlich wird sie das, meine Liebe. Denken Sie sich, eine solche Partie zu machen! Er hat ein Gut in Seeland, und dann auch noch Barvermögen. Kleinerts brauchen für gar keine Aussteuer zu sorgen!“

Aber Kläre konnte sich doch nicht freuen, wie von ihr verlangt wurde, und in den Unterrichtsstunden gingen ihre Gedanken zu Riekchen, die so gleichgültig, fast mit Abneigung von Helmkron gesprochen hatte, und dann zu Philippa. Die liebte ihn, aber sie hatte ihn jetzt verloren, wie sie es gefürchtet hatte.

Am Nachmittage lief sie noch vor der Kaffeestunde ins Pastorat. Frau Bettina empfing sie sehr freundlich und mit einer sichtlichen Befriedigung.

„Ja, liebes Fräulein von Hagenthal, dies ist wirklich für uns eine große Freude. Und es ist ein wundervolles Gefühl, wenn man empfindet, daß nur die Liebe spricht.“

Kläre mochte nicht fragen, ob auch bei Riekchen nur die Liebe gesprochen hatte. Auch der Pastor erschien mit einer ganz schiefen Perücke und einem fragenden Ausdruck in seinen Augen. Frau Bettina nahm ihm das Wort vom Munde und berichtete, wie alles gekommen war. Vorgestern hatte sich Axel erklärt, und er benahm sich jetzt schon gegen sie wie ein Sohn. Die Hochzeit sollte bald sein, und dann würde das junge Paar auf Reisen gehen.

Kläre fragte, ob sie nicht Riekchen sehen dürfte, und der Pastor begleitete sie in den Apfelgarten. Sie hätte ihn so gern gefragt, ob er denn mit allem einverstanden sei, aber natürlich wagte sie es nicht. Lieber berichtete sie ihm von Sönke Sönksen, und daß sie glaubte, er hätte die Steine geworfen. Ihre Mitteilung machte wenig Eindruck.

„Ich habe es mir schon gedacht, als ich neulich mit Ihnen sprach, Fräulein Kläre,“ erwiderte Kleinert. „Es ist wohl die Rache dafür, daß ich bei Bothilde kein Freiwerber sein wollte, und außerdem ist mir der alte Mann auch sonst noch böse.“

„Sie wollen ihn also nicht bestrafen lassen?“

„Nein. Ich habe keine Lust dazu. Das würde nur Widerwärtigkeiten und neues Gezänk in den Zeitungen geben. Außerdem bin ich nicht sicher, ob nicht Sönke lieber einen Meineid schwören, als seine Tat eingestehen würde. Daran will ich doch keinen Teil haben.“

Im Garten unter den Apfelbäumen stand Riekchen, ging der Freundin entgegen und legte einen Augenblick ihre weiche Wange an Klärens Gesicht. Dann aber folgte ihr Axel Helmkron und nahm mit einer herrischen Bewegung ihre Hand, die er nicht aus der seinen ließ. Also konnte Kläre der Braut nur einen Glückwunsch sagen und ihr fragend in die Augen sehen. Aber Riekchen sah sie nicht wieder an, sondern blickte in die verästeten Kronen der alten Bäume und in den weiten Himmel, der heute sehr milde und freundlich lächelte.

Herr von Helmkron bemächtigte sich gleich der Unterhaltung und sprach von allen möglichen Dingen. Von dem Heidehaus, das er erweitern lassen wollte, um den alten Rittmeister nicht daraus zu vertreiben, und auch davon, daß er nun doch kein Land verschenken wollte. Vor allem nicht an Sönke Sönksen, der ein ekliger Kerl sei.

„Die junge Frau Wilder ſoll er auch um die Ecke gebracht haben," ſetzte er hinzu, während der Paſtor heftig den Kopf ſchüttelte.

„Das glaube ich nicht, Herr von Helmkron. Man muß ſo einem unheimlichen alten Mann auch nicht alles nachſagen."

Beide Herren diſputierten etwas, und Kläre benutzte die Gelegenheit, um mit Riekchen zu ſprechen.

„Du biſt doch glücklich?" fragte ſie faſt angſtvoll. Riekchens Geſicht ſchien ihr fremd geworden zu ſein.

Die Gefragte ſah wiederum zur Seite.

„Ich muß ſehr glücklich ſein. Sie ſagen es alle."

Und dann faßte Axel Helmkron wieder nach ihrer Hand, und Kläre ging traurig heim.

Als ſie nachher ins Wohnzimmer auf Sandberghof trat, hatte die Etatsrätin ſchon Kaffee getrunken, und für ſie wurde die Kanne auf den Torfkohlen warm gehalten. Sie ſchenkte ſich eine Taſſe ein; gerade in dem Augenblick, als die Stimme der alten Frau Wilder aus dem angrenzenden Arbeitszimmer des Sohnes klang.

„Die Paſtorin ſagt, Herr von Helmkron hätte zuerſt daran gedacht, unſere Kläre zu heiraten. Aber bei näherer Bekanntſchaft hätte ſie ihm doch nicht ſo gut gefallen, wie Riekchen. Eigentlich iſt es ſchade. Nicht wahr, Gottfried? Denn Kläre iſt doch aus viel beſſerer Familie, als Riekchen; und dann würde es mir viel Vergnügen gemacht haben, wenn ſie hier eine ſo gute Partie gemacht hätte."

„Du mußt ſehen, daß Du ihr einen anderen netten Mann beſorgſt!" ſagte Wilder lachend. Kläre aber ſetzte die ungeleerte Taſſe hin und verließ leiſe das Zimmer. Alſo deshalb hatte Axel Helmkron dieſen Sonntagsſpaziergang mit ihr gemacht; aber ſie hatte keine Gnade vor ſeinen Augen gefunden. Der dumme, eingebildete Menſch. Glaubte er, daß ſie ihn gleich genommen hätte? Aber ſo waren die Männer alle. Sie meinten immer, wenn ſie nur wollten, dann wollten alle Mädchen.

Dieſe Äußerung war aber noch nicht ſo kränkend, wie das gleichgültige Lachen des Hardesvogts. Kläre biß die Zähne zuſammen, um nicht zu weinen. Und dann nahm ſie ſich feſt vor, nicht mehr an dieſen Mann zu denken, der nur gelegentlich an ſie, und immer nur an ſeine verſchwundene Frau dachte.

In dieſen Tagen merkte niemand, daß Kläre ſehr ſtill war. Die Etatsrätin ſprach viel von der Verlobung im Paſtorat, oder ſie ärgerte ſich über Bothilde, von der man nicht genau wußte, ob ſie verlobt war oder nicht. Wenn ſie gefragt wurde, weinte ſie nur; und Glasog war in dieſer Zeit ſehr ſchlecht in der Arbeit, wie er, der ſonſt eigentlich alles konnte, noch niemals geweſen war.

Sönke ſollte manchmal in der Nähe des Hofes umherſtreifen. Aber, daß er und Bothilde ſich miteinander unterhielten, hatte man nur in der erſten Zeit geſehen.

Die Hitze kam plötzlich. Tag für Tag ſchien die Sonne mit großer Beſtändigkeit. Das Korn reifte, die Heide nahm einen roten Schimmer an, und das Moor begann zu trocknen, ſo daß die kleinen Leute ſich ihren Torf holten.

Dodo und Tina erklärten gerade eines Tages, daß sie nun bald Sommerferien haben müßten, als die gelbe Kalesche der Kammerjunkerin vor die Tür fuhr und die alte Dame mit Bruhn ausstieg. Frau Krag war sehr rot im Gesicht und sehr kurzatmig. Mit ihrem Pompadour bewaffnet, in dem es von Papieren knisterte, ging sie zur Etatsrätin in die Wohnstube, während Bruhn Kläre am Arm faßte und sie in den Garten zog.

„Ihr sind zehntausend Banktaler gekündigt, und sie muß sie in diesen Tagen bezahlen," flüsterte sie. „Wenn Frau Etatsrätin nicht hilft, müssen wir von Haus und Hof."

Kläre wußte nicht, was sie zu dieser Mitteilung sagen sollte. Bruhn verlangte auch keine Antwort.

„Diese abscheuliche Bank!" klagte sie. „Können sie nicht noch etwas warten? Herr von Laurentius ist schon nach Kopenhagen gereist, aber es hat nichts genützt."

„Kann Herr von Laurentius nicht helfen?" fragte Kläre beklommen; aber Bruhn schüttelte den Kopf.

„Er hat selbst nie etwas gehabt, und jetzt bekommt er nur Geld von den dänischen Patrioten, damit er hier in Schleswig bleibt und den Leuten klar macht, daß sie Dänen sind. Er hoffte ja, daß Herr von Helmkron und Philippa doch noch zusammen kämen; aber die Hoffnung ist nun zu Schanden geworden. Ist es nicht wunderlich, daß der reiche Baron das arme Mädchen nimmt? Aber das kommt davon, daß sie nicht in Stellung ist. Die Männer mögen kein Mädchen heiraten, das in Stellung ist; höchstens zärtlich mit ihr sein."

Sie seufzte, wie sie immer seufzte, und rieb sich die runden Augen, als der Hardesvogt plötzlich im Garten erschien und mit sonderbar klingender Stimme nach Bruhn rief.

Die Kammerjunkerin hatte, während sie mit Frau Wilder sprach, einen Schlaganfall erlitten und lag röchelnd und besinnungslos in demselben Lehnstuhl, in dem sie sich so oft behaglich zurückgelehnt und über ihre kleinen Bosheiten gelacht hatte. Trübe Stunden und zugleich viel Arbeit folgten diesem Ereignis. Es war ausgeschlossen, daß die Erkrankte nach Haus transportiert werden konnte. Sie mußte nach einem etwas abseits liegenden Fremdenzimmer gebracht werden, das im Erdgeschoß war und wohin Bruhn sie bettete, Bruhn, das verschüchterte, ewig klagende, seufzende Persönchen, das plötzlich umsichtig wurde, klar denkend und verständig. Wer sie mit dem aus Hastede gekommenen Arzte sprechen hörte und nachher ihre Anordnungen treffen sah, der bewunderte sie unwillkürlich.

Die Etatsrätin war haltloser und so bestürzt, daß sich Kläre ihrer ganz besonders annehmen mußte.

„Habe ich schuld?" fragte sie an demselben Abend, als Bothilde sie zu Bett gebracht hatte und sie Kläre bat, noch einen Augenblick zu ihr zu kommen. Sie lag in ihrem großen alten Himmelbett, dessen Vorhänge von großgeblümtem Kattun waren, und ihr feines altes Gesicht umrahmten die Tollen einer mächtigen Nachthaube.

Ängstlich griff sie nach der Hand des jungen Mädchens und wiederholte ihre Frage. „Sie wollte zehntausend Banktaler von mir geliehen haben, und ich wurde etwas böse; denn ich habe ihr schon viel gegeben, und zehntausend Taler sind doch eine Menge Geld. Dazu zieht hier der Mann mit den wilden Tieren wieder umher. Die Kinder sprechen ja immer von ihm, und ich konnte mir so gut denken, daß Ulrike sich das Kamel kaufen würde oder einen Löwen, wenn er zu haben wäre. Deshalb sagte ich, daß ich kein Geld hätte für Menagerien und wilde Tiere."

„Wurde Frau Krag denn sehr traurig durch Ihren Abschlag?" erkundigte sich Klära.

„Sie ließ sich nichts merken. Sie sprach von Axel Helmkron und von Riekchens Glück, und daß ihre Familie keins mehr hätte. Und dann griff sie nach ihrem Beutel und fiel hintenüber."

Die Etatsrätin brach in Tränen aus und konnte sich nicht über ihre eigene Hartherzigkeit beruhigen. Am anderen Tage aber sagte ihr der Arzt, daß der Schlaganfall für die alte Freundin hätte kommen müssen. Da beruhigte sie sich und versuchte vor allem, der Kranken jede Erleichterung zu verschaffen. In den folgenden Tagen erhielt die Kammerjunkerin ihre Sprache wieder. Sie erkannte ihren Bruder und Philippa, die beide täglich zu ihr kamen, sie schalt mit Bruhn, weil sie alles verkehrt machte, und sie sprach auch mit der Etatsrätin. Aber das Letzte nur in sehr gehaltener, steifer Weise.

„Ich dachte, Juliane wäre meine Freundin!" sagte sie zu Bruhn, während die Etatsrätin im Zimmer war. „Ich glaubte es, aber ich habe mich getäuscht. Juliane denkt nur an sich selbst und ihr Geld. Und wir sind doch zusammen jung gewesen, und ich bin eine geborene Laurentius. Aber die Zeiten sind häßlich geworden, niemand kümmert sich mehr um meine Familie."

Der Sommer ging seinen leisen Weg weiter, und die Ernte stand vor der Tür. Vor den Roggenfeldern wurden die Sensen gedengelt, und Glasog vergaß, daß er niemals mehr mit Bothilde sprechen wollte und klagte mit ihr über die jütischen Arbeiter. Von allen Seiten kamen die Dänen gezogen, um Erntearbeit in Schleswig zu suchen. Sie sangen dänische Vaterlandslieder und erzählten jedermann, daß der tappere Landsoldat ihnen bald folgen würde. Denn allernächstens würde die Abstimmung nach dem Artikel fünf des Prager Friedens erfolgen, und dann würde der Danebrog den Räuberadler bald wieder vertreiben.

Diese Ansichten hatten zur Folge, daß es viele blutige Köpfe in Rangelrup und Umgegend gab. Denn die Deutschen hatten keine Lust, sich solche Bären aufbinden zu lassen. Aber wenn der Gensdarm erschien und sich nach den Rausenden umsehen wollte, dann war alles nur eine Kleinigkeit und nicht der Rede wert gewesen. Der Wirt Gustav Ebsen hing sein Fähnlein nach beiden Seiten aus, und meistens war auch noch Herr Hans Lauritzen bei ihm, der immer von Landwirtschaft und davon sprach, sich in Rangelrup aufkaufen zu wollen, oder Herr von Laurentius erschien, erzählte von seinem Urgroßvater, der Amtmann in Hastede gewesen war, und ließ dem Gensdarmen einen Grog geben.

Glasog aber stieß große Verwünschungen aus und wünschte allen Dänen die Strafe des Himmels.

„Auch Sönke Sönksen kann der Teufel holen!“ setzte er wohl hinzu. „Is nich Fisch und Fleisch. Denn smeißt er den Dänen die Fensters ein, denn die Deutschens. Und wo is er einmal gegen seine Frau gewesen! Nich mal in Anstand hat er ihr sterben lassen, sondern sie bei toten Leib in der Ecke gesetzt, weil daß er goldne Hochzeit mit sie feiern wollt. Ja ja, man gut, daß ich nich sein Frau zu sein brauch.“

„Heiraten ist überhaupt nichts für Sie, Herr Muhl!“ sagte Bothilde ernsthaft. „Dem einen steht es an, dem anderen nicht!“

„Ja ja,“ murrte er mit einem schiefen Blick in ihr Gesicht, und wandte sich dann ab, um aus der Küche und an die Arbeit zu gehen. Aber er kam sehr bald wieder, schalt auf die dänischen Umtriebe, und die Unterhaltung begann von neuem.

Vierzehn Tage lag die Kammerjunkerin sehr krank auf Sandberghof. Dann besserte sich ihr Zustand, und sie ließ Pastor Kleinert bitten, sie zu besuchen.

Als der geistliche Herr bei ihr eintrat, sich an ihr Bett setzte und in seiner milden Art mit ihr zu sprechen begann, warf sie unruhig den Kopf von der einen zur anderen Seite.

„Ja, guter Pastor Kleinert, wir sind allzumal Sünder, und wenn ich dächte, daß es mit mir zu Ende ginge, würde ich Sie bitten, mir etwas aus der Bibel vorzulesen. Diesmal aber will ich noch wieder gesund werden, und außerdem mag ich Sie nicht so gern hören wie meinen Vetter, Pastor Brolund. Das war wirklich ein prächtiger Mensch, und es tut mir ewig leid, daß er weggejagt wurde. Dabei ist ja nun nichts zu machen, und vielleicht, Pastor Kleinert, werden auch Sie noch einmal weggejagt.“

„Man kann es nicht wissen,“ erwiderte der Pastor ruhig, während Frau Krag ihn mit blitzenden Augen betrachtete.

„Nein, man kann es nicht wissen. Die Erde ist rund und dreht sich. Wiederum aber verändert sich vieles; ich hätte niemals geglaubt, daß meine einstige Freundin Juliane so herzlos wäre, wie sie sich mir gegenüber gezeigt hat. Denken Sie —“

Fräulein Bruhn, die am Kopfende des Bettes stand, beugte sich über die Kranke und sagte einige beruhigende Worte. Aber Frau Krag schlug mit der Hand nach ihr.

„Schweigen Sie still, Bruhn. Sie wissen, daß Sie dumm sind und daß ich Sie nur aus Barmherzigkeit bei mir behalte. Ich bin eine Laurentius und kann verlangen, daß man mir die wahre Freundschaft erweist. Und wenn ich mir ein Kamel kaufen will oder einen Löwen, so kann ich es tun!“

Aber sie war doch von ihrem Thema abgekommen, schalt noch ein wenig mit Pastor Kleinert, weil er ein Rebell gewesen war, und entließ ihn dann mit der Bitte, daß er morgen wiederkommen sollte. Käre wartete auf ihn und führte ihn zu einer Tasse Tee ins Wohnzimmer. Die Etatsrätin ließ sich nicht sehen. Sie war in diesen Tagen aufgeregt und wollte lieber allein sein.

„Wie geht es Ihrem Brautpaar?“ fragte Käre, nachdem sie den Pastor mit Speise und Trank versorgt hatte.

Digitized by Google

Bertold Kleinert ſpielte mit ſeinem Teelöffel.

„Dem Brautpaar geht's gut. Sie wollen ſehr bald heiraten, und meine Frau iſt ſehr vergnügt."

Er ſchwieg einen Augenblick und beobachtete eine Fliege, die ſich auf ſeine Hand ſetzte.

„Riekchen iſt ganz mutig," fügte er dann hinzu. „Seitdem Riſſom ihr ſo herzlich Glück gewünſcht hat, meint ſie auch, dieſe Heirat wäre das Beſte für ſie. Es iſt ja wohl auch ein Glück, obgleich —" er ſetzte ſeine Taſſe hin und erhob ſich. „Ja, liebes Fräulein, ich muß weiter. In Rangelrup ſind einige Leute krank, obgleich es Erntezeit iſt und die Menſchen eigentlich nicht krank ſein dürfen. Es iſt ein Glück, daß mir Riſſom ſo viel abnimmt, denn alles könnte ich nicht mehr allein bewältigen. Er aber arbeitet ſpielend, und wenn er wirklich eine Braut hat, wie Bettina behauptet, ſo läßt er ſich nichts davon merken."

Gerade als Kläre den Paſtor aus der Haustür bringen wollte, erſchien Bruhn mit der Beſtellung, daß die Kammerjunkerin morgen lieber den Kandidaten Riſſom ſehen wollte. Die arme Alte war ſehr verlegen, aber Kleinert lachte gutmütig.

„Morgen ſoll mein Kandidat kommen. Variatio delectat."

„Sie wird ihn auch ſchelten!" murmelte Bruhn.

„Wahrſcheinlich. Darin müſſen wir Theologen uns finden. Wir machen's den Leuten ſelten recht!"

Aber als David Riſſom am nächſten Morgen erſchien, war die Kammerjunkerin vor wenig Stunden geſtorben, nachdem ſie noch in der Nacht heftig mit Bruhn geſcholten und ſie eine dumme Gans genannt hatte. Nun lag ſie friedlich auf ihrem Lager und machte ein ganz zufriedenes Geſicht, während Bruhn verzweiflungsvoll an ihrem Bett kniete und ihre kalte Hand küßte.

„Was ſoll ich anfangen?" fragte ſie immer von neuem. „Ach, Frau Kammerjunkerin, laſſen Sie mich doch nicht ſo ſchrecklich allein!"

Am Abend vorher war der Hardesvogt auf eine Dienſtreiſe gegangen, und ſo konnte Riſſom ſehr nützlich ſein. Er traf die erſten notwendigen Anordnungen, er tröſtete die Etatsrätin, die kopfſchüttelnd in ihrem Lehnſtuhl ſaß und immer von einem Löwen ſprach, den ſie gern ihrer Ulrike geſchenkt hätte, und führte endlich Fräulein Bruhn ſanft von der Leiche weg und in den Garten, um dann Kläre zu ihr zu ſchicken.

„Sie müſſen ihr zureden, Fräulein von Hagenthal," ſagte er. „Geben Sie ihr etwas zu eſſen, und dann bringen Sie ſie auf andere Gedanken. Sonſt wird die kleine Dame noch krank!"

Wenn er ſo ſprach, konnte er etwas Herriſches haben, und Kläre hatte nicht übel Luſt, ihm den Gehorſam zu verweigern. Aber dann ſah ſie in Bruhns ſchmerzverzerrtes Geſicht und ſah ein, daß man ſich um ſie bekümmern und ihr zureden müßte. David Riſſom tröſtete auch noch Dodo und Tina, die faſſungslos waren über den ernſthaften Gaſt, der ihr behagliches Vaterhaus heimgeſucht hatte.

„Iſt Tante Kammerjunker wirklich ganz tot?" fragte Tina immer von neuem. „Und wird ſie hier nun wandeln? Glasog ſagt, viele Tote wandeln!"

Der Kandidat suchte sie zu beruhigen, und vor seinen freundlich ernsten Worten verging die Aufregung der Kinder, so daß sie sich zutraulich an ihn lehnten und mit ihm zu plaudern begannen.

„Mama ist auch gestorben," erzählte Dodo. „Aber sie ist nach dem Moor gegangen und kein Mensch hat sie tot gesehen. Aber sie ist doch tot —"

Sie sah in die Ferne, über den Garten hinweg, dorthin, wo der Wald die Grenze gegen das Moor bildete, und ihr Gesicht nahm einen fragenden Ausdruck an, als könnte auch sie nicht mehr mit den Rätseln des Lebens fertig werden. Aber Rissom erzählte ihr von den Schulkindern in Rangelrup, was sie lernten, was sie sagten, und führte sie sanft in die Wirklichkeit zurück.

Käre horchte unwillkürlich auf seine Stimme. Saß sie doch nicht weit von ihm im Garten und mußte das leise Klagen und Weinen der armen, kleinen Bruhn über sich ergehen lassen. Aber auch diese wurde ruhiger und ließ sich ein Glas Wein einflößen, wobei es denn ans Tageslicht kam, daß die arme, kleine Gesellschafterin eigentlich seit Tagen nichts gegessen hatte.

Jetzt hätte Rissom auch ein gutes Wort für Käre haben können; aber er ging weg, ohne mit ihr zu sprechen, und kam erst wieder, als die Kammerjunkerin von Sandberghof aus beerdigt wurde. Eigentlich hätte sie nach Kragsminde gebracht werden müssen. Aber eine dänische Bank hatte die Hand auf den Besitz gelegt, und es war besser, die Bestattung nicht von dort aus vorzunehmen. Auch wollte es die Etatsrätin nicht anders, und so versammelten sich alle Leidtragenden auf Sandberghof, und da Pastor Kleinert nicht ganz wohl war, hielt David Rissom die Leichenrede. Sie war kurz und herzlich, aber von Politik kam nichts darin vor, und daß die Verstorbene eine geborene von Laurentius gewesen wäre, erwähnte er auch nicht.

Deshalb weinte Viktor von Laurentius bei der Rede auch nicht so ausgiebig, wie er sich das eigentlich vorgenommen hatte, und sagte nachher zur Etatsrätin, daß die Welt immer schlechter würde. Sogar die Theologen würden anders. Eine Äußerung, bei der Käre unwillkürlich an Pastor Kleinert denken mußte, der einmal etwas ganz Ähnliches gesagt hatte.

Philippa nahm sich der Theologen an. Es war nach der Bestattung: sie und ihr Vater aßen auf Sandberghof, und Fräulein von Laurentius war sehr still und ernsthaft. Hier aber mußte sie das Wort ergreifen.

„Ich finde, daß Rissom seine Sache sehr gut machte. Er kannte Tante Ulrike wenig, und daß sie eine geborene von Laurentius ist, macht, glaube ich, dem lieben Gott keinen Eindruck. Er hat wohl noch besser klingende Namen vor sich erscheinen sehen, und es waren alles elende, arme Sünder!"

Die Etatsrätin erwiderte nichts; aber Herr von Laurentius seufzte und sprach von neuen Ideen, die keinem Menschen etwas nützten. Dann berichtete er, daß die Bank ihn vorläufig im Kragsminder Hause wohnen lassen wollte. Der Hof sollte parzelliert werden, und die Aufsicht darüber sollte er übernehmen.

Bei dieser Mitteilung machte der Hardesvogt große Augen; aber er enthielt sich jeder Äußerung, während Philippa nach dem Essen ziemlich eingehend mit

Kläre über diesen neuen Plan sprach. Sie zeigte sich jetzt umgänglicher und freundlicher. Axels Verlobung hatte sie vielleicht innerlich beruhigt.

„Ja, wir bleiben hier," wiederholte sie. „Für meinen Vater ist es gut, daß er allerhand zu tun bekommt; außerdem haben wir kein Geld und können uns keine Wohnung mieten."

„Kein Geld?" Kläre wußte nicht recht, was sie sagen sollte, und Philippa lachte ihr freudloses Lachen.

„Sie wundern sich, Fräulein von Hagenthal. Aber Papa und ich haben eigentlich niemals Geld gehabt. Wenn einmal etwas im Hause war, ist es gleich wieder verschwunden. Diese Eigenschaft ist ein Erbteil der Familie Laurentius, und wenn Herr Nissom davon gewußt hätte, wäre es für seine Rede gut gewesen. Denn wir sollen uns ja keine Schätze sammeln."

„Aber —" begann Kläre.

„Sie meinen, wir müssen doch Einnahmen haben? Hin und wieder kommt etwas Geld. Jetzt z. B. verdient Papa eine Kleinigkeit; aber es geht ungeheuer schnell den Weg allen Fleisches!"

Als die gelbe Kutsche mit den Kragsmindern und auch mit der armen alten Bruhn davongefahren war, setzte sich der Hardesvogt zu seiner Mutter.

„Kragsminde wird ein schönes Dänennest werden!" sagte er zornig. „Hinter der Bank steckt natürlich eine ganze patriotische Liga, und wenn der Hof parzelliert wird, kaufen ihn dänische Bauern. Heute noch werde ich an den Landrat schreiben, daß er seine Augen offen hält!"

Die Etatsrätin antwortete nicht gleich. Sie saß ganz still, ließ sich von Kläre in ein Tuch wickeln und brach dann in Tränen aus.

„Wenn es doch keine Politik gäbe!" rief sie schluchzend. „Wenn doch meine Ulrike noch lebte und mich manchmal besuchen wollte. Nun bin ich ganz allein, und alle Menschen sind jünger als ich!"

Sie war so unglücklich, daß niemand sie trösten konnte, weder Bothilde, noch Kläre, noch die Kinder. Bis dahin war sie gefaßt und ruhig gewesen; nun kam nach der Unruhe die Leere, die Stille und damit erst ihre Trauer.

Es nützte auch nichts, daß Onkel Ferdinand am anderen Tage erschien und sie mit langen Geschichten über Tod und Begräbnis zu unterhalten versuchte. Er war nicht bange vorm Sterben und betrachtete den Tod als einen etwas langweiligen, aber immerhin guten Freund, mit dem man früher oder später Bekanntschaft machen müßte. Aber die Etatsrätin verabscheute diese Unterhaltung und gab ihren Gefühlen so deutlich Ausdruck, daß ihr Bruder sich ganz geschlagen von ihr schlich.

„Ich fürchte, Juliane macht es auch nicht mehr lange," sagte er zu Kläre, mit der er vor der Tür zusammentraf. Dann aber schlug er sich plötzlich aufs Knie.

„Wissen Sie was, Fräulein Kläre, mein Bruder Louis aus Kopenhagen muß einmal herkommen! Das ist der Minister außer Diensten und ein mächtig feiner Mann. Meine Schwester hält große Stücke auf ihn, und wenn er ihr von Kopenhagen erzählen wird, vom König und von den schönen Prinzessinnen, dann wird sie schon wieder fröhlicher werden."

„Aber die Potitik?“ fragte Kläre, und der alte Herr blinzelte ſie lächelnd an.

„Was? Auch Sie ſprechen von Politik und machen ein ernſthaftes Geſicht, als ſtände der Paragraph fünf morgen auf der Tagesordnung? Ja, die Politik iſt allerdings unangenehm genug; aber mein Bruder iſt ein Diplomat, und außerdem wird er gern einen Anlaß benutzen, einmal wieder ins Land zu kommen. Denn er iſt in Schleswig-Holſtein geboren, und wenn er auch jetzt ein Inſeldäne geworden iſt, ſo hat er doch ein paar ſanfte Stellen in ſeinem Herzen, bedeutend mehr, als mein Bruder, der General und Eiſenfreſſer. Der kommt nicht eher hierher, bis alles wieder däniſch iſt: hoffentlich alſo niemals. Doch da ſpaziert Gottfried über den Hof. Ich muß ihm gleich meinen Gedanken mitteilen. Denn unſere alte Dame müſſen wir wieder in behagliche Stimmung verſetzen.“

13.

Nach wenig Tagen ſchon fuhr Glasog in ſeiner beſten Livree nach Haſtede, um den Herrn Miniſter von Mürwik von der Bahn zu holen.

„Mitn Omnibus kann ſon ſeiner Mann ja woll nich kommen!“ ſagte er zu Bothilde, die ihm noch die Silberknöpfe blanker rieb.

„Wahrſcheinlich nicht!“ entgegnete ſie ernſthaft, „Gott gebe, daß Frau Etatsrätin wieder ein wenig vergnügter wird.“

„Das können wir alle brauchen!“ murrte er. „Ich fühl mir mannichmal ſo ſlecht, das kann ich gar nich beſchreiben; abers ich ſprech da nich von!“

„Von allem kann man auch nicht ſprechen!“ verſetzte Bothilde. „Aber warten Sie man, Herr Muhl, ich habe noch einen kleinen Schluck Kaffee ſtehen. Das löſcht den Durſt beim Fahren.“

Langſam fuhr Glasog nach einer Weile vom Hof, und Bothilde ging ins obere Fremdenzimmer, um nachzuſehen, ob alles in ſchönſter Ordnung ſei. Sie ſeufzte aber viel beim Abſtäuben, und als ſie nachher wieder am Küchenfenſter ſtand, liefen ihr die Tränen über die Wangen, gerade in dem Augenblick, als Sönkes grauer Kopf in dem Rahmen erſchien.

„Na, Bothilde?“ fragte er. „Nu laß man die Hochzeit kommen.“

Sein Ton klang befehlend, und das Mädchen wiſchte ſich die Wangen.

„Ich kann hier nicht weg,“ ſagte ſie ſchluchzend. „Ne, Sönke, es geht nicht.“

„Nicht weg kannſt Du?“ Der Alte ſah ſich um. „Dann muß Herr Hardesvogt mir ja hier ne Wohnung geben.“

„Was ſoll Herr Hardesvogt tun?“ fragte Dodos neugierige Stimme.

Sie war in die Küche gekommen, um Bothilde irgend eine Mitteilung zu machen; nun ſah ſie den alten Mann im Fenſter ſtehen und betrachtete ihn von oben bis unten.

„Bothilde, willſt du ihn wirklich heiraten?“ fragte ſie. „Iſt er immer ſo alt geweſen?“

„Ich will nicht!“ rief Bothilde haſtig. Sönke aber hob drohend die Hand.

„Ich habe Dich ſchon. Du haſt es verſprochen!“

Den ganzen Nachmittag regte Dodo ſich über Sönke Sönkſen auf.

„Tante Kläre, ſo nahebei habe ich ihn noch niemals geſehen, und er iſt furchtbar alt. Glaubſt du wirklich, daß Bothilde ihn furchtbar lieb hat? Tante Kläre, könnteſt Du ſolchen Mann lieben?“ Auch Tina beteiligte ſich an dieſen Fragen, und es war wirklich ein Glück, daß gegen Abend der Großonkel Miniſter erſchien, und daß beide Kinder doch ein wenig Angſt vor dem Neuankömmling hatten, bis eine längere Unterhaltung mit Onkel Louis ſie davon überzeugte, daß er ihnen etwas mitgebracht hatte, und daß er eigentlich ähnlich war, wie Onkel Ferdinand, nur daß er keinen Schnurrbart hatte, wie dieſer, ſondern ein glattraſiertes Geſicht.

Die Etatsrätin hatte den ganzen Tag im Bett gelegen. Nun mußten der Hardesvogt und Kläre den Gaſt empfangen und unterhalten. Vielleicht war Gottfried Wilder dem däniſchen Miniſter gegenüber nicht ganz unbefangen. Aber Kläre freute ſich, daß dieſer fremde Herr ebenſo angenehm und natürlich war, wie der andere Mürwik und auch Gottfried Wilder. Es war ein zierlich gebauter Herr, der noch keinen beſonders betagten Eindruck machte, der ſich freundlich unterhalten ließ und herzlich über die Kinder lachte, die ihm bald ſehr zutraulich entgegen kamen.

„Biſt Du ſtolz?“ fragte Dodo im Laufe der Unterhaltung.

„Weshalb?“ fragte er.

„Weil Du Miniſter geweſen biſt. Das iſt doch ſchrecklich viel.“

„Ich bin es ja nur geweſen,“ entgegnete er lachend. „Wenn einer auf dem Kirchturm ſaß und hernach hinunterplumpſte, der iſt auch nicht ſtolz.“

„Aber wenn man vom Kirchturm fällt, bricht man ſich vielleicht etwas!“ ſagte Dodo nachdenklich.

„Wer Glück hat, braucht es nicht!“ verſicherte der Onkel ebenſo ernſthaft, während Tina, die einen Augenblick aus dem Zimmer geſchlüpft war, ganz erregt wieder hereinkam.

„Bothilde weint ſchrecklich!“ flüſterte ſie ſo laut, daß jedermann es hören konnte. „Ich glaube, es iſt wegen Sönke Sönkſen!“ ſetzte ſie ſo tiefſinnig hinzu, daß Kläre Mühe hatte, das Lachen zu verbeißen, gerade in dem Augenblick, als der Miniſter ſie forſchend anſah.

„Wie nett, daß es hier noch junge und luſtige Menſchen gibt!“ ſagte er mehr zu ſich als zu den anderen. Und dann hörte er geduldig an, was die Kinder ihm von Bothilde und Sönke und von vielen anderen Dingen zu berichten hatten.

Er war ein angenehmer Gaſt. Mit einem ſehr erleichterten Gefühl ging Kläre am nächſten Morgen an ihre Unterrichtsſtunden, die ſie in letzter Zeit faſt mit ſchlechtem Gewiſſen gegeben hatte. War es ihr doch immer geweſen, als bedürfe die Etatsrätin ihrer noch mehr als die Kinder. Nun war ſie dieſer Sorge enthoben. In der behaglichen Geſellſchaft des Bruders würde die alte Dame ſchon wieder innerlich zurechtkommen.

So war es denn auch. Nach wenigen Tagen ſchon war die Etatsrätin wieder die Alte, ſprach mit Rührung von Ulrike, aber machte ſich keinerlei Vorwürfe mehr, noch war ſie übermäßig traurig, und als nach etwa einer Woche

Riekchens Trauung in der Rangelruper Kirche war, da mußte sie nicht allein mit Kläre und den Kindern hinfahren, auch der Minister mußte dabei sein.

„Es wird Dich interessieren, Louis," erklärte sie. „Das Mädchen ist sehr niedlich, und sie macht eine großartige Partie. Ganz wie im Roman, Louis. Komm nur mit."

Kläre hatte die Empfindung, daß der Minister absolut keine Lust zu dieser Kirchenfahrt hatte; aber er war zu gutmütig, sich zu widersetzen. Und dann lachte er auch über die Erregung der Kinder, die noch niemals am Werktag in der Kirche gewesen waren und sich das ganz wunderbar dachten.

Kläre selbst war etwas betrübt. Eigentlich hatte sie erwartet, daß sie zum Polterabend oder zu einer kleinen Hochzeitsfeier eingeladen werden würde. Davon war aber nicht die Rede. In diesen letzten Wochen, wo Sandberghof voll von Unruhe war, hatten sie und Riekchen sich nur flüchtig gesehen, und Axel war immer dabei gewesen. Es war wohl ganz natürlich: jede Braut gehört sich nicht mehr, und die Freundschaft tritt dann in den Hintergrund. Immerhin war die Erfahrung nicht angenehm, und Kläre hatte fast Neigung, der Trauung fernzubleiben. Davon aber war keine Rede. Die Kinder und die Etatsrätin sogar würden sich sehr gewundert haben, wenn sie sich zurückgezogen hätte; und als die Hochzeitsglocken von Rangelrup lustig läuteten, da saßen die von Sandberghof schon lange in der Kirche auf den vordersten Plätzen, und Bothilde, die natürlich auch nicht fehlen durfte, hatte sogar ihr Konfirmationstaschentuch, frischgewaschen und geplättet, in der Hand. Und das hatte sie eigentlich zu ihrer eigenen Trauung aufheben wollen.

Die ganze Kirche war voll von Menschen, obgleich der Roggen eingefahren und mit dem Weizenschnitt begonnen werden sollte, obgleich ein Gewitter am Himmel stand und dies meistens irgendwo einzuschlagen pflegte.

Aber jedermann wollte doch das kleine, niedliche Mädchen sehen, dem ein so großes Glück in den Schoß gefallen war, und den Mann, der nicht nach Vornehmheit und Reichtum sah, sondern nur seiner Liebe folgte. Die Frauen weinten schon, ehe die Orgel zu spielen begann; und als nun das junge Paar vor dem Altar stand, sie duftig und zart, eine echte Braut, er mit stolzerhobenem Kopfe und in vornehmer Haltung, da mußte Bothilde schon ein Reservetaschentuch zu Hilfe nehmen.

Es waren fast keine Hochzeitsgäste da. Nur Onkel Ferdinand saß im Schmuck seiner schleswig-holsteinischen Ehrenzeichen neben der Pastorin und David Rissom, und blinzelte mit den Augen, als er seinen Bruder Minister sah. Die zwei hatten sich noch nicht begrüßt und schienen nicht recht zu wissen, wer es zuerst tun sollte. Aber Bruder Louis winkte freundlich mit der Hand, und der andere nickte wieder. Von Politik, das empfand jeder, sollte zwischen den Brüdern nicht die Rede sein.

Pastor Kleinert hatte schon mit seiner Rede begonnen, da drängte sich noch ein verspäteter Gast durch die Reihen. Es war Kurt Berkow, im Frack und weißem Schlips, also ein Eingeladener, der noch einen Platz neben Kläre fand, sie flüchtig begrüßte und dann sich scharf umsah, gerade, als suche er jemanden.

Sein verspätetes Eintreffen schien den Pastor etwas zu beunruhigen, die Rede war holperig und nicht so herzlich, wie er sonst zu sprechen pflegte. Aber vielleicht merkte nur Kläre diesen Fehler; alle anderen waren gerührt, und als das junge Paar getraut war und noch einen Augenblick vorm Altar stand, da drängten sich viele Menschen hinzu, um ihre Glückwünsche darzubringen. Auch Kläre wurde vor Riekchen geschoben und faßte einen Augenblick nach ihrer Hand. Aber die junge Frau sah mit einem träumerischen Blick an ihr vorüber und auf David Rissom, der ein wenig abseits stand und sich ernsthaft umblickte.

Und dann war alles vorüber. Die Kirche wurde leer, und das junge Paar ging über den Friedhof ins Pastorat.

„Wo ist Fräulein von Laurentius geblieben?“ fragte Kurt seine Cousine.

Er stand plötzlich wieder neben ihr und sah sich suchend um.

„Ist sie hier gewesen?“ fragte Kläre überrascht.

„Ich sah sie mit der alten Gesellschafterin.“

„Jetzt wirst Du wohl ins Pastorat gehen und Deine Hochzeit feiern müssen,“ entgegnete Kläre trocken. „Wie kommt es überhaupt, daß Du bei Kleinerts eingeladen bist? Du bist ja gar nicht für sie!“

„Ich bin für alle Eingesessenen meines Kreises,“ entgegnete Kurt würdevoll, „und außerdem habe ich mich quasi angemeldet. Herr von Helmkron ist eine wichtige Persönlichkeit, mit dem muß ich in Beziehung bleiben.“

„Für ihn hattest Du sonst ja auch nichts übrig.“

„Oh —“ Kurt lachte plötzlich. „Diese Empfindung ist vorüber, liebe, neugierige Cousine.“ Wieder sah er sich um. „Na, ich muß wohl zum geistlichen Freudenmahl wandern.“

Er war in sehr guter Laune, und Kläre wußte, daß er sich über Herrn von Helmkrons Hochzeit freute. Wahrscheinlich war er instinktiv eifersüchtig auf ihn gewesen.

Die Etatsrätin, ihr Bruder und die Kinder fuhren wieder im Wagen nach Haus, Bothilde war verschwunden, und Kläre wanderte allein über den Friedhof. Ihr war nicht gut zu Mute. Sie trauerte um das verlorene Riekchen, und sie ärgerte sich, daß David Rissom sie mit keinem Blick gestreift hatte. Weshalb hatte er überhaupt mit ihr von seiner Liebe gesprochen, wenn er sie nicht einmal zeigte? Aber wollte sie sie bewiesen und gezeigt haben? ‚Niemals!‘ hatte sie gesagt. Und was hatte er erwidert? ‚Niemals ist ein großes Wort.‘ Ja, es war ein mächtiges Wort.

Vor dem frischen Grabe der Kammerjunkerin hockte Bruhn und legte einen Strauß von Heideblumen und Rosen darauf.

„Die hatte sie immer so gern,“ sagte sie, als Kläre zu ihr trat. „Ach, Fräulein von Hagenthal, wenn sie mich doch einmal nur noch schelten wollte. Sie verstand es so gut, und es war alles wahr, was sie sagte. Ich bin immer dumm gewesen, und nun sagt es mir kein Mensch mehr.“

Sie weinte bitterlich, und Kläre sprach einige tröstende Worte zu ihr. Aber Bruhn schüttelte nur den Kopf.

„Ja, Sie meinen es vielleicht gut, und Herr von Laurentius ist auch gut und Philippa viel besser, als ich dachte. Sie wollen ja, daß ich bei ihnen bleiben

ſoll, und Philippa hat mir neulich Gehalt gegeben. Aber ich möchte doch zu meiner Frau Kammerjunkerin. Bei der bin ich doch einmal in Stellung geweſen, und nicht bei den anderen."

Philippa ſtand jetzt auch neben Kläre und gab ihr die Hand. Sie war ſchwarz verſchleiert, und Kläre wunderte ſich im ſtillen, daß Kurt ſie gleich geſehen hatte. Aber die Augen der Liebe blicken wohl ſcharf.

„Wundern Sie ſich nicht, daß ich den ganzen, bitteren Kelch habe austrinken wollen?" fragte Fräulein von Laurentius, während ſie mit Kläre zur Dorfſtraße ging. „Aber ich habe manchmal eine Leidenſchaft für bittere Arzneien."

„Hoffentlich zürnen Sie nicht mit Riekchen?" begann Kläre etwas zaghaft.

„O nein!" Philippa blieb ſtehen und ſah die Dorfſtraße entlang. „Wie ſollte ich ihr böſe ſein? Sie iſt zu gut für ihn; das iſt alles. Ich wäre mit ihm fertig geworden. Sie wird vielleicht an ihm ſterben."

„Hoffentlich nicht!" rief Kläre haſtig, und Philippa ging weiter.

„Nein, hoffentlich nicht," wiederholte ſie ernſthaft.

Kläre hätte ſie gern gefragt, ob ſie ihrer Liebe noch nicht Herr geworden wäre, aber ſie wagte es nicht, und ſchließlich konnte niemand der Liebe gebieten. Aber es war beſſer, vernünftig zu lieben und nicht etwas Unerreichbares. Und wie ſie, nachdem ſie ſich von Philippa und Bruhn verabſchiedet hatte, allein nach Sandberghof ging, kämpfte ſie ein Gefühl nieder, das manchmal in ihr groß werden wollte, und das ſich demütig Gottfried Wilder zu Füßen warf. Nein, ſie wollte nicht unglücklich lieben, wie Philippa Laurentius.

Hinter ihr her kam Bothilde. Sie war atemlos und ſehr heiß im Geſicht.

„Ach, Fräulein," ſagte ſie, nachdem ſie wieder ruhig ſprechen konnte; „ach Fräulein, ich habe Sönke Sönkſen ganz und gar ‚nein' geſagt. Ich kann es doch nicht, Fräulein. Der Paſtor hat ſo ſchön über die wahre Liebe geſprochen, und die wahre Liebe iſt es nicht, die ich zu Sönke habe. Er iſt ſo alt und greulich, und dann habe ich auch Angſt vor ihm."

„Das hätten Sie nur gleich bedenken ſollen, Bothilde. Nun wird er ſich vielleicht an Ihnen rächen," meinte Kläre.

Die Haushälterin ſeufzte und wiſchte ſich das Geſicht mit dem Konfirmationstaſchentuch.

„Das glaube ich nicht, Fräulein. Sie denken wohl an die Steine beim Paſtorat? Na, wenn Sönke das getan hat, dann freue ich mich erſt recht, daß ich ihn nicht will. Aber bei uns tut er nichts. Dazu hat er zu viel Angſt vorm Hardesvogt. Der iſt nicht ſo gut wie der Paſtor. Unſer Herr läßt ſich nicht wie der alles gefallen, und er hat ihm damals mit dem Gefängnis gedroht."

„Wann — damals?" fragte Kläre, und Bothilde, die heute mitteilſamer war als gewöhnlich, gab bereitwillig Auskunft.

„Damals, als unſere junge Frau nach dem Moor ging und nicht wieder kam. Ach Gott, ich hatte den Tag ſo viel Zahnſchmerzen und konnte kaum denken, und dann war auch mein Bruder geſtorben, und ich mußte zur Beerdigung. Deshalb bin ich damals ziemlich durchher geweſen und kann mich nicht mehr auf alles beſinnen. Aber unſere junge Frau war allein aufs Moor gegangen und kam nie

wieder. Und weil sie oft zu Sönkes Haus ging und zu Karen Nielsdatter, die eigentlich eine Hexe war, die sie aber gern leiden mochte, deshalb wurden Sönke und seine Frau tüchtig ausgefragt, ob sie wußten, wo Frau Wilder geblieben wäre. Aber sie wußten wohl wirklich nichts; und wenn ich auch Sönke nicht heiraten will, so ist er doch kein Mörder. Aber Herr Hardesvogt hat damals Sönke an die Brust gefaßt, ihn hin- und hergeschüttelt und ihm mit dem Gefängnis gedroht, wenn er mit etwas hinter dem Berg hielte. Aber da war nichts zu verbergen. Sönke hat aber noch viel Angst —"

Schweigend gingen die Zwei jetzt nebeneinander her, beide in ihre Gedanken vertieft. Bothilde dachte daran, daß sie nun wohl nie heiraten würde, denn sie wischte sich die Augen. Klärens Gedanken gingen zu Gottfried Wilders Frau, die ihn und ihre Kinder treulos verlassen hatte.

„War sie eigentlich nett?" fragte sie plötzlich.

„Karen Nielsdatter? Ach nein! Das war eine falsche Person, die immer log und an ihren Vorteil dachte. Sönke hat es schwer gehabt."

„Ich meinte die junge Frau Wilder!" sagte Kläre, und Bothildens Gesicht nahm den alten verschlossenen Ausdruck an.

„Sie war meine Herrschaft," erwiderte sie ernsthaft. „Wenn auch nur halb und halb. Denn Frau Etatsrätin hat mich angenommen und gibt mir noch heutigen Tages Lohn. Die junge Frau war nicht von hier, Fräulein, und ich glaube, sie mochte nicht auf Sandberghof sein. Sie weinte viel über den Nebel und den Regen und sagte, daß bei ihr zu Haus immer die Sonne schiene. Vielleicht hat sie Herrn Hardesvogt nicht so furchtbar lieb gehabt. Manchmal ist es mir so vorgekommen; aber über Liebe kann man ja wohl nicht urteilen!"

Sie hielt mit Sprechen inne, und ihr farbloses Gesicht rötete sich. Denn beide waren vorm Eingang des Hofes angelangt, und Gottfried Wilder kam ihnen entgegen.

Aber er sah Bothilde nicht an und ging auf Kläre zu.

„Haben Sie eine schöne Trauung erlebt?" fragte er in seiner leicht spöttischen Art. „Die Kinder sind sehr aufgeregt, sie wollen jetzt auch gleich heiraten!"

„Der Ehestand ist auch gut," erwiderte Bothilde, als Kläre nicht sofort antwortete.

„Meinen Sie?" Herr Wilder lächelte. „Nehmen Sie sich nur vor Enttäuschungen in Acht, Bothilde, und dann bestellen Sie Glasog, daß er mir wieder den Wagen anspannt. Ich muß nach Knastrup, wo der Hardesvogt den Fuß gebrochen hat, und wo dann natürlich gerade Feuer angelegt wurde."

Bothilde ging, seinen Auftrag auszuführen, und der Hardesvogt stand noch einen Augenblick neben Kläre.

„Ich hoffe, daß Sie gut auf Feuer und Licht achten werden, Fräulein von Hagenthal. Mama geht's doch viel besser, und mit meinem Onkel werden Sie gut fertig werden. Er ist ein Damenfreund und ein sehr angenehmer Gesellschafter. Von Politik darf man natürlich nicht mit ihm reden. Aber das wissen Sie, ohne daß ich es Ihnen zu sagen brauche."

„Werden Sie länger wegbleiben?" erkundigte sich Kläre.

„Wahrſcheinlich mehrere Tage. Ganz gewiß kann ich es nicht beſtimmen. Hier wird hoffentlich nichts Beſonderes paſſieren.“

Er gab Kläre zum Abſchied die Hand, drehte ſich dann aber noch einmal zu ihr.

„Herr von Berkow iſt, wie ich höre, zur Kleinertſchen Hochzeit geladen? Wiſſen Sie, wie das zugegangen iſt?“

„Er ſagte mir, daß er ſich halbwegs dazu angemeldet hätte.“

„Das freut mich ſehr. Bei Kleinerts kommt er in beſſeres Fahrwaſſer, als wenn er immer mit Viktor Laurentius verkehrt. Der ſtreut ihm nur Sand in die Augen. Aber hoffentlich hält Herr von Berkow ſie offen.“

„Ich weiß nicht,“ begann Kläre zögernd. Da trat einer der Knechte an den Herrn mit einer Frage heran, und die Unterhaltung wurde nicht zu Ende geführt.

Später am Abend ſchlüpfte Bothilde noch einmal in Klärens Zimmer.

„Ach, Fräulein von Hagenthal, wenn ich mir erlauben darf, es zu ſagen, ſo bin ich doch jetzt ſehr traurig, daß ich Sönke geſagt habe, ich wollte ihn nicht heiraten. Eigener Herd iſt einmal Goldes wert, wenn auch Herr Hardesvogt darüber lacht. Aber der iſt nun einmal ſo gegen das Heiraten, trotz ſeiner Anſehnlichkeit. Er hat auch noch ſeine Mutter bei ſich und ſeine Kinder. Er iſt nicht einſam, wie unſereins.“

Sie blieb lange bei Kläre ſitzen, ſprach immer dasſelbe und langweilte ſie ſehr. Davon aber hatte ſie natürlich keine Ahnung, und auch nicht davon, daß Kläre das Wort ‚unſereins‘ ſehr übel nahm. Denn ſie war nicht heiratsbegierig wie Bothilde und freute ſich ihrer Einſamkeit.

14.

Hell ging am nächſten Morgen die Sonne auf, und eine helle Stimmung lag über Sandberghof. Die Zeit der Krankheit von Frau Krag war vorübergezogen; die Etatsrätin wandte ſich wieder dem Leben zu und genoß mit Behagen die Gegenwart des langentbehrten Bruders. Auf dem Hof war alles in Erntearbeit, Glasog hatte das Kommando dort, ſeine ſcharfe Stimme hörte man oft und hell klingen. Und wenn auch Bothilde verſchwollene Augen hatte und behauptete, viele Sorgen gehabt zu haben, ſo riß die allgemein gute Stimmung ſie mit fort, und wenn ſie Glasog in der Ferne ſah, dann flog ein Lächeln über ihr ſorgenvolles Geſicht. Kläre hatte ihre Stunden gegeben, und ihre Schülerinnen waren ſehr brav geweſen. Sie hatten zwar viel von Riekchen geſprochen, von der ſie nicht begreifen konnten, daß ſie plötzlich eine Baronin geworden wäre; aber Kläre hatte ſie dann allmählich auf die Unterrichtsſtunden, auf Geſchichte und Geographie gebracht, und ſie hatten viel gefragt und einiges gelernt.

Beim Mittageſſen ſah Kläre den Miniſter wieder, der ſie ſehr freundlich begrüßte, ihr ein zierliches Kompliment über ihr friſches Äußere machte, die Kinder nach ihren Stunden fragte und dazwiſchen mit ſeiner Schweſter Erinnerungen austauſchte. Er war wirklich ein angenehmer, feiner Herr, und daß er, wenn

auch in älterer Ausgabe, in seiner ganzen Art an seinen Neffen Gottfried erinnerte, gab ihm in Kläres Augen noch eine besondere Anziehungskraft.

Er und die Etatsrätin hatten Bruder Ferdinand zu Tisch erwartet und wunderten sich, daß er nicht gekommen war.

„Die Hochzeitsfeier ist wohl zu ausgedehnt gewesen," meinte Louis von Mürwik, aber seine Schwester wollte dies nicht gelten lassen.

„Bei Kleinerts wird das Fest nicht allzulange gedauert haben. Es sind sehr achtbare Leute; wenn es mir auch noch immer leid tut, daß Pastor Brolund hier vertrieben wurde."

„Alte Geschichten soll man nicht ausgraben," erwiderte der Minister mit einer leisen Handbewegung.

Die Etatsrätin sprach auch hastig von anderen Dingen; aber über Ferdinands Ausbleiben mußte sie sich doch wundern, weil er eigentlich sehr brüderliche Gefühle hatte und sich nach der Begrüßung in der Kirche am heutigen Tage hätte zeigen müssen.

Aber Bruder Ferdinand blieb aus, und als Kläre bald nach Tisch in den Garten und dann von dort in das Holz wanderte, dachte sie nicht mehr an den guten Rittmeister. Gleich nach dem Mittagessen kam immer ihre Freistunde. Dodo und Tina liefen für sich umher oder saßen bei Bothilde in der Küche; sie selbst aber konnte ungestört ihren Gedanken nachhängen oder träumen. Heute war ein Tag zum Träumen. Sogar hier im Wald war es heiß, und die Baumstämme standen regungslos, während über ihnen die wilden Tauben gurrten und flatterten.

Kläre hatte sich auf eine Baumwurzel gesetzt und den Kopf an den Stamm gelehnt. Von den Feldern her klang das Sprechen der Leute, und hin und wieder summte eine Fliege über ihrem Kopf.

Einen Augenblick schloß sie die Augen, dann fuhr sie in die Höhe. Ein dürrer Zweig hatte geknackt, und sie empfand das unbehagliche Gefühl, daß zwei Augen sie unverwandt anstarrten. Vor ihr stand der kleine graue Mann, Sönke Sönksen, und er sah aus wie ein Waldgeist.

„Was wollen Sie hier?" fuhr sie ihn heftiger an, als es sonst ihre Art war. Sie fürchtete sich etwas.

Er schien es zu merken, denn seine scharfen Augen blinzelten sie gleichmütig an.

„Was will die Dame hier?" erkundigte er sich. „Der Wald ist nichts für Weiber."

Dabei setzte er sich Kläre gegenüber und betrachtete sie aufmerksam.

„Gehen Sie weg!" rief sie zornig. Aber Sönke strich langsam über sein runzeliges Gesicht.

„Das habe ich nicht nötig, und ich wollte man sagen, daß wenn die Dame mir Bothilde abspenstig macht, daß ich dann keinen Spaß verstehe. Ich will Bothilde Jessen heiraten, und sie hat es mir auch versprochen."

Er hatte bedächtig gesprochen, nun zog er ein großes Messer aus der Tasche, allerdings nur um ein großes Stück von einem schwarzen Tabakbrei zu schneiden, das er aus der anderen holte. Kläre empfand solche Angst, daß sie aufsprang und beinahe geschrien hätte. Durch die Buchenstämme aber kam ein hoch-

gewachsener Mann geschritten, der jetzt neben Sönke stand und ihn leicht an die Schulter faßte.

„Nun, Sönke, was treibst Du Dich hier herum? Hast Du nichts auf Deinem Moor zu tun?"

Schwerfällig stand der Alte auf.

„Im Wald kann ich auch sitzen," murrte er. „Und wenn Vothilde mich an der Nase herumführt —" er schloß mit einem Fluch, der David Nissom veranlaßte, strafend den Finger zu heben.

„Sönke, nimm Dich in acht. Wer so flucht, dem geht's schlecht in diesem und in jenem Leben!"

„In jenem Leben!" Der Alte fuhr zusammen, sah sich scheu um und ging dann langsam davon.

Nissom begrüßte jetzt erst Kläre.

„Hoffentlich hat er Sie nicht allzusehr erschreckt. Die Heiratsgedanken sind ihm zu Kopf gestiegen und haben seinen nicht allzu klaren Geist verwirrt."

„Vielleicht auch die Steinwürfe gegen das Pastorat," setzte sie hinzu.

„Haben Sie auch davon gehört?" fragte er. „Der Mann scheint große Geschicklichkeit im Werfen zu haben. Ich meine jetzt auch in ihm den Steinwerfer zu sehen, der die ersten Geschosse gegen das Haus meines Vaters sandte. Und ich habe ihm eigentlich immer nur Gutes zugetraut. So irrt man sich und irrt sich jeden Tag von neuem."

„Kann er nicht bestraft und eingesperrt werden?"

„Wegen der alten Missetaten? Sie sind verjährt, und er würde sie natürlich leugnen. Und die neuliche Geschichte kann ihm wahrscheinlich nie bewiesen werden. Vielleicht ist's doch ein ganz anderer gewesen, und ich bin Pastor Kleinerts Ansicht, daß es besser ist, die ganze Sache zu begraben, denn so kommt sie am ersten aus der Welt. Ich möchte übrigens heute den Herrn Hardesvogt sprechen."

Kläre und ihr Begleiter waren den Waldessaum entlang über die Weide gegangen und standen jetzt vor dem kleinen Gartentor, das Nissom seiner Begleiterin offen hielt. Er tat es mit einer gewissen Zerstreutheit, die Kläre ärgerte.

„Der Hardesvogt ist verreist!" sagte sie kurz.

„Verreist?" Nissom wiederholte das Wort mit solchem Schreck, daß das junge Mädchen lachte.

„Wo brennt es denn?" fragte sie.

„Ja, es brennt," wiederholte er langsam. Er war stehen geblieben und sah sich unschlüssig um. Dann nahm er den Hut vom Kopfe und fächelte sich Kühlung zu; denn es war noch immer sehr warm.

Ungeduldig betrachtete sie sein Tun. „Was ist geschehen?" fragte sie und legte die Hand auf seinen Arm, um sie gleich wieder fortzuziehen, weil er zusammenzuckte. Und nun begann er zu sprechen, sehr rasch und halb verlegen.

„Sie haben sich heftig erzürnt, Ihr Vetter und Onkel Ferdinand, gestern abend, als das junge Paar weggefahren war und der Punsch gereicht wurde. Herr von Berkow machte eine lieblose Äußerung über den Augustenburger Herzog, und Herr

von Mürwik fuhr auf ihn zu und hätte ihn faſt geſchlagen. Dazu iſt es nun nicht gekommen, aber er hat Herrn von Berkow vor die Piſtole geladen, und er iſt einer der beſten Schützen in der Gegend; ſchießt das As aus der Karte und macht ſolche Sachen."

„Und Sie haben dieſen Unfug geduldet?" Kläres Stimme klang ſcharf, und Riſſom ſah ſie erſtaunt an.

„Paſtor Kleinert und ich haben natürlich alles getan, was in unſeren Kräften ſtand, um den Streit beizulegen; aber beide Herren waren ſo außerordentlich böſe, daß jeder von ihnen ſpornſtreichs nach Hauſe fuhr. Heute morgen iſt Herr von Mürwik ſchon in Haſtede geweſen, um ſich Sekundanten zu verſchaffen, und Herr von Berkow ſoll auf dem Wege nach Kragsminde geſehen ſein. Wahrſcheinlich wird er Herrn von Laurentius mit dieſem Ehrenhandel betrauen. Er iſt ja ſein großer Freund."

„Und nachher wird Herr von Mürwik Kurt Berkow totſchießen?"

„Es iſt immerhin möglich."

Beide jungen Leute ſtanden voreinander und ſahen ſich ratlos an.

„Das darf nicht ſein!" rief Kläre entſchieden, und er nickte ernſthaft.

„Zeigen Sie mir einen Ausweg!"

Vom Hauſe her kamen Dodo und Tina in höchſter Aufregung gelaufen. Onkel Louis hatte ihnen einen Affen geſchenkt; leider einen toten, der aber ſehr niedlich war und durch ein Uhrwerk veranlaßt wurde, von einem Zweige auf- und niederzuſteigen.

„Iſt er nicht rieſig ſüß?" fragte Tina, die kaum Zeit hatte, Riſſom die Hand zu reichen.

Dodo rümpfte etwas die Naſe. „Onkel Louis muß denken, daß ich noch ſehr klein bin; ſowas Ausgeſtopftes iſt nichts mehr für mich. Ich habe ſchon einen lebendigen Affen geſehen und einen Bären und ein Kamel. Er hätte mir gern etwas Lebendiges ſchenken können. Tante Kammerjunker ſagte doch auch, wilde Tiere ſind fein, und ſie ſind doch hier in der Nähe."

„Aber es iſt nicht ganz leicht, ſie im Koffer mitzubringen," erwiderte Riſſom, zerſtreut das Äffchen betrachtend, das emſig auf ſeinem Aſt auf- und niederkletterte, und bei dem man fürchten mußte, daß ſein Inneres von unbarmherzigen Händen bald unterſucht werden würde.

„Ach, er braucht ſie doch nicht im Koffer mitzubringen. Bothilde ſagt, daß der Mann mit dem Bären und dem Kamel oft hier in der Nähe iſt. Wenn ich ihn doch noch einmal ſehen könnte!"

Und Dodo machte ein ſo ſehnſuchtsvolles Geſicht und blickte ſo ſchwärmeriſch vor ſich hin, daß Kläre ihr lachend die wilden Haare aus der Stirn ſtrich.

„Sobald der Mann mit ſeiner Menagerie nach Rangelrup kommt, wollen wir ihn aufſuchen!" tröſtete ſie, während David Riſſom von einem kleinen Mädchen zum anderen ſah und ſein Geſicht nachdenklich wurde.

Der Miniſter erſchien jetzt auch im Garten, ließ ſich den Kandidaten vorſtellen und nahm ihn dann ſo in Beſchlag, daß Kläre und er kein Wort mehr miteinander ſprechen konnten. Auch nicht, nachdem Riſſom mit der Familie

Kaffee getrunken hatte und sich wieder empfehlen mußte. Die Etatsrätin unterhielt sich lange und ausführlich mit ihm; er mußte über die Hochzeit berichten, und was gegessen worden war. Als er ging, nahm sie seinen Arm und brachte ihn über den Hof.

„Er ist ein angenehmer Mensch," sagte sie, als sie nachher zurückkehrte. „Ich möchte wohl wissen, mit wem er verlobt ist, aber die Pastorin erzählte schon, daß er nicht darüber sprechen wollte."

„Kandidatenverlobungen gehen meistens zurück!" erwiderte der Minister. „Herr Rissom tut klug daran, sein Herz nicht jedem zu entdecken."

Dann sprachen die Geschwister wieder von Ferdinand und davon, daß er sich nicht zeigte, und der Minister erklärte, an einem der nächsten Tage nach dem Heidehaus fahren zu wollen. Vorläufig ging es nicht, weil Glasog mit dem Wagen noch nicht zurückgekehrt war.

An diesem und am folgenden Tage hatte Kläre eine innere Unruhe, die sie um so schwerer empfand, als hier im Hause alles im alten behaglichen Geleise ging. Die Etatsrätin war besonders gut aufgelegt, die Kinder waren folgsam, der Minister unverändert artig.

Er bat Kläre am zweiten Tage, ihm den Weg durch den Wald und den Blick auf Heide und Moor zu zeigen, und sie konnte ihm diesen Wunsch natürlich nicht abschlagen.

„Ihr solltet mitgehen!" sagte Kläre zu den Kindern. Beide aber erklärten, daß sie nun „frei" hätten, und daß sie lieber im Garten und bei Bothilde bleiben wollten.

Allerdings hatten sie „frei", denn es war sechs Uhr nachmittags, und um diese Zeit taten sie immer, was sie wollten. Kläre aber hielt ihnen doch eine kleine Ermahnung über die Gesundheit des Spaziergehens, die der Minister mit einem leisen Lächeln anhörte.

„Sie haben sehr viel pädagogisches Talent, mein Fräulein," sagte er, als er und seine Begleiterin allein auf die Wanderschaft gingen.

Sie warf ihm einen raschen Blick zu.

„Ich bin nun einmal die Lehrerin, Exzellenz, und irgend jemand muß die Kinder erziehen."

„Ach Gott," er blieb stehen und hob die Hände; „ich bin gar keine Exzellenz, und Sie haben mich neulich schon so genannt. In Dänemark ist ein abgesetzter Minister nichts mehr, nicht einmal eine Exzellenz; nur ein Gegenstand des Mitleids, weil es so viele von der Sorte gibt. Bitte daher um schonende Behandlung."

Er war wirklich angenehm in der Unterhaltung und konnte so nett und angeregt von vielen Dingen berichten, daß Kläre ihre quälende Unruhe und auch den Ärger niederkämpfte, weil sie versäumt hatte, Rissom für sein rechtzeitiges Erscheinen neben Sönke Sönksen zu danken. Aber sie versäumte Rissom gegenüber eigentlich immer etwas, und vielleicht war es gut so. Er zeigte ihr jetzt ja niemals, daß er sie gern hätte, und was er damals sagte, war wahrscheinlich so ein Kandidatengedanke gewesen, den er jetzt schon vergessen hatte.

Als Kläre mit ihrem Begleiter vom Spaziergang zurückkehrte, schalt die Etatsrätin gerade mit den Kindern.

„Wenn Besuch kommt, dann braucht Ihr ihn nicht wegzuschicken. Ich habe darüber zu bestimmen!“

„Großmutter, Herr Rissom fragte gar nicht nach Dir!“ versicherte Dodo, die mit einem etwas trotzigen Gesicht die kleine Predigt über sich ergehen ließ. „Er ging nur einen Augenblick mit uns im Garten umher, nicht wahr, Tina?“

„Er ging nur mit uns in den Garten,“ bestätigte die Gefragte.

„Aber er mußte doch etwas hier wollen?“

„Ach, das glaube ich nicht, Großmutter. Er ging hier nur umher und fragte nach Onkel Louis, und wir sagten, der ginge mit Tante Kläre spazieren. Da war er auch bald wieder gegangen, nicht wahr, Tina?“

„Da war er auch gleich wieder gegangen,“ bestätigte Tina, und die Etatsrätin schüttelte den Kopf, während Herr von Mürwik den artigen jungen Mann lobte, der ihm gleich noch einen Besuch machen wollte.

An diesem Abend konnte Kläre lange nicht einschlafen. Sie saß aufrecht im Bett und sah, wie Ferdinand Mürwik die Pistole hob, behaglich zwinkernd Kurt Berkow aufs Korn nahm und ihn dann mitten ins Herz traf.

Das war das Ende von Kurt Berkows Landratschaft, und es war ein häßliches Ende. Kläre sah das stolze, schmerzverzerrte Gesicht seiner Mutter vor sich und hörte, wie sie fragte: ‚Du hast von allem gewußt und es schweigend geschehen lassen. Und Dich und Deine Familie haben wir Berkows aufgenommen und sind freundlich gegen Euch gewesen. Zum Dank rührst Du keinen Finger, wenn sie in diesem nordischen Barbarenlande meinen Jungen totschießen.‘

Erst gegen Morgen schlief Kläre ein, und dann fuhr sie verstört auf, als die Sonne schon hoch stand und Bothilde im ganzen Hause nach den Kindern rief.

In dieser Nacht ging auch Kurt Berkow nicht zu Bett. Er saß in dem alten Amthaus vorm Schreibtisch, horchte auf das Zirpen der Mäuse hinter den Wänden und bestellte sein Haus. Das heißt, er schrieb einen Brief an seine Eltern, ließ Marie Eleonore recht schön grüßen und sagte, er könnte nicht umhin, so zu handeln, wie er jetzt handeln müßte.

Als Kurt diesen Satz geschrieben hatte, ließ er die Feder sinken. Eigentlich war dies Wort eine Lüge; wenn er sich nur hätte entschließen können, die unfreundlichen Worte über den Herzog von Augustenburg zurückzunehmen, dann würde Herr Ferdinand von Mürwik seine Forderung rückgängig gemacht haben. Aber er wollte nicht; und da unterblieb auch das andere. Berkow hatte sich schon lange über die Schleswig-Holsteiner geärgert, die offen zeigten, daß sie sich aus den Preußen nicht viel machten, und die in jedem Menschen anderer Gesinnung einen Dänen witterten. Und wenn ihm Herr Viktor von Laurentius und seine Tochter besser gefielen als alle Schleswig-Holsteiner, so war das seine Sache.

Berkow begann wieder zu schreiben. Er wollte den Brief nicht rührend machen; denn wenn er auch niemals ein guter Pistolenschütze gewesen war, so konnte er doch Glück haben: den alten Mürwik konnte die Kugel treffen. Und

dann war er doch sozusagen fein heraus, wenn es auch nicht angenehm war, den alten Herrn zu verwunden, dessen Neffe der Hardesvogt Wilder und dessen Schwester die alte Etatsrätin war. Aber was sein mußte, mußte sein. Wäre er doch niemals zu dieser dummen Kleinertschen Hochzeit gegangen, die ihn nichts anging. Aber er hatte sich so gefreut, daß sich zwischen Helmkron und Philippa nichts abspielte, was er immer halb und halb gefürchtet hatte, so daß er plötzlich etwas wie Freundschaft für den Bräutigam und Wohlwollen für die kleine, niedliche Braut empfunden hatte.

Es war ihm übel gelohnt; aber Laurentius hatte ganz recht: so waren die Schleswig-Holsteiner. Wer nicht alles ganz wundervoll bei ihnen fand, den betrachteten sie als ihren Gegner. Gerade als hätte ein preußischer Landrat nichts anderes zu tun, als über die Schlacht von Idstedt zu weinen und alle Dänen für schlechte Menschen zu halten.

Und gerade die Dänen waren so nett. Kurt zeichnete ein P. v. L. auf sein Löschpapier, und dann machte er aus dem L. ein B. Warum nicht?

Die Laurentius waren eine steinalte Familie. Daß Philippa kein Geld hatte, war unangenehm, schadete aber auch nicht so sehr viel. Sein Vater war wohlhabend, und seine Mutter mußte sich darein finden, daß nicht Marie Eleonore ihre Schwiegertochter wurde. Allerdings kam morgen früh noch das Duell.

Kurt stand auf und ging ans Fenster.

Die Nacht war klar, und die Sterne funkelten. Bald würde die Sonne aufgehen über Hastede und über den kleinen Platz auf der Heide, wo die Gegner sich treffen sollten. Herr von Laurentius und der Sekundant des Rittmeisters, ein alter gemütlicher Hutfabrikant, der früher schleswig-holsteinischer Offizier gewesen war, hatten das miteinander ausgemacht. Dann kam von Kurts Seite noch der gesprächige Referendar hinzu, und von Mürwiks ein Postsekretär, früher dänischer, jetzt Reserveoffizier bei den Preußen. Ein Arzt fuhr natürlich mit hinaus, der rote Demokrat, der gerade noch kürzlich erzählt hatte, wie famos der alte Mürwik schießen könnte. Er hatte auch gleich gesagt, daß er seinen großen Verbandkasten mitnehmen wollte. Und die ganze Geschichte kam nur daher, weil Kurt Friedrich den Achten, Herzog von Schleswig-Holstein, Friedrich den Sachten genannt und dazu behauptet hatte, seine Mutter stamme aus keiner hochfürstlichen Familie. Aber Mürwik war vorher so bissig geworden, hatte vor dem Einfluß der Dänen auf den Landrat und vor Viktor von Laurentius gewarnt, der alles daran setzen wollte, das Land wieder dänisch zu machen — nein — er hatte es verdient, daß man etwas Spöttisches über seinen Augustenburger sagte, und vielleicht zitterte heute seine Hand, und er, Kurt, hatte mehr Glück, als sonst vor der Scheibe oder beim Taubenschießen.

Das Amthaus war in dieser Nacht ganz abscheulich still. Nicht einmal die Treppen knackten, die doch sonst sich manchmal so anstellten, als wanderte eine Schar von Gästen über ihnen. Auch die Mäuse sagten nichts mehr, und der Totenwurm in der Wand, an dessen behaglichem Ticken Kurt oft Freude gehabt hatte, arbeitete gar nicht; gerade, als wollte er warten.

Dann aber begannen plötzlich die Vögel zu singen, ganz leise und verschlafen zuerst, und darauf lustiger; über Hastede lag anfänglich ein dicker Nebel, und dann glitten die ersten Sonnenstrahlen in Kurts Zimmer. Er selbst war nicht da: er stand in dem alten Tanzsaal, der noch auf Sprungfedern ruhen sollte, und betrachtete die Bilder der alten Amtleute. War einer von ihnen auch einmal im Morgennebel auf die Heide gezogen und gesund zurückgekehrt?

Aber die Bilder antworteten nichts auf diese Frage. Ihre gemalten Augen blickten gleichmütig vor sich hin oder auf den Beschauer, und nur der Herr von Laurentius schien spöttisch zu lächeln. Die Sonne verschwand wieder, und als zwei Wagen von Hastede den Weg nach der Heide hin einschlugen, lag von neuem ein dicker, weißer Nebel über der ganzen Landschaft.

Herr von Laurentius war gleich vor der Stadt zu Kurt und dem Referendar in den Wagen gestiegen. Er versuchte, vergnügt zu sein und einige Geschichten zu erzählen; aber Kurt hörte nicht auf sie, und der sonst so gutmütige kleine Referendar machte ein steifes Gesicht. Er schien keine Neigung zu verspüren, mit dem dänischen Herrn mehr als notwendig zu sprechen. Auch war bald der Platz erreicht, wo sich die Heidehügel zusammenschoben und einen kleinen geschützten Kessel bildeten. Hier war es gewesen, wo Kurt den falschen Weg nach Kragsminde eingeschlagen hatte und aufs Moor zu Sönke Sönksen geraten war. — Aber er konnte nicht viel nachdenken. Es warteten schon der Rittmeister und seine Sekundanten. Die Herren flüsterten miteinander; jemand schlug Versöhnung vor, aber Kurt schüttelte den Kopf, und Herr von Mürwik zuckte die Achseln. Der unausstehliche Doktor riß seinen Verbandkasten mit Geklapper auseinander, und Herr von Laurentius drückte Kurt die Waffe in die Hand.

„Eins!" rief eine scharfe Stimme, und Kurt ging langsam vorwärts.

„Zwei!"

„Onkel Ferdinand, was tust Du hier?" fragte Dodo im größten Erstaunen. Sie stand zwischen Kurt und Herrn von Mürwik und sah von einem zum anderen. Langsam verteilte sich der Nebel, und ein matter Sonnenstrahl fiel auf das Kind und seine blonden Haare.

„Onkel Ferdinand, weißt Du denn, ob der Mann mit dem Kamel hier ist?" fragte Dodo weiter. Aber sie konnte sich noch nicht von ihrer Überraschung erholen, und als Tina jetzt atemlos hinter ihr gelaufen kam und mit schriller Stimme rief: ‚O, Herr Landrat ist auch hier!', da mochte man es dem Rittmeister kaum verdenken, daß er in ein herzliches Gelächter ausbrach.

Auch Kurt begann zu lachen, und die anderen Herren folgten seinem Beispiel. Wie ein Alpdruck fiel es von ihnen allen, und als Herr von Mürwik mit einem gutmütigen „Nun, wir wollen uns lieber versöhnen!" Kurt die Hand reichte, da schlug dieser herzlich ein.

Es war doch auch besser, hier unter der Sonne zu wandeln, als aufeinander los zu schießen, und alles nur um kleiner Meinungsverschiedenheiten wegen.

Aber Dodo und Tina standen noch immer zwischen den Herren, konnten nicht begreifen, was sich ereignete und wurden sehr vorwurfsvoll.

„Hier soll der Mann doch gewesen sein, der Mann mit den Tieren. Habt Ihr ihn weggejagt, und was wollt Ihr hier?“

Onkel Ferdinand zog sie mit sich.

„Kinder, Kinder, was treibt Ihr hier so früh am Morgen und ganz allein auf der Heide? Wenn das Eure Großmutter wüßte und Tante Kläre!“

Dodo machte sich von ihm los.

„Onkel Ferdinand, Herr Kandidat Rissom hat gesagt, die Menagerie wäre heute hier ganz früh am Morgen zu sehen, und wir sind ganz früh aufgestanden, und Sönke Sönksen hat uns den Weg gezeigt, und es ist sehr merkwürdig, daß Ihr mit einemmal hier sein müßt, wo wir Euch ganz gewiß nicht suchten.“

Es war in Wahrheit merkwürdig. Kurt, der Dodos Worte gehört hatte, sah sich schweigend um. In dieser Gegend wurde er zum zweitenmal von David Rissom auf einen anderen Weg gebracht; aber wie er es ihm damals kaum gedankt hatte, so wußte er auch heute nicht ganz genau, ob er ihm zürnen sollte oder nicht. Als er aber jetzt Herrn von Mürwik fröhlich und sichtlich erleichtert mit seinen Begleitern plaudern hörte, da schämte er sich, auf diesen alten Mann die Waffe gerichtet zu haben, und als Herr von Laurentius ihm vertraulich auf die Schulter klopfte und von aufgeschoben sprach, das nicht aufgehoben sei, da gab er eine unfreundliche Antwort. Von dem Dänen wollte er sich doch nicht beeinflussen lassen.

Auf Sandberghof hatte man eine häßliche Morgenstunde verlebt. Die Kinder waren verschwunden, und Bothilde suchte sie unter Tränenströmen. Als sie dann mit Onkel Ferdinand wiederkehrten, gab es eine so verworrene Geschichte von Bär und Kamel, die nirgends zu finden gewesen waren, und von den Herren, die plötzlich auf der Heide standen, daß Bothilde von vornherein darauf verzichtete, überhaupt etwas zu verstehen. Sie hielt sich an die Tatsache, daß beide wieder da waren, schalt sie aus und küßte sie abwechselnd.

Aber Kläre verstand wohl, was geschehen war, obgleich der Rittmeister immer wieder versicherte, seine Großnichten auf einem Morgenspaziergang getroffen zu haben. Natürlich war sie erleichtert, daß das Duell anscheinend verhindert worden war; aber die Art fand sie fastnachtsspielmäßig und häßlich. Wenn dem Kandidaten nichts Besseres eingefallen war, als ihre unschuldigen Zöglinge hinter einem Phantom herzuhetzen, und noch dazu mit Sönke Sönksen, so fand sie sein Gebaren unfein und frivol.

Als daher David Rissom im Laufe des Vormittags vorsprach und ihr gerade vorm Hause begegnen mußte, da erhielt er kein Lob, wie er sich das vielleicht eingebildet hatte, sondern einige sehr scharfe Worte.

„Ich begreife Sie nicht, Herr Rissom,“ sagte Kläre mit zitternder Stimme. „Aus der ernsthaftesten Sache machen Sie einen Mummenschanz, und die zwei Kinder verwenden Sie zu diesem Spiel. Wie sind Sie nur auf den Gedanken gekommen?“

„Ich wußte mir nicht anders zu helfen,“ entschuldigte er sich, „und genützt hat es doch. Die ganze Sache war töricht und hat ein törichtes, aber doch ein gutes Ende genommen.“

Sie aber wurde im Sprechen noch zorniger.

„Wie mag man Kinder so früh aus dem Bett jagen, und dann noch durch eine Lüge."

„Es war eine List, Fräulein von Hagenthal, und außerdem zieht der Mann mit dem Kamel im Moor herum. Sönke hatte mir allerdings versprochen, die Kinder nicht auf seine Fährte zu bringen."

„Daß Sie mit diesem abscheulichen Menschen sprechen mögen!"

„Warum nicht? Er ist ein Mensch, wie ich; nur vielleicht etwas schwachsinniger. Er hat mir gestanden, daß er die ersten Steine gegen meines Vaters Haus geworfen hat. Ganz aus Versehen, wie er sagt, und es tut ihm fast leid. Aber es ist einmal geschehen, und er ist ein alter, einsamer Mann, den auch Bothilde jetzt nicht will, nachdem sie ihm zuerst Hoffnungen gemacht hat."

Aber Klärе hörte nicht auf Rissoms Worte. Daß er so ruhig blieb, ärgerte sie noch mehr. Er hätte ihr doch zeigen müssen, daß es ihn betrübte, wenn sie ihm zürnte. Davon merkte sie aber keine Spur. Ganz gleichmütig stand er vor ihr, und als jetzt ein Sonnenkäferchen auf seine Hand flog, betrachtete er es liebevoll und mit sichtlichem Vergnügen.

Wortlos drehte sie ihm den Rücken und ging so schnell davon, daß er sie kaum einholen konnte. Aber plötzlich war er doch an ihrer Seite und flüsterte ihren Namen.

„Sind Sie böse? Ach nein, nicht wahr?"

Da blieb sie stehen und sah ihn mit flammenden Augen an.

„Gewiß bin ich böse, und ich will nichts mehr von Ihnen wissen!"

„Klärе!"

Sie reckte sich zu ihrer ganzen schlanken Höhe.

„Ich heiße Fräulein von Hagenthal, Herr Kandidat Rissom!"

Er verbeugte sich tief.

„Verzeihen Sie, Fräulein von Hagenthal!"

Dann war er gegangen, und Klärе sah ihn nach einer Viertelstunde mit dem alten Rittmeister sprechen, der den heutigen Tag auf Sandberghof blieb, seinen Bruder ausgiebig besuchte und in sehr zufriedener Stimmung zu sein schien, obgleich natürlich niemand auf dem Hof etwas von dem beabsichtigten Duell wußte, und es auch niemals erfahren sollte.

Denn von dieser Geschichte schwieg die dänische Presse ebenso hartnäckig wie die deutsche; und wenn eine Zeitlang in Hastede allerlei von einer frühen Ausfahrt vieler Herren gemunkelt wurde, so waren alle Beteiligten durch den friedlichen Ausgang so erleichtert, daß das Geheimnis nicht verraten wurde.

15.

Dann ging das Leben weiter. In Rangelrup und in den umliegenden Dörfern schritt die Ernte vor, und die Arbeiter prügelten sich, so oft sie konnten. Es war immer dieselbe Frage, um die der Streit kam, ob Deutsch oder Dänisch Trumpf sein sollte, und diese Frage, um die schon so viel blutige Köpfe geschlagen sind, brachte auch hier Blut und Verdruß.

Das aber war noch nicht alles. Herr von Laurentius wirtschaftete klug auf Kragsminde. In wenigen Wochen saßen auf den parzellierten Grundstücken einige jütische Bauern, denen das Geld zum Kaufen von dänischen Patrioten vorgeschossen wurde. Herr Hans Lauritzen ging den Einwanderern als kundiger Ratgeber zur Hand, und in jedem dänischen Bauernhaus fanden sich Flugblätter, in denen die baldige Ausführung des Paragraph fünf verlangt und jeder darauf hingewiesen wurde, daß er für Dänemark zu stimmen habe.

Hardesvogt Wilder, der jetzt wieder nach Hause gekommen war, hatte viel zu tun und viel Ärger. Er war oft unterwegs, verkehrte viel bei Kleinerts und suchte der dänischen Propaganda durch verschiedene Mittel entgegenzutreten. Aber wenn er einen Bericht an das Landratsamt schrieb und auf die Gefahr von dieser oder jener dänischen Wühlerei aufmerksam machte, dann erhielt er meistens keine Antwort, oder den ungnädigen Bescheid, die Bevölkerung solle in Ruhe gelassen werden.

Kurt Berkow fuhr häufig nach Kragsminde, und wenn ihm auch Herr von Laurentius nicht immer zusagte, so konnte er doch neben Philippa sitzen und mit ihr sprechen. Sie war kühl und gleichgültig gegen ihn, niemals gefallsüchtig. Das reizte ihn ganz besonders. Alle anderen Mädchen hatten ihn verwöhnt: diese schöne Dänin war kalt. Ob er sie heiraten wollte, wußte er immer noch nicht genau, und schließlich brauchte er ja noch keinen Entschluß zu fassen; jedenfalls zog sie ihn mächtig an, denn im Grunde genommen fühlte er sich einsam und sehnte sich nach Anschluß und nach einem mitfühlenden Herzen.

Übrigens hatte er kürzlich auch einen Besuch im Heidehaus beim alten Rittmeister gemacht. Seit seinem Streit und der nachherigen Versöhnung hatte er sich dazu verpflichtet gefühlt, und war auch sehr freundlich aufgenommen worden. Das Heidehaus lag, wie schon sein Name sagte, mitten auf der welligen Heide, auf etwa dreiviertel Stunden Wegs von Rangelrup, nach der entgegengesetzten Seite wie Sandberghof, so daß es von dort eine recht große Entfernung war.

Dies Haus machte einen verwitterten, wenn auch behaglichen Eindruck, und es war ganz verständlich, daß Herr von Helmkron an die eine Seite einen netten Flügel im Bauernstil anbauen ließ. Dort wollte er nach seiner Rückkehr von der Hochzeitsreise mit seiner jungen Frau wohnen, weil sie die Heide in Rangelrup so sehr liebte und sich nicht gleich davon trennen konnte.

„Eigentlich ist es sonst kein Aufenthalt für jungverheiratete Leute," meinte der Rittmeister, als er seinem Gast den fast vollendeten Anbau zeigte. Er hatte recht. Um das Heidehaus war es öde. Kein Garten milderte die Einsamkeit; nur einige Beerensträuche standen ums Haus herum. Von den Fenstern blickte man auf Heidehügel, und vom grünen Rangelrup sah man durch eine Verschiebung des Geländes nur die Kirchturmspitze.

Und doch hatte diese sandige rote Heide etwas geheimnisvoll Schönes, Verführerisches. Wer hier immer lebte, der konnte sich sicherlich nicht von ihr trennen und hatte Heimweh nach ihr, wo er sonst auch war.

Kurt war um die Nachmittagskaffeestunde gekommen, und als er sich gerade zum Genuß des braunen Trankes, den die Haushälterin bereitet hatte, hinsetzte,

klingelte draußen die Haustürglocke mächtig. Für den Rittmeister kam noch mehr Besuch. Sein Bruder, der Minister, der ganz allein von Sandberghof hergegangen war und auf dem Wege Pastor Kleinert getroffen hatte.

Kurt begrüßte den dänischen Würdenträger sehr respektvoll und drückte Pastor Kleinert die Hand. Ihn hatte er nicht gesehen seit jener Hochzeit, wo er sich von seiner übermütigen Weinlaune hatte hinreißen lassen, über des Rittmeisters Ideale zu spotten. Nun war das alles vergessen und vergeben, und Kleinert machte auch nicht die geringste Andeutung darüber.

Aber Kurt sah sich doch nachdenklich in diesem Zimmer um, in dem über dem Sofa Friedrich von Augustenburg und der Prinz von Noer hingen; wo schleswig-holsteinische Fahnen und Waffen die Wände bedeckten und überall Bilder von den Führern der schleswig-holsteinischen Bewegung zu sehen waren, zugleich mit der Darstellung, wie „Christian der Achte", das dänische Linienschiff, bei Eckernförde in die Luft flog.

Der dänische Minister schien nichts von allen diesen Dingen zu sehen. Er trank eine Tasse Kaffee nach der anderen, aß alten Kuchen dazu und unterhielt sich mit Kurt und dem Pastor über Heidekultur und kirchliche Angelegenheiten. Er war ein feiner alter Herr, und er gefiel Kurt sehr gut, so sehr, daß er sich noch mehr freute, mit dem Rittmeister, seinem Bruder, wieder gut Freund zu sein. Sich mit diesen alten Männern zu vereinigen, ging doch nicht wohl an.

Nach dem Kaffee bot Kurt, der in seinem Wagen gekommen war, beiden anderen Herren an, sie nach Rangelrup zu bringen. Dann hatte der Minister doch nur noch einen kleinen Weg nach Hause. Sein Anerbieten wurde freundlich angenommen, und behaglich plaudernd lenkte er sein Pferd dem Dorfe zu, während der Minister neben ihm Platz genommen hatte.

Eben vor Rangelrup kam ihnen ein Trupp Leute entgegen. Sie sangen mit lauter Stimme, schwenkten Stöcke über ihren Köpfen und riefen, als sie am Wagen vorübergingen, einige dänische Worte.

Herr von Märwik, der gerade Kurt vom russischen Hofe erzählte, an dem er ehemals gewesen war, stockte in seiner Unterhaltung und machte große Augen.

„Sind dies dänische Arbeiter?" fragte er.

Kleinert übernahm die Antwort.

„Ja, es sind Jütländer, die hier zur Ernte hinübergekommen sind. Keine sehr angenehme Gesellschaft!" setzte er hinzu, während er einen Blick auf Kurt warf, den dieser auffing und übelnahm. Von Pastor Kleinert wollte er sich nicht meistern lassen.

Gleichmütig zuckte er die Achseln.

„Erntearbeiter sind niemals sehr angenehme Gesellschaft, Herr Pastor. Aber man darf keine Vorurteile gegen sie hegen, weil sie zufällig aus einem anderen Lande sind. Vor politischem Fanatismus muß man sich hüten."

Sein Ton war hochmütig geworden. Der Pastor schwieg und rückte an seiner Perücke, während der dänische Herr wieder von Rußland sprach.

Aber die harmlose Fröhlichkeit war von Kurt gewichen; er schob dies auf Pastor Kleinerts Bemerkung, und nahm sich fest vor, diesem Manne ganz gewiß niemals den Willen zu tun.

In dieser Ansicht wurde er von Herrn von Laurentius bestärkt, der ihn am nächsten Tage besuchte, bei ihm zu Mittag aß und ihm allerhand drollige Geschichten über die Angst der Deutschen vor den Dänen erzählte. Es war wirklich unerhört, wie die armen Dänen hier manchmal behandelt wurden, gerade Kleinert leistete etwas an Rachsucht und Schwierigkeit, falls es sich um die Angelegenheiten eines Dänen handelte. Aber auch Wilder wurde allmählich fanatisch, obgleich er eigentlich keinen Grund dazu hatte. Doch die Schleswig-Holsteiner, deren Familien von den dänischen Königen ausgezeichnet worden waren, zeigten sich manchmal von einer traurigen Engherzigkeit.

Laurentius konnte sehr gut sprechen, und gelegentlich verließ er das Gebiet der Politik, um von seiner Tochter Philippa, seiner eigenen Familie zu berichten. Es hatte niemals den Anschein, als böte er Kurt seine Tochter zur Frau an, aber der junge Mann hörte doch manchmal aus den Worten des Vaters heraus, daß er Philippa gern versorgt hätte. Das war begreiflich. Er war alt, und nach seinem Tode würde Philippa allein stehen.

Für den Landrat gab es in diesen Monaten viel zu tun. Eine Tierschau, eine Obstbauausstellung, Konferenzen mit anderen Landräten, und dazu die Wahlen für den preußischen und den Provinziallandtag. Aber zwischen allen diesen Geschäften fand Kurt immer noch Zeit, nach Kragsminde zu fahren und mit Herrn von Laurentius eifriger als mit irgend einem anderen Herrn zu verkehren. Nach Rangelrup aber und nach Sandberghof führte ihn niemals sein Weg.

Klära entbehrte ihn auch nicht besonders. Sie besorgte ihre Pflichten, ging öfters mit dem Minister spazieren und hatte Gelegenheit, ihren eigenen Gedanken nachzuhängen. Sie waren nicht immer ganz heiter. Von Hause hatte sie die Nachricht erhalten, daß ihr Vater sein kleines, bei einer anscheinend sicheren Bank angelegtes Vermögen durch deren Zusammenbruch gänzlich verloren hatte. Nun hatte er nur noch seine Stabsoffizierspension und mußte mit ihr den eigenen Unterhalt, den der Söhne und die Ausbildung der jüngsten Tochter bestreiten.

Der Oberstleutnant war kein Kopfhänger. Mit etwas grimmigem Humor schilderte er in dem Brief an Klära die Ersparnisse, die man nun machen müsse, lobte seine eigene harte Erziehung und meinte schließlich, daß er noch eigentlich viel zu viel hätte. Aber seine Tochter las doch zwischen den Zeilen die bange Sorge um das Schicksal seiner Familie, wenn er einmal aus der Welt gehen sollte. Und seine Gesundheit war nicht mehr stark. Die Feldzüge hatten ihn arg mitgenommen; dazu hatte er eigentlich niemals an sich selbst, sondern meistens an seine Frau gedacht, die Klära nicht anders als immer leidend kannte.

Ihre Mutter fügte dem Brief ihres Mannes einige Zeilen bei. Sie war nicht so ruhig wie der Oberstleutnant und klagte bitterlich. Zum Schluß aber sprach sie aus, wie dankbar beide Eltern wären, ihre Tochter in einer so guten Stellung zu wissen.

Ja, Kläre war „in Stellung" und hatte augenblicklich keine Sorgen. Im Gegenteil, die Etatsrätin hatte ihr jetzt schon das Gehalt erhöht, weil sie versicherte, soviel Nutzen von ihr zu haben. Aber sie hatte allerdings auch den Wunsch geäußert, daß Kläre doch hoffentlich nicht daran dächte, Ferien und eine Reise nach Berlin zu verlangen.

„Ferien sind immer so unangenehm, liebes Kind," setzte sie hinzu. „Da verlernen die Enkelinnen alles, was sie mühsam gelernt haben, und das ganze Haus wird unbehaglich."

Kläre versicherte, keinen Ferienwunsch zu haben; dennoch hatte sie schon damals die Empfindung, als wäre sie mit einer zierlichen kleinen Kette an Sandberghof befestigt und diese Empfindung verstärkte sich, als sie die Nachrichten aus Berlin erhielt. Ihr erstes Gefühl war, hinzureisen und den Eltern die große Sorge tragen zu helfen. Dann sagte sie sich, daß die Etatsrätin unglücklich sein würde, und daß es ja auch ihre Pflicht sei, ihr hier übernommenes Amt zu erfüllen. Das, was sie gleich tat, war, daß sie nach Rangelrup ging und den größten Teil ihres Gehalts nach Hause schickte. Sie konnten es dort besser gebrauchen, als sie hier. Aber als sie dann wieder heimwärts ging, hatte sie Mühe, ihre Tränen zurückzuhalten, weil sie wieder an Bruhn denken mußte, deren Schicksal ihr prophetisch vor Augen stand.

Als sie diesen trüben Gedanken nachhing, kam der Kandidat Rissom ihr entgegen. Sein Gesicht war ernst, aber er sah sie fragend an, lüftete den Hut und machte eine Bewegung, als wollte er sie anreden. Da kam der trotzige Geist über das junge Mädchen. Sie warf den Kopf in den Nacken und ging mit steifem Gruß an ihm vorüber. So steif, daß es ihr hinterher gleich leid tat und sie sich nach Rissom umdrehte. Aber er war schon weitergegangen, und sie begann bitterlich zu weinen, was wohl daher kam, daß sie sich nach einem Herzen sehnte, dem sie ihre Schmerzen anvertrauen konnte. Aber das lief jetzt nicht auf der Landstraße herum, und ihre Sorgen und Schmerzen mußte sie allein tragen.

16.

Eines Tages, noch mitten in der Ernte, kam der erste Herbststurm. Er heulte in den Schornsteinen, warf die Ziegel vom Dach, die Äpfel von den Bäumen, zerzauste Blumen und Büsche und trieb den Sturzregen auf die Felder, daß sich der Hafer flach hinlegte.

Niemand konnte sein Korn einbringen, mißmutig standen die Arbeiter in den Scheunen herum, oder sie legten sich Säcke über die Schultern und trabten nach Rangelrup zu Gustav Ebsen zu Kaffee und Teepunsch; zu Herrn Hans Lauritzen, der eigentlich immer im Gastzimmer zu finden war, zu den dänischen Zeitungen, die plötzlich von Hand zu Hand gingen, und zu Zank und Streit, der immerhin lustiger war, als das Heidenwetter draußen.

Auf Sandberghof war der Hardesvogt über das Wetter in schlechter Stimmung. Aber er hatte allerhand Dienstgeschäfte und benutzte diese als Vorwand, um sich möglichst wenig im Familienkreise zu zeigen. Wußte er doch, daß sein Onkel es

tadelnswert fand, wenn man sich über das Wetter ärgerte, und daß auch die Etatsrätin irgend einen philosophischen Satz aus ihrem Gedächtnis grub, nach dem es unvernünftig war, sich überhaupt auf dieser Erde über irgend etwas zu ärgern. Da überließ er denn die zwei Alten dem behaglichen Wohnzimmer mit dem brennenden Kaminfeuer und erschien nur kurz zu den Mahlzeiten.

Der Minister blieb immer noch auf Sandberghof, und seine Schwester war sehr glücklich darüber. Nun entbehrte sie die Besuche der Kammerjunkerin nicht so schmerzlich, konnte mit ihrem Bruder Louis von alten Geschichten sprechen; und wurde es ihr einmal zuviel, war immer Kläre da, mit der sich der alte Herr sehr gern unterhielt.

Abends wurde Whist gespielt, und es schadete nichts, wenn von draußen der Regen wie im November gegen die Scheiben prasselte. Und doch war es erst Anfang September, und Kläre dachte mit leisem Grauen daran, wenn jetzt schon der Winter beginnen sollte. Sehr viel kam sie in diesen Tagen aber nicht zum Nachdenken und darüber mußte sie sich freuen. Sorgen und Grämen halfen eben nichts: es mußte weiter gelebt werden.

Regen und Sturm hatten auch ihr Gutes; wenigstens sagte Bothilde es, die eines Abends vor der Etatsrätin erschien und ihr unter strömenden Tränen beichtete, wie sie nun mit Glasog einig geworden sei, daß sie sich in nächster Zeit heiraten wollten.

Die Etatsrätin wurde so zornig, daß sie eine schlaflose Nacht hatte und sich am anderen Morgen erst mit ihrem Bruder aussprechen mußte, ehe sie etwas anderes denken konnte.

„Kannst Du die Sache begreifen, Louis?“ fragte sie ihn wohl zum zehnten Male, während er sein Ei aufschlug und es vorsichtig auslöffelte.

„Nein,“ entgegnete er ebenso oft. „Verstehen kann ich es nicht, aber ich gebe mir auch keine Mühe darum. Wenn wir alles verstehen wollten, dann wäre das Leben sehr langweilig.“

Seine Schwester schüttelte den Kopf.

„Du hast immer so merkwürdige Antworten, Louis. Ich habe es gern, wenn alles klipp und klar ist, und ich hoffe, daß Glasog und Bothilde keine großartige Hochzeit haben wollen. Bei solchen Gelegenheiten habe ich immer süße Suppe, Schweinebraten und gestobte Pflaumen gegeben.“

So fand sich denn auch die Etatsrätin schnell in die veränderte Konstellation, und wenn man die Leute vom Hof reden hörte, so hatten sie sich diese Verbindung längst gedacht. Nur Glasog fand es nötig, Kläre einige erklärende Worte zu sagen.

Da schien wieder die Sonne auf den verregneten Garten; die zerpeitschten Blumen wendeten sich ihr zu, der Rasen leuchtete frisch und grün, und die abgewehten Blätter wurden von den Wegen und vom Grasplatz gefegt.

Glasog beaufsichtigte dies Geschäft, und als er Kläre sah, die nach ihrem Lieblingsplatze ging, schritt er auf sie zu, nahm die Mütze vom Kopf und begann zu sprechen, ehe sie ihm einen Glückwunsch sagen konnte.

„Es is von wegen die Dänens,“ sagte er halb entschuldigend. „Wenn die Zeitens wieder so gräsig werden und die Danskes ins Land kommen, denn kann

ich Bothilde da nich allein mit zwischen lassen, Fräulein. Na, und mit Sönke ging es doch auch nich, weil daß er ein ganz ausgemachten Spitzbuben is. Bothilde wollt ihm ja man bloß, weil daß sie dacht, ich hielt nix von den Ehestand; und was ich von ihn erfahren hab, is ja auch nich großartig. Aberſten wo Bothilde mir ſo gräſig liebt, krieg ich ja natürlich im Haus allens zu ſagen, und das is der Hauptſache."

„Bothilde iſt ſehr nett!" verſicherte Kläre, und Glasog ſtrich langſam einen Käſer von ſeiner Jacke.

„Ja, Fräulein, nett is ſie. Abers, wenn ich Sie das ins Vertrauen ſagen ſoll, ſo is ſie auch viel netter geworden. Früher konnt ſie ganzen eklig ſein. Ja, ja, ſon büſchen Warten is gut for die Frauenzimmers!"

Und weil es doch nur ein kleines Ereignis war, dies Sichfinden der zwei angejahrten Leute, ſo wurde es ſehr ſchnell vergeſſen. Sogar Dodo und Tina wunderten ſich nicht ſo, wie Kläre es eigentlich gefürchtet hatte. Im Gegenteil, ſie waren ganz davon überzeugt, daß Glasog beſſer für Bothilde paßte, als Sönke Söukſen, und erzählten ſpäter lachend, daß Sönke kürzlich in der Nähe des Hofes geweſen ſei, daß aber die Knechte Spottlieder auf ihn geſungen hätten, und er dann ſehr verdrießlich weggelaufen wäre.

„Sönke hat euch doch damals ganz früh morgens auf die Heide begleitet, als ihr den Mann mit dem Kamel ſuchtet," ſagte Kläre. Aber Dodo lachte nur.

„Ach Gott, der Kandidat war ja auch da und ging ein ganzes Stück mit uns. O Tina, wie ſcheußlich war es doch, daß wir den Mann nicht fanden. Wir müſſen ihn finden; denn unſer Affe iſt ganz und gar kaput gegangen, und ſein Affe war ſüß und lebendig!"

Beide Kinder wurden wieder aufgeregt, ſo daß Kläre ſich Vorwürfe machte, von dieſer Sache angefangen zu haben. Aber ſie mußte ſo oft daran denken, und daran, wie Riſſom es angefangen hatte, daß die beiden kleinen Mädchen noch heute nicht wußten, wie geſchickt er ſie geleitet hatte. Sie glaubten noch an den Mann mit dem Kamel und dem Bären, und wenn der Wunſch über ſie kam, dann liefen ſie um den ganzen Hof herum und ſuchten den Gegenſtand ihrer Träume. Gerade ſo, wie wir Großen es machen, nur, daß wir uns anſcheinend vernünftiger dabei benehmen.

Am nächſten Sonntag ging Kläre wieder einmal nach Rangelrup in die Kirche. Der Kandidat predigte, und der Platz Paſtor Kleinerts und ſeiner Frau war leer. Riſſoms Predigt gefiel Kläre nicht beſonders. Sie hatte in dieſer Zeit ſoviel Sorgen, und ihre Gedanken wanderten immer wieder nach Berlin ins Elternhaus. Ein tröſtendes Wort wäre ihr eine Erleichterung geweſen; Riſſom aber ſprach nur über den Glauben und die Rechtfertigung durch ihn. Und endlich ſagte er, der Chriſt ſollte an nichts Irdiſches ſein Herz hängen. Seine Stimme klang hart dabei, und ſein Geſicht war ſo ernſt, daß Kläre ihn zornig anſah. Wenn er ſolche Lehren ausſprach, dann brauchte er ja auch nicht mehr an ſie zu denken. Sie tat es ebenfalls nicht.

Als der Gottesdienſt zu Ende war, ging Kläre ins Paſtorat. Aber Kleinert lag mit heftigen Schmerzen im Bett, und ſeine Frau kam nur auf eine Minute ins Wohnzimmer.

Sie war betrübt und aufgeregt über die Krankheit ihres Mannes, die von ſeiner alten Wunde herrührte, lobte Riſſom, der ihn ſo gut verträte, und erwähnte nur beiläufig, daß Axel und Riekchen längere Zeit in Paris bleiben wollten.

„Denken Sie doch, liebes Fräulein," wiederholte ſie, „unſer Riekchen wohnt monatelang in Paris! Dieſes Glück! Mein guter Bertold brummt immer, wenn ich von Glück rede; aber es iſt doch ein Glück!"

Als Kläre ſich von der Paſtorin verabſchiedet hatte, ging ſie noch einmal über den Kirchhof. Neben dem Grab der Kammerjunkerin kniete Bruhn und zupfte einige Unkrauthälmchen aus. Beim Näherkommen des jungen Mädchens ſtand ſie auf und legte ihre Hand in den Arm der Anderen.

„Wenn ich doch nur nicht ſoviel Heimweh hätte," klagte ſie. „Kein Menſch ſchilt mit mir. Philippa iſt ganz ſanft geworden, und Herr von Laurentius iſt immer zufrieden. Aber ich möchte zu meiner Frau Kammerjunkerin!"

„Beſuchen Sie uns nicht einmal?" fragte Kläre freundlich. „Frau Etatsrätin würde ſich gewiß freuen."

Die kleine Dame ſah ſie mit ihren bekümmerten Augen an.

„Ich will Philippa fragen, Fräulein von Hagenthal. Allein mag ich nichts tun. Ich bin ja nun bei ihr in Stellung, und ſie iſt wirklich eine gute Herrſchaft. Aber ſo wie früher kann es niemals wieder werden."

Zwiſchen den Gräberreihen kam der Miniſter gegangen, der beide Damen ſehr artig begrüßte und ſich dann an Kläre wandte.

„Weshalb nahmen Sie mich nicht mit in die Kirche, Fräulein von Hagenthal?"

„Ich wußte doch nicht, ob Sie Luſt hätten!" entgegnete Kläre etwas verlegen. Denn die Augen des alten Herrn ſahen ſie mit einem ganz beſonderen Blick an.

„Mit Ihnen zu gehen, macht mir immer Vergnügen!" entgegnete er ernſthaft, richtete dann aber einige freundliche Worte an Bruhn, die vor Ehrfurcht in ſich zuſammengeſunken war. Er fragte nach Herrn von Laurentius, und als er die Antwort erhielt, daß er viel mit den däniſchen Landleuten zu tun hätte, die aus Kragsminde verſchiedene Bauernſtellen machten, zog er die Augenbrauen hoch und ſchüttelte den Kopf. Aber er ſagte nicht viel und ſchloß ſich Kläre auf dem Heimweg an.

Das Wetter war wieder gut geworden; die Sonne ſchien warm, und durch die Dorfſtraßen ſchwankten einige beladene Kornwagen. Denn nun mußte man ſuchen, das, was noch auf dem Felde war, in die Scheuern zu bringen, und der Sonntag wurde als Arbeitstag benutzt. Aber an verſchiedenen Bäumen und Pfählen waren auch rote Zettel angeklebt, die zu einem großen Preiskegeln bei Guſtav Ebſen einluden. Am nächſten Sonntag ſollte ein junges fettes Kalb verkegelt werden; wer es nachher nicht für ſeinen Hausſtand gebrauchen konnte, der erhielt dreißig Mark Geld in bar.

In deutſcher und däniſcher Sprache waren dieſe Ankündigungen verfaßt; Kläre buchſtabierte am Däniſchen herum und freute ſich, daß ſie ſchon etwas verſtand.

Herr von Mürwik ſtand neben ihr und lächelte über ihren Eifer, und als er dann neben ihr nach Haus ging, berichtete er allerlei aus ſeinem Leben. Vor vielen Jahren war er verheiratet geweſen, aber ſeine junge Frau und ihr Kindchen waren ihm an einem Tage genommen worden. Er ſprach, wie die Leute ſprechen, die einen Schmerz lange überwunden haben, die in halber Verwunderung an die Zeit denken, da ſie ſo traurig ſein konnten. Aber er ſprach gut, und in jener gedämpften Art, die wohltuend berührt.

Kläre horchte ernſthaft auf ſeine Worte; als dann ein buntbemalter Kaſtenwagen vor ihnen auf dem Wege auftauchte, wurden ihre Gedanken zerſtreut. Hinter dem Wagen her, der von zwei Ponies gezogen wurde, ſchritten zwei ſehr dunkelhaarige Männer, deren blitzende Augen ſich auch auf Kläre und ihren Begleiter wandten.

Und als die Letzteren den Wagen überholten und in den Heckenweg nach Sandberghof einbiegen wollten, ſprang ein junges Mädchen aus dem Wagen und fragte mit ſchriller Stimme und fremdartig klingendem Deutſch, ob ſie dem Herrn und ſeiner ſchönen Frau Gemahlin nicht die Zukunft prophezeihen ſollte.

Kläre lief eilig und mit hochroten Wangen weiter; der Miniſter folgte langſam und lächelte vor ſich hin. Beim Mittageſſen nachher war er ſehr guter Laune und berichtete den Großnichten von dem bunten Wagen und den fremdartigen Leuten, ſo daß ſie rote Wangen bekamen und dringend darum baten, das Gefährt und ſeine Bewohner ſehen zu dürfen.

„Nach dem Kaffee gehe ich mit euch und ſuche ihn," verſprach Onkel Louis. „Er muß nicht weit von hier ſein."

Nach dem Kaffee! Das waren noch faſt drei Stunden hin! Dodo ſtieß einen lauten Seufzer aus, den ihr Vater hörte und ſcharf rügte.

„Du mußt nicht ſo ungeduldig ſein, Dodo! Freue Dich, daß Onkel Louis ſich überhaupt mit euch abgeben will."

Das Kind antwortete nicht; aber auf ſeinem blonden Geſicht trat der trotzigverſchwiegene Zug hervor, den Kläre an den beiden Schweſtern kannte und heimlich fürchtete. Denn wenn Dodo dieſen Ausdruck hatte, dann nahm ſie ſich vor, doch das zu tun, was ſie wollte.

Die Etatsrätin hatte die kleine Epiſode nicht bemerkt. Sie ſprach von Bothildens und Glasogs Hochzeit, und wo das junge Paar wohnen ſollte. Auch die Herren beteiligten ſich an der Unterhaltung, und erſt nach dem Eſſen kam Kläre dazu, Dodo zu ſich zu rufen.

„Wir wollen nachher gleich einen ſchönen Spaziergang machen, nicht wahr?" fragte ſie, dem Kinde das dichte, blonde Haar ſtreichend.

Aber Dodo ſchüttelte den Kopf.

„Du weißt doch, Tante Kläre, daß heute Sonntag iſt. Da brauchen wir nicht zu gehen."

„Was habt ihr denn vor?"

„Wir wiſſen es noch nicht. Vielleicht kocht Bothilde mit uns, oder Glasog erzählt uns Geſchichten. Heute iſt Sonntag."

Der Hardesvogt hatte hinter Kläre geſtanden und die Unterhaltung angehört.

„Die Kinder haben ganz recht," ſagte er lachend. „Heute iſt Sonntag, und ſie müſſen ſich vom Erzogenwerden ausruhen."

„Nur kein Übermaß der Beaufſichtigung!" ſetzte er hinzu, als er nachher mit dem jungen Mädchen durch den Garten ging. „Die Kinder müſſen ein wenig die ſchöne Freiheit koſten. Je älter ſie werden, deſto unfreier werden ſie."

„Ich fürchtete nur —" begann Kläre, und er unterbrach ſie mit einem Anflug von Ungeduld.

„Hier iſt nichts zu fürchten. Dodo wird bald dreizehn Jahre alt ſein; dafür iſt ſie noch überraſchend kindlich. Es tut nichts; aber man muß ſie nicht tagtäglich an die Kette legen. Nun — was willſt Du denn?"

Dieſe letzten Worte galten Sönke Sönkſen, deſſen graue Geſtalt plötzlich hinter dem Gebüſch auftauchte, und der nun ſeine Kappe berührte.

„Wenn ich den Herrn Hardesvogt mal ſprechen könnte —"

„Nein! Mach, daß Du verſchwindeſt!"

„Aber —" Der alte Mann räuſperte ſich.

„Mach, daß Du hinaus kommſt!" fuhr ihn Gottfried ſo heftig an, daß ſogar Kläre zuſammenfuhr.

Sönke war verſchwunden, und der Hardesvogt entſchuldigte ſich.

„Verzeihen Sie, daß ich ſo laut wurde. Aber mit dem Mann muß man laut reden. Ich habe mich ſchon geärgert, daß er es wagte, unſere Bothilde heiraten zu wollen, hoffte aber, daß Glasog ſich beſinnen würde, und ſagte deswegen nichts. Nun aber kann ich den Kerl hinausweiſen."

„Vielleicht wollte er doch etwas mitteilen," ſagte der Miniſter, der inzwiſchen zu den Anderen getreten war. Aber Wilder machte eine abwehrende Bewegung.

„Er hat mir nichts mitzuteilen; und er kann ſich freuen, wenn ich ihn nicht verhaften laſſe. Nicht allein die Steinwürfe gegen das Paſtorat, allerhand anderes kommt noch auf ſein Konto."

Onkel Louis wußte nichts von den Steinwürfen; als er nachfragte, erhielt er nur eine kurze Antwort, und Wilder zog ſich bald zurück. Kläre konnte ſich denken, daß der Hardesvogt Sönke in Verdacht hatte, bei den däniſchen Umtrieben die Hand zu bieten. Ihm, der gar keine politiſche Meinung hatte, war alles zuzutrauen, und Wilder würde ſeinem däniſchen Onkel mit dieſen Sachen nicht kommen. Aber das konnte wieder der Miniſter nicht verſtehen. Mit leiſem Kopfſchütteln ſah er dem Neffen nach und meinte, daß er gegen früher doch ſehr verändert ſei.

„Das Verſchwinden der Frau hat ihn ſehr mitgenommen!" ſagte er, und in ſeinem Ton lag herzliches Bedauern.

„Haben Sie ſie gekannt?" fragte Kläre.

Sie und Herr von Mürwik gingen jetzt allein durch den Garten, zu jenem Platz, von dem der Blick ſo weit war.

„Ich habe ſie niemals geſehen," entgegnete Herr vor Mürwik. „Wilders Heirat fiel gerade in jene unruhvolle Zeit, die dem Tode Friedrichs des Siebenten folgte, und ich war damals ſchon im Miniſterium angeſtellt. Aber ich habe doch mancherlei über die Angelegenheit gehört und mir meine Gedanken gemacht.

Natürlich ist die Frau nicht tot: sie ist in die Weite gegangen. Aber jetzt kann sie lange gestorben sein. Jedenfalls ist sie es für ihren Mann und seine Familie."

„Sie ist nicht tot —" träumerisch sah Kläre in die Ferne. Heute war die Luft klar und rein: der Herbst ging mit leisen Schritten durch's Land, und noch verklärte er nur.

‚Sie ist nicht tot,' dachte Kläre noch einmal, und dann sah sie Gottfried Wilders schwermütiges Gesicht vor sich und wußte, daß er auch noch an ihr Leben glaubte. An das Leben jener Frau, die ihn verlassen hatte, und die er vielleicht noch immer liebte. Wie gut war es, daß sie selbst innerlich erstarkt war, daß sie ihr bestes Gefühl nicht jemandem in den Schoß geworfen hatte, der nicht danach verlangte.

Dann fuhr sie auf aus ihren Träumen. Der Minister von Mürwik sprach mit ihr und bot ihr seine Hand an. Er wollte sie heiraten, nicht heute und morgen; sie sollte sich monatelang besinnen und jedenfalls vorläufig keine Entscheidung treffen.

„Ich bin ein einsamer Mann, Fräulein Kläre," sagte er zum Schluß. „Vielleicht ist es unbescheiden von mir, Ihre schöne Jugend zu mir ziehen zu wollen. Wir Menschen aber sind ja alle unbescheiden, und auch ich träume noch manchmal von etwas Glück. — Ein müder Greis bin ich noch nicht, und vielleicht kann ich Ihnen mancherlei für Ihr Opfer bieten. Denn ein Opfer wird es ja wohl sein."

Sein Ton war fragend geworden, und er hielt inne, als wartete er auf eine Antwort. Aber Kläre vermochte nicht zu sprechen. Ihre Zunge war gelähmt, und nur ihre Gedanken flatterten um sie herum. Was würden ihre Eltern sagen, und wie würde sie ihnen und den Geschwistern helfen können! David Rissom? Ach, der ging seine eigenen Wege, und sie die ihren. Mit David Rissom war es ein Traum gewesen.

„Ihren verehrten Eltern werde ich erst schreiben, wenn Sie mir die Ermächtigung dazu geben," fuhr Mürwik fort. „Bis dahin bleiben wir Freunde, und Sie zürnen mir nicht; nicht wahr?"

Mit seinen gütigen, klaren Augen sah er sie an, zog ihre Hand leise an die Lippen und ging dann ebenso leise.

Als Kläre allein war, glaubte sie geträumt zu haben, und doch mußte sie gleich an Bruhn denken, die ihr ganzes Leben lang „in Stellung" gewesen und deswegen eigentlich kein ordentlicher Mensch mehr war. Vor einem solchen Schicksal konnte sie selbst jetzt bewahrt bleiben.

Und dann kam wieder das ruhige Geleis des Sandberghofer Sonntags zu seinem Recht. Es gab die Kaffeestunde. Die Etatsrätin hatte eine gute Haube aufgesetzt, weil sie halbwegs auf Besuch hoffte, und als niemand kam, war sie auch zufrieden und ließ sich von ihrem Bruder aus seiner dänischen Zeitung etwas vorlesen, gerade, als sich die Tür öffnete, um Onkel Ferdinand einzulassen. Er war längere Zeit nicht hier gewesen und berichtete allerhand Neuigkeiten. Irgendwo war ein Mann von der Dreschmaschine getötet worden, und Kandidat Rissom

ſollte mit der älteſten Tochter von Guſtav Ebſen verlobt ſein. Sie war in Hamburg in Penſion geweſen und jetzt als ſehr feine, junge Dame zurückgekehrt. Zweimal hatte der Kandidat ſchon ganz öffentlich mit ihr geſprochen.

Die Etatsrätin ſchalt über dieſe Klatſchereien, hörte ſie aber doch aufmerkſam an und meinte ſchließlich, Fräulein Ebſen hätte ſicherlich Vermögen.

„Das wäre für Riſſom ein Glück," ſetzte ſie hinzu; „denn ich glaube, er muß noch etwas für ſeine Mutter tun."

Kläre verließ leiſe das Zimmer. Sie war heut ſehr unruhig und konnte nicht immer auf einem Platz ſitzen und dieſe Unterhaltungen anhören. Im Grunde fühlte ſie ſich erleichtert. Wenn Riſſom ein wohlhabendes Mädchen heiraten mußte, dann konnte er jedenfalls nicht an ſie denken. Hatte er es überhaupt getan, und waren ſeine Worte nicht nur Spielerei geweſen? Wie doch die Männer mit den Herzen der Mädchen ſpielen!

Vor der Haustür ſaßen Bothilde und Glasog, und vor ihnen ſtanden die zwei Kinder.

„Wie ein kleines Haus war der Wagen!" berichtete Dodo. „Zwei Schlafſtuben und ein Wohnzimmer. Und dann eine ſo niedliche Küche! Bothilde, in der hätteſt Du auch kochen mögen!"

Aber Bothilde ſchüttelte den Kopf.

„Für Zigeuner bin ich nicht, Kind; und ſag man nicht an Großmutter, wo Du geweſen biſt. Sie kann dann böſe werden!"

„Das macht nichts!" entgegnete Dodo trotzig. „Heute iſt Sonntag; da können wir tun, was wir wollen! Papa hat es auch geſagt!"

Und herausfordernd ſah ſie Kläre an, die der Unterhaltung, in der Haustür ſtehend, gefolgt war. Aber die junge Lehrerin ſagte nichts und zuckte nur die Achſeln, um dann an den Kindern vorüber und ein wenig auf dem Hof ſpazieren zu gehen. Da aber hängten ſich ihr beide Kinder in den Arm und erzählten unaufgefordert, wie ſchön es draußen bei den Zigeunern geweſen war. Unweit des Hofes hätte ihr Wagen geſtanden; ſie hätten Kaffee gekocht, und die Kinder waren ſo niedlich geweſen. Eins war allerdings krank geweſen.

‚Zwei!" verbeſſerte Tina Dodos Erzählung.

„Nun ja, es konnten auch zwei ſein. Aber die anderen waren luſtig, und ein junges Mädchen hat mir einen Mann und ſechs Kinder geweisſagt. Iſt das nicht ſpaßig?"

„Und mir zwei Männer und gar keine Kinder!" berichtete Tina mit einem Geſichtsausdruck, aus dem man ſehen konnte, daß ſie nicht gewiß wußte, ob ſie bevorzugt war oder nicht.

Es waren doch nette kleine Dinger; wie ſie jetzt neben Tante Kläre herliefen und ihr alles erzählten, was durch ihre Köpfe ging, da wußte ſie, wie lieb ſie beide hatte und wie ſie ihr beſtes für ſie tun wollte.

Bothilde ſah gerührt auf Lehrerin und Schülerinnen.

„Wir haben es doch gut getroffen, mein Glasog!" ſagte ſie. Denn nun ſagte auch ſie Glasog, und das war ihm ſehr behaglich.

„Meinſt Du mit die Cujenante?“ erkundigte er ſich. „Nu ja; ich mag ihr auch fix leiden, und ich hoff auch, daß wir ihr noch lang behalten.“

„Warum ſollten wir das nicht?“ erkundigte ſie ſich. Aber Glasog zwinkerte mit ſeinem einen Auge und ſagte nichts weiter.

17.

Dies war am Sonntag geweſen. Am Montag früh wurde der Hardesvogt nach Rangelrup geholt, weil ſich dort in der Nacht Deutſche und Dänen wieder einmal über alle Maßen geprügelt hatten. Ein Jütländer war totgeſtochen; ein Schleswiger mußte ſchwer verwundet nach Haſtede ins Krankenhaus gefahren werden.

Das gab viel Arbeit und Scherereien. In den folgenden Tagen ſaß der Hardesvogt immer in Rangelrup, verhörte und unterſuchte, während zu gleicher Zeit auch das Gericht erſchien, um der Sache noch mehr auf den Grund zu gehen.

Aber trotz aller Unterſuchungen konnten die Täter nicht ermittelt werden, und niemand wußte genau, weshalb dieſer Streit entſtanden war. Vielleicht wegen Politik, vielleicht wegen der Liebe. Wer konnte es wiſſen?

„Es kommt allens von die Dänens,“ ſagte Glasog zu Kläre. „Warum dürfen die auch ins Land? Haben ſie mich darum mein Auge ausgeſlagen, daß ſie uns nu wieder auf die Naſe ſitzen? Oh Fräulein, wenn ich man Bismarck wär!“

Und er hob den Arm und drohte in den Himmel hinein.

Kläre lachte, obgleich ihr nicht lächerlich zumute war. Der Heiratsantrag des Miniſters machte ſie unruhig und ſchlaflos, und dann ärgerte ſie ſich auch über die Kinder. Sie waren unluſtig zur Arbeit, gaben patzige Antworten und erklärten einmal übers Andere, daß ſie am liebſten den ganzen Tag im Bett liegen und ſchlafen möchten.

„Sie ſind wohl ein wenig erkältet,“ meinte die Etatsrätin, der Kläre ihre Not klagte; der Miniſter ſagte lächelnd Jugend hätte keine Tugend, und Bothilde wurde halbwegs beleidigt, daß ihre Kinder unartig ſein ſollten; früher waren ſie es doch nie geweſen.

Bleiern gingen die erſten Wochentage hin. Am Donnerstag, als Kläre eben verſuchte, den Kindern einige Aufmerkſamkeit für die ſonſt ſo geliebte bibliſche Geſchichte abzuringen, warf Dodo plötzlich den Kopf auf den Tiſch und begann in Strömen zu weinen. Kläre packte ſie zu Bett, und als Tina die Schweſter behaglich zwiſchen den weißen Kiſſen liegen ſah, verlangte auch ſie ſtill zu liegen.

Der Hardesvogt lachte, als er von ſeinen kranken Kindern hörte; ſie würden wohl bald wieder aufſtehen, prophezeite er. Aber er war nur kurz im Hauſe; ſeine Geſchäfte rieſen ihn wieder weg, und der Miniſter machte Kläre leiſe Vorwürfe, daß ſie ſich unnötig ſorge. Er lud ſie ein, mit ihm einen langen Spaziergang zu machen. Aber ſie lehnte haſtig ab. Es war ihr unmöglich, jetzt über allerhand ſchöne Dinge zu ſprechen, am liebſten hätte ſie den Haſteder Arzt rufen laſſen. Aber die Etatsrätin war nicht dafür. Sie mochte den Mann nicht, der ihrer Anſicht nach die Kammerjunkerin verkehrt behandelt hatte.

Weiter ging die Woche, und als wieder die Kirchenglocken von Rangelrup läuteten, ſtand Kläre an Dodos Bett und bat ſie, aufzuſtehen.

„Verſuche es nur!“ ermahnte auch Bothilde, und das Kind erhob ſich folgſam. Aber dann fiel es wieder zurück.

„Ich kann wirklich nicht.“

Am Nachmittag lag Dodo in hohem Fieber, und nun erhielt Kläre die Erlaubnis, Glasog nach Haſtede zum Doktor zu ſchicken. Aber Glasog war nicht da. Er war zum Preiskegeln nach Rangelrup gegangen, und Bothilde begleitete ihn. Auch die anderen Knechte hatten den Hof verlaſſen; und wenn Glasog nach Haſtede fahren ſollte, mußte er erſt geholt werden.

„Ich will nach Rangelrup gehen!“ ſagte Kläre. Dabei warf ſie einen halb fragenden Blick auf den Miniſter, der neben ſeiner Schweſter vor dem leiſe brennenden Kaminfeuer ſaß und ſeine feinen Hände darüber hielt. In den letzten Tagen war er ſchweigſam geweſen, und ſein Geſicht trug einen angegriffenen Ausdruck. Nun lächelte er Kläre gütig an.

„Die Jugend kann immer alles, unſereins ſitzt vor dem Ofen und wärmt ſich.“

Er wollte alſo nicht mit. Vielleicht ſcheute er auch die Augen ſeiner Schweſter, die ihn forſchend betrachteten.

So alſo ging Kläre allein, und es war ihr ganz recht. Der Weg war noch hell, und der Abendſonnenſchein lag über dem Lande; bei Guſtav Ebſen mußte ſie verſuchen, Glasogs habhaft zu werden. Vielleicht hätte ſie ſich noch nach dem Hardesvogt umſehen und ihn fragen müſſen; aber er war gleich nach dem Eſſen aufs Feld gegangen.

In dieſer Zeit zog er ſich ganz von ſeiner Familie zurück; vielleicht lag es daran, weil er ſich doch in Gegenwart ſeines Onkels befangen fühlte. Auf das Unwohlſein der Kinder gab er überhaupt nichts. Er ſagte, ſie wären noch niemals krank geweſen — weshalb ſollten ſie es jetzt werden?

Ja, weshalb? Kläre blieb ſtehen und blickte auf Rangelrup, das jetzt vor ihr lag. Am Sonntag nachmittag hatte ſie das Dorf ſelten geſehen. Alle Häuſer lagen verſchlafen da. Leiſe fielen die gelben Blätter von den Bäumen auf die Erde, und aus der Ferne klang dumpfes Rollen und hin und wieder ein lärmender Aufſchrei.

Aus einem der gewundenen Dorfwege kam David Riſſom. Er trug ein Buch in der Hand, und ſein Geſicht war ſehr gedankenvoll. Plötzlich ſah er Kläre, und beide blieben voreinander ſtehen. Keiner aber begann zu ſprechen, bis Kläre ihr Unbehagen überwand und ihm berichtete, was ſie herführte.

„Die Kinder ſind krank?“ fragte er raſch. „Hoffentlich ſind ſie nicht mit den Zigeunern in Berührung gekommen? Die haben zwei Kinder am Scharlach verloren?“

„Scharlach!“ Kläre blieb ſtehen. „Dodo und Tina ſind bei den Zigeunern geweſen,“ ſetzte ſie tonlos hinzu.

Riſſom ſagte nicht mehr viel. Mit eiligen Schritten ging er voran und Kläre folgte ihm. Bis zu Guſtav Ebſen, deſſen Räume voll von Gäſten waren, wo man das Rollen der Kugeln hörte, das Fallen der Kegel, dann lautes Geſchrei oder Gelächter.

Vor dem Hause blieb Rissom stehen.

„Gehen Sie nicht weiter, Fräulein von Hagenthal. Die Leute haben schon stark getrunken, und Sie könnten Unannehmlichkeiten haben. Daß die Polizei —"

Er kam nicht weiter. Aus der Haustür drängte sich eine Schar von Männern, die mit Stöcken und Gläsern aufeinander einschlugen. Deutsche und dänische Schimpfwörter schwirrten dabei durch die Luft, und hinter ihnen her kreischten einige Frauenstimmen.

Entsetzt wollte Klära zur Seite fliehen. Da aber flog schon ein dicker Holzknüppel durch die Luft, der sie getroffen hätte, wenn nicht Rissom seinen Arm schützend vor sie gehalten hätte. So flog der Knüppel gegen seine Schulter, und er stieß einen kurzen Ruf aus; Klära aber achtete nicht darauf vor eigenem Entsetzen.

Oh, diese schrecklichen Menschen, die in einem Knäuel auf der Erde lagen, bald wieder aufstanden, sich schimpften und schlugen. Unter ihnen war Glasog, der am lautesten schimpfte, während Bothilde im Hintergrund weinte. Die Kämpfenden wurden durch Gustav Ebsen und andere getrennt. Murrend und fluchend zogen sie wieder in die Gaststube, während Rissom mit scharfer Stimme nach Glasog rief, der mit zerrissenem Rock und zerzausten Haaren angewankt kam.

„Man gut, daß ich mein Glasaug nich ein hatte," schalt er, kam aber doch bald zur Besinnung und ließ sich von Bothilde nach Haus bringen.

Klära ging hinter dem Paare her und wunderte sich, daß sie den Kandidaten aus den Augen verloren hatte. Wenn er sich wirklich etwas aus ihr machte, würde er sie jetzt doch begleitet haben. Er war gewiß zu Fräulein Ebsen gegangen und erkundigte sich, ob sie sich auch erschrocken hätte.

Aber sie fand nicht viel Zeit, ihren eigenen Gedanken nachzuhängen. War doch die Angst über sie gekommen, die Angst, die der Doktor, der spät am Abend eintraf, mürrisch bestätigte.

Dodo hatte Scharlach, und vielleicht würde Tina gleichfalls von der Krankheit befallen werden. Jedenfalls mußten sehr viel Vorsichtsmaßregeln ergriffen werden. Die Krankheit war plötzlich in die Gegend geschleppt worden und trat bösartig auf.

Die Etatsrätin wollte zuerst nicht glauben, welch ein unheimlicher Gast auf Sandberghof eingezogen war; in ihrer Jugend hatte man niemals viel vom Scharlach gehört.

„Kennst Du die Krankheit?" fragte sie ihren Bruder Louis, der frierend und blaß neben ihr saß.

Er nickte.

„In Kopenhagen sind vor einigen Jahren sogar erwachsene, ganz alte Leute daran gestorben."

„Ich bin nicht ängstlich!" rief die alte Dame. Dann sah sie schärfer in sein Gesicht.

„Du bist doch nicht auch krank?"

„Ich fühle mich schon länger nicht ganz frisch," lautete die Antwort, und der alte Herr stand auf und verließ das Zimmer.

Nach zwei Tagen reiſte er ab, von dem Hardesvogt an die Bahn geleitet.

„Der arme Kerl!“ ſagte dieſer nachher zu Kläre. „Er iſt ein ſo kluger Mann und ein ſo feiner Diplomat; aber er hat eine entſetzliche Angſt vor Krankheit und Tod. Paſſen Sie auf, in Kopenhagen wird er gleich wieder wohl werden. Hier aber würde er unfehlbar aus Furcht vor dem Scharlach ſterben.“

Wilder ſprach gelaſſen. Obgleich ſeine Kinder ſehr krank waren, ſchien er doch nicht das Schlimmſte zu befürchten. Auch war es ein Glück, daß er alle Anordnungen treffen und überall eingreifen konnte, wo die Etatsrätin verſagte. Auf ſeine Bemerkungen antwortete Kläre nicht. Der Miniſter hatte ſich nur ſchriftlich von ihr verabſchiedet. Da ſie immer mit den Kindern zuſammen war, wollte er ſie lieber nicht ſehen. Was er ſchrieb, klang liebevoll: wenn ſeine Geſundheit wieder befeſtigt war, würde er ſich erlauben, regelmäßig von ſich Bericht zu erſtatten.

Kläre merkte deutlich, daß es ihm Ernſt war mit ſeinen Abſichten auf ihre Hand, und doch überkam ſie ein Gefühl der Enttäuſchung. Sie war zu jung, um einzuſehen, daß bei einem älteren Manne das eigene Wohlbefinden eine größere Rolle ſpielte, als das Gefühl, das er Liebe nannte.

Nun kamen ernſthafte Tage. Dodo und Tina wurden ſo krank, daß es allen manchmal vorkam, als glitte der Todesengel ſchon durchs Haus. Öde und verlaſſen war es in den ſonſt ſo behaglichen Räumen von Sandberghof; niemand aus der Gegend wagte ſich ins Haus, und die Etatsrätin ſaß meiſtens allein und haderte mit dem lieben Gott, daß ſie, die Alte, nicht krank wurde und ſtarb, während ihre Enkelinnen mit dem Tode rangen.

Nur Onkel Ferdinand kam gelegentlich, dann aber immer nur in die Zimmer des Hardesvogts. Denn auch er war ein wenig ängſtlich und wollte lieber nicht am Scharlach ſterben. Und eines Tages ſchlüpfte Fräulein Bruhn ins Wohnzimmer und ſetzte ſich neben die Etatsrätin.

„Ich bin ganz gewiß nicht bange,“ ſagte ſie mit ihrer kläglichen Stimme. „Aber Herr von Laurentius iſt ängſtlich, und deshalb durfte ich eigentlich nicht kommen. Philippa ſagte nun, ich ſollte nicht ſo dumm ſein und auf ihren Vater hören; aber, ach Gott, ich bin ja immer ſo dumm, und deshalb entbehre ich meine Frau Kammerjunkerin ſo ſchrecklich. Jetzt habe ich drei Muskatnüſſe in der Taſche und waſche mich nachher mit Karbol, und die Kinder brauche ich doch nicht zu ſehen.“

Den ganzen Nachmittag verplauderte ſie mit der Etatsrätin und dieſe wollte ſie kaum wieder gehen laſſen. Das aber mußte ſein, und Glasog brachte die kleine Dame wieder nach Rangelrup, von wo ſie eine Fahrgelegenheit nach Kragsminde hatte.

Durch dieſen Beſuch war die alte Frau Wilder ganz aufgefriſcht worden und erzählte Kläre am nächſten Morgen allerhand Neuigkeiten. Sie hatte nicht erfahren, daß der Preiskegelabend mit ſo ſchlimmer Prügelei geendet hatte; nun berichtete ſie dieſes mit vielem Kopfſchütteln und wußte von Bruhn, daß auch der Kandidat Riſſom an dem Lärm beteiligt geweſen ſei. Die genauen Umſtände hatte die Berichterſtatterin nicht gewußt; aber der Kandidat hatte ſeinen Arm

ſtark verletzt und war bald darauf nach Kiel gereiſt, um ſich ausheilen zu laſſen. In Rangelrup wäre ſchon ein neuer Adjunkt, klein und dick, mit hellblonden Haaren, und Kleinerts wollten eine neue Nichte kommen laſſen.

Die alte Dame ging mit Kläre auf und nieder, und war ſo in ihre Mitteilungen vertieft, daß ſie gar nicht auf ihre Gefährtin achtete.

Die Kinder waren ſchon drei Wochen krank, und Tina beſſerte ſich zuſehends. Bei Dodo aber traten allerhand Komplikationen ein, und noch konnte niemand wiſſen, wann die Beſſerung eintreten würde.

Aber die Etatsrätin mochte nichts mehr von Krankheit hören. Es langweilte ſie, und ſie ſelbſt fühlte ſich vernachläſſigt. Deshalb legte ſie Wert darauf, jetzt von ganz anderen Dingen zu ſprechen, und als ſie ihren Sohn am Gartenzaun entlang gehen ſah, winkte ſie ihn zu ſich.

„Gottfried, Du haſt uns ja nichts von der neulichen Geſchichte in Rangelrup erzählt!“

„Es war die alte Geſchichte!“ erwiderte er, während er langſam näher kam. „Die Saat, von der Firma Laurentius-Lauritzen ausgeſtreut, trägt vielfache Frucht. Wir werden bald in der Gegend mehr Dänen als Deutſche haben.“

„Aber Riſſom ſoll auch etwas abbekommen haben.“

Er zuckte die Achſeln.

„Davon iſt mir nichts bekannt. Jedenfalls hat er ſeinen Schaden in der vernünftigen Vorausſetzung nicht gemeldet, daß ihm alles Klagen nichts helfen würde. Däniſch iſt nun einmal Trumpf in der Gegend, und ſolange der Artikel fünf exiſtiert und nach Belieben hin und her gezerrt werden kann, wird es ſo bleiben.“

Sein Geſicht war finſter geworden, er fragte kaum nach den Kindern und ging dann wieder, um gleich mit einigen Briefen in der Hand zurückzukehren.

„Hier iſt Deine Poſt, Mama, und hier die Ihre, Fräulein Kläre!“

Er reichte ſeiner Mutter ein Schreiben mit der däniſchen Freimarke, und Kläre nahm eins von ihrem Vater in Empfang. Als ſie ſich nun zurückziehen wollte, rief die Etatsrätin ihren Namen.

„Der Brief von meinem Bruder aus Kopenhagen iſt wohl an Sie, Kläre!“

Sie hatte ihre Brille aufgeſetzt und betrachtete in ihrer umſtändlichen Weiſe noch lange die Adreſſe.

Es war ganz natürlich, daß Kläre wie mit Blut übergoſſen daſtand, daß die alte Dame ſie ſcharf über die Brille betrachtete, und daß auch der Hardesvogt wieder näher getreten war und mit einem beluſtigten Lächeln von der Alten zur Jungen ſah.

Es ging alles ſehr ſchnell vorüber. Kläre war mit einigen haſtigen Schritten geflohen, und Mutter und Sohn ſtanden zuerſt ſchweigend nebeneinander, um dann bald lebhaft zu ſprechen.

Als Kläre wieder in ihrem Stübchen ſaß, deſſen gegenüberliegendes Zimmer zum Krankenzimmer gemacht worden war, und wo Bothilde und ſie ſich ablöſten, atmete ſie erleichtert auf. Der Etatsrätin und ihrem Sohne gegenüber war ſie ſich wie eine halbe Verbrecherin vorgekommen, obgleich ſie nichts getan hatte, was

einem Verbrechen ähnlich sah. Der Brief des Ministers war auch sehr harmlos. Er meldete, daß er sich wieder von seinem Unwohlsein erholt hätte, und beschrieb ein Jagddiner, das er mitgemacht hatte. Dann sprach er den Wunsch aus, es möchte seiner lieben jungen Freundin recht gut gehen. Er gedächte ihrer in Treue und würde bald wieder schreiben; sie aber sollte sich nicht mit Antworten quälen, bis die Kinder wieder hergestellt wären.

Er fürchtet die Ansteckung! — dachte Kläre, und dann sah sie einen Stock durch die Luft fliegen, den ein starker Arm vor ihrem Kopf auffing. Hatte sie das eigentlich vergessen? Nun lag er krank, und sein Amt war ihm genommen um ihretwillen. Sie legte den Kopf in die Hände und weinte bitterlich. War das Leben immer so schwer, wie jetzt, und zeigte es ihr gar kein Licht mehr? Oder war es ein Lichtstrahl, wenn sie den alten ängstlichen Minister von Mürwik heiraten durfte und ihrer Familie helfen konnte?

Bothilde war leise in ihr Zimmer getreten.

„Ach, Fräulein, werden Sie nun auch krank?" fragte sie bekümmert. „Das geht nun wirklich nicht an: was sollen wir dann alle machen? Glasog sagt auch, ohne Fräulein Kläre wäre es hier nicht halb so nett, und er weiß wirklich, was nett ist. Wenn er sich auch damals in Rangelrup mit den Dänen prügeln mußte, was er nicht gut lassen konnte. Denn er hatte doch auch ein paar Kaffeepunsche getrunken, und dann die Reibereien von den Dänen! Sie meinen immer, sie haben hier allein zu sagen, und das kann man doch nicht auf sich sitzen lassen. Und dann Sönke Sönksen! Der schmiß auch mit Stöcken, obgleich er sich wirklich still halten sollte. Denn jedermann weiß doch jetzt ungefähr, daß er die Steine gegen das Pastorat geworfen hat, und wenn ich's recht bedenke, dann glaube ich, daß er auch weiß, wo unsere junge Frau geblieben ist, trotz aller seiner Lügen. Gott im Himmel, wenn ich den geheiratet hätte!"

Bothilde hatte immer etwas Beruhigendes, und auch diese lange Rede wirkte eher tröstlich, als langweilig. Kläre weinte nicht mehr und suchte zu lächeln.

„Mit dem Heiraten ist es überhaupt komisch," fuhr Bothilde fort. „Einmal denkt man, man kann jemand heiraten, und dann kann man es nachher doch nicht. Glasog habe ich ja immer lieb gehabt, obgleich er mich ganz ruhig sitzen ließ. Aber die Männer sind anders als wir. Nun lasse ich wieder Sönke sitzen, und deswegen ist er ja wohl so brummig, daß er mit Knüppeln um sich schmeißt."

„Hat er Herrn Rissom geworfen?" fragte Kläre hastig.

„Wurde Herr Rissom getroffen? Davon habe ich nichts gesehen, Fräulein! Ach, da haben viele Menschen blutige Köpfe davongetragen, und das Kalb ist nicht einmal verkegelt worden, weil Herr Ebsen sagte, mit so betrunkenen Leuten wäre nichts anzufangen. Aber dann sollte er es doch nicht angezeigt haben. Der hinkt auch auf beiden Seiten, Fräulein, und seine Tochter ist so großartig und fein, daß sie niemals in die Gaststube geht. Herr Rissom soll sie ja gern leiden mögen, und deshalb ist er wohl auch beim Preiskegeln gewesen, wo er sonst doch nicht hingehört!"

Vom anderen Zimmer rief Tina nach Bothilde; sie folgte diesem Ruf und die Unterhaltung mit Kläre war vorläufig beendet.

Jetzt öffnete sie ihres Vaters Brief, der eigentlich die gewöhnlichen Nachrichten enthielt. Die Mutter viel leidend, die kleine Tochter fleißig, die Brüder kämpften sich durch, der Oberstleutnant selbst hatte auch über allerhand Gebresten zu klagen. Aber er klagte nicht, sondern suchte das Leben zu tragen. Es war immer ein Kampf: nicht allein für den, der mitten auf der Weltstraße stand, sondern auch für den, der irgendwo im Winkel der Großstadt oder auf der Heide lebte.

Ja, das Leben ist ein Kampf. Diesen Gedanken hatte Kläre, als sie zum Mittagessen nach unten gehen, der Etatsrätin und ihrem Sohne gegenüber sitzen mußte; diesen beiden, die wahrscheinlich die Empfindung hatten, daß sie sich in ihre Familie eindrängen und einen alten Mann in ihre Netze spinnen wollte. Aber sie wollte ihnen sagen, wie alles zusammenhing, und auch, daß sie niemals, unter keinen Umständen bereit sein würde, den Minister zu heiraten.

Zitternd vor Aufregung und hocherhobenen Hauptes betrat sie das Eßzimmer, wo die Etatsrätin ihr liebevoll entgegenkam. Sie schloß sie in ihre Arme und küßte sie, ohne ein Wort dabei zu sagen; aber es war so rührend und zart zugleich, daß Klärens Aufregung verschwand, und daß auch sie nichts anderes tun konnte, als schweigend diese Liebkosung dulden.

So sind die Bäume unserer großartigsten Vorsätze manchmal nur Strohhalme, die ein säuselnder Wind umwirft.

Kein Wort sprach die alte Dame jetzt oder hernach über das, was sie dachte und was ihr Herz bewegte. Es war nur ein anderer Ton in ihren Verkehr mit Kläre gekommen, etwas Milderes, Gütigeres, das rührend war, aber zugleich einer Aussprache aus dem Wege ging. Vielleicht machte ihr auch ihr Bruder, von dem sie am nächsten Tage einige Zeilen erhielt, eine Andeutung über die Lage der Dinge. Jedenfalls versuchte sie niemals eine Frage an Kläre zu richten.

Dies war um so merkwürdiger, weil es gegen ihre Natur ging, die das Ausfragen und die Neuigkeiten liebte; aber in großen Dingen war sie immer anders gewesen, als in alltäglichen. So also wurde Kläre halbwegs von ihrer Güte eingesponnen, und da sie jetzt manchmal müde war von vielen Gedanken und Sorgen, so ließ sie die Sachen gehen, wie sie eben gingen.

David Rissom war wirklich aus der Gegend verschwunden, ohne ihr noch einen Gruß gesandt zu haben. Er hatte allerdings einen sehr unangenehmen Armbruch erlitten, der ihn lange Zeit am Schreiben hinderte; aber wenn er an Kläre gedacht hätte, würde er vielleicht Mittel gefunden haben, ihr eine Botschaft zu senden. Aber er dachte nicht mehr an sie; in ihrem heimlichen Zürnen darüber vergaß Kläre immer wieder, daß er ihretwegen die Verletzung erlitten hatte. Und trat ihr in schlaflosen Nächten die Wahrheit vor Augen, dann war es nur, um sie bei Tage wieder von sich zu schieben. Sie liebte ihn ja auch nicht; sie hatte ja ‚niemals' gesagt, als er ihr von seiner Liebe sprach.

Die Wochen gingen dahin; der Herbst kam, und dann war der Dezember da mit seinen Weihnachtsvorbereitungen und seiner Festesfreude.

Langsam, langsam wurden Dodo und Tina wieder gesund. Sie konnten wieder einige Stunden außer dem Bett sein, sich ein wenig beschäftigen, gelegentlich auch durchs Haus gehen. Aber die köstliche Frische der Kinder, ihre Lebens-

freudigkeit, ihr Vergnügen an der kleinsten Abwechslung waren noch nicht wieder da. Der Arzt ermahnte zur Geduld und zur Schonung. Es würde schon alles wieder gut werden, wenn auch erst nach Monaten; die Krankheit war zu schwer gewesen, und nur die sorgfältigste Pflege hatte vorm Schlimmsten bewahrt. So mußte man dann weiter schonen und pflegen und sich nicht wundern, daß sogar Glasogs und Bothildens Hochzeit von den Kindern ziemlich teilnahmslos hingenommen wurde. Eben vor Weihnacht fand sie statt. Pastor Kleinert war wieder gesund und traute das Paar in der Rangelruper Kirche; dann gab es auf Sandberghof ein Mittagessen mit Schweinebraten, Backpflaumen und so viel Punsch, daß Glasog aus Vorsicht sein zur Feier des Tages eingesetztes Glasauge herausnahm und Bothilde in Verwahrung gab. Denn obgleich es unter den Hochzeitsgästen niemand von ausgesprochen dänischer Gesinnung gab, so war überall jetzt die Stimmung erregt, und man konnte niemals wissen, was nach einigen Gläsern Punsch passierte. Es ging aber alles gut, und als Glasog am anderen Morgen der Etatsrätin seine Aufwartung machte, um sich für das schöne Fest zu bedanken, hatte er ein Wort des Wohlwollens für den Ehestand.

„Is doch gut, wenn man eine Frau hat, Frau Etatsrätin. Wen hätt ich sonst mein Auge in Verwahrung geben sollen? Und Bothilde hat da kein einzigmal aufgesessen. Vor ältere Mannsleute is es gut, wenn sie ein Frau haben!"

Wohlgefällig berichtete die Etatsrätin nachher die Unterhaltung und warf dabei einen lächelnden Blick auf Kläre. Diese erwiderte nichts. Was sollte sie auch sagen? Alle vierzehn Tage ungefähr erhielt sie jetzt einen Brief vom Minister; aber bis jetzt hatte er noch keine Antwort von ihr gewünscht, und seine Briefe hätte ein Vater an seine Tochter schreiben können. Höchstens, daß einmal ein Wort von treuer Freundschaft darin vorkam. Es erschien fast widersinnig, gegen diese Briefe sich auflehnen und erklären zu wollen, daß von Heirat keine Rede sein könnte. Und was würde die Etatsrätin sagen, die jetzt so liebevoll war und Kläre immer von neuem zu verstehen gab, wie sehr sie sie schätzte. Es kam dem jungen Mädchen vor, als müßte sie dann gleich das Haus verlassen, und wohin sollte sie sich wenden? In Berlin waren die Eltern froh, daß die Tochter eine so schöne Heimat gefunden hatte; sie würden finden, daß sie die leichtsinnig dahingab.

Unter solchen Gedanken kam der Weihnachtsabend. Er brachte nichts Besonderes; nur für Kläre von der Etatsrätin einen sehr schönen, alten Schmuckgegenstand und für den Hardesvogt einen Brief von der Regierung mit der Mitteilung, daß sein Abschiedsgesuch bewilligt sei und der König ihm den roten Adlerorden vierter Klasse für seine Verdienste verliehen habe.

Mit einem erleichterten Seufzer reichte Gottfried das Schreiben seiner Mutter.

„Gott sei Dank!" sagte er dabei. „Nun bin ich mit dem ersten Januar ein freier Mann und brauche mich nicht mehr über alle Verkehrtheiten zu ärgern, die hier begangen werden!"

Aber die Etatsrätin mußte sich hinsetzen, weil sie so erschrak. Schweigend betrachtete sie den Orden und sah dann zu dem Bilde ihres Mannes hinüber, unter dessen weißen Halstuch ein hoher dänischer Orden hervorkam.

„Der hat es weiter gebracht!“ ſagte ſie nachher betrübt zu Kläre. „Die Wilders ſind ſonſt immer viel vornehmer geweſen als Gottfried. Und er iſt doch klüger als ſein Vater.“

„Klugheit allein macht es wohl nicht!“ erwiderte Kläre und lief dann hinter Tina her, die durch den brennenden Lichterbaum luſtig geworden war und ihrer neuen Puppe den roten Adlerorden um den Hals hängte. Aber der Hardesvogt trat Kläre in den Weg.

„Laſſen Sie ſie doch mit dem Spielzeug ſpielen,“ ſagte er lachend. „Es iſt freilich für große Kinder beſtimmt, aber kleine müſſen doch vor allem ihre Freude haben.“

Und der rote Adlerorden wanderte mit der Puppe in die Leuteſtube, wo Reisbrei und Pförtchen gegeſſen wurden, und jeder der Anweſenden betrachtete nachdenklich den Orden vom preußiſchen König und hörte dabei, daß der Hardesvogt bald nicht mehr Hardesvogt ſein würde.

Glasog berichtete, wie ſein Herr damals 1864 aus dem Bett geholt wurde, um Hardesvogt zu werden, wie er eigentlich keine Luſt dazu gehabt hatte, aber ſpäter von den neuen Herren gebeten worden war, ſein Amt zu behalten. Nun ließen ſie ihn gehen, und gerade zu Weihnachten.

Ja, es war eine komiſche Welt, und die Dänen würden gewiß bald wiederkommen. Auf Kragsminde hatte einer der Dänen eine Genoſſenſchaftsmeierei eingerichtet, und eine Anzahl däniſcher Erntearbeiter hatte gar nicht das Land verlaſſen und arbeitete jetzt bei ihm. Und Hans Lauritzen reiſte von einem Dorf zum anderen, um zu berichten, daß der Artikel fünf, die Abſtimmung, demnächſt zur Ausführung gebracht werden ſollte, und Herr von Laurentius war gleichfalls auf Vortragsreiſen und, wie es hieß, in Kopenhagen geweſen, um ſich neue Verhaltungsmaßregeln zu holen. Ja ja, die Welt war nicht mehr ſo, wie ſie ſein ſollte. Und während bei den Herrſchaften nur Gottfried Wilder anſcheinend erleichtert und guter Dinge war, während er ſein Glas hob und Kläre für alles das dankte, was ſie ſeinen Kindern getan hatte, ſaß die Dienerſchaft ſchweigſam zuſammen und tröſtete ſich über die ſonderbaren Zeitläufte mit viel Eſſen und ſehr viel Trinken.

Am ſpäten Abend ſtand Kläre am Fenſter ihres Zimmers und ſah in die Weihnachtslichter, die oben am Himmel angezündet waren. Eine dünne Lage Schnee lag über der Landſchaft und machte ſie beſonders friedlich und ſchweigend.

Auch über Kläre kam der Weihnachtsfrieden. Wie's kommt, ſo iſt es gut. Dies Wort hatte ihr heute ihr Vater geſchrieben; ſie wollte es nicht vergeſſen.

18.

Das neue Jahr brachte nicht viel Gutes. In Rangelrup brach das Scharlachfieber aus, und Onkel Ferdinand, der das Weihnachtsfeſt bei Freunden in Hamburg zugebracht hatte, erkältete ſich dort ſo heftig, daß es Februar wurde, ehe er einmal wieder nach Sandberghof kam, um ſich eine Taſſe Tee von Kläre zu erbitten. Mit einer gewiſſen zärtlichen Vertrautheit und einem luſtigen Augen-

zwinkern dazu, das deutlich zeigte, daß er auch nicht mehr in der kleinen Preußin eine fremde junge Dame, sondern ein zukünftiges Familienmitglied sah.

Aber Kläre achtete nicht viel auf seine Art. Im Schnee des Winters, in der Grabesstille des Landlebens war ihr doch der feste Wille gekommen, sich von einer Fessel frei zu machen, die ihr ohne ihr Zutun auferlegt war. Es mußte sich nur die Gelegenheit dazu bieten, und noch war sie nicht gekommen.. In der letzten Zeit schrieb der Minister nur noch selten und dann meistens über seine Gesundheit. Um Weihnachten war er bei Glatteis gefallen und hatte sich eine innere Verletzung zugezogen, die ihm viel zu schaffen machte. Wenn Kläre seine etwas mühsam geschriebenen Zeilen las, dann meinte sie immer, er habe vergessen, was er ihr einmal vorgeschlagen hatte. Die Männer waren bekanntlich ein vergeßliches Geschlecht.

Onkel Ferdinand brachte wieder etwas frischeres Leben nach Sandberghof. Er sprach sein Wohlgefallen darüber aus, daß Gottfried seinen Abschied genommen hatte, und schlug ihm vor, gegen das Frühjahr mit ihm eine Reise nach dem Süden zu machen. Dann würde in seinem Heidehause das junge Ehepaar Helmkron erwartet, und er wollte sich lieber davon machen.

Wilder erklärte, mit dem Plan einverstanden zu sein, und seine Mutter seufzte ein wenig. War doch ihr Sohn schon öfters in diesen Winterwochen verreist gewesen und hatte Glasog, wie einem Oberknecht, die Bewirtschaftung des Hofes überlassen. Er schien seine Freiheit genießen zu wollen, und das stille Leben des Hauses war ihm wohl oft zu still gewesen, obgleich Dodo und Tina wieder hergestellt und manchmal auch ganz lustig waren. Aber die wirkliche, echte Kinderlustigkeit war von ihnen gewichen; Dodo wurde altklug und redete weise Dinge, und Tina plapperte ihr alles nach.

„Also das junge Paar kommt wieder!“ sagte die Etatsrätin nachher zu Kläre. „Das freut mich. Es kommt mir immer so vor, als wären wir in diesem Winter ganz besonders eingefroren gewesen.“

Der März nahte sich schon seinem Ende, als eines Sonntagnachmittags ein eleganter Wagen vorfuhr und Baron Axel und seine junge Frau ihren Antrittsbesuch machten.

Da war Riekchen also wieder da: dasselbe Riekchen mit den weichen Zügen und den klaren Augen. Aber diese Augen hatten einen weltfernen Blick bekommen, und um den Mund lag ein wehmütiger Zug. Axel war unverändert. Er schwatzte und lachte in seiner siegesgewissen Art. Aber er saß nicht mehr Hand in Hand mit Riekchen und behandelte sie ein wenig von oben herab.

Den Rittmeister hatte das Paar in seinem Wagen mitgebracht; denn er war natürlich noch nicht zum Reisen gekommen, und Helmkron neckte ihn mit seiner Fluchtabsicht.

„Wir werden bald wieder entfliehen,“ scherzte er. „Glauben Sie, daß ich es hier lange aushalten werde? Ich will nach Kopenhagen und meine alten Freunde besuchen. Alte Freunde sind doch die besten.“

Mit Gottfried Wilder sprach er von Politik und bedauerte, daß er seinen Abschied genommen habe. Der neue Hardesvogt, der in Hastede wohnte und ein früherer Offizier war, sollte, gerade wie der Landrat, nichts von den hiesigen

Verhältniſſen verſtehen. Er ſprach freier, wie es ſonſt ſeine Art geweſen war; aber Herr Wilder antwortete ſehr zurückhaltend. Er ſagte jetzt niemals mehr etwas über die hieſigen Verhältniſſe.

Riekchen und Kläre gingen einen Augenblick auf das Zimmer der letzteren, und die junge Frau trat zum Fenſter und ſah zum Kirchturm von Rangelrup hinüber.

„Iſt es nicht wunderlich, daß ich noch nicht im Paſtorat geweſen bin?“ fragte ſie. „Aber Axel will es nicht. Es ſoll Scharlach im Dorf ſein, ſchlimmer als man denkt, und ich darf nur hindurch fahren. Tante Bettina meldete ſich bei mir an; er hat gleich abgeſchrieben.“

Die beiden Freundinnen begannen gerade, ſich allerlei zu erzählen, da kam Dodo und bat, daß ſie wieder hinunterkommen möchten. Es war noch mehr Beſuch gekommen: Bruhn und Philippa.

„Philippa!“ Riekchen wiederholte den Namen. Dann legte ſie ihren Arm in den von Kläre und ging hinunter.

Es war ein ſonderbares Zuſammentreffen. Den ganzen Winter war Philippa nicht gekommen. Nun machte ſie gerade heute mit Bruhn einen Beſuch, und als die jungen Damen wieder eintraten, ſaß ſie zwiſchen Helmkron und Wilder und ſprach mit beiden Herren, vor allem mit Gottfried Wilder, dem ſie ihr zartgefärbtes Geſicht zuwandte, während Axel ſie unausgeſetzt anſah, ohne den hochmütig-ſpöttiſchen Ausdruck, den er ihr ſonſt gegenüber zur Schau getragen hatte.

Riekchen ſah ernſthaft auf ihren Mann und ſetzte ſich dann neben die Etatsrätin, um in alter zutraulicher Weiſe mit ihr zu plaudern. Bruhn aber umklammerte Klärens Arm und redete heimlich und eifrig auf ſie ein.

„Ach, wir wollten ja ſchon lange, lange kommen, und Philippa iſt wahrhaftig niemals vor Anſteckung bange geweſen. Aber wir hatten ſo ſehr viel zu tun. Philippa arbeitet für Geld: große künſtleriſche Stickereien, die ſie nach Kopenhagen verkauft und recht viel Bezahlung dafür erhält. Aber ſie ſind mühſam zu arbeiten, und ich muß Handlangerdienſte tun.“

„Ich dachte, Herr von Laurentius würde ſehr gut von der däniſchen Partei bezahlt!“ ſagte Kläre.

„Das iſt nicht viel: er wohnt ja frei, und außerdem hat er viele Schulden. Jeden Tag kommt ein Brief oder ein Gläubiger in eigener Perſon. Er hat immer viel mehr Geld verbraucht, als er hatte, und jetzt, wo alle Leute glauben, daß er Einnahmen hat, ſtürzen ſie über ihn her wie die Raben. Haushaltungsgeld gibt's ſchon lange nicht mehr, und deshalb muß Philippa arbeiten.“

Bruhn flüſterte mit Kläre hinter dem Kaffeetiſch, und die letztere mußte unwillkürlich zu Philippa hinüberſehen. Sie ſprach eifrig mit Gottfried Wilder, und ihrem Geſicht ſah man keine Sorge an. Es war nur ruhiger geworden und die Augen blickten weniger düſter.

„Nun freue ich mich, daß ich noch lebe,“ fuhr Bruhn fort. „Wir haben nur eine Frau für die ſchwere Hausarbeit; das andere muß ich beſorgen. Und dann ſuche ich die Seiden aus und verſuche ein wenig zu ſticken, und dann kommt dieſe und jene Beſorgung. Zum Sterben habe ich noch keine Zeit!“ Und ihre ängſtlichen, runden Augen lächelten ein wenig.

Helmkrons fuhren zuerſt wieder weg, nachdem Kläre verſprochen hatte, an einem der nächſten Sonntage mit den Kindern nach dem Heidehaus zu fahren. Als ſie gegangen waren, verſchwand Philippa, um dann mit einem feſtverbundenen Korb zurückzukehren, der bis dahin im Flur geſtanden hatte, und den Glasog ſchon mißtrauiſch betrachtet hatte.

„Ich weiß nicht, ob ihr ihn haben wollt!“ ſagte ſie zu Dodo und Tina. „Bei uns iſt er böſe und biſſig; aber vielleicht hat er euch lieber als mich!“

Ob ſie ihn haben wollten! Den grünen Papagei, der mürriſch und ſchweigſam in einem Hühnerkorb ſaß und gleichgültig auf ſeine Umgebung ſtarrte. Zum erſtenmal ſeit ihrer Krankheit ſtieß Dodo einen lauten Jubelſchrei aus, und Tina ſprang hoch in die Luft.

Ach, es war kein Affe, kein Bär, kein Kamel; aber es war doch ein wildes Tier! Eins, das in Aſien oder Amerika geboren war und Schlangen und Affen, Tiger und Löwen geſehen hatte.

Es war rührend, wie die Kinder ſich freuten; ſogar die Etatsrätin lächelte, obgleich ſie nicht für Papageien und beſonders für dieſen nicht ſchwärmte, und Gottfried Wilder ſah Philippa ſo freundlich an, daß Kläre einen leiſen Stich im Herzen empfand. Aber dann ſchämte ſie ſich und war beſonders freundlich gegen das däniſche Mädchen.

Der Papagei gewöhnte ſich bald ein in Sandberghof. Er war noch gelegentlich biſſig; aber Dodo und Tina durften ihn ſehr bald anfaſſen und füttern. Das war für die kleinen Mädchen die Hauptſache, und die anderen bekümmerten ſich nicht viel um ihn.

Es war verabredet worden, daß Kläre am nächſten Sonntag nach dem Heidehaus fahren ſollte; die Etatsrätin erkältete ſich jedoch, und aus Kopenhagen kam die Nachricht, daß Herr von Mürwik bettlägerig ſei. Er berichtete es zwar ſelbſt und erwähnte in einem Briefchen an Kläre kein Wort von ſeiner Krankheit; aber ſeine Schweſter wurde doch ſehr beſorgt.

„Wenn ſchlimmere Nachrichten kommen, Kläre, dann fahren wir beide nach Kopenhagen,“ ſagte ſie.

Kläre öffnete den Mund zu einem Widerſpruch, aber die alte Dame ſprach ſchon von anderen Dingen. Sie ſelbſt war Kläre gegenüber, wenn die Rede auf den Miniſter kam, etwas verlegen. Es kamen auch wieder beſſere Nachrichten, und am dritten Sonntag fuhr Glasog mit Kläre und ihren Zöglingen nach dem Heidehaus.

„Iſt es nicht ſchön hier?“ fragte Riekchen. Da führte ſie ihren Gaſt um das Haus herum und mitten in die Heidehügel. Sie waren noch düſter und kahl, aber Ginſter und Wacholder grünten oder zeigten gelbe Spitzen, und über dem fernen Walde lag der Hauch des Frühlings.

„Es iſt einſam!“ ſagte Kläre.

„Einſam?“ Riekchen lächelte. „Es war einſamer in Paris!“ erwiderte ſie. „Hier läuten die Kirchenglocken von Rangelrup, die Lerchen ſingen, und der Wind weht, wie einſtmals.“

Ihre Augen nahmen einen träumeriſchen Blick an, aber ſie ſprach von alltäglichen Dingen. Ihr Mann war auf einige Wochen verreiſt; damit ſie aber

doch nicht allein sein sollte, hatte er ihr eine Art Gesellschafterin, zugleich Pflegerin, verschrieben. Pflegerin für künftige Zeiten: wenn der kleine Helmkron erscheinen sollte. Aber es dauerte noch ein Weilchen.

„Diese Pflegerin macht einen wunderlichen Eindruck," berichtete Riekchen. „Sie trägt eine große, weiße Mütze und blaue Brillen. Vor Fremden läßt sie sich gar nicht sehen. Aber sie hat aus Kiel ein sehr gutes Zeugnis, und vielleicht wird sie mir allmählich angenehmer werden."

„Darf Deine Tante Dich noch immer nicht besuchen?" fragte Kläre.

„Doch —" Riekchen setzte sich auf einen großen, von der Sonne beschienenen Stein und pflückte ein Stückchen Moos von ihm.

„Tante Bettina ist einmal hier gewesen. Aber nebenan vom Pastorat, im Schullehrerhaus, ist noch immer Scharlach, und Axel ist meinethalben ängstlich. Auch mag er Tante Bettina nicht leiden und spottet über sie. Deshalb freue ich mich, wenn sie wegbleibt."

„Er war immer so aufmerksam gegen sie."

„Er war falsch," entgegnete Riekchen gelassen. „Er ist überhaupt unaufrichtig und rachsüchtig. Mich hat er nur geheiratet, um sich an Philippa Laurentius zu rächen; in Paris hat er's mir hundertmal gesagt. Sie hatte ihn aufgegeben. Nun wollte er ihr zeigen, wie er sich rächen konnte."

Es wurde still zwischen den beiden. Oben im Himmel sang die Lerche ihr Lied, und von irgendwo her blökte ein Schäflein.

„Und Du?" Kläre mußte es fragen, und Riekchen wickelte sich in ihren weichen Mantel.

„Was liegt an mir?" Ihre Stimme klang leise. „Ich bin nur ein armes, kleines Menschenkind: schnell verweht und leicht vergessen. Vielleicht, wenn der kleine Helmkron kommt —" sie hielt inne und horchte auf einen Vogelschrei vom Moor her.

„Ich hätte ihn ja nicht heiraten sollen," setzte sie nach einer Weile hinzu. „Aber Tante Bettina konnte sich nicht denken, daß ich ein solches Glück abzulehnen vermochte, und David Rissom liebte nur Dich. Ich merkte es sehr bald; mir gegenüber konnte er sich nicht verstellen. Es war hart, aber die Liebe kommt ja immer unversehens." —

Kläre wollte etwas erwidern, aber Riekchen faßte ihre Hand.

„Wir wollen nicht darüber sprechen. Nun ist er ja weg, und ich höre, daß er irgendwo auf einem einsamen Dorfe bei einem steinalten Pastoren ist. Ich denke auch nur an ihn, als wohnte er auf einem fernen Stern, und ich habe keine Wünsche mehr. Nur den, daß ihr zwei euch doch noch finden möchtet. Das Leben ist doch anders, wenn die Liebe darin mitredet."

Tina und Dodo kamen vom Hause her gelaufen. Sie hatten ihren Onkel besuchen wollen, ihn aber nicht zu Haus getroffen.

„Was für eine komische Madame hast Du bei Dir im Hause!" rief Dodo. „Wenn wir uns umdrehen, dann steht sie hinter uns und sieht hinter uns her. Wenn wir aber mit ihr sprechen wollen, dann ist sie verschwunden."

„Madame Peterſen mag keine fremden Menſchen leiden!“ erklärte Riekchen lächelnd. „Über ſie müßt ihr euch nicht wundern —“

Sie ſprach dann noch in alter Freundlichkeit mit den Kindern, erzählte ihnen von ihrer Reiſe und ſchenkte jeder ein hübſches Bild. Nach einer behaglichen Schokoladekollation fuhren die drei Sandberghöfer zufrieden heim, und auch Glasog meinte nachher, daß die junge Frau Baronin noch gerade ſo nett wäre wie Fräulein Riekchen.

Aber Kläre kämpfte doch mit einem unbehaglichen Empfinden, deſſen ſie nur mühſam Herr wurde. Es war ihr ſo ſchwer geworden, Riekchen allein auf der Heide zu laſſen, als einzige Geſellſchaft die zwei Dienſtleute und die Pflegerin, die ſich ungern zeigte. Am liebſten wäre ſie bei ihr geblieben; davon aber konnte natürlich keine Rede ſein, und Riekchen erwartete auch, daß ihr Onkel oder die Tante in den nächſten Tagen einmal kommen würden. Und es war natürlich auch verkehrt, ſeinen Gefühlen nachzugeben; aber als Kläre ſchon auf dem Wagen ſaß, mußte ſie noch einmal hinunterſpringen und Riekchens zarte Geſtalt, die in der Haustür ſtand, noch einmal feſt in die Arme ſchließen.

„Ich liebe Dich ſehr!“ flüſterte ſie haſtig und ſelbſt erſtaunt über dieſen Gefühlsausbruch. Riekchen ſah ſie aus ſchwermütigen Augen lächelnd an.

„Auf baldiges Wiederſehen!“ ſagte ſie in ihrer einfachen holdſeligen Art.

Ja, Kläre wollte, ſobald ſie konnte, wieder ins Heidehaus und Riekchen zeigen, daß ſie ſie wirklich liebte. Ach Gott, es war ja nicht viel, was ſie ihr geben konnte; aber ihr Gefühl kam aus warmem Herzen, und wenn dann erſt der kleine Helmkron da war, dann würde auch Riekchen wieder fröhlich werden und nicht glauben, daß man ſie leicht vergeſſen und wenig lieben konnte.

Es war dunkel geworden. Am Himmel entlang glitten graue Wolken, und hinter ihnen ſtieg eine ſchmale Mondſichel auf. Die Pferde trabten, die Kinder ſchliefen, Glasog ſummte ein Liedchen. Denn, obgleich er unzufrieden mit der Welt im allgemeinen war, ſo war er zufrieden mit ſeiner Bothilde.

Ein leichter Einſpänner mit hellbrennenden Laternen fuhr eilig an dem Wagen vorüber, und Glasog wandte ſich um nach Kläre.

„Das war der Herr Landrat. Kommt woll mal wieder von Kragsminde.“

„Aber dies iſt doch nicht der richtige Weg nach Kragsminde,“ wandte Kläre ein.

„Oh, er nimmt mannichmal einen andern, damit daß die Leute nich ſchnacken ſollen. Er mag das Fräulein ja woll ſo furchtbar gern leiden. Wenigſtens hör ich das ſo. Nu, ſie is ja auch nüdlich.“

Er ſchnalzte mit der Zunge, und die Pferde liefen ſchneller, während Kläre an Kurt Berkow denken mußte. Er kam nicht mehr nach Sandberghof, und ſein Kreis war ja auch ſo groß, daß er nicht überall hinfahren konnte. So ein Landrat hatte bekanntlich viel zu tun, und wenn dann noch die Liebe dazu kam, dann war es nicht zu verwundern, wenn er andere Menſchen vernachläſſigte. Beſonders die in der hieſigen Gegend, die doch alle mit ihm unzufrieden waren. Durch ſeine Vorliebe für die Laurentius hatte er den Dänen Tür und Tor geöffnet. Sie wurden täglich übermütiger, und Streit und Zank mit den Deutſchgeſinnten bildeten

die Tagesordnung. Kein Wunder, daß Herr Gottfried Wilder nur spöttisch lachte, wenn von dem Landrat die Rede war. Ob Philippa ihn wirklich heiraten würde, wenn er sie fragte? Und würde er sie fragen?

Kläre war so in ihre Gedanken vertieft, daß sie nicht bemerkte, wie der Wagen auf das Pflaster von Sandberghof fuhr und dann vor der Tür hielt. Halb verschlafen stieg sie aus und half auch Dodo und Tina vom Wagen. Aber im Hausflur trat ihr die Etatsrätin entgegen. Zur Reise gekleidet, in Umschlagetuch und Kapottehut, mit einem feierlichen Ausdruck, der Kläre das Herz klopfen machte.

Die alte Dame nahm sie an die Hand und führte sie ins Wohnzimmer.

„Liebe Kläre," ihre Stimme zitterte ein wenig, „mein Bruder Louis ist schwer krank. Heute habe ich das Telegramm erhalten, und heute abend werde ich mit dem Nachtschnellzug nach Kopenhagen fahren. Sie werden mich begleiten, nicht wahr?"

„Ich?" Kläre trat zurück. „Frau Etatsrätin, ich — ich würde Ihren Bruder niemals —"

Eine Hand legte sich ihr auf den Arm, und Gottfried Wilder stand neben ihr.

„Sie werden meiner Mutter diese Bitte hoffentlich nicht abschlagen, Fräulein von Hagenthal. Es ist eine so schwere Reise."

„Weshalb gehen Sie denn nicht?" fragte sie fast zornig.

„Ich möchte nicht gern nach Kopenhagen; außerdem halten mich verschiedene Geschäfte hier zurück. Die Kinder können auch nicht ganz allein bleiben."

„Hoffentlich kommen Bruhn und Philippa hierher!" setzte die Etatsrätin hastig hinzu. „Ich habe ihnen schon einen Boten geschickt; Bruhn ist zuverlässig und Philippa wird sich der Kinder annehmen. Sie aber, Kläre, kommen mit mir ans Sterbebett meines Bruders, der auch Ihnen nahe steht!"

Sie brach in Tränen aus, und Bothilde, die inzwischen eingetreten war, setzte sie in ihren Lehnstuhl und redete ihr zu. Kläre aber wandte sich an Gottfried Wilder.

„Ich hätte ihn niemals heiraten können, niemals, niemals! Mein Herz gehört einem andern; ich habe es schon lange sagen wollen, man hat mich nur nicht reden lassen!"

Wilder schob sie sachte in das neben dem Wohnzimmer liegende Gemach.

„Regen Sie sich doch nicht so auf, liebes Fräulein. Von Ihnen wird ganz gewiß nicht mehr verlangt werden, daß Sie meinen armen, alten Onkel heiraten sollen. Aber vielleicht könnten Sie doch meine Mutter begleiten, und falls Sie den Kranken noch am Leben finden sollten, ihm durch Ihr Erscheinen eine letzte Freude bereiten. Ist das so sehr viel verlangt?"

Sein Ton war ernst geworden, und Kläre machte eine ungeduldige Bewegung.

„Die ganze Sache ist mir gewissermaßen aufgezwungen worden. Der alte Herr war sehr liebenswürdig; aber er hat niemals eine zustimmende Antwort von mir erhalten. Und nun —"

„Nun sollen Sie nichts weiter tun, als meine Mutter begleiten."

Herr Wilder sprach etwas ungeduldiger; dann, als Kläre schwieg, sah er nach seiner Uhr.

„Sie haben noch eine halbe Stunde Zeit zum Packen. Sollten Sie sich entschließen mitzureisen, müßten Sie wohl Ihre Vorbereitungen treffen. Sonst muß Bothilde ihren Reisesack in Ordnung bringen. Übrigens glaube ich wirklich nicht, daß Herr Rissom etwas dagegen haben würde, daß Sie an das Sterbebett meines Onkels gehen. Falls Sie es wünschen, werde ich ihm den Sachverhalt mitteilen!"

Einen Augenblick stand Kläre regungslos. Dann ging sie aus der Tür ohne zu antworten.

Nach drei Stunden saß sie in dem Nachtschnellzuge, der in Hastede nur eine Minute hielt und dann weiter gen Norden brauste. Neben ihr saß aufrecht, in Decken und Kissen gehüllt, die Etatsrätin,

„Er muß leben, bis wir kommen, Kläre!" sagte sie wohl zum hundertsten Male.

Und Louis Mürwik lebte noch, als die zwei Frauen an seinem Lager standen, lächelte ein wenig, und in seine großen Augen trat der alte, gütige Ausdruck. Aber er konnte nicht mehr viel sprechen; nur einmal nannte er Klärens Namen, zog ihre Hand an seine Lippen und wandte den Kopf zu seiner Schwester, damit sie nicht von ihm gehen sollte.

Acht stille, ernsthafte Tage. Mitten im Getriebe der Hauptstadt, im Erwachen der Natur, in Sonnenschein und Frühlingsglanz. Dann war alles vorüber; und das, was von Louis Mürwik irdisch war, lag auf dem Paradebett in bunter Uniform, mit Orden und Ehrenzeichen. Bis auch dies vergangen war, und nur ein Erdenhügel übrig blieb. Ein Hügel auf hochgelegenem Kirchhof mit himmlischem Blick auf die See und die leise dahingleitenden Schiffe.

Nach weiteren acht Tagen fuhren die Etatsrätin und Kläre wieder heim. Die letztere kaum minder aufgeregt als wie auf der Hinfahrt, die alte Frau gefaßt und ergeben.

„Nun kommt die Reihe wohl bald an mich, liebe Kläre, und das Sterben soll mir nicht schwer werden. Ich habe die meisten Freunde drüben. Und wenn ich nur wüßte, daß mein Gottfried nicht so ganz allein bliebe — er ist eigentlich zu jung, um ganz allein zu bleiben — ja, dann ginge ich noch lieber davon. Aber ich bin dankbar für alles Gute, und daß mein lieber Bruder Ihrer in seinem Testament gedacht hat, ist mir eine große Freude, und zugleich ein Trost. Er mußte es ja tun; aber manchmal wird das Nächstliegende vergessen. Doch hoffte ich schon, daß er sich dankbar beweisen würde."

Dankbar wofür? Als Kläre am Tage der Abreise von Kopenhagen erfahren hatte, daß ihr vom Minister fünfzigtausend Kronen vermacht worden waren, war ihre erste Empfindung die der heftigsten Abwehr gewesen. Aber die anderen Verwandten hatten alle dieses Legat selbstverständlich gefunden. Der General und seine Frau, die von Jütland herbeigeeilt waren, die Etatsrätin und noch andere dänische Vettern und Basen. Ja, der General hatte sogar die Ansicht ausgesprochen, da sein Bruder ein recht beträchtliches Vermögen hinterlassen hätte, müßte Fräulein von Hagenthal eigentlich mehr haben.

Es nützte nichts, daß Kläre zu widersprechen suchte. Die Dänen, die zum Teil nur gebrochen Deutsch sprachen, verstanden sie nicht, und der Etatsrätin konnte

ſie ihren Gedankengang überhaupt nicht klar machen. Louis hatte ſie doch heiraten wollen, wenn Gott ihm das Leben gelaſſen hätte; ſie war an ſeinem Sterbebett geweſen, nun mußte ſie auch ein Andenken von ihm annehmen.

„Ich, liebe Kläre, werde Sie überhaupt immer als ein Mitglied der Familie anſehen!“ ſetzte ſie unter Tränen hinzu, und Kläre konnte nicht viel antworten.

Jetzt auf der Heimfahrt war es dann wohl natürlich, daß dieſes Legat in ihr allerhand Vorſtellungen erregte, die ſich nicht abweiſen ließen. Sie dachte an ihre Eltern, ihre Geſchwiſter. Mit den Zinſen dieſes Kapitals konnte manche Erleichterung geſchafft werden, und ſie brauchte vielleicht nicht immer ‚in Stellung‘ zu ſein, wie Bruhn ſagen würde.

In Stellung! Bei dieſem Wort mußte ſie doch lächeln, und dann ſah ſie plötzlich ein ſtilles kleines Paſtorat mit Strohdach vor ſich, und in der Haustür einen hochgewachſenen Mann mit einem häßlichen, klugen Geſicht.

Aber das waren Phantaſien; denn er ließ nichts von ſich hören und zürnte ihr, daß ſie ihm niemals gedankt hatte, für den Arm, den er ſchützend über ſie gehalten, und den ein Stock ihm zerſchmettert hatte.

Ach, ſie war dumm geweſen — dumm und töricht! Und das Grübeln nützte nichts. Eben fuhr der Zug im Morgengrauen in die Station Haſtede ein; Glasog öffnete ſchon die Coupétür, und dann ſaß ſie mit der Etatsrätin in der Halbchaiſe, und es ging im gemächlichen Trott nach Haus.

„Es iſt doch alles wohl?“ fragte Frau Wilder, während ſie ſich noch eine Extradecke überlegen ließ.

„Zu Haus alles wohl,“ erwiderte er. „Auch die Damens von Kragsminde“

Die Etatsrätin ſeufzte erleichtert.

„Ich freue mich, freue mich ſehr. Ach, das Heimkommen iſt doch gut — ſehr gut!“

Sie ſprach die Worte mehrmals vor ſich hin und ſchlief dann ein wenig ein, während Kläre in den Morgennebel blickte, der vor der Sonne verging. Sie hatte gar nicht mehr an Philippa und Bruhn gedacht; nun waren ſie auf Sandberghof und würden von der Etatsrätin erfahren, in welches Verhältnis man ſie zu dem Miniſter geſtellt hatte. Bruhn würde Ehrfurcht empfinden, und Philippa vielleicht lächeln. Und dann würde ſich das Gerücht ihrer kleinen Geſchichte bemächtigen und ſie würde anderswo berichtet werden, entſtellt und vergrößert.

Kläre ſah nicht mehr die lachende Frühlingslandſchaft; ſie quälte ſich mit tauſend Sorgen — auch dann noch, als der Wagen eben vor Sandberghof hielt und Dodo und Tina hineinkletterten, um die Ankommenden zu begrüßen, und zu berichten, wie artig ſie geweſen waren.

Vor der Haustür wartete Gottfried Wilder; neben ihm ſtand Philippa, in einem einfachen, hellen Kleide, und friſch wie der Morgen ſelbſt. Auch Bruhn kam herbei und hängte ſich nach wenigen Minuten an Klärens Arm.

„Gut, daß Sie wieder da ſind!“ flüſterte ſie. „Die Kinder ſind doch etwas ſchwer zu regieren, und ich mag niemals etwas ſagen. Aber Philippa kann gut mit ihnen fertig werden, und auch mit Herrn Wilder. Und manchmal denk ich —

aber ich denke dumm; denn nun kann alles ganz, ganz anders kommen, obgleich ich es nicht glaube. Denn Philippa iſt gleichfalls anders geworden."

„Sie ſprechen in Rätſeln," ſagte Kläre, ſich ungeduldig losmachend. „Ich möchte in mein Zimmer und mich etwas in Ordnung machen. Iſt hier etwas Beſonderes geſchehen?" ſetzte ſie milder hinzu, denn die kleine Bruhn ſah ſie mit ſo traurigen Augen an.

„Hier nicht," erwiderte ſie langſam. „Hier nicht!" wiederholte ſie. „Aber im Heidehaus iſt die kleine Baronin am Scharlachfieber geſtorben, und übermorgen iſt die Beerdigung."

19.

‚Vergeſſen, verweht vom Winde!'

An dieſe Worte mußte Kläre denken, als ſie in der Rangelruper Kirche ſaß und auf Riekchens mit Frühlingsblumen bedeckten Sarg blickte, in dem die junge Frau ſchlief mit ihrem zu früh geborenen Söhnchen im Arm.

Vor einem Jahre waren Riekchen und ſie in dieſes Land gemeinſam eingezogen; nun zog die kleine Freundin auf immer davon, und nach einigen Jahren war ihr Andenken vergeſſen und verweht. Ging es wirklich ſo ſchnell vorüber, auch mit dem lieblichſten Menſchenleben, was ſorgte und quälte man ſich dann eigentlich mit großen und kleinen Schmerzen?

„Denn alles Fleiſch iſt wie Gras, und alle Herrlichkeit des Menſchen wie des Graſes Blume. Das Gras iſt verdorret und die Blume abgefallen; aber des Herrn Wort bleibet in Ewigkeit."

Alſo klang David Riſſoms Stimme durch die Kirche.

Es war Riekchens letzter Wunſch geweſen, daß Riſſom ihr den letzten Gruß nachrufen ſollte. Nun ſtand er zu Häupten ihres Sarges und ſprach zu den Leidtragenden, zu Paſtor Kleinert, deſſen ſonſt ſo mildes Geſicht einen verſtörten Ausdruck trug, zu der Paſtorin, die herzbrechend weinte, zu Axel Helmkron, der den Blick kein einziges Mal vom Erdboden erhob. Er hatte ſeine Frau nicht mehr lebend getroffen; ein Telegramm, das ihn ſuchte, erreichte ihn nicht. Erſt am geſtrigen Tage war er gekommen.

Die Kirche war nicht voll; noch immer forderte der Scharlach in Rangelrup ſeine Opfer; viele Menſchen waren ängſtlich, zu der Beerdigung zu kommen. Kläre ſaß ganz hinten. Heute waren die Etatsrätin und ihre Enkelinnen nicht mitgekommen; die alte Frau Wilder hatte genug von Trauerfeierlichkeiten, wie ſie ſagte, und die Kinder durften nicht. Kläre ſaß auch lieber allein und dachte an Riekchen und ihre Lieblichkeit und an alles, was ſie ihr teuer gemacht hatte. Sie merkte nicht, daß ſich Kurt Berkow neben ſie geſetzt hatte; erſt als der Trauerzug aus der Kirche ging in einen leiſe fallenden Regen hinein, da hielt er den Schirm über ſie, und ſie reichte ihm die Hand.

Er ſah blaß aus und ein wenig verdroſſen; langſam ging er neben ihr her bis zum offenen Grabe, an dem Paſtor Kleinert ein Gebet ſprach. Seine Stimme klang müde, und als er geendet hatte, ſtützte er ſich ſchwer auf David Riſſom, der neben ihm ſtand.

Digitized by Google

Dann war auch das wieder vorüber, und halb im Traum hörte Kläre, wie die Glocken läuteten, wie die Menschen sich lebhaft sprechend zerstreuten. Es war vorüber — verweht, vergessen.

„Ich habe Dich lange nicht gesehen," sagte sie halb gedankenlos zu ihrem Vetter.

Der Regen hatte nachgelassen. Berkow schloß den Schirm und verließ dann mit ihr den Kirchhof.

„Ist Philippa Laurentius eigentlich schon lange bei euch?" fragte er.

Ehe Kläre antworten konnte, kam Gottfried Wilder hinter beiden her. Auch er war zur Beerdigung gewesen, und sein Gesicht war sehr ernst. Aber Kurt begrüßte er artig.

„Wollen Sie nicht bei uns einkehren, Herr von Berkow? Bei Gustav Ebsen ist heute mal wieder Kegelfest; da wird's unruhig hergehen: bei uns ist es stiller."

Berkow nahm die Einladung an und setzte hinzu, er hätte schon lange auf Sandberghof einen Besuch machen wollen, aber zu viel Abhaltung gehabt. Wilder wollte zu Ebsen gehen, um Berkows Wagen nachkommen zu lassen; aber Kurt bat dringend, davon Abstand zu nehmen. Er habe nachher doch noch in Rangelrup zu tun und würde mit Vergnügen den kleinen Weg zu Fuß gehen.

Beide Herren überboten sich in Höflichkeit; es kam Kläre vor, als wollte jeder dem anderen zeigen, daß er persönlich nichts gegen ihn hätte. Es war nur die politische Meinungsverschiedenheit, die beide auseinander geführt hatte.

Auch die Etatsrätin begrüßte den Landrat mit vornehmer Gelassenheit, erzählte gleich von ihrer eigenen Trauer und bemerkte nicht, wie er sich unruhig umsah, sobald jemand ins Zimmer kam, bis dann endlich Philippa eintrat und er sie mit einem Aufatmen begrüßte.

„Ich habe Sie so lange nicht gesehen, Fräulein von Laurentius. Die letzten Male, als ich Ihren Vater besuchte, hatte ich nicht das Glück, Sie zu treffen."

„Mein Vater ist auch nicht mehr auf Kragsminde," sagte Philippa in ihrer lässigen Art. „Er wäre gern geblieben; sein Steckenpferd ist ja die Propaganda für die dänische Sache. Aber es ging nicht mehr!"

Berkow wurde unruhig.

„Ich habe nicht den Eindruck gehabt, als arbeitete Ihr Vater in der dänischen Propaganda — ich meinte doch —"

„Haben Sie das nicht gemerkt?" Philippa lächelte. „Nach meiner Ansicht handelte er sehr offenkundig; er hat auch viel erreicht. Deshalb werden sie ihm hoffentlich auch in Kopenhagen weiter helfen."

Kurt Berkow sah sie verständnislos an; aber er konnte nicht fragen, da zu Tisch gegangen wurde, wo er zwischen Herrn Wilder und seiner Mutter sitzen und sich mit ihnen unterhalten mußte. Er nahm sich zusammen und sprach von allen erdenklichen Dingen. Dabei trank er von dem schweren Rotwein, der ihm vorgesetzt wurde, ein Glas nach dem anderen, und Bothilde mußte zweimal in den Keller laufen, weil die Flaschen so schnell leer wurden.

Nach dem Essen wandte sich Philippa zu Kläre.

„Wissen Sie, daß wir nach Ihrer Rückkehr kaum miteinander gesprochen haben?"

Das war richtig. Riekchens Tod hatte Kläre innerlich so zerschlagen, daß sie noch keinen klaren Gedanken gehabt und sich wenig um ihre Umgebung gekümmert hatte. Aber sie ließ sich gern von Philippa in den Garten führen. Der Regen war vorübergezogen, und die Amseln sangen leise. Die Welt war einmal wieder jung und grün geworden; von Westen her kam lauer Wind, und wer gute Augen hatte, der konnte nach Osten hin die See flimmern sehen.

Schweigend saßen die zwei jungen Mädchen auf Klärens Lieblingsplatz. Kläre wußte nicht, was sie mit Philippa sprechen sollte, und auch diese schien keinen Anfang finden zu können.

Da stand Kurt Berkow plötzlich vor ihnen.

„Der Hardesvogt will noch rauchen," sagte er mit etwas schwerer Zunge, „aber ich —" er vollendete seinen Satz dadurch, daß er die Zigarre von sich warf. Dann setzte er sich Philippa gegenüber und öffnete den Mund zu einem neuen Satz, als sie ihm zuvorkam.

„Herr Wilder ist kein Hardesvogt mehr, Herr von Berkow. Dafür haben Sie und mein Vater gesorgt!"

„Ich?" Berkow war erstaunt. „Und Ihr Vater? Sie sprechen nicht gut von Ihrem Herrn Vater."

„Er ist ein Däne und hat dänische Gedanken," entgegnete sie ruhig. „Sonst spreche ich nicht schlecht von ihm. Aber ich habe mich allerdings manchmal gewundert, daß Sie, der preußische Beamte, sich so von einem Dänen beeinflussen ließen. Je länger ich in diesem Lande bin, desto mehr sehe ich ein, daß es durch und durch deutsch ist. Sie aber begünstigen eine ungesunde dänische Agitation."

„Das ist eine Verleumdung!" rief er; dann lächelte er wieder. „Mein gnädiges Fräulein, Sie und ich wollen doch nicht von der leidigen Politik sprechen. Sie verdirbt den Charakter."

„Andere Dinge verderben gleichfalls den Charakter: zum Beispiel Schulden. Mein Vater hat deren so viele, daß er gezwungen wurde, Kragsminde zu verlassen und sich nach Dänemark zu flüchten. Ich kenne ihn nicht anders, als immer mit Schulden kämpfend. Und er hat den Kampf immer verkehrt angefangen: niemals bei sich selbst, sondern immer bei anderen Hilfe suchend. Einmal aber reißt auch dieser Strick; selbst dann, wenn er an einen Haken geknüpft ist, den man die Wiedergewinnung von Südjütland nennt. Politik darf man überhaupt nicht treiben, wenn man damit Geld verdienen will."

Philippa hatte ernsthaft, halb für sich gesprochen, und Kurt sah sie unsicher an.

„Solche Sachen sind allerdings unangenehm," begann er, „aber schließlich kann vielleicht noch alles gut werden. Jedenfalls hoffe ich —"

„Daß für mich gesorgt ist? Ich habe Anwartschaft auf einen Platz im Damenkloster, Herr von Berkow. Vielleicht aber muß ich noch zwanzig Jahre warten, und bis zu der Zeit kann man einigemal verhungern."

„Aber —" Kurt rückte unruhig auf seinem Platz.

„Sie meinen, ich könnte mich inzwischen verheiraten? Vielleicht mit Herrn von Helmkron, der jetzt wieder Witwer ist und den ich einmal über alle Maßen liebte? Er denkt es möglicherweise selbst; denn er hat mir den Tod seiner Frau in einem eigenhändigen Briefe angezeigt und eine Wendung dazu gemacht, als sehnte er sich bei mir nach Trost. Ich werde ihn aber nicht trösten, Herr von Berkow. Ich bin müde und möchte Ruhe finden — Ruhe in Arbeit und Schaffensfreude. Denn nur das ist die wahre Ruhe, die für sich und für andere schafft."

Philippas Stimme klang noch immer ruhig, und Kurt Berkow sah eine Weile in ihr schönes, ernsthaftes Gesicht. Dann erhob er sich.

„Erlauben Sie, daß ich mich von Ihnen verabschiede, Fräulein von Laurentius."

Flüchtig berührte er ihre Hand; dann ging er hochaufgerichtet durch den Garten. Kläre ging mit ihm. Sie hatte die Empfindung, daß sie bei ihm bleiben müßte.

Sie erklärte auch, daß sie ihn nach Rangelrup begleiten wollte, und während er ins Haus ging, um sich von Wilder zu verabschieden, wartete sie draußen. Ob es nötig gewesen war, dem armen Kurt diese bittere Medizin einzugeben? Sie dachte noch darüber nach, als sie jemand am Arm berührte. Sönke Sönksen stand vor ihr und redete sie hastig an.

„Ich will's dem Hardesvogt sagen, für hundert Taler! Ja, dann sag ich's! Aber hundert Taler!"

Ein widerlicher Fuselgeruch ging von ihm aus, und Kläre wich zurück.

„Was wollen Sie?" rief sie erschreckt. „Machen Sie, daß Sie wegkommen!"

Er aber hörte nicht auf sie.

„Für hundert Taler sag ich's. Ganz genau hab ich's ja nie gewußt; Karen Nielsdatter betrog mich immer; nun aber weiß ich's, und der Hardesvogt braucht nicht mehr böse auf mich zu sein!"

„Was ist los?" rief Bothilde, die plötzlich auch vorm Hause erschien; aber Sönke schnitt eine Fratze und stieß einen Fluch aus.

„Dir sag ich nichts, gar nichts. Du hast mich betrogen. Verflucht sollst Du sein und Dein glasäugiger Mann!"

Bothilde schrie laut auf, und als in diesem Augenblick beide Herren auf der Haustürschwelle erschienen, zeigte sie auf Sönke mit allen Gebärden des Schreckens. Und da der Alte auf Gottfried Wilder zulief, aber über einen Stein stolperte und um sich zu halten, mit beiden Armen Kurt Berkow umklammerte, so war es natürlich, daß dieser ihn derb von sich abschüttelte, und daß Sönke zur Erde fiel, worauf denn Bothilde gellend nach Glasog rief, der mit einem anderen Knecht den Betrunkenen unsanft vom Hofe schaffte.

Wilder entschuldigte sich bei Kurt wegen dieses Auftritts; aber dieser lachte.

„Es schadet nichts, Herr Wilder. Mit solchen Herrschaften muß man hier im Lande öfters umgehen!"

Das war eigentlich kein freundlicher Abschied, mußte Kläre denken, während sie mit ihrem Vetter den Weg nach Rangelrup ging; aber sie wußte, daß er

heute nicht so war, wie sonst. Es gab Verschiedenes, das ihn verstört hatte. Er begann auch gleich mit ihr von dem zu sprechen, das seine Gedanken erfüllte.

„Was wollte Philippa von Laurentius mit ihren Bekenntnissen? Glaubt sie, daß ich —“ Er vollendete nicht, sondern blieb stehen und sah sich gedankenlos um.

„Ich habe sie ja sehr gern gehabt,“ setzte er nach einer Pause hinzu, „sehr gern, und vielleicht bin ich zu liebenswürdig gegen die Dänen gewesen, aber —“

Hastig ging er weiter und vollendete auch diesen Satz nicht. Wahrscheinlich war er doch ins Herz getroffen worden und wollte es nur nicht sagen.

„Ihr Vater ist ein Bankrotteur, und sie selbst hat diesen infamen Dänen geliebt. Und ich habe von allem nichts gewußt und immer getan, was Herr von Laurentius mir einblies.“

Nun brach es doch aus ihm heraus, und Kläre wußte nicht, was sie sagen sollte.

„Du solltest Dich von hier versetzen lassen, Kurt!“

Er lachte höhnisch.

„Das hat mir Rissom schon einmal geraten. Aber warum und weshalb? Sollte ich nicht mit diesen Leuten hier fertig werden?“

Vom Dorfe her kam ein Trupp Arbeiter. Sie sprachen hastig durcheinander; einer trug einen großen lebendigen Hahn im Arm, mit dem er umherhantierte, während die anderen ihm Ratschläge zu geben schienen, was er mit dem Tier machen sollte. Alles in dänischer Sprache.

Kurt blieb vor den Leuten stehen.

„Was tut ihr hier?“ fragte er scharf. „Und was soll der Hahn?“

Die Leute sahen ihn erstaunt an. Als er seine Frage wiederholte, sagte einer von ihnen halblaut und auf Dänisch: „Es ist der preußische Landrat!“

Kurt wandte sich ihm zu.

„Ja, ich bin der preußische Landrat, und ich will, daß ihr mir auf Deutsch antwortet. Was tut ihr hier?“

„Laß uns doch weiter gehen,“ sagte Kläre leise; aber Kurt achtete nicht auf sie. Er war innerlich zornig, und der schwere Rotwein wirkte noch nach in ihm. Mit herrischem Gesichtsausdruck stand er vor den Dänen, und einer von ihnen bequemte sich zur deutschen Sprache.

Heute abend sollte wieder Preiskegeln in Rangelrup sein, und da Jens Jensen kürzlich einen Hahn auf freiem Felde gefunden hatte, habe er gedacht, ihn auch verkegeln zu lassen; aber Gustav Ebsen hatte es nicht erlaubt. Er war ungefällig und wollte anderen keinen Verdienst gönnen.

Während der Mann sprach, lachte er ein wenig, und der junge Mensch, den er Jens Jensen nannte und der noch immer den Hahn in den Armen trug, verzog gleichfalls das Gesicht zu einem Grinsen. Er hatte rohe Züge und boshaft glitzernde Augen, die unausgesetzt hin- und herschossen.

Durch die Erzählung des anderen war Kurt ruhiger geworden. Er schüttelte jetzt nur den Kopf.

„Mit dem Preiskegeln hat's auch bald ein Ende. Dabei gibt es nur Streit und Prügeleien. Nächstens wird alles verboten.“

Er hatte noch nicht zu Ende gesprochen, da fuhr laut schreiend der Hahn gegen sein Gesicht, krallte sich einen Augenblick an seine Schulter und war dann in der Hecke verschwunden. Alle Dänen lachten, Jens Jensen aber schrie vor Entzücken. Was dann geschah, geschah sehr rasch. Kurt packte ihn an die Kehle, schüttelte ihn, bis er blaurot im Gesicht wurde, gab ihm zwei derbe Ohrfeigen und schleuderte ihn in die Hecke, seinem Vogel nach.

Stillschweigend sahen die anderen dieser Bestrafung zu. Ihnen war das Lachen vergangen, und als Kurt mit seiner Cousine weiterschritt, machten sie ihm hastig Platz. Nur der Geohrfeigte schrie einige unflätige Worte hinter ihm her.

Kläre hatte Herzklopfen bekommen, sie sagte aber nichts; denn sie hatte wohl gesehen, daß der Bengel den Hahn absichtlich gegen Kurts Gesicht geworfen hatte. Dieser aber lachte ganz erleichtert und blies einige Federn von seinem Rock.

„Entschuldige die Exekution, liebe Cousine; aber mir war eben so zumute, als müßte ich die ganze Welt durchprügeln. Nun wird mir schon besser. Weiß Gott, ich werde aus einem Dänenfreund noch ein Dänenfresser werden. Obgleich Dein Freund Rissom, der dort eben vom Kirchhof kommt, mir wohl sagen würde, daß es ebenso viel gute Dänen, wie gute Deutsche gibt, daß man aber beide Stämme vorsichtig auseinander halten soll. Und nun wollen wir Rissom bitten, daß er Dich wieder nach Sandberghof bringt. Denn da die Jütländer sich jetzt auf dem Wege umhertreiben, darfst Du nicht allein gehen!"

Es war alles wie ein Traum. Eben war Kläre hier noch mit ihrem Vetter gegangen; nun hatte er sich verabschiedet und sie wanderte denselben Weg zurück mit David Rissom neben sich. Aber er hatte sie nur sehr ernsthaft begrüßt; nun schwieg er, und sie betrachtete ihn scheu von der Seite.

Sie wußte jetzt, daß sie ihn lange liebte, daß alles andere, das ihr Herz bewegt hatte, nur eine Spielerei mit dem echten wahren Gefühl gewesen war, das sie jetzt durchzitterte. Aber liebte er sie denn noch?

Er blieb jetzt stehen und zeigte zurück nach dem Kirchhof, dessen Bäume in die verschleierte Luft ragten.

„Ist es nicht traurig?" fragte er. „Sie hat mich geliebt, und ich habe sie nicht wieder lieben können. Nun ist sie von uns gegangen, und nun ist mir, als hätte ich sie halten können, wenn ich sie nur geliebt hätte, anstatt sie diesem Manne, diesem Feigling, zu überlassen. Nicht einmal im Tode hat er sie sehen wollen und ist heute schon abgereist. Armes Riekchen, und Du warest so lieblich!"

Hastig ging er weiter, so daß Kläre Mühe hatte, mit ihm Schritt zu halten. Endlich blieb sie stehen, und er wandte sich nach ihr um.

„Verzeihen Sie, daß ich so laufe; aber meine Gedanken jagen mich. Und doch wollte ich nicht vor Ihnen fliehen, sondern Sie um Verzeihung bitten —"

Er machte eine Pause und sprach dann langsam weiter.

„Ich habe Unruhe in Ihr Leben gebracht, Ihnen von meiner Liebe gesprochen. Es war Vermessenheit; aber ich bin oft vermessen gewesen. Sie aber antworteten mir: niemals, und Sie haben recht gehabt. Ein armer Kandidat hat kein Recht, seine Augen zu der zu erheben, die den Minister Mürwik heiraten wollte."

Einen Moment ſah Kläre in ſein abgeſpanntes, ernſtes Geſicht, dann faßte ſie nach ſeiner Hand.

„David Riſſom, ſei nicht ungerecht mit mir. Und höre nicht auf das, was die Leute ſagen. Ich bin nicht mit dem guten, alten Mann verlobt geweſen, und wenn Du's nicht glauben willſt, dann frage Herrn Wilder. Und warum ſagſt Du mir vor noch keinem Jahr, daß Du mich liebſt, um mich dann wieder zu verlaſſen? Iſt Deine Liebe ſo wenig dauerhaft?"

Nun gingen ſie zuſammen Hand in Hand zwiſchen den blühenden Hecken; aber David Riſſoms Geſicht trug noch denſelben ernſthaften Ausdruck.

„Meine Liebe iſt nicht verflogen, ſie iſt noch da und hat mir das Leben ſauer genug gemacht; und wenn Du ſagſt, Du hätteſt den alten Mann nicht geliebt, ſo brauche ich keinen anderen darum zu fragen. Aber ich will Dich doch nicht zwingen, mein Los zu teilen. Das Leben iſt ſo ernſthaft, und ich werde ernſthaft mit ihm. Und wenn ich Dich auch über alles liebe, ſo bin ich doch kein Toggenburg, der den ganzen Tag nach Liebe girrt. Meine Frau wird's an meiner Seite nicht immer leicht haben — deshalb iſt es beſſer, Du ſuchſt Dir einen andern Mann. Einen, der ſchöne Worte macht, und der nicht vielleicht manchmal von dem armen Riekchen träumt —, einen, deſſen Ehrgeiz weiter geht, als nach einem ſtrohgedeckten Pfarrhaus, einen, der Geld hat und Dich halten kann, wie Dir's gebührt."

Er wollte ſeine Hand aus der ihren ziehen, ſie aber hielt ihn feſt.

„Du biſt kleingläubig geworden, David Riſſom, und ſchwachen Herzens, und doch, wenn Du auf der Kanzel ſtehſt, dann predigſt Du gegen den Kleinglauben. Du ſollſt Dich auch heute nicht mit mir verloben, denn dazu iſt mir ſelbſt nicht zumute: Du ſollſt nur wiſſen, daß ich Dich liebe und daß ich auf Dich warten werde, bis Du kommſt, mich in Dein ſtrohgedecktes Pfarrhaus zu holen."

Sie hatte mit leiſer, aber feſter Stimme geſprochen, und in ſeine ernſthaften Augen trat ein heller Schein. Hand in Hand gingen ſie weiter; und wenn David Riſſom in ſpäteren Stunden wohl zum Scherz geſagt hat, ſeine Frau hätte ihm einen Heiratsantrag gemacht, weil ihm der Mut dazu gefehlt, ſo ſetzte er ſtets hinzu, daß dieſe Stunde eine der beſten ſeines Lebens geweſen ſei.

Aber die ſchönſten Stunden verfliegen am ſchnellſten. Auf keuchendem Pferde, mit verhängtem Zügel, kam ein Reiter hinter dem Paare hergeſprengt.

„Was iſt geſchehen?" rief David, als der Mann an ihm vorüberjagen wollte.

Mühſam zügelte dieſer ſein Pferd.

„Der Landrat iſt totgeſchoſſen. Guſtav Ebſen ſchickt mich zu Herrn Wilder!"

Wie verſteinert ſtand das junge Paar; dann löſte David Riſſom ſeine Hand aus Klärens Hand.

„Hoffentlich iſt's nicht ſo ſchlimm!" ſagte er. „Aber ich muß ins Dorf."

Ein kurzer Händedruck, und dann eilte er Rangelrup zu, während Kläre halb betäubt Sandberghof zuſchritt. Vor ihren Augen ſah ſie noch einmal die Szene, die ſich vor kaum einer Stunde hier abgeſpielt hatte, ſah das tückiſche Geſicht des Jütländers, und wie Kurt ihn ſtrafte.

Auf Sandberghof war ſchon alles in Aufregung. Gottfried Wilder fuhr im Wagen an ihr vorüber; die Etatsrätin ſaß kopfſchüttelnd in ihrem Lehnſtuhl.

„So etwas konnte ehemals doch nicht passieren, nicht wahr, liebe Bruhn?“ fragte sie, und die kleine Gesellschafterin sah sich ängstlich und unruhig um.

„Ich weiß nicht, Frau Etatsrätin. Früher ist auch nicht alles ganz gut gewesen, vielleicht aber ist es nicht so schlimm, wie es gemacht wird.“

Sie hatte recht. Es war nicht so schlimm.

Als Wilder nach einigen Stunden wiederkehrte, konnte er berichten, daß allerdings auf Herrn von Berkow geschossen wäre, daß die Kugel ihn aber nur am Kopfe gestreift hätte. Er war zuerst besinnungslos gewesen, und daher hatte man geglaubt, er wäre tot. Nun aber war er schon nach Hastede gebracht worden, und allem Anschein nach würde er in wenigen Wochen wieder hergestellt sein.

„Gott sei Dank!“ sagten alle seine Zuhörerinnen, und Bothilde, die unter ihnen war, hob die Arme in die Höhe.

„Und nun stecken sie hoffentlich Sönke Sönksen ein. Denn er hat geschossen. Meine Hand will ich dafür ins Feuer legen. Vorhin hat er den Herrn Landrat noch bedroht.“

„Der Gendarm sucht ihn schon!“ lautete Wilders Entgegnung, und Bothilde nickte zufrieden. Sie haßte Sönke ganz besonders, weil sie sich schämte, ihn einmal beinahe geliebt zu haben. Außerdem hatte er sie noch vor wenig Stunden verflucht, und jedermann wußte, welch ein Spitzbube er war.

Nur Kläre verteidigte ihn und berichtete den Auftritt mit dem Jütländer, dessen Zeugin sie gewesen war. Niemand aber schenkte ihr Gehör. Philippa lächelte spöttisch darüber, daß der arme Däne die Schuld tragen sollte, und Herr Wilder lächelte gleichfalls. Er stimmte meistens dem bei, was Philippa sagte; wenigstens kam es Kläre so vor.

Sie stand nachher im Zimmer der Kinder, wo Dodo und Tina ihr den großen Messingkäfig zeigten, den ihr Vater ihnen für den grünen Papagei geschenkt hatte. In ihm sollte er bald im Garten in der Sonne stehen, und wenn Glasog ihm die Flügel beschnitten hatte, durfte er vielleicht später auf dem Rasen ein wenig spazieren gehen. Denn er war gut und folgsam geworden; gar nicht mehr zornig, wie in Kragsminde. Nur Philippa konnte er immer noch nicht leiden, sträubte seine Federn und schrie, wenn sie in seine Nähe kam. Philippa sagte, er wäre ihr Feind, und manchmal glaubte sie, er wäre derselbe Vogel, den sie einmal in Kopenhagen in die Winternacht geworfen hätte. Das war häßlich von ihr gewesen; sie sah es jetzt selbst ein, und sie würde es auch niemals wieder tun. Aber damals war sie oft so verdrießlich und traurig gewesen; und jetzt freute sie sich, daß der Sommer kam, und daß sie hier auf Saudberghof bleiben konnte. Denn Großmutter hatte gesagt, vorläufig sollte sie noch nicht wieder weggehen, und Fräulein Bruhn auch nicht, weil Großmutter gern Menschen um sich hatte, und besonders jetzt, da sie doch traurig war, weil Onkel Louis gestorben war.

Also plauderten die kleinen Mädchen, wie nur sie plaudern konnten, und zum erstenmal seit vielen Tagen kam über Kläre etwas wie erlösende Ruhe, vor der alle Ereignisse der letzten Zeit jegliche Pein und Erregung abstreiften. Ein Teil ihres Lebens war zu Ende; niemals wieder würde sie Riekchens liebe Stimme

hören, und der alte Mann, der ihr das, was er noch an Liebe empfand, gegeben hatte, würde niemals mehr seine Hand nach ihr ausstrecken. Dafür aber streckte sie beide Arme nach dem aus, von dem sie allmählich gelernt hatte, wie die wahre Liebe war. Und sie wollte versuchen, seiner wert zu werden.

Am anderen Morgen gab Kläre zum erstenmal wieder den altgewohnten Unterricht, als es nach Schluß der zweiten Stunde klopfte und Bothilde ihr eine Depesche brachte. Mit zitternden Fingern riß das junge Mädchen sie auseinander, um dann mit erstaunten Augen den Inhalt immer von neuem zu betrachten.

„Ilse hat sich verlobt. Kannst Du nicht gleich auf einige Wochen kommen? Ilse muß zu den Schwiegereltern!"

Ilse, die achtzehnjährige Schwester, die in der Hagenthalschen Familie noch immer wie ein Kind behandelt wurde, das nur an seine Stunden zu denken hatte — sie war Braut. Wahrscheinlich ohne inneren Kampf und Nachdenken — und sie freute sich ihres Daseins und ihrer Liebe und ging lustig in die Ferne, wie ein Vogel, der aus dem Nest flattert und dann gleich in den Sonnenschein fliegt.

„Liebe Kläre, ich kann Sie nicht entbehren," sagte die Etatsrätin vorwurfsvoll, als ihr nach einigen Stunden das Telegramm vorgelegt wurde. „Nein, ich kann es nicht. Sie gehören jetzt doch auch in unsere Familie!"

Aber Gottfried Wilder, der neben ihr stand, faßte beruhigend nach ihrer Hand.

„Liebe Mama, nun wollen wir einmal nicht selbstsüchtig sein und Fräulein von Hagenthal einen längeren Aufenthalt in ihrer Familie nicht vorenthalten. Sie hat wirklich in jeder Beziehung ihre Schuldigkeit getan und uns in guten und bösen Tagen beigestanden; nun wollen wir ihr eine schöne und recht lange Ausspannung von Herzen gönnen."

Er sprach ernsthaft, und die Etatsrätin wagte keinen Widerspruch. Sie seufzte nur tief auf.

„Mit jedem Tage werde ich ärmer. Eben geht Louis von mir, nun will Kläre reisen, zuletzt bleibt niemand mehr nach."

Wilder suchte sie zu trösten.

„Du hast mich, Deine Enkelinnen, Bruhn, Bothilde und Philippa Laurentius!"

Aber die alte Dame sah ihn ernsthaft an. „Sie denken alle an sich, Gottfried; Kläre dachte doch oft an mich, und Louis hatte sie lieb."

Doch als am anderen Tage Kläre davonfuhr, hatte sie nur gütige Worte für sie und eine lange Umarmung.

„Kommen Sie bald wieder!"

Dasselbe sagte ganz Sandberghof, und die Kleinen weinten, so daß es auch Kläre wehmütig zu Mute ward und sie mit umflorten Augen durch den Heckenweg fuhr, die Rangelruper Kirche mit Schluchzen betrachtete und am liebsten beim Pastorat zum Abschied noch vorgefahren wäre.

Davon aber wollte Gottfried Wilder nichts wissen. Denn wenn es auch nicht erwiesen war, daß das arme kleine Riekchen durch irgend eine Übertragung

von Frau Bettina an der heimtückischen Krankheit gestorben war, so lag eben in der Art, wie das Scharlachfieber bei ihr ausgebrochen war, etwas unerklärlich Unheimliches.

„Wir wollen vorsichtig sein," sagte Herr Wilder. „Sie könnten Krankheitskeime auffammeln und weitertragen; denn gerade in diesen Tagen sind wieder mehr Scharlachfälle vorgekommen, und ich habe nur gehört, daß Riekchens Pflegerin hier im Dorf zur Krankenpflege angenommen ist. Ein Glück, daß sie zu haben und gerade in der Gegend war."

Gottfried Wilder brachte Kläre mit dem Wagen nach Hastede, wo er sich nach Berkows Befinden und auch danach erkundigen wollte, ob Sönke Sönksen eingebracht worden sei.

In dieser Zeit war er ganz besonders freundlich gegen Kläre, und sie empfand dankbar, daß er ihr den Urlaub verschafft und die Wege, nach Haus zu kommen, glatt geebnet hatte.

Schweigend saß sie jetzt neben ihm und blickte sich auf den bekannten Wegen um, während Glasog auf dem Kutscherbock saß und die Pferde gemächlich gehen ließ. Denn es war noch lange Zeit bis zur Abfahrt des Zuges.

Aber Herr Wilder klopfte ihn plötzlich auf die Schulter.

„Laß die Pferde laufen, Glasog; Fräulein von Hagenthal will etwas rechtzeitig auf dem Bahnhof sein!"

Also begann Glasog mit der Zunge zu schnalzen, die Pferde schüttelten die Köpfe und begannen zu traben.

Wilder stieg vor der Stadt ab, um ins Amtshaus zu gehen, und als Glasog vor dem Bahnhofsgebäude hielt, stand David Rissom am Wagen und half Kläre aussteigen.

„Auf Herrn Wilders Veranlassung bin ich noch einen Tag hiergeblieben," sagte er halb entschuldigend. „Jetzt können wir ein paar Stunden zusammen reisen."

Und obgleich sich die zwei Menschen zuerst fast verlegen gegenüberstanden, nicht recht wußten, ob sie sich ‚Du' oder ‚Sie' nennen sollten, und sogar daran dachten, vom Wetter zu sprechen, so fanden sie bald einen guten Gesprächsstoff an Herrn Wilder. Er war doch eigentlich zu nett mit ihnen, und Rissom konnte nicht begreifen, wie er um ihre Liebe wissen konnte, worauf Kläre ihm erzählte, was sie mit Herrn Wilder vor der Reise nach Kopenhagen gesprochen hatte. Und dann wurde die Unterhaltung der zwei so lebhaft, daß sie erschreckt zusammenfuhren, wie der Zug angemeldet wurde und gleich darauf Gottfried Wilder vor ihnen stand.

„Herrn von Berkow geht's besser," berichtete er. „Nach einigen Wochen wird er ganz wieder hergestellt sein. Aber er behauptet, daß nicht Sönke, sondern ein jütischer Arbeiter nach ihm geschossen habe, wie er mit seinem Wagen aus Rangelrup fuhr. Nach diesem Menschen wird gesucht, und mehrere Dänen, darunter Herr Hans Lauritzen, sind bereits aus Schleswig ausgewiesen!"

„Endlich!" rief Kläre, und beide Herren lachten.

„Die Damen sind immer leidenschaftlicher als die Männer!“ setzte Wilder hinzu. „Jetzt wird wieder manche Ungerechtigkeit vorkommen, die besser vermieden wäre.“

„Dann also ist Sönke Söuksen wieder auf freien Fuß gesetzt?“ fragte Kläre weiter, und Wilders Gesicht verdüsterte sich.

„Er ist nicht gefangen worden, sondern hat seine Hütte in Brand gesteckt und ist geflohen. Ins Moor hinein, vielleicht über die Grenze — niemand weiß es.“

„Solche Existenzen enden immer auf besondere Art,“ begann Rissom. Da aber fuhr der Zug in den Bahnhof, und er und Kläre mußten einsteigen. Noch ein Winken, ein Gruß, dann setzte sich die Maschine in Bewegung, und Kläre und David Rissom fuhren gemeinsam davon. Allerdings dauerte ihre Reise nur wenige Stunden; als aber Gottfried Wilder in seinen Wagen steigen wollte, drehte sich Glasog nach ihm um.

„Ich glaub', Herr Wilder, Fräulein Kläre kriegen wir nicht wieder,“ sagte er betrübt.

Sein Herr lächelte flüchtig.

„Ich glaube es auch nicht,“ erwiderte er.

20.

Glasog hatte recht: Kläre kam nicht wieder. In ihrem Elternhaus hatte die Verlobung der jüngsten Tochter mit einem wohlhabenden Kaufmann große Erregung hervorgerufen. Dazu war Frau von Hagenthal sehr leidend, und auch der Oberstleutnant hatte über allerhand Beschwerden zu klagen. Es war ausgeschlossen, daß Kläre wieder nach Schleswig reisen und ihre Pflichten übernehmen konnte. Der Brief, in dem sie der Etatsrätin ihren Entschluß mitteilte, wurde ihr sehr schwer. Noch einmal sah sie alles vor sich: Sandberghof, den Buchenwald, Moor und Heide; an der anderen Seite Rangelrup und ganz in weiter Ferne den schimmernden Streifen der See. Aber es mußte doch geschieden sein; Klärens Weg lag ihr jetzt klar vorgezeichnet, und David Rissom war gleichfalls mit ihrem Plan einverstanden.

Beide schrieben sich allwöchentlich einmal, und wenn Kläre den Brief des Kandidaten las, dann durchströmte sie ein Gefühl der Wärme und des Dankes, diesen Schatz gefunden zu haben. Vorläufig aber hatten sich beide noch nicht öffentlich miteinander verlobt; eigentlich war auch keine Zeit dazu. Die Verbindung der jüngeren Schwester, ihre Aussteuer, ihre Pläne nahmen alle Gedanken in Anspruch. Und Rissom wartete noch auf ein Pastorat, weil nach seiner Ansicht verlobte Kandidaten nichts „Ordentliches wären“.

Dieser Ansicht war Kläre nicht, aber auch ihr war das Warten nicht unangenehm, und wenn sie mit Schwester Ilse Leinen und Kleider besorgte, dann war sie heiterer als die Braut, so daß diese sie manchmal ganz erstaunt betrachtete. Denn nach ihrer Ansicht hatte nur sie ein Recht dazu, vergnügt zu sein.

Der Sommer kam und in Berlin, in der hochgelegenen Etage, wurde es heiß. Manchmal stand Kläre am Fenster ihrer kleinen Mansarde, sah auf die grauen Dächer und Schornsteine und dachte an ihre Aussicht aus der Giebelstube in Sandberghof, dachte an den sommerlichen Duft und das weiche, träumerische Licht der Landschaft und sehnte sich nach allem, das sie dort geliebt hatte. Sie hörte nicht viel von Sandberghof. Der Etatsrätin wurde das Schreiben schwer: die Kinder sandten hin und wieder ein Zeilchen, in dem höchstens etwas vom Papagei, von Bothilde und Glasog stand. Aber Näheres meldeten sie nicht. Und als sie nun eine neue Lehrerin erhielten, da hatten die Briefchen ein Ende. Aber Gottfried Wilder schickte eines Tages einen großen Brief, in dem er anfragte, auf welche Bank Kläre ihr Legat von fünfzigtausend Kronen angewiesen haben wollte.

An diesem Tage mußte Kläre sich entschließen, ihren Eltern von Herrn von Mürwik, von seiner Bewerbung, seinem Sterben und seinem Vermächtnis zu berichten. Bis dahin hatte sie sich davor gescheut und fürchtete auch jetzt, daß ihr Vater seine Verwunderung über ihr Schweigen aussprechen würde. Er tat es nicht, sondern seufzte nur ein wenig.

„So ist es, wenn man seine Töchter in die weite Welt ziehen läßt," sagte er. „Sie gehen dann ihre eigenen Wege, und man muß dankbar sein, wenn sie sie einem noch mitteilen."

„Aber es ist alles doch sehr gut geworden," setzte seine immer müde und blasse Frau hinzu. „Nun kann Kläre doch auch sorgenlos der Zukunft entgegensehen."

Für sie spielte die Erbschaft die Hauptrolle, und wenn sie an ihr Dasein voller Sorgen und Schmerzen dachte, so durfte man sich nicht darüber wundern. In diesem Augenblick freute Kläre sich ganz besonders auf ein friedliches Pastorat ohne Sorgen und ohne unnützen Schein.

Es war im August. Ilses Hochzeit hatte stattgefunden, und Kläre mußte für sie einen Auftrag in einem vornehmen Möbelgeschäft erledigen. Als sie in den eleganten Empfangssalon eintrat, stand dort Kurt Berkow vor einem hohen Spiegel und zupfte an seiner Krawatte. Hastig wandte er sich ihr zu und begrüßte sie halb verlegen, halb herzlich.

„Nun, Cousinchen, auch Du hier in diesem Babel? Ich dachte, Du lehrtest die Kleinen in Sandberghof?"

„Das tue ich leider längst nicht mehr, Kurt. Meine Schwester hat sich verheiratet, und vorläufig bleibe ich bei meinen Eltern."

„Ach Gott, ja," er zupfte wieder an seinem Kragen, „wir haben zu Hause die Anzeige erhalten. Verzeih, daß ich nicht geglückwunscht habe. Einmal war ich ein wenig erholungsbedürftig, obgleich die Schramme von dem Jungen bald heilte; aber zu Zeiten ist man ja empfindlich. Und dann habe ich mich gestern vor acht Tagen auch verlobt. Mit Gräfin Marie Eleonore Warsowitz. Ihre Mutter und sie laufen jetzt gerade durch alle Zimmer, weil wir doch bald heiraten wollen, und ich warte hier auf sie."

„Ich freue mich sehr, lieber Kurt," sagte Kläre, seine Hand ergreifend und herzlich schüttelnd. „Die kleine Gräfin soll ein allerliebstes Mädchen sein, und Du wirst hoffentlich sehr, sehr glücklich werden."

Kurts Befangenheit war geschwunden, und er sah freundlicher in Klärens Gesicht.

„Sie ist reizend," wiederholte er. „Eigentlich zu gut für mich, nicht wahr, Cousinchen? Mädchen wundern sich immer so, wenn unsereins ein bißchen Schmetterling spielt und nachher erzählen sie große Geschichten."

„Ich werde nichts von Dir erzählen, Kurt. Was sollte ich auch? Ohne Wunden und Erfahrungen geht niemand von uns durchs Leben, und endlich kommt doch alles, wie es kommen soll."

„Meinst Du?" fragte er nachdenklich; aber dann setzte er sich neben Kläre und berichtete von sich. Er hatte damals keine große Wunde davongetragen, aber der Regierungspräsident hatte auch gemeint, es sei besser, wenn er sich versetzen ließe. Bedauerlich war es, daß Marie Eleonore nun nicht in das alte Amthaus kam, in das sie so schön hineingepaßt hätte; aber die kleine märkische Stadt mit dem modernen Landratsamt würde ihr auch schon zusagen.

„Schade ist es," wiederholte Kurt. „Wie ich damals zuletzt durch den alten Garten und den großen Kasten ging, da mochte ich mich kaum losreißen. Ich habe mich ja oft über Hastede und seine Menschen geärgert, und mit den Dänen bin ich viel zu gut gewesen. Aber das Land ist mir doch ans Herz gewachsen."

„Hoffentlich werden Dich die Dänen etwas entbehren."

„Die?" Kurt lachte. „In allen dänischen Blättern haben sie mich schlecht gemacht, weil ich zu Protokoll gab, daß der jütische Bengel auf mich geschossen hat. Ich habe ihn ja noch am Wege mit seiner alten Donnerbüchse stehen sehen. Aber er war natürlich auf immer verschwunden, und die dänische Presse behauptet, ich hätte ihre Nationalität beleidigt, denn nur die Deutschen wären Meuchelmörder und Strauchdiebe. Das war der Dank für meine freundliche Behandlung der unterlegenen Partei. Aber er hat mir nicht geschadet; im Gegenteil: die Deutschen sind noch zum Schluß sehr freundlich gewesen und haben mir ein Abschiedsessen in Hastede gegeben. Pastor Kleinert und Onkel Ferdinand waren auch dabei, und Herr Wilder wäre jedenfalls gekommen, wenn nicht gerade die Geschichte mit seiner Frau passiert wäre."

„Mit seiner Frau?" wiederholte Kläre; aber da rauschten zwei Damen heran, die Gräfin Warsowitz mit ihrer Tochter Marie Eleonore, und Kläre wurde in aller Form vorgestellt, durfte der älteren Gräfin die Hand küssen und die jüngere als künftige Cousine begrüßen.

Kurt war sehr lebhaft und heiter geworden. Vielleicht ein wenig gezwungen, wie Kläre dachte, aber sie konnte sich auch täuschen. Und Marie Eleonore sah sie aus so freundlichen blauen Augen an, daß sie plötzlich an Riekchen denken mußte und an ihre Lieblichkeit. Aber Kurt war kein rätselhafter Axel Helmkron: er würde sich ehrlich bemühen, seine kleine Frau glücklich zu machen, und alles, was an ihm noch jugendlich und unreif war, würde von ihm

abfallen und ſein edel und vornehm angelegter Charakter würde immer mehr zum Vorſchein kommen.

Mit Kurt konnte ſich Kläre nicht mehr unterhalten; ſeine Damen drängten zur Eile, ſie hatten noch viel zu erledigen; denn die Hochzeit ſollte bald ſtattfinden.

Kläre verabſchiedete ſich alſo und ging in eins der anderen Zimmer des Ladens, um ihre eigene Angelegenheit zu erledigen. Aber Kurt lief plötzlich hinter ihr her.

„Wie wird es mit der Pröpſtin?“ neckte er. „Haſt Du noch immer keine Luſt zu dieſem Titel?“

Einen Augenblick ſah ſie ihn überraſcht an; dann fiel ihr ein, daß er ihr einmal geſagt hatte, ſie ſollte Riſſom heiraten und Pröpſtin werden.

„Ich glaube, er wird niemals Propſt werden,“ entgegnete ſie nach flüchtigem Beſinnen. „Er iſt mehr für ein ganz einfaches Pfarrhaus, und ich bin es auch.“

„Aber es iſt mit euch richtig?“

„Ja.“

„Gott ſei Dank!“ Kurt drückte die Hand ſeiner Couſine, daß ſie beinahe ſchrie. „Du haſt doch beſſeren Geſchmack, als ich Dir zuerſt zutraute.“

Mit dieſem etwas zweifelhaften Kompliment war er verſchwunden, und wenn Kläre in der nächſten Zeit Muße hatte, konnte ſie über ſeine Worte nachdenken. Aber die Muße fehlte ihr; das junge Ehepaar kehrte zurück, und die Eltern mußten gepflegt und gehegt werden. Da durften die Gedanken nicht allzuſehr wandern, und wenn ſie es dennoch taten, dann wanderten ſie anderswo hin: in das Heidedorf, wo David Riſſom ſeinem ſteinalten Paſtor beiſtand und ein neues Leſebuch für die ſchleswig-holſteiniſchen Schulen ausarbeitete.

Zwar hatte Kläre gleich nach dem Wiederſehen mit Kurt nach Sandberghof an Fräulein Bruhn geſchrieben und nach der Frau von Gottfried Wilder gefragt; aber die Antwort war ausgeblieben und Kläre mochte nicht noch einmal ſchreiben.

Und nun kam der Herbſt, und eines Tages ſtand in den Zeitungen zu leſen, daß der Artikel fünf des Prager Friedens von Preußen im Einverſtändnis mit Öſterreich aufgehoben ſei. Artikel fünf — was war das? fragten die Berliner und laſen dann die Erklärung, daß die Schleswiger nicht mehr abſtimmen durften, ob ſie deutſch oder däniſch ſein wollten, ſondern daß ſie deutſch auf ewige Zeiten ſein ſollten.

Selbſt Oberſtleutnant von Hagenthal mußte ſich den Artikel fünf von ſeiner Tochter erklären laſſen und lachte dann über ſie, daß ſie ſo gut damit Beſcheid wußte. In dieſen letzten Monaten war er wieder viel lebensluſtiger geworden, was wohl daher kam, daß er beide Töchter verſorgt wußte.

„Du biſt eigentlich ſehr klug da droben im Norden geworden, Kläre,“ ſagte er. „Haſt guten Umgang gehabt.“

„Den beſten!“ entgegnete ſie raſch, und ſeine ſcharfen Augen ruhten nachdenklich auf ihrem Geſicht.

Dann zog er ſie an ſich.

„Willſt auch Du wieder wegziehen von Deinen alten Eltern?“

„Papa —“ begann ſie; aber er legte ihr den Finger auf den Mund.

„Laß nur, ich will kein Geſtändnis erpreſſen. Wenn's Zeit iſt, wirſt Du es ſchon ſagen!“

Er war gegangen; heute war ein militäriſcher Vortrag, den er nicht verſäumen wollte, und Kläre konnte allein bleiben mit ihren Gedanken. Denn die Mutter klagte wieder einmal über ihre Geſundheit und war früh zur Ruhe gegangen.

Nachdenklich ſtand Kläre vor ihrem Schreibtiſch und betrachtete David Riſſoms Bild, das er ihr kürzlich geſchickt hatte. Es war keine gute Photographie; er ſah finſter darauf aus; ſo wie er ausgeſehen hatte, wie ſie ihm ſagte, daß ſie Fräulein von Hagenthal genannt zu werden wünſchte. Kläre mußte lachen. Wie war man doch manchmal ſo dumm! Nur gut, daß alles noch gut geworden war. Und wenn David Riſſom erſt Paſtor war, dann ſollte auch die Heimlichkeit aufhören; die Eltern ſollten es erfahren, alle Menſchen.

Draußen klingelte es leiſe und dann ging die Stubentür auf und eine kleine Perſon ſtand auf der Schwelle.

„Bruhn!“ rief Kläre und freute ſich, wie ſie niemals gedacht hatte, ſich über das alte Fräulein freuen zu können.

„Ach Gott, ja, Fräulein Kläre, ich bin es,“ ſagte Bruhn, ſich langſam aus einem alten Mantel ſchälend, „und wenn Sie erlauben, dann bleibe ich ein Weilchen. Frau Etatsrätin hat es mir erlaubt, und ſie iſt mit Herrn Ferdinand von Mürwik in der Oper, wo der Kaiſer zu ſehen iſt. Morgen kommen beide Herrſchaften zu Ihnen und machen ihre Aufwartung; aber ich wollte Sie gern gleich ſehen, weil ich mich entſchuldigen wollte, daß ich Ihnen auf Ihren Brief nicht antwortete. Aber wir hatten gerade viel Aufregung, und Sie wiſſen auch, wie es iſt: wenn man in Stellung iſt, hat man nicht immer Zeit.“

„Waren die Kinder wieder krank?“ fragte Kläre.

Sie hatte Fräulein Bruhn in ihren bequemſten Lehnſtuhl geſetzt und dem Mädchen zugeflüſtert, draußen Tee zu machen.

Bruhn ließ ſich noch ein Kiſſen hinter den Rücken legen.

„Ach, wie iſt das alles ſchön, Fräulein Kläre, und wie nett wohnen Sie; wenn auch ein wenig hoch für meine kleinen Beine. Nein, die Kinder ſind, Gott ſei Dank, nicht mehr krank geweſen. Nur Tina hat ſich zweimal den Magen an roter Grütze verdorben. Sie gehorcht Fräulein Meier, der neuen Erzieherin, ſo ſchlecht. Sonſt iſt das auch ein nettes Mädchen und ſehr zuverläſſig, wie Sie daraus ſehen können, daß Frau Etatsrätin und ich ſeit Ende Auguſt in der Schweiz und Oberitalien geweſen ſind. Und Herrn von Mürwik haben wir mitgenommen, weil es angenehmer iſt, mit einem Herrn zu reiſen. Er hat auch alles ſehr gut beſorgt.“

„Alſo ſind Sie nicht mehr bei Philippa, ſondern bei Frau Etatsrätin in Stellung?“ fragte Kläre.

Der Tee war gekommen und Bruhn ſchlürfte ihn mit Behagen.

„Philippa iſt noch nicht wieder da. Sie wiſſen doch —“ ſie ſetzte die Taſſe hin. „Nein, Sie wiſſen es nicht. Philippa iſt ſehr krank geweſen; der Papagei hatte ſie ſo entſetzlich in die Wange gebiſſen, und wir dachten alle, ſie bekäme Blutvergiftung. Es iſt aber wieder beſſer geworden, wenn ſie auch niemals wieder ſo ſchön werden wird, wie ehedem. Die eine Seite des Geſichts iſt rot und häßlich geworden.“

„Und wie kam es?“ fragte Kläre nach einer Pauſe.

Bruhn wiſchte ſich plötzlich die feucht gewordene Stirn.

„Ich weiß es nicht ganz genau. Meiſtens paßte ich ja auf den Papagei, und ich habe auch jeden Abend dafür geſorgt, daß Jakob wieder in ſeinen Käfig kam und daß die Tür geſchloſſen wurde. Er war auch ſehr gut geworden und tat niemandem mehr etwas zuleide. Nur, daß er die Federn ſträubte, wenn er Philippa ſah, und daß er einmal auch gegen Herrn Wilder anflog. Aber weil damals gerade die Geſchichte in Rangelrup paſſierte und wir alle an die arme kleine Frau dachten, die dort einſam und verlaſſen geſtorben war —“

Sie hielt inne und legte ihr Taſchentuch vorſichtig zuſammen.

„Ja, das wiſſen Sie wohl auch nicht, daß nämlich das Scharlachfieber immer nicht aus Rangelrup weggehen wollte, und daß, als das kleine Riekchen geſtorben war, ihre Wärterin, Frau Peterſen, ſich erbot, die Kranken im Dorf zu pflegen. Paſtor Kleinert nahm das Anerbieten mit Dank an, obgleich er nachher geſagt hat, daß ihm die Frau mit der großen, blauen Brille und der rieſigen, weißen Haube etwas unheimlich geweſen iſt. Aber ſie hat gut gepflegt, bis ſie ſelbſt ganz plötzlich krank geworden und ſehr ſchnell geſtorben iſt. Kurz vor ihrem Ende hat ſie Paſtor Kleinert noch rufen laſſen und ihm geſagt, wer ſie war. Es war die junge Frau Wilder, die damals übers Moor hinweg geflohen iſt, von ihrem Mann, ihren Kindern, von Sandberghof. Karen Nielsdatter hat ihr geholfen, und Sönke Sönkſen hat nur eine Ahnung davon gehabt, die vielleicht allmählich zur Gewißheit wurde. Denn die junge Frau Wilder meinte, daß er ſie eines Tages im Dorf geſehen und ſie auch erkannt hätte. Aber er hat ſie wohl nicht verraten; jedenfalls hat die Frau ganz ſtill und unbemerkt ſterben können. Erſt nach ihrem Tode ſchrieb der Paſtor an Herrn Wilder, und der hat ſie dann noch einmal geſehen und iſt hinter ihrem Sarge hergegangen. Dann iſt er nach Kiel gereiſt, und wie er dort verſchiedene Papiere gefunden hat, die deutlich bewieſen, daß über die Perſönlichkeit der Frau kein Zweifel ſein konnte, hat er ihre Todesanzeige an mehrere Blätter geſchickt, und auch wir haben natürlich erfahren, wie die Sache zuſammenhing. Die Kinder tragen ſchwarze Kleider, und da ſie jetzt wieder nach Rangelrup gehen dürfen, ſo bringen ſie Blumen auf das Grab.“

„Und weshalb iſt ſie eigentlich von ihrem Mann gegangen?“

„Weshalb?“ Bruhn ſah mit ihren runden Augen in das ruhig brennende Licht der Lampe. „Ich weiß es nicht, Fräulein Kläre. Sie hat wohl Sehnſucht gehabt, Sehnſucht nach etwas anderem, das ſie dann doch nicht fand. Und als

ſie dann in der Fremde und ganz allein und verlaſſen war, ſehnte ſie ſich vielleicht nach dem, was ſie nun für immer verloren hatte. Paſtor Kleinert meinte es wenigſtens, und er meinte auch, die kleine Frau hätte niemals nach Sandberghof und zu Frau Etatsrätin gepaßt. Männer bedenken ja ſo etwas nicht immer."

Sie räuſperte ſich und nahm wieder einen Schluck Tee.

„Sehen Sie, Fräulein Kläre, da alſo haben wir viel Aufregung gehabt, und weil uns allen der Kopf voll war von mancherlei Gedanken, ſo kann es immerhin ſein, daß ich einen Abend vergeſſen habe, Jakobs Käfig feſt zu ſchließen. Gerade an dem Abend, als Herr Wilder ſpät von Kiel kam, und nur Bothilde aufblieb, um ihm noch Tee zu bereiten. Da muß Jakob aus ſeinem Käfig geſchlüpft und unten auf die Diele gekommen ſein. Als nun die Haustür aufging und Herr Wilder eintrat, flog der Vogel gegen ſein Geſicht, und Bothilde, die mit der Lampe da ſtand, ſchrie laut um Hilfe. Wahrſcheinlich wäre Herr Wilder allein mit dem Tier fertig geworden; aber Philippa, die ſich noch nicht zur Ruhe begeben hatte, ſtand plötzlich unten und faßte Jakob an den Flügeln. Er aber wandte ſich gegen ſie, und Bothilde ſagte nachher, es wäre gerade ſo geweſen, als hätte er ſein Mütchen an ihr kühlen wollen — ſo hackte er auf ihr armes, ſchönes Geſicht ein, krallte ſich in ihre Haare und wurde erſt ſtill, als Herr Wilder ihn packen und ihm den Hals umdrehen konnte."

Bruhn holte tief Atem und wiſchte ſich die Augen.

„Das haben wir alles auf Sandberghof erlebt, Fräulein Kläre, und Sie können ſich denken, daß auch ich nicht ſchreiben konnte. Ganz genau weiß ich wirklich nicht, ob die Käfigtür offen ſtand, und mich hat auch niemand gefragt. Aber ich liege doch manchmals nachts wach und denke an meine Kammerjunkerin und daß Philippa ihre Nichte iſt. Und denke, daß ſie früher ſchön war und nun häßlich, und daß ich vielleicht die Schuld daran trage. Und dann kann ich nicht begreifen, daß ich noch immer auf der Erde umherlaufe; aber Frau Etatsrätin ſagt, es iſt gut ſo, und daß ich mit ihr nach Kiel ziehen ſoll, wenn alles auf Sandberghof anders wird. Ach Gott, vor einem Jahr wird's ja keinenfalls ſein; aber Frau Etatsrätin glaubt ſicher, daß Herr Gottfried dann Philippa heiraten wird. Und ſie iſt ja auch eine Laurentius, und wenn ihr Vater immer wegen Schulden verklagt wird und nirgends ſeines Lebens mehr ſicher iſt, ſo kommt das ja auch bei anderen vornehmen Leuten vor, und ſeine Tochter trägt keine Schuld daran. Ich glaube ſogar, daß ſie noch immer netter werden und immer mehr die Eigenſchaften der alten Familie zeigen wird. Frau Etatsrätin meint es auch, und ſie freut ſich."

Das alte Fräulein ſchloß ihren Bericht mit einem langen Seufzer, und einen Augenblick war es ſtill im Zimmer.

„Lieben ſich denn die zwei?" fragte Kläre und wunderte ſich ſelbſt über den ruhigen Klang ihrer Stimme.

Bruhn rückte ſich ihr Kiſſen zurecht.

„Davon kann ich nichts ſagen, Fräulein Kläre. Mit der Liebe iſt es ja wunderlich. Früher glaubte Philippa, daß ſie keinen Menſchen ſo liebe, wie

Axel Helmkron, und als er ihr im Sommer einen Brief schrieb, hat sie ihn ungelesen zurückgeschickt. Ich glaube ja nicht, daß sie Herrn Wilder so liebt, wie sie ehemals gedacht hat, daß man einen Mann lieben müßte, wenn man ihn heiraten wollte, und Herr Wilder hat jetzt auch wohl andere Gefühle als damals, wie er seine erste Frau aus der Fremde her brachte; aber ich denke doch, daß die zwei gut zusammen passen werden. Obgleich ich es nicht wissen kann: wenn man sein Leben lang in Stellung gewesen ist, wird man dumm, Fräulein Kläre. Anders als in Stellung möchte ich aber doch nicht mehr leben." —

Fräulein Bruhn war schon lange wieder die drei Treppen des Etagenhauses hinuntergeklettert, als Kläre noch ruhelos im Zimmer hin- und herschritt. Aber dann nahm sie David Rissoms Bild in die Hand und küßte es leise.

Am anderen Tage war es wie auf Sandberghof. Kläre saß hinter dem Teetisch und füllte die Tassen für Onkel Ferdinand und die Etatsrätin; der Rittmeister erzählte irgend eine drollige Geschichte, und seine Schwester warf ein ernstes Wort dazwischen.

Und doch war es nicht Sandberghof, sondern das Hotel de Rome in Berlin, in dessen behaglichem Teezimmer die Schleswig-Holsteiner mit der „kleinen Preußin" saßen und sich wohlgefällig über die Residenzstadt äußerten.

„Heute habe ich Bismarck gesehen," berichtete der Rittmeister. „Vorm Reichskanzlerpalais ging er einmal hin und her. Gerade wie ich des Weges kam, meinen Hut abriß und Front machte. Da sah er mich mit seinen großen Augen an, grüßte und lächelte ein wenig, lächelte, als wüßte er, was ich in diesem Augenblick dachte."

„Und was dachten Sie?" fragte Kläre.

„Ich dachte natürlich an den Paragraph fünf vom Prager Frieden, der nun aufgehoben ist und uns Schleswiger nicht mehr beunruhigen darf. Das ist Bismarcks Werk — Bismarcks ganz allein, und daher mache ich Front vor ihm."

„Ich aber habe den Kaiser an seinem Eckfenster stehen sehen," sagte die Etatsrätin. „Gerade als die Militärmusik vorüber kam. Wir hatten einen guten Platz, und ich konnte sein mildes Gesicht deutlich erkennen."

„Frau Etatsrätin liefen die Tränen über die Wangen," flüsterte Bruhn aus ihrer bescheidenen Ecke heraus, und die alte Dame wandte sich schnell zu ihr.

„Bruhn, schweigen Sie gefälligst, und mischen Sie sich nicht ungefragt in die Unterhaltung. Wenn ich beim Anblick des Kaisers gerührt gewesen bin, so ist das meine und nicht Ihre Sache, und Sie haben es nicht zu erzählen!"

Sie schalt noch ein Weilchen mit Bruhn, und die alte kleine Gesellschafterin machte ein verklärtes Gesicht. Es war ihr eine Wonne, wieder gescholten zu werden und zu empfinden, daß sie ‚in Stellung' war.

Unterdessen flüsterte Onkel Ferdinand mit Kläre.

„Was sagen Sie denn zu den Ereignissen auf Sandberghof?" fragte er. „Daß plötzlich Gottfrieds Frau wieder auftauchte, und daß sie sogar eine Weile im Heidehaus unter einem Dach mit mir gewohnt hat? Sönke Sönksen hat sie erkannt. Der hat sogar schon früher durch irgend eine geheimnisvolle Quelle erfahren, daß Frau Dorothea in Kiel lebte, und er wollte es Gottfried mitteilen. Weil seine Frau bei dieser Geschichte die Hand im Spiel gehabt hatte, und er

wohl seine nicht ganz zweifellose Unschuld beweisen wollte. Aber Gottfried jagte ihn aus dem Garten, und als Sönke seiner Sache noch sicherer wurde und noch einmal versuchte, an meinen Neffen heranzukommen, allerdings im betrunkenen Zustande, da hatte er noch weniger Glück und erlebte, daß einige Stunden später der Gensdarm ihn suchte, weil er auf Herrn von Berkow geschossen haben sollte."

„Aber er war doch auch ein Spitzbube!" sagte Kläre, und Onkel Ferdinand zwinkerte mit den Augen.

„Ein großartiger Charakter ist er allerdings niemals gewesen; aber solche Menschen wie er müssen auch ertragen werden, und im ganzen wirken sie mehr als abschreckendes Beispiel, als daß sie gerade Schaden anrichten. Sie können sich doch gewiß denken, welche Schauergeschichten Glasog von Sönke berichtet; besonders an Winterabenden, wenn man doch nicht weiß, was man sprechen soll. Kandidat Rissom, den ich kürzlich sah, glaubt übrigens, daß er bald wiederkehren und wie sonst über das Moor wandern wird: eine graue Gestalt mit grauer Vergangenheit."

Onkel Ferdinand wollte noch weiter sprechen, aber die Etatsrätin war des Scheltens mit Bruhn überdrüssig geworden und setzte sich zu Kläre.

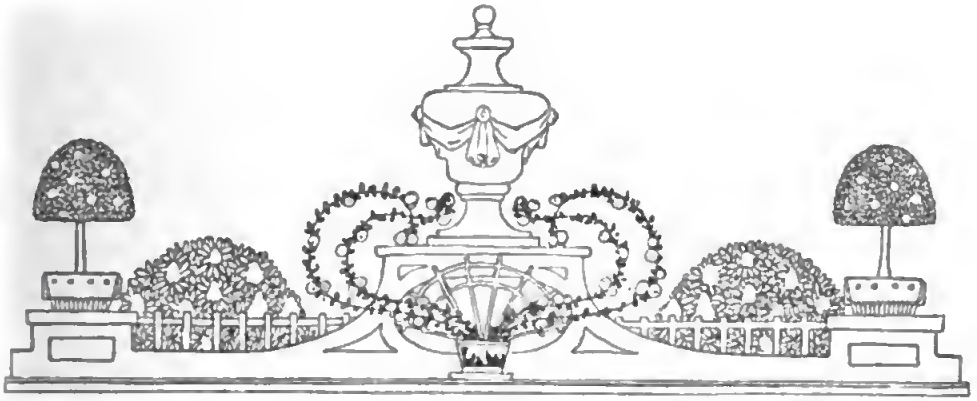
„Was sagen Sie, daß ich vielleicht von Sandberghof wegziehen werde? Es wird wohl so kommen, und es muß gut sein." Sie strich mit der Hand über das feine, weiße Tischtuch und schob einige Brotkrumen zur Seite. „Es ist gut," wiederholte sie. „Gottfried wird vergnügter werden, und Philippa ist gut zu den Kindern. Beide Menschen haben ihre Schmerzen erlitten, nun kommt noch ein wenig Sonnenschein. Aber ich muß wegziehen. Vielleicht wäre alles ganz anders gekommen, wenn ich damals auch weggegangen wäre. Ich konnte die kleine Dorothea nicht leiden, und ich ärgerte mich, daß sie immer andere Gedanken hatte, und ich ärgere mich noch, wenn ich denke, daß sie uns alle betrogen hat. Aber das Ärgern nützt nichts, und vielleicht ist es ganz gut, wenn ich von der Nachbarschaft der Heide wegkomme und vom Moor, das mich doch immer verstimmt. Rissom sagt auch, ein anderer Aufenthalt wird gesund für mich sein. Ich habe Rissom nämlich kürzlich gesehen; er hatte geschäftlich in Rangelrup zu tun und kam auch nach Sandberghof. Pastor Kleinert sagt, daß er nächstens eine Pfarre erhalten wird. Gottfried aber hat gehört, daß er nach Berlin ins Kultusministerium berufen werden wird. Und Gottfried behauptet mit aller Bestimmtheit, daß er eine Braut hat; er will nur nicht ihren Namen nennen. Der Name tut ja auch nichts zur Sache; aber sehen Sie wohl, liebe Kläre, daß ich recht hatte, wenn ich sagte, Rissom wäre verlobt? Ich finde nun, man könnte ihn gut in Schleswig-Holstein lassen. Solche Leute wie ihn können wir auch gebrauchen."

Kläre lächelte.

„Er kann ja eines Tages mit seiner Frau dorthin zurückkehren," sagte sie.

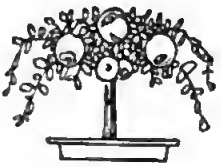
Jetzt ist die Etatsrätin lange tot; und auch auf Sandberghof erwächst ein neues Geschlecht. Aber Heide und Moor, Wald und Ostsee sind dieselben geblieben, und vor Gustav Ebsens Gasthof in Rangelrup prügeln sich noch oft die Deutschen und die Dänen. Denn die Aufhebung des Paragraph fünf hat die politischen

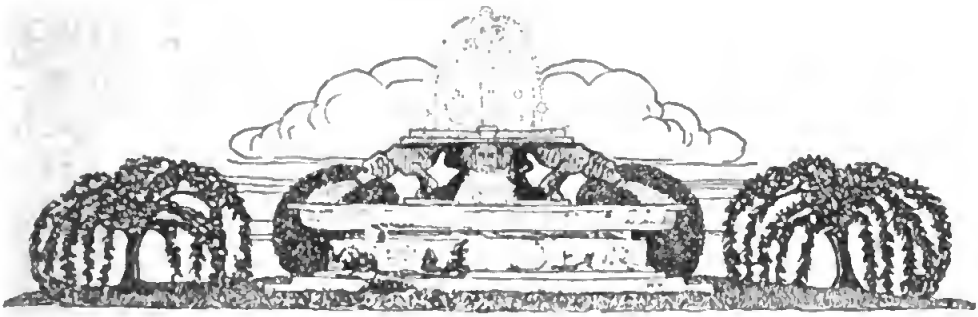
Geister nicht beruhigt, ebenso wie in den Jahrzehnten Haß und Zwietracht nicht aufgehört haben, auf der Erde zu sein. Käre Hagenthal ist eine glückliche Frau geworden, und wenn ihr Lebensweg sie einmal nach Sandberghof führt, dann freut sie sich, daß auch hier Frieden und Glück eingezogen sind. Aber sie versäumt niemals, auf den Rangelruper Kirchhof und an Riekchens Grab zu gehen. Und wenn sie dann hier steht, auf die grüne Landschaft in der Nähe und auf die Heide in der Ferne blickt, dann erwachen die alten Zeiten in ihr, und sie sieht sich wieder auf Sandberghof einziehen, und erlebt die alten Freuden und Schmerzen. Und dann ist es ihr, als wäre das Leben nur ein kurzer Traum.



Dwars in den Weg

Erzählung von
Eugenie Rosenberger



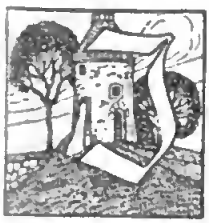


Erſter Teil.

1.

Das Wort wird Tat
Das Kind wird Mann,
Der Wind wird Sturm,
Wer zweifelt daran?

Chamiſſo.



n einem der ſchönſten jener alten Gärten Hamburgs, die ſich bis zur Elbe hinunterziehen, ſpielten ein Paar Kinder, ein Knabe von etwa vierzehn Jahren und ein kleines Mädchen, das halb ſo alt ſein mochte. Zwiſchen den Tuffſteinen, die das Becken eines kleinen Waſſerfalles umgaben, holte der Knabe einige geſchnitzte und ſorgfältig aufgetakelte Schiffchen hervor.

„Nun haben wir ſieben," ſagte er, „ebenſoviel wie Dein Onkel. Er hat immer ſieben; wenn eins verkauft wird oder untergeht, läßt er ein neues bauen. Und jedes heißt nach einem Stern." Er ſetzte die Schiffchen ins Waſſer und nannte dabei ihre Namen: „Venus, Anthares, Spica." — „Regulus!" fiel das Kind ein. — „Arkturus, Aldebaran," fuhr der Knabe fort. „Und dieſes neue iſt der Rigel."

„Der Stern hat einen häßlichen Namen," ſagte das Kind. „Warum wohl?" „Du ſollteſt Deinen Onkel fragen."

„Onkel weiß auch nicht immer alles," meinte die Kleine. „Manchmal antwortet er: ‚Kinder fragen mit Zucker beſtreut', das mag ich gar nicht."

„Das würde ich auch nicht mögen. Aber ich will unſeren Ordinarius fragen; der weiß alles."

Das kleine Mädchen war die Pflegetochter des Kaufherrn Rippold, eine Nichte ſeiner Frau. Ihr Vater, Herr Moritz Tſchuſchner, führte nach dem Tode ſeiner Gattin, die bei der Geburt der kleinen Melitta geſtorben war, ein Wanderleben, wie er es ſchon vor ſeiner Heirat getan hatte. Er war ein gewandter, überaus glücklicher Geſchäftsmann; es galt ihm gleich, ob er im fernen Weſten eine Poſt einrichtete, in Auſtralien eine Stadt gründen half oder in Argentinien

eine Fabrik für Fleischextrakt ins Leben rief — er fiel, wie er zu sagen liebte, jederzeit auf seine vier Füße.

Der Spielgefährte der kleinen Melitta war Volckardt, der Sohn des Gärtners. Seit den vier Generationen Rippold, die das vornehme alte Haus und das herrliche Grundstück besessen hatten, waren auch die Werningen dort Gärtner gewesen. Der jetzige Hausherr und der jetzige Inhaber der Stelle waren miteinander zur Schule gegangen, bis der erstere das Johanneum bezog, während der andere unter dem Druck des strengen Vaters die Gärtnerei erlernen mußte, es aber nie verschmerzen konnte, daß er nicht hatte Pastor werden dürfen. Er heiratete später eine Kantorstochter von einem benachbarten Gute, und der junge Herr Rippold, seit des Vaters frühem Tode Chef der Firma, stand bei seinem ersten Kinde Gevatter.

Als nach der Taufhandlung der Pastor einen Trinkspruch auf den neuen kleinen Gärtner ausbrachte, ergriff Herr Rippold das Wort. Der kleine Gärtner, hoffte er, würde nicht ausbleiben, für diesen seinen kleinen Paten hätte er aber einen anderen Wunsch. Er könnte ihm freilich nicht wie regierende Herren ein Offizierspatent in die Wiege legen, womit einem Hamburger Bürgerssohn wohl auch schwerlich gedient wäre, aber einen Platz in seinem Kontor wolle er ihm hiermit zusichern. Es wäre schon mancher aus bescheidenen Verhältnissen zu den höchsten Ehrenstellen seiner Vaterstadt aufgestiegen; ob das auch diesem Knaben gelänge, würde von seinem Charakter und seinen Gaben abhängen; etwas Glück müsse freilich auch dabei sein. Das wünsche er ihm, und in diesem Sinne wolle er das Glas leeren auf das Wohl des kleinen künftigen Senators."

Wie sehr der Kaufherr den jungen Eltern ins Herz gesehen hatte, zeigten das jähe Rot, das in dem Gesicht der Wöchnerin aufstieg und die Ergriffenheit, mit der der Gärtner ihm die Hand schüttelte. „Das ist ein Wort, Herr Rippold! Das ist ein Wort!" wiederholte er mehrfach.

Der kleine Volckardt blieb das einzige Kind, und Frau Werningen brachte den Ehrgeiz, den sie im stillen für ihren Knaben hegte, dadurch zum Ausdruck, daß sie ihn auf das sorgfältigste hielt und kleidete, durchaus über seinen Stand, wie öfter mißfällig bemerkt wurde. Da sie jedoch alles für ihr Kind selbst anfertigte, so konnte man ihr kaum einen Vorwurf daraus machen, wenn sie bei dieser Gelegenheit den Geschmack an den Tag legte, den sie sich als Jungfer in einem feinen Hause angeeignet hatte.

Als nach dem Tode ihrer Mutter die kleine Melitta zu Rippolds gebracht wurde, war Volckardt außer sich vor Freude und behauptete steif und fest, er habe ein Schwesterchen bekommen. Ganz behutsam faßte er sie an und wurde nicht müde, vor ihr zu tanzen und zu springen und sie auf alle Art zu unterhalten. Er hatte eine ausgesprochene mechanische Begabung und machte der Kleinen allerhand Spielzeug, das sich drehte, rollte und klapperte. Niemand hatte soviel Einfluß auf sie, wie er. Eines Tages hatte Frau Rippold Besuch und schickte nach der Kleinen; anstatt der Wärterin erschien Volckardt mit dem Kinde an der Hand und sagte treuherzig, während er mit einer ihm eigenen Bewegung die Locken zurückwarf: „Sie schrie und wollte nicht kommen, da mußte ich sie wohl bringen."

Der fremden Dame machte er eine ſehr ſorgfältige kleine Verbeugung, ehe er wieder hinausging.

„Das war wohl der Kleine von Bürgermeiſters nebenan?“ fragte die Dame.

„Nein, ein Pate meines Mannes, der Sohn des Gärtners,“ war die Antwort.

„Er ſieht aus, wie ein kleiner Prinz,“ ſagte die Fremde.

Leider war Volckardt nicht immer ſo wohl erzogen, und Frau Werningen vergaß es nie, daß er, als Frau Rippolds Mutter, die alte Frau Keller, ihm einmal Milch in ihre eigene Taſſe eingoß, ungezogen äußerte: „Wo Du din oll Snabel intunkt haſt, mag ik nich trinken.“

Melitta war ein leidenſchaftliches Kind. Sie konnte ſich bei Ausbrüchen von Heftigkeit und Eigenſinn auf den Boden werfen, wobei dann Tante und Bonne hilflos daneben ſtanden. Sogleich aber erhob ſie ſich, wenn Volckardt bei einem ſolchen Auftritt ins Zimmer kam, und ſie ſparte nicht an Tränen und Bitten, bis er „wieder gut“ war.

In der Schule und ſpäter im Gymnaſium war Volckardt mehr gefürchtet als geliebt, und es bildete ſich mit der Zeit eine Schroffheit in ſeinem Charakter aus, die nicht jedem gefiel. Er hatte wenig Freunde und wählte ſie ſorgfältig. Seine Mutter war beſonders ſtolz auf ſeinen Umgang mit dem Sohne des Senators Dietert, einem aufgeweckten, talentvollen Jungen.

Sobald die Knaben die Sekunda durchgemacht hatten, bemühte ſich der Senator um einen Platz im Rippoldſchen Kontor für ſeinen Sohn; Herr Rippold aber erinnerte ſich ſeines Verſprechens und lehnte den jungen Dietert zu Gunſten ſeines Paten ab.

So hatten denn Werningens das Ziel ihrer Wünſche erreicht, und vielleicht war es einer der glücklichſten Augenblicke ihres Lebens, als ſie eines Tages Volckardt nachſahen, wie er zum erſtenmal mit anderen jungen Leuten des Kontors zu Rippolds gebeten, in tadelloſem Anzug, mit hellen Handſchuhen und weißer Binde den Weg von der Gärtnerwohnung zum Herrenhauſe zurücklegte.

Leider blieb ihre Freude nicht lange ungetrübt, denn ſchon nach wenigen Monaten liefen Klagen über Volckardt ein. Der alte Kaſſierer, Herr Dammann, beſchwerte ſich über ſeine Zerſtreutheit und Läſſigkeit. „Und er kann doch alles ſehr gut machen, wenn er nur will,“ fügte er hinzu. Melitta fing eine ärgerliche Äußerung des Onkels darüber auf, und obwohl ſie und Volckardt je länger je ſeltener zuſammen waren, wußten ſie ſich doch zu finden, wenn es darauf ankam, und Melitta wiederholte ihm an einer abgelegenen Stelle des Gartens, was ſie den Onkel hatte ſagen hören, und fragte, ob der alte Dammann ihm vielleicht übel wolle?

„Nein, er hat ganz recht,“ ſagte Volckardt.

„Aber warum tuſt Du nicht Deine Pflicht?“ fragte Melitta.

„Ich kann es nicht. Wohl ein paar Stunden lang, dann aber kann ich in der Tretmühle nicht weiter. Im Gymnaſium war das Arbeiten leicht, da hatte ich Intereſſe an den Sachen. Hier aber fehlt es mir; denn ich bin kein Kaufmann, ich bin ein Mechaniker. Als ſolcher könnte ich etwas leiſten; als Kaufmann wird aus mir im Leben nichts.“

„Warum sagst Du das nicht, Volckardt?"

„Ich habe es der Mutter gesagt, aber da hättest Du sie sehen sollen. Sie schrie fast vor Angst, weinte und bat, ich solle um Gottes willen den Vater nichts merken lassen. Ich mußte ihr versprechen, noch zu warten und wenigstens zu versuchen, mich in die kaufmännische Arbeit hineinzufinden. Das will ich auch, denn wechseln ist sonst meine Sache nicht."

„Soll ich nicht mit Tante Lydia sprechen, damit sie es dem Onkel zu guter Stunde beibrächte?"

„Wenn Du jemals wiederholst, was ich Dir im Vertrauen sage, sind wir geschiedene Leute. Auf Dich wenigstens muß ich mich verlassen können; ich habe ja sonst niemand."

„Das kannst Du auch. Gegen Deinen Willen und ohne Dein Wissen sage ich nichts."

Melitta schied bedrückt von dem Jugendfreunde und konnte den Eindruck tagelang nicht verwinden; bald aber vergaß sie alles über der Nachricht, daß ihr Vater auf einige Zeit zum Besuch käme. Ihr Jubel füllte das Haus. Es war unmöglich, sich nicht an ihr, wenn auch nicht mit ihr zu freuen, und das sonst so scharf beobachtende Kind merkte in diesem Falle nicht, daß es mit seiner Freude ziemlich allein stand. Das Verhältnis zwischen den Schwägern war mit jedem Zusammensein kühler geworden. Herrn Rippold war die etwas laute, joviale Art seines Schwagers ebenso unangenehm, wie Herrn Tschuschner dessen gemessenes, allezeit korrektes Wesen. Rippold konnte nicht begreifen, wie man sein Leben in den verschiedensten Weltgegenden mit immer anderen Projekten ausfüllen und darüber zu keiner Seßhaftigkeit gelangen könne, und Tschuschner fand, daß es für den guten Franz ein Segen gewesen war, als Chef eines großen Handelshauses geboren zu werden, denn auf andere Weise wäre er nie einer geworden.

Frau Rippold stand, wie mit allen Leuten, so auch mit dem Schwager gut, in Gegenwart ihres Mannes aber wurde sie die Mitempfindung seines Unbehagens nicht los. Dazu kam bei ihr die Sorge, Tschuschner möchte ihnen Melitta nehmen, obwohl ihm Rippold die Gerechtigkeit widerfahren ließ, daß er das dem Kinde nicht antun würde. Der kleine Mittelpunkt dieser verschiedenen Interessen stand mit vollster Unbefangenheit zwischen ihnen. Für Melitta war seit der Ankunft des Vaters jeder Tag ein Fest und der Unterricht nur ein Hindernis, ihn überall hin zu begleiten. Als er sie eines Tages mit an den Hafen hinunternehmen wollte und die Erzieherin an die Klavierstunde erinnerte, traten Melitta Tränen in die Augen.

„Ich dächte," meinte Herr Rippold und sah die Erzieherin fragend an, „man könnte doch, während der Papa hier ist, die Zügel ein wenig locker lassen."

„Das ist auch meine Meinung," sagte Fräulein Ritter gefällig. Sie war Herrn Tschuschner sehr gewogen, denn als er das vorige Mal Abschied nahm, hatte er ihr ein Etui mit einem kostbaren Armband überreicht, in dessen Rund sich ein feingefalteter Tausendmarkschein anmutig schmiegte; das mußte ihr denn wohl gefallen.

„Wen haſt Du heute zu Tiſch, Lydia?“ fragte am nächſten Sonntagmorgen Herr Rippold ſeine Frau.

„Volckardt und Brand ſind an der Reihe, und da Brand noch krank iſt, habe ich den jungen Dietert dazu gebeten. — Iſt Dir's nicht recht?“ fragte ſie, als ſie eine Wolke auf ihres Mannes Stirn aufſteigen ſah.

„Heute läßt es ſich nicht mehr ändern,“ erwiderte er, „aber für's erſte möchte ich Volckardt nicht wieder gebeten haben. Dammann klagt fortwährend über ihn, und ich fürchte, die Sache wird nicht gehen, falls er ſich nicht bald zuſammennimmt.“ —

Frau Rippold ſah ſehr betroffen aus; Melitta, die mit einem Buch am Fenſter ſaß, ſtand auf und verließ das Zimmer.

„Du gibſt doch acht, Lydia,“ ſagte der Kaufherr beunruhigt, „daß das nicht etwa weiter geht? Die Intimität zwiſchen den beiden gefällt mir gar nicht mehr.“

„Sie iſt ſchon viel geringer geworden,“ erwiderte Frau Rippold, „und wir tun wohl am beſten, nicht an das Verhältnis zu rühren. Ich glaube, daß wir uns auf den Takt der Eltern verlaſſen können und auf den von Volckardt auch; er hält ſich ſeit einem Jahre ſichtlich zurück.“

„Behalte jedenfalls die Augen offen. Sobald es tunlich iſt, ſchicke ich ihn außer Landes.“

Der junge Dietert war aus einem feinen lebhaften Knaben ein ſehr hübſcher, gewandter junger Mann geworden. Volckardt ſah älter aus und war begreiflicherweiſe heute ſtill und bedrückt.

„Iſt es wahr, Herr Tſchuſchner, daß Sie eine Weile unter den Indianern gelebt haben?“ fragte Dietert. Damit war nun gerade die Art der Unterhaltung eingeleitet, die Rippold beſonders zuwider war. Tſchuſchner aber war bald im beſten Fahrwaſſer, beſchrieb die Indianer und ſein Leben mit ihnen am Colorado, und erzählte, wie er einſt in einem Streite, der zwiſchen ihnen und den weißen Anſiedlern ausgebrochen war, vor ihren Augen die Waffen ablegte und allein zu ihnen ging; ſeitdem war er bei allen ſolchen Zwiſtigkeiten zum Schiedsrichter und Obmann gewählt worden.

„Wie kamſt Du denn aber dorthin, Papa?“

„Mit einem engliſchen Schiffe, Puß, von dem ich ablief. Es war in Frisco. Ich traf dort Pelzhändler, die nach dem Colorado gingen, und ſchloß mich ihnen an.“

„Wie kam es eigentlich, daß Du überhaupt Seemann wurdeſt? Du biſt doch aus Schellſtadt.“

„Ja, das hatte ſeine Gründe, Puſſy. Ich war nicht ſehr glücklich zu Hauſe und hatte ſchon öfter daran gedacht, fortzulaufen. Meine Mutter war geſtorben, und mein Vater hatte eine Schweſter von ihr geheiratet, die ich ſchon als Tante nie hatte leiden können. Der Vater war ſehr heftig und ſehr ſtreng, und dazu hatten wir am Gymnaſium — ich war damals in der Sekunda — einen Direktor, der auch ein ſehr ſtrenger Herr war. Wir nannten ihn Jämmerlich, weil er ſeine Pauken immer mit den Worten anhob: ‚Es iſt doch jämmerlich.‘ Beſonders auf das Rauchen hatte er es abgeſehen, und gerade deshalb waren wir darauf verſeſſen und hatten eine Verbindung geſtiftet; es war die reinſte Dummejungenſpielerei.

Wir tranken schlechtes Bier, rauchten ein schauderhaftes Kraut und trugen dazu weiß und grüne Bänder; das war alles. Der Ort, wo wir unsere Zusammenkünfte hielten —"

„Kommt noch etwas?" fragte der Hausherr ungeduldig. Frau Rippold murmelte mit niedergeschlagenen Augen etwas von Nachtisch, und Herr Tschuschner fuhr unbekümmert fort:

„Also das Lokal hatte uns viel Kopfzerbrechen gemacht, aber schließlich kam uns ein genialer Einfall. Wir versammelten uns nämlich im Oberzimmer eines uralten Turmes, der noch aus der Zeit der Befestigung der Stadt herstammte. Er war früher in die Stadtmauer eingefügt gewesen, von der noch ein Stück stehen geblieben war, und zwar so, daß es den Eingang fast verdeckte. Unten war die sogenannte Wachtstube für die Nachtwächter; sie wurde bei Tage selten benutzt: oben enthielt der Turm aber noch ein Stübchen mit vergittertem Fenster, wo ab und zu ein aufgegriffener Strolch für die Nacht eingesteckt wurde, weshalb dort eine Pritsche mit einer Decke vorhanden war; sonst war außer einem Tisch und ein paar Stühlen nichts darin. Dort also saßen wir an einem schönen Herbstnachmittag in guter Ruh, ohne zu bemerken, daß der Tabakrauch in dicken Wolken durch das geöffnete Fenster zog. Einer von uns sagte noch ganz harmlos: ‚Da kommt der Jämmerlich,' sprang aber plötzlich in die Höhe: ‚Um Gottes willen, was fangen wir an? Er fixiert das Fenster! er kommt!' — Nun war guter Rat teuer, denn einen zweiten Ausgang gab es nicht. Wir hatten zwar die Tür von innen abgeschlossen, aber das war doch nur ein Aufschub; wir saßen wie die Mäuse in der Falle. Da fiel mir die wollene Decke in die Augen. ‚Hört,' sagte ich, ‚Ihr stellt Euch hinter die Tür und nehmt Eure Mützen, damit nichts zurückbleibt, das uns verraten kann. Einer schließt auf, und sobald Jämmerlich eintritt, werfe ich ihm die Decke über den Kopf, und ehe er sich besinnt, sind wir unten.' Währenddessen hörte man schon den Herrn Direktor die Stufen heraufkeuchen und sein ‚es ist doch jämmerlich'. Nun rüttelte er an der Klinke und schlug mit der Faust an die Tür. ‚Aufgemacht!' schrie er, ‚ich bin der Rektor!' Ich hielt die Decke ausgebreitet vor mich, die anderen drückten sich gegen die Wand. ‚Fertig!' sagte ich. Einer schloß auf, und der Rektor trat ein. ‚Es ist doch jämmerlich' — da stülpte ich ihm das Tuch über und wand es ihm um Kopf und Hals und Schultern. Die Jungen stürmten die Treppe hinunter; ich stellte dem Rektor noch ein Bein, daß er hinfiel, und ehe er sich aufrappeln konnte, war ich draußen, schloß ab und nun hinunter wie der Blitz. Aber, wie es das Unglück will, eben, da ich aus der Tür trete, geht der Klassenlehrer vorbei und sieht mich. ‚Wo kommen Sie denn her?' fragte er. Ich antwortete: ‚Aus der Wachtstube.' ‚Sie haben da wohl einen eingesperrt?' — Man hörte oben jemanden toben und gegen die Tür donnern und dazu die wohlbekannte Stimme: ‚Hilfe! Aufmachen! jämmerlich! jämmerlich!' — ‚Das klingt ja fast wie der Rektor?' sagte der Lehrer. ‚Mir scheint es auch so; wollen wir nicht hinauf und nachsehen, Herr Doktor?' Er warf mir einen sonderbaren Blick zu, und wir wandten uns beide nach der Treppe. Sobald aber der Doktor hinaufstieg, sprang ich zurück, war mit einem Satz um die Mauer und lief wie gehetzt durch das Stadthölzchen, dann weiter in die Niederung, als wäre

man hinter mir her. Ich wußte augenblicklich, daß ich nicht nach Hause zurückkonnte, denn von der Schule wäre ich mit Schimpf und Schande gejagt worden, und meinem Vater hätte ich nicht unter die Augen treten dürfen. Die Dämmerung brach herein, und ich irrte noch immer an der Oder entlang, ohne zu wissen, wohin. Da stieß ich auf einen alten Kahn, der halb im Schlamm lag; ein Paar Ruder lagen darin. ‚Wenn ich nur über den Fluß könnte,‘ dachte ich und schob den Kahn hinunter; aber es war ein morsches Ding und zog gefährlich Wasser. Indem ich noch unschlüssig dastand, sah ich einen der großen Oderkähne heraukommen, und nun war mein Entschluß gefaßt. Ich stieg in das lecke Ding und gedachte das Fahrzeug zu erreichen; aber das flache Boot lief im Umsehen voll. Ich suchte erst das Wasser mit meiner Mütze auszuschöpfen, dann ruderte ich wieder aus Leibeskräften und schrie so laut ich konnte. Ein alter Mann auf dem Kahn hatte mich bemerkt, hielt auf mich zu und warf mir, sobald ich in erreichbare Nähe kam, ein Tau zu. Es war die höchste Zeit, der Kahn sackte unter mir fort, und ich kletterte naß wie ein Pudel an Bord. ‚Zum Teufel, junger Herr,‘ sagte der Alte, ‚was fällt denn Ihnen ein? Ihrethalben kann ich nicht anlegen, nun müssen Sie hier bleiben, bis morgen Mittag.‘ Mir war das nur zu recht. Der alte Mann war allein an Bord mit seinem Sohne, einem stillen, ordentlichen Menschen, der mir trockenes Zeug brachte, mir etwas zu essen gab und mich in seiner Koje schlafen ließ. Am nächsten Morgen erzählte ich den beiden, wie es mit mir stand. Der Alte lachte: ‚Wenn Sie einen schlechten Streich gemacht hätten, setzte ich Sie ohne weiteres ab, da es aber nur ein dummer war, will ich Ihnen helfen.‘ Sie hatten den Tag zuvor zwei Leute fortgeschickt, die sich an Land betrunken hatten; so kam ich ihnen ganz gelegen. Als ich dachte, daß Gras genug über die Geschichte gewachsen wäre, nahm ich in Stettin eine Heuer auf einem Schiffe, das nach England ging und einem Vetter von meinem Schiffer gehörte. Der gab mir ein gutes Zeugnis. So kam ich nach London. Natürlich wollte ich aber nicht nach Deutschland zurück. Sobald das Schiff wieder segelfertig war und der Schlepper bestellt, sagte ich, ich wolle mir noch etwas Tabak aus einem kleinen Laden in der Nähe holen, ging aber nicht hinein, sondern sprang auf den ersten besten Omnibus und fuhr mit, so weit er ging. Dann, als ich sicher war, daß das Schiff fort war, fragte ich mich nach der Themse durch und wanderte die ganze Nacht am Strande entlang bis nach den Docks. Da stand ich nun —“

„Konnten Sie damals schon Englisch?“ fragte Volckardt — es war fast das einzige, das er an diesem Mittag sprach.

„Nein, mein Sohn. Mit Griechisch und Latein hatte ich mich jahrelang herumgeplagt, aber etwas Nützliches, das einem hätte im Leben vorwärts helfen können, lernte man zu meiner Zeit auf einem preußischen Gymnasium nicht.“

„Ich denke, wir heben die Tafel auf,“ sagte Herr Rippold zu seiner Frau. Sie erhob sich, und man verfügte sich zum Kaffee auf die Veranda. Die jungen Leute umgaben Herrn Tschuschner, wie Bienen einen Honigtopf, aber der Hausherr zog sich zu seinem Mittagsschlaf zurück.

„Was machtest Du denn nun, Papa?“ fragte Melitta.

„Ich sah Arbeiter Bohlen aus einem Schiff laden, stellte mich dazu und trug mit. Zur Essenszeit ging ich mit ihnen in eine Wirtschaft, und weil mich der Omnibus mein letztes Geld gekostet hatte, so nahm ich meine Jacke ab und gab sie der Frau an der Bar zum Pfand; aber sie lachte und gab sie mir wieder. Abends wurde ich mit ausbezahlt und schlief dann auch dort; es war billig und reinlich. Während ich dort arbeitete, redete mich der Steuermann, der deutsch konnte, an, und riet mir, mich auf sein Schiff zu verheuern, das noch Leute brauchte, und mit nach Kapstadt zu gehen. Das tat ich, und nach ein paar Jahren kam ich nach 'Frisco, wo ich wieder ablief, wie ich schon sagte."

Nur zu schnell verging Melitta die Zeit, die ihr Vater für seinen Aufenthalt in Hamburg festgesetzt hatte; er sprach zwar mehrmals davon, ganz dazubleiben, teilte ihr dann aber ziemlich plötzlich seinen Entschluß mit, nach Australien zu gehen, wo er verschiedene Eisen im Feuer hätte, und eines Abends stand sie oben im Garten im Aussichtspavillon und sah in heißen Tränen dem Dampfer nach, der ihr den Vater entführte.

Kurze Zeit danach trat die erwartete Katastrophe für Volckardt ein. Herr Dammann erklärte ihm eines Morgens, daß er genötigt wäre, seinethalben nochmals ernstlich mit Herrn Rippold zu sprechen. Das wartete Volckardt nicht ab, sondern ging selbst in das Sanktum des Chefs. Er sah sehr bleich aus, als er an Herrn Rippolds Pult trat.

„Du kommst, um Deine Entlassung zu nehmen. Du kannst gehen," sagte Herr Rippold hart. „Was willst Du noch?" fragte er dann.

„Ich — ich wollte Ihnen danken —" stotterte der arme Junge.

„Tut nicht nötig." Der Kaufherr zeigte mit der Feder nach der Tür und sah in einen Brief, den er in der Hand hielt. Gesenkten Hauptes ging Volckardt hinaus. War die Entlassung aus dem Geschäft bitter und demütigend gewesen, so war der Empfang, als er zu ungewohnter Stunde nach Hause kam, geradezu schrecklich. Die Mutter jammerte und rang die Hände; hätte man ihr den einzigen Sohn tot ins Haus getragen, sie hätte sich nicht verzweifelter anstellen können. Noch schlimmer war der Vater. Wiederholt ging er mit geballten Fäusten und verzerrtem Gesicht auf den Sohn los, und man sah, wie er gewaltsam an sich hielt, um sich an dem fast Erwachsenen nicht tätlich zu vergreifen, während er mit heiserer Stimme schrie: „Zum Schuster tu ich Dich! Zum Schuster auf die Flickbank gehörst Du! Dafür haben wir Dich aufgezogen wie einen Prinzen und kein Opfer gescheut, daß Du nun Schande über uns bringst! Feines Zeug tragen und hochdeutsch reden, das kannst Du, aber zum Arbeiten ist der junge Herr zu gut! Aber komm Du mir nur! Du hast's nicht gut haben wollen, nun magst Du's fühlen, wenn Dir der Meister den Buckel zerdrischt! Wie lange willst Du Dich noch von uns füttern lassen, Du unnützer Sack Du?"

„Ich will zum Schlosser in die Lehre," antwortete Volckardt, „ich habe mit Petersen schon gesprochen."

„Meinethalben geh zum Hundefänger! Ich scher mich nicht länger um das, was du tust oder läßt."

In der Tat mußte die Mutter die nötigen Abmachungen vermitteln, denn wochenlang sprach der Vater kein unnützes Wort und ging jedem Mitglied der Familie Rippold scheu aus dem Wege. Auch der Mutter schnitt es ins Herz, wenn sie Volckardt mit berußtem Gesicht und schwarzen Händen nach Hause kommen sah.

Monate waren so vergangen, als Herr Rippold einmal den Gärtner bei einer Arbeit traf, stehen blieb und fragte: „Wie geht es denn jetzt mit Volckardt? Ich höre, Petersen soll sehr zufrieden mit ihm sein."

Da aber verwandelte sich Werningens ganzes Gesicht; er richtete sich straff auf und sagte: „Herr Rippold, davon kann ich nicht sprechen. Sie haben es gut mit uns gemeint, und wir haben Ihnen mit Undank gelohnt."

„Nimm Dir das doch nicht so zu Herzen, Jan!" sagte Herr Rippold gutmütig; aber die Erschütterung des Mannes war so sichtlich und so tief, daß er das Gespräch abbrach.

Der Sturm erneuerte sich, als Volckardt nach einem Jahre das Polytechnikum besuchen wollte. Er bat seinen Meister, darüber mit dem Vater zu sprechen, allein auch dieser richtete bei dem störrischen Manne nichts aus. Er erklärte hartnäckig, mit seinem Willen würde nicht wieder umgesattelt; jetzt wäre der Junge Schlosser, und Schlosser solle er bleiben.

Eines Abends saß Melitta lesend im Zimmer ihrer Tante, ganz vertieft in the Heart of Midlothian. Es war Spätherbst, und das Feuer im Kamin flackerte behaglich. Da klirrte es leise, als ob von außen Sand gegen die Scheiben geworfen würde, das Zeichen, durch das sie Volckardt sonst in den Garten zu rufen pflegte. Seit Jahren war es nicht mehr gegeben worden, und Melitta begriff sogleich, daß es sich um etwas Wichtiges handeln müsse. Sie stand auf, verließ das Zimmer und eilte den Laubengang aufwärts nach dem Pavillon, den sie einst scherzweise ihr geheimes Fleck genannt hatten. Ein dichter Tannengang senkte sich von dort in den unteren Teil des Gartens, und es hatte zu ihren Kinderspielen gehört, sich bei den Händen haltend, mit geschlossenen Augen hinunter zu springen, „ins Nichts zu laufen", wie sie es nannten.

Wie Melitta erwartet hatte, stand Volckardt im Schatten des Pavillons, als sie mit ängstlichem: „was gibt es denn?" oben ankam. Er faßte ihre Hände.

„Ich will Dir Lebewohl sagen," rief er leise; „ich muß fort."

„Um Gottes willen! Du hast doch nichts Unrechtes getan?" fragte Melitta erschrocken.

„Nein," erwiderte er, „wie kannst Du nur so etwas denken?" Er setzte ihr nun auseinander, wie er seinen ganzen Lebensgang ändern müßte, wenn er jetzt noch ein paar Jahre verlöre. „Ich habe entschieden mechanisches Talent," sagte er, „aber es muß ausgebildet werden, wenn ich vorwärts kommen soll. Hier in Deutschland geht alles so langsam nach der Schablone, und ich muß schneller weiter; ich muß selbständig werden. Bei der Mutter finde ich kein Verständnis, und der Vater behandelt mich wie einen Schuft. Ich muß aus diesen Verhältnissen hinaus. Ich will es machen, wie Dein Vater, und mir das Glück auswärts suchen, das sie mir in ihrem Unverstande hier aus der Hand winden."

„Aber warum hat es denn mit Dir ſolche Eile?“ fragte Melitta.

Ich will offen mit Dir ſprechen, Melitta. Du weißt, daß ich auf der Welt keinen anderen Freund habe als Dich. Du biſt mein einziges Glück und mein einziger Troſt, und“ ſeine Stimme ſank — „meine einzige Hoffnung. Und leider biſt Du reich und hübſch, und es wird nicht lange dauern, ſo werden das andere auch ſehen. Da will ich denn, ſo ausſichtslos es auch iſt, verſuchen, mir eine Stellung zu erwerben, die es mir ermöglicht, Dich zu erringen.“

„O,“ rief Melitta lebhaft, „auf mich kannſt Du Dich verlaſſen! Ich warte ſchon“ —

„Nein,“ erwiderte Volckardt, „das darf nicht ſein, das darfſt Du nicht ausſprechen. Du biſt noch ein Kind und würdeſt vielleicht in ein paar Jahren über das kindiſche Verſprechen lächeln. Es könnte auch ſein, daß es Dich dann beunruhigte. Nein, Du ſollſt frei bleiben, ganz frei! Ich wollte Dir nur ſagen, wie ich denke, damit Du weißt, was mich von hier forttreibt, wenn ſie nachher alle über mich herfallen.“

„Und wohin gehſt Du?“ fragte Melitta.

„Zunächſt nach England. Kraft Heinz geht heute nacht in See und nimmt mich mit hinüber.

„Haſt Du denn Geld?“

„Nein, ich hatte eine kleine Summe für alle Fälle zurückgelegt, aber die Mutter hatte ein paar größere Rechnungen, die ſie drückten, und bat mich, ſie ihr zu leihen. Du weißt ja, wie Vater immer ſchilt, wenn Mutter Geld von ihm verlangt. Es muß auch ſo gehen.“

„Warte,“ ſagte Melitta, „ich hole Dir, was ich habe.“ Sie ſprang davon, und es dauerte kaum zehn Minuten, bis er ihr helles Kleid wieder durch die Büſche ſchimmern ſah und ſie ihm atemlos ein Päckchen in die Hand drückte.

„Ich danke Dir,“ ſagte Volckardt bewegt, „von Dir nehme ich es gern.“ Da warf ſie ihre Arme um ſeinen Hals, und er fühlte ihre Tränen auf ſeinen Wangen und ihre weichen Lippen an ſeinem Munde.

„Melitta! Melitta! wo biſt Du?“ hörten ſie in dieſem Augenblicke die Stimme der Erzieherin vom Hauſe her.

„Geh nur, geh!“ flüſterte Melitta.

„Sei ruhig; ich verſchwinde ins Nichts,“ erwiderte Volckardt und drückte ſie noch einmal an ſich, ehe er mit leichtem Sprung in dem Tannengange verſchwand.

„Hier bin ich! Ich komme ja ſchon!“ rief Melitta haſtig, indem ſie der Erzieherin entgegeneilte, um das Geräuſch von Volckardts Schritten zu verdecken.

„Du haſt geweint, Kind? Was haſt Du?“ fragte die Tante, als Melitta ins Zimmer zurückkehrte.

„Fräulein Ritter iſt gleich ſo böſe!“ ſagte Melitta und brach in heftige Tränen aus.

„Aber liebes Kind, nimm Dir das doch nicht ſo zu Herzen. Ich mag ja etwas ungeduldig nach Dir gefragt haben. Du weißt, ich bin manchmal etwas nervös, ſeit Onkel krank iſt.“

Als Volckardt am nächſten Morgen nicht zum Frühſtück erſchien und die Mutter ſein Bett unberührt fand, war der Verdruß groß.

„Nun wirft ſich der Bengel noch auf die liederliche Seite," ſchalt der Vater. „Das fehlte gerade noch. Nichts als Schimpf und Schande erlebt man an dem Jungen."

Als Volckardt auch zu Mittag fehlte und die Mutter unvorſichtig bemerkte, er hätte wohl Angſt ſich zu zeigen, entlud ſich der Zorn des Vater über ſie. Es kam aber noch ſchlimmer. Als die arme Frau am Nachmittag einige ausgebeſſerte Wäſcheſtücke in ihres Sohnes Kommode legen wollte und das Schubfach aufzog, war es leer. Mit zitternden Händen öffnete ſie den Kleiderſchrank; auch der gute Anzug und die beſſeren Arbeitskleider des Sohnes fehlten. Nun lief ſie laut ſchreiend in den Garten.

„Um Gottes willen, Mann! Volckardt iſt fort! Er iſt fort! Mein Junge iſt fort! Mein armer Junge!"

„Meinethalben mag er ſein, wo er will," erwiderte ihr Mann mürriſch, ging aber doch in das Haus und unterſuchte ſorgfältig des Sohnes Kammer. Im Pult lagen aber nur Zeichnungen von Maſchinen und eine Abhandlung über den „Vulkan" in Stettin.

„Ja," ſagte die Mutter, ſchon halb getröſtet, „nach Stettin wird er gegangen ſein; davon hat er ſchon oft geſprochen."

Als dieſes Zwiegeſpräch ſtattfand, lag Volckardt an Bord des Kohlendampfers „Geſch-Margret" in ſeiner Koje. Er hatte die Vorhänge zugezogen und fand jetzt die Muße, im Lichte der runden Luke Melittas Päckchen zu öffnen. In eines ihrer kleinen Taſchentücher feſt eingeknotet fand er ihr Portemonnaie mit all ihrem Reichtum, 52 Mark 65 Pfg., daneben in einem Briefumſchlag ein handlanges Stück ihres dicken braunen Zopfes, noch mit der blauen Schleife daran, offenbar in höchſter Eile mit einem Meſſer ſchräg abgeſchnitten. Voll Rührung betrachtete er das kindliche Liebespfand, das ihm ſpäter in mancher Verſuchung zum rettenden Talisman werden ſollte.

Zwei Jahre vergingen, ehe Volckardt wieder von ſich hören ließ. Dann ſchrieb er endlich aus Johannisburg, wo er in der Nähe der Goldfelder eine Werkſtatt zur Reparatur von Maſchinen und einen kleinen Handel mit Werkzeug eingerichtet hatte. Es ginge ihm gut, berichtete er. Sobald er die nötigen Mittel beiſammen hätte, gedächte er nach Chicago zu gehen, wo ein in der Eiſeninduſtrie etablierter Freund lebte, und wo er auch ſeine wiſſenſchaftlichen Kenntniſſe vervollkommnen könne. Er ließ den Vater und Melitta grüßen. Die Mutter zögerte lange mit der Antwort, denn Schreiben war ihre Sache nicht. Der Vater nahm überhaupt keine Notiz von dem Brief, aber Frau Rippold und Melitta ſchickten freundliche Grüße, und Rippold ſagte zu ſeiner Frau: „Den Jungen haben ſie auf dem Gewiſſen. Der würde ſeinen Weg gemacht haben, hätten ſie ihn verſtändig genommen und gewähren laſſen."

2.

„Sie sind vorbei, die Tage solcher Tränen.“
Pestalozzi.

Während Volckardt schon im Kampfe des Lebens stand, durchlebte Melitta noch das Freundschaftsstadium der Backfischzeit. Solange sie Volckardts kameradschaftlichen Umgang gehabt hatte, war sie in kein näheres Verhältnis zu einem anderen kleinen Mädchen getreten. Jetzt aber erblühte eine warme Freundschaft zwischen ihr und Fanny Kämpf, aus der sie sich sonst nicht viel gemacht hatte. Es war eigentlich eine Kontrastfreundschaft; sie hatten nicht viel gemeinsame Interessen, ergänzten sich aber in gewisser Weise vortrefflich. Beide waren einzige Kinder und gestanden sich einmal in vertraulicher Stunde, daß es das größte Glück sein müßte, eine Schwester zu haben. Da das nun nicht zu erreichen war, stifteten sie, wie Jonathan und David, einen Bund miteinander, tauschten ihre Broschen aus und erklärten sich für Schwestern. Die beiderseitigen Mütter, denen der nähere Umgang der Kinder sehr erwünscht war, gingen bereitwillig darauf ein, und die neuen Schwestern genossen das Glück, sich gleich kleiden und die meisten ihrer Unterrichtsstunden teilen zu dürfen. Fanny war zwar ein Jahr älter, aber noch besonders kindlich und eine wahre Meisterin im Puppenspielen, woraus sich Melitta nie viel gemacht hatte; jetzt aber holte auch sie, von Fanny angeregt, die längst fortgelegten Puppen nochmals hervor, und der gütige Onkel, der davon hörte, brachte ihr selbst eines Tages noch eine herrliche Wachspuppe, als Braut gekleidet, mit einem feinen Schleier und einem Kranz aus winzigen Orangenblüten. Durch eine jener wunderbaren Fügungen, wie sie auch im Puppenleben vorkommen, paßte sie in der Größe genau zu Fannys geliebtem Matrosenjungen James, und der Gedanke, die beiden zu vermählen, war daher sozusagen von selbst gegeben. Frau Kämpf war etwas betreten, als sie eines Tages in die sogenannte Kinderstube kam und die Vorbereitungen zu einer glänzenden Hochzeitsfeier in vollem Gange fand. „Kinder!“ sagte sie, „Das ist kein hübsches Spiel! Das möchte ich lieber nicht!“

„O Mamachen!“ rief Fanny, der schon die Tränen in die Augen schossen, „seit zwei Tagen arbeiten wir daran, und eben ist alles fertig! Melitta zieht nur noch Betty und Susanne als Brautjungfern an, beide weiß und rosa, und wir haben so furchtbare Mühe gehabt, genug rote Gänseblumen zu den Kränzen zu finden. Und wir haben einen Toast in Versen, der beim Braten kommen soll, und wir haben einen wirklichen Braten!“

„Einen wirklichen Braten? — Was denn?“ fragte die Mutter.

„Trina hat uns eine Leipziger Lerche von Jeuckel mitgebracht, die kleinste, die da war, und wir haben sie mit Speckscheiben umwickelt, und sie brät in der kleinen Bratröhre. Wir haben schon dreimal Spiritus aufgegossen. Riechst Du es nicht?“

Die Mutter war zwar so gefällig, die Lerche zu riechen, sagte indessen: „Mit ernsten Dingen, wie kirchliche Handlungen sind, treibt man kein Spiel.“

„Das wollen wir ja auch gar nicht!“ rief Fanny kläglich. „Es ist ja nur Zivilehe! Da in der Ecke ist das Standesamt!“

„Nun, dann —“ ſagte Frau Kämpf.

„Wir wiſſen nur nicht,“ fuhr Melitta fort, die eben der einen Brautjungfer eine Stecknadel in den Kopf drückte, „wir wiſſen nur nicht, ob man ſeinen eigenen Namen in das Buch ſchreibt, oder den neuen.“

„Den neuen,“ ſagte Frau Kämpf lachend.

Und ſo kam es, daß die Puppe Leokadie ſich gleich als Baronin James von Adlerhorſt-Brandenfels auf der letzten Seite einer alten franzöſiſchen Grammatik eintragen durfte.

Dieſe harmlos glückliche Zeit verging ſchnell, und aus den beiden Kindern entwickelten ſich zwei anmutige junge Mädchen, die man überall zuſammen ſah und von denen es hieß, daß ſie ſich gegenſeitig gut ſtünden, da Fanny eben ſo roſig und blond, wie Melitta dunkel und farblos war.

Für dieſe hatte ſich währenddeſſen das Leben im Hauſe durch die zunehmende Krankheit des Onkels traurig geändert. Jahrelang hatte ſich Frau Rippold darauf gefreut, die Pflegetochter in Geſellſchaft zu führen; nun beanſpruchte die Pflege des Mannes all ihre Zeit und ihre Kräfte. Auch ihre eigene Kränklichkeit nahm zu, und ſo mußte ſie ſich begnügen, Melitta unter Frau Kämpfs Obhut die Vergnügungen mitmachen zu laſſen, zu denen ſie ſelbſt ſie nicht begleiten konnte.

So ſtanden die Sachen, als Herr Tſchuſchner nach Jahren wieder zu längerem Beſuche eintraf. Er hatte ſich im allgemeinen angemeldet, das Schiff, mit dem er kommen würde, indeſſen nicht beſtimmen können; ſo kam er denn eines Abends im Februar bei eiſigem Sturm und dem bekannten Hamburger Wetter, von dem man nicht weiß, ob es Regen, Nebel oder Schnee vorſtellen ſoll, vor dem Rippoldſchen Hauſe an, das anſtatt wie ſonſt eine Reihe heller Fenſter zu zeigen, jetzt wie ausgeſtorben, dunkel und trübe dalag. Niemand empfing ihn als der alte Diener Guſtav.

„Iſt es möglich! Herr Tſchuſchner! Und bei dieſem Wetter! Aber Herrn Tſchuſchners Zimmer ſind bereit; alles warm und friſche Blumen; da hat Fräulein Melitta alle Tage danach geſehen! — Ach, wie finden es Herr Tſchuſchner bei uns verändert; unſer armer Herr!“ ſagte der treue Menſch mit Tränen in den Augen, während er den Gaſt die Treppe hinaufgeleitete.

„Geht es meinem Schwager ſo ſchlecht?“

„O nein, eben geht es eher etwas beſſer, aber da iſt wohl wenig Hoffnung. Die Ärzte ſprechen von Rückenmark, aber der Herr weiß es nicht. Ihm ſagt man, es wären die Nerven, und es würde ſich geben.“

„Und meine Schwägerin?“

„Die können Herr Tſchuſchner heute nicht mehr ſehen; Frau Rippold geht immer ebenſo früh zur Ruhe, wie der Herr, weil er ſo ſchwer einſchläft und leicht aufwacht.“

„Und meine Tochter?“

„Ach, das wiſſen wohl Herr Tſchuſchner nicht? Es iſt ja heute Fräulein Fannys Polterabend! Fräulein Fanny Kämpf heiratet ja Herrn Albert Hahn, den älteſten Sohn von Hahn & Froiſſard; ſie kommt nach Singapore. Das iſt

auch ein rechter Verluſt für unſer Fräulein. Aber es iſt erſt acht, da ſollten doch Herr Tſchuſchner noch hingehen. Herr und Frau Kämpf würden ſich ſo freuen und Fräulein Fanny und alle. Um neun fangen erſt die Aufführungen an; lebende Bilder und ein kleines Stück; ein Freund vom Bräutigam, der junge Herr Dietert, hat es gemacht. Aber das Schönſte kommt zuletzt. Da ſind alle jungen Damen Blumen, und unſer Fräulein iſt die allerſchönſte. Wirklich, Herr Tſchuſchner müßten ſich das anſehen. Vorgeſtern war Koſtümprobe; da hatten ſich's Fräulein Melitta und Fräulein Fanny ausgedacht und die ganze Dienerſchaft von den drei Häuſern dazu gebeten, weil wir doch ſonſt nichts davon geſehen hätten. Fräulein Fanny war natürlich nicht dabei, aber als es aus war, bekamen wir Torte und Wein, und die jungen Herrſchaften kamen und ſtießen mit uns an. Die alte Trina, die ſchon da war, als Fräulein Fanny geboren wurde, weinte die ganze Zeit, und es tut uns auch allen leid, und lange werden wir wohl unſer Fräulein auch nicht mehr haben."

„Wieſo? — Iſt etwas im Werk?" fragte Herr Tſchuſchner unbedenklich.

„Wir meinen nur ſo — ein ſo ſchönes Fräulein!" erwiderte der alte Diener ausweichend.

„Ach was, ſagen Sie es nur gerade heraus," ſagte Herr Tſchuſchner.

„Man ſagt nur ſo," wiederholte Guſtav, „es heißt, die Hahns hätten unſer Fräulein gern für den zweiten Sohn, Herrn Viktor, und es wäre ja auch hübſch, wenn Fräulein Melitta und Fräulein Fanny Schwägerinnen würden."

„Iſt das alles oder kommt noch ein anderer in Frage?"

„Ja," ſagte Guſtav, „es ſcheint faſt ſo. Da iſt eben noch der Herr Dietert, von Wechſler & Co."

„Der Sohn vom Senator?"

„Ach, Herr Tſchuſchner erinnern ihn wohl noch? — Er war einmal zu Tiſch hier mit dem jungen Werningen."

„Ganz recht — und wo iſt der junge Werningen?"

„Verſchollen, Herr Tſchuſchner. Er lief fort — man fragt da nicht gerne. Es iſt hart für die Eltern, ſie hatten nur den einen. Herr Dietert iſt jetzt auf Urlaub hier; er iſt ſonſt in Rangoon. Das iſt ein Staatsmenſch geworden; Herr Tſchuſchner wird auch ſeine Freude an ihm haben."

„Und der, heißt es, bemüht ſich um meine Tochter?"

„Das kann ich nicht ſagen, aber ſie ſind viel zuſammen geweſen in dieſer Zeit. Den ganzen Polterabend haben die beiden faſt ganz allein eingerichtet."

Anderthalb Stunden ſpäter betrat Tſchuſchner das helle, blumengeſchmückte Treppenhaus bei Kämpfs. Ein Diener eilte dem ſpäten Gaſt entgegen.

„Die Aufführungen ſind ſchon im Gange, und hinten ſteht alles dicht gedrängt," ſagte er, „aber ich werde die Seitentür öffnen; der Herr Senator wird zwar hinter Topfgewächſen ſitzen, kann jedoch von da aus alles überſehen."

Tſchuſchner ließ ſich nieder und betrachtete, wohl verborgen, die glänzende Geſellſchaft und das der Bühne gegenüberſitzende Brautpaar.

Von dem kleinen Stücke verſtand er nicht viel. In dem Hauptſpieler erkannte er nach der Beſchreibung des alten Guſtav unſchwer den jungen Dietert,

der einen Krämer vorstellte, bei dem die Einkäufe zum Hochzeitsmahl gemacht wurden. Was er sagte, schien witzige Anspielungen zu enthalten, denn im Saal folgte ein Heiterkeitsausbruch dem anderen.

Als nach dem Schlusse des Stückes der Vorhang sich wieder hob, hing an der Seite der kleinen Bühne eine Tafel mit der Aufschrift: „Ort der Handlung: Fannys Gärtchen." Die Musik spielte das Kinderlied: „Kuckuck! Kuckuck ruft aus dem Wald." Währenddessen kam mit kleinen Schritten und gesenktem Köpfchen ein Veilchen aus der Kulisse, sah sich scheu um und duckte sich unter seine Blätter; gleich darauf noch eins; dann folgten, mit feinen silbernen Glocken läutend, ein Paar Schneeglöckchen, hierauf Flieder und Goldregen Hand in Hand und andere mehr. Kinder kamen als Maßliebchen gesprungen und drehten sich im Ringelreihen. Dann schwieg die Musik, und die Blumen begannen zu klagen, daß sie nun umsonst hier blühen müßten, denn die schönste und liebste der Schwestern zöge fort in ein fremdes Land, und jede Strophe schloß mit dem von allen halb gesungenen, halb gesprochenen Kehrreim:

„Fehlest beim Tanze,
Fehlst beim Gekose,
Ach! aus dem Kranze
Fehlet die Rose!"

und die Augen der jungen Braut standen schon voll Tränen. Da ließ sich von weitem ein fremdartiger Klang hören, und Dietert trat auf als indischer Gaukler, im bunten Sarong, der weißen burmesischen Jacke und dem rosa Kopftuch, auf einer indischen Pfeife spielend. Halb in gebrochenem Deutsch, halb in dem in Indien üblichen Pigeon-Englisch erklärte er, ein Zauberer zu sein, ließ eine unsichtbare Schlange tanzen, von der er versicherte, daß ihr die Giftzähne ausgebrochen seien, machte Münzen unter Tonnäpfchen verschwinden und beteuerte, noch ganz andere Dinge zu können. Die Blumen alle, die hier stünden, so reizend sie auch schienen, wären bleich und matt gegen ihre Schwestern im fernen Osten, und wenn die Herrin erlaubte, so würde er die schönste der dortigen Blumen herzaubern, die heilige Tempelblume, die Pagodaflower. Fanny nickte. Der Gaukler blies nun auf seiner Schalmei und beschrieb beschwörende Kreise in der Luft. — „Jetzt"! sagte er, „jetzt! — Still, sie kommt! — Da ist sie" und aus dem Hintergrund kam langsamen Schrittes, in halbdurchsichtigen gelblichen Gewändern, mit nachschleppendem Schleier, das dunkle Haar gelöst, die fünf zurückgebogenen Zacken einer großen gelbrötlichen Blüte auf dem Haupte, mit geschlossenen Augen wie im Traume, Melitta.

„Wir müssen sie wecken," sagte der Gaukler, zog aus seinem Sack ein glänzendes Banjo und schlug ein paar Töne an. Die Pagodablume öffnete die Augen, die infolge von braunen Strichen unter den Lidern noch größer und dunkler erschienen, und sah sich verständnislos um. Nun pfiff der Gaukler eine spanische Melodie und begleitete sich dazu auf dem Banjo. Die Pagodablume bewegte sich jetzt in der Art, wie Indierinnen tanzen, nur mit dem Oberkörper und den Armen, die Hände auswärts haltend. Der Zauberer berührte sie schließlich mit dem Stabe. „Sprich," sagte er, „begrüße die Memsah!" Da trat sie mit gekreuzten Armen vor und

flüsterte einige Worte auf Hindostanisch. „Deutsch!“ gebot der Gaukler, und mit ruhiger, klangvoller Stimme brachte sie die Grüße der fernen Heimat unter den Palmen und den Blumen, die der Herrin harrten; glänzend wären sie und glühend und leuchtend, aber reizender als alle würde zwischen ihnen die deutsche Rose sein, an Zartheit, Frische und an süßem Duft.

„Herrlich!“ rief der Gaukler, „du hast wahr gesprochen!“

Dabei stimmte er eine lustige Melodie an, die Musik fiel ein, die Blumen tanzten in allerlei Verschlingungen durcheinander, in der Mitte allein die Pagodablume. Tanzend löste sie einen feinen indischen Schleier von der Schulter und warf ihn Fanny zu. Der Gaukler schloß mit einem vollen Akkord, und die Blumen sprangen von der Bühne in den Saal hinab, von allen Seiten umringt und bewundert.

Tschuschner war in einem seltsamen inneren Widerstreit dem Spiele gefolgt. Er hatte Melitta als Kind verlassen und natürlich erwartet, sie erwachsen wieder zu finden, aber er hatte geglaubt, sie würde nun ganz ihrer Mutter gleichen, deren Reiz für ihn in einer eigentümlichen Herbheit, einer Art schüchternen Zartheit bestanden hatte; und nun hatte sie vor ihm gestanden, anmutig zwar in jeder Bewegung, aber so fremdartig, und mit einer solchen Ruhe und Sicherheit, daß ihm war, als befände er sich nicht seinem Kinde, sondern einer jungen Fürstin gegenüber. Und es überkam ihn eine große Enttäuschung, eine heiße Sehnsucht nach dem warmherzigen Backfisch, der beim Abschied in so heißen Tränen an seinem Halse hing; und er wollte sich unbeachtet, wie er gekommen war, wieder entfernen, aber der Saal begann sich zu entleeren und zu den letzten Paaren, die an ihm vorübergingen, gehörten Melitta und Dietert. Beide plauderten angeregt, als Dietert zufällig zur Seite blickte, Herrn Tschuschner voll ins Gesicht sah, stutzte und ausrief: „Fräulein Melitta! Da ist ja Ihr Vater!“

Melitta sah auf und flog mit einem leisen Schrei des Entzückens auf Tschuschner zu. Und als sie nun neben ihm saß und seine Hand streichelte, während ein glückliches Lächeln um ihre Lippen spielte und ihre Augen feucht waren und sie nach den ersten Fragen von des Onkels traurigem Zustand sprach, als von dem, was ihrem Herzen zunächst lag, erfaßte ihn eine große Freude und Rührung.

„Ja, Du bist es! Du bist es noch!“ wiederholte er mehrfach.

„Ich habe mich wohl sehr verändert, Papa? — In dem Alter, weißt Du! — Aber Du wirst mich schon wiederfinden, vielleicht mehr als Dir lieb sein wird.“

Nun aber kamen, von Dietert benachrichtigt, alle in den Saal zurückgeeilt, Herr und Frau Kämpf, Herrn Nippolds Neffe Robert und seine Frau Konstanze, die Hahns, alle die nächsten Freunde, das Brautpaar; man umgab den Heimgekehrten in froher Begrüßung. Fanny hob sich auf die Fußspitzen, bot ihm den Mund und nannte ihn Onkel und Du, als wäre er gestern fortgegangen.

„Das setzt dem ganzen Fest noch die Krone auf! Das ist zu herrlich!“ jubelte sie. „Nicht wahr, Albert?“

„Jawohl,“ sagte Albert gehorsam. „Jawohl,“ klang ein dünnes Echo nach.

„Mein Sohn Viktor,“ beeilte sich Frau Hahn vorzustellen. Herr Tschuschner warf einen prüfenden Blick auf den semmelblonden Menschen mit den zwinkern

den Augen und schüttelte ihm kordial die Hand. „Der kommt nicht in Betracht," dachte er beruhigt.

Noch saß man beim Abendbrot, als Trompetensignale die Jugend in den zum Tanzen umgewandelten Saal zurückriefen. Dietert eilte auf Melitta zu: „Darf ich bitten!"

„Wäre es Dir nicht lieber, jetzt nach Hause zu fahren, Papa?" fragte Melitta.

„Im Gegenteil, es gefällt mir hier sehr gut. Weshalb wolltest Du mich um das Vergnügen bringen, Euch tanzen zu sehen?"

„Wir werden uns die größte Mühe geben, Sie zufrieden zu stellen, Herr Tschuschner," versicherte Dietert.

Der Vater suchte sich nun einen erhöhten Platz in einer Sofaecke aus und sah befriedigt in das bunte Gewühl. Da kamen sie; keine Frage, weitaus das schönste Paar; die verkörperte Anmut und Lebenslust, schwebten sie an ihm vorüber und ihnen folgte das Brautpaar; blond und zufrieden in der Sicherheit erhofften Glückes, tanzten sie dahin.

„Unsere lieben Kinder sehen doch vortrefflich miteinander aus, finden Sie nicht auch, mein lieber Herr Tschuschner?" flötete eine Dame, die an seiner Seite Platz genommen hatte, lang und schmal, mit scharfen Zügen und etwas gelblicher Farbe. Tschuschner besann sich. Frau Senator Dietert, natürlich.

„Jawohl, gnädige Frau, Ihr Herr Sohn tanzt vorzüglich."

„Und die liebe Melitta! Sie ist doch eigentlich die Königin des Festes, obwohl man das freilich an einem Polterabend, an dem der Braut die erste Stelle zukommt, nicht sagen darf. Ja, um so ein Töchterchen kann man Sie beneiden."

„Na, sie ist ja so ziemlich geraten."

„Und die Pagode, die sie auf dem Kopfe hat, steht ihr bezaubernd. Ich habe ja leider nur die zwei großen Jungen. Der Älteste ist schon seit zwei Jahren bei Reese & Mann in Rio. Sie kennen die Firma jedenfalls, Herr Tschuschner?"

„Gewiß, gewiß, dem Namen nach wenigstens," sagte Tschuschner, der ihn nie gehört hatte.

„Mein Ludwig ist der zweite. Es wurde mir schwer, zu ertragen, daß er nach Rangoon ging, aber es ist doch eine Auszeichnung, wie sie nicht vielen in seinem Alter zuteil wird. Und wer einmal bei Wechsler & Co. festen Fuß gefaßt hat, ist ein gemachter Mann, heißt es immer. Natürlich, er muß das Seine tun, das versteht sich, und das wird ja auch mein Ludwig, mit Gottes gnädiger Hilfe."

Hier gelang es Tschuschner, nicht weit von sich einen alten Bekannten zu erblicken.

„Ja! Da ist ja auch der alte Hageneft!" rief er, „Donnerwetter, wie der sich hält! Sie entschuldigen, Frau Senator" — und fort war er.

Das Wiedersehen zwischen Tschuschner und seinem Schwager Rippold am nächsten Morgen war für beide Teile ergreifend. Es war Herrn Tschuschner beweglich, den Schwager, den er immer aufrecht und selbstbewußt gekannt hatte, nun kraftlos im Lehnstuhl zu sehen und das freundliche, behagliche Gesicht der Schwägerin von Sorge gefurcht und gealtert wiederzufinden.

„Ich bin ein gebrochener Mann, Moritz!“ sagte Rippold und streckte ihm seine abgemagerte Hand entgegen.

„Sage das nicht, Franz! Ich habe manchen von weiter her zurückkommen sehen, als Du jetzt bist!“

Das alte brüderliche Verhältnis des ersten Jahres trat wieder zwischen ihnen ein. Tschuschner fuhr den Kranken im Rollstuhl durch den Garten, und es war rührend, wie er die Stimme dämpfte und ihm allerhand von der äußeren Welt zuzutragen und zu erzählen wußte.

Inzwischen gingen die Festlichkeiten der Hochzeit ihren Gang; es waren Gäste von auswärts gekommen, denen Hamburg gezeigt werden mußte, und die befreundeten und nun verschwägerten Familien versammelten abwechselnd den Freundeskreis bei sich. Tschuschner begleitete seine Tochter überall hin, und überall trafen sie Dietert, der bei diesen Gelegenheiten die Seele der Gesellschaft war. Sprudelnd von Lebendigkeit und Lebenslust, machte er aus seiner Bewunderung für Melitta kein Hehl, und daß er auch ihr gefiel, schien zweifellos. Sein Urlaub näherte sich dem Ende, und es war vorauszusehen, daß er nicht abreisen würde, ohne sein Heil bei Melitta versucht zu haben. Sie sah es kommen, so gut wie die anderen, aber so sicher sie sonst in ihren Entschlüssen war, so unsicher fühlte sie sich in diesem Fall.

„Er gefällt mir, ich mag ihn lieber, als die anderen,“ sagte sie zu sich selbst. „aber es ist zu früh, es ist zu rasch, wenn er nur jetzt noch nicht käme!“

Aber er kam. Eines Morgens, als sie nicht weit von Hause in einer kleinen Laube saß, um einen Brief von Fanny zu lesen, die sich noch auf der Hochzeitsreise an der Riviera befand, öffnete sich die Gartenpforte, und Dietert trat ein in einem neuen Hut und lavendelfarbenen Handschuhen. Er sah Melitta und eilte auf sie zu.

„Sie haben sich ja heute wunderschön gemacht“ — konnte sie sich nicht enthalten etwas malitiös zu sagen.

„Ich — ich wollte — zu Ihrem Herrn Vater,“ stotterte der sonst so selbstbewußte Dietert verlegen.

„Papa ist oben,“ sagte Melitta und wurde rot.

Nun fand Dietert seine Sicherheit wieder; er hielt die Hand, die sie ihm gereicht hatte, fest und fragte, ob er sie behalten dürfe, und dann strömte Lebensglück und einzige Hoffnung und was sonst in solchen Augenblicken gesagt wird, ihm in Fülle und in ehrlicher Bewegung über die Lippen. Melitta sah mehr beängstigt als beglückt aus.

„Es kommt mir zu schnell,“ stammelte sie, „ich muß es mir überlegen. Sprechen Sie mit Papa — das wird das beste sein.“ Sie suchte Zeit zu gewinnen, er aber, froh des errungenen Vorteils, eilte ins Haus und klopfte an Herrn Tschuschners Tür.

„Herein!“ Tschuschner musterte den jungen Mann, seinen Hut und seine Handschuhe mit sarkastischen Blicken. „Das sind ja große Vorbereitungen, Herr Dietert! Was bringen Sie denn Gutes?“

„Ich bringe nichts, Herr Tſchuſchner“, ſagte Dietert, dem plötzlich der Atem etwas ſchwer ging.

„Dann wollen Sie wohl etwas?“ fragte Tſchuſchner unbarmherzig.

„Ihr Fräulein Tochter — ich traf ſie — zufällig — in der Laube“ —

„Beruhigen Sie ſich erſt ein wenig; ſtreifen Sie die Dinger da ab, lieber Dietert, und dann wollen wir die Sache bei einer Zigarre freundſchaftlich beſprechen.“

Tſchuſchner öffnete ſeinen Schrank, wählte bedächtig eine Zigarre und ſetzte ſie gelaſſen in Brand. „So,“ ſagte er, „nun wollen wir uns miteinander verſtändigen.“

Dietert hatte ſich inzwiſchen gefaßt; er ſah recht gut, daß ihm ſeine Verlegenheit eher genützt als geſchadet hatte, und brachte nun ſein Anliegen männlich und beſcheiden vor.

„Ich habe das erwartet,“ ſagte Tſchuſchner. „Sie haben meine Tochter zuerſt geſprochen. Wie ſteht ſie zu der Sache?“

„Fräulein Melitta ſagte, ſie wollte es ſich überlegen, und ich ſollte vorerſt mit Ihnen ſprechen.“

„Außerordentlich korrekt. Das erleichtert mir die Sache ungemein. Alſo kurz und gut, ich habe an und für ſich nichts dagegen. Sie gefallen mir, Sie gefallen — worauf es noch mehr ankommt — auch meiner Tochter. Sie ſind aus gutem Hauſe; das iſt erfreulich, wenn auch nicht unbedingt notwendig. Sie haben für Ihre Jahre eine gute Stellung in einer guten Firma. Das iſt für den Augenblick genügend. Ich habe, wie geſagt, prinzipiell nichts dagegen. Aber meine Tochter iſt erſt ſiebzehn Jahre alt; das iſt mir zu jung zum Heiraten, und lange Verlobungen ſind mir ein Greuel. Alſo für den Augenblick kann noch von nichts die Rede ſein. Dazu kommt, daß ich eine Bedingung an meinen Schwiegerſohn ſtelle, die Sie wohl billig finden werden. Meiner Anſicht nach muß der Mann ſo viel haben, daß er die Frau erhalten kann; nachher kann die Frau dazu bringen, ſoviel ſie mag, je mehr, je beſſer. Das verlange ich alſo auch von Ihnen. Sehen Sie zu, daß Sie eine auskömmliche Stellung bekommen, dann kommen Sie wieder. Iſt auch Melitta dann desſelben Sinnes, dann ſollen Sie ſie haben.“

Dietert konnte ſeinen Schrecken nicht verbergen. „Sie haben gewiß alles Recht, Ihre Bedingungen zu ſtellen, Herr Tſchuſchner — aber in meinem Falle — bedenken Sie, ich muß fort.“

„Das iſt mir gerade ſehr angenehm. Solch ein Hin- und Herziehen iſt nichts für die Dauer. Ich hätte ſonſt mit meiner Tochter fortgehen müſſen, und das wäre mir wegen der Verhältniſſe hier im Hauſe ſehr ſchwer geworden.“

„Sie werden uns doch wenigſtens geſtatten, zu korreſpondieren?“

„Schreiben Sie an mich, ſoviel Sie wollen, lieber Dietert,“ ſagte Tſchuſchner artig, „auch an die Tante unten, wenn Sie das erleichtern kann, an meine Tochter aber ſchreiben Sie nicht. Meine Tochter ſoll frei ſein, ganz frei.“

„Das iſt hart, Herr Tſchuſchner. Sie kennen doch die Verhältniſſe. Ich kann nichts tun, um mich vorwärts zu bringen; ich muß warten, bis ich befördert werde; währenddeſſen können andere kommen und mich aus dem Felde ſchlagen.“

„Ich denke, darüber können Sie ruhig sein. Meine Tochter ist in ihren Neigungen beständig. — Sehen Sie, junger Mann, ich habe das Leben mit Nichts angefangen und bin jetzt, selbst für Hamburger Verhältnisse, ein wohlarrangierter Mann. Ich will nicht, daß es von meinem Schwiegersohne heißt, wie von den Männern im Stedinger Land, die die Goldfischchen dort angeln: „Die Fru hat ihn tom Manne makt.“ Wer steht mir dafür, daß solch einem Glücksfischer nicht mein Geld in den Kopf steigt, und er es in dem Zehntel der Zeit wieder los wird, die ich gebraucht habe, um es zusammenzubringen? — Darum will ich für meine Tochter einen Mann, der seine Lehrzeit hinter sich hat; es gewährt auch das keine Sicherheit, ich weiß es wohl, aber eine gewisse Gewähr liegt doch darin. Was sonst an Charakter, Geist und Tüchtigkeit nötig ist, das ist Voraussetzung — ich denke, darin wird meine Tochter nicht fehlgreifen.“

„Aber, Herr Tschuschner, gesetzt auch, ich käme in den nächsten Jahren so weit, so bekomme ich vor vier Jahren keinen neuen Urlaub.“

„Darüber seien Sie ruhig. Wenn es so weit ist und Sie sind beide noch desselben Sinnes, so bringe ich Ihnen Melitta; darauf können Sie sich verlassen. — So, und nun überlegen Sie sich das. Guten Morgen.“

Dietert ging. Melitta saß noch in der Laube, und sie sprachen eine Weile miteinander, als Tschuschner zu ihnen trat.

„Was machen Sie denn hier?“ fragte er.

„Ich teilte Fräulein Melitta Ihre Antwort mit.“

„Das kann ich selbst am besten,“ sagte Tschuschner ganz freundlich.

Dietert küßte Melitta die Hand und schlug etwas zögernd in Herrn Tschuschners dargebotene Rechte.

„Mut, junger Mann! Noch ist Polen nicht verloren,“ sagte Tschuschner und entließ ihn mit einem freundschaftlichen Schlag auf die Schulter. Dann zog er Melittas Hand durch seinen Arm und führte sie in den Garten. „Nun sind wir wohl böse auf den alten Papa?“ fragte er und sah sie prüfend an.

„O nein, Papa! Es ist mir ganz recht —“

Tschuschner sprach nun eingehend mit der Tochter, und als das Resultat dann Nippolds mitgeteilt wurde, hielten beide mit ihrem Beifall nicht zurück.

„Sehr verständig, sehr verständig! Ich hätte Moritz diese Lösung kaum zugetraut,“ sagte Nippold später zu seiner Frau.

Weniger erbaut war man bei Dieterts, als der Sohn mit finsterem Gesicht nach Hause kam und seinen neuen Hut rücksichtslos auf den Tisch schleuderte.

„Um Gotteswillen! Du hast doch keinen Korb bekommen?“ rief die Mutter.

Dietert erzählte, wie es ihm ergangen war, und nachdem man die Sache reiflich besprochen hatte, kam man zu dem Trost, daß sie nicht gar so schlimm stünde. „Nur behutsam muß man sein,“ hieß es. „Wir müssen verlauten lassen, daß Du die Einwilligung von Vater und Tochter hast und nur Melittas große Jugend das Hindernis ist. Ist das erst bekannt, so ist es fast besser als eine Verlobung, die sie jetzt nicht würden anzeigen wollen. Nun, der Herr, dem wir auch dieses anheim stellen wollen, mag das Beste geben. Es ist weitaus die beste Partie, die

Du machen könntest, da können wir es uns schon etwas sauer werden lassen. Und ich werde schon mein Auge auf Melitta haben, während Du fort bist."

Sehr unglücklich über diesen Ausgang der Sache war auch Fanny, als sie und Albert zurückkehrten, um sich zur Abfahrt nach Singapore zu rüsten.

„Ich dachte so bestimmt, daß Du gleich nachkommen würdest," klagte Fanny, „und nun dauert es noch wer weiß wie lange."

„Mir ist es so ganz recht; ich war noch gar nicht so weit," erwiderte Melitta.

„Ach, Unsinn! Das hätte sich schnell genug gefunden!" sagte die junge Frau von der Höhe ihrer Erfahrungen herab. „Drücke nur den Korb da nicht zusammen! Gib ihn her, er kann mit in den Kleiderkoffer."

„Was ist denn so Kostbares darin?" fragte Melitta.

„Nun, James und Leokadie", erwiderte Fanny.

„Die nimmst Du mit?!"

„Natürlich! Wenn ich sie zurücklasse, schenkt sie Mama doch nur armen Kindern zu Weihnachten. Für die sind neue Puppen gut genug; dazu ist mir mein James denn doch zu lieb."

Die arme Melitta empfand die Leere nach Fannys und Dieterts Fortgang bitter und ihre Tante und ihr Vater mit ihr. Er suchte sie in dieser Zeit durch Reisen zu zerstreuen; sie gingen bald nach England, bald nach Frankreich, blieben aber, des Onkels und der Tante wegen, selten länger als drei Wochen fort.

Als Melitta eines Tages nach der Rückkehr von einem solchen Ausflug durch den Garten ging, trat Frau Werningen in großer Erregung auf sie zu.

„Ach, Fräulein Melitta!" rief sie, „ich habe etwas getan! Ach, wenn nur mein Mann das nicht erfährt! Nicht wahr, Sie sagen es nicht?"

„Nein, nein, Frau Werningen! Beruhigen Sie sich doch!"

„Ach, Fräulein Melitta, mein Volckardt —"

„Haben Sie schlechte Nachricht von Volckardt?" fragte Melitta erschrocken.

„Nein, Fräulein, schlimm ist es gerade nicht. — Ach, ich weiß gar nicht, wie ich es herausbringen soll — erinnern sich Fräulein Melitta wohl noch an den Tag, wo Herr Dietert Abschied nahm?"

„Ja," sagte Melitta errötend.

„Ja, sehen Sie," fuhr Frau Werningen fort, „gerade an dem Tage saß ich oben in Volckardts Stübchen und wollte ihm antworten, denn er hatte geschrieben, er wolle fort, und wenn ich den Brief gleich abschickte, erreichte er ihn noch. Und da sah ich Herrn Dietert kommen, und er sah so fein aus, da dachte ich es mir gleich, und er ging hinauf zu Herrn Tschuschner und dann ging er wieder in die Laube und dann kam Herr Tschuschner, und er küßte Fräulein Melitta so die Hand und Herr Tschuschner klopfte ihm noch auf die Schulter. Da dachte ich, nun ist es in Ordnung und schrieb es gleich an Volckardt. Aber weil ich nachher gar nichts hörte, fragte ich Gustav, und der sagte, es wäre jetzt noch nichts, Fräulein Melitta wäre noch zu jung."

Melitta konnte sich eines unbehaglichen Gefühls nicht erwehren, sagte aber so freundlich sie konnte: „Das ist doch nicht so schlimm, Sie können ja an Volckardt schreiben und es berichtigen."

„Das ist es ja eben! Wir wissen jetzt gar nicht, wo er ist. Und wenn mein Mann das erfährt, der schon immer sagt, ich soll nicht blasen, was mich nicht brennt —"

„Aber das braucht er ja auch nicht zu erfahren," sagte Melitta.

„Ja, da ist doch aber das Päckchen!"

„Was denn für ein Päckchen?"

„Ja, ein Päckchen von Volckardt. Er muß es einem Bekannten oder einem Schiff mitgegeben haben, denn es kam mit der Hamburger Post, wie ein gewöhnlicher Doppelbrief. Hier ist es" — und Frau Werningen zog aus ihrer Tasche ein dünnes Kästchen, in dem auf weichem Leder ein schmaler offener Goldreif lag. „Er schreibt," sagte Frau Werningen, „er hätte es selbst aus dem ersten Golde, das er gefunden hätte, gehämmert, und er bäte Fräulein Melitta, es zum Andenken anzunehmen, mit seinen besten Wünschen für sie und seinen alten Kameraden."

In Melittas Gesicht stieg eine warme Welle; sie streifte den goldenen Reif über die Hand und drückte ihn um ihren Arm zusammen.

„Solange ich lebe, will ich ihn tragen," sagte sie bewegt.

„Wenn nun aber jemand danach fragt?"

„Wer soll danach fragen? Papa kümmert sich nicht um solche Dinge, und wenn Tante Lydia fragen sollte, so erkläre ich ihr, wie ich zu dem Armband kam, und sie wird nichts sagen."

„Tausend Dank! Ich dachte gleich, daß Fräulein Melittchen mir helfen würde!" Erleichtert ging Frau Werningen davon.

Melitta betrachtete den Armreif mit Rührung. ‚Das ist ein treues Herz,' dachte sie. Er hatte sich schwer durchschlagen müssen und war wohl mehr als einmal in Not gewesen, aber dieses erste Gold hatte er nicht angerührt, das war ihr Eigentum gewesen von Anfang an, und in seinen freien Stunden nach der Tagesarbeit hatte er es gehämmert zu einem einfachen kleinen Schmuckstück für sie. Oft hatte sie an ihn gedacht und über den kleinen Roman, der zwischen ihnen gespielt hatte, als über eine kindische Torheit gelächelt, ihm aber war es Ernst geblieben.

In ihrer Annahme, ihr Vater werde den Reif nicht bemerken, hatte sie sich indessen getäuscht. Der scharfe Blick des alten Goldgräbers entdeckte ihn auf der Stelle.

„Laß einmal sehen," sagte er, ihren Arm an sich ziehend, „das ist ja ein specimen! — Gold. — Rein. ‘So pliable from the pure gold — the lovely arm its only mould', sagt Byron irgendwo. Woher hast Du ihn?"

Melitta erzählte. Tschuschner betrachtete den Ring nachdenklich. „Überaus sorgfältig und gut gehämmert. Schade um den Menschen. Damals, als die beiden Jungen hier waren, er und Dietert, weißt Du noch? — gefiel er mir gut, obgleich er fast nichts sagte."

Die Zeit verging. Andere Bewerber zeigten sich nicht; denn dafür, daß das Goldhändchen allgemein für versagt galt, sorgte Frau Senator Dietert. Sie wurde auch nicht müde, Melitta Aufmerksamkeiten zu erweisen, und erbot sich unablässig, sie in Konzerte, Ausstellungen und dergl. zu führen, so oft auch die Antwort lautete, daß Herr Tschuschner seine Tochter selbst zu begleiten gedächte.

‚Meine liebe, meine liebe, liebe Melitta,‘ hieß es, so oft sie sich trafen, immer mit dem Zusatz: ‚Ich darf doch das Fräulein weglassen — stehen wir uns doch innerlich so nah!‘ Wenn es sich irgend tun ließ, sah sie Melitta so lange und tief in die Augen, daß diese nicht wußte, wo sie mit den ihren bleiben sollte. Melitta war eine zurückhaltende Natur; schon Fanny pflegte ihr vorzuwerfen: ‚Wenn man Dich küssen will, machst Du dich steif,‘ und dieses Gefühl des Steifmachens überkam sie jedesmal der Senatorin Dietert gegenüber. Es war ihr unbehaglich, wenn die Dame ihr zuflüsterte: ‚Ich habe wieder Nachricht von meinem süßen Ludwig!‘ und ihr Stellen aus seinen Briefen vortrug. Sie hätte sie lieber selbst gelesen und auf die Zwischenbemerkungen der Mutter verzichtet.

‚Die Schwiegermama ist keine angenehme Zugabe,‘ dachte Tschuschner, und er sowohl wie Melitta hofften, die Überschwenglichkeit der Mutter würde sich geben, wenn sie die erwünschte Schwiegertochter erst wirklich sicher hätte.

Der Tod des Onkels Nippold gestaltete das Leben im Hause noch trüber; Tante Lydia schien sich nur aufrecht erhalten zu haben, solange der Kranke ihrer bedurfte; jetzt versagten ihr wie mit einem Schlage die Kräfte, und sie verließ nur selten ihre Zimmer. So kam Melittas neunzehnter Geburtstag heran.

Am Tage vorher klopfte ihr Vater an ihre Tür und reichte ihr einen Brief. „So,“ sagte er, „die Sache ist ja nun von seiner Seite in Ordnung. Es ist schnell gegangen; die Firma wird wohl gewußt haben, worum es sich handelte. Gleichviel, er hat es erreicht, und ich bin der letzte, ihm einen Vorwurf daraus zu machen, daß er alle Minen springen ließ. — Ich bin in meinem Zimmer, wenn Du mich sprechen willst.“

Mit klopfendem Herzen und gerötenten Wangen las Melitta den ersehnten Brief. Zum Überlegen hatte sie Zeit genug gehabt; die Lücke, die damals durch Dieterts Fortgehen in ihrem Leben entstanden war, hatte kein anderer ausgefüllt, und das Bild des begabten hübschen Mannes war nicht aus ihrer Phantasie verdrängt worden. Die Besprechung zwischen ihr und dem Vater war kurz.

„Wenn wir gleich schreiben, gehen die Briefe noch mit dem morgenden Dampfer. — Ich werde ihm sagen, daß ich mein Wort halten und dich ihm bringen würde. Es paßt mir sehr gut. Sobald ihr getraut seid, gehe ich weiter nach Shanghai und hinauf zu Mac Hallan. Ich übergebe ihm selbst meinen Anteil des nötigen Kapitals zu seiner elektrischen Bahn und helfe ihm bei der ersten Anlage. Mir wird es auch gut tun, wieder einmal in einer praktischen Arbeit zu stehen. — Gleich morgen früh will ich mit Tante Lydia sprechen.“

„Ach nein, Papa! Nur nicht morgen! Da ist mein Geburtstag, da kann ich ihr das nicht antun! Es ist schon so schlimm, daß sie mich hergeben muß.“

Die Briefe wurden geschrieben. Tschuschner brachte sie selbst zur Post.

Am nächsten Morgen erwachte Melitta mit der Empfindung, eine große Schicksalswendung erlebt zu haben, zu dem Bewußtsein, Braut zu sein. Langsam in einem traumartigen seligen Gefühl ging sie durch den taufrischen Garten, die ferne künftige Heimat in Gedanken. Wie alljährlich nahm sie Werningens Strauß und Glückwunsch entgegen. Der Geburtstagstisch erwartete sie im Zimmer ihrer Tante, und als es Zeit war, kehrte sie ins Haus zurück. Die Jungfer kam ihr

mit ängstlichem Gesicht entgegen, die gnädige Frau hätte noch nicht nach dem heißen Wasser geklingelt, und es wäre so still. Melitta ging in das Schlafzimmer. Die Sonne schien durch die roten Vorhänge und füllte es mit warmem Licht, und dort, auf dem breiten Bette ruhte friedlich Tante Lydia, den Kopf mit dem feinen Nachthäubchen ein wenig nach der Seite geneigt, wo sonst ihr Mann zu ruhen pflegte. Aber so tief, so vollkommen wie dieser war, ist kein irdischer Schlaf.

Melitta hatte die Hände auf dem Bettrand gefaltet, und Träne auf Träne rann über ihre Wangen. Tschuschner, den die erschreckte Jungfer sogleich gerufen hatte, war tief ergriffen; der alte Gustav stand in der Tür mit gefalteten Händen.

„Gönne es ihr," sagte der Vater, „gönne es ihr!"

„Ach, Papa," schluchzte Melitta, „ich weine ja vor Freude und vor Dank!" —

Alle Schwierigkeiten waren nun gelöst, und die Abreise nach Indien sollte so bald als möglich erfolgen. Unter diesen Umständen wurde die Verlobung nicht angezeigt, sondern nur im Freundeskreise mitgeteilt, und mit Triumph tat Frau Senator Dietert das Ihrige, sie nach Möglichkeit zu verbreiten.

Die letzte Zeit im alten Hause wurde Melitta so schwer gemacht, daß sie sich nach dem Abschluß sehnte. Robert Nippold hatte als Chef der Firma und Haupterbe sofort alles in die Hand genommen, und es verging kaum ein Tag, an dem nicht Konstanze erschien und ihre Befehle gab, ohne im geringsten auf Herrn Tschuschner oder Melitta Rücksicht zu nehmen. Eine von Konstanzens ersten Äußerungen nach dem Tode der Tante war bezeichnenderweise gewesen: „Es versteht sich von selbst, Melitta, daß Ihr bis zu Eurer Abreise ruhig hier bleibt. Es wird ohnehin mit unserer Übersiedelung vor nächstem Herbste nichts werden, denn es wird monatelanger Überlegung und Arbeit bedürfen, bis man Haus und Garten einigermaßen habitabel machen kann. Ich fände es verständiger, ganz neu zu bauen, aber Robert, mit seiner Sentimentalität, will ja durchaus nicht."

Der neue Hafen war noch nicht fertig, und so fuhren Tschuschner und Melitta auf dem Dampfer, der sie hinausbrachte, an dem Platze vorüber, der so lange ihre Heimat gewesen war. Melitta sah das steile, altertümliche Dach zwischen den Bäumen, weiterhin die Spitze des Pavillons, der einst ihr geheimes Fleck gewesen war; jeden Laubengang, jede Baumgruppe suchte sie mit dem Auge. Am Stege unten stand ein dunkles Häufchen: der alte Gustav, Werningens beide, die Dienerschaft war dort vereint und winkte dem Kinde des Hauses den letzten Gruß zu, und Melitta breitete die Arme aus — sie sahen es alle.

Die stille Übergangszeit der Fahrt war eine Wohltat nach der Unruhe der letzten Wochen. Verlobung, Begräbnis, Beileidsbesuche, Trauerkleider, Glückwünsche, Aussteuer und Hochzeitsgeschenke hatten sich in aufreibendem Wirbel abgelöst. Jetzt endlich konnte Melitta zur Ruhe kommen. Sie war sehr ernst und zurückhaltend, während Tschuschner leicht Bekanntschaft machte und sich an Bord eines jeden Fahrzeuges sofort heimisch fühlte. In Malta kaufte er seiner Tochter Spitzen, und Teppiche in Suez. Das Rote Meer zeigte sich ihnen gegenüber besser als sein Ruf, und dann stürmte der Dampfer durch die endlose Bläue des Indischen Ozeans seinem Ziele entgegen. Eines Morgens stand die ganze Schiffsgesellschaft an der Reeling, um die erste Küstenlinie in leichtem Umriß aus den

Wellen steigen zu sehen, das steil abfallende Kap von Atchinhead. Dann glitt man zwischen den grünen Ufern der Straße von Malacca entlang, und eines Nachmittags sichtete man Singapore.

3.

Mondbeglänzte Zaubernacht,
Die den Sinn gefangen hält,
Wundervolle Märchenwelt,
Steig auf in der alten Pracht!

Tieck.

Und so war denn Indien, das Land der Wunder und der Verheißung, das neue Heimatland, glücklich erreicht.

Melitta ließ den Blick über die Palmenufer zur Rechten, über die felsigen Inseln zur Linken schweifen; drüben lag die Stadt am Fuße ihrer grünen Hügel, und in der Bai, die der Dampfer langsamer durchschnitt, wiegte sich eine Unzahl von Schiffen, die löschten oder ladeten. Schwarze, braune und gelbe Mannschaft hantierte auf ihnen, und kleine Sampans schossen zwischen ihnen hin und her. Nun lag das Schiff an der Pier, und eine bunte Menge ergoß sich auf das Deck; Bewillkommnen, Fragen, Suchen überall. Dazwischen drängten sich Chinesen, Malayen und Inder und boten ihre Dienste an. „Me Sneider! me very good Sneider!" rief es von einer Seite. „Lookee, Mama!" von der anderen, und ein Händler begann zu Melittas Füßen zwischen Drängen und Stoßen seinen Pack aufzumachen. „Melitta! Melitta! Da bist Du ja! — Na, endlich, endlich!"

Es war Fanny, etwas schmäler, etwas weniger rosig, aber sonst ganz die alte. Da war auch Albert; Händeschütteln, die üblichen Fragen, und bald saßen sie alle vier in einem eleganten Wagen und fuhren die Esplanade entlang. Dann bog der Weg ab, und es ging durch die Stadt. Weich und warm war die Luft. Ein Sprengwagen zwang sie, einen Augenblick zu halten, und Melitta fing mit geübten Augen ein reizvolles Bild auf: hinter der Wassertonne, die Vorrichtung regulierend, schritt eine Idealfigur, schlank, ebenmäßig, wie in Bronze gegossen, nackt bis auf den aufgerollten Sarong, mit reinem ägyptischem Profil; der Eindruck wurde noch verstärkt durch einen viereckig auf den Kopf gelegten Sack, der hinten geradlinig über den Nacken fiel.

Fanny lachte. „Ja," rief sie, „gerade so ging es mir anfangs auch! Ich starrte jeden braunen Kerl an; während ich jetzt kaum noch sehe, von welcher Farbe die Leute sind."

„Den würde ich immer und überall bemerkt haben," meinte Melitta.

„An dem ist doch nichts Besonderes," sagte Fanny und streifte den Mann mit gleichgültigem Blick.

Wundervoll waren die Bäume an den Straßen, mit glattem, grauem Stamm, hellgefiederten Blättern und flammend roten Blumen.

„The flame of the forest,"*) erklärte Fanny.

*) „Die Flamme des Waldes."

Nun ging es in die Villenstadt. Hohe Bambushecken umgaben herrliche Gärten, in denen Bungalows standen, hölzerne Wohnhäuser, die mit ihren vorspringenden Dächern und Galerien an Schweizer Bauart erinnern. Auf einem sorgsam gepflegten Rasenplatz lag ein Kinderspielzeug. Der Wagen hielt.

„Hier sind wir!" Fanny eilte mit dem Rufe: „Ayah! Ayah!" dem Hause zu. Aus dem Schatten eines Gebüsches trat eine braune Malaiin, weiß angetan, in der Nase eine goldene Rosette, grüne Steine in der Ohrmuschel, ein dickes blondes Baby im Arm. „Das ist Bertie!" sagte Fanny und stellte mit mütterlichem Stolz den Sohn und Erben vor. Der Kleine wendete sich ab.

„Das ist ja Tante Melitta, Du Dummerchen!"

„Laß nur, wir lernen uns schon noch kennen," rief Melitta. „Es fehlt ihm doch nichts? Er sieht etwas bläßlich aus."

„Bewahre! die europäischen Kinder haben hier alle keine Farbe, die einheimischen haben zu viel davon," lachte Fanny.

„Ich finde die braunen Leute schön," meinte Melitta.

„Warte nur, bis Du ein Jahr im Lande bist, dann ist der Charme vorüber!"

Das Hahnsche Wohnhaus stand, wie alle Bungalows, auf Pfählen, und eine Holztreppe führte von außen auf die Veranda, durch die man den Mittelraum des Hauses, den Salon, betrat. Von dort öffneten sich die Türen in die verschiedenen Zimmer. Sie waren alle offen, aber japanische Schirme wehrten den Einblick.

Fanny geleitete ihre Gäste in die beiden für sie bestimmten Gemächer, von dem jedes ein Bett von sechs Fuß im Geviert enthielt, das mit dem üblichen Moskitonetz bezogen war. „Wie herrlich, so viel Raum zu haben, nach der Enge der Kabine!" rief Melitta.

„Ihr habt Euren eigenen Ausgang." Fanny öffnete die Tür auf eine Treppe, die in den Garten führte. „Auf der anderen Seite liegt das Badezimmer."

Hier war der Boden durchlöchert; in der Ecke stand ein riesiges Tongefäß, das bis an den Rand mit Wasser gefüllt war, und daneben hing eine kupferne Kalebasse, die dazu diente sich zu übergießen. In dieser Form nimmt man in Indien das Morgenbad oder erfrischt sich nach der Hitze des Tages.

„Und nun, darf ich bitten?" sagte Fanny.

Albert reichte Melitta den Arm, Tschuschner folgte ihnen mit Fanny. Der Eßtisch war mit einem Muster aus flachen, rötlichen Blättern zierlich ausgelegt; der chinesische Butler stand, ganz in Weiß gekleidet, mit dem Zeichen seiner Würde, der himmelblauen Knieschleife, am Seitentisch; der aufwartende schwarze Diener ging, ebenfalls blütenweiß gekleidet, mit einem mächtigen Turban, auf nackten Sohlen lautlos hin und her. Fanny strahlte vor Freude, den Freunden ihr behagliches, wohleingerichtetes Hauswesen zeigen zu können.

Nach Tisch begab man sich wieder auf die Veranda. Die Herren setzten sich mit Zeitung und Zigarre an den niedrigen Mitteltisch, Fanny legte sich auf einen der langen Bambusstühle, Melitta lehnte an einem der Pfosten und sah in die Nacht hinaus. Der junge Mond goß sein mildes Licht über den stillen Garten; in der Ferne glänzte die Bucht in zahlreichen Lichtern, ein kühles Lüftchen wehte

vom Meer herüber. Aus dem Garten erklang das scharfe Zirpen der Grille, und aus weiter Ferne vernahm man den tiefen Ton der Bullfrösche. Leise schlug daneben das trockene Rauschen der Palmen an Melittas Ohr.

„So," sagt Fanny behaglich, „und nun hört meinen Plan. Ihr seid jetzt bei mir, und ich sehe nicht ein, weshalb ich Euch eher hergeben soll, als unbedingt nötig ist. Ich halte es daher für das einzig Vernünftige, daß die Hochzeit hier gefeiert wird. Ihr reist dann von hier ab, wie andere Neuvermählte auch."

„Ich habe auch schon daran gedacht," erwiderte Melitta, „aber Dietert kann jetzt nicht abkommen."

„Ach, Unsinn, warum soll er nicht kommen können. Du sollst sehen, wie schnell er da ist, wenn Du ihm sagst, die Hochzeit wäre hier. Nicht wahr, Onkel?"

„Ich täte es gerne, Fanny, schon um Dir zu gehorchen," erwiderte Tschuschner, „aber ich habe Dietert versprochen, ihm Melitta zu bringen, und muß mein Wort halten."

„Du hast sie ihm bis hierher gebracht, damit kann er zufrieden sein. Meinst Du nicht auch, Albert?"

„Ich meine, Fanny, Du solltest anderen Menschen ab und zu ihren Willen lassen, wenigstens in ihren eigenen Angelegenheiten. Dietert hat, sollte ich meinen, lange genug gewartet."

So schnell ließ Fanny indessen ihren Plan nicht fahren und kam immer von neuem, wenn auch erfolglos, auf ihn zurück. Melitta mußte die Kiste aufschließen, in der ihr Brautanzug bis auf die kleinste Kleinigkeit fix und fertig lag, und Fanny war den Tränen nahe, daß diese Herrlichkeit nicht zur Geltung kommen sollte.

„Dort sieht es ja niemand!" klagte sie.

„Dietert sieht es doch," meinte Melitta lächelnd.

„Ach, Dietert!" rief Fanny geringschätzig. „Der ist ja doch nur ein Mann! Was versteht er davon! Der sieht höchstens etwas Weißes und sonst doch nur Dich, und ob Du ein gewöhnliches Kleid anhast oder dieses, ist ihm völlig gleichgültig."

Als die beiden Freundinnen am nächsten Morgen durch die weiten Anlagen auf der Höhe des Berges fuhren, und Melitta die entzückten Blicke über das Blau der See und über die üppige Landschaft gleiten ließ und dann wieder den kleinen Affen nachsah, die sich von einem Baumwipfel zum anderen schwangen, wies Fanny auf einige kleine Bungalows, die zwischen dichtem Gebüsch hervorsahen.

„Siehst Du, hier verleben bei uns die jungen Paare ihre Flitterwochen. Die Einrichtung ist entzückend und die Bedienung vorzüglich. Das könntet Ihr auch haben, wenn Du verständig wärest und hier Hochzeit machtest."

Gegen Abend, nachdem die Hitze des Tages verplaudert, verträumt und verlesen war, fuhr man bis zur einbrechenden Dunkelheit in den botanischen Garten, wo sich die schöne Welt zusammenfindet, und wo Fanny eine Menge Bekannte traf, Herren in Weiß und Damen in so eleganten Toiletten, daß sie trotz der Hitze sogar die Federboas trugen, die in Europa eben Mode geworden waren. Melitta konnte sich währenddessen an den wundervollen Pflanzen nicht satt sehen und wünschte sich nur Dietert herbei, um ihr Entzücken zu teilen.

„Habt Ihr denn auch den Orang-Utan gesehen?" fragte Albert, als sie sich zur Tafel setzten.

„Einen Orang-Utan? Ist einer da? Und das sagst Du erst jetzt?" rief Fanny.

„Ja, es soll einer da sein; es wurde im Klub erzählt."

„O, dann müssen wir nochmals hin, ich habe noch nie einen gesehen," rief Melitta lebhaft.

„Ich auch nicht," sagte Albert, „und da die Post heute erledigt ist, kann ich Euch morgen begleiten. — Fanny muß ohnehin jeden Tag in den botanischen Garten; sie interessiert sich so sehr für die Blumen, die auf den Hüten der Damen wachsen."

Der Orang-Utan wurde denn auch am nächsten Tage aufgesucht, und Melitta und Fanny betrachteten das furchtbare Gebiß und die gewaltigen Arme des mächtigen Tieres mit Grauen.

„Und dabei soll er gutartig sein," sagte Tschuschner, „und den Menschen nicht anfallen."

„Ich möchte doch nicht, daß er hier ausbräche," meinte Albert.

„Haben Sie nun den Herrn Vetter genug bewundert, so könnten wir weiter zu den Orchideen gehen," fuhr er fort.

„Und davon soll man nun abstammen! Das kann mir wirklich niemand zumuten!" sagte Fanny, die noch in den Orang-Utan vertieft war.

„Sieh doch nur den Hut!" flüsterte ihr Melitta zu. Fanny sah auf und begann lebhaft zu winken und zu nicken. „Das ist Miß Miller, die Amerikanerin, von der ich Dir schrieb. Sie läßt sich alle ihre Sachen aus Paris kommen und gilt für sehr „chic"; sie macht hier die Mode, sozusagen."

Miß Miller, eine ältere junge Dame, eilte auf Fanny zu.

„My dear Mrs. Hahn! Sieht man Sie endlich einmal wieder! Ich glaube, ich habe Sie zwei Tage nicht gesehen, es können sogar drei sein!"

„Ich habe lieben Besuch, die Freundin, von der ich Ihnen erzählte, Miß Tschuschner."

„O gewiß, ich weiß! Es ist mir sehr angenehm, Miß Tusch —", sagte Miß Miller und blieb hilflos stecken.

„Tschuschner," half ihr Melitta ein.

„Jawohl, freilich, Miß Zusch — Zuscher —"

„Geben Sie sich keine Mühe, Miß Miller, es lohnt sich nicht mehr! Sie werden meine Freundin häufig genug in Rangoon als Mrs. Dietert wiedersehen und dann ihren Namen leicht aussprechen können."

„Sie sind ein sehr glückliches Mädchen," erwiderte Miß Miller, „Mr. Dietert hat hier eine Unzahl Herzen gebrochen. Das kann ich Ihnen versichern."

„Hoffentlich ist Ihres nicht darunter," scherzte Fanny.

„O nein! Das war schon unter sicherem Verschluß!"

„Leben Sie in Rangoon?" fragte Melitta, unangenehm berührt.

„Ab und zu. Ich bin öfter zum Besuch bei meiner Freundin Miß Bell und ihrer Schwester, Baroneß Kamp. Sie wissen, Baron Kamp ist der Chef der Firma und deutscher Konsul in Rangoon. Sie sehen, wir verkehren in demselben

kleinen Kreis“ — In diesem Augenblicke fuhren Melitta und Fanny mit entsetztem Schrei zurück und gleichzeitig riß Tschuschner Miß Miller an sich. Sie hatte sich unüberlegt auf die Stange gestützt, die das Publikum von dem Käfig des Orang-Utans trennt, und der furchtbare Affe hatte unbemerkt seinen Arm durch die Stäbe gezwängt und mit seiner haarigen Pfote blitzschnell nach ihr gefaßt. Durch Tschuschners schnellen Griff war sie noch eben aus der unmittelbarsten Gefahr gerettet worden, und nur das leichte Gebilde aus abschattiertem lila Mohn blieb zusammengeballt in der Faust des Ungetüms zurück. Albert war kreidebleich geworden, Melitta und Fanny zitterten vor Schreck. „Mein Hut! Mein neuer Hut!“ schrie Miß Miller. „O, das abscheuliche Tier!“

„Danken Sie Gott, daß es so abgelaufen ist, Miß Miller,“ sagte Albert. „Eine Sekunde noch, und er hätte Ihre Flechten gefaßt und Ihnen Haut und Haar vom Kopfe gerissen.“

Miß Miller schien jedoch unfähig, den Ernst des Vorganges zu begreifen. „Warte, du schändliches Geschöpf,“ rief sie und drohte dem Affen mit ihrem Spazierstöckchen. Der Orang-Utan stieß ein zorniges Gebrüll aus und rüttelte die Stäbe, daß der ganze Käfig klirrte.

„Komm, Fanny,“ sagte Albert, „kommen Sie, Melitta.“ Er nahm den Arm seiner Frau und eilte mit den beiden davon. Tschuschner ergriff ohne Umstände das Handgelenk der nun doch erschrockenen Dame und zog sie ebenfalls mit sich fort.

„Wie konnte sie nur so kindisch und albern sein?“ sagte Melitta aufatmend, als sie glücklich wieder im Wagen saßen.

„Das machte der neue Hut,“ meinte Fanny. „Sie ist sonst nett und verständig, aber wenn sie einen neuen Hut hat, kann sie keinen anderen Gedanken fassen.“

Am nächsten Morgen kam das Boot von Java an, das Singapore aus diesem Paradies der Früchte versorgt, und der Butler erschien, als die Familie beim Tiffin (Frühstück) saß, und fragte Fanny, ob das genügen würde; dabei hielt er ihr einen flachen Korb mit den verschiedensten Früchten hin. „Was ist denn das für eine Bescherung?“ fragte Albert. „Erwartest Du Gäste?“

„Nein,“ erwiderte Fanny, „ich habe ihm nur aufgetragen, das beste und das verschiedenste Obst zu bringen, das er bekommen kann, damit Melitta einmal sieht, was es hier alles gibt.“

„Da scheint er auch einen alten Käse mit eingehandelt zu haben,“ bemerkte Melitta.

„Wie kann der Kerl sich unterstehen, die Durian mit in das Zimmer zu bringen!“ rief Albert und wandte sich auf Hindostanisch scheltend an den Boy, der den Korb fortstellte und eilig mit einer großen, stachligen Frucht hinauslief.

„Ja, diese Mangos sehen gut aus,“ sagte Fanny, „und er hat auch ein paar Stränge Mangosteen mitgebracht, aber lange nicht genug.“

„Nein,“ sagte Albert, „genug bekommt man von denen überhaupt nicht; wenn man die Zeit hätte, könnte man den ganzen Tag sitzen und sie trinken; es ist ja nichts daran, als etwas weinartiger Saft.“

„Nachher baden wir den Jungen, und dann wollen wir uns eine Güte tun,“ sagte Fanny zu Melitta.

„Nur eßt, bitte, die Durian nicht im Schlafzimmer," mahnte Albert.

„O, bis Du wiederkommſt, iſt der Geruch längſt verflogen," verſetzte Fanny gelaſſen.

Als ſie dann beide den Kleinen badeten, ſteckte Albert noch einmal den Kopf ins Zimmer: „Die Freuden, die man übertreibt, verwandeln ſich in Schmerzen; das wollte ich mir nur erlauben, den Damen zu der bevorſtehenden Orgie ins Gedächtnis zurückzurufen."

„Das ſolltet Ihr in goldenen Lettern über Euren Klub ſetzen!" rief Fanny zurück.

„Werde es den Herren mit Deinen Komplimenten beſtellen!" —

„So," ſagte Fanny vergnügt, „nun iſt er fort! Nun machen wir es uns bequem. Zieh Dein Kleid aus, Melitta. Dieſe Früchte machen abſcheuliche Flecke, die Mango gelbe und die Mangoſteen braune, und ſie gehen nie aus. Anfangs haben wir ſie immer gerieben, bis wir anſtatt der Flecke Löcher hatten; jetzt, wenn ein Kleid zu arg zugerichtet iſt, gebe ich es der Ayah oder Chriſtine. Je nachdem ich mit der Einen unzufrieden bin, bekommt es die Andere."

Fanny rückte nun zwei lange Stühle nebeneinander, ſetzte zwiſchen ſie auf einen niedrigen Tiſch eine Waſchſchüſſel mit Waſſer und legte ein paar Handtücher daneben. Dann ergriff ſie den Korb mit den Früchten.

„Ich habe immer gehört, Mangos würden auseinandergeſchnitten und mit dem Löffel gegeſſen," meinte Melitta.

„So behandelt man die veredelten, die aus Indien herüberkommen; die hieſigen und die aus Java ſind dazu zu faſerig, und das Beſte ſitzt bei ihnen am Kern. Man muß ſie in die Hand nehmen und ordentlich abſaugen, was in anſtändiger Geſellſchaft doch nicht wohl angeht. — So", fuhr ſie nach einer Weile mit einem befriedigten kleinen Seufzer und ausgeſpreizten klebrigen Fingern fort, „das war hübſch. Wenn nun die Hochzeit hier wäre, hätten wir noch acht Tage! Es iſt ſchrecklich, daß Du übermorgen ſchon nicht mehr da ſein wirſt!"

„Nun, wir bleiben doch in erreichbarer Nähe."

„Ich dachte ernſtlich daran, Dich zu begleiten; ich könnte ja, nachdem ich Dich dem Gatten gefreit, mit Onkel Tſchuſchner zurückkommen."

„Das wäre herrlich!" rief Melitta erfreut. „Was ſagt denn Albert dazu?"

„Ach, Albert meint, wenn es durchaus ſein müſſe, ſo könnte ich ſeinethalben gehen."

„Und da kannſt Du natürlich nicht?"

„Nein, ich hätte es natürlich getan, aber Bertie ſteckte geſtern zweimal die ganze kleine Fauſt in den Mund und hatte ein heißes Bäckchen. Ich fürchte, er zahnt, und da kann ich nicht fort."

Der kleine Bertie ahnte nicht, welche Folgen es haben ſollte, daß er die Fauſt in das Mündchen ſteckte und ein heißes Bäckchen bekam.

Schnell und ſtetig durchſchnitt der Dampfer den Meerbuſen von Martaban, ließ den China-bakir zur Linken und ging dann hinein in den mächtigen Strom.

Seine Ufer sind flach; dichte Wälder wechseln auf ihnen mit niedrigem Buschwerk; nur hier und da sieht die Spitze einer kleinen Pagode aus dem Grün hervor. Es war gegen Abend, als die Reisenden Rangoon erreichten. Wie flüssiges Gold wogte der weite Strom in der sinkenden Sonne, große Segelschiffe wiegten sich in der einkommenden Flut, und ihr Takelwerk zeichnete sich scharf und fein gegen den flammenden Himmel. Die Gelände strahlten in rötlichem Schein, und hoch über ihrem grünen Hügel funkelte die Krone der höchsten Pagode der Welt. Wie in ein goldenes Märchen glitt Melitta in ihr neues Leben und die neue Heimat hinein. Einen Augenblick überkam sie eine seltsame Angst, sie möchte Dietert nicht wiedererkennen; sie versuchte umsonst, sich seine Züge ins Gedächtnis zurückzurufen. Keine Sorge! Dort, die schlanke Gestalt in Weiß, die mit der Hand winkte, das war er! Nun lag das Schiff an dem Pier und erzitterte unter dem Niederrasseln des Ankers. Allen zuvor schwang sich Dietert über die Reeling, stattlicher, brauner, männlicher als Melitta ihn im Gedächtnis hatte. Da war sein feines, kluges Gesicht, seine dunkeln Augen. Ihre Blicke begegneten sich in glücklichstem Verständnis, ihre Hände hatten sich gefaßt, und sie fühlte wieder das nervöse Zucken der heißen trockenen Hand, die die ihrige umschloß. Dann kam Tschuschner und umarmte den Sohn mit Herzlichkeit. „Sichst Du, min Jung," rief er, „ich habe Wort gehalten und sie Dir gebracht; da hast Du sie."

Die Bewegung der beiden Männer machte sich in wiederholtem Händeschütteln Luft. Dietert hatte ein braunes Faktotum mit, dem die Besorgung des Gepäcks übergeben wurde; er selbst führte seinen Schwiegervater und seine Braut sogleich zu einem offenen Wagen und nahm Melitta gegenüber Platz.

„Ist das Dein Gefährt?" fragte Tschuschner.

„O nein, Papa," erwiderte Dietert, einen vergnügten Blick mit Melitta tauschend, „Wagen und Pferde sind hier großer Luxus; dazu reicht es noch nicht."

„Nun," meinte Tschuschner, „schaffe Dir nur einen netten Wagen an und ein Paar flinke Pferdchen; ich bin Dir doch auch ein Hochzeitsgeschenk schuldig."

„O danke, Papa! Das ist eine große Freude."

„Wie wundervoll!" rief Melitta. Sie fuhren an einer breiten Allee mächtiger Bäume vorüber, die von einer Menge braunen Volks, das Blumensträuße trug, belebt war. „Dies ist der Weg zur großen Pagode," erklärte Dietert. „Es ist morgen das Fest des Vollmonds; da kommen die Burmesen in Scharen aus der Umgegend zum Tempel."

„O, können wir hinauf und das sehen?" fragte Melitta.

„Gewiß; ich habe schon angenommen, daß es Dich interessieren würde," sagte Dietert, und Tschuschner wunderte sich im stillen, wie flink das Du zwischen den jungen Leuten hin und her ging; er bedachte nicht, daß sie sich als Kinder gekannt hatten und das „Sie" ihnen schwerer gefallen war, als jetzt das „Du".

„Das ist doch nicht der Weg zu Eversheds?" fragte er nach einer Weile.

„Nein," erwiderte Dietert. „Das Hotel schien mir gleich etwas fraglich. Als ich dort war, um mir die Sache anzusehen, ging gerade einer der Gäste mit einem zahmen Tiger durch den Eßsaal, und das schien mir denn doch kein geeigneter Aufenthalt für Melitta. Ich habe Euch in Kantonnements untergebracht."

„Wo?“ fragte Melitta.

„In einer Art Pension. Die Mahlzeiten werden zwar gemeinsam eingenommen, aber jede Familie hat ihren Tisch und läßt sich von ihrem eigenen Boy bedienen; man hat auch seine abgeschlossene Wohnung mit besonderem Aufgang. Ich gebe Euch einen meiner Boys. Ihr werdet gut aufgehoben sein.“

Das Bungalow lag hübsch, die Wohnung gefiel Melitta und ihrem Vater. Tschuschner machte sich gleich mit den Koffern zu schaffen und ließ das Brautpaar rücksichtsvoll allein. Als Dietert sich später verabschiedete, nachdem noch das Nötigste über die Hochzeit besprochen war, sagte sich Tschuschner befriedigt beim Anblick der beiden erregten jungen Gesichter: „Er ist ein tüchtiger, frischer, junger Kerl, und ehrlich verliebt sind sie beide; da ist ja nun wohl alles in Ordnung.“

Am nächsten Morgen kam Dietert früh und holte sie noch vor seinen Geschäftsstunden zu einer Fahrt nach den lakes ab, künstlichen Teichen zwischen parkähnlichen Anlagen. Melitta belustigte sich sehr an einer chinesischen Familie, die sich neben ihnen niederließ.

„Das sind vornehme Leute,“ sagte Dietert auf deutsch.

„Ich dachte, vornehme Chinesinnen hätten verkrüppelte Füße,“ meinte Melitta.

„Das soll sehr abkommen,“ warf Tschuschner ein.

„Wie gut!“ rief Melitta.

„Ja,“ sagte Dietert, „es ist eine grausame Sitte. Dem Konsulat gegenüber wohnt ein sehr reicher Chinese; als dessen Töchterchen zwei Jahre alt war, wurden ihm die Füße gewickelt, und wir hörten tagelang das Jammergeschrei.“

„Nein, sieh nur den dicken Diamant, den die alte Chinesin am Finger trägt,“ rief Melitta.

„Das ist noch gar nichts,“ sagte Dietert, „Du wirst heute abend beim Feste des Vollmonds noch ganz andere Geschmeide sehen.“

Auf dem Rückweg begegneten sie einem glattrasierten, englisch aussehenden Herrn mit zwei Damen in weißen Topis, dicken Sommerhüten aus Kork. Es waren Herr von Kamp, der hiesige Chef von Wechsler & Co. und zugleich deutscher Konsul, seine junge Frau und eine ältere Schwägerin, Miß Bell. Dietert machte sie mit Braut und Schwiegervater bekannt. Sie begrüßten Melitta mit großer Zuvorkommenheit.

„Wir können uns künftig ganz ungezwungen sehen,“ bemerkte Frau von Kamp, „unsere Gärten stoßen an einer Stelle aneinander.“

„Ist es hier nicht reizend?“ fragte Miß Bell. „Sie müssen den Rasen bewundern, das ist unser Stolz und eine große Seltenheit hierzulande.“

„Und entzückend ist es, wenn hier Feste arrangiert werden,“ sagte Frau von Kamp. „Alles wird mit Lampions dekoriert; in dem Pavillon dort sind die Erfrischungen, in dem kleinen sitzt die Musik, und hier oben wird getanzt.“

„Getanzt?“ sagte Melitta. „In dieser Hitze?“

„Sollen wir etwa nicht tanzen, weil es hier zufällig heiß ist?“ fragte Miß Bell, die eigentlich aussah, als sei sie über das tanzpflichtige Alter längst hinaus. „O, wir wissen uns hier zu amüsieren, das können Sie glauben,“ fuhr sie fort. „Mögen Sie gerne mit dem Bogen schießen?“

„Ich habe es noch nie verſucht.“

„Darin müſſen Sie ſich üben,“ meinte Miß Bell, „ich freue mich darauf, es Ihnen beizubringen. Meine Broſche hier habe ich bei dem letzten Scheibenſchießen als Preis bekommen.“

„Treffen wir uns nicht heute abend wieder hier?“ fragte der Konſul. „Es iſt wunderſchön an den lakes, wenn der Vollmond ſcheint.“

„Dann wollen wir auf die Pagode,“ ſagte Dietert. „Meine Braut freut ſich auf das burmeſiſche Volksfeſt.“

„Im Dunkeln auf die Pagode! Nehmen Sie ſich nur in acht vor den ausgetretenen Stufen.“

„Mir iſt ſolch ein Gewühl nicht angenehm.“ Der Konſul räuſperte ſich. „Man weiß nie, was für Krankheiten herumgehen.“

„Die Leute ſind dann alle friſch gewaſchen und in ihrem beſten Putz,“ meinte Dietert, „und man kann ja die Kleider wechſeln, wenn man zurückkommt.“

Gegen Abend fuhren Tſchuſchner und Melitta in einem Gherry, einer kleinen geſchloſſenen Droſchke, zu Dietert, wo ſie ſpeiſen und Melitta ihr künftiges Haus kennen lernen ſollte. Er empfing ſie an der Gartenpforte.

„Willkommen daheim!“ ſagte er mit beglücktem Blick, als er Melittas Hand in ſeinen Arm legte, um ſie den Gartenweg entlang nach dem Bungalow zu führen.

Was war das für ein Garten! Große Bäume, aus deren Stämmen und Äſten Büſchel roter Blumen hervorbrachen, ein Brotfruchtbaum übervoll von kürbisgroßen Früchten, ſeltſame Koniferen, rieſigen Armleuchtern vergleichbar, ſtarkduftende Blumen. Seitlich vom Hauſe zog ſich ein blauüberblühter Bogengang hin. Melitta pflückte im Vorübergehen eine Ranke; es war eine von Grün zu mattem Blau abſchattierte Riſpe kleiner Blumen. „Was iſt denn das?“ fragte ſie.

„Ja, botaniſche Kenntniſſe darfſt Du von mir nicht erwarten,“ erwiederte Dietert. „Ich fand das alles vor und habe mich nicht ſehr darum gekümmert.“

Einige Stufen führten auf die Veranda, die die Vorderſeite des Hauſes umgab. Sie betraten ein Wohnzimmer, dem allerhand japaniſches und indiſches Gerät etwas Charakter gab; dahinter lag Dieterts kleines Arbeitszimmer, an der anderen Seite der Speiſeſaal mit Möbeln, deren Schnitzwerk Arabesken und Elefanten zeigte. „Das alles iſt leicht erſchwinglich,“ erklärte Dietert, als Melitta ihrer Bewunderung Ausdruck gab, „es iſt Gefängnisarbeit.“

Die Mahlzeit verlief ſehr heiter; die Bedienung war tadellos, der Tiſch mit blaßroten Roſen und Farnkräutern geziert.

Das Feſt des Vollmonds auf der größten Pagode der Welt! Das klang wie ein Märchen, und es war auch eins. Schön war ſchon die Fahrt durch die Abendkühle unter dem ſchwarzen Schatten der Alleen, durch das bunte Gewimmel mit den zahlloſen Lichtchen und Papierlaternen.

Nun hielten ſie am Aufſtieg der Pagode; die beiden ſteinernen Ungeheuer an ihrem Fuße waren zwar nur undeutlich ſichtbar, aber die Treppen waren beſtrahlt von Lichtern und belebt von auf- und abſteigenden Gäſten in hellen farbigen Gewändern aus reichen Stoffen. Alle trugen den bunten Sarong, die weiße burmeſiſche Jacke und das roſa oder gelbe Kopftuch; die Frauen trugen das Haar

unbedeckt und mit Blumen geschmückt. An den Seiten der Treppe kauerten Bettler, streckten flehend die mageren Arme aus, und nur wenige gingen vorüber, ohne ihren Anna in die hingehaltene Bettlerschale geworfen zu haben. Ein kleiner brauner Junge sprang auf Melitta zu, reichte ihr eine Rose und lief davon, ohne auf den Dank zu warten.

Die Stufen der Treppe waren in der Tat halsbrechend ausgetreten, denn in Jahrtausenden nützen selbst nackte Sohlen den Marmor ab. Aber jetzt war Melitta mit beiden Herren oben, und sie ergingen sich in der bewegten Menge zwischen offenen Hallen und glänzenden Schreinen, in denen weiße Buddhas in ewiger Beschaulichkeit ihr unverändertes Lächeln zeigten, zwischen Tempeln, deren Altäre im Glanze zahlloser Kerzen strahlten, und vor deren jedem eine dichte Menge auf den Knien lag und ihre Lichtchen darbrachte. Sie traten auf den Mittelplatz, der tageshell im Mondenlicht dalag. Die große Pagode stand im magischen Schein des Mondlichtes vor ihnen, rings um den Sockel hatten Beter ihre Blumen niedergelegt, und ganz oben blitzte die feine Krone, die in der Höhe der Paulskirche die Spitze ziert; der reiche Schmuck von Diamanten und Edelsteinen, deren Glanz die Erde nicht erreicht, funkelte ungesehen zu den Sternen hinauf. Rings umher spielten die Wipfel der Tamarinden weißlich im Mondlicht und bedeckten den Grund mit schwarzen Schatten; darunter wogte das festliche Getümmel. Hier hatten sich mehrere Familien zu fröhlichem Mahl vereint, dort kauerte ein Bonze am Boden und schlug seinen Gong zum Gebet an; da sang und spielte ein Blinder, und eine lauschende Korona stand um ihn her. Dazwischen spielten Kinder, trugen Mütter ihre braunen Babys rittlings auf der Hüfte oder gaben, vor den Altären kniend, ihren Säuglingen unbefangen die Brust. Und diese ganze große Schar, die nach Tausenden zählte, feierte in harmloser Freude ihr Fest; nirgends ein Mißton, nirgends ein Streit oder auch nur ein lautes Wort. Hier konnte jeder Fremde, jede Dame sich unter die Menge mischen, konnte durch einen Schlag an die große silberne Glocke die Götter des Landes anrufen, und die Umstehenden nahmen es, als eine ihnen erzeigte Ehre, mit Wohlgefallen auf.

Nach einer Weile führte Dietert seine Gäste aus dem Gewühl durch ein Gehölz bis an die Mauer, die oben den Tempelhügel umschließt. Hier war es still, nur von weitem hörte man das Summen der Stimmen und den Klang der Gongs. Im Schatten breiter Tamarinden standen sie, in deren Kronen der Abendwind rauschte, und tief unter ihnen lag in der Helle des Vollmonds die Landschaft.

Da fiel ein Strahl auf eine Steinplatte zu ihren Füßen, und sie sahen, daß sie eine Inschrift trug: „To the memory of James Lytton Gordon, lieutenant, buried where he fell.“*)

„Sind hier Gräber?“ fragte Melitta.

„Ja,“ sagte Dietert, „hier liegen die Engländer, die einst bei der Erstürmung der Pagode fielen. Als unten die Stadt eingenommen war, warfen sich die Burmesen in die Pagode, und es gab noch einen wütenden Kampf und ein entsetzliches Gemetzel, denn die Leute verteidigten ihr Nationalheiligtum mit wildem Fanatis-

*) „Dem Andenken von James Lytton Gordon, Leutnant, begraben wo er fiel.“

mus. Es wurde ihnen bald wieder freigegeben, aber auf dem Hügel nebenan hinter dem Buschwerk stehen ein paar geladene Kanonen, die den Pagodaplatz jederzeit bestreichen können, und ein englischer Posten steht immer daneben, hier rechts, hinter der Mauer."

Er hatte mit ungewöhnlicher Lebhaftigkeit gesprochen.

„Du wärst wohl gern mit dabei gewesen?" fragte Tschuschner lächelnd.

„So etwas ist meine Sache nicht." Dietert stieß mit der Fußspitze gegen den Stein. „Es ist am besten wie es ist. Lassen wir nur die Engländer die Kastanien aus dem Feuer holen, Bahn für uns brechen, Wege bauen, Häfen anlegen, Ordnung schaffen, die Farbigen niederhalten. Dann kommt der deutsche Kaufmann und schert sein Schäfchen in Ruhe. — Weshalb sollen wir unsere Haut zu Markte tragen? — Du glaubst doch nicht an all den Kolonialschwindel? Hand aufs Herz, wäre die Welt so schlimm daran, wenn sie schließlich englisch würde?"

Melitta stieg das Blut ins Gesicht. Sie sagte scharf: „Ich finde es nicht eben schön, andere die Arbeit tun zu lassen und zu ernten, wo man nicht hat säen mögen!"

„Tun wir das nicht alle, Tag für Tag?" erwiderte Dietert. „Seien wir doch wenigstens ehrlich und gestehen es uns ein." Melitta schwieg.

„Nach meiner Erfahrung sind es meistens die Deutschen, die die Kastanien aus dem Feuer holen," sagte Tschuschner. „Ich habe das Land noch nicht gefunden, noch das Unternehmen gesehen, an dem nicht ein Tropfen deutschen Schweißes geklebt hätte. Der Gewinn freilich fließt selten in die richtige Hand, darin hast Du recht. Aber das sind nicht Dinge, die man so zwischen Tür und Angel abtun kann."

‚James Lytton Gordon — buried where he fell,' wiederholte Melitta für sich.

Es war lange her. Der hier Begrabene wäre jetzt ein uralter Mann, wenn er überhaupt noch lebte; die ihn damals mit so heißen Tränen beweinten, schlafen selbst wohl lange den letzten Schlaf, — damals aber war er jung, frisch und kräftig und tat sein Bestes, das wehrlose Volk niederzuschlagen, das den Feinden im heiligsten Kampfe die nackten Leiber entgegenwarf. Sie sah es alles vor sich, und ernster als sie gekommen, schritt sie die Treppe zwischen den Drachen hinab.

Auch das Streiflicht, das durch das angeregte Gespräch auf Dieterts Anschauungsweise gefallen war, gab ihr zu denken. Sie war zu wahrhaftig und zu sehr an folgerichtiges Denken gewöhnt, um sich zu verschleiern, daß es sich hier um einen fundamentalen Gegensatz ihrer Naturen handelte, und zugleich zu jung und zu verliebt, um nicht zu versuchen, diesen Gegensatz in sich auszugleichen und zu überbrücken. In einer ruhigen Stunde gedachte sie nochmals mit Dietert auf die springenden Punkte zurückzukommen; bei ernsterem Eingehen, meinte sie, müßte sich die Verständigung von selbst ergeben.

Allein diese ruhige Stunde fand sich nicht in dieser kurzen unruhigen Brautzeit. Sie waren noch mehrmals auf dem Pagodahügel; Dietert neckte Melitta

damit, daß der Buddha ſie bezaubert hätte, doch blieb der erſte Eindruck der ſtärkſte und wurde durch kein ſpäteres Bild verwiſcht.

Der Konſul, ſeine Frau und ſeine Schwägerin machten Melitta nach engliſcher Sitte den erſten Beſuch und beluſtigten ſich ſehr über ihre Begeiſterung.

„Alle dieſe Dinge verlieren ihren Reiz nur zu bald," ſagte Frau von Kamp. „Nach einem Jahr ſieht man nicht mehr, ob die Leute braun oder ſchwarz ſind, und man hat ſo viel Ärger mit der Dienerſchaft, daß man Gott dankt, wenn man ſie nicht um ſich zu haben braucht."

„Ich glaube nicht, daß ich das Intereſſe für Volkstypen je verlieren könnte," erwiderte Melitta, „jedenfalls behält doch das Landſchaftliche immer ſeinen Reiz."

„O nein," hieß es nun, „keineswegs; der Winter fehlt hier, und das ewige Grün wird einem zuletzt gleichgültig; Sie werden es bald erfahren."

„Gegen die Baumformen wenigſtens kann man doch unmöglich gleichgültig werden. Sehen Sie doch hier aus dem Fenſter dieſen Baum mit dem ſeltſam geteilten, gewundenen Stamm und der breiten Krone. Oben trägt er eine Palme. Wie dieſer Palmenkern dort hingekommen ſein kann, das beſchäftigt mich, ſeit ich hier bin."

„O, das iſt ein Bannianbaum," ſagte Frau von Kamp. „Es iſt eigentlich gar kein Baum, ſondern eine Schlingpflanze, die den Stamm eines anderen Baumes umzieht und dann eine ſo ſtarke Krone entwickelt, daß man des eigentlichen Baumes kaum noch gewahr wird. Hier iſt die Palme das Mittelſtück."

„Solch ein enormer Stamm und ſolch eine Krone eine Schlingpflanze!"

„Dieſer iſt noch gar nicht ſo ſehr impoſant!" behauptete der Konſul. „Der größte Bannianbaum der Gegend, wenigſtens ſoviel ich weiß, ſteht im Dſchungel, ein paar Meilen den Fluß hinauf."

„In den Dſchungel möchte ich auch ſo gern. Schade, daß man da nicht hin kann."

„Aber nichts iſt leichter als das," ſagte Frau von Kamp. „Laſſen Sie uns doch zuſammen hinfahren. Wir nehmen unſer kleines Dampfboot. — Wird es morgen gebraucht, Freddy?"

„Ich glaube, ich kann es Euch morgen zur Verfügung ſtellen und mich dazu."

„Reizend," rief Miß Bell, „wir machen ein Picknick! Wir brechen früh auf, und ehe die Hitze zu arg wird, ſind wir wieder zurück!"

Am nächſten Morgen traf ſich die Geſellſchaft wie verabredet um ſechs Uhr an dem Pier; man beſtieg den kleinen Dampfer; ein Boy des Konſuls und einer von Dietert hatten allerhand gute Dinge in Körbe gepackt und auf Eis gelegt. Die Fahrt ging an den waldigen Ufern entlang; geſchnitzte Reisboote mit hohen, geſchwungenen Enden glitten ihnen entgegen; ſie dampften an Holzplätzen vorüber, auf denen Elefanten arbeiteten, und legten endlich in einer kleinen Bucht im Schatten wahrer Rieſenſtämme an, deren einer der berühmte Bannianbaum war. An ſeinem Fuße wurde ein Tiſchtuch ausgebreitet und Teller, Gläſer und Schüſſeln darauf geſtellt, während die Geſellſchaft ſich auf den Baumwurzeln oder auf mitgebrachten Matten niederließ. Dietert führte Melitta etwas weiter in den Dſchungel hinein, der hier nicht beſonders dicht war. Mit beſonderem Intereſſe betrachtete Melitta einen Baum, der im Umkreis ſeiner Krone Hunderte von Wurzelſtöcken aus der Erde trieb. Eben hatte ſie bemerkt, es müſſe ſchrecklich ſein, hier laufen, vor etwas

fliehen zu müſſen und zu fallen, als Dietert ihre Hand feſt faßte und in ganz verändertem Tone ſagte: „Sieh Dich nicht um! Komm! Geh ruhig!“

Sie begriff, daß eine Gefahr ihnen drohte; ſie dachte an Schlangen und ſchritt, ſo eilig und ſo vorſichtig ſie konnte, zwiſchen den Pflöcken fort. „Komm! Komm!“ drängte Dietert, ſobald ſie aus dem Bereich des Baumes waren. In dieſem Augenblick ſah Frau von Kamp zufällig nach ihnen hin und ſtieß einen Schrei aus; zugleich ſprangen auch die anderen auf und eilten auf das Dampfboot zu; nur Tſchuſchner ſtürzte ihnen entgegen. Jetzt blickte auch Melitta hinter ſich und ſah ſechs bis acht blaue Büffel langſam und ſtetig herantrotten.. Die mächtigen Tiere waren kaum zwanzig bis dreißig Schritt von ihnen entfernt. Tſchuſchner riß ſeiner Tochter den roten Sonnenſchirm aus der Hand und ſchleuderte ihn auf die Büffel zu; dann umfaßte er Melitta, die ſich ſeiner Führung überließ, während Dietert in großen Sätzen voranflog. An der Treppe der Steamlaunch beſann er ſich, blieb ſtehen und half Melitta in das Boot. Frau von Kamp war ganz blaß, Miß Bell weinte, Dieterts Hände zitterten, und alle ſahen nun aus ſicherer Entfernung zu, wie die Büffel geradeswegs über das ausgebreitete Frühſtück hintrabten. Einige prüſten mit den Nüſtern die aufgeſtellten Schüſſeln; man hörte das Praſſeln der Gläſer und Teller. Nachdem die Tiere einen Augenblick am Ufer geſtanden und den kleinen Dampfer unſchlüſſig und mißtrauiſch betrachtet hatten, zogen ſie langſam und ſchwerfällig ihres Weges. Man hörte dann einen Pfiff und ſah ſie weiterhin im Walde verſchwinden.

„Schade um all die guten Dinge,“ ſagte der Konſul.

„Sind denn die Büffel ſo gefährlich?“ fragte Melitta.

„O meine Liebe! Es war ſchrecklich, wie ſie auf Sie zukamen,“ ſagte Frau von Kamp. „Hätte ſie der Schirm nicht einen Augenblick beſchäftigt, wer weiß, ob Sie das Boot erreicht hätten.“

„Ob ſie das Tiſchtuch ganz zerriſſen haben?“ fragte Miß Bell.

„Ich will doch nachſehen, ob noch etwas zu retten iſt,“ meinte Dietert.

„Nein! nein! Um Gottes willen nicht!“ rief Miß Bell.

Dietert lachte und ſchwang ſich über die Reeling.

„O Miß Tuſch! laſſen Sie ihn nicht gehen!“ Miß Bell rang die Hände.

„Warum denn nicht? Die Büffel ſind doch fort!“

„Aber ſie können kommen wieder! Ihr müßt nicht laſſen ſein Gelobtes rennen in Gefahr!“ Miß Bell preßte die Angſt deutſche Laute aus.

Melitta lachte. „Ich ſehe keine Gefahr, Miß Bell, und er kann ja gut laufen.“

Dieſe Bemerkung verletzte Dietert, aber er kehrte das Geſicht ab, um ſeinen Unmut zu verbergen, und ſchritt dem Platze der Verwüſtung zu, wo die Boys bereits von dem Gerät aufnahmen, was noch heil geblieben war. Bald entdeckte er, daß die Eiskiſte mit den Reſerven unverſehrt war. Sie wurde an Bord geſchafft, mit Jubel begrüßt und geleert, worüber ſich die verlorene Stimmung wiederfand. Zur feſtgeſetzten Zeit erreichte man den Pier, eben als der fällige Dampfer von Shanghai ankam. „Nun müſſen wir uns tummeln, um im Kontor zu ſein, wenn die Poſt abgegeben wird,“ ſagte der Konſul zu Dietert.

„Ich komme erst nach Tisch!“ rief Dietert seiner Braut zu. „Dann machen wir noch eine Fahrt um die lakes!“

4.

Dasselbe, das wir säen,
Müssen wir schneiden und mähen.
Gottfried v. Straßburg.

Früher als sonst ertönten heute die beiden Schüsse, die den Schluß der Post und die Abfahrt des Dampfers verkündeten.

„Ich dächte,“ sagte Tschuschner zu seiner Tochter, „wir führen noch zu Dietert. Es liegt mir daran, das Geschäftliche abzumachen und ihm die Mitgift einzuhändigen. Wer weiß, was morgen dazwischen kommt, und es bis zum Hochzeitstag aufzuschieben, scheint mir nicht passend.“

Nun gehörte es, wie Melitta wußte, zu Dieterts Eigenheiten, von einer einmal gegebenen Bestimmung ungern abzuweichen, zumal, wenn sie von ihm selber getroffen war. Indessen, wenn der Vater seiner Braut ihm ein Vermögen ins Haus brachte, konnte er sich eine solche Abweichung wohl gefallen lassen. Sie fuhren also hin. Der Butler eilte ihnen entgegen. Der Barra-Sab*) wäre eben erst aus dem Kontor zurück, sagte er, und noch in seinem Badezimmer. Der Sab und die Memsab möchten Platz nehmen. Was er ihnen bringen dürfte? Sie nahmen etwas Limonade an und setzten sich. Bald darauf erschien Dietert im häuslichen weißen Flanellanzug. Melitta bemerkte sehr wohl den Schatten, der über sein Gesicht flog, als ihm der Butler die Gäste meldete; doch begrüßte er sie gleich darauf mit froher Herzlichkeit. Tschuschner erklärte ihm den Grund seines Kommens. „Es wird kaum zehn Minuten erfordern,“ sagte er.

„Wir haben noch eine Viertelstunde bis zum Essen,“ erwiderte Dietert, „wenn es Dir jetzt paßt. Kommst Du nicht mit, Melitta?“

„Wenn ich bei Eurer Unterhaltung nicht nötig bin, bleibe ich lieber hier; mir ist heute den ganzen Tag über der Kopf etwas schwer.“

Die Herren gingen in Dieterts kleines Arbeitszimmer; man hörte die Stühle rücken und das Knittern von ausgebreitetem Papier. Melitta schien es unter der Veranda schwüler zu sein als draußen. Sie stand auf, ging die Stufen hinunter und trat in den blaubewachsenen Laubengang. Eine Gattertür führte von ihm aus in den Hofraum. Sie war nur angelehnt, und Melitta schritt hindurch und lächelte darüber, daß sie sich schon so als Herrin fühlte, denn sie befand sich hier zwischen den Wirtschaftsräumen des Bungalows. Der alte Gärtner, der vor der Stalltür Holz spaltete, hielt mit seiner Arbeit inne und machte ehrerbietig Salaam. Gleich linker Hand stand ein Häuschen, das etwas besser war, als es dem Gesinde gewöhnlich angewiesen wurde. Als sie daran vorüberschritt, sah sie auf der unteren Hausstufe eine kleine Ayah stehen, die ein Kind im Arm hielt. Es mochte ein halbes Jahr alt sein und schien krank, denn es hatte den Kopf an die Schulter der Wärterin gelehnt, und der eine Arm hing schlaff herunter. Bei Melittas Nahen drehte es das Köpfchen und sah sie mit den unnatürlich großen, ernsten Augen kranker Kinder an. Melitta war wie vom Blitz getroffen. Das Kind war weiß, und sie kannte

*) Der große Herr, von Sahib, Herr.

den hochmütigen, abweisenden Blick, den es ihr unbewußt zuwarf. Bei einem dicken, gesunden Kinde wäre die Ähnlichkeit vielleicht weniger auffällig gewesen, so aber war das Gesichtchen Dieterts verkleinertes Abbild Zug um Zug; die zu nahstehenden Augen, die feine Nase, die dunklen, ungleichen Augenbrauen, die unregelmäßige Zeichnung des Mundes, die Kopfform, der Haaransatz, sogar die lange schmale Hand war Dieterts. Es war so augenfällig und kam so plötzlich, daß Melitta unwillkürlich stehen blieb und sich nach dem Hause zurückwandte. Dabei traf ihr Blick den Gärtner, der die unausgesprochene Frage sogleich verstand und ihr mit grinsendem Gesicht zurief: Yessee! yessee! littee barra-sab! Pour! (four — vier). Dabei zeigte er die Größen von vier kleinen Orgelpfeifen und wiederholte: „Pour! — littee barra-sab! — littee memsab!" Und die kleine braune Wärterin zeigte auch ihre weißen Zähne und lachte: „Littee barra-sab! yessee! pour!"

Instinktmäßig nahm sich Melitta vor den Augen des Gesindes zusammen und schritt anscheinend ruhig weiter. — War denn das möglich? Es konnte doch nicht sein! Sie hielt an und sah zurück; die kleine Wärterin stand noch da, und die Blicke des Kindes folgten ihr nach. Aber im Schatten hinter der halbgeöffneten Tür sah sie ein dunkles junges Gesicht, verzerrt von Haß, die Lippen von den blanken Zähnen zurückgezogen, die Augen glühend, in wilder Leidenschaft auf sich gerichtet. Sie wußte genug. Ruhig schritt sie weiter bis zu der nächsten Pforte. Sie vermochte sie nicht zu öffnen und winkte einem Arbeiter, der ihr staunend zugesehen hatte und die Tür mit einer Handbewegung aufstieß. Melitta hatte in ihrer Verwirrung nicht bemerkt, daß sie offen war und daß sie sie andrückte, anstatt sie aufzuziehen. Sie befand sich dann wieder in dem blauen Laubengang und ging ins Haus zurück. Nicht zwei Minuten konnte sie fortgewesen sein. Alles schien sich um sie zu drehen, als sie die Stufen hinaufstieg und in das Zimmer trat.

„Ich würde Dir nicht raten, alles ins Geschäft zu geben," sagte eben Tschuschner, „es ist immer gut, eine Summe disponibel . . . Mein Gott, Melitta, was ist Dir?"

„Bist Du krank?" rief Dietert zu gleicher Zeit. „Ist Dein Kopf schlimmer?"

„Mir ist sehr schlecht, Papa," sagte Melitta schwer. „Ich will nach Hause."

„Lege Dich erst ein Weilchen hin, hierher," bat Dietert ängstlich.

„Ich brauche nur Ruhe, Papa. Bringe mich nach Hause."

Eilfertig raffte Tschuschner die Papiere zusammen, schob sie in seine Brusttasche und sagte hastig: „Laß das Gherry rufen, Dietert." Langsam führte er seine Tochter den Gartenweg hinunter, der Pforte zu. Dietert war vorangeeilt und rief den syce, der neben seinem Pferde kauerte und ihm Grasbüschel hinhielt. Melitta stieg ein, der Vater folgte.

„Ich darf Euch doch begleiten?" fragte Dietert. „Boy! Meinen Hut!"

„Nein," sagte Melitta kurz.

„Soll ich nicht Doktor Gherry holen?"

„Nein," wiederholte Melitta scharf, „ich will den Doktor nicht, nur Ruhe."

Das Pferd zog an. Melitta sah an Dietert vorbei noch einmal nach dem Hause zurück, das so friedlich und freundlich inmitten seines schattigen Gartens

dalag. Ihr Kopf ſchmerzte; ſie lehnte ſich an die Rückwand des Wagens und ſchloß die Augen. Zu Hauſe legte ſie ſich ſogleich nieder. Als ihr Vater ſpäter leiſe in ihre Tür trat, rief ſie ihn zu ſich und erzählte ihm, was ihr begegnet war. Tſchuſchner war ſehr betroffen. „Das iſt ja eine fatale Geſchichte. Wie — unvorſichtig!“ wollte er hinzufügen, verbeſſerte ſich aber in „unbegreiflich“.

Weder Vater noch Tochter ſchliefen in dieſer Nacht; erſt gegen Morgen ſank Melitta in einen ſchweren Schlaf. Als ſie erwachte, hörte ſie in ihres Vaters Stube ſeine und Dieterts Stimmen in ernſtem Geſpräch. Tſchuſchner hatte das Frühſtück auf ſein Zimmer beſtellt.

„Dietert war hier,“ ſagte er, als Melitta eintrat.

„Leugnet er es etwa noch?“ fragte ſie bitter.

„Nein, er ſuchte mir nur zu erklären, wie alles gekommen wäre.“

„Was iſt da zu erklären?“

„Es iſt ihm natürlich ſchrecklich, daß es ſo gekommen iſt. — Daß er gelebt hat, wie die jungen Leute hier eben leben, das — das iſt ja nun einmal ſo — aber er hätte das natürlich ordnen müſſen, ehe Du kamſt. Er wollte das auch und hat die anderen Kinder zu den Eltern des Mädchens in den Dſchungel geſchickt. Das Kleinſte aber war krank, es hatte Fieber, und der Doktor hatte geſagt, es müſſe ruhig gehalten werden und dürfe jetzt die Milch nicht wechſeln; das Frauenzimmer aber weigerte ſich unter dieſen Umſtänden zu gehen. — Dietert meint, Du vor allen würdeſt begreifen, daß er das Herz nicht hatte, ſie zu zwingen. Gerade heute hatte ſie fort ſollen.“

„Gut, daß ich noch zur Zeit kam.“

„Er hätte ſie reichlich abgefunden, verſichert er; Du würdeſt keine Beläſtigung von der Sache haben. Er hofft, Du wirſt deshalb nicht ſchlechter von ihm denken.“

„O bewahre — hofft er nicht auch, daß das meine Liebe und Achtung weſentlich erhöht hat? — Bitte, Papa, wir wollen das Thema fallen laſſen; nur laß mich ihn nicht wiederſehen.“

Tſchuſchner ſchwieg in der Hoffnung, daß ſie ſich dann am eheſten beruhigen würde. Gegen Abend kam Dietert wieder. Sobald Melitta ſeinen Schritt hörte, zog ſie ſich in ihr Zimmer zurück. Nach einer Weile trat ihr Vater bei ihr ein. „Dietert,“ ſagte er, „läßt auf das dringendſte bitten, Dich ſprechen zu dürfen.“

„Ich habe ihm nichts mehr zu ſagen und nichts mehr von ihm zu hören,“ erwiderte Melitta hart. „Bitte, Papa, erkläre ihm das ein für allemal.“

„Laß mich Dir nur ein Wort ſagen, Melitta!“ rief Dieterts Stimme an der Tür. Melitta ging ſofort in ihr Schlafzimmer und ſchloß hinter ſich ab. Sie hörte draußen Dietert heftig ſprechen und dazwiſchen ihres Vaters ruhige Stimme: „Geduld haben — Zeit laſſen — tiefverletzt — unſchuldiges junges Mädchen —“

In dieſer Nacht hörte Tſchuſchner ſeine Tochter weinen. Er regte ſich nicht, in der Hoffnung, daß Tränen ſie erleichtern und vielleicht milder ſtimmen würden. Doch als ſie am Morgen aus ihrem Zimmer kam, ſah er keine Weichheit in ihrem Geſicht, und fragte ſich unruhig, wie denn das alles enden ſolle.

Wieder erſchien Dietert, und wieder zog ſich Melitta zurück.

„Keinen Verbrecher verurteilt man ungehört!“ hörte ſie ihn rufen. „Ich beſtehe darauf, ſie zu ſprechen!“ Und Tſchuſchner redete ihr ſehr ernſt zu.

„Ich halte es für unumgänglich und notwendig, daß Du ihn ſelbſt ſprichſt.“

„Dann kann ich es ja tun,“ ſagte Melitta. Ihr Vater ging hinaus, und Dietert trat ein. Melitta bemerkte ſehr wohl die Veränderung, die Sorge und Angſt in ſeinem Geſicht hervorgebracht hatten; er ſah bleich und übernächtig aus. Mit ausgeſtreckter Hand kam er auf ſie zu. „Melitta,“ ſagte er weich, nur ſchwer ſeiner Erregung Herr werdend, „Du ahnſt nicht, wie mir zumute iſt. Ich bin hart geſtraft, viel härter, als Du denken kannſt. Komm nun, laß dies das erſte ſein, das wir miteinander tragen. For better for worse, you know. — Sieh, nie wieder ſollſt Du ein Wort von dieſer unglücklichen Geſchichte hören —“

„Damit iſt ſie nicht abgetan.“

„Sie iſt abgetan. Das Frauenzimmer iſt abgefunden und fort, die Kinder auch.“

„Die Kinder wußten doch, daß ſie Dein waren? Sie ſind doch ſo gehalten worden, nicht?“ Er ſchwieg. „Das Kleine, das ich ſah, hatte ein geſticktes Kleidchen und ſah aus wie ein Herrenkind, und nun ſchickt man ſie mir nichts, dir nichts in den Dſchungel — entſetzlich!“

„Melitta!“ rief Dietert, dem ein Licht aufzugehen ſchien. „Sollen wir ſie behalten? Willſt Du für ſie ſorgen?“

„Der Mutter auch noch die Kinder nehmen? Nein.“

„Dann wollen wir ſie hier anſtändig unterbringen.“

„Damit Du zwei Wirtſchaften haſt? — Nein.“

„Melitta!“ rief Dietert empört. Er nahm ſich mit Anſtrengung zuſammen. „Wie kannſt Du ſo etwas ſagen? — Traufſt Du mir das wirklich zu — kannſt Du an meiner Ehrenhaftigkeit ſo zweifeln? Du weißt doch, wie lieb Du mir biſt!“ — Er konnte nicht weiter ſprechen und ging in heftiger Bewegung auf und nieder. „Haſt Du denn gar kein Vertrauen mehr zu mir?“

„Nein,“ ſagte Melitta, „gar keins. Wer mich ſo hintergeht, wie ſoll ich dem vertrauen?“

„Hintergeht!“ brauſte er auf. „Glaubſt Du, ich würde Dir's nicht geſagt haben, wenn die Gelegenheit gekommen wäre?“

„Ja, wenn es zu ſpät war,“ ſagte Melitta bitter.

„Und wann hätte ich es tun ſollen? — Ich habe gelebt, wie alle jungen Leute hier leben; das wird nicht als etwas Schlimmes angeſehen. Sollte ich etwa, als ich um Dich anhielt, als Du kaum erwachſen warſt, davon ſprechen? Damals habe ich wahrhaftig mit keinem Gedanken daran gedacht. — Wären wir verlobt geweſen, hätten wir wie andere Brautleute korreſpondieren dürfen, dann hätten wir uns näher treten können. So war ich von Dir abgeſchnitten — und hier — wann und wie und wozu hätte ich davon ſprechen ſollen? — Solche Dinge ſagt man ſeiner Frau, aber nicht ſeiner Braut. Komm doch zu Dir, — Du biſt wie in einem böſen Traum befangen. — Überlaß die Sache mit Vertrauen mir — oder wenn Du Wünſche haſt, ſage ſie. Ich will tun, was ich

irgend kann, um Dich zu beruhigen und zufriedenzustellen. — Gott weiß, Du sollst keinen Anlaß zur Klage wieder über mich haben; was ich Dir an den Augen absehen kann, will ich tun, um Dich das Leid dieser Tage vergessen zu machen! — Was meinst Du, was wünschest Du, liebes Herz?"

„Ich habe keine Wünsche," erwiderte Melitta; „die Sache geht mich nichts mehr an."

„Nichts mehr an? Was soll das heißen?!"

„Du kannst doch unmöglich glauben, daß ich jetzt noch Neigung habe, Deine Frau zu werden?"

Dietert stand wie vom Donner gerührt. „Melitta," sagte er dann drohend, „ich kann Dir vieles zugut halten, aber so lasse ich nicht mit mir spielen. Besinne Dich. Übermorgen ist unsere Hochzeit; wir sind so gut wie verheiratet. — Nimm Dich in acht, zum Narren lasse ich mich nicht halten."

Seine Augen funkelten.

In Melittas Gesicht trat der steinerne Ausdruck, dessen er sich aus ihrer Kindheit erinnerte, der harte Eigensinn, gegen den die Tante und die Erzieherin nichts ausrichten konnten und dem gegenüber auch er sich mit Erbitterung machtlos fühlte. Er hatte ihr Handgelenk gefaßt und drückte ihr achtlos Volckardts Goldreif in den Arm, während er sprach.

„Papa!" rief Melitta. Tschuschner, der an der Türe stand, unschlüssig, ob er dem Gespräch ein Ende machen solle oder nicht, trat ein. „Bleibe hier, Papa, und bitte Herrn Dietert, meinen Arm loszulassen. Er vergißt sich."

„Pardon," sagte Dietert und trat zurück.

„Geh jetzt, Dietert!" Tschuschner führte ihn in das Nebenzimmer. Hier brach der junge Mann los; er zitterte vor Erregung. Tschuschner konnte lange nicht verstehen, was er mit solcher Leidenschaft verlangte; als er es endlich begriff, sagte er mit großem Ernst: „Davon kann keine Rede sein. Ich habe Dir von vornherein gesagt, daß meine Tochter in ihrer Wahl frei sein solle; sie zu einer Heirat zu zwingen, gegen ihren Willen, das fällt mir nicht ein. Du hast Dir durch Deine Unvorsichtigkeit und Schwäche die Sache selbst verpfuscht, nun trage die Folgen in Geduld. Vielleicht besinnt sich Melitta; das sollte mir lieb sein. Aber von Beeinflussen, geschweige denn von Zwingen ist keine Rede."

Melitta sah das von Wut und Haß entstellte Gesicht des in seiner Liebe, in seinem Ehrgeiz, in allen seinen Hoffnungen gekränkten Mannes nicht, aber sie wußte ohnehin, daß er so wenig vergab wie vergaß.

Als Tschuschner zu seiner Tochter zurückkam, fand er sie ganz außer sich; laut schluchzend und händeringend ging sie auf und nieder. „Papa! Papa! Laß uns fortgehen! Nimm mich fort! Nur fort von hier! — Nur fort!"

So hatte er sie noch nie gesehen.

„Sei ruhig," sagte er, „mit dem nächsten Dampfer — übermorgen — gehen wir nach Singapore zurück. Auf der Stelle schicke ich nach Ten Tschaik."

Melitta machte sich sogleich mit fieberhafter Hast daran, die Koffer zu packen, während Tschuschner ein Billett an den Pastor und eins an den Konsul schrieb, um ihnen anzuzeigen, daß die Trauung wegen Erkrankung seiner Tochter

hinausgeſchoben wäre. Durch ein anderes entbot er den Chineſen zu ſich, den er beauftragt hatte, das Gepäck aus den Lagerräumen der Dampfergeſellſchaft, ſowie Melittas Koffer in Dieterts Haus zu ſchaffen. Ten Tſchaik erſchien denn auch alsbald mit einem großen Diamanten am kleinen Finger und einem papiernen Sonnenſchirm unter dem Arm und verſicherte, er habe den Auftrag nicht vergeſſen und würde pünktlich mit ſeinen Leuten erſcheinen, um die Sachen zu Dietert-Sab zu bringen. Es koſtete Mühe, ihm begreiflich zu machen, daß alles bis zum Abgang des Dampfers im Güterſchuppen bleiben ſollte.

„Haben Sie jemand von Ihrer Familie verloren, Mr. Ten Tſchaik?“ fragte Tſchuſchner, um die Aufmerkſamkeit des ſchlauen Chineſen von Melittas verſtörtem Geſicht abzulenken. „Ich ſehe mit Bedauern ein weißes Band in Ihrem Zopf.“

„Son. Makee die. Bought him, pipe years ago in Hongkong, quite littee, littee.“

„Woran ſtarb er denn?“

„Belong sick. Takee too muchee medicine; no good. Me buy other one, next year, all the same Hongkong,“ war die philoſophiſche Antwort.

Pünktlich kam er dann mit ſeinen Satelliten wieder. Es fiel Melitta ein Stein von der Seele, als ſie die Gepäckſtücke fortſchaffen ſah.

„Nicht dieſes hier,“ ſagte ſie, als die Chineſen ſich anſchickten, einen flachen Mahagonikaſten aufzunehmen. „Dieſes bleibt hier.“

„To Diet-Sab?“ fragte einer der Leute.

„Nein!“ Melitta beſann ſich einen Augenblick, ſtrich dann die Adreſſe aus und ſetzte darunter: „To the Misses Cherry“. Die Überraſchung und Freude der fünf erwachſenen Töchter des Doktor Cherry, als ſie die Kiſte öffneten und darin einen Brautanzug fanden, ſo wundervoll, wie ſie noch keinen geſehen hatten!

„Noch dieſen einen Tag!“ dachte Melitta, als ſie am Morgen des Tages erwachte, der ihr Hochzeitstag hatte ſein ſollen. Beim Frühſtück ſuchten ſie ſich durch gleichgültiges Geſpräch über die Zeit hinwegzutäuſchen, als der Boy grinſend den Diener eines mit Dietert befreundeten Herrn einließ, der ein feines Körbchen mit weißen Blumen und die Glückwunſchkarten von Colonel, Mrs. und Miß Green überbrachte.

„Wirf dies fort,“ ſagte Tſchuſchner und hielt dem erſtaunt zögernden Boy das Körbchen hin, indem er zugleich dem fremden Diener nach der Tür winkte.

Der Mann regte ſich nicht.

„Gib ihm ein Trinkgeld, Papa, daß er geht,“ ſagte Melitta ungeduldig.

Tſchuſchner reichte ihm einige Münzen, worauf der Diener umſtändlich Salaam machte und eine nach der anderen klingend in eine Falte ſeines Sarongs gleiten ließ; dann blieb er ſtehen. „Was geht denn der Kerl nicht?“ fragte Tſchuſchner.

„Him belong card,“ erwiderte der Boy.

Melitta ſtand auf, holte aus ihres Vaters Rock ſein Taſchenbuch und entnahm daraus eine Karte. „So, nun ſchreib ums Himmels willen ein paar Worte, damit man ihn nur los wird.“

Tschuschner schrieb ein paar Dankesworte und reichte die Karte dem fremden Boy — der regte sich immer noch nicht und machte wieder ein Zeichen.

„Was will der Mensch denn noch?“ fragte Tschuschner, worauf der Boy erklärte, es müsse noch in einen Umschlag. Da diese Dinge alle eingepackt waren, so fand sich erst nach längerem Suchen ein viel zu großes Kuvert. Die Karte wurde hineingesteckt und dem Boten zugeworfen, der sie um und um drehte und die Bewegung des Schreibens machte. „Um Gottes willen,“ sagte Melitta halb weinend, „was kann er noch wollen!“

„Write: Colonel-Sab, — Memsab, — here“ — zeigte der Boy. Melitta nahm dem Manne das Kuvert unsanft aus der Hand und schrieb die Adresse — da endlich ging er. Gleich darauf erschien Dieterts Butler und überreichte mit tiefem Salaam einen weißen Brautstrauß.

„Clear out!“ donnerte Tschuschner den Unglücklichen an, der vor Schrecken mit offenem Munde und aufgerissenen Augen stehen blieb, aber hastig verschwand, als Tschuschner zornig aufsprang. Draußen hörte man ein langes Geflüster. „Was ist?“ fragte Tschuschner, auf den Treppenabsatz hinaustretend, von dem der Butler sich eiligst davon machte. Der Boy erklärte, der Barra-Sab habe den Strauß für heute bestellt gehabt, aber als man ihn gebracht habe, hätte er den Butler angefahren: „Go debil“, — woraus der Butler geschlossen hätte, der Strauß sollte anstatt dem Barra-Sab der Memsab gebracht werden, und nun wüßte er gar nicht wohin damit.

Das Körbchen aber fand der Boy mit Recht zu gut, um fortgeworfen zu werden; er schenkte es einer farbigen Zofe. Die stellte es in ihr Fenster, wo Melittas Auge darauf fiel, so oft sie die Veranda betrat.

Indessen die Stunde schleicht auch durch den längsten Tag. Endlich kam der Augenblick, wo Melitta und ihr Vater wieder auf dem Dampfer standen, der mit langsamen Stößen seine Fahrt stromabwärts antrat. Die Sonne goß eine Flut von goldenem Licht über die Landschaft, in den Leichtern sangen die Kulis bei der Arbeit ihr eintöniges: „A-la-eia-mari!“ Am Ufer badeten die Elefanten, die Spitze der Pagode blitzte — es war alles so schön, wie am ersten Tag. Aber Melitta sah es nicht mehr. Sie kehrte der leuchtenden Herrlichkeit den Rücken und heftete ihre Blicke auf die flache Dallaseite, wo in dem öden Felde hinter dem Ufersaum schwerfällig ein mit Zebus bespannter Karren fuhr. Bis an ihr Lebensende blieb jede Einzelheit des reizlosen Bildes in ihrer Seele haften, — die aus einem Stück geschnittenen ungefügen Räder, die Form des primitiven Fuhrwerks, der Leuker, auf der Deichsel stehend, die kleine Staubwolke, die bei jedem Ruck des schwerfälligen Gespanns aufwirbelte. Tschuschner lehnte, eine Zigarre rauchend, an der Reeling und starrte trübe vor sich hin. Er rief sich Melittas glückstrahlendes Gesicht bei der Ankunft ins Gedächtnis und wollte Dietert zürnen, aber der arme Junge tat ihm doch auch so unsäglich leid. Unter der Menge an dem Pier glaubte er seine weiße Gestalt zu erkennen, doch war er dessen nicht gewiß.

Fanny stieß einen Freudenschrei aus, als Melitta und ihr Vater die Verandatreppe hinaufstiegen. „O, Ihr goldenen Leute!“ rief sie. „Habe ich es nicht

gesagt, daß man Urlaub bekommt, wenn man ihn nur ernstlich genug verlangt! Und nun macht Ihr gar eine ordentliche Hochzeitsreise. Um Gott, Melitta! was ist Dir? Bist Du krank! Wo ist Dietert?"

„Frage jetzt nicht, Fanny," sagte Tschuschner, „warte, bis Ihr allein seid."

Bald gingen Tschuschner und Albert in einem abgelegenen Teil des Gartens auf und nieder. Man hörte abgerissene Worte wie: „unfaßbaren Leichtsinn" — „geradezu unverständlich". Die beiden Freundinnen besprachen sich in Fannys Ankleidezimmer.

„Du bist so still, Fanny," sagte Melitta endlich.

„Ja, weißt Du, es ist schwer, etwas darüber zu sagen. Du hast keine Idee, wie sie hier auf die Farbigen herunterſehen; sie zählen eigentlich überhaupt nicht mit. Und weißt Du, Männer denken über solche Sachen ganz anders als wir; ich glaube, daß viele das gar nicht als genügenden Grund zum Bruche ansehen würden. Und ich meine, Du könntest Dich von jetzt an auf Dietert verlassen. Wenn alle Frauen das Vorleben ihrer Männer kennten —"

„Fanny," unterbrach Melitta, „darum handelt es sich nicht. Was früher war, danach zu fragen hat man vielleicht kein Recht — aber er ging fort als mein Verlobter, er betrachtete sich so, und wenn ich auch frei sein sollte, so wußte er doch sicher, daß ich ihm gut war; jedenfalls war er gebunden und — und" — hier wurde sie purpurrot — „das kleine Kind war etwa dreiviertel Jahr — und er ließ mich unter sein Dach kommen und hatte das Frauenzimmer im Hause."

Fanny schwieg.

„Sage mir eins," fragte Melitta, „hättest Du Albert das verzeihen können?"

Auch über Fannys Gesicht zog eine helle Röte, als sie zur Antwort gab: „Ich glaube — ja. Natürlich wäre ich erst furchtbar böse gewesen und hätte ihm auch gesagt, daß nun alles aus wäre, aber wenn er nun recht gebeten hätte und versprochen, es solle nie wieder vorkommen — ich hätte da doch nicht widerstehen können und hätte es verziehen."

„Und vergessen auch? Fanny, kann man so etwas vergessen?"

„Ja," sagte Fanny, „vergeben ist vergessen. Man denkt dann eben nicht mehr daran. Und wir wären dann doch noch glücklich geworden. Aber Ihr — was habt Ihr nun?" Sie weinte bitterlich. Melitta stand unruhig auf und ging auf die Veranda. Es war noch derselbe Mond, der in den Wipfeln der Palmen spielte, als sie zuletzt hier stand; die Pagodablume duftete wie damals, die Linie der Bucht hob sich weiß-glänzend gegen den dunklen Himmel. Aber sie sah es nicht. Träne auf Träne rann über ihre Wangen; doch weinte sie nicht um Dietert, um ihre verlorene Liebe und ihr verstörtes Glück, — es war Heimweh, das sie überkam, heiße, schmerzliche Sehnsucht nach der guten alten Heimat im fernen Deutschland, nach der, trotz manchem Schweren, doch so glücklichen, wohlbehüteten Jugend, nach der Mutterliebe, die ihr entrissen war. Tante Lydia hätte ganz anders die schwere Zeit mit ihr getragen; sie hätte ihr nicht zugemutet, einen Mann zu heiraten, dem sie nicht länger vertrauen konnte, der sich

um ihre Achtung gebracht hatte. Und noch einer — Volckardt hätte sie verstanden. Sie erinnerte sich, wie er ihr einstmals, nach einem Zerwürfnis mit Dietert, gesagt hatte: „Ich kann es aus der Schwäche und Eigenart seines Charakters verstehen, aber vertrauen wie vordem kann ich ihm nie wieder.“ Wo war Volckardt? In welchem Winkel der Welt schmiedete er sein Leben zurecht?! —

Fanny trat zu Melitta und küßte sie. „Don't lose heart,“ sagte sie leise, „vielleicht wird noch alles gut.“

Indessen empfand Fanny bald, daß Melitta als sorgloses Mädchen und glückliche Braut eine andere gewesen war, als jetzt, wo die erlittene Enttäuschung und die jähe Schicksalswendung sie bedrückten. Es war ihr eine Überwindung mit Menschen zusammenzukommen; um Fanny nicht von dem gewohnten Verkehr zurückzuhalten, unternahm Tschuschner selbst täglich weitere Fahrten mit seiner Tochter. Meistens ging es hinauf an die Wasserwerke, oder sie rollten auf der breiten, glatten Chaussee unter schattenden Bäumen quer über die Insel, bis der Weg sich senkte und sie den Meeresarm vor sich hatten, der die Insel vom Festlande trennt. Zur Zeit beachtete es Melitta nicht, aber wenn sie später an diese Tage zurückdachte, fühlte sie die Sorge und Zartheit, mit der ihr Vater sie damals hegte und pflegte wie ein krankes Kind. Meistens saß er schweigend neben ihr und ließ ihr vollkommene Ruhe, dann wieder, wenn der finstere Ausdruck ihres Gesichts nicht weichen wollte, erzählte er ihr allerhand von seinen früheren Erlebnissen; von ihrer jungen Mutter sprach er, die er sonst nicht zu erwähnen pflegte. Er sagte ihr nicht, wie sehr er sich Jahre hindurch gesehnt hatte, in ihrem Gesicht jenen stillen Ausdruck vollkommenen Glückes wiederzusehen, der ihn noch in der Erinnerung bewegte, — doch teilte er ihr kleine Züge und Eigenheiten *seiner* Melitta mit, die sonst nie über seine Lippen gekommen wären. So erschloß er ihr in dieser Zeit das Heiligtum seiner Seele, und sie lernte ihn besser kennen und verstehen, als in all den vergangenen Jahren. Sie erinnerte sich später mit Rührung daran, wie er manchmal seine Hand beruhigend und schützend auf die ihre legte, als wollte er sagen: „Laß Dir an meiner Liebe genügen.“

Indessen, solange der Kranke fiebert, hilft kein Zureden und verfängt kein Trost. Erst viel später, vielleicht erst nachdem wir sie längst verloren haben, kommen uns der Reichtum und die Tiefe einer solchen Liebe zum Bewußtsein.

„Eure Wege hier sind vortrefflich,“ sagte Tschuschner eines Abends bei Tisch, „aber Ihr habt doch eigentlich recht wenig Abwechselung.“

„Sie kennen ja den Strand mit dem Kokoswäldchen noch gar nicht, wo die schöne Welt hier in die Sommerfrische geht und in der See badet,“ meinte Albert, „und im Westen liegt ein ganzes Labyrinth von kleinen bewaldeten Inseln und Buchten, zwischen denen man fährt, wie aus einem Landsee in den anderen.“

„Dahin möchte ich,“ sagte Melitta.

„Das läßt sich leicht machen. Sie gehen morgen früh mit unserer Steamlaunch hinaus, — ich werde mit Harries sprechen; er muß Sie bei Pulo Barri absetzen. Dort finden Sie jederzeit einen Sampan, der Sie umherrudern kann. — Du mußt etwas Frühstück zurechtmachen, Fanny. Sie treiben sich dort umher, wie es Ihnen gefällt, und um 10 Uhr etwa holt Sie die Steamlaunch wieder ab.“

Der Vorſchlag wurde angenommen. Es war ein etwas bedeckter Tag; die Glut eines ſolchen gilt in Indien für gefährlicher als die helle Sonne, aber Melitta empfand das etwas verſchleierte Licht wohltuend. Nach dem Geklapper des unruhigen kleinen Dampfers und dem Geruch von Öl und heißem Eiſen war ihr die rhythmiſche Bewegung des Ruderns angenehm. Sie hatten im Schatten eines weitüberhängenden Baumes etwas gefrühſtückt und fuhren eben aus einer ſchmalen Waſſerſtraße in eine breitere, als der Sampanboy bemerkte: „Memsab belong sick," ‚Herrin Sahib krank.' Tſchuſchner, der in Gedanken verſunken geſeſſen hatte, ſah auf und ließ die Zigarre ins Waſſer fallen. Melitta lehnte weiß und regungslos gegen die Rückwand ihres Sitzes. Er rief ſie an, und ſie ſah auf, aber offenbar ohne Verſtändnis. Haſtig tauchte er ihr Taſchentuch ins Waſſer und legte es auf ihre Stirn. Dann blickte er rings an den Ufern entlang; nirgends war eine Anſiedlung zu ſehen; endlich erſpähte er auf einer Anhöhe zwiſchen Baumwipfeln ein Dach. „Was iſt das dort oben?" fragte er.

„Vernon Sab's place," ſagte der Sampanmann. Tſchuſchner zeigte dem Malayen ein Goldſtück. „Das bekommſt Du, wenn Du in fünf Minuten dort drüben biſt und mir hilfſt, die Memſab hinauf zu bringen."

„Yessee! yessee!" grinſte der Mann und holte in langen Stößen aus, ſo daß ſich die Ruder bogen. „Dorthin!" Tſchuſchner zeigte auf einen Steg, der von der Spitze einer kleinen Landzunge ins Waſſer führte. Der Malaye ſchüttelte den Kopf, gab noch einen kräftigen Stoß, zog die Ruder ein, und das leichte Boot glitt im Schwunge vorwärts durch das rauſchende Schilf und fuhr hoch in den Schlick des Ufers hinein. Auf einen Pfiff des Sampanboys kamen zwei Fiſcher gelaufen; der eine hatte noch ein rundes Netz und eine dreizackige Gabel in der Hand. Sie zogen das Boot vollends an Land und halfen Melitta aus dem Sampan heben. Tſchuſchner und der Malaye nahmen ſie auf; unwillkürlich legte ſie den Arm um ihres Vaters Nacken. Die Fiſcher ſchritten voran und bogen Schilf und Zweige auseinander. So ſtiegen ſie aufwärts, bis ſie ſich zwiſchen den Wirtſchaftsgebäuden eines Bungalows befanden, und gingen dann ohne weiteres die Hintertreppe des Wohnhauſes hinauf. Sie betraten das Speiſezimmer, in dem ihnen mit verwundertem Geſicht eine brünette junge Dame in Weiß entgegenkam. Einige Worte genügten, ſie aufzuklären.

„Bringen Sie die Kranke hier herein, es iſt das luftigſte Zimmer." Sie ſchritt voran in eine große, einfache, aber ſehr behagliche Schlafſtube.

„Hier, gleich auf das Bett," befahl ſie, winkte den Leuten, ſich zu entfernen, und gab einer erſtaunt eintretenden Ayah den Auftrag, ſofort Eis zu bringen. Sie ſelbſt half Melitta Kleid, Schuhe und Strümpfe ausziehen, löſte das ſchwere Haar und legte es über die Kopfrolle zurück, dämpfte durch die Stäbe der Rollfenſter das zu grelle Licht, ohne die durchſtreichende erfriſchende Seebriſe auszuſchließen, und erneuerte ſelbſt von Zeit zu Zeit den Eisumſchlag auf Melittas Stirn und Kopf. Bald ſchlief dieſe feſt in der erquickenden Kühle und Dämmerung.

Tſchuſchner erklärte der jungen Dame nun mit leiſer Stimme, wie ſeine Tochter zu dem Sonnenſtich gekommen war. Sobald Mrs. Vernon hörte, daß die Steam-

launch bei Pulo Barri warte, beauftragte sie einen Boy, sie fortzuschicken. „Alles hängt davon ab, daß die Dame ruhig gehalten wird und womöglich schläft. So kommt sie wohl mit dem Schrecken und ohne weitere schlimme Folgen davon."

Tschuschner dankte ihr mit Wärme.

„Ich bedaure nur, daß Mr. Vernon abwesend ist," sagte sie, „und Sie also keine andere Gesellschaft außer der meinen haben werden."

Das konnte er sich jedoch gefallen lassen; sie war eine elegante Erscheinung, hatte feine Züge und dunkle Augen. Etwas Kindliches und Gewinnendes lag in ihrem Ausdruck, obwohl man ihr das Mischblut ansah. Sie aßen allein, und abends geleitete sie den Gast in das Fremdenzimmer gegenüber.

„Ich schlafe neben Ihrer Tochter," sagte sie; „ich denke, sie wird die Nacht durchschlafen. Jedenfalls bin ich zur Hand, wenn sie etwas brauchen sollte."

In der Tat erwachte Melitta am Morgen neugestärkt, nur in den Knien empfand sie noch etwas Schwäche. Sie fand ihren Vater und Mrs. Vernon im Eßzimmer, das der frische Morgenwind durchwehte. Draußen hörte man eine Kinderstimme. „Die Ayah soll ihn hereinbringen," sagte Mrs. Vernon. Gleich darauf erschien die Wärterin mit einem wohlgerundeten Baby, das, nur mit dem Hemdchen bekleidet, jauchzend auf seine Mutter zustrebte, die den Kleinen auf den Arm nahm und mit berechtigtem Stolz zeigte. Wie der Knabe so auf ihrem Arm saß wie auf einem Thron und die Fremden mit ernsten, dunkeln Augen ansah, den Kopf voll brauner Locken, konnte er wohl an den der Sixtina erinnern. Melitta streckte dem Kinde die Arme hin, es langte nach ihr, und Mrs. Vernon gab ihr den Kleinen auf den Schoß. Während sie mit ihm spielten, erklärte Mrs. Vernon, sie habe sie noch in der Morgenkühle in die Stadt bringen lassen wollen, aber der Chemiker des Geschäfts sei ausgefahren und der Wagen könne vor einer Stunde nicht zurück sein. Sie möchten sich so lange an der Nordseite der Veranda aufhalten, wo es jetzt am kühlsten wäre; sie würde ihnen folgen, sobald sie Johnny hingelegt hätte. Tschuschner begab sich auf die Veranda, Melitta verweilte noch etwas im Zimmer des abwesenden Hausherrn, durch das sie zu gehen hatten. Es war einfach und behaglich, und sie musterte eine Weile die Büchergestelle, auf denen neben den einschlägigen Fachwissenschaften und englischen Klassikern eine Anzahl Reisebeschreibungen und andere Werke von allgemeinem Interesse standen. Einige Bände von Goethe und Rückert, Homer und Herodot in deutscher Übersetzung neben Dante zeigten, daß der Besitzer verschiedener Kultursprachen mächtig war, die „Nature" lag auf dem Schreibtisch, — freilich eine andere Bücherei als die von Dietert, vor dessen Schrank sie einmal gestanden und nicht gewagt hatte, unter den Zolas, Gyps, Rocks u. dergl. eine Wahl zu treffen.

„Stehe nicht so lange, Melitta! Komm hierher, es lohnt sich!" rief ihr der Vater zu. Mit einem Laut des Entzückens trat Melitta aus der Tür. Die Bucht breitete sich vor ihnen aus wie ein einsamer Landsee, umsäumt von waldigen Inseln, deren Spitzen in der Morgensonne glänzten. In der Ferne leuchtete das Meer, und am Horizont zog ein Schiff mit rötlich angestrahlten Segeln seine stille Bahn. „Hier möchte ich bleiben, Papa, hier ist es friedlich," sagte Melitta.

„Ganz kann man die Menschen auf die Dauer doch nicht entbehren," meinte Tschuschner.

Nach einer Weile trat Mrs. Vernon zu ihnen mit der Meldung, der Sampan wäre bereit, sie nach dem Festland überzusetzen; man sähe den Wagen kommen. Sie geleitete sie selbst einen schattigen Pfad hinab, an geschwärzten Gebäuden und hohen Schornsteinen vorüber, bis an den Kai, wo, wie sie erläuterte, die Schiffe das Zinn und den Anthrazit für die Zinnschmelze löschten, die ihr Mann leite. „Hier," wandte sie sich dann etwas verlegen zu Melitta, „nehmen Sie diesen blauen Schleier — er ist leider etwas verbraucht; ich habe ihn öfter über Johnnys Korb gedeckt, aber ich habe keinen anderen, nicht einmal eine dunkle Brille, die ich Ihnen anbieten könnte, und Sie müssen sich durchaus vor grellem Sonnenlicht hüten."

„Wenn ich je ein Vorurteil gegen Farbige gehabt hätte, so wäre ich jetzt davon geheilt," meinte Melitta, als sie den Weg von Tanjong Paga nach Singapore zurücklegten und sie die Wohltat des blauen Schleiers empfand.

„Ich denke, in dieser Beziehung hast Du Dir wenig Vorwürfe zu machen."

„Du vielleicht, Papa?"

„Ich schon eher. Ich habe zu lange unter farbigem Volk jeder Schattierung gelebt, um das Vorurteil ganz abzustreifen."

„Nun, wenn Du selbst zugibst, daß es ein Vorurteil ist, mag es hingehen," sagte Melitta.

5.

Wer ist's, der dort vom Licht der Sonne
Den unfreiwillig schweren Abschied nimmt?

Shakespeare.

Es verstand sich von selbst, daß Melitta ihren Vater nach Shanghai begleitete. Zwei Wochen später gingen sie an Bord des Star of Birma. Albert hatte ihnen Plätze besorgt. „Sie werden fahren wie in Abrahams Schoß," hatte er gesagt. „Es ist vornehme Gesellschaft an Bord. Es wurde mir erzählt: ein früherer Vizekönig, der in Australien Minen besitzt, begibt sich mit seiner Familie dorthin, läuft aber erst in Geschäften Shanghai an."

Tschuschner war aufmerksam geworden. „Wer ist es denn?"

„Lord Fanshaw."

„Den habe ich als jungen Mann in Adelaide gekannt," sagte Tschuschner. „Damals war er Mr. Neville, Gerard Neville, ein allerliebster Mensch. Ich hörte schon, daß er später Lord Fanshaw geworden wäre und eine große Karriere gemacht hätte. Ein sehr angenehmer Gesellschafter, Du wirst Dich freuen, ihn kennen zu lernen, Melitta."

„Mich verlangt wenig nach neuen Bekanntschaften," antwortete Melitta abweisend. Die Schwäche ihres Vaters für hochgestellte Persönlichkeiten war der stolzen kleinen Hamburgerin von jeher peinlich gewesen. Daß die Sache in diesem Falle etwas anders lag, daß ihr Vater diesem Mr. Neville seinerzeit einen zu bedeutenden Dienst geleistet hatte, als daß es der eine oder der andere hätte vergessen können, ahnte sie nicht. Es berührte sie daher unangenehm, als sie

am Morgen nach ihrer Abreise an Deck kam und ihren Vater schon in voller Fahrt mit dem früheren Würdenträger begriffen fand. Sein „your Excellency“ und „your Lordship“ schallte über das Deck.

Auf der anderen Seite unterhielt sich sehr laut und frei eine englisch-amerikanische Gesellschaft, von der sich plötzlich ein blau- und weißgestreiftes Zebra mit großgewürfeltem Sonnenschirm und blauer Schirmmütze loslöste und auf Melitta zueilte — Miß Miller.

„Ist es möglich, my dear Mrs. Dietert! Sie hier?“

„Ich bin Miß Tschuschner; ich reise mit meinem Vater,“ sagte Melitta mit Eiseskälte. Sie ging an der völlig außer Fassung gebrachten Dame vorüber, hinter das Kartenhäuschen, wo sie auf einen leerstehenden Stuhl niedersank und den Schrecken zu überwinden suchte. In ihrer Nähe lag nur eine sehr einfach gekleidete, blonde Dame lesend auf einem Deckstuhl; weiterhin spielten ein paar niedliche Kinder. Ein kleines Mädchen fiel dicht neben Melitta über seinen Reifen. Melitta nahm das Kind auf und redete ihm zu.

„O danke,“ sagte die junge Dame, „komm zu mir, Annie, komm zu Mama.“

„Ich wußte nicht, daß es Ihre Kinder sind,“ erklärte Melitta mit halber Entschuldigung. Die Dame dankte nochmals und legte ihr Buch nieder. Melitta, der in diesem Augenblick jede Ablenkung willkommen war, ließ sich willig in ein Gespräch ziehen. Sie sah sich nicht nach ihrem Vater um, von dem sie wußte, daß er darauf brannte, ihr seinen Lord zuzuführen. In der Tat sah er so unverwandt nach ihr hin, daß die Frage nach dem schönen Mädchen nicht ausbleiben konnte, ebensowenig nach erhaltener Auskunft die Bitte, ihr vorgestellt zu werden. Mit Verdruß sah Melitta die beiden Herren auf sich zukommen. In der strahlenden Miene des Vaters und der abweisenden der Tochter war unschwer zu lesen. Der alte Diplomat mit dem feinen Gesicht und den klugen Augen lächelte ein wenig über die herbe kleine Schönheit.

„Es ist wunderbar, wie man sich im Leben wiederfindet,“ sagte er. „Ich habe Ihren Vater gekannt, als wir beide noch keine solchen Grauköpfe waren, wie jetzt. Man würde noch ganz anders um seine guten Jahre trauern, wenn man sich nicht an seinen reizenden Töchtern trösten könnte. Sie erlauben mir, Ihnen meine Tochter vorzustellen, Lady Frances Hammond.“

Die blonde junge Frau hatte sich erhoben und reichte Melitta die Hand.

„Wir haben bereits Bekanntschaft gemacht,“ sagte sie artig. Während sich nun die beiden jungen Damen miteinander unterhielten, gingen die Herren rauchend und plaudernd auf und nieder.

„Ja, das Leben spielt seltsam.“ Nachdenklich wiederholte es Lord Fanshaw. „Wer hätte gedacht, daß wir uns je wieder auf einem Schiffe begegnen würden, unterwegs nach dem alten Ziel?“

Ihre Augen trafen sich; dieser Blick überbrückte die Kluft der dazwischen liegenden Jahre und trug sie zurück in die Zeit, wo sie in heißer Arbeit Schulter an Schulter gestanden hatten.

„Dort unten steht nicht alles, wie es sollte,“ sagte Tschuschner. „Mich hielten Familienrücksichten, sonst wäre ich schon vor einem Jahre hingegangen.“

„Ich habe meinen Sohn hingeschickt; er schreibt besorgt. Sie haben wieder dreißig Arbeiter entlassen; es scheint, daß das Kupfer wirklich versagt. Nun, wir haben unser Gutes gehabt. — Es war ein Beweis mehr für Ihr sprichwörtliches Glück, daß sich wenigstens Kupfer fand, wo Sie nach Gold suchten."

„Es war besser als Gold," sagte Tschuschner. „Gold ist und bleibt eine Lotterie."

„Überraschend bleibt es immer. Niemand hätte so etwas erwarten können, und wenn Sie damals nicht noch in der Nacht die fünf Stunden geritten wären, um mir die Nachricht zu bringen, so hätte ich am Morgen meinen Anteil um einen Pappenstiel losgeschlagen. Mein ganzes Leben wäre dann anders geworden. Jedenfalls hätte ich nicht zur gegebenen Zeit nach England zurückkehren können, um meinen Onkel nach Indien zu begleiten; diesen Weg wenigstens hätte ich dann nicht gemacht."

„Es ist bei alledem ein seltenes Mißgeschick, daß ein Kupferbergwerk so plötzlich und so gänzlich versagt," bemerkte Tschuschner. „Indessen — solange die Bank sicher ist —"

Er fing einen schnellen Blick auf, den ihm Lord Fanshaw von der Seite zuwarf. „Haben Sie etwas Beunruhigendes gehört?" unterbrach er sich.

„Ich habe allerdings mancherlei gehört, das mir nicht gefällt. Mein Sohn schreibt, man befürchte allgemein, daß die Bank sich nicht würde halten können, wenn das Bergwerk einginge."

„Dagegen war Vorsorge getroffen," sagte Tschuschner. „Die Statuten bestimmen ausdrücklich, wie weit die Bank gehen darf —"

„Die Statuten, mein lieber Freund! Wenn sie sich nun nicht an die Statuten gekehrt haben, was wollen Sie machen? Ich wurde gleich stutzig, als sie Bowring zum Direktor machten und zugleich Simmermann in den Aufsichtsrat kam; das hieß den Bock zum Gärtner setzen. Wir Aktionäre werden tüchtig zuzahlen müssen, fürchte ich; aber ich hoffe doch, wir werden mit einem blauen Auge davon kommen. Jedenfalls ist es gut, daß wir nach dem Rechten sehen."

Melitta war zu ihnen getreten, und Lord Fanshaw verabschiedete sich. Tschuschner drehte seine Zigarre zwischen den Fingern und blickte nachdenklich über das Wasser. — „Papa," sagte Melitta beunruhigt, „was machen wir, wenn die Kupferminen versagen und die Bank verkracht?"

„Dann machen wir eben etwas anderes, Pussy." Tschuschner sah sie halb belustigt und halb bekümmert an. „Ängstige Dich nicht, es wird schon genug da sein, um Dir Handschuhe und Schokolade zu kaufen. Du wirst das Leben vielleicht von einer etwas rauheren Seite zu sehen bekommen als bisher; aber wie ich Dich kenne, wird Dich das nicht schrecken. — 'Never despair' ist mein Wahlspruch, den mache auch zu deinem."

Lord Fanshaw und seine Tochter waren sehr zuvorkommend gegen Melitta; sie gefiel ihnen, und ihre Bekanntschaft war für späteren Verkehr belanglos. Die Versuche ihrer Landsleute, sich ihnen zu nähern, ließen sie gelassen von sich abgleiten. Das trug den beiden Deutschen manchen scheelen Blick von der übrigen Gesellschaft ein. Als Melitta vor dem Tiffin ihre Kabine aufsuchen wollte und

in den Salon hinunterkam, ſtanden einige Damen, darunter eine dicke alte Engländerin, ſo gedrängt in dem Gange vor ihr, daß ſie genötigt war, ſtehen zu bleiben und das Ende einer rückſichtsloſen Unterhaltung anzuhören, deren Gegenſtand, eine brünette Dame in Trauer, ſoeben in der Tür ihrer Kabine verſchwand. Der farbige Steward ſtand mit ſeiner Serviette unter dem Arm vor den erregten Damen.

„Auch neben mich ſetzen Sie ſie auf keinen Fall," ſagte eine junge Frau.

"Very well, M'm," ſagte der Steward.

„Ebenſowenig neben mich," rief eine andere Stimme.

"Very well, M'm."

„Ich habe nichts gegen dieſe half-castes, ſie können nichts dafür," ſagte die dicke Dame, „aber warum kann die Dampferlinie nicht dafür ſorgen, daß ſie an einen beſonderen Tiſch geſetzt werden. Es iſt zu viel verlangt, daß man mit ihnen eſſen ſoll, mir nimmt es den Appetit."

„Steward!" Melitta machte ihr ‚Prinzeſſinnengeſicht'. „Sie können die Dame neben mich ſetzen. — Darf ich bitten?" wandte ſie ſich an die vor ihr Stehenden. Man machte ihr Platz, und ſie hörte noch, indem ſie ihre Tür hinter ſich ſchloß: „Deutſche Sentimentalität!" — „Unverſchämtes Gänschen!" — „Ein paar Monate in Indien ſchleifen das ſchon herunter!"

Der Platz neben ihr blieb übrigens leer, beim Tiffin und auch beim Diner.

Sie hatten bereits die Bankaſtraße hinter ſich und bogen in die Sundaſtraße ein. Tſchuſchner und Lord Fanſhaw ſtanden mit ihren Töchtern und dem Kapitän zuſammen auf Deck und ſprachen über den Ausbruch des Krakatoa, deſſen Rieſenhaupt ſich ſchon voraus zu heben begann. Der Kapitän erzählte, er wäre damals hier als Steuermann gefahren. Es wäre ſchrecklich geweſen, als ſie nach dem Erdbeben ihre regelmäßige Fahrt durch die Sundaſtraße wieder aufnahmen und alles verändert fanden; das Waſſer bedeckt mit Bimsſtein und Trümmern, zwiſchen denen Leichen trieben, der Feuerturm auf „vierte Punt" verſchwunden, die Ufer verſchlammt, kahle Flecke auf den Bergen; altbekannte Landmarken, wie hohe Bäume und Felszacken, ſuchten ſie vergebens; und als ſie in Anjer die Poſt abgeben wollten, fanden ſie die Stadt nicht wieder, denn ſie war gänzlich zerſtört, und am Hügel ſah man, wie unglaublich hoch das Waſſer geſtanden hatte. Unterwegs wäre ein Boot herangekommen, in dem ein paar halbverhungerte Malaien ſaßen. Sie erzählten, wie ſie eine rieſige Welle hätten heranrollen ſehen und wie ſie den Berg hinaufflüchteten, und wie das Waſſer hereinbrach und alles fortwuſch und manchen, der ſich ſchon in Sicherheit glaubte, noch erhaſchte und hinunterriß. Einer der Männer aß und trank mit tieriſcher Gier und ſtarrte dann vor ſich hin; es war kein Wort aus ihm herauszubringen; die anderen erzählten, er hätte ſeine Eltern, alle ſeine Geſchwiſter, ſeine Frau und ſieben Kinder bei der Kataſtrophe verloren; nun ſuchte er ſie immer und wüßte nichts mehr von ſich.

„Schrecklich!" ſagte Lady Frances.

„Erdbeben ſind ſchrecklich," meinte auch Lord Fanſhaw, „ich war in Nizza zur Zeit des Erdbebens an der Riviera. Ein Freund von mir, ein Arzt, wollte ſeine Schweſter wecken, als die erſten Stöße erfolgten, und als er die Tür zum Korridor aufmachte, wäre er faſt in die Tiefe geſtürzt, denn der Korridor und der ganze

Seitenflügel des Hauſes waren fort. Er knüpfte ſein Plaid und ſein Bettuch zuſammen und ließ ſich ſo hinunter. Noch nach Wochen zitterten ihm die Hände, wenn die Rede auf dieſe Erlebniſſe kam."

„Ich war fünf Jahre nach dem Erdbeben in Mendoza," ſagte Tſchuſchner, „es war noch gänzlich zerſtört, — der zuſammengeſchoſſene Stadtteil in Straßburg, im Jahre 1870, erinnerte mich daran."

Lady Frances lenkte ab: „Schade, daß man an all dieſen reizenden kleinen Inſeln ſo ſchnell vorüberfahren muß. Man möchte an einer oder der anderen gerne anhalten und ein wenig auf ihr umherklettern."

„Das geht freilich nicht an," ſagte Tſchuſchner, „aber etwas näher an ſie heranzukommen, das müßte ſich doch machen laſſen. Das Schiff läuft längſt nicht volle Fahrt und ſolch ein kleiner Umweg wäre bald wieder eingebracht. Was ſagen Sie, Kapitän? Für einen jungen flinken Seemann wie Sie, müßten die Wünſche ſchöner Frauen Befehl ſein."

„Sind ſie auch — ſind ſie auch!" Der Kapitän ſchmunzelte. „Von Anlegen iſt natürlich keine Rede, aber etwas darauf zuhalten und langſamer vorübergehen, das will ich wohl riskieren."

Sie hatten die Inſel Dwars-in-den-Weg paſſiert, und der Kapitän ſah ſpähend vorauf, wo am Horizont wieder ein Inſelchen auftauchte. Die Sonne war mittlerweile geſtiegen, und Melitta begab ſich in die Kajüte hinunter. Eben trat die farbige Dame in Trauer aus ihrer Kabine. Beide faßten ſich ins Auge, ſtutzten und eilten dann mit einem Ruf der Überraſchung aufeinander zu.

„Sie, Mrs. Vernon!" rief Melitta. „Und in Trauer —?"

Die Lippen der jungen Frau zitterten. „Johnny," ſagte ſie tonlos.

„Johnny! Dieſes ſchöne kräftige Kind, dieſer reizende kleine Kerl!"

Die junge Mutter weinte ſtill.

„Sonnenſtich," ſagte ſie. „Die Ayah holte ſeine Milch, und währenddem war er aus dem Schatten gekrochen. Der helle Sonnenfleck neben ſeiner Matte hatte ihn angelockt. Ich ſah es von der Veranda aus und lief hinunter, aber es war zu ſpät."

„Und Sie haben ſich jetzt von Ihrem Mann trennen können?"

„Er hat mir ſelbſt zugeredet," erwiderte Mrs. Vernon. „Mein Vater hatte uns geſchrieben, meine Mutter ſehne ſich ſo ſehr nach mir; ſie hat ein qualvolles, unheilbares Leiden, den Krebs, ſcheint es. Mein Mann meinte, wenn Mama ſtürbe, ohne daß ich ihr den letzten Wunſch erfüllt hätte, ſo würde ich es nie verwinden."

„Wie kommt es, daß ich Sie noch gar nicht geſehen habe? Waren Sie krank?"

„Ich aß in meiner Kabine, — ich war nicht wohl, und dann — ich bin ſo wenig gewöhnt, unter Fremden zu ſein. Jetzt, da Sie da ſind, iſt das anders."

Tſchuſchner war nicht erbaut, als er beim Tiffin Mrs. Vernon neben ſeiner Tochter ſah, war aber doch zu ſehr Gentleman, um ſie nicht mit Herzlichkeit zu begrüßen und ihr mit Wärme ſeine Teilnahme auszuſprechen. Mrs. Vernon, die noch bei jeder Anſpielung auf ihren Verluſt nur mit Mühe ihre Faſſung bewahrte, ſaß ſehr ſtill und blaß bei Tiſch. Der Steward kam und fragte, ob ſie Wein wünſche. Sie warf einen Blick auf die Karte und füllte dann die Anweiſung aus, die ihr

der Mann hinschob. Melittas Blick folgte mechanisch der schreibenden Hand. Plötzlich stieg ihr eine Blutwelle vom Herzen bis in die Stirn.

„Ist das Ihr Name?" fragte sie. „Ich glaubte, Sie hießen Vernon!"

„Wir werden immer so ausgesprochen, und ich nenne meinen Mann auch, wie man ihn nannte, als ich ihn kennen lernte. Dieser lange deutsche Name ist so unbequem, Wer-nin-gen."

„Und Ihr Mann ist aus Hamburg, und heißt Volckardt?"

„Ja," erwiderte Mrs. Vernon erstaunt, „kennen Sie ihn?"

„Sehr, sehr gut," sagte Melitta, brach aber rasch ab, von den auf sie einstürmenden Gedanken überwältigt. So nahe war sie ihm gewesen! Unter seinem Dach, auf seinem Bett hatte sie geruht, an seinem Tisch gegessen! Es war seine Frau, die sie aufgenommen und wie eine Schwester gepflegt hatte, sein Kindchen hatte sie in den Armen gehabt! An seinem Schreibtisch hatte sie gestanden, seine Bücher betrachtet!

„Was hast Du?" fragte sie der Vater, der ihren bewegten Ausdruck und die erhöhte Gesichtsfarbe gewahrte.

„O Papa!" Ihre Augen leuchteten, wie seit Wochen nicht mehr. „Denke Dir, Mrs. Vernon ist Volckardts Frau!"

„Mrs. Vernon Volckardts Frau — wie ist das möglich?" fragte Tschuschner erstaunt.

„Sie englisieren hier die Namen; Werningen ist ihnen zu unbequem."

„Und Volckardt hat eine — Farbige" wäre ihm beinah entschlüpft, doch hielt er es noch zurück und sagte: „Frau!"

„Und wo haben Sie denn Ihren Mann kennen gelernt?" wandte sich Melitta wieder an Mrs. Vernon. „Sie sagten mir doch, Sie seien aus der Nähe von Melbourne?"

„Mein Vater ist dort Vormann in einer Maschinenfabrik, und mein Mann kam dahin als Manager. Er gefiel mir gleich, aber ich dachte nicht, daß er sich etwas aus mir machte. Als er dann an die Zinnschmelze nach Pulo Barri gerufen wurde und meinen Eltern seine bevorstehende Abreise mitteilte, da — konnte ich die Tränen nicht zurückhalten und eilte aus dem Zimmer. Das rührte ihn, denke ich, und so kam es. Das war vor anderthalb Jahren."

‚Ja, das war vor anderthalb Jahren,' dachte Melitta. „Wie viel haben wir uns zu erzählen! Wir müssen noch einmal ganz von vorn Bekanntschaft machen," sagte sie, als man sich von der Tafel erhob.

Es waren die heißesten Stunden des Tages, die Melitta mit einem Buche oder Fächer auf dem Bette liegend zu verbringen pflegte. Sie legte auch heute die Oberkleider ab und war im Begriff sich auszustrecken, als sie, wie schon öfter, eine Unebenheit der Matratze störend empfand. Sie hob das Kissen auf und sah darunter den Rettungsgürtel aus Kork, der für den Notfall in jeder Kabine eines Dampfers vorhanden sein muß. Melitta lächelte, als sie ihn vorzog, und begann ihn versuchsweise umzulegen. Eben hatte sie die Bänder befestigt, als ein furchtbarer Ruck sie über das Bett schleuderte. Zugleich flog die Tür der Kabine auf, und unter krachendem Schüttern des ganzen Schiffs und dem Getöse stürzenden Gebälks brach schreiend eine von Entsetzen gepeitschte Menge aus den vorderen

und unteren Schiffsräumen, jagte in wilder Flucht durch den Speisesaal und drängte die Treppe hinauf. Melitta, die, von derselben Panik erfaßt, zitternd und bebend aus der Tür eilte, wurde mitgezogen und wäre zu Boden gerissen worden, wäre es ihr nicht gelungen, das Geländer der Treppe zu erfassen. „Kollision! — Kollision! Das Schiff sinkt!“ gellte es von allen Seiten. Mit größter Anstrengung rettete sich Melitta aus dem furchtbaren Druck, der ihr den Atem benahm, auf einen Poller. Ein anderes Fahrzeug war nicht zu sehen; das Schüttern und Krachen und ein zitterndes Schurren dauerte fort. Das Schiff sackte nach hinten, eine Schaumwelle brach über das Vorderteil. Auf der Brücke liefen die Offiziere hin und her; man hörte Kommandorufe. Die Maschine stoppte. „Man the boats!“ — und die entsetzten, heulenden Menschen drängten nach der Seite, wo das erste Boot niedergelassen wurde. Das Schiff begann zu rollen. Die Maschine nahm in einzelnen Stößen ihre Arbeit in entgegengesetzter Richtung auf — ein gurgelndes Zischen, und das Schiff schrapte zitternd zurück und senkte sich nach vorn.

Jetzt wurde die Menge von Wut und Wahnsinn erfaßt; sie stürzte sich auf das niederschwingende Boot. Ein alter gelber Kerl mit nur einem Auge zog den vor ihm Stehenden die Beine fort, während ein brauner Matrose mit verzerrten Zügen und blutendem Kopf mit einer eisernen Stange auf die Andrängenden einhieb, die blutend und heulend sich gegenseitig über Bord stießen. Das überfüllte Boot kenterte, ehe es zu Wasser kam. Wie rasend schlugen die Verzweifelnden um sich. Melitta mußte ihren Schwimmgürtel gegen eine Faust verteidigen, die daran riß.

„Die See kommt! — Die See kommt!“ — Wie ein sterbendes Ungetüm schlug das Schiff mit dem Vorderteil; einen Augenblick schien das Wasser höher zu stehen als der Schiffsrand; es brach vornüber; ein langer, grauenhafter Schrei —

Melitta wartete nicht ab, daß die überstürzende Welle diese ganze kämpfende Menschheit über Bord segte, sie sprang von der Reeling und schwamm, von der nachbrechenden Welle getragen, mit Aufbietung all ihrer Kräfte, um aus der todbringenden Nähe des sinkenden Schiffes zu kommen. So war sie in der Hamburger Schwimmanstalt nie geschwommen, wie jetzt, wo es das Leben galt. — War das Wimmern und Stöhnen, das dumpfe gurgelnde Zischen und Ziehen in ihrem Ohr, vor oder hinter ihr?! In Todesangst schüttelte sie eine Hand ab, die sich an sie klammerte; sie trat einen Kopf zurück, den sie an sich fühlte. Gurgelnd kreiste es plötzlich um sie her und zog und saugte nach unten. Mit aller Kraft strebte sie fort. Da schwoll das Wasser unter ihr und hob und trug sie weiter. Nun war alles still; noch ein gellender Schrei hallte über das Wasser; noch einer und noch einer. Erschöpft und von Grauen gepackt hielt sie an und blickte zurück — schrecklicher als alles, das sie hätte sehen können, war die weite ruhige Öde; von dem stattlichen Schiff war nichts mehr zu erblicken; die See lag in ruhiger Bläue, nur hier und da schwammen losgerissene Trümmer, Tonnen und Balken, an denen dunkle Gestalten klebten, weiterhin ein dunkler, wechselnder Fleck, ein unentwirrbarer Knäuel menschlicher Leiber, die sich im Todeskampf ineinander verschränkten und aus dem halberstickten Schreien und das Angstgebrüll der Verzweifelnden über das Wasser erscholl; es war indessen zu weit und Melitta lag zu tief, als daß sie irgend etwas hätte erkennen können. Sie war allein, ganz allein in dem weiten

Blau, unter der niederprallenden Sonne; unerreichbar fern das rettende Ufer. Sie fühlte die Kräfte schwinden und trieb auf dem Rettungsgürtel. Da bemerkte sie nicht weit von sich einen Gegenstand, ein Stück Lattenverschlag, eine Tür vielleicht; sie schwamm darauf zu, und es gelang ihr, sich hinauf zu ziehen. Sie hatte noch die Geistesgegenwart, ihr dichtes Haar gegen den Sonnenbrand um Kopf und Nacken zu winden, dann vergingen ihr die Sinne.

Das erste, das ihr wieder zum Bewußtsein kam, war das Geschnatter von Malaien; gleich darauf fühlte sie sich am Handgelenk gefaßt, und jemand suchte ihr den Goldreif abzustreifen. Unwillkürlich zog sie den Arm zurück; zugleich ließ sich die scheltende Stimme eines alten Mannes vernehmen, und die fremde Hand gab die ihrige frei. Ihr kleines Floß mußte nun an einem Boote befestigt worden sein, denn es ging schnell durch das Wasser, das bei jedem Ruck der Ruder durch die Latten schäumte und über sie fortspülte. Wieder hörte sie dieselbe befehlende Stimme, und die Fahrt wurde verlangsamt. Melitta wurde dann an das Land getragen, hörte wieder ein Gewirr von Stimmen um sich und wurde wiederholt mit kaltem Wasser begossen. Jemand hob ihren Kopf und hielt eine Schale mit Milch an ihre ausgedörrten Lippen, ein unvergleichliches Labsal. Sie empfand noch, wie sie eine plötzliche Dunkelheit wohltuend umfing, wie sie auf eine Matte niedergelegt wurde, weiter nichts. Von da an erinnerte sie sich nur dumpf, daß ab und zu jemand neben ihr saß und ihr Lust zufächelte, daß man ihr von Zeit zu Zeit zu trinken gab, daß alle Glieder sie schmerzten und die Brandwunden der Sonne an Gesicht und Körper sie quälten, daß das Hämmern und Dröhnen in ihrem Kopfe gar nicht aufhören wollte. Wie im Traume sah sie braune Frauen hin und her gehen und hantieren. Sie wußte nicht, wie lange sie so gelegen hatte, als lebhaftes Sprechen und Lausen und ein schriller Pfiff ihre Aufmerksamkeit erregten. In dem hellen, blau und grünen Ausschnitt der Tür sah sie ein Boot mit weißen Männern vorübergleiten und gewahrte über dem Palmengrund am Ufer den Schornstein eines kleinen Dampfers. Dann knirschte der Sand unter festeren Tritten, als dem geräuschlosen Schreiten nackter Füße, und, von dem alten Malaien geführt, trat ein Europäer in die Tür, nahm seinen Tropenhelm ab und bückte sich, um einzutreten, kam näher und beugte sich über ihr Lager.

Sie hatte ihn beim ersten Blick erkannt. Im Dämmerlicht der Hütte unterschied sie kaum die Züge, aber die Haltung, das hochstehende Haar über der Stirn, die Kopfform, die Stimme ließen bei der Erinnerung, die so kürzlich erst in ihr geweckt worden war, keinen Zweifel. „Volckardt," sagte sie.

Er stutzte, aber das gedämpfte Licht kam auch ihm zustatten. Die eingefallenen Züge, die rotgebrannte, abblätternde Haut sah er nicht, wohl aber erkannte auch er die Stimme und die dunkeln Augen. „Melitta!" rief er erschrocken, „bist Du es? — Weißt Du, was aus meiner Frau geworden ist? Sie war mit auf dem Star of Birma. Hast Du sie gesehen?"

„Ja," sagte Melitta, „aber nicht bei — bei dem — Untergang."

Erschöpft schloß sie die Augen, zu matt, um sich zu wundern, wie er hierherkam und daß sie ihn so wiederfand; doch fühlte sie die Beruhigung durch ihre ganze Seele strömen, in seinem Schutz nun erst wirklich gerettet zu sein.

Volckardt und ein anderer Herr nahmen sie mit Hilfe der Malaien auf und legten sie auf eine mitgebrachte Tragbahre, über der sie ein Dach aus Segeltuch gegen die Sonne befestigten. Währenddessen händigte Volckardt dem alten Malaien einige Goldstücke ein und erklärte ihm, soviel bekäme jeder, der einen der Verunglückten aufgenommen hätte und die Hälfte für Bergung einer Leiche. Im Hintergrunde standen die malaiischen Frauen und beobachteten den Vorgang. Ihrer Pflege verdankte Melitta ihr Leben, und sie besaß nichts, gar nichts, das sie ihnen hätte geben können. Doch — sie hatte den Goldreifen am Arm. Sie winkte ihnen; die eine kam zögernd heran, und Melitta streifte den Ring ab und reichte ihn ihr hin. Man zog nun die Leinewand über ihr zu, hob die Trage auf, und so wurde sie an Bord des kleinen Dampfers gebracht, wo eine Stewardeß sie in Empfang nahm und sie, so gut es bei den offenen Wunden und der großen Schwäche gehen wollte, wusch und bettete. Von dieser Frau erfuhr sie auch, daß die Gesellschaft der Dampferlinie, als die Kunde von dem Unglück Singapore erreichte, einen kleinen Dampfer zur Rettung der etwa noch lebenden Schiffbrüchigen ausgesandt hatte und die Kaufleute der Stadt auf eigene Hand einen anderen. Beide Ufer und die der Unglücksstelle zunächst liegenden Inseln wurden abgesucht, aber von den siebenhundertundzwanzig Seelen des verunglückten Schiffes waren nur siebzehn gerettet, und auch von Leichen wurden nur wenige gefunden. Die meisten mochten mit der Ebbe hinaus ins Meer geführt worden sein.

Der Zustand geistiger und körperlicher Erschöpfung, in dem Melitta sich befand, schloß jedes eingehende Gespräch aus, doch kam Volckardt täglich und teilte ihr in wenigen Worten die Erfolglosigkeit der Nachforschungen mit. Er mußte annehmen, daß Melitta, gleich ihm, den schwersten aller Verluste erlitten habe, und hatte keine Ahnung davon, daß auch ihr Vater an Bord gewesen war, bis Melitta fragte, ob er sich nicht wenigstens unter den geborgenen Toten befände? Da schüttelte er stumm den Kopf. Ein einziges Mal brach ein Strahl der alten Zugehörigkeit bei ihm durch; er hatte sich nach ihrem Befinden erkundigt und ihr Mut zugesprochen und war schon an der Tür, als er sich nochmals zu ihr wandte und schnell und bewegt sagte: „Ich dachte nicht, daß ich Deine Stimme je wieder hören würde!“

Als nach vier Tagen angstvollen Harrens die beiden Dampfer in Singapore binnen kamen, stand auf dem Pier eine dichtgedrängte, beklommen schweigende Menge. Der erste, der an Land gebracht wurde, war der unglückliche Kapitän. Er wäre seines Lebens nicht sicher gewesen, hätte man gewußt, daß er es war, doch niemand erkannte ihn. Er war ein stattlicher Mann mit braunem Haar und Bart, als er hinausging, und er kam zurück mit ergrautem Haupt, ein blutiges Tuch über Stirn und Augen. Dann wurde die dicke Engländerin an Land gebracht, freudeweinend umringt von ihren Kindern und Enkeln. Albert stand mit Fanny in der vordersten Reihe; sie hatte sich nicht zurückhalten lassen selbst zu kommen; indessen ein Tragbett nach dem anderen wurde mit seiner traurigen Last vorübergebracht, ohne daß sie gefunden hätte, was sie suchte. Einer der letzten Krankenkörbe wurde nicht weit von ihr niedergesetzt. Sie streifte mit enttäuschtem Blick das noch junge Frauenzimmer darin und wandte sich an einen der begleitenden

Herren, der ihr bekannt schien: „Können Sie mir nicht vielleicht sagen, ob sich eine Miß Tschuschner unter den Geretteten befindet?“

„Dies ist Mrs. Dietert,“ antwortete er.

„Das ist ein Irrtum,“ sagte Fanny, ohne auf die Bezeichnung zu achten. Sie ließ mit innerem Schauder ihr Auge über die Unglückliche gleiten, die regungslos, in einen alten Sarong gehüllt, vor ihr lag, die scharfen Züge und mageren Arme braunrot mit losen Hautfetzen; das lange Haar, grau und starr von Seewasser, hing in zottigen Strähnen um das bleiche Gesicht. Bei dem Klange von Fannys Stimme jedoch schlug Melitta die Augen auf und sah sie mit einem Blick vollen Bewußtseins an. Fanny stieß einen durchdringenden Schrei aus und rang unter krampfhaftem Schluchzen die Hände; auch Albert fuhr in heftigem Schrecken zusammen. „Wir haben den Wagen mit; wollen Sie uns helfen, die Dame dorthin zu bringen,“ sagte er mit unsicherer Stimme.

„Wohnen Sie sehr weit von hier?“ war die Gegenfrage. „Sonst wäre es besser, die Kranke in Ihre Wohnung zu tragen. Jede Erschütterung muß vermieden werden, und es wäre gut, so schnell wie möglich den Arzt kommen zu lassen.“

„Nimm den Wagen, Fanny, und suche Dr. Bauer gleich mitzubringen. Ich werde Melitta begleiten,“ bestimmte Albert, und noch vor ihnen war Fanny mit dem Doktor zur Stelle. Ehe eine Stunde verging, lag Melitta wieder in ihrem gewohnten Bett im verdunkelten Zimmer, in einem von Fannys feinen Nachthemden, und ein laues Bad hatte die letzten salzigen Spuren des Seewassers fortgespült. Während sie in tiefem, erquickendem Schlummer lag, weinte Fanny im Nebenzimmer heiße Tränen auf Melittas vormals so prachtvolles Haar, das in glanzlosen, zusammengefilzten Massen vor ihr lag; der Arzt hatte es sogleich abgeschnitten, trotz ihrer flehentlichen Bitte, ihr erst einen Versuch zu gestatten, es zu entwirren. Der Doktor hatte dann eindringlich mit ihr gesprochen und ihr vollständige Ruhe für die Kranke zur Pflicht gemacht; sie dürfe durchaus nicht gefragt, es dürfe überhaupt nicht mit ihr gesprochen, jedes Geräusch müsse sorgfältig vermieden werden, denn ihr Nervensystem habe eine schwere Erschütterung erlitten und Schreck oder Erregung könne ein Gehirnleiden zum Ausbruch bringen, dessen Folgen nicht abzusehen wären.

Fanny war für Ruhe und Pflege nicht geschaffen, aber wie viele hatte sie ein Grauen vor Geisteskrankheit, und so wurde die ärztliche Vorschrift auf das peinlichste befolgt. Der kleine Bertie wurde in den entferntesten Teil des Hauses verbannt und kein lautes oder unnötiges Wort in dem Krankenzimmer gesprochen, in dem eine stille katholische Schwester ihres Amtes waltete. Fanny schwebte in beständiger Angst, Melitta möchte nach ihrem Vater fragen, während diese die Wahrheit längst durch Volckardt erfahren hatte, ebenso wie das nähere über die Katastrophe. Als Ursache gab der Kapitän bei der Verklarung an, daß er von seinem Kurs abgewichen und auf einen unter Wasser verborgenen und in den Karten nicht bezeichneten Felsen aufgefahren sei.

Eines Tages überraschte Melitta Fanny durch die Frage, ob Volckardt nicht dagewesen wäre.

„Volckardt?“ fragte Fanny bestürzt. „Wie kommst Du auf Volckardt?“

„Er war ja auf dem Dampfer, er hat mich ja gefunden,“ erwiderte Melitta.

„War das Volckardt? Ja, der Herr, der Dich an Land tragen half, hat sich einige Male nach Dir erkundigt, — er hätte doch auch zu mir kommen können,“ meinte sie gekränkt.

„Er ist wohl nicht in der Stimmung, Besuche zu machen, er hat ja eben seine Frau verloren,“ sagte Melitta. „Mrs. Vernon war seine Frau,“ fügte sie erklärend hinzu.

Fanny erinnerte sich plötzlich, daß Melitta nicht sprechen und sich nicht aufregen sollte und hielt einen Ausruf des Staunens zurück.

Dank der guten Pflege war Melitta nach einiger Zeit imstande, aufzustehen und auf der Veranda zu liegen, und eines Tages erschien sie auch zu den Mahlzeiten. Sie war bleich und stiller, auch das kurze Haar trug zu der Veränderung bei. Da sie von ihren eigenen Sachen nichts mehr besaß, brachte ihr Albert ab und zu etwas mit, ein Nähkästchen, eine Schreibmappe. Fanny besah jedes Stück mit kindlicher Freude und war stolz auf seinen guten Geschmack.

„Hast Du Melitta heute nichts mitgebracht?“ fragte sie ihn eines Tages.

„Doch! Doch!“ erwiderte Albert, an sich herumtastend, und holte dann ein allerliebstes Geldtäschchen aus Schlangenhaut hervor. Melitta öffnete es mit Vergnügen und fand einige Goldstücke darin.

„Sie müssen nun auch wieder Geld haben,“ bemerkte Albert. „Nun, fürs erste müssen Sie mich als Ihren Bankier betrachten.“

Plötzlich stand Melitta auf, legte das Geldtäschchen auf den Tisch und ging mit verstörtem Gesicht und ungleichen Schritten auf und nieder, offenbar ohne zu wissen, was sie tat. Fanny starrte sie mit erschrockenen Augen an. ‚Sie hat den Verstand verloren,‘ dachte sie entsetzt, ‚gottlob, daß Albert da ist!‘

Inzwischen hatte sich Melitta gewaltsam gefaßt und blieb stehen.

„Was ist denn — was hast Du?“ fragte Fanny ängstlich.

„Es ist nur —,“ sagte Melitta, „ich hatte bisher nicht daran gedacht, und es fiel mir plötzlich auf die Seele — Fanny, ich habe ja gar nichts mehr, — gar nichts!“

Fanny sah sie verständnislos an, und Albert fragte: „Was meinen Sie, Melitta?“

„Ich hätte Sie nicht erschrecken sollen —“ Melitta sprach es langsam und schwer — „es überkam mich nur selbst so plötzlich. Papas ganzes Vermögen ist mit ihm untergegangen. Alles, alles was er noch hatte.“

„Melitta!“ rief Albert, hastig aufstehend. „Das Unglück ist groß genug, wie es ist. Erschweren Sie es sich nicht noch durch solche Vorstellungen. Daß Sie einen Teil Ihres Vermögens verloren haben, unterliegt keinem Zweifel; jedenfalls das, was Ihr Vater für Mac Hallaus Unternehmen flüssig gemacht hatte, und wahrscheinlich auch das, was er Ihnen zur Aussteuer hat mitgeben wollen, aber das Übrige muß da sein. Weitläufigkeiten werden wir haben, gewiß, aber bekommen werden Sie es sicher. Ich schreibe mit nächster Post an Robert Rippold; er weiß vielleicht etwas darüber oder kann in Hamburg etwas erfahren.“

„Nein," ſagte Melitta ruhiger; „es iſt alles wertlos, alles hin. Sagten Sie nicht neulich, Wechſler & Co. hätten bei dem Zuſammenbruch der Colville-Bank ebenfalls Verluſte gehabt? — Ich achtete ſeinerzeit nicht darauf, aber an der Colville-Bank war Papa beteiligt. Die Kupferminen verſagten, und nun hat ſich auch die Bank nicht halten können. Es bleibt mir nichts mehr."

„Die Bank iſt nicht bankerott; ſie hat nur vorläufig ihre Zahlungen eingeſtellt," erklärte Albert, „ſie kann ſich ſanieren. Die Minen allerdings ſind jetzt nicht einmal als Grund und Boden verkäuflich. — Indeſſen, man muß die Flinte nicht vor der Zeit ins Korn werfen. Ich werde in Colville Erkundigungen einziehen. Und ſchreiben Sie an Mr. Mac Hallan; er iſt Ihres Vaters alter Freund und weiß vielleicht Genaueres über ſeine Vermögensanlagen. Ein Teil wird ſich jedenfalls retten laſſen, deſſen bin ich ſicher."

Albert ſchrieb an einen ihm bekannten Herrn vom Aufſichtsrat der Bank von Colville, und Melitta an Mr. Mac Hallan; die Antworten beſtätigten Melittas ſchlimmſte Befürchtungen. Die Bank hatte ihre Zahlungen eingeſtellt und die Aktionäre aufgefordert, ihrer ſtatutenmäßigen Verpflichtung nachzukommen und auf ihre Anteile, auf die ſie ſeinerzeit 65 % hatten hinterlegen müſſen, die fehlenden 35 % nachzuzahlen, um womöglich den völligen Zuſammenbruch zu verhüten. — Wie ſich von ſelbſt verſtanden habe, hätten ſie Herrn Tſchuſchners perſönliche Einlage von 500000 ℳ zur Reſteinzahlung auf ſeine Aktien verwendet, eine Summe, die kaum zur Deckung gereicht habe. Den Anſpruch ſeiner Tochter und einzigen Erbin erkannten ſie bereitwilligſt an und ſie hofften, daß die Bank ſich in einigen Jahren erholen werde, uſw.

„Die Halunken!" rief Albert, nachdem er den Damen das Schreiben vorgeleſen hatte. „Sie durften gar nicht ohne Ermächtigung an die Depots gehen!"

„Aber das kann doch nicht alles ſein! Onkel Tſchuſchner hatte gewiß noch irgendwo etwas," ſagte Fanny. Indeſſen waren alle Erkundigungen, die Albert anſtellte, erfolglos. Nippolds ſchrieben beide, und Robert ſprach ſich gegen Albert vertraulich darüber aus, daß der alte Tſchuſchner doch nur ein self-made man, nie ein regelrechter Kaufmann geweſen und ſtets ein Sonderling geblieben wäre. Konſtanze bot Melitta ihr Haus an; ihnen, die jetzt die Firma und die Familie repräſentierten, käme es zu, ſie bei ſich aufzunehmen; ſie wünſchten durchaus nicht, dieſe Pflicht auf andere zu übertragen, und wenn es noch ſo gute Freunde wären; im Gegenteil, Melitta würde ihr im Hauſe ſehr erwünſcht ſein.

„Das iſt ganz Konſtanze!" ſagte Fanny entrüſtet. „Sie möchte Dich haben; natürlich, es wäre ihr recht bequem, eine Geſellſchafterin zu haben, die nach ihrer Pfeife tanzen müßte, und ſich dabei noch auf die Großmut und Vortrefflichkeit aufzuſpielen. — Nein, Du bleibſt bei mir," fügte ſie hinzu.

Auch Mr. Mac Hallans Brief ließ nicht auf ſich warten; er lautete nicht tröſtlicher. Über die leichtſinnige Art, wie die Bank verwaltet worden, ſeien ſchon ſeit Jahren unbeſtimmte Gerüchte im Umlauf geweſen, die jedoch wieder verſtummt wären, bis neuerdings die Wahl von Bowring und Simmermann, zwei Leuten, die für ebenſo gewandt wie gewiſſenlos gälten, die Beteiligten beunruhigt habe. Trotzdem ſei die Kataſtrophe allen überraſchend gekommen, und er für ſeine Perſon glaube

nicht, daß irgend jemand einen Cent von seinem Gelde wiedersehen würde, auch wenn es gelänge, die beiden Gauner loszuwerden. Er könne Melitta nur raten, sich auch mit dieser Wendung ihres Geschickes abzufinden. Was ihn selbst beträfe, so gestatteten ihm die veränderten Verhältnisse vorderhand nicht, sie zu sich zu bitten oder so für sie zu sorgen, wie er möchte. Er wäre durch den Tod des Freundes und Partners, der ihm das Betriebskapital für die gemeinsame Unternehmung hätte bringen wollen, selbst in Verlegenheit und müsse neuen Anschluß suchen, doch sähe er sie als ein teures Vermächtnis des Verstorbenen an, und da sie wohl eine ihren Fähigkeiten angemessene Tätigkeit im alten Vaterlande leichter finden würde, als in den Kolonien, so legte er ihr das Reisegeld vorläufig bei.

Diese Bemerkung brachte den Entschluß, mit dem Melitta sich trug, zur Reife.

„Eine meinen Fähigkeiten entsprechende Tätigkeit," wiederholte sie halblaut.

„Du — in Stellung!" Fanny sah Melitta so erschrocken an, als hätte ein kleiner Hase davon gesprochen, Kriegsdienste zu nehmen.

„Es wäre doch eine Schande," sagte Melitta, „wenn ich mit der Erziehung, die ich gehabt habe, mir nicht ebensogut mein Brot erwerben könnte, wie tausend andere."

„Aber tausend andere sind dazu erzogen und Du nicht," wandte Fanny ein. „Nein, zurück darfst Du auf keinen Fall! Nicht wahr, Albert?"

„Liebes Kind," sagte Albert, „Hamburg ist nicht aus der Welt, und Melitta kann wiederkommen. Aber nach Deutschland zurück muß sie, das hat mir der Arzt gleich gesagt. Ihre Gesundheit wäre erschüttert, in den Tropen würde sie sich nie ganz erholen; in dem heimatlichen Klima wäre das aber bei ihrer Jugend und guten Konstitution mit Sicherheit zu erwarten."

Da wagte Fanny keine Einwendung mehr. Albert hatte ohne Melittas Wissen wegen des Vermögens an Dietert geschrieben; auch er konnte keine weitere Auskunft geben. In seiner Antwort war jedoch ein Brief an Melitta eingeschlossen, in dem er sie nochmals aufforderte, das Vergangene vergangen sein zu lassen und noch jetzt das einmal gegebene Wort einzulösen.

„Das ist doch eigentlich furchtbar nett von ihm," meinte Fanny.

Melitta schwieg. Sie kannte ihn zu gut, um nicht zu wissen, daß gekränkte Eitelkeit und nicht Neigung ihn zu diesem Schritt veranlaßt hatte. Sie war fertig mit dieser Episode ihres Lebens und hätte sie aus ihrem Gedächtnis löschen mögen; sie schämte sich jetzt ihrer Wahl. Der Zauber, mit dem Idealismus der Jugend, äußere Verhältnisse, seine hübsche Persönlichkeit und glänzenden Eigenschaften ihn umgeben hatten, war gebrochen. Ihr Urteil über ihn war hart bis zur Ungerechtigkeit; es lag noch weniger in seinem Charakter, zu vergeben und zu vergessen, als in dem ihren, sagte sie sich, und der Gedanke, ihm anzugehören, erfüllte sie mit Grauen. Sie antwortete entschieden ablehnend. Kurze Zeit darauf war sie unterwegs nach Deutschland.

Zweiter Teil.

1.

Glücklich auch mit Wenigem, wenn reinlich
Auf dem Tischlein blinket des Vaters Salzfaß.
Horaz.

Ebenso wie auf der Hinreise, hatte sich Melitta während der Rückfahrt mit einer neuen, und diesmal in jeder Beziehung traurigen Lebenswendung abzufinden. Unerträglich war ihr der Gedanke, in Hamburg wieder in den früheren Kreis zu treten, abhängig von Robert und Konstanze Rippold, noch dazu mit dem Bewußtsein, daß ihr so ziemlich alle das schroffe Abbrechen der Verlobung verdachten, die einen in ihrem, die anderen in Dieterts Interesse. Zu niemand wären ihre Beziehungen ganz unverändert geblieben; die Dieterts waren weit verzweigt, befreundet und verschwägert mit den meisten Familien ihres Umgangskreises. Frau Kämpf war Fanny gegenüber sehr offen gewesen, und so war Melitta über die Stimmung gegen sich wohl unterrichtet und lehnte sich mit der vollen Heftigkeit und Bitterkeit der Jugend gegen eine so lieblose und oberflächliche Beurteilung auf.

Sie war entschlossen, sich auf ihre eigenen Füße zu stellen, — aber wie? Konstanze — das wußte sie — würde sich einem solchen Vorhaben mit allen Kräften widersetzen und es als eine Schande für die Familie, wenn nicht als persönliche Beleidigung empfinden. Da fiel ihr eines Tages ein Brief ihrer Tante, der einzigen überlebenden Schwester ihrer Mutter, in die Hand. Sie hatte ihn einst nur flüchtig angesehen und mit anderen Beileidsschreiben weggelegt. Jetzt erinnerte sie sich eines Satzes, der sich ihr damals doch eingeprägt hatte. Sie fand den Brief wieder auf und las: „Wenn Du, mein liebes Kind, Dich jetzt, wo Dir der Aufenthalt in Hamburg betrübt und peinlich sein muß, nach einem stillen Fleckchen sehnst, so vergiß nicht, daß Dich hier die wärmste Teilnahme erwartet und mütterliche Arme Dir jederzeit geöffnet sind."

Das war das einzige wirklich verständnisvolle Wort, das Melitta bisher zugekommen war. Sie wollte daher zunächst zur Tante. In dem einfachen Pfarrhause würde ihr Entschluß, sich ihr Brot selbst zu verdienen, ganz selbstverständlich erscheinen, und der Onkel Pastor würde ihr am besten und am sichersten zu einer Stellung verhelfen.

Hatte sich Melitta schon vor der Ankunft in Hamburg gefürchtet, so erwies sich die Wirklichkeit doch noch um vieles schlimmer, als sie erwartet hatte.

Bei dem ersten Blick auf das alte Haus vermißte sie die dunkle Baumgruppe am Eingang.

„Ihr habt den Taxus fortgenommen?" fragte sie mit zuckenden Lippen, und Konstanze, die sie pflichtschuldigst vom Hafen abgeholt hatte, gab ihr gekniffen zur Antwort: „Der Architekt und der Landschaftsgärtner haben es so bestimmt."

„Sie waren über dreihundert Jahre alt," sagte Melitta.

„Sie ſtanden zu nahe am Hauſe; in der Gartenſtube war der Schwamm," entgegnete Konſtanze.

„Und auch das Gärtnerhaus iſt fort!" ſagte Melitta, ſich umſonſt nach dem eſenüberſponnenen Häuschen umſehend.

„Es iſt mit den Gewächshäuſern weiter hinunter verlegt. Wir haben auch mit dem Perſonal ändern müſſen. Mit dem alten Werningen war ſeit dem Tode der Frau nicht mehr auszukommen. Er widerſprach jeder Anordnung. Natürlich hat Robert anſtändig für die Leute geſorgt und ihn und den alten Guſtav in die Walterſtiftung eingekauft."

Auch im Hauſe ſelbſt war ſo vieles verändert, daß Melitta ſich in ihm ganz fremd vorkam. Das Schlafzimmer des Onkels und der Tante war jetzt Konſtanzens Wohnzimmer, wo ſie nach der Mahlzeit, nachdem Robert ſich zurückgezogen hatte, am Kamin ſaßen.

„Ich denke, Du wirſt Deine Beſuche ſobald wie möglich machen," hob Konſtanze an. „Geſchehen muß es doch, und je eher man es hinter ſich hat, um ſo beſſer."

„Ich will jetzt noch niemand aufſuchen," erwiderte Melitta.

„Das kannſt Du doch unmöglich durchführen. In ſolchen Dingen tut man am beſten einfach das, was ſich ſchickt," ſagte Konſtanze in der ihr eigenen überlegenen Art.

„Nicht, wenn man in tiefer Trauer iſt und ſchwer krank geweſen iſt."

„Ein paar Beſuche bei den nächſten Freunden werden Dich nicht zu ſehr angreifen; man muß ſich auch etwas überwinden können."

„Ich will auch nicht hier bleiben, ich gedenke mich nach einer Stellung umzuſehen."

„Du mir die einzige Liebe, Melitta, und laß ſolche Überſpanntheiten beiſeite. Du warſt Onkel Rippolds Nichte und Pflegetochter, und wenn Du damals nicht ſelbſt eine Erbin geweſen wärſt, ſo hätte er Dich jedenfalls ſo geſtellt, wie es ſich für Dich und ihn geziemt hätte. Es fällt uns nicht ein, das anders anzuſehen; das ſind wir uns und unſerer Stellung ſchuldig. Laß das, bitte, nicht Robert hören. Er iſt ſchon empfindlich, daß Du Dir Hahn und Mac Hallan zu Vormündern gewählt haſt —."

„Das war ja nur eine Form; es gibt ja gar nichts zu verwalten."

„Gerade deshalb. Robert gibt ſo furchtbar viel auf die Form. Und er merkt ſchon wieder ſein Podagra, und es würde ihn furchtbar verdrießen, wenn er ein Machtwort ſprechen müßte."

„Ich will ſo bald wie möglich zu meiner Tante Remmert, Tante Lydias Schweſter," entgegnete Melitta.

„In das Paſtorhaus?" ſagte Konſtanze lebhaft. „Das iſt ein ſehr guter Gedanke! Auf das Land zu einem Paſtor! Ja, das iſt unter dieſen Umſtänden ſehr angezeigt, ſehr richtig."

„Wie meinſt Du das, Konſtanze? Unter welchen Umſtänden?"

„Mein Gott, Melitta, Du brauchſt mich nicht mit Deinen Blicken zu durchbohren. Du weißt ſo gut wie ich, wie die Leute reden, wenn eine Verlobung zurückgeht."

„Es kommt doch wohl auf die Gründe an, nicht?"

„Gewiß, aber was fragen die Leute nach den Gründen, außer um zu klatschen. Wenn man sagen kann, sie ist zu ihrem Onkel, dem Pastor Remmert, gegangen, das stopft ihnen immerhin etwas den Mund."

„Ich denke, ich ziehe mich jetzt zurück," meinte Melitta, „ich bin noch nicht recht kräftig —." Sie war in der Tat sehr blaß und noch so leicht erregt, daß sie zitterte und wieder den dumpfen Schmerz im Kopfe fühlte, den sie seit dem Sonnenstich noch nicht ganz los geworden war. Sie stand auf und ging der Tür zu.

„Wohin willst Du?" fragte Konstanze.

„In mein Zimmer."

„Da sind jetzt die Schneiderin und die Jungfer; ich habe oben das Eckstübchen für Dich zurecht machen lassen, das früher die Köchin inne hatte."

Melitta rang, sobald sie allein war, die Hände und weinte bitterlich.

„Nur fort von hier! Nur fort!" dachte sie. Und das kleine Pfarrdorf, in dem die mütterliche Tante sie erwartete, trat ihr als letzte Zuflucht vor die Seele.

Sie hatte bisher wenig Fühlung mit diesen Verwandten gehabt. Ihre Großeltern, die alten Kellers, die zu den reichsten Leuten eines thüringer Landstädtchens zählten, hatten drei bildhübsche Töchter. Die älteste verlobte sich sehr jung mit dem Kandidaten Remmert, der, wie es hieß, schon in der Töchterschule, wo er unterrichtete, seine kleinen grauen Augen auf Alwinens große blaue geworfen und sich den schönen Goldfisch gesichert hatte. Kellers, die trotz ihres stadtbekannten Vermögens einfache Leute geblieben waren, schätzten es sich sehr zur Ehre, einen geistlichen Schwiegersohn zu bekommen, doch hätten sie in Ermangelung eigener Söhne es gern gesehen, wenn eine der jüngeren Töchter ihnen einen Müller oder Ökonomen zugeführt hätte, der das ausgedehnte Getreidegeschäft mit der Zeit hätte übernehmen können. Es kam aber anders. — An dem Tage, an dem Lydia Keller in das Wohnzimmer stürmte: „Mutter! Thea von Schott und Else Rosenstiel kommen noch auf ein Jahr nach Akazienhof zu Fräulein Rüter; darf ich nicht auch dahin?!" hatte sie in der Lotterie des Lebens ein glänzendes Los gezogen.

Amanda Rüters Pensionat war eine sehr geschätzte Anstalt für junge Mädchen, die eben die Schule verlassen hatten und noch etwas Schliff erhalten sollten. Die Schülerinnen „schwärmten" für Tante Amanda, und viele von denen, deren Erziehung sie vollendet hatte, führten ihr bereits wieder ihre Töchter zu. Sie war eine Bremerin aus bestem Hause, hatte ihre erziehende Tätigkeit aus innerem Beruf ergriffen und darin Trost für ein schweres Geschick und Ersatz für verlorenes Herzensglück gesucht und gefunden. Von einem blühenden Familienkreise war sie fast allein übrig geblieben. Sie alle hatten eines Morgens den jüngsten Sohn und Bruder nach Bremerhafen begleitet, selbst Schwager und Schwester waren mit ihrem Töchterchen aus Hamburg gekommen, um ihn vor der Abreise nach New York nochmals zu sehen. Plaudernd standen sie auf dem Kai, das Glockenzeichen erwartend, das die Reisenden an Bord rufen sollte, als zwei Männer ein kurzes, schweres Faß fallen ließen, und jene Explosion erfolgte, die erst auf hoher See das stattliche Schiff hatte vernichten sollen.

Als Amanda wieder zu sich kam, fand sie sich mit zerrissenen Kleidern, sonst aber unversehrt auf einer Böschung liegen.

Lange konnte ſie das Entſetzliche nicht faſſen. Mutter, Geſchwiſter, der Freund, der ihrem Herzen am nächſten geſtanden hatte, die kleine Nichte, die ganze Familie, waren wie fortgemäht; nur der Sohn ihrer Schweſter, der in Hamburg das Gymnaſium beſuchte, war übrig geblieben. Auf dieſen letzten übertrug ſie nun alle ihre Liebe, die er mit dankbarer Zuneigung erwiderte. Dieſer Neffe war Franz Nippold. Er ſah bei ihr Lydia Keller und verliebte ſich in das anmutige, helläugige Mädchen mit den herrlichen braunen Flechten. Trotz der Abmahnungen ſeiner früheren Vormünder, die eindringlich der Heirat mit einer vornehmen Hamburgerin das Wort redeten, führte er ſeine Lydia heim und hielt ſich ſeitdem ſtets für einen Mann von Charakter und ſelbſtändigem Urteil.

In ſeinem Hauſe lernte Tſchuſchner die jüngſte und reizendſte der Kellerſchen Töchter, ſeine Melitta, kennen.

Die Beſtürzung war groß, als er nach kurzer Zeit um ſie anhielt und ſie ihm ohne einen Augenblick des Beſinnens ihr Wort gab. Das war nicht die Wahl, die Nippolds erhofft, nicht die Verſchwägerung, die ſie gewünſcht hätten. Ganz andere Pläne hatten ſie für die entzückend aufblühende junge Schweſter gehabt. Franz brachte ſie ſofort den Eltern zurück und ſprach ſein Mißfallen über die Verlobung unumwunden aus.

„Es liegt nicht gerade etwas gegen ihn vor," ſagte er, „Hahn hat ihn in Kalifornien gut gekannt und ihn bei uns eingeführt, — aber er iſt eine abenteuerliche Natur und hat ſich überall herumgetrieben. Ich vermute, er braucht Geld. Er hat ihr mit ſeinen albernen Indianergeſchichten den Kopf verdreht."

Die erſchrockenen Eltern ſuchten der Tochter Vernunft beizubringen, aber das ſonſt ſo ſchüchterne Kind gab ihnen mit ſiegesfrohem Lächeln zur Antwort: „Den oder keinen!" und Tſchuſchner mißfiel ihnen nicht, als er kam und ſich vorſtellte. Leider wurde die überaus glückliche Ehe bald wieder getrennt; Melitta ſtarb bei der Geburt des Töchterchens, das ihren Namen trug. Es litt nun Tſchuſchner nicht lange mehr in der einſamen Wohnung, und er verließ Hamburg, nachdem er das verwaiſte Kindchen ſeiner Schwägerin Nippold übergeben hatte.

Natürlich trug Lydia Sorge, die Kleine auch bei den Großeltern heimiſch werden zu laſſen. Zuerſt kam die Bonne mit dem Kinde, aber auf einen ſolchen Beſuch war der Kellerſche Haushalt nicht zugeſchnitten und Herr Keller verbat ſich die fremde Perſon. Da aber übernahm die kleine Melitta ſelbſt das Amt der Bonne, mit der Kindern eigenen Pedanterie.

„Auf der Straße ſpielen läßt Tante mich niemals, Großmama, das iſt nur für Kinder, die keinen Garten haben," — „Wurſt darf ich nicht bekommen, Großmama, das iſt nichts für kleine Kinder," — ſo ging es beſtändig. Es gelang Lydia nicht lange, dem Kinde dieſe Beſuche als eine große Freude darzuſtellen, und ſie wurden mit der Zeit immer ſeltener und kürzer. Ganz anders war das Verhältnis der Großeltern zu den Remmertſchen Enkeln. Für dieſe echten Landkinder war der Aufenthalt bei den Großeltern der Inbegriff aller Herrlichkeit. Sie ſtaunten über den Reichtum des Großvaters, der ihnen goldne und ſilberne Schreibſtifte kaufte; ſie ſpielten wundervoll auf den weiten Hausböden mit allerlei Gerümpel und uraltem Spielzeug; mit der dicken Dame im Materialladen ſchloſſen ſie

Freundschaft und ließen sich Zuckerfischchen und Schokoladenzigarren schenken, die die verwöhnte kleine Hamburgerin nie über die Lippen gebracht hätte. Beim Abschied trösteten sie die Großeltern durch das Versprechen baldigen Wiederkommens, und die Jungen erklärten, bei dem Großvater in das Geschäft treten zu wollen, entschieden sich jedoch später beide für das geistliche Amt. Da sich dann auch die älteste Enkelin mit einem Kandidaten verlobte, so geriet dieser Zweig der Familie ganz in die „Theologie", wie sie auf gut thüringisch sagten.

Der Lebensabend der alten Kellers gestaltete sich unerwartet trübe; es trat eine wirtschaftliche Krise ein, und obwohl das Bestehen des Geschäfts nicht in Frage kam, so durfte Herr Keller in seinen vorgerückten Jahren doch nicht mehr hoffen, die Verluste, die er erlitten hatte, wieder auszugleichen. In der Tat entsprach schließlich seine Hinterlassenschaft keineswegs den gehegten Erwartungen. Lydia, die sich ja in glänzender Stellung befand, litt darunter nicht, die kleine Melitta war ohnehin eine Erbin, und was Remmerts betraf, so wären sie in ihren bescheidenen Verhältnissen noch immer wohlgestellte Leute geblieben, wenn der Pastor das freundliche Anerbieten seines Schwagers Nippold, ihm das Vermögen zu verwalten, angenommen hätte. Er lehnte es aber in schroffer Weise ab, da er sich selbst für ein Finanzgenie hielt; dabei konnte er der Versuchung nicht widerstehen, sein Geld gegen einen Zinsfuß auszuleihen, der jeden andern stutzig gemacht haben würde. Es bedurfte sehr empfindlicher Verluste, um ihn in dieser Beziehung vorsichtiger zu machen.

Mit ruhigem Gleichmut ertrug seine Frau diese Schädigungen ihres Vermögens; sie hatte einen echt weiblichen unerschütterlichen Glauben an ihren Mann, der sich jeden Fehlgriff dieser Art noch zum Verdienst rechnete. „Borget gern", „Machet euch Freunde mit dem ungerechten Mammon", „Einer diene dem andern", waren Worte, die er bei solchen Gelegenheiten im Munde führte.

So lagen die Dinge, als Melitta eines schönen Sommernachmittags auf der dem Pfarrdorfe zunächst gelegenen Bahnstation ausstieg. Ein Bursche mit einer Peitsche trat auf sie zu und teilte ihr mit, „der Wagen wäre da, es hätte niemand mitgekonnt, weil sonst kein Platz für die Sachen gewesen wäre". Diese Vorsicht erwies sich als gerechtfertigt. Melitta glaubte noch nie ein so vorweltliches Fuhrwerk gesehen zu haben. Ihr Koffer hatte neben dem Kutscherſitz keinen Raum und mußte aufrecht neben sie gestellt werden. Die Landstraße führte zwischen Feldern aufwärts. Von der höchsten Stelle des Weges erblickte man einige blaue Berglinien, in der nächsten Senkung ein Streifchen Wald und davor ein Dorf.

„Das ist Klepsch," sagte der Bursche, mit der Peitsche auf das Dorf zeigend. Der alte Gaul setzte sich hier ungeheißen in Trab und hielt von selbst vor einem einfachen, altertümlichen Hause, das neben einem spärlichen Bach auf einer dicken Bruchsteinmauer stand; ein wilder Rosenstrauch ließ eine Fülle blühender Zweige über die Brüstung eines zur Seite liegenden Gartens hängen, und die Spitze eines kurzen Kirchturms sah darüber fort.

‚Also hier!' dachte Melitta etwas beklommen. Der Bursche stieg schwerfällig ab, knöpfte das Schutzleder auf und trug den Koffer durch das Eingangspförtchen, dessen Rundbogen die Jahreszahl 1809 zeigte. Melitta trat in den Hof. Ein

paar Hühner scharrten in einer Ecke, man hörte das leise Klirren von Kuhketten und behagliches Kauen, sonst nichts. Sie ging durch die offene Haustür über einen mit Sand bestreuten Flur und öffnete die nächste Tür; es war die Küche, die Melitta, die an die feinen Hamburger Küchen gewöhnt war, ärmlich, klein und düster erschien. Melitta öffnete eine andere Tür und befand sich in der Wohnstube. An einem der Fenster bezeichnete ein erhöhter Tritt mit Lehnstuhl den Sitz der Muttter; dort stand ein fein poliertes Spinnrad und auf dem Tischchen zur Seite ein gehäufter Flickkorb. Nichts regte sich hier, aber oben erklangen Schritte. Sie stieg die Treppe hinauf und öffnete die gegenüberliegende Tür. Vor ihr lag das Zimmer des Mädchens; alles einfach, rein und hell, auf der Kommode sogar ein frischer Strauß. Jetzt hörte sie nebenan Schritte und eine Stimme. Sie klopfte.

„Ja, meine Geliebten, auch da wird es euch schwer werden, wider den Stachel zu löcken — herein, zum Donnerwetter! Wer ist denn da?"

Der Pfarrherr blieb mitten im Zimmer stehen, die Pfeife in der Hand, das Käppchen auf einem Ohr, und blickte mit verständnislosen Augen auf die schwarze Erscheinung an seiner Schwelle.

„Ich bin es, Onkel! Melitta!"

„Ach so — hm — wo ist denn Deine Tante? Wo sind die Mädchen?" fragte der Pastor hilflos.

„Es ist niemand da, aber wenn Du erlaubst, setze ich mich unten in die Wohnstube; sie werden gewiß bald kommen."

„Ja wohl, tu das, mein liebes Kind," sagte der Pfarrer erleichtert, „sie werden gewiß bald kommen." Und als die Tür sich schloß, murmelte er schon weiter: „— denn vor seinem Willen gibt es kein Ausweichen noch Verbergen —"

Unten setzte sich Melitta in den Lehnstuhl am Fenster und musterte die einfache Einrichtung: den großen runden Eßtisch vor dem harten Sofa mit schwarzem Roßhaarbezug, das altväterische Klavier, die wenigen Bücher auf der Hänge darüber. Unter dem schmalen Spiegel hing ein ovales Pastell, ein Jugendbild der Urgroßmutter Keller, mit gepudertem Haar, feinen Zügen, zarter Farbe und wunderschönen Augen unter geraden dunkeln Brauen, die ein Erbteil der Familie geblieben waren.

Da ließen sich eilige Schritte vernehmen, und die jüngste Cousine stürmte herein, Rosettchen, ein kräftiger, blühender Backfisch mit dicken Zöpfen, die ihr, vom schnellen Laufe halbaufgelöst, wie eine Mähne um den Kopf flogen. Sie umarmte und küßte Melitta. Ihr folgte auf dem Fuße die ältere Schwester, eine zierliche Blondine mit einer Menge krauser Löckchen über der Stirn. „Hab' ich's nicht gesagt?" rief Rosettchen, „wenn wir erst noch zum Weber herangehen, verpassen wir den Wagen!"

„Ja," fiel Luischen ein, „der Mann ist auch zu dumm! Wie die Mutter sagt: ‚Jetzt muß doch der Wagen kommen!' antwortet er seelenruhig: ‚Der ist lange durch!'"

Hier trat die Tante ein und schloß Melitta in ihre Arme. Sie war etwas stärker und älter geworden, als die Nichte sie in der Erinnerung hatte, aber sonst unverändert.

„Es iſt eine wahre Schande, daß wir Dich ſo empfangen, Du armes Kind —“

„Oder vielmehr, daß wir ſie gar nicht empfangen haben!“ fiel Roſettchen ein.

„Ja,“ rief die rotbäckige kleine Magd, die gleichfalls außer Atem ins Zimmer gelaufen war, „ſowie ich den Wagen ſah, lief ich gleich hinten 'rum und ſchrie, daß ſie da wär'.“

„Ein anderes Mal, wenn's wieder ſo trifft,“ ſagte die Paſtorin, „läufſt Du aber nicht fort wie eine Wilde, ſondern Du bleibſt, damit doch eins da iſt, und ſiehſt, wo Du was helfen kannſt.“

„Iſt das furchtbar große Ding da draußen Dein Koffer?“ fragte Roſettchen.

„Ja,“ ſagte Melitta, „iſt er ſo groß?“

„Na, ich dächte! Ein wahres Haus! Was haſt Du da nur alles drin?“

„So ziemlich alles, was ich beſitze,“ erwiderte Melitta trübe.

„Mutter, wie bekommen wir ihn nur die Treppe herauf?“ fragte Roſettchen.

„Bitte Senhold, daß er mit anfaßt; es wird ſchon gehen,“ erwiderte die Mutter. „Komm, Melitta,“ fuhr ſie fort, „ich will Dir gleich dein Zimmer zeigen.“ Sie führte nun Melitta in das Stübchen, das dieſe für die Kammer des Dienſtmädchens gehalten hatte.

„Eigentlich wollten Dich Luiſchen und Roſettchen, bis Alwine zurück iſt, gern in ihrer Stube haben, aber ich dachte, Du würdeſt gern manchmal für Dich ſein.“

„Danke, Tante; ja, das iſt mir das liebſte.“

Zum Abendbrot gab es Bier, Butterbrot, Käſe und Blutwurſt. Melitta erſchrak. Sie hielt ſich an das Butterbrot und heftete die Augen in bitterer Verlegenheit auf ihren Teller.

„Nimmſt Du keine Wurſt?“ fragte Roſettchen.

„Nein, ich danke, ich habe gar keinen Appetit,“ erwiderte Melitta.

„Aber doch ein bißchen Käſe?“

„Verzeih, Roſettchen, ich danke.“

„Ißt Du nie Käſe?“

„Nein, eigentlich nicht.“

„Aber Bier trinkſt Du doch?“

„Ich habe gewiß einen ſehr ſchlechten Geſchmack, aber die Wahrheit iſt, ich trinke keins.“

„Aber was trinkſt Du denn? Was trankt ihr abends in Hamburg?“

„Immer Tee.“

„Mutter,“ ſagte Roſettchen, „Melitta trinkt Tee zum Vergnügen.“

„Das tun viele Menſchen,“ meinte die Mutter.

„Wozu trinkſt Du denn Tee,“ fragte Melitta mit einem Verſuch zu ſcherzen.

„Na, doch zum Schwitzen, wenn man's im Halſe hat!“ ſagte Roſettchen.

„Könnte ich nicht ein Glas Milch haben?“ fragte Melitta. „Wenn ich Milch habe, brauche ich nichts anderes.“

„Na, das iſt ſchnell beſchafft,“ meinte Roſettchen und ging hinaus.

An und für ſich wäre der kleine Zwiſchenfall nicht der Erwähnung wert geweſen, aber Melittas Onkel, der ein dickes Tuch um den Hals gewickelt hatte, ſaß verdroſſen da und murmelte etwas von „Gottesgabe verachten“ vor ſich hin.

„Biſt du nicht ganz wohl, lieber Onkel?“ fragte Melitta höflich.

„Ich leide am Halſe,“ ſagte der Paſtor kurz und hüſtelnd.

„Das iſt recht ſchnell gekommen,“ meinte Melitta unſchuldig. „Heute nachmittag war deine Stimme noch ganz klar und laut.“

„So etwas kommt und geht,“ ſagte die Paſtorin, „wer einmal anfällig iſt, fühlt's im Zimmer, wenn nur der Wind ſich ändert.“

„Haſt Du an Frühauf geſchickt, daß es nicht wieder Konfuſion gibt und er mich am Sonntag ſitzen läßt?“ fragte der Paſtor heiſer.

„Ja, ich habe es gleich nach Tiſche beſorgt. — Frühauf iſt nämlich der nächſte Amtsbruder, der meinen Mann in ſolchen Fällen vertritt,“ wandte ſie ſich an Melitta.

„Und wer vertritt denn ihn?“ fragte dieſe, um ihr Teil zur Unterhaltung beizutragen.

„O,“ ſagte Roſettchen, „der Herr Kandidat oben im Schloß. Der freut ſich, wenn er ſich auch einmal hören laſſen kann.“

Melitta hatte noch nicht gewußt, wie hart eine gaſtliche Matratze ſein kann, wie ſchwer das beſtgemeinte Federbett. Sie empfand an dieſem Abend beides und wandte ſich in dem ſchmalen, kurzen Thüringer Bett verzweifelnd von einer Seite auf die andere, ſchlief aber nach den erſten Stunden doch feſt und traumlos, bis Roſettchens Stimme ſie am nächſten Morgen weckte: „Na, Melitta, ich dächte, es wäre nun Zeit! es iſt faſt halb neun!“

Luiſchen und Roſettchen hatten am Vormittag in der Wirtſchaft zu tun, und Melitta konnte ungeſtört mit ihrer Tante zuſammenſitzen. Sie waren eben in einer recht vertraulichen Beſprechung, als Roſettchen vom oberen Flur hinunterrief: „Mutter!“

„Ja!“

„Melitta hat ihr Bett nicht gemacht!“

„Dann mache Du es! — Bleib nur ruhig ſitzen, Melitta, das iſt Roſettchen ganz geſund.“

„Mutter!“ ſchallte es bald darauf aus der Küche nebenan.

„Ja!“

„Komm doch einmal her!“ Die Mutter verſchwand. Melitta zog zwiſchen den Büchern eins hervor, das ſie vom Großvater Keller öfters als einen ſeiner literariſchen Jugendgenüſſe hatte rühmen hören. Es hieß Gumal und Lina und war von Loßius. Sie ſetzte ſich in die Sofaecke und begann zu leſen. Darüber beachtete ſie Roſettchen nicht, die ab und zu ging, bis ſie ſie plötzlich wieder rufen hörte: „Mutter!“ —

„Ja.“

„Melitta lieſt.“

„Schön, laß ſie leſen.“

„Aber Mutter, am Vormittag!“

„Laß ſie tun und laſſen, was ſie will.“

„Aber Mutter, am Sonnabende, am Vormittag!!“

„Kehre Du vor Deiner eigenen Tür, Roſettchen! Ich dächte, Du hätteſt es recht nötig, und laß andere Leute in Frieden.“

Als Melitta am folgenden Morgen bald nach dem Frühstück wieder ins Wohnzimmer kam, lagen auf dem Klavier vier Gesangbücher, auf jedem ein Zehnpfennigstück und ein Strauß, einer davon aus weißen Rosen.

„Das ist deiner," sagte Rosettchen. „Luischen dachte, Du würdest nicht gern bunte Blumen mögen."

„Wie rührend lieb von ihr," sagte Melitta.

„So ist Luischen immer," sagte Rosettchen trocken.

Gleich darauf trat Luischen ein, und die Schwestern begannen den eben abgeräumten Frühstückstisch aufs neue zu decken.

„Wozu tut ihr das?" fragte Melitta.

„Frühaufs werden gleich hier sein," hieß es. Luischen setzte hinzu: „Anna Frühauf ist nämlich unsere liebste Freundin, die Tochter vom vorigen Kantor, und Hermännchen ist mein Pate. — Da sind sie! Da sind sie!" Und sie eilten den Gästen entgegen.

Auf einer hohen, gemächlich heranrollenden Halbchaise saß das geistliche Paar, fröhlich winkend, beide etwas unter Mittelgröße und für ihre jungen Jahre schon recht völlig; zwischen ihnen saß ein dicker, bläßlicher, etwa sechsjähriger Junge.

„Nein, aber Luischen!" sagte die junge Frau beim Eintreten mit einem Blick auf den besetzten Tisch, „ich ließ Dir doch noch extra sagen, ihr solltet keine Umstände machen!"

„I, wo sind denn das Umstände!" sagte die alte Pastorin. „Wenn man über Land gefahren ist, hat man Appetit."

„Na, wenn's doch einmal da ist," meinte der junge Pastor, und sie setzten sich alle um den Tisch. Rosettchen ließ es sich zur Gesellschaft nochmals schmecken, und der Kleine tat auch sein Bestes: „Pate, ich will noch Fleisch!" — „Pate, ich will noch Kuchen!"

Nachdem „die Begier nach Trank und Speise gestillt war," hing die junge Frau ihrem Mann den Talar um, den sie nebst dem Barett einer vielgebrauchten runden Schachtel entnahm.

„Jemine! Da hab' ich die Bäffchen vergessen! — Na, es schadet nichts; Luischen, Du gibst mir ein Paar von Deinem Vater!"

„Ach," sagte Luischen erschrocken, „das tut mir aber leid! Gestern hab' ich alle eingeseift."

„Nun, das tut nichts," sagte der Pastor beruhigend, „da schneiden wir welche aus Papier. — Geben Sie mir nur ein Stück Papier und eine Schere, Rosettchen."

„Da ißt ja der Junge schon wieder!" rief die junge Frau plötzlich. „Wer hat ihm nur wieder was gegeben?"

„Es ist nur ein Stückchen Brot mit einem Scheibchen Wurst," entschuldigte sich Luischen. „Er sagte, er hätte noch Hunger."

„Hunger!" rief seine Mutter. „Erst hat er zu Hause gefrühstückt, dann unterwegs alles gegessen, was wir mitgenommen hatten, und hier hat er wieder gestopft. Ich möchte nur wissen, wo er alles hinißt!"

„Ein gesundes Kind hat immer Hunger," sagte die Pastorin. „Mein Richard behauptet auch, er wäre noch nie in seinem Leben wirklich satt gewesen." Alle lachten.

„Dacht ich's doch!“ rief triumphierend Roſettchen. „Er hat die Butter abgeleckt und die Wurſt abgegeſſen! Da liegt das Brot, hier unterm Stuhl!“

Der Herr Paſtor lachte: „Nee, ſo e Ferkel, — ſo e Ferkel!“

„Du ſollteſt Dich ſchämen, Hermännchen!“ ſagte Anna. „Was ſoll die neue Tante dort von Dir denken?!“ Sie winkte Melitta zu. „Nicht wahr, Tante, ſolch einen ſchlimmen Jungen haſt Du noch nie geſehen?“

„Nein,“ ſagte Melitta. Es ſollte ſcherzhaft ſein, aber ihre Empörung über dieſe Art von Erziehung war zu ſtark und klang gegen ihren Willen durch. Alle ſahen recht betroffen drein.

„Siehſt Du,“ ſagte die junge Mutter, „die neue Tante iſt ganz erſchrocken.“

„Das iſt mir egal,“ ſagte Hermännchen.

Zum Glück begann in dieſem Augenblick die Glocke zu läuten, es klopfte beſcheiden, und der Kantor, eine lange hagere Geſtalt, trat ein, um den Paſtor abzuholen. Dann begab man ſich durch den Garten in die Kirche. Der Paſtor hielt eine kurze Predigt über den verlorenen Sohn, die ſo anſchaulich war, wie es ihm Melitta kaum zugetraut hätte. Auf dem Rückweg geſellte ſich die junge Paſtorin, zutraulich plaudernd, zu ihr, offenbar, um ſie nicht glauben zu laſſen, ſie habe ihr die kleine Schroffheit von vorhin übelgenommen. Melitta empfand es mit Beſchämung und erwiderte die freundliche Geſinnung nach Kräften. Da hörte ſie hinter ſich: „Mutter!“

„Ja.“

„Von Krauſens war wieder niemand da.“

„Gar niemand? — Na, da lauf noch die paar Schritte und frage, ob eins krank wär', und wenn etwa die Riekchen wieder liegt, ſtelle gleich etwas Suppe und ein Stück Braten zurecht.“

Roſettchen eilte voran und brachte nach einigen Minuten den Beſcheid, es hätte nichts zu bedeuten, ſie wären nicht fertig geweſen.

„Nicht fertig!“ ſagte die Paſtorin, „und ſie hat doch nur die zwei Kinder!“

„Ja,“ ſagte Roſettchen, „ich hab's ihr auch tüchtig geſagt.“

„Nur nicht zu tüchtig,“ warnte die Mutter, „das tut auch nicht gut.“

„Nein,“ ſagte Roſettchen, „ich habe nur geſagt, da würde der liebe Gott wohl auch einmal keine Zeit haben, wenn ſie was wollten.“

Hier trat der Kantor ein und legte mit Ehrerbietung den Klingelbeutel auf den Tiſch, trank mit Zurückhaltung ein bereitſtehendes Glas Rotwein und empfahl ſich, indem er im voraus eine geſegnete Mahlzeit wünſchte. Sobald er aus der Tür war, eilten Luiſchen, Roſettchen und Anna an den Tiſch; Luiſchen öffnete das Schloß des Klingelbeutels und ſchüttelte den Inhalt aus, der hauptſächlich aus Kupfermünzen beſtand.

„Zwei Mark fünfundvierzig Pfennig,“ ſagte Roſettchen vergnügt. „Das iſt eine Mark zweiundzwanzig und dreiundzwanzig Pfennig auf den Mann; die dreiundzwanzig bekommſt du, Luiſchen; du biſt die älteſte.“

Melitta konnte ihr Erſtaunen nicht verbergen. „Ich dachte, das wäre für die Armen,“ ſagte ſie.

„O nein," erwiderte Anna unbefangen. „Das ist wohl so in großen Städten; hier auf dem Dorfe gehört der Klingelbeutel zum Einkommen des Pastors, wenn nicht Kollekte ist."

„Und das ist unser Taschengeld," sagte Luischen.

„Auch mein's," sagte Anna. „Das hab' ich mir gleich ausgemacht, als wir heirateten, gelt, Paul?"

„Einmal nach einer Konferenz haben wir fünf Mark fünfundsiebzig Pfennig gehabt," sagte Rosettchen, „das war schön!"

Bei Tisch erschien der Onkel wieder mit einem dicken Tuch um den Hals; er sprach nur wenig und mit heiserer Stimme.

„Wie sind Sie denn jetzt mit Ihrer Tracht zufrieden, Herr Pastor?" fragte die Tante, und Melitta musterte verstohlen den anspruchslosen Anzug des Gastes.

„Ich danke, Frau Pastor, ich bin soweit zufrieden," war die Antwort. „Es war schlimm, daß der Klee verregnete, aber die Linde hat es eingebracht."

„Du mußt wissen, Melitta," sagte die Tante, „daß der Herr Pastor ein großer Imker ist; er hat den „Bienenfreund" gegründet und den Imkerverein, der beinahe den ganzen Kreis umfaßt."

„Gründen helfen, Frau Pastor," berichtigte der Pastor mit strenger Wahrheitsliebe. „Man sollte es nicht denken," wandte er sich an Melitta, „was so eine kleine Nebenbeschäftigung abwirft. Meine Gemeinde ist arm, aber sie sträubte sich anfangs gegen den Bien, obgleich ich ihnen half und ihnen meine Sache lieh, und die gnädige Frau mit gutem Beispiel voranging. Schließlich bringt man aber doch durch. Voriges Jahr habe ich allein an 200 Mark eingenommen, und das Dorf, mich eingeschlossen, 749 Mark für Wachs und Honig und Bienen; das will etwas sagen bei Tagelöhnern und kleinen Hänslern."

Melitta sah den dicken kleinen Pastor mit anderen Augen an, als bisher.

„Und Hermännchen ist auch ein geborener Bienenvater," rühmte Luischen.

„Ja," sagte Anna, „er war noch ganz klein, da stellte er sich gerade vor die Bienenstände, und er war gar nicht wieder von ihnen fortzubringen."

„Das tue ich noch," sagte Hermännchen gelassen.

„Dann nimm Dich nur in acht, daß ich nicht dazu komme, sonst gibt's Dudu auf den Anau," sagte sein Vater fein.

„Stechen Dich denn die Bienen nicht?" fragte Melitta.

„Das ist mir egal," erwiderte Hermännchen.

„Voriges Jahr hat er mir einen schönen Schreck eingejagt," erzählte Anna. „Mein Mann war verreist, und der Herr Kandidat kriegte die Influenza und konnte nicht predigen, daher mußte der Herr Kantor eine Predigt vorlesen. Wie er eben anfängt, brüllt es draußen ganz mörderlich. Ich wußte gar nicht, wie ich schnell genug hinauskommen sollte, denn ich hörte gleich, daß es Hermännchen war, und die halbe Gemeinde lief hinter mir her. Und was war's? Draußen, neben der Kirchtür steht ein ganz niedriger Holunderbaum; auf dem sitzt mein Hermännchen und hat einen Korb in der Hand, eine Gießkanne und einen Borstwisch. Damit hatte er einen Schwarm eintun wollen, der oben an den Zweigen hing wie eine Traube. Der ganze Schwarm hatte sich auf seinen Kopf herunter-

gelaſſen — ich war mehr tot als lebendig, wie ich das ſah. Zum Glück war der Schmied Brenneiſen auch mit da. Der rief: ‚Halte ganz ſtill, Hermännchen, daß ich ihn faſſen kann,‘ und kehrte gleich die Bienen vom Kopf in den Korb.“

„War er denn nicht fürchterlich zerſtochen?“ fragte Melitta.

„Freilich, geſtochen war er; er mußte ins Bett —“

„Und als ich nach Hauſe kam,“ fiel der Paſtor ein, „war das Geſicht noch ganz verſchwollen; und er war noch ſo klein, er wußte gar nicht, was eigentlich mit ihm vorgegangen war. ‚Mutter,‘ rief er, ‚ſtecke doch die Lampe an, es iſt ſo dunkel.‘ Jetzt macht er ſich nichts daraus, wenn ihn einmal eine Biene ſticht, und ſie tun ihm auch ſelten was.“

Der Abſchied war ſo herzlich, wie die Ankunft geweſen war. Der Paſtor und ſeine Frau baten Melitta auf das gaſtlichſte, ſie zu beſuchen.

„Ich habe Dzierzonſtöcke, da kann man die Bienen durch eine Glasplatte arbeiten ſehen,“ ſagte der Paſtor. „Das wird Sie intereſſieren.“

„Nimm auch adjeh von der neuen Taute, Hermännchen, und ſage, ſie ſoll bald einmal kommen,“ ermahnte Anna.

„Adjeh, Tante, Du ſollſt bald kommen,“ wiederholte der Kleine gutwillig.

„Das ſind liebe Leute,“ ſagte Melitta, während ſie mit den Couſinen dem Wagen nachſah.

Der nächſte Morgen brachte ihr ein neues Bild aus dem Dorfleben.

„Da iſt Stänzer!“ rief Roſettchen, dem Landbriefboten bis zur Hoftür entgegeneilend. „Bringen Sie endlich einmal etwas?“

„Ja,“ ſagte der alte Briefträger, während er in ſeiner Taſche ſuchte. „Es merkt ſich, wenn die Braut nicht zu Hauſe iſt. — Hier iſt das evangeliſche Kirchenblatt für den Herrn Paſtor und hier das Kreisblatt; hier, — das iſt wohl nur ſo eine Anzeige, — aber hier, das iſt eine Karte von Fräulein Alwinchen; ſie kommt nun auch; es wird auch bald Zeit, ſie war ja faſt vier Wochen bei Supperndents.“

Melitta mußte bei der Vorſtellung, daß der Briefbote mit der Karte zugleich ihren Inhalt zuſtellte, lächeln.

„Alwine kommt — Alwine kommt!“ jubelten nun die Schweſtern durchs Haus.

„Wann denn, heute?“ rief die Mutter aus dem Keller.

„Hier iſt die Karte. Sie weiß es noch nicht genau. Sobald ſie den Wagen haben können, kommen ſie; Ernſt mit.“

Alwine war während der Ferien ihres Bräutigams zum Beſuch bei ihren Schwiegereltern geweſen, und er wollte ſie nun nach Hauſe begleiten.

Sie ſaßen alle gegen Abend im Garten, als das Pförtchen ging und zwei ſtattliche Geſtalten, die wohl an Hermann und Dorothea erinnern konnten, die Stufen heraufſchritten. Ernſt hatte einen niederhängenden Roſenzweig erhoben, und Alwine ſchritt eben unter ihm fort. Melitta gefielen ſie beim erſten Blick auf die kräftige, wohlgebaute Geſtalt, die Fülle des blonden Haares, das edle Oval des blühenden Geſichts mit den geraden Zügen und dem verſtändigen Ausdruck. Jetzt erſt fühlte ſie ſich in dieſem kleinen Kreiſe wirklich behaglich. Alwine richtete kaum einige Worte an ſie, aber ſie hatte etwas Natürliches, Gewinnendes in

ihrem Blick und Weſen, das Roſettchens Beſchreibung rechtfertigte: „Wenn man ſie anſieht, möchte man ſie küſſen.“ Als man ſich für die Nacht zurückgezogen hatte, klopfte es leiſe an Melittas Tür, und Alwine trat ein.

„Warte nur noch ein wenig,“ ſagte ſie, als hätte ſie in Melittas Seele geleſen, „wenn Ernſt fort iſt, machen wir Freundſchaft!“ Sie nickte Melitta zu und war fort.

Melitta hatte gleich in den erſten Tagen ihre Zukunftspläne mit der Tante beſprochen, und ſie hatten ſich durch Luischens und Roſettchens Eintritt nicht ſtören laſſen.

„Ich meine, Du tuſt am beſten, den Onkel zu Rat zu ziehen,“ hatte die Tante geſagt. „Ein Mann weiß in ſolchen Sachen doch beſſer Beſcheid.“

Das war auch Melittas Anſicht geweſen, aber des Onkels Perſönlichkeit war ihr keineswegs vertrauenerweckend und ſo unſympathiſch, daß es ihr unmöglich ſchien, ihre eigenſten Angelegenheiten gerade mit ihm zu beſprechen. Es war ihr deshalb eine wahre Erleichterung, als Roſettchen unbekümmert herausfuhr:

„Wenn ich Du wäre, Melitta, ich fragte nicht erſt den Vater.“

„Aber Roſettchen!“ riefen Mutter und Schweſter aus einem Munde.

„Ja, ja, ‚aber Roſettchen‘ ändert daran nichts,“ ſagte Roſettchen ruhig. „Wenn man den Vater fragt, ſo nimmt er's übel, wenn man dann nicht genau das tut, was er will. Vielleicht paßt das Melitta gar nicht. Ich früge Ernſt, wenn ich Du wäre. Ernſt hilft einem immer, und man kann doch mit ihm reden.“

Melitta mußte ſich ſagen, daß Roſettchens Rat gar nicht ſo ſchlecht geweſen war, denn Ernſt machte den Eindruck eines ſicheren, verſtändigen Mannes. Er gefiel ihr während der wenigen Tage, die er auf der Pfarre zubrachte, immer beſſer, ohne daß ſie doch bei der ihr eigenen Zurückhaltung den Augenblick zu näherer Beſprechung mit ihm gefunden hätte.

Als ſie ihn aber bei der Abreiſe eine Strecke Wegs die Landſtraße hinauf begleiteten, begann Roſettchen: „Höre, Melitta, wenn Du Ernſt noch um Rat fragen willſt, wird's aber Zeit!“

Melitta wurde rot, ſetzte aber ihre Lage ruhig und überlegt auseinander. Ernſt hörte aufmerkſam zu.

„Und welches ſind denn Ihre Fähigkeiten, Couſine?“ fragte er. „Ein regelrechtes Examen haben Sie doch nicht gemacht?“

„Ich habe eine ſehr ſorgfältige Erziehung genoſſen und würde doch wohl kleinere Kinder unterrichten können.“

„Da werden Sie mit den vielen geprüften Seminariſtinnen ſchwerlich mit Glück konkurrieren. Sollten Sie nicht verſchiedene Sprachen beherrſchen oder ein Talent ausgebildet haben, das Ihnen beſſer forthelfen könnte, als Elementarunterricht?“

„Ich habe engliſche Bonnen gehabt, und meine Schweizer Erzieherin war jahrelang in Paris geweſen; wir haben auch zeitweiſe in England und Frankreich gelebt. Mein italieniſcher Lehrer galt für beſonders tüchtig. Ich habe etwas gezeichnet und aquarelliert, ich ſinge ein wenig.“ Melitta ſagte das alles mit Selbſtüberwindung.

Ernſt ſann eine Weile nach.

„Iſt es Ihnen recht,“ ſagte er, „ſo ſetze ich ein Inſerat in die Leipziger Zeitung und verweiſe wegen der nötigen Reſereuzen an unſeren Vater. — Es erweckt gleich Vertrauen, wenn man ſich auf einen Paſtor bezieht“, ſchloß er lächelnd. „Nur bitte ich um eins, ſchicken Sie mir die etwa einlaufenden Adreſſen zu und laſſen Sie mich Erkundigungen einziehen, ehe Sie ſich entſcheiden; man kann nicht wiſſen, in was für ein Haus Sie ſonſt geraten.“

Ernſt ſetzte ſeinen Weg fort, und die Mädchen kehrten nach Hauſe zurück. Bald ſaßen ſie in der Wohnſtube um den Tiſch, nur Alwine ſtand am Fenſter und ſah in die Dunkelheit hinaus.

„Alwine,“ ſagte die Mutter, indem ſie einige Docken Flachs auf den Tiſch legte, „komm doch her und mache mir einen neuen Rocken. Es macht ihn mir keiner ſo zu Dank, wie Du.“

Alwine kam ans Licht, das Geſicht naß von Tränen, die ſie umſonſt zurückzuhalten ſuchte. Sie begann die Docken zu löſen, und die Mutter rückte ihr die Lampe näher, deren Schein nun die Arbeit und das geſenkte Antlitz beleuchtete. Nie vergaß Melitta das liebliche Bild, wie das ſchöne Mädchen mit leichten, geübten Fingern den blonden Flachs auseinanderzog, auf den ihre Tränen niederfielen, während die Mutter mit gütigem Geſicht neben ihr ſtand und ihr zuſprach.

„Es iſt immer beſſer, man nimmt etwas in die Hand, dann vergeht die Zeit unbemerkt,“ ſagte ſie. „Und Du weißt ja, in acht Wochen iſt er wieder da. Und wie ſchnell ſind nicht acht Wochen herum! Laß ſehen, es ſind nicht einmal ganze acht Wochen, es fehlen noch vier Tage. Und wie leicht kommt eine Veränderung, eine Probepredigt in der Nachbarſchaft zum Beiſpiel. So etwas kommt manchmal ſchnell. Man wünſcht gewiß niemand etwas Böſes, aber für den alten Paſtor Weißmann wäre es eine Erlöſung. — Und Briefe ſind auch eine ſchöne Sache. Ich habe noch alle meine Brautbriefe und der Vater auch. Ernſt ſchreibt gewiß ſchon heute abend eine Karte!“

So ſprach die gute Mutter, und die jüngeren Töchter hörten mit teilnehmenden Geſichtern zu. Melitta ſtieg es heiß ins Auge. Beglückt iſt, wer noch die Mutter hat. Nicht umſonſt wird uns in der Laſt und Drangſal des Lebens verheißen: Er wird uns tröſten, wie einen ſeine Mutter tröſtet! —

Nach etwa acht Tagen liefen auf Ernſts Anzeige zwei Briefe bei dem Paſtor ein, der ſie, ohne ein Wort zu ſagen, auf ſein Zimmer nahm und beantwortete. Dann erſt legte er ſie Melitta vor. Die Tante und die Mädchen waren ganz erregt. Die eine Zuſchrift war von der Frau eines Arztes auf dem Lande, die eine junge Dame ſuchte, um mit ihren eben eingeſegneten Töchtern, die zu Michael in das Elternhaus zurückkehren würden, Muſik, Zeichnen und Sprachen zu treiben. Das betreffende junge Mädchen ſollte im Hauſe die Stellung einer Tochter haben.

„Das iſt ja etwas ſehr Gutes,“ ſagte die Paſtorin.

„Genau, was Du brauchſt!“ meinte Luischen.

„Nun erſt den anderen leſen!“ rief Roſettchen, und der zweite Brief wurde entfaltet. Er zeigte keine ſehr ausgeſchriebene Hand. Die Baronin von Delmenried auf Klitten ſuchte eine Erzieherin für ihre ſchwächliche, etwas zurückgebliebene

Tochter von acht Jahren; regelrechter Unterricht war weniger vonnöten, als gelegentliche Unterweisung, vorerst etwas Französisch. Wegen Entlassung der bisherigen Gouvernante wäre der Ersatz möglichst bald erwünscht.

„Das klingt nicht sehr verlockend," sagte Luischen.

„Ich weiß nicht," meinte Melitta, „mit einem zurückgebliebenen Kinde getraue ich mich fertig zu werden."

„Ernst sagte, er wolle erst Erkundigungen einziehen, wenn Dir Stellen angeboten würden," bemerkte Alwine.

„Baronin Delmenried auf Klitten — ich dächte, das wäre Gewähr genug," sagte der Pastor, „was verlangt ihr denn noch mehr?!"

„Aber gleich," sagte Rosettchen, „das ist ein bißchen kurz angerannt."

„Ich möchte, Du bliebest noch eine Weile ruhig hier und erholtest Dich noch etwas," bemerkte die Tante.

„Mir scheint dies entschieden das Richtige; ich habe in diesem Sinne geschrieben," sagte der Pastor in einem Tone, der jede Erwiderung abschnitt.

Die Tante und die Cousinen sahen betreten aus, und Melitta errötete. Es war klar, daß der Pastor die Stelle gewählt hatte, die sie am schnellsten aus dem Hause brachte. Sie hätte sich selbstverständlich dem Wunsche ihrer Tante gefügt, da es sich indessen anders entschied, war es ihr eigentlich noch lieber. Sie wußte selbst nicht, wie sehr die Sehnsucht nach einem gepflegteren, wohlhabenderen Hauswesen sie dabei beeinflußte. Wohl verstand sie zu schätzen, was sie an Ruhe, Frieden und Liebe in diesem einfachen Heim gefunden hatte, und sie wußte so gut wie ein anderer, daß das Glück nicht darin besteht, mit einer silbernen Gabel zu essen. In harter Schule war ihr die Erkenntnis aufgegangen, welch ein verwöhntes Kind des Glücks sie bisher gewesen war; sie hatte gelernt, so ziemlich alles, was sie bisher als selbstverständlich hingenommen hatte, für eine Gunst des Schicksals anzusehen und nicht als ein ihr zustehendes Recht. Wenn sie nun doch, vor die Wahl gestellt, den feineren, vornehmeren Haushalt vorzog, so wird man deshalb keinen Stein auf sie werfen. Denn bei der Runde der häuslichen Verrichtungen, an denen sie wacker teilgenommen hatte, war ihr oft genug der Gedanke gekommen, eine wie große Annehmlichkeit eine geschickte Jungfer sein kann, welch ein Schatz eine verläßliche Köchin.

Jedenfalls nahm sie den ungewohnten Kampf ums Dasein mit dem ehrlichen Willen auf, ihr Bestes zu tun.

2.

Ich erbitte mir auf heute
Sonst kein Teil als Brot und Frieden.
Hagedorn.

Und so war denn Melitta abermals unterwegs nach einem neuen Ziel, und dampfte am Ende der Fahrt auf einer kleinen Seitenbahn fast zu ebener Erde mitten in einen Tannenwald hinein. Der Zug hielt. Klitten! — Melitta stieg aus. Es war kein Bahnhof, nur ein Halteplatz mit einem Stationshäuschen zwischen großen Fichten. Sie sah sich auf dem Bahnsteig um, auf dem ihr Koffer

in einsamer Größe stand; es war niemand da, außer dem Bahnbeamten mit der roten Mütze.

„Erwarten Sie jemand?“ fragte er höflich, während ihm die Neugier aus den Augen sah.

„Ich glaubte, einen Wagen vorzufinden — ich will zu der Baronin Delmenried nach Klitten.

„Nach Klitten?! — Zu der Frau Baronin?!“ wiederholte der Mann nach einer Pause des Erstaunens.

„Ja,“ sagte Melitta, „und ich dachte, einen Wagen zu finden.“

„Die schicken wohl erst nach Feierabend nach dem Koffer,“ war die Antwort.

„Aber wie soll ich denn nach Klitten kommen? Sind Wagen hier zu haben?“

„Ein Wagen, um nach Klitten zu fahren?“

„Ja.“

„Sie waren wohl noch nicht da?“

„Nein.“

„Ja, das habe ich mir gleich gedacht. Nämlich, der Fahrweg geht um den Berg, da brauchen Sie gerade noch einmal so viel Zeit, als wenn Sie gehen. Nach dem Wagen muß auch erst geschickt werden, und da ist man immer noch nicht sicher, daß einer kommt, und kommt er, so kostet er seine vier, fünf Mark, — darunter tut er's nicht.“

„Aber wie soll ich denn hinkommen?“

„Sie gehen gleich hier hinauf, immer den Weg fort; oben haben Sie nur noch ein paar Schritte, und dann liegt gleich unten Klitten.“

„Kann ich meine Tasche hier lassen?“

„Warum denn nicht? Da nimmt Sie keiner nichts 'raus.“

Melitta stieg den ihr gezeigten Weg zwischen Kiefern und Wachholder aufwärts. Die Beschreibung stimmte; als sie oben aus dem Gebüsch trat, sah sie zwischen bewaldeten Höhen ein weites Tal. Den Blick schloß ein entfernterer Bergzug, an dem eben ein kleiner weißer Würfel in der sinkenden Sonne aufflammte. Zu ihren Füßen lag ein Herrenhaus, weiter unten das Dorf. Sehr schloßartig war das Gebäude nicht; es war einstöckig mit erhöhtem Mittelbau und steilem Dach. Dahinter lag der Hof mit den Wirtschaftsgebäuden; vorn führte eine Veranda in einen parkartigen Garten, der sich aufsteigend im Walde zu verlieren schien. Behaglich und freundlich lag es da, im Halbbogen umfaßt von einer Allee alter Birken. Ein Fußpfad zeigte den Weg, und leichten Schrittes stieg Melitta hinunter und stand bald an der offenen Tür einer Gartenstube, worin ein robustes Frauenzimmer in einer rosa Kattunjacke mit rundem, rotem Gesicht stand und Gurken schälte; sie mochte die Mamsell des Gutes sein. Bei Melittas Herantreten hob sie den Kopf und betrachtete sie mit Staunen und Mißtrauen.

„Wer sind Sie? Was wollen Sie?“

„Ich wünsche Frau Baronin von Delmenried zu sprechen.“

„Was wollen Sie von der?“ fragte die Frau in der rosa Jacke.

„Ich will zu der Baronin Delmenried,“ antwortete Melitta ausweichend.

„Und ich frage, was Sie von ihr wollen?“ wiederholte die Mamsell und sah sie mit ihren kleinen, schwarzen Augen stechend an.

„Ich bin Fräulein Tschnschner, die neue Erzieherin; ich glaubte, ich würde erwartet.“

„Sie! — Sie sind die Erzieherin!“ rief die Mamsell offenbar in unangenehmster Überraschung. „Sie sind ja viel zu jung!“

„Ich bin zwanzig Jahre alt, und ich denke, das ist alt genug für die Erzieherin eines Kindes von acht Jahren. Darf ich bitten, mir zu sagen, wo ich die Baronin finden kann?“

„Die Baronin Delmenried bin ich,“ sagte die Dame ärgerlich.

Nun war die Reihe peinlicher Überraschung an Melitta; sie faßte sich aber so gut sie konnte und machte eine Verbeugung. Die Baronin fuhr fort ihre Gurken zu schälen.

„Ich begreife nicht, was das sein soll!“ brach sie wieder los. „Ihr Onkel ist doch der Pastor Remmert in der Leipziger Zeitung?“

Melitta bejahte.

„Er hat mir doch geschrieben, daß Sie schon in England und Frankreich und Indien und ich weiß nicht, wo alles, konditioniert haben; da denkt man doch, man kriegt eine gesetzte Person.“

„Sie müssen meines Onkels Brief mißverstanden haben. Ich bin in Frankreich, England und Birma gewesen, aber ich bin dort gereist. Dies ist meine erste Stellung.“

„Eine schöne Bescherung,“ murmelte die Baronin und ließ ihren Verdruß an den Gurken aus, die sie mit einer Art persönlicher Gehässigkeit behandelte.

„Sie schrieben mir doch, das Kind wäre etwas zurückgeblieben,“ bemerkte Melitta verlegen.

„Das Kind! Das Kind! Was kommt auf das Kind an!“ sagte die Baronin verdrießlich. Da sie sich nicht weiter um sie zu kümmern schien, setzte sich Melitta, und zwar nicht auf den Stuhl an der Tür, sondern auf einen am Tisch. Die Baronin warf ihr einen bösen Blick zu, kehrte sich gegen das Fenster und schrie hinaus: „Marie! Marie!“

„Ja!“ kam es vom Hofe her.

„Weise amal das neue Fräulein nauf!“

„Ich kann jetzt nicht!“ schrie es zurück. „Ich muß bei de Schweine!“

Ärgerlich warf die Baronin Messer und Gurke in die Schüssel, trocknete die kurzen, fleischigen Finger an der Schürze und ging aus der Tür.

Melitta folgte ihr. Sie kamen durch ein großes Zimmer, in dem die Möbel ihre Eleganz unter grauen Kattunüberzügen verbargen, dann durch ein anderes, halb Wohn-, halb Eßraum, in eine Halle. Zwei breite, gewundene Treppen mit schmiedeeisernem Geländer kreuzten sich hier in der Mitte und führten zu beiden Seiten in das obere Stockwerk.

„Wie hübsch könnte das eingerichtet werden!“ dachte Melitta unwillkürlich. Die Baronin ging voran und öffnete oben eine geräumige Stube, der ein Bett

mit geblümten Vorhängen, ein breites Sofa, altertümliche Schränke und eine geschweifte Spiegelkommode ein behagliches Ansehen gaben.

„Hier," sagte sie kurz und wandte sich zum Gehen.

„Und wo ist das Schulzimmer?" fragte Melitta.

„Was?!"

„Das Schulzimmer."

„Die anderen Fräuleins haben immer in ihrem Zimmer unterrichtet, aber wir können ja für Sie noch einen aparten Salon und einen Tanzsaal anbauen, wenn Sie das so gewohnt sind."

„Wenn Sie damit zufrieden sind, daß sich das Kind in meinem Schlafzimmer aufhält, kann es mir recht sein," sagte Melitta hochmütig.

„Sehr gütig; wenigstens fürs erste nehme ich es dankend an," erwiderte die Baronin und verschwand.

„Wie recht hatte Ernst," dachte Melitta schweren Herzens. „Hier wird meines Bleibens nicht sein." — Aber was in aller Welt konnte die Baronin so gegen sie eingenommen haben! Sie blieb lange allein. Dann hörte sie schnellen Hufschlag und sah einen stattlichen Kavalier in das Hoftor traben. Obgleich er lässig im Sattel hing, sah man ihm den eleganten Reiter an. Er hatte ein dunkles Gesicht mit scharfen Zügen und einen schwarzen Kinn- und Schnurrbart. Man hörte ihn an der Haustür halten; gleich darauf die erboste Stimme der Baronin und ein kurzes hartes Auflachen des Mannes. Nach einer Weile nahten sich schwere Schritte, die Tür wurde aufgerissen, und eine dicke ältliche Magd trat herein: „Sie sollen nunter kommen."

„Wieso? Wozu?"

„Zum Essen."

„Warten Sie einen Augenblick," sagte Melitta und zog ihr Geldtäschchen.

„Ein andermal klopfen Sie und machen die Tür nicht auf, bis ich rufe: herein. Verstehen Sie? Sie klopfen, und ich sage herein. Dann erst treten Sie ein."

Die Magd gaffte sie mit offenem Munde an.

„Haben Sie verstanden?"

„Ja."

„Und dann sagen Sie nicht: ‚Sie sollen nunterkommen', sondern: ‚Die Frau Baronin lassen bitten.' Haben Sie verstanden?"

In das grobe Gesicht des Mädchens trat ein trotziger Zug.

„Hier," sagte Melitta und reichte ihr ein Fünfmarkstück.

„Und nun merken Sie sich: die Frau Baronin lassen bitten."

„Ja," sagte das Mädchen und starrte bald das Geldstück, bald die seltsame Erzieherin an, ehe sie langsam aus der Tür ging. Dann begab sich Melitta hinunter. Sie fand die Baronin in etwas anständigerer Kleidung am Eßtisch. Der Herr, den sie hatte in den Hof reiten sehen, trat ihr mit neugierig-forschendem Blick entgegen, reichte ihr die Hand, hieß sie in seinem Hause willkommen und führte sie an ihren Platz. Er war wohl einst ein auffallend schöner Mann gewesen; jetzt aber waren seine Züge schlaff und verlebt und das Auge hart.

„Ihren Zögling haben Sie wohl etwas verwildert gefunden?“ fragte er, nachdem eine Weile gleichgültige Dinge besprochen worden waren.

„Ich habe sie noch nicht zu Gesicht bekommen,“ erwiderte Melitta.

„Noch gar nicht gesehen? Wo steckt sie denn?“

„Geh und hole sie herein,“ sagte die Baronin zu dem Mädchen, das eben eine Schüssel gebratenen Speck mit Kartoffeln auftrug. Bald darauf trat das Kind in die Tür. Es hatte ein gedunsenes, farbloses Gesicht, dunkle scheue Augen, wirres Haar, schmutzige Hände und einen Anzug, dem man die Spuren des Umherlaufens im Hofe ansah.

„Hast Du Dich wieder herumgetrieben? Sagst Du dem Fräulein nicht guten Tag?!“ fuhr der Vater sie an.

„Tag,“ murmelte das Kind mit verkniffenem Gesicht.

Melitta hatte sich halb erhoben und hielt ihm die Hand hin.

„Wie heißt Du denn?“ fragte sie freundlich.

„Sage dem Fräulein, wie Du heißt,“ befahl der Vater.

„Eveline, Freiin von Delmenried,“ war die unerwartete Antwort. Dem Baron stieg das Blut ins Gesicht.

„Wer hat Dir denn den Unsinn wieder eingeredet?“ fragte er.

„Mama!“ sagte das Kind mit offenbarer Schadenfreude.

„Das hätte ich mir denken können,“ meinte der Baron. „Wenn man Dich wieder fragt, wie Du heißt, sagst Du: Line Schmutzfink; das paßt besser.“

„Es ist doch aber wahr,“ murrte die Baronin.

„Und so kommst Du überhaupt nicht an den Tisch; erst läßt Du Dich ordentlich machen, verstehst Du?“ fuhr der Vater ärgerlich fort.

„Dann esse ich in der Leutestube,“ sagte Eveline halblaut, indem sie aus der Tür ging.

„Kannst Du sie denn nicht in Frieden lassen?“ fragte die Baronin.

„Kannst Du denn nicht wenigstens dafür sorgen, daß sie anständig zu Tisch kommt?“

„Ich soll ihr wohl den ganzen Tag durch dick und dünn nachspringen? Ein einziges Kind auf dem Lande läuft eben überall herum.“

„Sie haben hier, wie Sie sehen, ein ergiebiges Feld für Ihre Tätigkeit, mein Fräulein,“ sagte der Baron zu der betreten dasitzenden Melitta. Er bediente sie beim Abendbrot und unterhielt sie um so gefliſſentlicher, je einsilbiger und verstimmter die Baronin dasaß.

Am nächsten Morgen suchte Melitta nach ihrer Schülerin, konnte ihrer jedoch nicht habhaft werden, obwohl sie sehr gut eine kleine Figur aus einer Tür in die andere schlüpfen sah, die die Leute, die sie fragte, nicht bemerkt haben wollten. Endlich riß ihr die Geduld und sie wandte sich an die Baronin, die im Eßzimmer vor dem geöffneten Wäscheschrank stand. Unmutig warf diese einen Pack Wäsche in das Fach zurück, indem sie etwas über ‚Gouvernante sein wollen und sich nicht zu helfen wissen‘ vor sich hinmurmelte und dann auf den Hof hinausschrie: „Mari—e! Sage Linen, sie soll auf der Stelle kommen, sonst gäb's was hinten drauf!“

Nach wenigen Sekunden kam Eveline widerwillig über den Hof.

„Soll ich Dir Beine machen!“ ſchrie die Baronin. Das Kind ging noch langſamer. Kaum erſchien es im Zimmer, als die Baronin es bei der Schulter nahm und auf Kopf, Geſicht und Arme losſchlug.

„Ich will Dich lehren kommen, wenn Du gerufen wirſt. Und jetzt gehſt Du mit dem Fräulein und gehorchſt, oder Du kriegſt die Reitpeitſche, daß Du dran denken ſollſt.“ Damit ſchob ſie das ſchreiende Kind aus der Tür und ſagte giftig zu Melitta: „So, nun werden Sie ja wohl zufrieden ſein!“

Zu empört, um Worte zu finden, ging Melitta dem Kinde nach.

„Wo iſt denn Dein Zimmer?“

„Hier!“ heulte das Kind.

Melitta ging hinein und ergriff Schwamm und Kamm. „Wo iſt die Bürſte?“

„Ich habe keine!“ ſchluchzte Eveline. Melitta nahm ein Kleid aus dem Schrank.

„Nicht das, das iſt für Sonntags,“ ſtieß Eveline hervor.

Melitta nahm ein anderes und führte das Kind in ihre Stube hinauf. Dort zog ſie ihr das beſchmutzte Kleid und die Schuhe aus, legte ſie auf das Soſa und badete ihr das geſchwollene Geſicht mit friſchem Waſſer; Eveline beruhigte ſich bald und ſchlief ein. Als ſie erwachte, ſah ſie erſtaunt um ſich. „Nun muß ich wohl Stunde haben?“ fragte ſie.

„Nein,“ ſagte Melitta, „heute gibt es noch keine Stunde. Heute ſpielen wir nur. Wir ſpielen franzöſiſch.“

„Das kann ich nicht; das iſt langweilig,“ erwiderte Eveline.

„Das iſt ſehr luſtig, Du ſollſt ſchon ſehen!“ ſagte Melitta. Sie erfand nun ein kleines Spiel: benannte verſchiedene Gegenſtände auf franzöſiſch, und ſie machten ihnen Knickſe mit: „Bonjour, madame la chaise“ und „bon soir, monsieur le parapluie“. Eveline erfaßte ſchnell, und Melitta übte ihr ſogar eine kleine Überraſchung für die Eltern ein. Dann ſchickte ſie ſich an, ihr das Haar zu ordnen.

„Das haben Sie nicht nötig,“ ſagte Eveline altklug. „Das tut irgend eins unten in der Küche.“

„Laß nur, ich will Dein hübſches Haar ſelbſt pflegen.“

„Mein Haar iſt hübſch?“ ſagte Eveline erſtaunt. „Mama ſagt, wenn ſie ärgerlich iſt, ich ſei ein Wechſelbalg!“

„Dein Haar hat eine hübſche Farbe und iſt dicht und wellig. Du wirſt ſehen, wie gut es ausſehen wird, wenn ich es gekämmt und aufgebunden habe. — Wo iſt Dein Haarband?“

„Marie reißt immer einen wollenen Faden von ihrem Strickſtrumpf und bindet es damit; ich verliere doch alles, ſagt Mama.“

Melitta beſann ſich auf ein hellblaues Band von einer Bonbonſchachtel, die ihr Konſtanze für die Reiſe gegeben hatte, und ſuchte es hervor.

„O, was für ein reizender Engel mit einem Bogen und Roſen ringsherum!“ rief Eveline bewundernd.

„Willſt Du die Schachtel mit dem Engel haben?“

„Ich?!“ Eveline wurde rot. „Dieſe wundervolle Schachtel wollen Sie mir geben?!“

Es klopfte. „Herein!“

„Sie sollen — die Frau Baronin lassen bitten,“ sagte die Magd mit einem Gesicht, als hätte sie sich seit gestern noch nicht von ihrem Staunen erholt.

„Schön.“ Melitta trat mit dem Kinde an der Hand in das Speisezimmer.

„Na nu?“ sagte der Baron. „Du siehst ja beinah aus wie ein Kind von anständigen Leuten!“

Jetzt kam die Überraschung. Eveline ging auf ihren Vater zu, machte ihren Knicks und sagte: „Bon jour, mon Papa!“

„Donnerwetter!“ rief der Baron.

„Et vous ne dites rien à votre Maman!“ erinnerte Melitta. Da aber benutzte Eveline die neuerlernte Wissenschaft in unerwarteter Weise; eingedenk der ihr heute früh widerfahrenen Behandlung wandte sie sich zu Melitta und sagte laut und deutlich: „Non, Mademoiselle.“

Das schlug ein wie eine Bombe; es machte wirklich den Eindruck, als finge sie bereits an, französisch zu sprechen. Die Eltern wechselten einen Blick; der Baron zog seine Geldtasche. „Das muß fürstlich belohnt werden!“ Er reichte seinem Töchterchen eine ganze blanke Mark. Selbst die Baronin sah erfreut aus. In bester Stimmung setzte man sich zu Tisch.

„So viel Geld habe ich noch nie gehabt!“ sagte Eveline.

„Was wirst Du Dir denn dafür kaufen?“ fragte der Vater.

„O, Röstwürstchen auf dem Butscher Pferdemarkt, und Johannisbrot und eine Apfelsine von der alten Frau mit dem Korbe,“ sagte Eveline, Freiin von Delmenried, vergnügt.

Am Nachmittag ließ sich Melitta die nähere Umgebung von ihr zeigen, und das Kind plauderte bald zutraulich und unbefangen. Wenn Melitta aber glaubte, gewonnen Spiel zu haben, so irrte sie sich gewaltig. Täglich galt es von neuem, Eveline einzufangen; denn daß Melitta nach dem neulichen Erlebnis sich nicht wieder an die Mutter wenden würde, wußte das Kind recht gut, diese mußte sich daher entschließen, Bonbons und Cakes aus Hamburg kommen zu lassen, um dem Kinde gegenüber doch eine Handhabe zu haben. Zu einem Spaziergang war Eveline dagegen immer bereit.

Einmal stand Melitta, das Kind erwartend, auf der Veranda.

„Wonach sehen Sie denn so eifrig?“ fragte plötzlich des Barons Stimme neben ihr.

„Ich möchte wissen,“ sagte Melitta, „was dieser weiße Würfel dort am Bergessaume sein kann, der bei Sonnenuntergang immer wie in Feuer steht?“

„Das ist Schloß Ried,“ sagte der Baron. „Sie werden auch noch dorthin kommen, denn es gehört meinem Onkel, dem General Delmenried. Meine Cousinen, Emmy und Armgard, sind zwar, was man so ältere junge Mädchen nennt, aber beide sind sehr vorzügliche, angenehme Damen. Meine Tante ist auch eine fein gebildete, vortreffliche Frau. Ich glaube, die Herrschaften werden Ihnen sehr gefallen.“

„Da sind Sie wohl oft dort?“

„Doch nicht. Meine Frau —“

„Was? — Was?“ fragte hier die Baronin, die eilfertig aus dem Hause kam und sich zwischen beide schob.

„O, ich ſagte nur, daß wir uns der Entfernung wegen nicht ſo oft mit Schloß Rieds ſehen, als ich wünſchte. Sonſt harmoniertet ihr vortrefflich.“

„Wie kommt es, das Du heute nicht ausgeritten biſt?“

„Du ſiehſt ja, ich mache dem Fräulein die Cour! — Empfehle mich!“

Der Baron lachte hart und unangenehm auf, faßte an ſeinen Hut und ging. Er war zu Hauſe meiſt verſtimmt; oft genug ſaß er ſchweigend bei den Mahlzeiten und begrüßte Melitta kaum mit leichtem Kopfnicken. Begegnete man ihm aber im Freien, ſo war er wie ausgetauſcht, neckte ſich mit ſeinem Töchterchen, war halb ehrerbietig, halb kameradſchaftlich gegen Melitta und ſetzte ſich plaudernd zu ihnen ins Gras. Bei ſolchen Gelegenheiten zog er Melitta öfters in ein längeres Geſpräch und zeigte ſich gern als wohlunterrichteter Mann, der zu ſeiner Zeit in der Welt gelebt und allerhand geſehen hatte, — das war die einzige Art, wie ſie überhaupt ein paar verſtändige Worte mit jemand wechſeln konnte.

Trotz des geſunden Landlebens war Eveline ein kränkliches Kind; ſie ſah oft ſchlecht aus und war verdroſſen und träge. Als die Baronin einmal darüber klagte, erlaubte ſich Melitta die Bemerkung, daß es wohl richtiger wäre, wenn das Kind regelmäßiger lebte, früher und einfacher zu Abend äße und zu guter Zeit ins Bett käme; denn mit der Abendmahlzeit würde auf den Baron gewartet, und das hungrige Kind holte ſich unterweilen dicke Schmalzbrote und Wurſt aus der Küche.

„Wollen Sie vielleicht den Haushalt in die Hand nehmen?“ fragte die Baronin ſpitz.

„Ich wollte nur vorſchlagen, Frau Baronin, wenn es Ihnen ſonſt paßt, mir und Eveline ein für allemal um halb acht ein paar Gläſer Milch und etwas Abendbrot geben zu laſſen.“

Die Baronin ſah ſie mißtrauiſch an. „Wenn Sie das wirklich wollen — mir kann es recht ſein,“ ſagte ſie dann befriedigt und beinahe ſchadenfroh.

Trotzdem wurde Eveline einige Tage nachher krank, und der Baron fragte ärgerlich bei Tiſch, durch was für einen Unfug ſie ſich denn wieder ihre Geſundheit verdorben hätte.

„Ich begreife es auch nicht,“ ſagte die Baronin, „ſie iſt einmal ſo anfällig.“

„Sie hat geſtern drei Leberklöße vom Leuteabendbrot gegeſſen,“ erklärte Melitta.

„Woher wiſſen Sie das?“ fragte die Baronin mit einem vernichtenden Blick.

„Ich hörte es von Marie.“

„Alſo von den Leuten laſſen Sie ſich zutragen!“ ſagte die Baronin.

„Ich hörte zufällig, wie ſie es Evelinen vorwarf; ſie ſah mich nicht,“ erwiderte Melitta, ſich zuſammennehmend.

„Das iſt denn doch zu arg, Sidonie! Den ganzen Tag läuſſt Du hinter jedem Dreck her, kriechſt in alle Ecken und biſt doch nicht imſtande, das Kind zu regieren!“

„Ich möchte wiſſen, wie die Wirtſchaft ginge, wenn ich mich ſo wenig um die Sachen kümmerte, wie Du,“ antwortete die Baronin. „Man ſollte denken, wenn man eine Perſon extra für das Kind hält und bezahlt, die nichts weiter zu tun hat, braucht man nicht ſelber auf Schritt und Tritt hinterher zu ſein.“

„Entschuldigen Sie unseren Mangel an Erziehung, mein Fräulein," sagte der Baron.

„Ich spreche deutsch," sagte die Baronin.

„Es ist ein starkes Stück, Sidonie, das Fräulein entgelten zu lassen, was Du selbst verschuldet hast. Dein kostbares Fräulein Kleiber war zwar dürr wie ein Besenstiel und hatte nur ein Auge, — das ist ja auch sehr verdienstlich, — sonst aber taugte sie in der Wurzel nichts und um Linen hat sie sich blutwenig gekümmert, wie Du nun endlich selbst gemerkt hast."

„Konnte man der alten Person etwa ansehen, daß sie sich an den Verwalter machen würde?"

„Ja, das konnte man, auf hundert Schritt."

„Wäre es nicht gut," bemerkte Melitta, „wenn man Evelinen das Betreten der Leutestube überhaupt untersagte? Ich habe sie heute herausgeholt, als sie einem der Knechte auf den Schoß kletterte."

„Linen die Leutestube verbieten?" sagte die Baronin. „Wo soll sie denn hin, wenn ich zu tun habe und es regnet?"

„Dafür bin ich doch da," sagte Melitta.

„Man sieht, daß Sie keine Erfahrung mit Kindern haben, Fräulein. Wenn ich ihr die Leutestube verbiete, steckt sie erst recht den ganzen Tag darin."

„Nun, so tue ichs! — Ist das eine Wirtschaft hier im Hause!" brauste der Baron auf. Die Baronin zuckte die Achseln und wandte sich an Melitta, sobald die Tür sich hinter ihm geschlossen hatte: „Ein anderes Mal, Fräulein, tragen Sie gefälligst Ihre Wünsche mir vor und stecken sich nicht hinter meinen Mann."

Als Melitta am Nachmittag vorlesend an Evelines Bett saß, trat die Baronin ein: „Ich glaube, Fräulein, Sie regen Line nur auf; Langeweile ist das beste Mittel für solche Kranke. — Jetzt bleibe ich hier."

Melitta schloß Hauffs Märchen und stand auf.

„Wenn Sie mich jetzt nicht brauchen, Frau Baronin, werde ich meinen Besuch bei der Frau Pastor machen."

„Bei der Frau Pastor? Kennen Sie denn die?"

„Nein, es ist aber doch wohl schicklich, mich bei dem Pastor loci vorzustellen?"

„Da irren Sie sich; Pastors heißen Dorndreher. — Na, ich wünsche jedenfalls viel Vergnügen," sagte die Baronin hämisch.

„Ist etwas dagegen zu sagen?" fragte Melitta noch in der Tür.

„Dagegen zu sagen? Bewahre! Im Gegenteil, sie werden Ihnen recht gefallen!"

Mit einem wahren Feriengefühl ging Melitta die Dorfstraße hinunter zu dem Pfarrhaus, das zur Seite des Kirchhofes in einem Garten lag. In einer von Geißblatt übersponnenen Laube saß die noch junge Pastorin vor einem Wäschekorb. Sie sah auf und kam Melitta mit ausgestreckter Hand entgegen.

„Sie sind gewiß das neue Fräulein vom Schloß! Ich dachte schon, Sie kämen gar nicht! Nun, finden Sie es denn einigermaßen erträglich?". Als Melitta betroffen schwieg, fuhr die Pastorin lachend fort: „Hier brauchen Sie sich nicht zu

genieren! Bei uns können Sie von der Leber weg reden! Treten Sie nur erſt ein!“

„Darf ich nicht hier draußen bei Ihnen bleiben?“

„Bewahre; im Gegenteil! ‚Komm' Se 'rein, komm' Se 'rein! Komm' Se 'rein in die gute Stube!‘, wie der Berliner ſagt. Hier weiß man nie, wer hinter der Wand ſteht!“ Die junge Frau mit dem heiteren Blick, den roten Backen und der rundlichen Geſtalt in dem einfachen Kattunkleid gefiel Melitta, trotz des etwas burſchikoſen Tones. Näher betrachtet war ſie freilich ſo jung nicht mehr, als ſie auf den erſten Blick erſchien.

Sie traten ein. Braunrot bezogene Plüſchmöbel, gehäkelte Schoner, ein Glasſchrank mit bunten Taſſen und Porzellanfiguren, ein Strauß Wachsblumen unter einer Glocke und eine große Lithographie, Napoleons Tod, die über dem Sofa hing, kennzeichneten in der Tat die gute Stube.

„Nehmen Sie hier Platz, Fräulein,“ ſagte die Paſtorin und ſchob ihr einen Lehnſtuhl zu, „da ſitzt ſich's bequem. Und nun wollen wir recht vertraulich plaudern. — Wiſſen Sie denn auch, daß man ſich hier erzählt, Sie wären gar kein Fräulein, ſondern eine verkleidete indiſche Prinzeſſin? — Nicht wahr, das ſetzt Sie in Erſtaunen?“

„Aber weshalb denn?“ fragte Melitta.

„Es heißt, Sie hätten lauter ſo wunderſchöne Sachen, alles ſo fein, alle Unterröcke weiß und geſtickt. Die Waſchfrau ſagt, ſolche Unterröcke hätte ſie noch nie unter den Händen gehabt, und Sie ſollen“ — hier lachte die junge Frau, „Sie ſollen — da ſehen Sie, wie die Leute gleich übertreiben — Sie ſollen der Magd gleich am erſten Abend ein ganzes Fünfmarkſtück gegeben haben!“

„Das iſt nun wahr.“

„Ja, ſo — dann können Sie ſich freilich nicht wundern. Anderen Leuten ſitzen die Fünfmarkſtücke nicht ſo loſe. — Aber nun ſprechen Sie ſich einmal ordentlich aus. Hier in dieſem Stuhl haben ſchon alle ihre Vorgängerinnen geſeſſen und ſich ausgeweint.“

„Das werde ich nun ſchwerlich tun, ſo einladend es auch iſt,“ erwiderte Melitta lächelnd.

„Genieren brauchen Sie ſich vor mir nicht,“ ermunterte ſie die Paſtorin. „Ich weiß ja alles und habe es ſelbſt mit angeſehen! Ich habe ja noch die Baronin gekannt, als ſie ſchlank und hübſch war und alle Morgen, in ihrem grünen Jagdkleid mit Samtaufſchlägen, auf ihrem Grauſchimmel hier vorüberritt und alle ihre Verehrer hinter ihr her —“

Melitta traute ihren Ohren nicht, — die Baronin hübſch und ſchlank! „Wie iſt das möglich?“ ſagte ſie. „Sie ſind ſo viel jünger wie die Baronin —“

Die Paſtorin war ſichtlich geſchmeichelt. „O, das iſt ganz einfach! Ich bin nämlich ſchon hier geboren, dort, gerade, wo die Servante ſteht. Mein Vater war ſchon Paſtor hier und mein Mann heiratete, ſozuſagen, in die Stelle. Da habe ich es ja alles geſehen. Ich erinnere mich noch der Zeit, wo der Herr von Klitten, der erſte Mann von der Baronin, noch Junggeſelle war —“

„So iſt der Baron Delmenried der zweite Mann?“ fiel Melitta ein.

„Freilich. Nun, der erste taugte auch nicht viel. Meinen Sie, daß er einmal in die Kirche gegangen wäre, oder zum heiligen Abendmahl, wenn er hier war? Nicht rühr an. Sonst brannte ihn das Geld in der Tasche, aber für Kirche und Gemeinde, für die hätte man ihm mit glühenden Zangen nichts abgezwackt. Ein Lebemann war er und leichtsinnig, wir dachten von einem Jahr zum andern, das Gut käme unter den Hammer, aber der Himmel lenkte es anders, wenn auch nicht zum Besten. Vom Heiraten wollte er nichts wissen, aber das Schicksal kriegte ihn doch noch beim Schlafittchen. Er stand nämlich bei den Kürassieren. Einmal lag er bei einem reichen Brauer im Quartier, Pompilchen hieß er. Da ließen sich's die Herren wohl sein, denn der Pompilchen wußte zu leben. Und da heißt es nun, der Herr von Klitten hätte nebenbei sein Glück bei der einzigen Tochter versucht und nicht umsonst. Wie nun die Zeit aus war, ritt er vergnügt davon, wie immer in solchen Fällen, aber diesmal hatte er die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Mein Pompilchen hinter ihm her wie das Donnerwetter und wandte sich gleich an den Oberst, den er eben sechs Tage lang mit Champagner begossen hatte; da mußte nun der Held dran glauben, die Suppe essen, die er sich eingebrockt hatte, und bekam noch obenein den Abschied. Da wurde er denn freilich schnell genug zahm. Drei Jahre lang hat er sich noch gequält; er saß meist im Wirtshaus und spielte mit den Bauern Wenzel und Schafskopf; dann bekam er etwas im Unterleib, und dann ging es zu Ende."

„Und da heiratete sie den Baron Delmenried?"

„O bewahre! Du meine Güte, so schnell ging das nicht. Freilich, sie hatte wohl gedacht, nun würde das Leben erst angehen für sie als reiche junge Witwe, gab immerfort Gesellschaften und Jagdpartien und ritt immer selber mit — ich sage Ihnen, man schämte sich, es mit anzusehen. Aber je ärger sie es trieb, um so weniger zwang sie's; die Herren kamen schon, aber die Damen ließen sie links liegen, und wenn die Herren ausblieben, dann saß sie und tafelte mit dem Verwalter und Förster. Da war ihr jeder recht, und, — Sie werden es nicht glauben, und ich würde es nicht sagen, wenn ich es nicht mit meinen eigenen Augen gesehen hätte, — aber wahrhaftig! sie rauchte!! — An dem Geländer, vorn, wo es in den Garten geht, da habe ich sie selbst stehen sehen mit einer Zigarette im Munde, und ein paar Herren daneben. Wie ich vorbeiging und traute mir nicht, die Augen aufzuschlagen, da wollte sie sich ausschütten vor Lachen!"

„Wenn sie nichts Schlimmeres getan hat!" sagte Melitta belustigt.

„Na, ich dächte, das wäre schlimm genug. — Kennen Sie denn schon die Herrschaften von Schloß Ried?"

„Nein," sagte Melitta. „Es sollen sehr angenehme Leute sein."

„Hat Ihnen das die Baronin gesagt?"

„Nein, der Baron."

„Drum auch!" lachte die Pastorin. „Die Baronin kann die anderen sozusagen nicht riechen. Der General ist ja eine Seele von Mann, da ist nichts zu sagen, aber die Generalin ist schrecklich hochmütig und herablassend, und die Emmo ist gerade so; Sie können zehn Jahre mit ihr umgehen und sind am letzten Tage nicht weiter, wie am ersten. Und die Armgard, — nun die Armgard ist ein

gutmütiges Blä; es fehlt ihr am Beſten —“ hier klopfte ſich die Paſtorin an die Stirn, — „die iſt von einem Kinde ein Backfiſch geworden und aus einem Back- ein junges Mädchen und aus einem jungen Mädchen ein altes, alles, ohne es zu merken.“

„Haben die Herrſchaften nur die beiden Töchter?“ fragte Melitta.

„Da iſt noch ein jüngerer Sohn, Kurt; ſie hatten noch einen älteren, Buſſo, der mit dem Heinrich, unſerem hieſigen Baron, wie ein Bruder zuſammen war; ſie waren auch in gleichem Alter. Und die Emmy und der Heinrich waren ſo gut wie verſprochen, das wußte jeder. Dazumal war auch der Herr Heinrich, wie er genannt wurde, eine brillante Partie, denn ſein Onkel Wachtler, ein Bruder ſeiner Mutter, war ein reicher Fabrikant und hatte ihn nach dem Tode ſeiner Eltern erzogen. Aber wem's zu wohl iſt — der Leichtſinn ſteckt ihnen wohl im Blut. Der Buſſo ſpielte und ſpielte, obgleich er doch wußte, daß es die Eltern nicht dazu hatten — na, er machte ein Ende; nach einer wilden Nacht ging er nach Hauſe und ſchoß ſich eine Kugel durch den Kopf. Die armen Eltern waren ganz gebrochen und haben viele Jahre geſpart und geſpart, um die Schulden von dem Buſſo zu bezahlen, obgleich ſie es gar nicht nötig hatten. Jetzt ſind ſie ja wohl ſo weit.“

„Schrecklich!“ ſagte Melitta.

„Nicht wahr? Und hätte man nicht denken ſollen, der Heinrich würde ſich das zur Lehre dienen laſſen? Aber keineswegs. Der Onkel drohte, er würde ſeine Hand von ihm abziehen, und endlich ſchrieb er dem General, er müßte ihm mitteilen, daß er ſeinem Neffen ſein Wort gegeben hätte, keine Schulden mehr für ihn zu bezahlen, und wenn er noch einmal welche machte, hätte er nicht einen Pfennig von ihm zu erwarten. Aber was half das! — Eines Tages kommt der Heinrich in Schloß Ried an, ganz verſtört — er hatte einen Wechſel ausgeſtellt, und der Onkel hatte ſeine Briefe nicht beantwortet und ihn ſelbſt abweiſen laſſen. Nun kam er in ſeiner Angſt zum Onkel nach Ried, damit der ſich für ihn verwenden möchte. Aber der General ſchlug es rund ab. Ein Ehrenmann könne einem anderen nicht zumuten, ſein Wort zu brechen. So blieb dem Heinrich nur übrig, ſeinen Schimpf und ſeine Schande über das große Waſſer zu tragen oder es zu machen wie der Buſſo, und es heißt, der General hätte ſelbſt ſeinen Piſtolenkaſten vorgeholt und aufgeſchloſſen. Meine Couſine Minchen war dazumal Mamſell in Schloß Ried, die hat es uns nachmals erzählt. Schrecklich wäre der Morgen geweſen. Der General hätte ganz weiß ausgeſehen und das ganze Geſicht hätte ihm gezuckt, wie er aus ſeinem Zimmer kam, und ſie hätte deutlich durch die Tür den Piſtolenkaſten auf dem Schreibtiſch geſehen und den Heinrich davor, wie wenn er ein Geſpenſt vor ſich hätte. Aber einen Ausweg gab's noch. Wie Minchen nachher in der Leinenſtube ſteht und einräumt, denn ſie hatten große Wäſche gehabt, hört ſie nebenan in Fräulein Emmys Stube die Stimme vom Heinrich. Es hätte geklungen, als ob ihm immer der Atem ausginge. Und da hört ſie Fräulein Emmy ſagen: ‚wenn Du das kannſt, ſo tu's.‘ — „Ja,“ fuhr die Paſtorin fort, „wir in Klitten wußten natürlich nichts von dem, was in Ried vorging. Aber ich weiß es noch wie heute; ich hatte mich mit

meiner Arbeit unter den Haselstrauch am Gartenzaun gesetzt, denn es war ein so herrlicher Tag; der ganze Kirchhof duftete von Flieder, und der Goldregen hing über die Mauer. Es läutete, denn es sollte ein Kindchen getauft werden, das wollte ich vorbeitragen sehen. Und eben wie der kleine Taufzug dort drüben die Böschung herunterkommt, da kommt's wie Galopp das Dorf herauf. Ich denke noch, wer hat's denn nur so eilig, da war der Reiter schon vorbei, und erst nachher fällt mir's ein, das war ja der Heinrich Delmenried. Ich hatte ihn gar nicht erkannt. Ich habe einmal ein Bild gesehen, auf dem war ein Reiter, dem war der Tod auf den Fersen, das fiel mir dabei ein. Tags darauf hörten wir von der Verlobung. Es wunderte sich auch niemand, denn jeder konnte sich seinen Vers dazu machen. Man merkte auch bald, daß die Baronin ihre Bedingungen gemacht hatte. Er mußte den Abschied nehmen. Das Geld behielt sie in der Hand und sie hält ihn knapp genug. Ihre Rechnung fand sie freilich auch nicht; der Baron ließ sich auf keine Geselligkeiten ein und stellte sie nirgends vor. Kein Wunder, daß er sich schämte; sie war eine so verlebte Frau und gut acht Jahre älter als er. Nur nach Ried brachte er sie, weil die Generalin darauf bestand. Vergnügen tut er sich außerhalb genug, kein hübsches Gesicht ist vor ihm sicher, und es hilft ihr nicht viel, daß sie jedes fortbeißt, das in ihre Nähe kommt."

„Und Emmy?" fragte Melitta unwillkürlich, ohne den lauernden Ausdruck der Pastorin bei den letzten Worten zu bemerken.

„O, die wurde natürlich gleich zu Verwandten geschickt. Sie blieb ein paar Monate fort, aber zuletzt wächst über alles Gras."

„Ja, ja, der liebe Nächste!" schnarrte eine Stimme so dicht hinter Melitta, daß sie erschreckt zusammenfuhr. Der Pastor war unbemerkt aus der Tür hinter ihr eingetreten, und sie konnte sich des Eindrucks nicht erwehren, daß er erst zum Vorschein gekommen war, nachdem sie gehört hatte, was sie hatte hören sollen.

„Ja, ja!" fuhr er fort, indem er ihr die Hand schüttelte und sie mit einem Auge aufmerksam betrachtete, während das andere sich auf eigene Hand beschäftigte, „wenn so zwei Frauenzimmerchen miteinander wispern, da weiß man schon, über jemanden geht es her."

„Aber, lieber Mann," verteidigte sich die Pastorin, „die Tante von dem Fräulein, die Frau Pastor Remmert, hat sie uns eigens hergeschickt, um sich über die Verhältnisse hier zu orientieren."

„Da haben Sie mich falsch verstanden, Frau Pastor," sagte Melitta. „Meine Tante Remmert weiß von den hiesigen Verhältnissen gar nichts; sie hat mir nur gesagt, es wäre passend, daß ich der Pastorin meinen Besuch machte."

„Sieh! sieh!" sagte der Pfarrer. „Also der Pastor Remmert ist Ihr Onkel?"

„Ja; sollten Sie ihn kennen?"

„Kennen eigentlich nicht; gesehen aber habe ich ihn ab und zu auf Konferenzen. Er sagt nicht viel; er ist wohl kein besonderer Redner, der gute Herr Pastor."

„Für einen Landpastor ist das Reden wohl nicht so wichtig, wie die Seelsorge," entfuhr es Melitta mehr loyal als vorsichtig.

„Jawohl! Sehr recht! Da haben Sie recht, mein verehrtes Fräulein. Die Seelsorge, ja freilich, das ist die Hauptsache, ei jawohl. — Er ist auch ein vor-

trefflicher Seelsorger, sehr beliebt in der Gemeinde, der gute Bruder Remmert. — Nicht?"

„Ja, gewiß," sagte Melitta, konnte jedoch nicht hindern, daß ihr das Blut ins Gesicht stieg, — der Pastor sah aus, als wisse er mehr darüber, als sie selbst, und es fiel ihr plötzlich ein, daß sie wohl über die seelsorgerische Tätigkeit der Tante hätte Auskunft geben können, von der des Onkels aber eigentlich nichts bemerkt hatte. Sie verabschiedete sich; der Pastor und seine Frau brachten sie bis an die Gartenpforte. „Beehren Sie uns bald wieder!" sagten beide.

Melitta ging mit schwerem Herzen. Sie sah wohl ein, daß sie durch ihre eigene und des Onkels Übereilung in überaus peinliche Verhältnisse geraten war, und hätte sich sagen müssen, daß hier ihres Bleibens nicht sein, daß sie sich nicht schnell genug zurückziehen könnte. Indessen widerstrebte es ihr, gleich bei dem ersten Versuch zu scheitern und schon nach so kurzer Zeit in die Pfarre zurückzukehren, wo sie doch dem Hausherrn ein unwillkommener Gast war.

Sie hatte trotz ihrer wechselvollen Schicksale wenig Erfahrung und noch die volle Zuversicht einer wohlbehüteten Jugend, der die Vorstellung, daß auch nur ein zweideutiger Gedanke sich an sie wagen könnte, gar nicht nahe treten kann. Vor unklaren Verhältnissen empfand sie jedoch von jeher eine instinktive Scheu, und die eben vor ihr enthüllten Lebensfäden beunruhigten und beschäftigten noch ihre Phantasie, als sie in einen Hohlweg einbog, der vom Dorfe her in die Birkenallee mündete, und hinter sich einen Reiter kommen hörte, in dem sie zu ihrem Verdruß den Baron erkannte. Er begann eine Unterhaltung, auf die sie kurz und ablehnend antwortete.

„Was ist denn, gnädiges Fräulein? Sind Sie verstimmt?" fragte er.

Melitta, durch das eben Gehörte gereizt und verstört, gab unüberlegt zur Antwort:

„Ich bin nicht gewohnt, mit einem Herrn auf das Pferd hinauf zu sprechen."

„Bitte um Entschuldigung!" Er sprang ab und ging nun mit dem Zügel über dem Arm neben ihr her: „Man verbauert wirklich ganz und gar."

Melitta antwortete nicht, und er sah sie forschend an.

„Mein liebes Fräulein," sagte er nach einer Pause, „denken Sie wirklich, daß ich nicht weiß, was Ihnen im Sinn liegt? Sie sind nicht umsonst bei dem Pastor und seiner Frau gewesen. Das sind die schlimmsten Zungen der ganzen Gegend, und ich kann mir wohl denken, was für eine Zensur sie uns gegeben haben."

„Herr Baron," sagte Melitta, der die Tränen des Unmuts nahe waren, „es wäre ritterlicher, mir das zu ersparen und mich meinen Weg in Frieden gehen zu lassen."

„Bin ich denn so gefährlich? Spielen wir hier Wolf und Rotkäppchen auf dem Wege zur Großmutter?" Er lächelte unwillkürlich über den Vergleich. „Man gönnt doch jedem Angeklagten die Möglichkeit, sich zu verteidigen. Wollen Sie mich ungehört verdammen? — Ich verlange gewiß nicht, daß Sie mich und meine Frau für Tugendspiegel halten sollen; ich weiß wohl, daß wir beide zu Hause nicht die Liebenswürdigsten sind; wir haben eben auch unsere Sorgen und Verdrießlichkeiten.

Man sollte sich zusammennehmen, ja wohl, aber leider, man tut's nicht immer. — Wären Sie," fuhr er fort, „etwas älter, so hätte es Sie schon mit Mißtrauen erfüllt, daß Menschen, die Sie zum erstenmal sehen, Ihnen die intimste Vergangenheit aufdecken von Leuten, in deren Hause Sie leben, — soweit sie sie zu kennen glauben, heißt das."

Melitta errötete und schwieg. Der Baron lächelte trübe.

„Ich bitte Sie nur um eins; halten Sie Ihr eigenes Urteil zurück, bis Sie uns besser kennen. Vielleicht finden Sie uns beide, meine Frau sowohl wie mich, nicht ganz so schlimm, wie man uns geschildert hat. Wollen Sie es nicht wenigstens versuchen?!" Er sah sie treuherzig an und hielt ihr die Hand hin, und Melitta legte etwas zögernd die ihrige hinein, die er ehrerbietig an die Lippen zog. „So," sagte er, „und nun will ich nicht länger beschwerlich fallen." Er führte das Pferd zur Seite, stieg auf und ritt durch eine Senkung des Hohlwegs davon. Melitta machte noch ein paar Schritte und blieb dann stehen. Sie war ganz verwirrt und suchte sich ihrer Eindrücke bewußt zu werden. War es möglich, daß sie dem Baron unrecht tat? — Aber ihre eigenen Wahrnehmungen stimmten mit dem, was man ihr im Pfarrhofe erzählt hatte, obwohl die Leute selbst ihr einen hinterhältigen, bestenfalls einen untergeordneten Eindruck gemacht hatten. Sie sah zurück, friedlich lag das Pastorhaus zwischen den Obstbäumen und sandte ein leichtes Rauchwölkchen in die Abendluft; wie ein Stern glänzte Schloß Ried in der Ferne. Der Baron hatte inzwischen den Feldweg erreicht und ritt in kurzem Trabe seitwärts dem Herrenhause zu. Sie sah den Hohlweg hinunter. Da, wo er sie eingeholt hatte, konnte man es vom Dorfe aus nicht gewahren, und er war abgeritten, wo ihn der Einschnitt vom Schlosse her verbarg — war das Berechnung? — Ihr fiel ein, daß er sie fast täglich auf ihren Spaziergängen getroffen hatte, immer des günstigen Zufalls sich freuend — konnte Eveline im Spiel sein? Sie hatte Näschereien bei ihr gefunden und auf ihre Fragen mit einer schlautrotzigen Miene, die sie sich nicht zu deuten wußte, geantwortet: „Papa hat mir's mitgebracht."

Unruhig sinnend schritt sie weiter. Nun, er wußte, daß sie ihm mißtraute. Wenn sie vorsichtig war, was konnte ihr im Grunde Schlimmes widerfahren?

Im Hofe stand ein abgespannter fremder Wagen. Sie hörte Stimmen im Wohnzimmer. „Die Herrschaften von Schloß Ried sind da," sagte ihr eine der Mägde. Gleich darauf wurde nach ihr geschickt. Melitta hatte die Eigenheit, daß man ihr selten Verlegenheit anmerkte; sie sah in solchen Augenblicken eher selbstbewußt und abweisend aus. Nicht umsonst hatte eine ihrer Hamburger Freundinnen öfter geäußert: „Ich beneide Melitta Tschuschner gewiß um nichts, nur ihr Talent, in einen Salon zu treten, möchte ich haben."

So verfehlte sie auch jetzt nicht ihres Eindrucks. Die Jüngeren der Anwesenden erhoben sich, und die Generalin, eine stattliche Frau mit regelmäßigen Zügen, wandte sich verbindlich an die Baronin: „Willst Du uns mit eurer neuen Hausgenossin bekannt machen, liebe Sidonie?"

Die Baronin, die diese Höflichkeit überhaupt nicht für nötig gehalten hatte, vergaß noch obenein Melittas schwer zu behaltenden Namen und murmelte ungeschickt: „Unser neues Fräulein."

„Erlauben Sie mir, Fräulein Tschuschner, Sie mit den Verwandten bekannt zu machen, von denen ich Ihnen schon erzählte," fiel der Baron artig ein. „Meine Tante, Frau von Delmenried, mein Onkel, General Delmenried." — Der General, ein großer alter Herr mit vollem weißen Haar und Bart, ausrasiertem Kinn, kurzer Nase und freundlichen blauen Augen, trat auf sie zu; er schleppte den einen Fuß, seitdem ihm eine französische Kugel den Knöchel zerschlagen hatte. Melitta reichte ihm unbefangen die Hand. Dann kamen Emmy und Armgard heran, große wohlgebaute Gestalten, die von der Schönheit der Eltern nicht viel geerbt hatten, besonders wurde Armgards Aussehen durch schlechte Hautfarbe beeinträchtigt. Emmy glich der Mutter, doch ohne die Feinheit und Regelmäßigkeit der Züge.

„Und hier," fuhr der Baron fort, „mein Vetter, Leutnant Kurt Delmenried, und hier ein gemeinsamer Vetter, Horst Delmenried; er ist noch im Korps und hat das unermeßliche Glück gehabt, mitten im Semester die Masern durchzumachen und Urlaub zu bekommen, um sich zu erholen, was er eben in Schloß Ried bestens besorgt."

„Mein Neffe erzählt mir, daß Sie in Indien gewesen sind, gnädiges Fräulein," sagte der General. „Haben Sie denn da auch einen Tiger gesehen?"

„Gewiß," sagte Melitta.

„War er sehr nah?" fragte Armgard.

„O ja," sagte Melitta, „so nah wie etwa dieser Tisch."

„Wie schrecklich," sagte Armgard. „Was taten Sie denn da?"

„Ich sah ihn an," erwiderte Melitta.

„Und da schlich er davon? Man liest öfter, daß er den menschlichen Blick nicht ertragen kann," sagte der Leutnant.

„Das konnte er nicht," sagte Melitta, „er war in einer Kiste, und ein alter Malaye stocherte mit einem Stock, um ihn aufstehen zu machen."

Alle lachten.

„Wo war denn das?" fragte der General.

„In Singapore."

„Wo liegt das?" erkundigte sich Armgard.

„Es ist die Südspitze von Hinterindien, eine kleine Insel, die der Halbinsel von Malakka vorgelagert ist," erklärte Melitta.

„Ich dachte doch, da wäre es wenigstens noch wild und gäbe noch Tiger," sagte Horst enttäuscht.

„Es gibt ihrer auch noch genug, sogar in der Nachbarschaft von Singapore, und sie schwimmen vom Festland herüber. Ich kannte eine Dame, die an nervösen Zufällen litt infolge einer Begegnung mit einem Tiger, und mir wurde ein Haus gezeigt, in dessen Garten einer erlegt worden war; aber mein Vater sagte, das wäre ihm schon gezeigt worden, als er vor zwanzig Jahren dagewesen wäre."

Nach dem Abendessen fuhren die Gäste davon; der Baron und seine Frau begleiteten sie bis an den Wagen. Melitta blieb etwas zurück und stand allein auf der oberen Stufe. Sie grüßten alle freundlich zu ihr hinauf, und über ihr Antlitz glitt zum erstenmal wieder seit jenem unglückseligen Tage in Rangoon das ihr eigene aufleuchtende Lächeln, das ihr Gesicht mit Lieblichkeit übergoß und in Kinn und Wangen ein sonst verborgenes Grübchen zeigte.

„Und wenn ihr kommt, bringt ihr die kleine Indierin mit, hört ihr?!“ rief der General noch aus dem Wagen.

„Gewiß! — Gewiß!“ riefen der Baron und die Baronin zurück.

„Das iſt ein reizendes Geſchöpfchen,“ ſagte der alte Herr, als ſie unterwegs waren.

„Ich habe ſo ein Köpfchen noch nie geſehen, außer auf Bildern von Engeln,“ ſagte Armgard, „ſo über und über mit weichen, dunkeln Locken.“

„Die Augen!“ rief der Leutnant ganz begeiſtert.

„Viel zu gut für Klitten!“ fuhr Horſt heraus.

„Sie wird nicht lange da bleiben,“ ſagte Emmy.

„Sie muß ſehr viel Conduite haben, daß ſie überhaupt noch da iſt,“ meinte die Generalin.

Die Baronin hatte die Gewohnheit, jeden Mittwoch in die nächſte Stadt zu fahren und ihre Einkäufe zu beſorgen. Heute aber blieb ſie im letzten Augenblick zurück und gab nur dem Kutſcher einige Aufträge mit. Eveline hatte Erlaubnis erhalten, das Töchterchen des Lehrers zu beſuchen, das Geburtstag hatte, und Melitta benutzte den ruhigen Nachmittag zu einem Briefe an Fanny. Da klopfte es, und die dicke Marie meldete in ehrerbietiger Beſtürzung: „Da kimmt der Herr Paſter.“

„Die Frau Paſtor meinen Sie wohl?“

„Nee, der Herr Paſtor; er will bei Sie.“

„So bitten Sie den Herrn, unten einzutreten; ich komme gleich.“

„Keine Umſtände, mein liebes Fräulein, keine Umſtände! Hier bin ich ſchon!“ Und keuchend trat der geiſtliche Herr in die Tür.

„Das iſt ja ſehr freundlich von Ihnen, Herr Paſtor. Ihre Frau Gemahlin —“

„Meine Frau — ja, wenn ich ſagte, ſie ließe ſich entſchuldigen, ſo würde ich mich einer jener geſellſchaftlichen Lügen ſchuldig machen, wie ſie in unſerer Zeit nur zu ſehr im Schwange ſind. Nein, ich halte es immer mit der Wahrheit. Ich ging hier nur ſo vorbei und da dachte ich, Du willſt doch einmal nach Deinem neuen Beichtkinde ſehen!“ Damit ſchob er ſich vollends in die Stube.

„Ich bedaure nur, daß ich Sie wieder hinunter bemühen muß, Herr Paſtor; ich habe nur dies eine Zimmer.“

„O, ich ſitze hier ganz gut; machen wir uns doch nicht das Leben ſauer,“ ſagte der Paſtor und ließ ſich in der Sofaecke nieder.

„Nun, ich gehe Ihnen voran,“ ſagte Melitta kühl und ging aus dem Zimmer. Sie wußte ſelbſt nicht, wie ihr die Vorſtellung kam, daß der Paſtor ſeinen Beſuch nicht an die Hausglocke zu hängen wünſchte und ſich ſeine Kenntnis der Lokalitäten zunutze gemacht hatte.

Im Eßzimmer ſaß die Baronin. „Wo würden Sie mir geſtatten, den Herrn Paſtor zu empfangen?“ ſagte Melitta, „er iſt ſo freundlich, mich zu beſuchen.“

Die Baronin ſah einen Augenblick überraſcht aus, dann erfaßte ſie die Sachlage und ſagte mit Schadenfreude in jedem Zuge ihres Geſichts: „O, wo Sie wollen! Hier, wenn ich nicht ſtöre!“

„Wie ſollte es!“ ſagte Melitta. Zugleich hörte man draußen den ſchlürfenden Schritt des Paſtors, dem nichts übrig geblieben war, als herunter zu kommen. Er fuhr beinahe zuſammen, als er die Baronin ſah.

„Das iſt ja ſchön, Herr Paſtor, daß Sie ſich auch einmal bei uns ſehen laſſen! Es gilt ja freilich nicht mir, aber Fräulein iſt ſo gutherzig, daß ſie mich mit an der Freude teilnehmen läßt!“

Der unglückliche Paſtor ſchnappte nach Atem.

„Und wie geht es denn der Frau Paſtor?“ fuhr die Baronin unbarmherzig fort. „Ich habe ſie auch ſo lange nicht geſehen! Hoffentlich beſucht ſie Fräulein auch bald einmal!“

Unterdeſſen hatte ſich der Paſtor gefaßt und machte Unterhaltung, ſo gut es gehen wollte. Melitta ſah ſehr wohl, daß ihm unbehaglich zumute war, ohne recht zu begreifen, was eigentlich vorging. Deſto beſſer begriff die Baronin. Sie hatte zwar durch ihr Bleiben einem anderen Wild nachgeſtellt, freute ſich jedoch auch des Fanges, der ihr ſo unerwartet ins Garn lief, und warf Melitta unwillkürlich Blicke zu, die dieſe nicht verſtand.

Der Paſtor empfahl ſich, ſobald er glaubte, es mit Schicklichkeit zu können, und Melitta kehrte zu ihrem Briefe zurück. Sie verließ das Haus nicht mehr allein, denn der Verdacht, der letzthin in ihr aufſtieg, war ihr faſt zur Gewißheit geworden. Sie hatte die Probe gemacht. Wenn früh feſtgeſtellt wurde, wohin ſie am Nachmittag ihren Spaziergang richten wollten, trafen ſie unfehlbar den Baron; überließ ſie das Ziel angeblich dem Zufall oder änderte ſie es unterwegs, ſo erſchien der Baron nicht und Eveline blieb die ganze Zeit unluſtig und verſtimmt.

Es war ihr eine ganze Weile gelungen, dem Baron auszuweichen. Hätte ſie ihn gekannt, ſo hätte ſie ſeinen unruhigen Augen und ſeinem ungleichen Weſen wohl angemerkt, daß ihm Geduld und Vorſicht bald einmal verſagen würden, aber die Baronin ſah es und wußte ſich's zu deuten.

Eines Tages ging Melitta mit Eveline in dem Wäldchen ſpazieren, das ſich von der Berglehne zu der Birkenallee herunterzog, als der Baron ſie in einem leichten Jagdwagen überholte. „Papa! Papa!“ rief Eveline, „nimm uns mit!“ Der Baron lachte, ließ anhalten, ſprang ab und hob das Kind in den Wagen. „Halt Dich feſt! — Fahr zu!“

Der Kutſcher verſtand, grinſte, die Pferde zogen an, und ehe Melitta recht wußte, wie ihr geſchah, war das Gefährt um die Ecke, und der Baron trat auf ſie zu, ſchlecht verhehlten Triumph und Entſchloſſenheit im Blick. Unwillkürlich wich ſie zurück; ‚das iſt das Ende‘, war ihr erſter Gedanke. Der Ausdruck ſeines Geſichts änderte ſich jedoch, als er ſie näher ins Auge faßte, und er begriff ſofort den begangenen Fehler.

„Aber, mein Fräulein! Nehmen Sie den kleinen Spaß doch nicht ſo tragiſch; wir waren doch ſonſt gute Kameraden! Nein, wirklich, das dürfen Sie nicht; ich habe es gewiß nicht ſchlimm gemeint. — Was iſt denn dabei? So ein alter Familienvater, wie ich bin! — Kommen Sie, machen Sie kein ſo ſteinernes Geſicht! — Iſt es denn ſo ſchlimm, wenn ich auch einmal mit jemand ein vernünftiges Wort ſprechen möchte?“

Sie antwortete nicht und beſchleunigte ihren Schritt ſo ſehr ſie konnte, aber er blieb ruhig ſchreitend neben ihr.

„Sie haben doch mit Ihren eigenen Augen geſehen, was mein Leben iſt. Es iſt kein glückliches, kein gutes. Gift und Galle ſchlinge ich hinunter, Tag für Tag. — Ich habe um Brot gebeten und einen Stein bekommen. — Sie werden ſagen, es wäre meine eigene Schuld. Aber macht das die Laſt leichter? — Und nun ſieht man ſolch ein ſüßes junges Ding, das ſo tapfer ſeinen Weg geht, ſo ernſt ſeine Pflicht tut! — Ich bin kein Stein, ich fühle doch auch, was Sie meinem Kinde ſind und ihm zugut tun, und ich bin Ihnen dankbar“ —

„Herr Baron,“ unterbrach Melitta ihn mit erſtickter Stimme, „wenn Sie die geringſte Rückſicht und Ritterlichkeit haben, ſo laſſen Sie mich jetzt in Frieden und gehen einen anderen Weg.“

Aber er blieb neben ihr, ſo dicht, daß er ihren Arm ſtreifte.

„Haben Sie denn gar kein Mitleid mit ſolch einem armen Kerl, wie ich?“

„Ich habe keine Luſt, mit Ihnen darüber zu diskutieren.“

„Ich bin in Verzweiflung, daß Sie es ſo nehmen! — Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, es ſoll nicht wieder vorkommen. — Ich will gehen, ich will tun, was Sie wollen, nur vergeben Sie mir, ſagen Sie mir ein einziges freundliches Wort. — Hier, — ich will gut ſein, ich will gehorchen wie ein Lamm, nur geben Sie mir noch einmal Ihre Hand, dieſe ſüße kleine Hand, die einmal einem Glücklichen zuteil wird — nicht mir, — Sie ahnen nicht, wie mir iſt, Sie hätten dann doch etwas Mitleid mit mir —“

Melitta atmete auf; ſie hatten den Eingang der Birkenallee faſt erreicht.

„Nur noch ein einziges Mal laſſen Sie mich Ihre Hand küſſen!“ Er faßte nach ihr, und Melitta ſah wieder den Ausdruck begehrlicher Entſchloſſenheit in ſeinem Auge. „Nur eine einzige Sekunde legen Sie Ihren Arm in meinen, dann, bei Gott, gehe ich —“

„Wenn Sie mich berühren, ſchreie ich um Hilfe,“ ſagte ſie und ſah ihn mit einem Blick an, der ihn in ſeine Schranken weiſen ſollte, aber nur ihre Angſt verriet.

„Geben Sie mir Ihre Hand, und ich gehe augenblicklich, aber das muß ich haben, das muß ich —“ er trat ihr in den Weg.

„Schön! Bravo! Vortrefflich!“ gellte die Stimme der Baronin dicht neben ihnen. „Das iſt ja nett! — Alſo doch! Das wußte ich doch gleich, was hinter dem ſcheinheiligen Lärvchen ſteckte! — Aber fort ſoll ſie, — fort — noch heute —“

„Mach Dich doch nicht lächerlich, Sidonie, — halte wenigſtens den Mund, bis wir im Hauſe ſind. Siehſt Du nicht, wie das Pack da drüben gafft und grinſt?“

„Ich weiß ſelber, was ich zu tun habe,“ ſchrie die Baronin. „Mags hören, wer da will! — Es iſt wohl das erſte Mal, nicht wahr? — Fort ſoll die Perſon, noch heute!“

„Das verſteht ſich von ſelbſt, Frau Baronin, daß ich nach dem Vorgefallenen nicht eine Nacht länger in Ihrem Hauſe bleiben kann.“

„Natürlich, Sie ſetzen uns die Schippe vor die Tür, das Spiel kennen wir!“

Sie hatten inzwiſchen das Haus erreicht. Im Hof ſtand die Kutſche von Ried, und die Generalin und Emmy waren eben ausgeſtiegen. „Nun muß der

Teufel auch die noch hierher bringen!“ murmelte der Baron zwischen den Zähnen.

„Was habt ihr denn?“ fragte die Generalin, als sie das finstere Gesicht ihres Neffen sah und die Baronin mit violetten Backen und sprühenden Augen auf sie zutrat, während Melitta, bleich bis an die Lippen, dahinter stand.

„Diese freche Person —“ stieß die Baronin heraus.

„Sidonie ist wieder einmal nicht bei sich,“ sagte der Baron höhnisch.

„Ich dächte, wir warteten, bis wir im Zimmer sind.“ Die Generalin ging voran. Drinnen schloß der Baron die Fenster, und nun brach die Baronin los: sie hätte gleich gesehen, daß der Baron hinter dem Fräulein her wäre; sie hätte schon manche Fratze im Hause gehabt, der das nur zu recht gewesen wäre; aber solch ein kokettes, scheinheiliges Geschöpf wäre ihr doch noch nicht vorgekommen; der Verwalter sähe ihr nach und auch der alte Fuchs, der Pastor, der jeder Schürze nachliefe, hätte ihr nachgestellt, aber selbst seine Frau, die doch sonst nicht penibel wäre, wo es zu klatschen gäbe, hätte den Fuß nicht zu ihr gesetzt —

Der Baron suchte sie zu unterbrechen, aber wie ein schmutziger Strom ergoß es sich unaufhaltsam weiter: man hätte ja gleich gesehen, was an ihr wäre mit dem Jungenkopf wie ein Titus, der reine Perückenstock wie beim Friseur im Schaufenster —

„Ich habe Ihnen ja schon gesagt, das mir das Haar in schwerer Krankheit abgeschnitten ist,“ unterbrach Melitta empört.

„Das kann jeder sagen, und dafür gibt's falsche Zöpfe,“ schrie die Baronin. Und sie eiferte fort: sie hätte lange gewußt, daß sie sich träfen, aber bis jetzt wären sie ihr zu schlau gewesen; heute jedoch hätten sie es zu arg getrieben, hätten sich im Walde getroffen und den Wagen mit Linen nach Hause geschickt, da wäre sie ihnen entgegen gegangen und hätte sie aufs schönste abgefaßt.

„Sidonie ist in solchen Sachen unzurechnungsfähig, wie Du weißt, Tante,“ schob der Baron ein. „Ich habe freilich unrecht gehabt; wenn man einen solchen Drachen im Hause hat, müßte man vorsichtiger sein. Ich habe nur einen Spaß gemacht, habe Line voranfahren lassen und bin dann von der Mitteleiche aus mit dem Fräulein nach Haus gegangen. Das ist alles, und darüber macht sie nun solch ein Hallo. — Oder habe ich Ihnen etwas Schlimmes zugemutet, Fräulein?“

„Das hätte ich Ihnen nicht raten wollen!“ Auf Melittas Wangen brannten jetzt zwei rote Flecke.

„Da seht ihr,“ sagte der Baron sarkastisch, „das Fräulein bezeugt mir selbst, daß sie sich nicht über mich zu beklagen gehabt hat.“

„Das habe ich nicht gesagt!“ In Melittas Augen blitzte es nun auch. „Ich habe mich wohl über Sie zu beklagen!“

„Und worüber denn, wenn ich bitten darf?“

„Da hört ihr's! Sie sagt es ja selbst, die freche Person!“ rief die Baronin triumphierend.

„Sidonie!“ warnte die Generalin.

„Sie haben mich mit der schicklichen Rücksicht und Höflichkeit behandelt, wenn Sie mit mir allein waren,“ sagte Melitta, „in Gegenwart Ihrer Frau haben Sie

mich kaum beachtet. Ich habe diesen Unterschied als eine Beleidigung empfunden und als eine Kränkung. Ich bin Ihnen ausgewichen, wie ich konnte, ich habe Ihnen meine Mißbilligung gezeigt, aber Sie haben nicht verstehen wollen und haben sich so benommen, daß ich unter Ihrem Dach nicht länger bleiben kann und will."

„Hört ihr's! Hört ihr's!" frohlockte die Baronin. „Ja, fort soll sie, noch heute soll sie ihre Sachen packen, gleich jetzt, auf der Stelle!"

„Mein Gott, Sidonie, nimm doch Vernunft an!" fing der Baron an. „Du hörst doch selbst —"

„Du hast hier gar nichts zu melden! Dies Haus ist mein Haus, und die Person soll fort!"

„Es versteht sich von selbst, daß ich noch heute gehe," sagte Melitta.

„Aber wo wollen Sie hin?" fragte Emmy. „So spät geht kein Zug."

„Ich hatte gedacht, die Pastorin um Unterkunft für eine Nacht zu bitten, aber nach dem, was ich eben gehört habe, ist auch das unmöglich. — Ich werde hier ins Wirtshaus gehen."

„Das geht nicht," sagten Emmy und der Baron aus einem Munde.

„Auf eine Nacht wird es wohl gehen müssen —"

„Es ist nicht deshalb —" sagte Emmy, „aber die Leute würden —" sie stockte.

„Was macht die sich daraus!" rief die Baronin.

Melitta stand wie vom Donner gerührt. Wie wenn der Blitz niederfährt und dem nächtlichen Wanderer den Abgrund zeigt, an dem er steht, — war ihr zumut, da sie plötzlich ihren guten Ruf, ihr letztes unveräußerliches Gut, in Gefahr sah. In ihr Gesicht trat der geängstigte Blick eines gehetzten Rehs. Die Generalin, die still beobachtend dagesessen hatte, sah es und verstand es.

„Liebes Fräulein," sagte sie, „Sie hatten uns Ihren Besuch versprochen, und wir hatten Sie bitten wollen, nächsten Sonntag bei uns zuzubringen, deshalb kommen wir her. Machen Sie uns jetzt die Freude und kommen Sie zu uns, bis Sie über Ihre nächste Zukunft entschieden haben. Mein Mann und meine Kinder werden sich sehr freuen."

Melitta war noch wie betäubt, aber sie griff nach der rettenden Hand.

„Ich komme — sehr gern," sprach sie.

Der Baron trat auf seine Tante zu und küßte ihr bewegt die Hand, die sie ihm entzog.

„Ja, freuen werden sie sich," sagte die Baronin giftig, „besonders die Herren; für die ist das ein Plaisier!"

„Gewiß, liebe Sidonie," sagte die Generalin, „wenn ich einen Gast bringe, erwarte ich von allen meinen Kindern, daß er ihnen willkommen ist."

„Darf ich Ihnen packen helfen?" fragte Emmy beinahe schüchtern.

„Ach ja, bitte!" Sie stiegen zusammen in Melittas Zimmer hinauf, und fast ohne zu sprechen, wurde der große Koffer abermals gefüllt.

Als sie zurückkehrten, schien die Generalin die Zeit benutzt zu haben, um dem Ehepaar über ihre Meinung keinen Zweifel zu lassen; beide sahen ernüchtert und beschämt aus.

„Kann ich nicht noch Eveline Lebewohl ſagen?“ fragte Melitta, im Begriff, in den Wagen zu ſteigen.

„Wozu? — Beſſer nicht!“ Die Baronin ging ins Haus zurück. In dem Augenblick jedoch, als die Pferde anzogen, hörte man Evelines weinende Stimme, gleich darauf das Klatſchen eines Schlages und heftiges Geſchrei.

Das war der Tropfen, der das Gefäß zum Überlaufen brachte; Melitta ſenkte den Kopf und brach in Tränen aus. Emmy legte ihre Hand teilnehmend auf ihren Arm, und ſo fuhren ſie ſchweigend durch den ſtillen Abend das Tal entlang nach Schloß Ried.

3.

Seele des Menſchen, wie gleichſt du dem Waſſer,
Schickſal des Menſchen, wie gleichſt du dem Wind.
Goethe.

Es war dunkel, als ſie an dem Portal des Schloſſes hielten, wo ihnen die zurückgebliebene Familie entgegeneilte. Bei Melittas Anblick entſtand großer Jubel, doch nahm Emmy ſie gleich mit in ihr Zimmer. Als ſie zurückkamen, ſah Melitta an den ernſten Geſichtern und der teilnehmenden Zuvorkommenheit, mit der ſie behandelt wurde, daß die Generalin allen den nötigen Aufſchluß gegeben hatte.

Als Melitta am nächſten Morgen an das Eckfenſter ihres Zimmers trat, war ſie von dem Blick, der ſich ihr darbot, überwältigt. Der Fels, auf dem das Schloß ſtand, ſchob ſich wie ein Vorgebirge zwiſchen zwei Täler; auf der einen Seite lag die Landſchaft bis nach Klitten hin im Morgenſchein, auf der anderen zweigte ſich ein engeres Tal ab; überall auf den Höhen breitete ſich Tannenwald. Vor dem Schloſſe zog ſich ein gepflaſterter Gang mit einem Steingeländer entlang, und eine breite Treppe führte auf eine tiefer gelegene Terraſſe mit Blumenbeeten, die eine niedrige, mit uraltem Efeu bewachſene Bruſtwehr gegen die Tiefe abſchloß.

Melitta ſtaunte; ſo ſchön hatte ſie ſich die Lage des Hauſes nicht gedacht.

Emmy und Armgard holten ſie zum Frühſtück ab; dann nahm die Generalin ſie in Beſchlag, zeigte ihr die Merkwürdigkeiten des Gebäudes, die älteſten Teile und die neueren Anbauten, führte ſie in ihr eigenes Zimmer und legte ihr in ſchonendſter Form einige Fragen über ihre perſönlichen Verhältniſſe vor, die Melitta ohne Rückhalt beantwortete.

Nach Tiſch wurde der Kaffee auf der Terraſſe getrunken, und der General, der inzwiſchen in einem alten Brockhaus ſeine abgeblaßten Kenntniſſe über Indien etwas aufgefriſcht hatte, ließ ſich allerlei von Melitta erzählen. Sie beſchrieb ihm unter anderem die Bauart einer Pagode, und dabei fiel ihr ein Aquarell ein, das ſie für Fanny von der großen Pagode gemacht und ſich bei ihrer Abreiſe hatte wiedergeben laſſen. Sie holte es aus ihrem Koffer und zeigte es. Das Blatt wurde ſehr bewundert, und man fragte nach dem Urheber.

Als Melitta ſagte, es ſtamme von ihr ſelber, meinte die Generalin, ſie ſei ja eine Künſtlerin.

„Da fehlt noch viel,“ erwiderte Melitta, „aber wir hatten allerdings in Lutteroth einen ausgezeichneten Lehrer.“

„Lutteroth!“ wiederholte die Generalin überrascht.

„Kinder, davon solltet ihr profitieren!“ rief Kurt seinen Schwestern zu, und Emmy begann: „Wenn Sie sich unserer etwas annehmen wollten —“

„Wir könnten ja zusammen skizzieren,“ meinte Melitta. „Dabei fällt mir dies und jenes wieder ein, das wir uns zunutz machen können.“

„Da nehmt ihr aber die Mama mit,“ sagte der General, „Sie müssen wissen, liebes Fräulein, daß meine Frau allerliebst zeichnet.“

„Aber Hans!“ rief die alte Dame und errötete wie ein junges Mädchen.

„Nein, nein! Geh nur gleich und hole Deine Hefte; das Fräulein soll selbst urteilen.“

Die Generalin brachte ihr Skizzenbuch und legte es vor Melitta hin, die die Zeichnungen als sehr korrekt und sorgfältig bewunderte. Als sie wieder ein Blatt umwandte, stieß sie einen Ruf der Überraschung aus: „Das ist ja unser Garten!“

„O nein! Es ist eine der Sehenswürdigkeiten Hamburgs,“ sagte die Generalin, „der berühmte alte Nippold'sche Garten. Wir fuhren nach Kuxhaven, und der Dampfer wartete eine Stunde an dieser Stelle. Da zeichnete ich diese Ansicht von der Wasserseite.“

„Es ist unser Garten,“ wiederholte Melitta. „Der verstorbene Franz Nippold war mein Onkel, der Mann meiner Tante, und ich bin von ihnen erzogen. In diesem Garten bin ich aufgewachsen. Das Kind dort am Wasserfall bin ich, und der Knabe, der das Schiffchen hält, ist ein Jugendgespiele von mir, Volckardt Werningen.“

„Ist es möglich! — Wie wunderbar!“ hieß es von allen Seiten.

„Wie sind Sie denn aber so heruntergekommen?“ fragte der Kadett.

„Bravo, Horst! Das war echt!“ rief der General, und alle lachten.

„Ich meine es ja gar nicht so!“ Der arme Junge war blutrot geworden. „Nicht wahr, gnädiges Fräulein, Sie denken nicht, daß ich es so gemeint habe?“

„Nein, nein!“ Melitta lachte. „Seien Sie unbesorgt; ich weiß, wie Sie es gemeint haben!“

„Und nun, Fräulein Tschuschner,“ sagte der General, „holen Sie uns noch mehr von Ihren Kunstwerken. Sie müssen ja Schätze auf Ihren Reisen gesammelt haben.“

„Ich habe nur dies eine Blatt,“ erwiderte Melitta trübe. „Meine Skizzenbücher liegen mit all meiner übrigen Habe im Eingang der Sundastraße auf dem Grunde der See.“

Ein Augenblick des Staunens, dann Frage auf Frage, und ehe Melitta selbst wußte, wie es geschah, beschrieb sie zum erstenmal zwar nicht das schlimmste, wohl aber das furchtbarste ihrer Erlebnisse. Ob sie, wie es zurückhaltenden Menschen geht, das Bedürfnis nach Mitteilung plötzlich überkam, oder das Gefühl, diesen Leuten, die ihr so viel Vertrauen bewiesen, ein gleiches schuldig zu sein — gleichviel: was sie selbst Volckardt nur in abgerissenen Worten gesagt, was sie sogar Fanny gegenüber nicht über die Lippen gebracht hatte, das gab sie nun preis, wie bezwungen und fortgelockt von all den ernsten Augen, die mit solcher Teilnahme und so atemlosem Interesse auf ihr ruhten.

Am nächſten Vormittag ſaßen Melitta und Emmy plaudernd auf der Terraſſe, als Armgard ihre Schweſter abrief.

„Was werden Sie während meiner Abweſenheit tun?“ fragte Emmy noch im Fortgehen.

„O, ich ſchreibe oder betrachte mir die Umgegend,“ antwortete Melitta. Sie ſah den beiden hohen, kräftigen Geſtalten nach, wie ſie mit gleichem feſten Tritt den gepflaſterten Gang entlangſchritten. Man meinte dieſen Steinen noch anzuſehen, daß ſie einſt unter den Schritten ihrer Vorväter in Harniſch und Schuppenhemd geklungen hatten.

Melitta zog die Schreibmappe näher und ſpielte mit ihrer Füllfeder. Es war ein köſtlicher Morgen. Monatsroſen, Verbenen und Reſeda dufteten um ſie her; überlaut ſummten die Bienen in den Efeudolden; der leichte Wind trug ihr den Harzgeruch des Waldes herüber. Und der Wald war ſo nahe. Bis an das Portal der Brücke, die noch den Schloßgraben überſpannte, ſtanden die großen, dunkeln Fichten. Sie ſetzte ihr Hütchen auf, ging aus dem Tor und ſchlug den nächſten Weg ein. Zwiſchen Fichtenabhängen, Tannenſchonungen und kleinen Halden, auf denen Grummet gewendet wurde, ging es bergan. Ein Pfad lockte hier zur Seite; Felſen traten zutage, Zacken, die wie Inſeln zwiſchen Moos und Heidekraut aufragten, eſeubewachſene Kuppen, Abhänge mit abgeblühtem Ginſter und welkem Fingerhut. Ein paar Stufen abwärts, und ſie ſtand auf einer natürlichen Kanzel; wie ſchwebend ſah ſie auf Tannenwipfel hinunter, die einen Talkeſſel füllten, rings eingefaßt von Bergabhängen in dem gleichen dunkeln Grün; zur Seite zeigte ſich in hellerer Färbung eine Halde mit einem Stück alten Gemäuers, — ein Ort von entzückender Waldſtille.

„Der Pan ſchläft und alle Natur hält den Atem an,“ war in die geglättete Rückwand gemeißelt. In der Tat hörte man nichts als das Plätſchern und Murmeln eines Baches tief im Grunde, das Rauſchen der Tannen und ab und zu den heiſeren Schrei eines Falkenpaares, das hoch über ihr in der Luft ſeine Kreiſe zog. Eine Weile lauſchte Melitta den Waldesſtimmen, dann ſtieg ſie zwiſchen den Felsblöcken höher. In der Richtung der Halde gewahrte ſie nun die Spitze eines Turmes und ein Stück Schieferdach mit einem Erker. Ein rotbraunes Tier lief vorüber und ſah ſie mit klugen Augen an, ein Fuchs! Ohne Beſinnen eilte ihm Melitta in das Dickicht nach; ſie ſah noch einmal etwas Rotes dahingleiten, dann war er verſchwunden. Dafür nickten blaue und weiße Glockenblumen aus einem Gewirr von Adlerfarnen. Sie konnte nicht widerſtehen und pflückte, ſoviel ihre Hand faſſen konnte. Der Weg ſchlang ſich nun weiter unten um eine Anhöhe, von der das Waſſer einer Quelle in einen Steintrog ſprudelte. Melitta hätte ſich gerne noch weiter locken laſſen, fürchtete aber zu lange auszubleiben, und machte ſich deshalb mit ihrem Strauß in der Hand auf den Rückweg.

Seit lange hatte ſie kein ſolches Gefühl von Freiheit, wiedergekehrter Jugendkraft und Sorgloſigkeit gehabt. Die Erinnerung an die ſchlimmen Erfahrungen der letzten Wochen trat zurück. Das Leben war doch wohl noch des Lebens wert, die Zukunft lag nicht mehr ſo verheißungslos vor ihr. Im tiefſten Herzen lebte die Hoffnung wieder auf, wie eine ausgetretene Flamme, von der doch noch ein kleiner Funke unbemerkt unter der Aſche geglimmt hat. Würde Volckardt ſie ver-

geſſen, nun er ſie wiedergefunden hatte? — Eben da ſie dies dachte, erblickte ſie inmitten roter Heide ein Büſchchen mit weißen Blüten. Mit einem Freudenruf eilte ſie hinauf, brach es als gutes Vorzeichen, und begann leiſe vor ſich hinzuſummen; ſie lächelte, als ſie der Melodie inne wurde. Volckardt hatte ſie als Knabe von einem amerikaniſchen Schiffe gebracht, und ſie hatten ſie unzähligemal im Garten miteinander angeſtimmt. Unwillkürlich ſchritt ſie im Takt und ſang dazu mit heller Stimme das alte Negerlied in den wundervollen Morgen hinein:

„Hang John Brown on a sour appletree!
Hang John Brown on a sour appletree!
Hang John Brown on a sour appletree,
While we are marching along!
Glory! glory! hallelujah!
Glory! glory —“

Beſtürzt hielt ſie inne. Der Weg machte eine Biegung, und ein breiter Holzſchlag lag vor Melitta, gegenüber ſenkte ſich der Bergrücken, und wie erſtarrte Wellen ſahen bläuliche Hügel über ihn her.

Bei dem erſten Blick auf ſie hatte Melitta das Gefühl der Richtung verloren, das ſie bis jetzt begleitet und ihr die Nähe des Schloſſes vorgeſpiegelt hatte — ſie war ganz und gar verirrt. Kein Haus war zu ſehen, kein Holzſchläger zu hören, kein Hund bellte; ſie war ganz allein und ſah erſchrocken und hilflos um ſich. Was nun? — Umkehren? — Weitergehen? — Eins ſchien ſo hoffnungslos wie das andere. Es überkam ſie in ihrer Einſamkeit eine unbeſtimmte Furcht, eine Art Grauen. Und ganz plötzlich ſah ſie in ein Paar Augen. Sie zuckte zuſammen; ſie hatte ſich aber in der nächſten Sekunde gefaßt; es war ein Jäger oder Förſter mit der Flinte über dem Rücken, der, halb hinter einem Buſch verborgen, ſie ruhig beobachtete. Er ſchien ſchon eine Weile dort geſtanden zu haben, und neben ihm ſaß, ſtill abwartend wie ſein Herr, der Hund.

Als er ſich bemerkt ſah, faßte der Jäger grüßend an den Hut, kam näher und fragte im Thüringer Tonfall: „Sie haben ſich wohl verlaufen?“

Melitta nickte; ſie traute ihrer Stimme noch nicht.

„Wo wollen Sie denn hin?“

„Nach Schloß Ried.“

„Nach Schloß Ried?!“ Der Jäger ſagte es mit ſichtlichem Erſtaunen.

„Ja. Wie weit iſt es wohl von hier?“

„Anderthalb Stunden etwa, — aber die hat nicht der Fuchs g'meſſen und den Schwanz dazug'gä'm.“

„Wollen Sie mir wohl ſagen, welchen Weg ich nehmen muß?“

„Das nutzt nichts. Die Wege gehen ſo ineinander, da kennt man ſich nicht ſo leicht aus.“

„Ich muß aber doch nach Hauſe!“

„Ich bringe Sie ſchon hin,“ erwiderte der Jäger. „Ich nehme die Richtwege; in dreiviertel Stunden ſind wir da.“

Er ſchritt voran. Von Zeit zu Zeit drehte der Hund den Kopf, als wollte er ſich überzeugen, daß ſie auch wirklich käme; der Mann aber vermied es

sichtlich, Melitta anzusehen. Nur einmal blieb er stehen, um ihr über einen Graben fortzuhelfen, und ein paarmal bog er die Büsche auseinander oder hielt einen Zweig zurück, um ihr den Weg frei zu machen.

„So," sagte er endlich. „Nun gehen Sie immer auf diesem Rain weiter, dann sind Sie in zehn Minuten in Schloß Ried. — Ihr Diener." Er faßte an den Hut, pfiff dem Hund und war zwischen den Stämmen verschwunden, ehe Melitta ein Wort des Dankes sagen konnte.

Nach wenigen Minuten lichtete sich in der Tat der Wald, und das Schloß lag vor ihr.

Als sie bei Tisch ihr Abenteuer erzählte, war die Bestürzung allgemein. „Sie dürfen nie wieder so allein und auf das Geratewohl in den Wald gehen," sagte die Generalin sehr bestimmt. Kurt erklärte: „In unsern Wäldern kann ein Mensch verloren gehen, wie eine Nadel in einem Fuder Heu." Und der Hausherr erzählte:

„Ich bin einmal abends im Schneetreiben stundenlang im Kreis gegangen; ich wäre elend verkommen in meinem eigenen Forst, keine zwanzig Minuten von meinem Hause, hätte sich nicht der Förster aufgemacht und mich mit Fackeln und Hunden gesucht. Und meine Frau war noch dazu krank, denn unser ältestes Kind war an dem Morgen geboren."

„Gut nur, daß Sie den Jäger trafen," sagte Armgard.

„Wie sah er denn aus?"

„Er hatte ein ganz gewöhnliches sonnverbranntes Gesicht, wie es eben Jäger und Landwirte haben, und einen braunen Schnurrbart."

„Hatte der Hund ein weißes Dreieck auf dem Rücken?" fragte Horst.

„Das habe ich nicht bemerkt." Melitta lächelte: „Den Mann kann ich erst recht nicht beschreiben, denn er kehrte mir fast die ganze Zeit über den Rücken zu und hat gar nicht gesprochen."

„Es war Ralph! Es war natürlich Ralph!" hieß es nun von allen Seiten.

„Wer ist denn Ralph?" fragte Melitta.

„Ein Jugendfreund von uns," erwiderte Armgard, und Horst rief: „Ein ganz famoser Kerl! Der beste Reiter und der beste Schütze in der ganzen Gegend!" Der General endlich erklärte: „Unser nächster Nachbar, ein sehr tüchtiger junger Landwirt."

„Sein Treff ist der klügste Jagdhund, den ich kenne," rühmte Horst. „Seine Teckel sind geradezu berühmt," schob Kurt ein. Und Emmy ergänzte: „Er hat eine reizende alte Mama mit weißem Haar und dunkeln Augen und einem feinen blassen Gesicht."

„Ralph ist ein Herr von Wärtens; er lebt ganz nah von hier auf der Pochernburg," sagte die Generalin. „Sie müssen den Turm von dem Steinkegel aus gesehen haben."

„Wärtens!" sagte Melitta, „der Name klingt mir so bekannt."

„Sie haben ihn hundertmal gehört; der berühmte Berliner Chirurg."

„Freilich. Sind sie verwandt?"

„Sehr nah sogar. Ralph ist sein Sohn. Der Vater zog sich, nachdem er, wie es hieß, ein fürstliches Vermögen erworben hatte, hierher zurück und baute —"

„Es war eine ganz romantische Geschichte," fiel Emmy ein. „Die Pochernburg war eine Ruine —"

„Kaum das," unterbrach Kurt. „Es waren nur noch die Grundmauern da und ein halber Turm —"

„Eine Ruine", — Emmy ließ sich den Faden des Gesprächs nicht so leicht entreißen — „eine Ruine, die von Turnvereinen und Studenten aus Jena ab und zu besucht wurde. Wärtens machte als junger Fuchs auch eine solche Spritzfahrt mit und soll, als sie auf der Burghalde lagerten, gesagt haben: ‚wenn ich ein berühmter Mann geworden bin, kaufe ich mir die Pochernburg, baue sie wieder auf und verbringe hier meinen Lebensabend.' Später kam er nochmals dorthin, und die Stelle gefiel ihm wieder so gut, daß er seinen Jugendplan ausführte."

„Das ist ja allerliebst," meinte Melitta.

Der Hausherr nickte. „Ja, aber leider verlief nicht alles so hübsch. Der Geheimrat baute sehr teuer und wollte sich überdies einen zusammenhängenden Landbesitz schaffen. Obgleich er von der Landwirtschaft so gut wie nichts verstand, hatte er den Ehrgeiz, den Grundbesitzer zu spielen; da kann man schon ein Vermögen verbuttern. Zuletzt hatten die Leute Mühe sich zu halten. Sie hätten ihren Besitz gern verkauft, wenn sich nur ein sicherer Käufer gefunden haben würde. Nach dem Tode des Vaters hörten die Mißgriffe auf; die Witwe stellte einen ordentlichen Verwalter an, und Ralph nahm sich die Zeit, seine Sache gründlich zu lernen. Er übernahm erst mit siebenundzwanzig Jahren das Gut. Jetzt sind sie wohl über die schlimmsten Sorgen hinaus, aber sie haben es sich sauer werden lassen, und Ralph hat so eingezogen und solid gelebt, wie wenig junge Leute, die so früh selbständig werden."

„Wir müssen Fräulein Tschuschner recht bald zu Tante Wärtens bringen, Mama," meinte Armgard.

„Das versteht sich."

Frau von Wärtens war nicht die einzige, deren Bekanntschaft Melitta machen sollte. Am Sonntag fuhr die Familie in die Kirche hinunter nach Dorf Ried. Kurt und Horst, die sich bei Ablauf ihres Urlaubs von den Pastorsleuten verabschieden sollten, trabten auf Ackerpferden nebenher. Die Generalin hatte Melitta eigens gebeten, mitzukommen. „Der Pastor und seine Frau sind alte Freunde von uns, vortreffliche Leute. Sie haben sonst wenig Umgang, und wir bringen ihnen immer unsere Gäste."

Unter Glockenläuten fuhren sie durch das Tal, hielten vor der kleinen Kirche und betraten durch einen Seiteneingang das herrschaftliche Gestühl.

Es war eine kleine bäuerliche Gemeinde; Melitta sah hier noch die alte Thüringer Tracht. Die Frauen trugen die Kappe mit der breiten Schleife über der Stirn, mit dem goldgestickten Spiegel und den langen schwarzseidenen Bändern. Jede hielt ein weißes gefaltetes Taschentuch und ein paar Blumen mit dem Gesangbuch in den Händen. Gerade gegenüber saß ihnen eine Bäuerin mit schlohweißem Haar und scharfen, unbeweglichen Zügen. Nach dem Vorspiel der Orgel, die ihre

Töne immer erſt widerwillig, dann aber ſchrill und raſſelnd zutage förderte, ſollte der Choral einſetzen; ehe jedoch der Küſter die erſte Strophe anſangen konnte, ſtimmte die alte Bäuerin mit ſo kreiſchender Stimme das Lied an, daß Melitta heftig zuſammenfuhr. Niemand ſonſt ſchien indeſſen etwas Auffallendes darin zu finden; alle Geſichter trugen einen ſchlichten kirchlichen Ausdruck.

Nach beendetem Gottesdienſt kam eine einfache ältere Dame, deren gutes friſches Geſicht vor Freude ſtrahlte, auf ſie zu. Es war die Paſtorin, die die Delmenrieds auf das herzlichſte bewillkommte, wobei ſie einen ſanft gurrenden Ton ausſtieß.

Beim Eintritt ins Pfarrhaus wandte ſich die Paſtorin an ihre Gäſte: „Seien Sie willkommen!“ Dann hörte Melitta ſie halblaut zu Armgard ſagen: „Nicht wahr, Armgardchen, Sie machen mir die Grießklößchen in die Suppe? Es ſteht alles da, aber ich habe es nicht mehr im Griff, ſeit es die ſelige Maria immer machte.“

„Gehen Sie ruhig hinein, Frau Paſtor, ich ſehe ſchon nach allem,“ war die Antwort.

Während man nun plaudernd in der Wohnſtube ſaß, — der General war zum Paſtor hinaufgegangen, — rief Emmy mit einem Blick durchs Fenſter: „Da kommt Ralph.“

„Ich dachte es mir,“ ſagte die Paſtorin. „Er will über die neue Verordnung ſprechen. Heute hat er nun den Herrn General und meinen Mann gleich beiſammen.“

Die Tür wurde geöffnet, und der Jäger von neulich trat ein. Die Paſtorin begrüßte ihn mütterlich, er ſie herzlich. Er küßte der Generalin die Hand, ſchüttelte ſie Emmy und den jungen Männern kameradſchaftlich und beſtellte Grüße von ſeiner Mutter.

„Sie bleiben doch zum Eſſen, Herr von Wärtens?“ hieß es. „Nach Tiſch ſprechen dann die Herren über ihre Geſchäfte.“

„Wenn Sie mich behalten wollen, Frau Paſtor! Offen geſagt, habe ich im ſtillen darauf gerechnet.“

Melitta hatte in einer Ecke des Zimmers geſtanden und ein Richterſches Vaterunſer betrachtet, das eingerahmt an der Wand hing; jetzt näherte ſie ſich, und die Generalin ſagte: „Erlauben Sie mir, Ralph, daß ich Sie unſerem lieben Gaſt vorſtelle, Fräulein Tſchuſchner. Sie haben ja wohl ſchon ihre Bekanntſchaft gemacht.“

Melitta trat mit ausgeſtreckter Hand auf ihn zu. „Ich freue mich —“ begann ſie. Zu ihrem Schrecken ſtotterte Herr von Wärtens aber einiges Unzuſammenhängende, wandte ſich dann ab und flüchtete aus dem Zimmer. Kurt entſchuldigte ſofort: „So iſt er, das darf man ihm nicht übelnehmen.“

„Das iſt ſein Unglück,“ ſagte die Generalin, „daß er dieſe unglückliche Blödigkeit nicht überwinden kann. Manchmal geht es ganz gut, dann aber überkommt es ihn plötzlich.“ Auch die Paſtorin entſchuldigte den jungen Mann: „Das iſt nur zuerſt ſo; wenn er jemand genauer kennt, verliert es ſich.“

„Er ſtotterte als Kind, das hat ihn ſo verſchüchtert,“ meinte Emmy.

Bei Tiſch ſetzte ſich Ralph zwiſchen Armgard und Kurt und ſprach kein Wort.

„Wo ſind Sie denn zu Hauſe, liebes Fräulein?“ fragte der greiſe Paſtor in einer Pauſe des Geſprächs.

„Ich bin Hamburgerin, Herr Pastor."

„Aber die junge Dame ist schon weit herumgekommen —". Der General begann nun zu Melittas Bestürzung frischweg die ganze Geschichte vom Schiffbruch mit allen Einzelheiten zu erzählen, die Melitta schwerlich ein zweites Mal wiederholt haben würde. Die Generalin und Emmy blickten unbehaglich auf ihre Teller, der Pastor und seine Frau sahen Melitta mit überraschten und erschreckten Augen voll Teilnahme an.

„Ja," sagte der Pastor, als der General geendet hatte, „da lernt man seinen Gott erkennen, wenn er so wie der gute Hirte mit starker Hand in die Dornen greift und das geängstete Herz emporzieht. Ist es nicht so, mein liebes Fräulein? Nicht wahr, da haben Sie gebetet, wie noch nie in Ihrem Leben?"

Melitta war bald rot, bald blaß geworden; nichts war ihr peinlicher, als ihre innerste Eigenart preisgeben zu sollen, und doch — wie hätte sie diesen ehrlichen, vertrauenden Augen gegenüber die Wahrheit verschleiern können!

„Nein," kam es leise von ihren Lippen.

Alles blickte betroffen auf sie.

„Nein?" sagte der Pastor befremdet, „der Gedanke an Gott, an diesen einzigen Retter, wäre Ihnen nicht gekommen?"

Melitta hatte sich gefaßt. „Der Gedanke lag zu nah, um ihn auszuschließen, und ich hörte überdies nichts um mich her als Beten und Fluchen in allen Sprachen. Aber mit mir waren siebenhundertundzwanzig Menschen in gleicher Not, und jede Hilfe war ausgeschlossen. — Wer war denn ich, daß ich für mich ein Wunder hätte verlangen dürfen? Die junge Frau, die neben mir versank, ihr Baby im Arm, mit dem andern ihren kleinen Knaben an sich drückend, hätte wohl eher Anspruch auf Rettung gehabt, als ich. Ich hätte sterbend keine Lücke gelassen. — Hunderte von Schiffen gehen alle Jahr zugrunde mit junger kräftiger Mannschaft, mit Frauen und Kindern. Sie alle schreien zu Gott, aber es geschieht, was geschehen muß."

Alle schwiegen, der Pastor sah sinnend vor sich nieder. Da hob Armgard an mit einem dankbaren Blick auf den alten Freund: „Der Herr Pastor hat uns in der Kinderlehre gesagt: ‚beten ist nicht immer bitten. Beten ist das Herz zu Gott erheben, beten heißt auch manchmal sich stille schicken; auch eine gute Tat kann ein Gebet sein.' — Hier hat Gott wohl die Ergebung in seinen heiligen Willen für das Gebet genommen, das sich nicht über die Lippen wagte, und es dennoch erhört und sie gerettet."

Auf das unschöne Gesicht mit dem reinen, kindlichen Ausdruck richteten sich bewegte Blicke. Dem General stiegen Tränen in die Augen, die Pastorin gurrte leise. „Unser Armgardchen findet immer das rechte Wort."

„Wollte Gott, jeder beherzigte so seine Kinderlehre," sagte der alte Pastor.

Vielleicht hatte das Vorhergehende am tiefsten den schweigsamen Ralph ergriffen; er trat nach Tische auf Melitta zu, verneigte sich ehrerbietig, grüßte die übrige Gesellschaft und ging schweigend hinaus. Man kannte seine Eigenart und ließ ihn gewähren. —

Am folgenden Morgen bat die Generalin Melitta in ihr Zimmer.

„Ich möchte Ihnen eine Frage vorlegen," begann sie. „Wir leben hier, wie Sie sehen, sehr einsam. Unsere Töchter sind über die Jugend fort und sind auch nicht für Geselligkeit angelegt. Mein Mann und ich haben oft bedauert, daß wir ihnen das Leben nicht etwas erfreulicher und anregender gestalten konnten. Nun haben wir bemerkt, wieviel Freude unsere Töchter an dem Umgang mit Ihnen haben, und möchten ihnen das gern etwas länger gönnen. So bitten wir Sie, bei uns zu bleiben, bis Sie etwas finden, das Ihnen besser zusagt. Was meinen Sie dazu, Fräulein Tschuschner?"

„Ich? — Ich will sehr gerne bei Ihnen bleiben," erwiderte Melitta, der Überraschung und Freude fast den Atem benahmen.

„Das ist mir lieb, besonders für Emmy, die sich sonst so schwer anschließt. Armgard hat eine glückliche Natur, sie entbehrt nichts; aber Emmy, das arme Kind, hat keine frohe Jugend gehabt. — Das Gehalt, — denn es ist besser, gleich auch das Geschäftliche zu ordnen, — würde dasselbe sein wie bei meinem Neffen in Klitten. Wir wissen natürlich sehr gut, daß Sie mit Ihren Talenten ganz andere Ansprüche machen könnten, ich sage Ihnen aber offen, daß unsere Verhältnisse uns nicht gestatten, Ihnen mehr zu bieten."

„Darf ich nicht wie bisher nur Ihr Gast sein?"

„Sie können doch unmöglich fürchten, daß Sie bei uns sonst künftig eine andere Stellung haben würden?"

„O nein, nein! Gewiß nicht! Aber Sie können sich nicht vorstellen, wie glücklich ich war, als ich zu Ihnen kommen durfte, und war nur Gast."

„Aber, mein liebes Kind, Sie haben doch Ausgaben, wenn auch nicht viele, und man muß doch auch an die Zukunft denken."

„O, für den Augenblick habe ich genug! Ein alter Freund von Papa, Mr. Mac Hallan, hat mir erst kürzlich einen Check über 500 Rupien geschickt. Ich kann das Geld gern annehmen, denn wenn er gestorben wäre und hätte eine mittellose Tochter hinterlassen, so hätte Papa ebenso für sie gesorgt. Ich will auch an die Zukunft denken, — nur nicht jetzt, — nur noch nicht jetzt. Bitte, bitte, lassen Sie mich noch eine Weile so bleiben —" Melittas Stimme zitterte. „Ich sehe es ja ein, mein Wunsch ist unvernünftig, aber es war bisher alles so anders."

Die Generalin war eine zu einsichtige und zu gütige Frau, um nicht zu begreifen, daß es sich hier um den natürlichen Rückschlag von Sorge und Seelenkämpfen handelte, und sie wußte auch, daß Wohltaten von sehr verschiedener Art sein können.

„Ich liebe klare Verhältnisse," sagte sie, „und hätte die Sache gern gleich geordnet, wie es für alle Teile schicklich wäre. Der Arbeiter ist seines Lohnes wert. Da Sie es aber so ernstlich wünschen, will ich die Klügere sein und nachgeben. Bleiben Sie also bis Ostern bei uns als unser lieber Gast; nachher können wir ja weiter sehen." Melittas aufleuchtendes Lächeln belohnte ihren Herzenstakt, und sie fügte hinzu: „Lassen Sie es mich Ihnen einmal aussprechen, daß alles, was wir von Ihnen gesehen und gehört haben, Ihnen unsere volle Hochachtung erworben hat."

Das war zu viel nach den vorausgegangenen Demütigungen; Melitta hielt mit Mühe die Tränen zurück.

Als die Familie ſich zu Tiſch verſammelt hatte und die Mutter den Töchtern die getroffene Einrichtung mitteilte, war es rührend, wie ſie beide auf die Eltern zueilten, ihnen dankten und dann wieder Melitta umarmten und küßten.

„Ihre Stellung im Hauſe wird die einer Tochter ſein," ſagte die Generalin ſcherzend, mit Beziehung auf die Stelle in der Familie des Arztes, von der Melitta geſprochen hatte.

„Dann müſſen wir uns aber auch Du nennen!" rief Armgard. Emmy und Melitta ſahen ſich an und lächelten unwillkürlich.

An demſelben Nachmittag machten ſie den ſo lange geplanten Beſuch bei Frau von Wärtens. In einer halben Stunde konnte man die Pochernburg erreichen, wenn man den Waldweg nahm, der an der Felſenkanzel vorüberführte. Aber die Generalin meinte: ſie wäre keine Gemſe mehr. So fuhren ſie die Fahrſtraße um den Berg herum und ſahen die Mauern der Burg erſt, als ſie ſchon dicht vor der Einfahrt waren.

„Pochernburg, — woher mag der Name kommen?" fragte Melitta.

Emmy wollte zu erklären beginnen, aber Armgard fiel ihr ins Wort: „Sag's nicht! Sag's nicht!"

Indes hielt der Wagen, und ein Diener half ihnen ausſteigen. „Die gnädige Frau werden ſich aber freuen," ſagte der Mann treuherzig, „ſie hat's wieder recht im Knie; ſchon die ganze Woche."

Sie traten in eine gewölbte, durch bunte gotiſche Fenſter etwas verdunkelte Halle; Geweihe und mittelalterliche Waffen zierten die Wände, Bänke zogen ſich an den Seiten hin, am Eingang ſtand eine ſtählerne Rüſtung. Sie ſtiegen dann eine mehrfach gewundene ſteinerne Treppe hinauf und gelangten durch einen Raum mit gotiſchem Erker in ein helles behagliches Gemach, das mit Bildern, Teppichen und Blumen geſchmückt war. In einem bequemen Polſterſtuhl ſaß eine ältliche Dame mit feinem blaſſen Geſicht und klugen braunen Augen. Nach der erſten Begrüßung wurde Melitta vorgeſtellt; Frau von Wärtens ſah ſie offenbar mit beſonderem Intereſſe und dann mit Wohlgefallen an.

„Mein Sohn hat mir ſchon von Ihnen erzählt," ſagte ſie, und lenkte dann das Geſpräch auf das ergiebige Thema von Verirren in Wäldern über. Sie ſprach leiſe und dialektfrei mit der Einfachheit und Sorgfalt beſter Erziehung; an dem Gaumen-R merkte man die Berlinerin.

Nach kurzer Zeit kamen kräftige Tritte über den Vorſaal, und Ralph trat ein. Hier im eigenen Hauſe, ſeine Mutter zur Seite, war er ſeiner Blödigkeit Herr, und wenn er auch Melitta nur kurz begrüßte, ſah die Generalin doch den triumphierend fragenden Blick und das freundlich bejahende Nicken, das Sohn und Mutter austauſchten. Ralph ſetzte ſich zu ihnen, unterhielt ſich artig mit der Generalin und neckte ſich mit Armgard; ſie waren Geſpielen aus der Kinderzeit und hatten das trauliche Du beibehalten.

Unterdeſſen hatte Melitta Muße, ſich umzuſehen. Das Zimmer heimelte ſie an und erinnerte ſie an Tante Lydias Stube. Die Revue des deux mondes

und ein Band Sainte-Beuve lagen neben dem Strickkörbchen auf einem runden Tischchen; auf dem Schreibtisch mit den tausend eleganten kleinen Dingen stand eine hohe Vase mit zwei wundervollen Rosen, darüber hing eine vortreffliche Kopie der Jardinière von Raphael, an den anderen Wänden einige gute alte Porträts und eine Brachtsche Landschaft.

Sie trat ans Fenster. Der Blick über die grüne Matte in den Tannengrund war entzückend; zur Seite öffnete sich zwischen Hügeln ein fernes Tal, darüber hob der Inselsberg seine Kuppe.

„Ralph," sagte Armgard, „Melitta fragte vorhin, woher der Name der Pochernburg käme — wir haben es ihr aber nicht gesagt."

„Nun, dann wollen wir es ihr zeigen. Darf ich Ihnen meinen Arm bieten, gnädiges Fräulein? — Kommst Du, Armgard? — Kommen Sie mit, Emmy? — Darf ich Dein Tuch nehmen, Mama?" — Die Mutter reichte ihm ein weißes Orenburger Tuch, das neben ihr lag, und er legte es, ohne zu fragen, um Melittas Schulter.

Sie gingen in das untere Stockwerk zurück, wo Ralph den Diener nach einer Laterne voranschickte, und stiegen von da durch eine Wendeltreppe an der Küche und allerhand Wirtschaftsräumen vorbei, in einen gewölbten Gang, der abwärts führte.

„Dies sind noch Teile der wirklichen Burg," sagte Ralph. „Die Fundamente sind die alten."

Sie gingen weiter.

„Was ist denn das? Was klopft denn so?" fragte Melitta aufhorchend.

„Das sind die Geister der Burg," erwiderte Ralph. „Hören Sie nicht, wie sie pochen und das Erz anschlagen?" Das Klopfen wurde bald dumpfer, bald lauter, dazwischen gab es schwingende, klingende Töne. „Folgen Sie mir etwas weiter in den Berg hinein, hier zur Seite. Vorsichtig, bitte, die Stufen sind ungleich."

Aus der Tiefe tönte es anschwellend, dann wieder abnehmend, wie ferner langgezogener Gesang. „Das ist unser Geisterchor," sagte Ralph.

Dazwischen kam es wie Meeresbrausen, dann wieder wie helle Knabenstimmen oder dumpfes Murmeln.

„Aber was ist es denn, was kann es denn sein?" fragte Melitta.

„Ich will es Ihnen zeigen."

Sie gingen einige Schritte weiter und betraten einen anderen Gang. Ein donnerndes Rauschen scholl ihnen entgegen.

„Erschrecken Sie nicht," sagte Ralph und schlug eine Tür, die das Gewölbe abschloß, zurück — ein eiskalter pfeifender Luftzug — und dicht vor ihnen stürzte schäumend und tosend eine Wassermasse in die Tiefe, blitzend und funkelnd im Scheine der Blendlaterne; kalter Nebel sprühte ihnen entgegen. Melitta trat näher und beugte sich über den Rand; ein Arm legte sich schützend um sie. Sie blickte in den brausenden Trichter hinunter. Der Sturz trat zehn bis zwölf Fuß tiefer zutage und suchte sich zwischen Fels und Steingeröll den Weg zu Tal. Das Tageslicht brach von unten durch das strömende Wasser und zeigte die glatte niederschießende Wölbung. Melitta richtete sich auf, und Ralph schloß die Tür.

„Wie wunderbar! Wie merkwürdig!“ sagte Melitta einmal über das andere.

„Es ist die Pocher, der Bach, der unten die Massenmühle treibt. Hier entspringt er,“ erklärte Emmy.

„Die Massenmühle?“

„Es sind hier in der Gegend Porzellanfabriken; die Masse, die sie verarbeiten, wird aus einer bestimmten Steinart gemahlen,“ sagte Ralph.

„Aber hier im Hause — in der Burg, wird der Fall nicht benutzt?“

„Nein. Nur ein Wasserfädchen ist durch die Küche geleitet, das ist alles.“

„Aber warum nützen Sie es denn nicht aus? Elektrisches Licht müßte doch eine Ersparnis sein, wenn einem eine solche Kraft zu Gebote steht. Wenn ich Herr der Burg wäre, ich würde keine Fleischhacke, keine Schneeschlage, keine Säge in Bewegung setzen, ohne meine Wasserkraft zu brauchen.“

„Ich habe es für später ins Auge gefaßt, jetzt kann ich mir solche Ersparnisse noch nicht leisten,“ antwortete Ralph bedrückt.

Melitta bereute ihr unüberlegtes Wort, aber es gehörte zu denen, die man wohl zurücknehmen, deren Eindruck man aber nicht so schnell verwischen kann.

Auf Schloß Ried war nun ein frohes Zusammensein. Melitta überkam ein Heimatsgefühl, wie sie es nicht für möglich gehalten hätte. Es tat ihr wohl, wenn die ältliche Wirtschafterin, Mamsell Malchen, sie zu sich winkte und sie bat, ihr bei dieser und jener Verrichtung zu helfen, wie sie es mit Emmy und Armgard zu tun pflegte.

Der Verkehr mit der Pochernburg war lebhaft; Armgard, Emmy und Melitta statteten Frau von Wärtens wöchentlich wenigstens einen Besuch ab, und Melitta fühlte sich mehr und mehr zu ihr hingezogen. Auch Ralph ließ sich öfter als sonst in Schloß Ried sehen; seine Schüchternheit verschwand bei näherer Bekanntschaft, und wenn er sich auch meistens mit dem General unterhielt und das Wort nur selten an Melitta richtete, so war es doch für niemand ein Geheimnis, daß seine Besuche hauptsächlich ihr galten. Auch das Entgegenkommen seiner Mutter ließ an seinen Wünschen kaum einen Zweifel.

4.

Wie willst du dich mir offenbaren,
Wie ungewohnt, geliebtes Tal!
Uhland.

Es gab „weiße Weihnachten“. Der Schnee fiel tagelang mit wenig Unterbrechung, doch konnten die Damen noch vor dem Fest ihren gewohnten Besuch in der Pochernburg machen.

„Eigentlich dachte ich gar nicht, daß der General Sie kommen lassen würde,“ sagte Frau von Wärtens. „Ralph sagt, sobald sich der Wind erhebt, sind die Wege unpassierbar.“

„Es regt sich kein Lüftchen,“ entgegnete die Generalin, „und der Weg durch den beschneiten Wald war herrlich.“

„Und wie sind denn die Stollen geraten, Tante Wärtens?“ fragte Emmy. „Daß ihr schon gebacken habt, riecht man gleich beim Eintreten.“ Und Armgard

meinte: „Ich habe sie mir schon angesehen. Unsere sind, wie immer, besser aufgegangen. Ihr nehmt viel zu viel Zutat; das macht sie schwer."

Frau von Wärtens lächelte. „Das hilft nun nichts. Wenn ich sie nach eurem Rezept mache, brummt Ralph. ‚Wenn schon — denn schon' ist sein Motto, und das gilt ihm auch für Zucker, Rosinen und Mandelkern. — Für Sie sind alle diese Zurüstungen wohl etwas ganz Neues, Fräulein Melitta?"

„Doch nicht," sagte Melitta. „Freilich, solche Haufen von Rosinen und Mandeln, Zucker und Zimt und Zitronat habe ich noch nicht zurechtmachen helfen, aber fremd ist es mir nicht. Meine Tante war aus Thüringen und hat mir oft erzählt, daß nichts sie je so festlich gestimmt hätte, wie der Duft von Stollen und Tannen, wenn er so vor dem Fest das ganze Städtchen erfüllte."

Ralph trat ein. Er begrüßte sie alle mit besonderer Herzlichkeit, begann jedoch unruhig zu werden, als die Sonne sich neigte und die frühe Dämmerung sich einstellte. Schließlich erklärte er: „Ich glaube, Sie tun besser, jetzt aufzubrechen. Ehe Sie heimkommen, ist es Nacht." —

„Warum nehmen Sie nicht den unteren Fahrweg, Friedrich?" fragte Emmy, als sie wieder im Schlitten saßen, den Kutscher.

„Der junge Herr hat mich's so geheißen. Ich soll oben durch den Forst fahren, es wäre geschützter, und es ist auch Bahn gemacht."

Noch war es schneehell, die Fahrt köstlich. Sie saßen schweigend, bis Emmy, die neben ihrer Mutter saß, fragte: „Was ist denn das für ein Schein, da vorn?"

„Das sieht bald wie Feuer!" sagte Friedrich.

„Der Wald kann doch nicht brennen?" Armgard war ängstlich geworden.

„Bei dem Schnee?!" riefen die anderen zugleich.

„Der junge Herr hat gesagt, wenn ich was sehe, soll ich die Pferde führen," sagte Friedrich und stieg ab. Im Schritt kamen sie näher. Neben dem Grenzstein zwischen der Pochernburger Flur und der von Schloß Ried stand inmitten eines freien Platzes eine schöne Fichte, deren untere Äste auf dem Boden ruhten. Es hatte aufgehört zu schneien, doch flimmerte die Luft von winzigen Kristallen; die Tannen ringsum neigten die Zweige unter ihrer weißen Last, die Fichte aber war grün und von oben bis unten besteckt mit Kerzen, die in der stillen Luft brannten wie im Zimmer; hier und da stäubte eine leichte Wolke von den Tannenspitzen. Keiner sprach ein Wort, in den überraschenden Anblick versunken. Und sieh! — Ein kleines Reh trat zwischen den Bäumen vor und äugte zu den Lichtern hinüber.

„Weihnacht im Walde!" Armgard faltete die Hände unter ihrer Decke.

Da schüttelte eins der Pferde seine Schellen, das Rehchen floh in leichten Sätzen, ein Windstoß schüttelte die Äste, daß der Schnee umherstob, und zugleich erloschen die Lichter. Die Pferde zogen an; Friedrich hatte kaum Zeit, sich auf seinen Sitz zu schwingen, denn nun rasten die erschreckten Tiere auf dem bekannten Wege dahin, als würden sie gehetzt; der Schlitten flog wie geschleudert und kam noch eben an dem Prellstein vorbei, schurrte am Torflügel entlang, und die Brücke donnerte unter den aufschlagenden Hufen. Ein Knecht, der mit der Laterne aus der Stalltür trat, sprang herzu und faßte das Sattelpferd am Kopf. Auch der General war herbeigeeilt, trat in die Tür und schalt, indem er den erschrockenen

Damen aussteigen half: „Was fällt denn Dir ein, Friedrich, daß du fährst, wie besessen?“

„Der junge Herr von unten hat einen Christbaum im Walde gemacht, da haben sich die Pferde erschreckt.“

„Ich werde den jungen Herrn lehren, solche Faxen machen,“ rief der General ärgerlich.

„O, Papa! Es war wunderschön!“ sagte Armgard. „Ein Reh kam —“

„Er ist doch kein Kind mehr!“ Der General schalt unbeirrt weiter. „Ihr hättet können Arme und Beine brechen und das Genick noch dazu! Macht, daß ihr hereinkommt! Du zitterst noch, Henriette. Wie kommt er nur auf solche Albernheiten —“

„Ich glaube,“ meinte Armgard naiv, „es war für Melitta. Sie fragte neulich, ob wir einen Christbaum hätten, und Ralph sagte, einen sollte sie jedenfalls zu sehen bekommen.“

„Das kann der Monsieur mit seinen eigenen Pferden tun, aber nicht mit meinen,“ unterbrach sie der alte Herr verdrießlich.

Das Abendessen war anfangs ziemlich schweigsam, bis Armgard von neuem von dem Reh begann. Emmy, die fühlte, wie peinlich die Sache für Melitta war, sah ihre Schwester warnend an. Der Vater bemerkte es. Für ihn war Armgard immer noch die Kleine, die verzogen werden durfte, und so meinte er auch jetzt gutmütig: „So, nun erzähle einmal die Geschichte mit dem Rehchen.“ Als Armgard geendet hatte, streichelte er ihre Hand: „Es soll mich nicht wundern, wenn am Weihnachtsabend ein Gedicht auf meinem Platze liegt: ‚Weihnacht im Walde‘.“

„Das könnte wohl sein,“ sagte Armgard. Der Vater küßte ihre Hand, bevor er sie freigab.

„Du küßt Dich ja selbst!“ sagte sie, und beide lachten. Es war ein stehender Scherz zwischen ihnen, daß Armgard ihre einzige Schönheit, die Hand, von ihm habe.

Die Generalin sah die gute Laune wiederhergestellt, und da das Eisen so hübsch zu glühen schien, versuchte sie ein wenig zu schmieden. „Dieser Schnee ist wirklich recht unangenehm, schon wegen Malchens —“

„Wieso? Was hat die Mamsell mit dem Schnee zu tun?“ fragte der Hausherr.

„Du weißt doch, daß sie diesen Sommer ihre Mutter verlor.“

„Ich weiß,“ sagte der General, „daß sie den ganzen Sommer eine schwarze Fladrusche trug, obwohl ich nicht habe begreifen können, was die Mutter davon haben konnte, daß Malchen nach ihrem Tode als Schleiereule einherging.“

„Ja und die alte Dame hat ein Häuschen hinterlassen, und die Geschwister, die alle zerstreut sind, wollen jetzt zusammenkommen, um die Sache zu ordnen.“

„Warum taten sie denn das nicht im Sommer?“

„Sie wollten es auch, aber da meldeten sich Pritwitzens, Malchen wollte uns nicht im Stich lassen, und ich versprach ihr, daß sie zu Weihnachten gehen könnte. Deshalb ist mir der Schnee so ungelegen.“

„Ja, gewiß, das iſt ſehr unangenehm. — Gute Nacht!“ Der General ſtand auf und ging aus der Tür.

Die Zurückgebliebenen ſahen ſich ſchweigend an, bis Armgard meinte: „Ich glaube, Papa hat gar nicht verſtanden, daß Malchen nach Zoppeln *muß*.“ Und die Schweſter fügte hinzu: „Ich glaube, er hat nicht verſtehen *wollen*.“

„So kam es mir auch vor,“ ſagte Melitta.

Am nächſten Morgen erſchienen alle zu ſpät zum Frühſtück, und jeder erzählte, wie er erwacht ſei und geglaubt habe, es wäre noch Nacht, weil die unteren Scheiben zugeſchneit waren und das Zimmer verdunkelten.

„Und daß dieſer Schnee eben jetzt kommt, wo Malchen hinunter *muß*!“ ſagte die Generalin reſolut.

„Was hilft das, ſie *kann* eben nicht,“ erklärte der General kurz.

„Aber, Hans, ſie *muß*, — ſie *muß* nach Zoppeln und alſo nach Bodenſtein hinunter an die Bahn!“

„Mein Gott, Frau, Du ſiehſt doch ſelbſt, daß es nicht geht. Du würdeſt doch nicht ſo unverſtändig ſein, ſie fahren zu laſſen, wenn ſie auch ſo verrückt wäre, es zu verlangen.“

„Mein lieber Mann, durch das bißchen Schnee werden die Pferde doch noch durch können.“

„Das iſt kein bißchen Schnee, das iſt ein Schneefall, wie ich ihn noch nicht erlebt habe. Ich werde doch nicht die Pferde riskieren, um die Mamſell auf die Bahn zu fahren!“

„Die Mamſell,“ entgegnete die Hausfrau ſcharf, „iſt ſeit ſechs Jahren nicht vom Gut gekommen —“

„Habe ich ſie vielleicht gehindert?“

„Und den Pferden, die der Haſer ſticht,“ fuhr die Generalin fort, „wird es wahrhaftig nicht ſchaden, wenn ſie ſich auch einmal anſtrengen; Menſchen müſſen es doch auch.“

„Nein, dieſe Unvernunft der Frauenzimmer geht doch über alles Maß! Selbſt bei den Beſten richtet man mit Gründen nichts aus!“

„Und der Eigenſinn der Männer iſt wenigſtens ebenſogroß. — Kurz und gut, Hans, ich habe es ihr verſprochen, feſt verſprochen —“

„Das iſt eben force majeure —“

„Und ihre Schweſter kommt aus Berlin und ihr Bruder aus Chemnitz —“

„Und wenn ihr Onkel aus Buxtehude käme und ihre Tante aus Tripſtrill —“

„So iſt es aber immer,“ ließ ſich die Generalin fortreißen, „am liebſten ſetztet ihr die Pferde in die Kutſche und zöget ſie ſelbſt. Das ganze Jahr über freſſen ſie den teuren Haſer, und wenn ſie einmal etwas tun ſollen, ſind ſie nicht zu haben.“

„So!? — Schön, Henriette, nun *ſoll* ſie fahren, verlaß Dich darauf!“

Den ganzen Tag über ſchneite es unentwegt weiter. Als es am nächſten Morgen tagte, verſammelte ſich die Familie im Eßzimmer, und Malchen trat ein, um Abſchied zu nehmen. Sie hatte einen Handkorb am Arm und konnte ſich kaum regen unter all den Kleidungsſtücken, die ſie übereinander gezogen hatte.

„Ordentlich warm gemacht, Mamsell?“ klang es kurz vom Fenster her.

„Jawohl, Herr General. Die Frau General hat mir noch ihre alte Pelzkontusche gegeben, und ich habe meine wattierte Kapuze und mein Umschlagetuch noch oben drüber.“

„Und unten herum?“

„Ich danke, Herr General; ich habe ein wollenes Tuch um den Leib, denn wie ich bei Trilpitzens war, lag das Hausmädchen einmal vierzehn Tage — —“

„Hat Friedrich die Wärmsteine im Schlitten, wie ich ihm gesagt habe?“

„Jawohl, Herr General; zwei und eine Kruke —“

„Hier ist meine Feldflasche mit altem Kognak für den Notfall, Mamsell, verstehen Sie?“

„Ach, du lieber Gott, Herr General, das kann ich gar nicht verlangen.“ Dabei nahm sie das Fläschchen, und Armgard steckte es ihr in den Korb. Der General machte das Fenster auf: „Fertig?“

„Fertig!“ antwortete Friedrich vom Hofe aus.

„Nun, dann vorwärts!“

Aber nicht Friedrich erschien mit dem Schlitten, sondern der Knecht Weber auf einem Ackergaul mit einem zweiten am Halfter.

„Was ist denn das?“ fragte Armgard erschrocken. „Malchen soll doch nicht etwa —“

„Nein, Mamsell Naseweis, reiten soll sie nicht, die Pferde treten Weg. — Vorwärts!“ Da kam der Knecht Kürbitz auf einem breiten Lastschlitten mit vier Pferden bespannt.

„Darauf soll Malchen fahren?!“ Armgard schien heut unverbesserlich.

„Die machen Bahn,“ sagte der Hausherr mit grimmigem Behagen. „Habt ihr Hacken und Schaufeln?“

„Zu Befehl, Herr General.“

„Auch die Leinen und die zwei Leitern?“

„Zu Befehl, Herr General.“

Langsam zog das Gefährt zum Tore hinaus. Nun endlich kam Friedrich mit dem herrschaftlichen Schlitten. Von der ganzen Familie geleitet, trat Malchen aus der Tür und versuchte in den Schlitten zu steigen, was ihr aber mit all ihren Umhüllungen nicht möglich war.

„Na, da faßt einmal an,“ rief der General. Und von kräftigen Fäusten gehoben, glitt Malchen in den Sitz.

„Nein!“ schrie sie im gleichen Augenblick. „Dem Herrn General sein eigener Jagdfußsack, der bis oben geht — das tue ich nicht“ — aber schon hatten ihr die Männer lachend den Pelzsack übergezogen, die Röcke hineingestopft, und die Decke zugeknöpft, und der Schlitten fuhr unter lustigem Geläut davon.

Die Stimmung im Hause war etwas gedrückt, hob sich aber, als bald nach Mittag der Knecht mit den ledigen Pferden zurückkam. Sie hatten an einer Stelle wirklich Schaufeln und Hacke brauchen müssen, aber weiter unten schien es besser zu werden. Die Mamsell ließe noch vielmals danken, und Fräulein Emmychen sollte ja nicht vergessen, den Rest Preißelbeeren zu verbrauchen, der in der Speisekammer rechts auf dem Regal stünde.

Digitized by Google

Um vier Uhr kam Kürbitz mit den vier Pferden, aber ohne Schlitten.

„Seid ihr stecken geblieben?“

„Nein, Herr General, aber ich habe den Schlitten in Meyers Hof abgestellt; weshalb sollen ihn die Gäule jetzt den Berg heraufziehen; ich kann ihn holen, wenn Bahn ist.“

Es war längst dunkel, als man endlich das Klingeln des rückkehrenden Schlittens hörte. Aber was war das? Auf dem Schlitten erhob sich etwas Schwarzes, Spitzes. Der General war hinausgegangen, und man hörte sein dröhnendes Lachen, dann ein Hin und Her von Schritten und Stimmen, als ob eine Last abgehoben und ins Haus gebracht würde. Die Tür ging auf und herein kam — Mamsell Malchen!

„Malchen! — Um Himmels willen, was ist denn? — Was ist passiert? — Sind Sie krank? — Fehlt Dir etwas? — Sprich doch!“

Der General stellte sich an den Ofen und rieb sich die Hände vor Vergnügen; Armgard und Melitta schälten Malchen ängstlich aus ihren äußeren Hüllen. „Ach,“ sagte die weinend, „der Schnee!“

„Seid ihr nicht durchgekommen?“

„Laß sie doch erzählen!“ rief der Hausherr. „Erzählen Sie, Mamsell! Aber hübsch der Reihe nach!“

„Ach,“ sagte Malchen, „es ging ja so weit ganz gut, nur daß es langsam ging, und einmal mußten sie uns herausschaufeln; es war gut, daß wir das Zeug alles mithatten, aber schrecklich war's. Unten, wo die Schlucht ist, war wie ein Berg. Und es war alles so anders. Die Brücke war ganz fort, aber oben das Schwedenkreuz, da hatte der Wind den Schnee abgefegt, das stand frei. Und ich sage nur immer zu Friedrich: Friedrich, sage ich, ich brauche nicht in die Schweiz; an Schneebergen habe ich für mein ganzes Leben genug; schlimmer kann es da auch nicht sein. Wie wir an die Chaussee kamen, da war es besser. Und die Meyern kam aus ihrer Tür und sagte: ‚Ei du meine Güte, wo wollen Sie denn hin!‘ und gestern Abend noch um achte, wie sie schon schliefen, da hatte es gepocht, und ein Mann war da, mit einer Laterne und sie sollten kommen, sie steckten im Schnee; da war's der junge Steiger aus Kreuz und der alte Steiger und der Schwiegersohn saßen im Schlitten und konnten nicht vor- und nicht rückwärts. Dem Schwiegersohn seine Frau erwartete was Kleines, darum hatte er partout herunter gewollt. Da weckten sie den Knecht und gruben sie aus, und wie sie weiter wollen, da ist dem jungen Steiger immer, wie wenn da was wär', und da leuchten sie hin und da ist es ein Mensch. Und wie sie ihn umdrehen, da ist es der Knappe aus der Windmühle oben, der war unten in der Herberge gewesen, da dient eine aus Lammersdorf, mit der er geht, und er hatte gerufft und gerufft und zuletzt konnte er nicht mehr und war schon ganz steif. Der Knecht ritt nach dem Doktor. Der kam auch gleich nach drei Stunden, da hatten sie ihn aber schon aufgetaut, — aber wie der schrie, und der Doktor sagte, er müßte ins Krankenhaus, und ob sie ihm die Beine abnehmen täten, das wüßte er noch nicht.“

„Schrecklich! der arme, arme Mensch!“ riefen die Damen ganz ergriffen. „Und da seid ihr umgekehrt? Da kamt ihr wohl zu spät?“

„So laß sie doch erzählen, zum Kuckuck!“ sagte der General.

„Nein“ — Malchen schüttelte den Kopf — „zu spät kamen wir nicht. Um halb zwei waren wir auf der Bahn, und Friedrich setzte meine Kiste in die Halle und fuhr ab, und ich dachte, du trinkst noch eine warme Tasse, und ging in die Restauration. Da war es kalt, und da, wo das Büfett ist, saß eine Dame und hatte den ganzen Kopf eingemummt, und ich fragte, was sie hätte und ob ich Kaffee haben könnte? Und sie sagte ja, und sie hätte es so im Halse. Und nach einer Weile brachte sie den Kaffee, der war nicht sonderlich, und ich aß dazu aus meinem Korbe, denn die Butterfemmeln dort sahen alt aus, und ich dachte, für die gibst du dein gutes Geld nicht aus, und wer die Butter gemacht hat, weiß man auch nicht. Und da war es dreiviertel. Ich dachte, du nimmst derweile das Billett, ehe so ein Gedrang ist, aber ich mußte vielmal klopfen, bis daß der junge Mensch durch das Fenster guckte. Er sah mich schon so recht fiensch an und sagte: ‚Nun, meine Gute, was wollen Sie denn hier?‘ Ich wollte immer sagen: ‚Deine Gute bin ich noch lange nicht,‘ — aber ich dachte, dann wird er vielleicht grob. Ich sage also ganz höflich: ‚Ich wollte mir nur gütigst erlau'm, ein Billett nach Zoppeln, dritte Klasse.‘ Da sagt er: ‚Sie wollen also nach Zoppeln?‘ ‚Ja,‘ sage ich, ‚wieviel macht's denn?‘ ‚Kosten tut es zwei Mark funfzig,‘ sagt er, ‚aber das hilft Sie nichts.‘ ‚Warum denn nicht?‘ sage ich. ‚Weil die Züge nicht gehen‘ —“

„Keine Züge?!“ riefen die Damen im Chor. Der General lachte.

„Ja,“ sagte Malchen schluchzend, „und da grinst er mich noch so recht an, und ich frage: ‚Warum denn nur nicht?‘ ‚Wegen den Schnee, meine Gute,‘ sagt er. ‚Und,‘ sagt er, ‚das ist, was man eine öffentliche Kamalität nennt. Überall,‘ sagte er, ‚stecken die Züge fest. Zwischen Hamburg und Berlin einer, und zwischen Leipzig und Plauen einer, und bei Jüterbog und bei Halle, und sie haben schon zwei Regimenter von den Pienieren hingeschickt, die haben an langen Stangen den Leuten müssen Schinken und Würste und Brot reichen und Braunbier und Wärmflaschen, denn sie steckten schon vierundzwanzig Stunden im Schnee.‘“ Wie ich das hörte, wurde mir schon ganz schlecht, aber als ich an Friedrich dachte und ob der schon fort wäre und ich säße nun da und könnte nicht wieder nach Hause, da ging mir's den Rücken herunter wie ein kalter Eimer, und ich wußte ja nun nicht, wo Friedrich eingestellt hatte. Da fiel mir der Brief ein, den er hatte an die Frau Präsident bringen sollen, und ich sagte: ‚Ach, mein lieber guter junger Herr, wissen Sie vielleicht, wo die Frau Präsident wohnt.‘ — ‚Jawohl,‘ sagt er, ‚das kann ich Sie ganz genau sagen, gleich rechts von der Apotheke.‘ Da stellte ich meinen Korb neben die Dame, die es im Hals hatte, und bat sie, daß sie möchte ein bißchen acht geben. Ach aber —“

„Was war denn?“ fragten die Damen ängstlich.

„Der Schnee!“ schluchzte Malchen. „In der Straße ging es, da hatten sie mit dem Schneepflug Bahn gemacht, aber in den Gärten lag er bis an die Fenster, jeder Pfahl dickvoll, und auf den Dächern hing er über, wie wenn sie Kappen aufhätten, und wie das wird, wenn das alles 'runterkommt —“

„Na ja, aber wie ging's denn weiter?“

„Ach, ich konnte ja gar nicht vorwärts und wußte nicht, warum, da besann ich mich, daß ich das Tuch um den Leib gebunden hatte, das war gerutscht, und ich hatte die dicken Filzbabuschen an von meinem seligen Vater.“

„Ach, Du armes, armes Malchen!“ sagte Armgard mitleidig, während sich Melitta abwandte, um ein Lächeln zu verbergen.

„Und wie ich an das Haus kam, da klingelte ich in der Angst ganz unverschämt, und gleich hörte ich Charlotten entlang schuffeln. ‚Herrjeh! Malchen!‘ sagt sie. ‚Ach, Charlotte!‘ sage ich, ‚sagen Sie mir nur erst, ob unser Friedrich dagewesen ist!‘ ‚Nein,‘ sagt sie und lacht, ‚hiergewesen ist er nicht, aber gehen Sie nur in die Küche und sehen Sie zu, wer da sitzt und ißt Erbsensuppe mit Schweineohren, vielleicht kennen Sie den!‘ Da war ich aber froh. Nun kam die Frau Präsident heraus und fragte gleich nach allem, und, sagt die Frau Präsident, von der Suppe wäre nichts mehr da, aber Charlotte sollte mir gleich einen Speckeierkuchen machen. Ich sagte nein, das könnte ich nicht annehmen, denn ich wüßte von Trilpitzens her, was eine Stadtwirtschaft wär, wo man jedes Ei und jedes Stück Butter erst kaufen muß, und da wüßte man auch noch nicht, was man hätte —“

„Sagen Sie mal, Mamsell,“ unterbrach der General, „wie ist es denn mit meiner Feldflasche geworden?“

„Meinen der Herr General Ihre Kognakflasche?“

„Die meine ich allerdings. Die ist so ziemlich leer, scheint mir.“

„Viel ist nicht mehr darin —“ Malchen war sichtlich verlegen. „Ich hätte sie ja nicht angerührt, aber weil mir's doch der Herr General so auf die Seele gebunden hatte, und dann wäre es auch unchristlich gewesen, Friedrich nahm doch auch manchmal einen Schluck bei der Strapazie.“

„Na, dann denke ich, Sie gehen so schnell wie möglich ins Nest und schlafen die Strapazie gründlich aus.“

„Ja, heute schlafe ich ungewiegt,“ sagte Malchen, nahm ihre Sachen über den Arm und verschwand.

„Ich bin nur froh, daß es gut abgelaufen ist.“ Die Generalin hatte Tränen in den Augen. „Ich habe mich so geängstigt.“

„Weiß ich, Schatz, weiß ich,“ sagte der General. „Es war der reine Unverstand, und, ehrlich gestanden, ich tat es auch nur aus Trotz — da sehen Sie, Fräulein Melitta, wie es auch in der besten Ehe zugehen kann.“

Der General küßte seine Frau auf die Stirn, nickte den Töchtern zu und zog sich zurück, prallte aber in der Tür fast mit Malchen zusammen, die nochmals zurückkam, ein unansehnliches Papier in der Hand. „Das hätte ich bald vergessen. Das fanden sie in der Tasche von dem, der im Schnee lag. Der Briefbote unten hatte es ihm mitgegeben, weil er doch hinausging. Die Meyern wollte es schon wegschmeißen, weil es doch nichts mehr taugte, aber ich sagte: den Brief nehme ich mit; meine Herrschaft bringt schon heraus, für wen er soll.“

Der beschmutzte, zerknitterte Brief ging von Hand zu Hand. Die Tasche, in der er gesteckt hatte, mochte abgefärbt haben, denn das Papier, das durchnäßt gewesen war, wies braunrote Flecke auf, die Schrift war verwischt, die Marken

hatten sich abgelöst. Melitta drehte es ebenfalls hin und her. „Das Format ist wie Hahns Briefe," sagte sie, „und es scheint auch überseeisches Papier."

Emmy hatte ein Vergrößerungsglas geholt und betrachtete den Poststempel. „Es sieht aus, als endigte es auf ore, und dieser Buchstabe könnte ein S sein."

„Öffnen wir ihn daraufhin," entschied der General. „Haben wir uns geirrt, so wird es der Adressat unter diesen Umständen wohl entschuldigen."

Er öffnete behutsam den Umschlag und entnahm ihm einen Bogen, auf dem Melitta beim ersten Blick Alberts Schrift erkannte; zwei Blätter aus dünnerem Papier lagen darin, von dem ersten umschlossen und wohl erhalten; auch der äußere, obwohl etwas verklebt und verwischt, ließ sich lesen. Von Fanny kein Wort; was konnte ihr Albert zu sagen haben? — Und der Inhalt war überraschend genug. Es war eine Zuschrift der Herren Simmermann & Bowring von der Colville Bank, die, in Unkenntnis von Melittas Aufenthalt, Albert baten, ihr die Zeilen mit seiner Fürsprache zuzustellen. Sie hätten, schrieben sie, von einem New Yorker Großindustriellen den Auftrag erhalten, den Ankauf eines Teils der früheren Bergwerke zu vermitteln, und in dem Wunsche, ihr die gehabten Verluste in etwas zu ersetzen, die Tschuschnersche Besitzung vorgeschlagen. Dreißigtausend Mark etwa würden aus der sonst wertlosen Parzelle auf diese Art herauszuschlagen sein, und da es in Melittas Interesse läge, sich die gute Konjunktur zunutze zu machen, so hätten sie ihre Einwilligung, wie beisolge, formuliert. Sie bäten, ihnen diese mit ihrer, Melittas, beglaubigter Unterschrift womöglich umgehend zu schicken. Albert gab seinen Rat ebenfalls dahin ab, eine so unerwartet günstige Gelegenheit nicht aus der Hand zu lassen.

„Das ist ein Christgeschenk, das man sich gefallen lassen kann!" rief der General, und Armgard hatte schon eine Feder zur Hand: „Hier! Unterschreib! Versäume keinen Augenblick!" Melitta rückte lächelnd das Papier zurecht und tauchte die Feder ein; jedoch im Begriff zu schreiben hielt sie inne. „Papa pflegte zu sagen, abends beim Wein schlösse er nie einen Kauf, sondern warte stets den Morgen ab."

„Ihr Herr Vater war ein kluger Geschäftsmann, gewiß; aber was gibt es hier zu bedenken?" sagte der General. „Etwas ist doch besser als nichts."

„Es will immerhin bedacht sein," sagte Melitta. Der General verließ kopfschüttelnd das Zimmer.

Der Schlaf wollte Melitta in dieser Nacht lange nicht kommen, und als sie am nächsten Morgen wieder vor dem Briefe saß, war sie unentschlossen wie zuvor. Immer klang ihr das Gespräch ihres Vaters mit Lord Fanshawe im Ohr und die Namen Simmermann & Bowring als zweier Gauner, die an dem Zusammenbruch der Bank die Hauptschuld getragen hatten. Hätte sie nur Mac Hallans Meinung einholen können! Alberts Urteil war ihr nicht maßgebend, ebensowenig das der Delmenrieds, denen alle diese Verhältnisse fremd waren. Was hätte Volckardt wohl gesagt?! Der Gedanke, ihm zu schreiben, schoß ihr durch den Kopf, aber sie wies ihn ebenso schnell von sich. Mit bewölktem Gesicht kam sie zum Frühstück. Einer nach dem anderen fragte befremdet, was für Gründe sie

haben könnte, ein so vorteilhaftes Anerbieten zurückzuweisen. Doch in Melitta lebte etwas von ihres Vaters kaufmännischem Instinkt.

„Es kommt mir alles so verdächtig vor," erklärte sie. „Warum haben sie es so eilig damit, als wäre Gefahr im Verzuge? Ist das Land wirklich wertlos, warum bieten sie so viel dafür? — Sie nennen weder den Käufer noch das Unternehmen, das gegründet werden soll. Die Namen aber kenne ich, — Gauner und Galgenvögel habe ich sie nennen hören. Sie hatten selbst claims dort; sie müssen gute Gründe haben, ihre eigenen nicht herzugeben. — Ich möchte nichts mit ihnen zu tun haben. — Und schließlich ändern diese dreißigtausend Mark meine Lebenslage nicht so wesentlich; davon leben könnte ich doch nicht."

Armgard machte ein verdutztes Gesicht: „Dreißigtausend Mark ist doch furchtbar viel!" Und der Vater meinte ernst: „Ich möchte, ich könnte jedem meiner Kinder so viel hinterlassen."

Aber Melitta schüttelte den Kopf: „Ich will doch erst an Mr. Mac Hallan schreiben." Sie zog sich bald in ihr Zimmer zurück. Wieder legte sie die Papiere vor sich hin. Es war ihr schmerzlich, geldgierig und eigenwillig zu erscheinen und den wohlgemeinten Ratschlägen nicht zu folgen. Sie tauchte die Feder ein, aber wieder zog sie die Hand zurück. Schließlich schrieb sie an Albert und Mac Hallan und setzte ihnen ihre Bedenken auseinander; allein bei der Zeit, die bis zu ihrer Antwort verstreichen mußte, kam das einer Ablehnung gleich. —

Weihnachten ist ein trauriges Fest für ein bekümmertes Gemüt, doppelt schwer für den, der nirgends mehr daheim ist. Auch Melitta gedachte lebhafter als sonst der alten Zeit und der vorigen Jahre, wo sie und Volckardt oft so glückselig unter dem Lichterbaume gestanden hatten. Wie gütig war der Onkel immer gewesen, wie verklärte sich Tante Lydias liebes Gesicht in dem Bewußtsein, Freude um sich her zu verbreiten! Und voriges Jahr lag sie, Melitta, noch zerschlagen und gebunden an Leib und Seele in ihrem Zimmer in Singapore, und die Tage glitten unbeachtet an ihr vorüber.

Auch jetzt streiften ihre Gedanken Dietert nur widerwillig, wenn sie sich der Zeit erinnerte, wo sie sich darauf freute, in ihrem eigenen Hause im fernen Indien ein deutsches Weihnachtsfest zu feiern. Damals war ihr nur leid, daß ihr Vater dann wieder einsam in der weiten Welt sein würde, — und nun war sie selbst ein losgerissenes Blatt. Der Vater aber ruhte längst auf dem stillen Grunde der See, die ihm, wie manchem andern guten Seemann, das Schlummerlied sang. An das alles dachte Melitta. Und tapfer kämpfte sie gegen sich an, um niemandes Freude zu stören, nur nachts gönnte sie sich die erleichternden Tränen. —

Der Schnee schmolz im Tal, und wenn er auch auf den Höhen liegen blieb, waren doch die Wege wieder gangbar. Manches verspätete Weihnachtspaket, mancher Brief fand noch seinen Weg. So erhielt auch Melitta Nachrichten von Alwine und der Tante, und ein Schächtelchen Honigkuchen nach einem alten Rezept, das noch von der Großmutter mit den schönen Augen herstammte; auch von Konstanze kam eine Sendung mit elegantem Pelzwerk. Melitta mußte lächeln, als ihr Emmy und Armgard das Jäckchen anprobierten und ihr das Robbenmützchen aufsetzten. Das war so ganz Konstanze — in der Pfarre bei Remmerts wäre

das Geschenk wohl anders ausgefallen, aber nach Schloß Ried zu Generals, da mußte imponiert werden! Indessen sie hatte doch ausgesucht, wovon sie glaubte, daß es Melitta angenehm und nützlich sein könnte, hatte Braunkuchen und Lübecker Marzipan dazugelegt und es mit freundlichen Worten geschickt. Und Melitta hatte auch inzwischen einiges erfahren und kennen gelernt; sie hätte jetzt nicht mehr gesagt, sie wolle alles eher, als Konstanzens Haus wieder betreten; sie wußte nun, wieviel unter Umständen solch eine Zuflucht wert sein kann. So schrieb sie ihr eingehend und dankbar.

Für Melitta konnte es nichts Heilsameres geben, als dieses regelmäßige, ruhige Leben mit den täglichen Gängen in der reinen, frischen Höhenluft. Das Gefühl der Kraft und Gesundheit war ihr zurückgekehrt; ihre Züge rundeten sich, die Augen hatten aufs neue den ihnen eigenen Glanz, und die Wangen begannen sich zu röten.

Der Winter war vergangen und der Frühling bereits im Anzug, als eines Morgens ein junger Bauer vom Dorfe auf den Hof geritten kam und zum Fenster hinein seine Bestellung machte: „Viele Empfehle von der Frau Pastern, und der Herr Paster hätte heute nacht den Schlag gekriegt und würde wohl nicht wieder werden."

Auf das äußerste bestürzt ließ der General sogleich anspannen und fuhr mit seiner Frau zu den alten Freunden hinunter.

Sehr ergriffen kamen sie zurück. Der Vater ging schweigend in seine Stube, die Mutter berichtete den Töchtern. Der Zustand des Kranken war nach dem Ausspruche des Arztes hoffnungslos, doch wäre er bei Besinnung, denn als sie an das Bett getreten wären, hätte er nach oben geblickt, als ob er sie auf das Wiedersehen jenseits hätte vertrösten wollen; die Kanzel aber würde er nie wieder besteigen.

Traurig saß die Familie abends um den Tisch.

„Nun wird wohl bald ein neuer Pastor kommen," sagte Armgard mit Tränen in den Augen.

„Fürs erste vertreten ihn die benachbarten Amtsbrüder," meinte die Mutter, „aber bald wird die Stelle wohl ausgeschrieben werden müssen."

Melitta sah lebhaft auf, wurde rot und schwieg.

„Haben Sie vielleicht einen Kandidaten in petto, Fräulein Melitta?" Der General sprach es mit einem schwachen Versuch zu scherzen.

„Ich dachte nur unwillkürlich an den Bräutigam meiner Cousine, Dr. Ernst, der jetzt an einem Gymnasium angestellt ist; er hat mir so sehr gefallen."

„Ernst?" fragte die Generalin. „So hieß ja der Pastor, den wir damals so gern wollten, als die Gemeinde unseren guten Sauertopf vorzog. Erinnerst Du Dich, Hans?"

„Der ist jetzt Superintendent in Hallwinkel, soviel ich weiß."

„Das ist der Vater von meinem Vetter," erklärte Melitta. „Als ich ankam, war meine Cousine eben in Hallwinkel bei den Schwiegereltern."

„Das wäre doch ein merkwürdiges Zusammentreffen," sagte die Generalin. Ihr Mann bat: „Erzählen Sie uns doch näheres von dem Bräutigam Ihrer Cousine." Aufmerksam hörte er zu, während Melitta den Vetter zu beschreiben

verſuchte. „Ich bin aber parteiiſch,“ ſchloß ſie, „ſie ſind mir ſo ſehr lieb, und ich gönnte es ihnen ſo, und ich glaube, ſie würden vorzüglich hierher paſſen.“

Der General überlegte ein Weilchen. Dann ſagte er: „Schreiben Sie doch an Ihren Vetter und fordern Sie ihn auf, einmal hier vorzuſprechen. Über die Probepredigt kann man ja verhandeln, wenn die Zeit kommt.“ Melittas Geſicht ſtrahlte.

„Gleicht Dir Deine Couſine?“ — „Iſt ſie ein bißchen wie Du?“ forſchten Emmy und Armgard.

„O nein, nein! — Sie iſt blond und ſtattlich und viel netter!“ —

5.

So fand er ſein altes Herze wieder.
Gottfried von Straßburg.

Emmy, Melitta und Armgard ſaßen beieinander und beſſerten die Gardinen nach der Frühjahrswäſche aus, als der General ins Zimmer trat und rief: „Bei dieſem Sonnenſchein hockt ihr in der Stube, Mädchen? Hinaus mit euch! ‚naus! ‘naus! Immer ‘naus!‘ wie unſer alter Doktor ſagt.“

„Mich lockt’s ſchon lange, Papa!“ Armgard legte ſofort ihre Arbeit nieder. „Folgt mir, Kameraden! Ich gehe alleweile in den Wald!“

Melitta ſah zögernd auf Emmy. „Geht nur,“ erklärte dieſe. „Ich mache nur noch ein paar Stiche; ich hole euch ſchon ein.“

Langſam gingen Armgard und Melitta vorauf. Als ſie den Fahrweg überſchreiten wollten, wurden ſie durch einen mächtigen Buchenſtamm aufgehalten, der auf drei Räderpaaren von einer Reihe Ochſen zu Tal gezogen wurde.

„Sieh doch, welch ein rieſiger Baum!“ ſagte Melitta. Armgard hörte ſie nicht. Ihr Blick haftete an einer Stelle, die verjährte Einſchnitte aufwies; die hochgewölbten, zerriſſenen Narben zeigten, daß es lange her ſein mußte, ſeit die Rinde geritzt wurde, aber noch war ein Herz zu erkennen, und darin verſchlungen ein H. und E. Armgard ſah bewegt aus.

„Bitte, Melitta, laß uns einen anderen Weg nehmen. Und nicht wahr, Du ſagſt hiervon nichts? — Zu niemand? — Es könnte ihnen vielleicht weh tun.“

„Darüber ſei ganz ruhig.“ Melitta rührte die Zartheit, mit der Armgard, ahnungslos, daß ſie ſich die Zeichen zu deuten wußte, vermied, Emmy zu nennen.

Nach einer Weile kam Emmy ihnen nach, ſie gingen zuſammen bis an die „Weihnachtsfichte“. Dort trafen ſie Ralph. Es ſchien faſt, als habe er ſie erwartet; er hielt ein winziges Sträußchen in der Hand, Kellerhals, ein paar Leberblumen und Anemonen und etwas Efeu.

„Hier —“ wandte er ſich an Melitta, „der Pochernwald ſendet Ihnen den erſten Frühlingsgruß!“

Melitta nahm die Blumen mit freundlichem Dank.

„Kommſt Du nicht mit, Ralph?“ fragte Armgard. „Wir müſſen jetzt wohl umkehren.“

Er begleitete ſie und war beſonders aufgeräumt und geſprächig. Zu Hauſe trat Armgard, gefällig wie immer, mit einer kleinen Vaſe zu Melitta. „Hier,

ſtecke Dein Sträußchen gleich ins Waſſer," ſagte ſie liebenswürdig. Dann, als Melitta zögerte: „Wo haſt Du es denn?"

„Ich — ich habe es verloren —." Melitta war ſichtlich verlegen.

Ralph verabſchiedete ſich nach einer Weile; niemand verſuchte ihn zurückzuhalten.

Abends, als Melitta im Begriff war, ſich auszukleiden, fand ſie auf ihrem Spiegeltiſch ein zuſammengefaltetes Blatt mit der Aufſchrift: „Für Dich allein" in Armgards Handſchrift. Sie ſchlug es auseinander und las:

Da fällt der ſäulengleiche Baum
Schnell unter mächt'gem Beileshiebe,
Damit auch nicht ein Schattentraum,
Auch nicht ein Waldeszeichen bliebe.

Denn lange, lange Zeit mag's ſein,
Da ſchnitten zwei in ſeine Rinden
Zuſammen ihre Namen ein.
O ſel'ger Tag in Waldesgründen!

Sie liebten ſich, ſie trennten ſich
Und fanden beide nie ſich wieder.
Und durch das Waldesrauſchen ſchlich
Kein Echo ihrer Jugendlieder.*)

Da öffnete ſich leiſe die Tür; Melitta hatte nur eben Zeit, das Blatt in ein Buch zu ſchieben, ehe Emmy eintrat.

„Ach, Melitta," ſagte ſie, „war denn das nötig? Mußteſt Du das Sträußchen verlieren?!"

„Ja," gab Melitta leiſe zurück. Emmy ging auf und nieder; ſie konnte Melittas Geſicht nicht ſehen, denn dieſe bürſtete mit geſenktem Kopfe ihr Haar.

„Iſt es denn gar nicht möglich," begann ſie endlich wieder, „daß einer ſich die Erlebniſſe des anderen zunutze macht? Muß denn jeder ſeine eigenen Erfahrungen machen? Kann man nicht wenigſtens das von einem verunglückten Leben haben, daß man jemand, den man liebt, vor dem gleichen Schickſal bewahren kann? — Meinſt Du, Melitta, ich wüßte nicht, was all dieſem zugrunde liegt? — Als ob ich nicht geſehen hätte, wie Du unruhig wirſt, wenn die indiſche Poſt fällig iſt, wie Du aufglänzeſt, wenn Du einen Brief von Fanny haſt, wie Du dann die Enttäuſchung nicht verbergen kannſt und tagelang bedrückt biſt, weil er nicht enthält, was Du erwarteſt. Und worauf warteſt Du? Der Mann kann ſelbſt mit Feder und Tinte umgehen, und wenn er nicht ſchreiben will, er hätte längſt einen Gruß ſenden können. Du warteſt auf etwas, das niemals kommen wird. Du verlangſt nach dem Mond und greifſt nach den Sternen, und das Gute, das vor Deinen Füßen liegt, ſiehſt Du nicht. Kannſt Du denn keinen Strich machen und ein neues Leben anfangen? — Die Menſchen nennen das Treue, wir halten es ſelbſt dafür, und es iſt doch oft nichts als Schwerfälligkeit und Eigenſinn. Wie

*) Von Helene Reil.

ein unartiges Kind sagt man zum Schicksal: ‚wenn ich das nicht haben soll, will ich gar nichts'. — Und Ralph ist wohl des Opfers wert. Sieh, ich will ganz aufrichtig mit Dir sprechen. Sein Vater war hier wenig beliebt. Wäre er hierher gekommen, hätte sich ein hübsches Haus gebaut und schlecht und recht unter uns gelebt, man hätte ihn gefeiert als den ausgezeichneten und hochverdienten Mann, der er war. Aber er baute sich eine Burg, wie sie in unsere Zeit nicht mehr paßt; man erzählte sich, wie er sich den Adel verschafft habe; er liebte nicht, auf seine Berühmtheit angeredet zu werden, und die umwohnenden Familien hielten sich zurück. Mit dem Sohn ist das anders. Er ist seinen Weg ernst und streng gegangen. Der Vater ließ ihn beständig fühlen, daß er nicht gleich ihm begabt war, aber Mutter und Sohn hingen mit Zärtlichkeit aneinander. Ralph trägt sie auf Händen, wie Du selbst gesehen hast. Er hat sich seine Stellung gemacht. Es müßte ihm wünschenswert sein, in eine der angesessenen Familien zu heiraten, und er wäre überall willkommen, und er wählt Dich, die Du fremd bist und bürgerlich; etwas Vermögen muß ihm erwünscht sein, und er wirbt um Dich, die Du keins hast. Eine so reine, uneigennützige Liebe ist wohl etwas Seltenes heutzutage und etwas sehr Köstliches; es ist doch wenigstens der Überlegung wert. Und nun zu sehen, wie ein anderer solch ein Juwel, solch ein seltenes Glück achtlos von sich stößt —"

„Nicht achtlos," schaltete Melitta ein. Aber Emmy fuhr fort:

„Sieh, wie gut es der liebe Gott mit mir meinte. Er nahm mir ein Glück, das keins war, denn ich wäre ja verkommen an Leib und Seele mit einem Charakter, wie der von Heinrich sich gezeigt hatte. Ein Jahr nachher verlor mein Vetter Wedel seine Frau, und nun kam er und bat mich, bat mich wiederholt auf das herzlichste und zarteste, seinen Kindern eine Mutter zu sein, und die Eltern wünschten es auch so sehr, und ich konnte mich nicht entschließen. Einmal hatte ich geliebt, einmal und nicht wieder, sagte ich mir. — Und nun heiratete er eine Witwe aus der Nachbarschaft, eine vornehme Erscheinung. Sie meinte es vielleicht nicht so schlimm, aber sie hat wohl überhaupt nicht viel Herz und etwas Sarkastisches und Kaltes in ihrer Art, wie es Kinder nicht ertragen können, denn Kinder brauchen Liebe und Güte. Der Sohn verließ das Vaterhaus, um es nie wieder zu betreten, und die Tochter wollte auch fort, um jeden Preis. Sie verlobte sich gegen den Willen des Vaters mit einem Manne, der trank und als brutal bekannt war. Sie sah dann freilich ihren Irrtum ein und wollte noch kurz vor der Hochzeit zurücktreten, aber das gab Wedel nicht zu. Eine Tochter von ihm bräche ihr Wort nicht. Sie ist dann nach langen bösen Jahren geschieden worden, aber der Sohn ward ihm zugesprochen. Sie vertritt jetzt die Stelle der Hausfrau in einer reichen Familie in Kassel. Alle Jahre, wenn der Mann in Karlsbad ist, besucht sie ihren Walter. Der arme Junge ist dem Vater ein Dorn im Auge; er wurde während der Scheidung geboren, war immer welk und ist jetzt ganz verkümmert. Wenn sie fortgeht, klammert er sich an sie und bittet verzweifelt, sie möchte ihn mitnehmen. In diesem Sommer war sie bei uns, weinte so herzbrechend und sagte mir mit der Rücksichtslosigkeit des Unglücks: ‚Hättest Du damals Papa geheiratet, es wäre alles, alles anders.' — O," fuhr Emmy fort und schlug die Hände vor das Gesicht, „wenn wir einst Rechenschaft geben sollen von jedem

unnützen Wort, wie soll ich dieses Nein vertreten!" Ohne sich umzusehen, verließ sie das Zimmer.

Am nächsten Morgen begegnete ihr Melitta, die fertig zum Ausgehen in die Tür trat. „Soll ich Dich begleiten?" fragte sie.

Aber Melitta lehnte dankend ab: „Ich möchte eben jetzt lieber allein sein." Sie ging in ernsten Gedanken den Waldweg hinauf. Emmys gestriger Ausbruch hatte sie erschüttert; sie fühlte tief, wie Menschen tun, die sich nicht leicht äußern können. Hatte Emmy nicht vielleicht recht? Faßte sie wirklich nach den Sternen und ging achtlos an dem vorüber, was ihr zum Glück werden konnte? Sie versuchte sich vorzustellen, wie es sein würde, wenn sie, wie Emmy sich ausdrückte, einen Strich machte und ein neues Leben anfinge. Und wie am ersten Tage führten sie ihre Schritte unbewußt auf die Felsenkanzel, und sie sah hinüber, wo das alte Gemäuer der Pochernburg sich zeigte.

Dort also, in diesem abgeschiedenen Fleckchen Erde würde sich ihr Dasein abspinnen. Den Freunden auf Schloß Ried würde sie nahe sein, mit Emmy und Armgard schwesterlichen Verkehr haben. Behütet und geliebt würden ihre Tage hinfließen; der Freundeskreis in Hamburg, Fanny vor allen, würde sich mit Recht über eine solche Heirat freuen. Ralph war ein goldener Charakter und ein intelligenter Mensch, wenn auch kein bedeutender; im Zusammenleben mit ihr würde er das Verständnis ihres früheren Lebens wohl gewinnen, soweit das möglich war. Die Mutter, diese liebe mütterliche Mutter, würde sie an ihr Herz nehmen, ihre Stütze und ihr Trost sein — Trost?! Heiratet man einen Mann, um Trost bei seiner Mutter zu suchen? — Und was ist das für eine Seelengemeinschaft, die man sich erst erwerben muß! — Diese Leute alle, so gütig, so vortrefflich, so wohlunterrichtet sie waren, gehörten nicht zu ihrer Welt; es gab ein Interessengebiet, in das sie ihnen nicht folgen, ein anderes, in dem sie heimisch war, das sie ihnen nicht erschließen konnte. Emmy stand an echter Bildung und innerer Reife weit über Fanny, und doch war sie sich Emmy gegenüber in tiefster Seele einer trennenden Schranke bewußt, die sie bei Fanny trotz eigener geistiger Überlegenheit nie empfunden hatte, so viel tat die Gemeinsamkeit der gewohnten Anschauungen, der anerzogenen Begriffe. Ralph würde sie lieben und bewundern wie einen seltenen, eigenartigen Schatz, aber manches Mal würde sie im Vaterland wie in der Fremde sein, wie Melusine würde sie in ihres Mannes Hause leben. In den Augen ihrer jetzigen Umgebung war der Kaufmann nicht, wie er ihr erschien, der Träger der Kultur, der Vorkämpfer im großen Wettbewerb der Völker, — ihnen war er doch im Grunde der Krämer, der um eigenen Gewinnes halber sich um Geld und Gut abmüht. Sie wußten über Schiffe und Schiffahrt, was gebildete Leute heutzutage darüber wissen, aber das ganze Getriebe, die Welt der Arbeit, die selbstverständliche Tapferkeit des Berufs, die Kette der Kräfte, die den Erdball umspannen und sich die goldenen Eimer reichen, — das alles waren für sie erworbene Begriffe, und ihr war es Leben, wirkliches, frisches, gewaltig pulsierendes Leben. Unwillkürlich richtete sie sich auf, als ob sie eine Last abwürfe. Nein, nein! und abermals nein! Hierher gehörte sie nicht!

Viel weltentlegener als dieſe Heimatſtätten liegt das Bungalow auf der Spitze vor Pulo Barri; auch dort rauſcht es in den Wipfeln und ſchäumt es in der Tiefe, aber hinter den leichtgefiederten Palmen hebt ſich ein dunkelblauer Streif gegen den Himmel ab. Das iſt die große Heerſtraße der See; da ziehen ſie entlang, die fernen Dampfer, wie mattgraue Striche mit feiner Rauchfahne, und die mächtigen Segler ſchweben am Horizont wie leichte Sommerwölkchen. Melittas Herz weitet ſich bei dem Gedanken.

Greift ſie wirklich nach den Sternen? — Weshalb läßt er ſie Monat um Monat ohne Gruß, ohne Nachricht? Vergeſſen hat er ſie nicht; wie ſollte Volckardt ſie vergeſſen! Er, der mit ihr ſprach, da er ſie wiederfand, als hätte er ſie geſtern verlaſſen. Ein Grund lag allerdings nahe. Volckardt liebt ſchlanke, bräunliche Frauen mit zarten Farben und Formen. So verſprach ſie einſt zu werden, ſo war die Frau, die er verloren hatte. Sie glichen ſich in ihrem äußeren Typus, ſie hatte es wohl bemerkt. Und als er ſie wiederfand, das Haar glanzlos und verfilzt, Geſicht und Arme bis zur Unkenntlichkeit von offenen Wunden und Hautlappen entſtellt! — Mann bleibt Mann, — auch wenn der friſche, ſchreckliche Verluſt der Frau ſolche Gedanken damals hätte aufkommen laſſen, war es nicht übergenug, um jeden abzuſchrecken? — Gewiß jeden, aber nicht Volckardt. Nein — Volckardt nicht. An ſich hätte ſie zweifeln können, aber nicht an ihm. Und wenn er nun kam, und ſie hätte den Strich gemacht gegen ihr Gewiſſen, gegen ihr innerſtes Gefühl? — Nein, nein, und abermals nein! — Auch wenn er niemals käme. „Bleib nur Dir ſelber treu," hätte er geſagt, wenn ſie ihn hätte fragen können. Sie warf noch einen Blick hinüber auf die Pochernburg. Ruhig und einig mit ſich, wandte ſie ſich dann zum Gehen.

Als ſie durch den Wald ſchritt, ſah ſie Ralph kommen. Sie gingen beide gleichmäßig weiter; als ſie ſich erreichten, blieb Ralph ſtehen. Er behielt den Hut in der Hand und ſah ſehr ernſt aus; offenbar wollte er ihr Gelegenheit geben, ihn anzureden, im Falle ſie die geſtrige Zurückweiſung wieder gut machen wollte. Aber ſie ſenkte nur grüßend den Kopf und ging vorüber. Sie fühlte, wie er ihr nachſah, und empfand die Bitterkeit, die in ihm aufſtieg: ‚Ich hatte kein leichtes Leben; jederzeit habe ich mein Beſtes getan, und weiter habe ich nichts gehabt, und nun — noch das!'

Als ſie zurückkehrte, rief ihr Armgard entgegen:

„Dein Vetter Ernſt iſt da! Ich wollte ihn zu Papa führen, aber er wollte zuerſt Dich ſprechen. Mama ſagte, das wäre ganz richtig, und ich habe ihn in den blauen Salon ‚gelaſſen', wie Malchen ſagt."

Beſchleunigten Schrittes trat Melitta in das bezeichnete Zimmer. Der Gaſt ſtand am Fenſter und kehrte ſich bei ihrem Eintritt zu ihr. Das war nicht Ernſt. Ernſt war größer; er hatte nicht ſo breite Schultern; er war nicht ſo ſonnenverbrannt, ſo hell von Haar; es ſtrebte ihm nicht über der Stirn in die Höhe. Nein — das war nicht Ernſt . . . .

Langſam trat Volckardt auf ſie zu und breitete ihr die Arme entgegen, und aufatmend ſchritt ſie vorwärts. Was nun geſchah, ob ſie ſprachen, was ſie ſagten, das wußten ſpäter beide nicht mehr. Aber nun ſaß ſie neben ihm, den Kopf an

seiner Schulter, in seinen Arm geschmiegt, Tränen der tiefsten Erschütterung, der seligsten Freude in den Augen.

Ja, da war es, das Glück, das echte, rechte, das wahre, das einzig mögliche Glück, von dem es auch heißen kann: ein Tag in seinen Vorhöfen ist besser, denn sonst tausend.

Hier war kein Schwanken und Überlegen. Sie kam zu ihm, wie der verwehte Vogel zum Neste kehrt, und als er sie an seine Brust nahm und sie seine Stimme wieder hörte, hatte sie alles wieder, was sie je verlor. Vater- und Mutterliebe, die alte Heimat, ihre Jugend, ihre Kindheit, alles lebte ihr in ihm wieder auf.

Nun waren die Dinge bald erklärt; er hatte nicht schreiben wollen, ehe das Trauerjahr um war. „Das war ich meiner armen Annie und ihren Eltern schuldig," — aber er war wiederholt bei Fanny gewesen, hatte sich nach Melitta erkundigt, sie grüßen lassen, und Fanny, die ihr jede Kleinigkeit ihres Haushalts, jedes Vorkommnis in ihrer Kinderstube mitteilte, hatte hiervon nichts gesagt. Melitta begriff wohl weshalb. Sie hatte ihr die Pochernburg beschrieben, und Fanny hatte schneller als sie selbst die Neigung des jungen Burgherrn herausgefühlt und den Gang der Ereignisse nicht durch Erinnerungen an den Jugendfreund beeinflussen wollen. Die kleine Patrizierin mochte auch in Volckardt den Gärtnerssohn nicht ganz vergessen können.

Plaudernd hielt Volckardt Melittas Handgelenk umfaßt.

„Ja," sagte sie, seinem Blicke folgend, „der Reif hat mir täglich gefehlt."

Volckardt zog ihn hervor und streifte ihn über ihren Arm. „Ich hoffe, von diesem brauchst Du Dich nicht wieder zu trennen."

„O, wie hast Du ihn wiederbekommen?" rief sie erfreut.

„Es ist derselbe nicht; ich habe Dir einen anderen gehämmert. Aber noch etwas bringe ich Dir, das Du nicht erwartest." Er entnahm seiner Brieftasche ein engbedrucktes überseeisches Zeitungsblatt. „Das hat mir Hahn noch im letzten Augenblick an Bord gebracht. Er hat Dir nicht voreilig die betreffenden Depeschen mitteilen wollen und will nicht schreiben, bis er seiner oder vielmehr deiner Sache gewisser ist. Mit nächster Post erwartete er die Bestätigungen aus Colville. Unterdessen ist hier wenigstens die Taube mit dem Ölblatt. — Hier, der rote Strich."

Es war ein Exemplar des Colville Messenger, der unter der fettgedruckten Spitzmarke: Gold!! seinen Lesern einen jener Glücksfälle mitzuteilen die Freude hatte, wie sie in diesen scheinbar unerschöpflichen Minendistrikten sich nicht allzu selten zu ereignen pflegen. Der unvorhergesehene Sturz der Talantas Kupferwerke, die bis dahin so reichen Gewinn abgeworfen hätten, wäre noch in aller Gedächtnis, besonders durch die infolge davon eingestellten Zahlungen der Colville Bank, die so viele in Wohlstand und Überfluß Lebende in bittere Not und Bedrängnis gebracht hätte. Wie schon manchmal, hätte sich auch hier gezeigt, daß gerade die Größe des Unglücks zur Rettung geworden wäre, denn von dem Verkauf der Minen habe bei dieser vollständigen Entwertung nicht die Rede sein können, und sie seien auf diese Art den Besitzern größtenteils erhalten geblieben. Um wenigstens etwas Nutzen aus dem Inventar zu ziehen, hätte man die zum Betrieb nötigen

Einbauten und maſchinellen Einrichtungen verkaufen wollen und wäre bei den Abräumungsarbeiten am Abhange der Südoſtmine auf einen mächtigen Quarzgang mit reichlich eingeſprengtem Gold geſtoßen. Dieſe für den ganzen Bezirk ſo bedeutſame Entdeckung ſei beſonders dadurch merkwürdig, daß der leider inzwiſchen verſtorbene Mr. M. Tſchuſchner ſeinerzeit an demſelben Orte nach Gold geſucht, alſo damals ſchon auf der richtigen Fährte geweſen ſei, ein Beweis mehr für die Findigkeit dieſes um die Stadt ſo hochverdienten Mannes — uſw.

Melitta ließ die Hand mit dem Blatte ſinken. „Wie wunderbar!“ ſagte ſie. Und dann, nach einer Weile näherer Beſprechung, ſchloß ſie: „Und nun müſſen wir hinüber. Ich muß Dich vorſtellen und ihnen alles erzählen.“

„Alles?!“

„Alles!“ wiederholte Melitta, und beide lächelten.

Die Überraſchung der Familie war groß, als ſich anſtatt des erwarteten Kandidaten ein indiſcher Bräutigam entpuppte. Er gefiel ihnen durchaus in ſeiner ſchlichten, ſicheren Art. Das Geſpräch bei Tiſch war lebhaft und angeregt, immer aber wandten ſich die Blicke auf Melitta zurück. So hatten ſie ſie noch nie geſehen, das Antlitz durchleuchtet von der Freude Licht. Nun lag in ihren Augen jener ruhige Schimmer vollkommenen Glücks, den in ihnen zu erblicken die Lebensſehnſucht ihres armen Vaters geweſen war.

Nach Tiſche ſetzte Volckardt ſeine Pläne für die Zeit auseinander, die er in Europa zuzubringen gedachte.

„Gehſt Du denn nun fort?!“ ſagte Armgard beſtürzt zu Melitta.

„Wir beabſichtigen, morgen zu Paſtor Remmerts zu fahren,“ erklärte Volckardt. „Wir müſſen dorthin, als zu Melittas nächſten Verwandten, und der Onkel kann uns trauen. Er wird uns auch angeben können, wie man ſich einen Dispens verſchafft, um die Trauung möglichſt zu beſchleunigen.“

„Hierin wenigſtens können wir Ihnen behilflich ſein,“ erklärte der General. „Der Vetter meiner Frau iſt der dortige Staatsminiſter. Ich kann ihm noch heute ſchreiben, und Sie können den Dispens morgen, ſpäteſtens übermorgen, telegraphiſch haben. — Aber warum bleiben Sie nicht bei uns? Sie können ja den Verwandten ſpäter Ihren Beſuch machen. Wir telegraphieren an Ihren Vetter, den Kandidaten Ernſt, der kann herkommen und Sie trauen und damit zugleich ſeine Probepredigt ablegen. Was meinſt Du, Frau?“

„Ich habe auch ſchon daran gedacht —“

„Ich möchte es wohl gerne,“ ſagte Melitta zögernd, der eine Traurede des Onkels und ein Aufenthalt im Pfarrhauſe mit Volckardt keine angenehme Vorſtellung war. Und Armgard fiel lebhaft ein: „Das wäre herrlich! Du würdeſt in der Hauskapelle getraut und Ralph käme als Standesbeamter herauf wie bei fürſtlichen Perſonen.“

„Es wäre mir bei weitem das liebſte,“ ſagte Melitta, die nun plötzlich Emmys betretenen Geſichtsausdruck verſtand, „aber der Onkel möchte es doch ſchmerzlich empfinden, wenn man ihn übergiuge. Sie haben mich ſo gütig aufgenommen, ich möchte ſie um alles in der Welt nicht kränken.“

Digitized by Google

Dann holte sie das australische Zeitungsblatt und übersetzte ihnen lesend den Artikel, der ihr so goldene Aussichten für die Zukunft eröffnete. Den Zuhörern war es, als spiele sich vor ihren Augen ein Märchen ab.

Am nächsten Morgen saßen sie zum letztenmal beisammen; man versuchte, Unterhaltung zu machen, aber es wollte nicht gehen. Der Wagen kam; man erhob sich, und Volckardt trat auf die Generalin zu. Er berührte ihre Hände ehrfurchtsvoll mit seinen Lippen und sagte mit bewegter Stimme, es sei ihm nicht gegeben, auszusprechen, was er tief empfände, aber er bäte sie zu glauben, daß weder er noch Melitta jemals vergessen könnten, wieviel sie ihnen zu danken hätten, und wie sie Melitta zu der Zeit, wo sie ganz verlassen gewesen wäre, zu sich genommen, ihr eine Heimat gegeben hätten, wo sie gesunden und sich nach all ihrem Leid hätte wiederfinden können. — Es wäre ja unwahrscheinlich, aber bei den jetzigen Verkehrsverhältnissen doch immerhin möglich, daß einmal jemand, an dem sie Anteil nähmen, nach Singapore käme; dann möchten sie nicht vergessen, daß sie dort Freunde hätten, auf die sie sich jederzeit verlassen könnten.

Keiner vermochte ein Wort zu sprechen; Armgard schluchzte. Die Generalin schloß Melitta mütterlich in die Arme und küßte sie mit leisen, warmen Worten. Dem General waren die Augen feucht; er legte Melittas Hand in seinen Arm und führte sie so über die Schwelle seines Hauses an den Wagen. Im Hintergrunde stand das Gesinde und sah dem Vorgang mit Teilnahme zu, und noch lange erhielt sich im Schlosse die Erinnerung an den goldenen Regen, der sich an jenem Morgen über sie ergossen hatte. Ein letztes Winken und Grüßen, und der Wagen rollte über die Brücke in den Wald hinein.

An einer Biegung des Fahrwegs, wo man durch eine Lichtung noch einmal Schloß Ried liegen sah, bog sich Melitta vor und sah zurück. Da standen auf der Terrasse noch immer die vier Gestalten und blickten dem schönen Sterne nach, der so unerwartet in ihr Leben getreten war und nun ebenso plötzlich daraus wieder verschwand.

Druck von Velhagen & Klasing in Bielefeld.

Velhagen & Klasings

Roman-Bibliothek

Siebzehnter Band (Schlußband)

Der panische Schrecken. Roman von Luise Glaß	Seite 1–140
Franzinens Geschichte. Roman von Agnes Harder	„ 141–238
Der Sterngucker und die Pensionsmama. Von Paul Oskar Höcker	„ 239–262
Der rote Korân. Von Carl von Vincenti	„ 263–286

Beigabe zu Velhagen & Klasings Monatsheften, XXI. Jahrgang 1906/1907

Bielefeld und Leipzig

Verlag von Velhagen & Klasing

Der panische Schrecken

Roman von
Luise Glaß

Erſtes Kapitel.

Obwohl Hartmut Wendelin am Fenſter ſaß und ſeine klaren grauen Augen auf die Landſchaft richtete, ſah er doch nichts von dem freundlichen Fluß, an deſſen Ufer der D-Zug talein fuhr.

Weich geſchwungene Hügel, fröhliche Städte, ragende Burgen in allem Schmuck des Frühlings glitten unbeachtet vorüber, weder die Muſik der Räder, noch der Lärm der Mitreiſenden kamen ihm zum Bewußtſein. Die verlaſſene Arbeit hielt ſeine Gedanken zu feſt, als daß ſie den Bericht der Sinne hätten vernehmen können.

Er war ungern gereiſt.

Die letzten Verſuche hatten ihm eine Überraſchung gebracht, über die er noch nicht völlig klar ſah; er ſehnte ſich nach dem Laboratorium. Aber nicht nur deshalb war ihm die Reiſe leid. Und das ganze Mißbehagen, unter dem er ſich dennoch dazu entſchloſſen hatte, überfiel ihn aufs neue, als der Zug hielt.

Jetzt ſah er die Landſchaft, ſah die Türme, die ihm die Stunde des Doktorexamens geſchlagen hatten.

Durch, ſagte er und ſtieg aus.

Seit ſeinem Doktorſchmaus war er der fröhlichen Muſenſtadt fern geblieben. Sehr abſichtlich, denn er wollte ſich die ſtrahlende Erinnerung nicht verderben laſſen. Hier hatte er den Schläger geſchwungen, hier hatte er ſeinem Meiſter feurig Gefolgſchaft geleiſtet, hier hatte ihn der Ehrgeiz gepackt, dieſem Meiſter ähnlich zu werden, hier hatte er geſchwärmt und zuerſt Glück und Qual ſchöpferiſcher Arbeit geſpürt.

Das war ſeine Jugend geweſen, die Jugend war leider vorbei; aber ihr Bild ſollte ihm wenigſtens bleiben, ohne daß die gleitende Zeit Tag für Tag etwas davon abbröckeln und abblaſſen durfte, bis er ſelbſt mit dem beſten Willen nicht mehr zu erkennen vermöchte, wie ſchön es einſtmals geweſen war.

Alſo fernbleiben — die Ferne ſchenkt uns den blauen Duft der Schönheit und verhütet Entzauberung.

Durch zehn Jahre hatte Hartmut Wendelin danach gelebt, nun aber kam der Zwang. Seinem alten Lehrer mußte er die Ehre geben, zu Hermann Rinkharts Jubiläum durfte er nicht fehlen, Hermann Rinkhart zuliebe dachte er ſich mit Anſtand durch alle Enttäuſchungen hindurch zu ſchlagen.

Und er würde viel guten Willen dabei aufwenden müſſen, denn das Leben hatte einen hämiſchen Haß gegen jede Art von heilig und heimlich gehaltenen Idealen. Nur alles hinaus an Licht und Luft der kühlen Wirklichkeit, auf daß es keinen Stimmungs- und Erinnerungswinkel mehr gebe — nur alles hinaus, und wenn's Edelſteine wären. — Ja ſo, Edelſteinen würde weder Luft noch Licht etwas ſchaden, und für einen Edelſtein hielt er Hermann Rinkhart noch heute.

Nach einem flüchtigen Rundblick gab Wendelin dem Hausdiener des Bären seinen Gepäckschein und schickte sich eben an, zu Fuße in die Stadt zu gehen, als eine fröhliche Stimme hinter ihm sagte: „Da bist Du ja, amicus meus. Mit diesem Zug hatte ich Dich erwartet. Übrigens höchste Zeit, Du wirst bereits vermißt."

Wendelin wandte sich erstaunt dem Sprecher zu, schüttelte dessen ausgestreckte Hand und fragte: „Heute schon, Nöhring? Das Fest ist doch morgen?"

„Natürlich. Nur Vorfeier. Etliche Koryphäen und Familienansammlung. Dazu gehören wir zwei von den Zeiten her, wo wir mit dem Hausfohn „wir drei" waren. Das heißt: nein! Du gehörst schon mehr zu den auswärtigen Berühmtheiten. Sie grüßen, ich soll Dich mitbringen."

Einen Augenblick zögerte Wendelin, dann sagte er: „Nun denn, also heute schon." Und nach ein paar Schritten setzte er hinzu: „Wie ist denn der Jubilar?"

„Prachtvoll!" rief Nöhring, und seine blanken, braunen Augen leuchteten in neidloser Freude. „Er wurde zwar zum Unterschied von seinem Bruder schon vor 25 Jahren der Alte genannt, er ist's aber heute noch nicht."

„Unverändert?"

„Seit Du nicht hier warst? — Durchaus. Aber Du? Sag' mal, ihr habt euch wohl irgendwie verkracht — wissenschaftlich natürlich. Weil Du nie wieder nach uns gesehen hast. Damals bist Du doch täglich oben bei ihm gewesen."

Wendelin strich sich langsam über den spitzen Kinnbart und sagte nach kurzem Schweigen sehr warm: „Ich verehre und bewundere den Geheimrat über alle Gelehrten, die unseren Planeten bewohnen."

„Ach?" rief Nöhring mit sichtlichem Staunen, weshalb Wendelin nachdrücklich wiederholte: „Er ist der schärfste, klarste und fesselndste Denker, den ich kenne. Sein Arbeits- und Kenntnisfeld ist von verblüffender Weite, er geht eigene Wege und setzt sich selber das Ziel, er ist Naturwissenschaftler und Philosoph, ohne daß der eine den andern verwirrte. Er hat den Chemikern Nüsse geknackt und den Physiologen Geheimnisse enthüllt. Die Art, wie er Pflanze und Tier auf Ähnlichkeit und Unterschiede beobachtet und erforscht hat, sucht ihresgleichen, seine Arbeiten über unsere Sinne geben eine Fülle von Anregung. Die Brosamen, die mir von seinen Gedanken über Funktionen und Veränderungen des Blutes zugefallen sind, haben meinen Arbeiten jahrelang die Richtung gegeben —"

„Ja aber, Mensch! Weshalb —"

„Ich bin, nachdem ich meinen Doktor gemacht hatte, gereist. Durch Laboratorien und Krankenhäuser, durch staatliche und private Institute, im Ausland und Vaterland, von Berühmtheit zu Berühmtheit, — einen Hermann Rinkhart fand ich nirgends, sie kochten alle mit Wasser statt mit Geist."

„Aber Hartmut!" rief Nöhring in fassungslosem Staunen, „warum bist Du denn dann nicht wiedergekommen?"

„Um mich nicht unterkriegen zu lassen. Jeder hat nur einen Weg zum Ziel, seinen eigenen. Zum Schatten passe ich nicht."

„Na, hör' mal!" Nöhring ärgerte sich, und in diesem Ärger fuhr er fort: „Ich an Deiner Stelle hätte mich doch sehen lassen. Du habest Joachim die Professur übelgenommen, denken die Leute. Auch beworben hättest Du Dich in Zürich und wärst unterlegen, und —"

„Nörkelchen, das hättest Du lieber nicht sagen sollen," antwortete Wendelin gemächlich, als Nöhring stockte. „Wer mich kennt, glaubt das nicht. Wer es glaubt, ist nicht wert, daß wir ihn kennen."

Nöhring ärgerte sich abermals. „Na weißt Du, das ist schon beinahe Größenwahn. Auch das andere ist's, das alles allein tun wollen — geht nicht! In der Wissenschaft so wenig wie im Leben: wir brauchen Meister, wir wollen Schüler haben. Größenwahn, Wendel; die Anlagen hattest Du übrigens schon."

Hartmut Wendelin lachte leise.

„Ärgere Dich nicht, Nörkelchen, das ist nun so. Deiner Natur ist es gemäß, dem Manne, den Du verehrst, unserm trefflichen Chirurgus Rinkhart, als rechte Hand treu und ergeben zur Seite zu stehen. Und die Klinik braucht Dich. Mein Rinkhart braucht keine rechte Hand."

„Oho! Er hat sogar etwas Ähnliches!"

Nöhring sah schalkhaft vergnügt aus, als er das sagte.

Wendelin blieb mit einem Ruck stehen. „Der Geheimrat? — Hermann Rinkhart?"

„Es gehört gewissermaßen zur Familie."

„Ach so — einer der Neffen. Natürlich, deren gibt es ja vier. Lauter naturgegebene rechte Hände. Aber welcher? Joachim ist in Zürich. Der zweite ist ja wohl Psychiater geworden. Der dritte —"

„Studiert in Berlin, der vierte ist noch Schulfuchs," vollendete Nöhring lächelnd den Bericht.

Wendelins Gedanken waren von der „rechten Hand" abgeschweift und bei dem Studiengenossen hängen geblieben. Aber ehe er des Näheren nach Joachim Rinkhart fragen konnte, zog Nöhring lebhaft den Hut und wandte sich zur Seite, so daß er mit voller Front gegen eine alte fliederüberhangene Gartenmauer stand.

Über diese Mauer schauten zwei Frauen. Eine sah reichlich behäbig aus, und es fehlte ihr nur die altdeutsche Haube, sonst hätte sie als Faustens Gelegenheitsmacherin auf die Bühne steigen können.

Die andere lohnte die Betrachtung schon eher. Eine biegsame Gestalt, flimmernde Augen, schimmernde Haare, gleichsam alles bewegt und jede Bewegung sprach: bitte! Und jeder Blick bettelte: komm!

Unwillkürlich zog auch Wendelin den Hut. „Reizend," sagte er eben so unwillkürlich und fügte dann bedachtsam hinzu: „Falls Du noch weißt, daß dies viel mißbrauchte Wort eigentlich Schönheit in der Bewegung bedeutet."

Nöhring lachte. „Auch Du bist unverändert. Gründlich und Schulmeister überall und allerorten, sogar schönen Frauen gegenüber."

„Warum schönen Frauen gegenüber nicht? Haben wir dummen Fliegen es da nicht am nötigsten, daß wir unsere Gedanken zusammen nehmen? Das heißt — ehrlich gesagt: allen anderen Lockungen des Lebens würde ich eher zutrauen, daß sie mich vorgefaßten Plänen untreu machen könnten."

Nöhring schickte noch einen Blick zurück: „Na, na! Versprich nicht zu viel. Dies ist wirklich ein Ausbund. Ich kenne sie; wir haben den Vater in der Klinik wieder auf ein paar Jahre zusammengeflickt. Reiche Leute. Sie war mit der Mutter so lange hier, und die ganze Stadt nannte sie: die schöne Kathinka."

„Dann freilich!" Wendelin lachte, sah aber doch noch einmal zurück und sah dabei, daß ihm die flimmernden Blicke unverwandt folgten: Komm! — Komm!

In demselben Augenblick rief Nöhring: „Holla! Ich glaube gar, Du hast den Weg auf den Professorenberg vergessen."

Sofort kamen Wendelins Gedanken aus dem Fliedergarten wieder zur Familie Rinkhart, und er lenkte auf den Fußweg ein, der rechts hinauf in das Villenviertel,

mit dem Beinamen der Professorenberg, führte. Die Fahrstraße leitete in breitem Bogen um die Anhöhe; dies war ein kurzer, steiler Weg, an dessen Eingang des jüngeren Rinkhart Privatklinik, an dessen oberem Ende in einem parkartigen Garten das Wohnhaus der beiden gelehrten Brüder lag.

Das bewohnten sie seit einigen dreißig Jahren zusammen, heute noch so, wie sie es anfangs unter sich geteilt hatten: Erdgeschoß und Garten waren neutrales Gebiet, „Gastopolis" nannten's die Freunde.

Das erste Stockwerk gehörte dem jüngeren Rinkhart, der damals als erster Assistent die Tochter seines Meisters heimgeführt hatte. Das zweite dem einsichtigen Gelehrten.

Dem ersten Stockwerk war lebendiger Wechsel beschieden. Ein Mägdlein schlug seine blauen Augen dort auf und schloß sie wieder. Zwei Knaben bewohnten nacheinander des Mädchens Wiege, gediehen und wuchsen und merkten kaum, daß die Mutter ihrem Erstling nachging. Denn es zog eine neue Hausfrau auf dem Professorenberg ein: ein rundes behagliches Weibchen für eine nervöse Frau, deren Gedanken sich schwer zu Kinderspiel und Kinderlust gefunden hatten.

Die zweite Frau Doktor Rinkhart legte noch zwei Knaben in die Wiege und zuletzt auch ein Mädchen, das sich von vier Brüdern necken und verziehen ließ, als gehöre das zu den unzweifelhaftesten Menschenrechten.

Oben, im zweiten Stock, liefen währenddem achtunddreißig Jahre gleichmäßig von Sonnenwende zu Sonnenwende. Der Gelehrte hatte dort Raum und Ruhe, und wenig veränderte sich in seinem Reich.

Nur die Bäume vor den Fenstern und die Bücherbretter hinter den Mauern wurden höher; sein Haar wurde weiß, der Diener, der ihm auch im Laboratorium zur Hand ging, bog sich krumm. Und dann zog die rechte Hand ein, von der Nöhring hatte erzählen wollen, als Wendelin ihn unterbrach.

Nöhring kam auch, als sie nun den richtigen Weg bergan stiegen, nicht zu seinem erwünschten Bericht, denn Wendelin griff die Frage nach Joachim, dem ältesten Sohn des Chirurgen, wieder auf.

„Also, wie hat sich unser Dritter entwickelt?"

Maßloses Erstaunen sprach aus Nöhrings Augen. Wenn jetzt nicht Hartmut Wendelin gefragt hätte, der ‚anständigste Kerl', der ihm in seinen dreiunddreißig Lebensjahren begegnet war, so würde er ein Aushorchen gewittert haben. „Das weißt Du nicht?" stotterte er.

„Zu Privatbriefen hatte ich keine Zeit, zu seiner Hochzeit konnt' ich nicht kommen. Äußerlich haben wir uns auseinandergelebt."

Diese zwei? Während dreier Jahre die Unzertrennlichen?

Auf Nöhring stürmten hundert Verwunderungsfragen ein, aber er schob sie beiseite und antwortete mit dem Vergnügen des Wissenden: „Joachim ist erfreulich beliebt in Zürich, er trägt anregend vor und experimentiert sehr elegant. Auch literarisch ist er hervorgetreten, und seine Frau legt sich für seine Arbeit ins Zeug wie ein Mann."

„Kinder?"

„Nein."

„Deshalb."

„Bewahre. Angeborene Neigung. Familienader. Mir ist immer etwas bange vor ihr, als müsse gleich ein hochnotpeinliches Examen losbrechen."

Hartmut lachte. „Sie sind natürlich da."

„Noch nicht, aber sie kommen. Du wirst Gnade vor ihren Augen finden, denn Du bist ja in allen Sätteln gerecht und kannst Dich im Notfall für einen Highlifeman ausgeben. Das verlangt sie. — Aber nun ist die Reihe des Ausfragens an mir. Wie geht es Dir in München? Wie lebst Du? — Ich frage nicht nach Deiner Arbeit, über die sind wir im laufenden: redet von sich selbst und macht sich auch beim Senior bemerklich. So fein Joachim die Feder führt, etwas Neues wird er kaum finden, er faßt zusammen, nützt aus, räumt auf, rückt ins rechte Licht — hm — hat gewissermaßen etwas Weibliches an sich, und au fond sind wir alle darin einig, daß Du weit eher eine Professur —"

„Nörkelchen, das hättest Du wieder nicht sagen sollen."

„Ach was, ich rede wie mir's gegeben ist, und Du sollst mich ausreden lassen, Zickzackläufer. Also: Der Mensch lebt nicht vom Kollegelesen allein, und das andere Deines Lebens will ich wissen. Gefällt Dir München?"

„Es gefällt mir," antwortete Wendelin und griff nach seiner Zigarrentasche.

„Interessanten Kollegenverkehr?"

„Nicht, wenn es sich vermeiden läßt."

„Aber Hartmut! Warum denn?"

„Vielleicht weil man von seinesgleichen am wenigsten lernen kann."

„Paradox."

Wendelin lächelte und wählte sehr sorgfältig unter seinen Zigarren.

„Und was tut denn Dein Umgang?" fragte Nöhring mißtrauisch.

„Nennt mich den alten Herrn."

„Wie?!"

„Den alten Herrn."

„Dich? Unsern Feurigen? Unsern Lebendigen? Dem wir ewige Jugend vorhersagten? Trotz aller Schulmeisterei!"

„Je nun."

„Aber warum denn?"

Die Zigarre brannte, das Streichholz flog in den Sand. Wendelin tat ein paar Züge und sagte dann: „Vielleicht weil ich nicht mehr davon laufe, wenn der alte Pan zur Mittagsstunde über die Felsen schaut."

„Na weißt Du! Das tu ich auch nicht, hab' ich nie getan. Und alt nennt mich noch heute keins."

Nöhring war verdrießlich; Wendelin aber lachte fröhlich und klopfte dem Altersgenossen auf die Schulter. „Sei gut, Nörkelchen, das hab' ich Dir ja auch gar nicht zugetraut — das Davonlaufen mein' ich. Ein bißchen Phantasie gehört schon dazu."

Und dann erzählte er mit beruhigender Sachlichkeit.

„Ich wohne für mich, bei einer reinlichen Wittib, die münchnerisch redet und münchnerisch kocht, esse aber, um dieser bierbedürftigen Kost zu entgehen, an der Tafelrunde eines ältlichen Schwesternpaares. Keine Artustafelrunde, nur brave Leute von allerlei Art und Berufen, die sich ihre Bravheit irgendwie sauer werden lassen. Ameisenhügel nennt man die Genossenschaft, ich meine die Pension der beiden Damen. Und über meiner Bude, die den Ameisen in die Fenster schaut, ist eine dergleichen, der Helikon genannt. Diese beiden Pensionen pflegen Bekanntschaft. Die Ameisen sucht man auf zur Stärkung des Fleißes, die Helikonasten zur Stärkung der Flugkraft, und einmal wöchentlich treffe ich des Abends im Bienenstock Ameisen und Flügelgeschöpfe zu kurzweiliger Aussprache."

„Das klingt allerdings phantastisch genug," brummte Nöhring, „dort mag wohl der alte Pan ganz gern sein Wesen treiben."

„Wenn man ihn zu kuschen versteht, ist er ein ganz guter Musikant."

„Musikant! — Wahrhaftig, Du voltigierst noch eben so gern von Begriff zu Begriff wie in deinen Fuchszeiten."

Wendelin antwortete nicht. Er stieß die Lattentür auf, die durch eine verschnittene Buchenhecke in Rinkharts Garten führte, und ging schnell bis zur nächsten Wegbiegung, von wo aus man den Blick auf das Haus und auf eine bunte Gesellschaft freibekam.

Dort blieb er stehen; sein Auge suchte den Jubilar, der in heiterer Greisenschönheit unter blühenden Glycinen saß. Neben ihm stand sein Bruder, um zehn Jahre jünger als die Hauptperson und sehr beweglich. Dennoch dachte man bei seinem Anblick weit eher an Altern und Vergehn.

„Er sieht aus wie das Werk eines Künstlers, dem Begriffe der Veränderlichkeit entrückt," sagte Wendelin, und auch Nöhring wußte sofort, daß nur der Geheimrat mit diesem „Er" gemeint sein konnte.

Doch fanden seine jungen Augen anderswo bessere Weide, und er zog Wendelin am Arm, um auch dessen Blick nach dem Rasenplatz zu lenken. Im freien Sonnenschein stand dort ein Mädchen: licht das Haar, licht das Kleid, ein warmes Leuchten ging von ihr aus. Sie lachte nicht und doch war ihr ganzes Wesen strahlende Heiterkeit. Die andern drängten sich um sie wie Durstige um den Quell.

Dabei tat sie durchaus nichts Außerordentliches und bewegte sich ganz unauffällig. Sie teilte nur Krocketthämmer und Tennisbälle unter die Drängenden aus. Aber sie war allen die Hauptperson, von deren Lippen und Augen man sich leiten ließ, und Hartmut Wendelin sagte plötzlich: „Lotte."

„Wer?"

„Goethes Lotte."

„Nun, ich dächte doch um sehr viel moderner."

Wendelin wurde ungeduldig.

„Die Krocketthämmer freilich. Mensch! Hast Du denn wirklich keine Spur Phantasie?"

„Bitte," antwortete Nöhring, „erst recht. Ich habe Dich sofort verstanden und dachte mich in die Seele Werthers hinein. Diese Lotte hätte den törichten Jüngling nicht ums Leben gebracht, dieser wäre solch sentimentale Doppeltändelei unmöglich gewesen. Die andere — ja, sieh mal, die könnte ich mir einigermaßen verheerend denken."

Die andere? Wendelin mußte erst überlegen, ehe ihm die Blonde von der Fliedermauer einfiel. Dann aber wunderte er sich, wie deutlich das flüchtig geschaute Bild vor ihm stand: die grazile Gestalt, das zitternde Haar, das dem Kopf jeden festen Umriß nahm und in seiner aufgebauschten Fülle das Gesichtchen noch kleiner und feiner aussehen ließ, als es war. Dort hatten wir den Reiz in der Bewegung, dachte er, hier haben wir die Schönheit der Ruhe.

Inzwischen schalt Nöhring in gutmütigen Philistertönen weiter: „Ich habe die nötige Phantasie, aber was nicht paßt, paßt nicht und die Wertherei ist überdem völlig unzeitgemäß."

Statt jeder Antwort fragte Hartmut Wendelin: „Und wer ist dieses unzeitgemäße Mädchen?"

Nöhring ärgerte sich zum drittenmal. „Unzeitgemäßes Mädchen! Du bist unglaublich verwildert in deinem genialen München, bis zur Unverständlichkeit verwildert. Sie ist doch gerade das Zeitgemäße. Was soll das nun wieder heißen!“

„Ich nenne sie unzeitgemäß, Nörkelchen, weil sie so schön ist.“

Nöhrings Augen leuchteten. „Schön? Geradezu schön?“

„Ja — schön, wie es unsere heutigen Menschen gar nicht begreifen: Fest, klar, einfach; nichts Überdifferenziertes, Raffiniertes, Botticellihaftes; nichts Lockendes und Verwirrendes; nichts Knabenhaftes, nichts herausfordernd Üppiges — nur Harmonie, in sich ruhend und Ruhe gebend. Und deshalb stumm für die meisten, wie etwa Feuerbachs Malerei, deren klaren Linien Einförmigkeit und Langeweile nachgesagt wird.“

„Also schön.“ Nöhring sah aus, als sei ihm geschmeichelt worden. „Freut mich von einem Kenner zu hören. Gefallen tut sie uns auch. Sie ist die Nichte der beiden Rinkharts.“

„Ach? Das spillrige, betrübte Ding, das eben noch, während ich den Doktor machte, als Waislein ins Haus kam?“

„Ja, damals ist sie elf Jahre alt gewesen, und ich erinnere mich noch, daß die unten meinten, es seien eigentlich schon genug Kinder auf dem Professorenberg. Jetzt lebt das ganze Haus von ihr und ihrer Liebenswürdigkeit. Zugeteilt ist sie dem ledigen Ohm und wohnt im oberen Stockwerk.“

„Wie recht und billig.“

„Ihre Sonne aber läßt sie über alle scheinen. Sämtliche Vettern Rinkhart sind brüderlich in sie verliebt. Der Student, auch einundzwanzig, nennt sie seinen Zwilling. Über den Backfisch hat sie hundertmal mehr Gewalt als die Mama. Dieser Mama ist sie das unentbehrliche Haustöchterlein. Dem Arzt Rinkhart ist sie der Sorgenbrecher für allen Klinik- und Kollegenärger, und dem Geheimrat ist sie — nun, ich sagte es ja schon: die rechte Hand.“

Wendelin sah Nöhring schalkhaft von der Seite an. Das brannte ja lichterloh. Neckend sagte er: „Da malt mir ja einer die ganze Lotte Buff, als ob der Werther höchst selber das Amtmannstöchterlein beschriebe.“

Nöhring wollte aufbrausen, hier ertrug seine Gutmütigkeit nicht alles, aber da faßte Wendelin besänftigend seine Hand. „Jetzt schweigt der Spötter, Nörkelchen. Du hast ja recht, weiter meinte ich ja vorher auch nichts mit dem Lottevergleich: Kraft und Schönheit, die zwei werden leicht mit dem Leben fertig. Denen gelingt alles und alle zehren an ihnen, wie der Sommer die Guttat fürs ganze Jahr besorgt.“

Darauf warf er seine Zigarre in den Rasen und ging schnellen Schrittes auf die Vorlaube zu, um den Jubilar zu begrüßen.

Diesmal war Doktor Nöhring mit seinem Jugendfreunde zufrieden.

Zweites Kapitel.

Als Geheimrat Rinkhart Wendelins ansichtig wurde, stand er auf und ging ihm ein paar Schritte entgegen. So trafen sich die beiden Männer außer Gehörweite der andern, begrüßten sich mit einem festen Händedruck und redeten dann zehn Minuten lang miteinander, was jeder hätte hören können und was doch wärmer und besser zu Tage kam, weil niemand zuhörte.

Digitized by Google

Darauf kamen die andern an die Reihe, Neue und Halbvergeſſene; am Ende rief das runde „Mamachen“, die Schwägerin des Jubilars, nach Röhring, damit er dem „Heimgekehrten“ nun auch das „Heraufgewachſene“ zuführe.

Aber Röhring war längſt dorthin verſchwunden, wo die unzeitgemäße Schönheit regierte.

Da Lachen und Schwatzen den Platz verriet, ſuchte ſich Hartmut allein ſeinen Weg. Er hatte es nicht eilig, in ruhigem Behagen genoß er die reine Bergluft, und ſein Herz brannte vor Freude über den alten Freund, den er wiedergefunden hatte, wie er in ſeiner Erinnerung ſtand.

Aber dann ging er auf einmal ſchneller, denn „die rechte Hand“ fiel ihm ein. Da war doch etwas Neues in Rinkharts Leben, etwas, was er ſich erſt vertraut machen mußte.

Diesmal hatte er keine Zeit, ſich anſchauend in das bunte Bild zu verſenken; denn ſowie er aus dem Buſchweg trat, rannte ihm entgegen, was dereinſt in Kinderſchwärmerei an ihm gehangen hatte. Als letzte langſam, den Hammer ſchwingend, folgte die blonde Schönheit dem Schwarm.

Kaum aber bemerkten die Vorausellenden ihr Zögern, ſo wandte ſich eins um das andere zurück und eins um das andere rief: „Annemarie! — Wo bleibſt Du? — Komm doch, Annemarie! — Es iſt ja Wendelin! — Eil Dich doch, Annemarie!“

Ehe ſich's Hartmut verſah, war die Schönheit wieder der Mittelpunkt der fröhlichen Jugend.

Ferry aber, der Student, der als Elfjähriger ihn einſt mit ſprunghaft bockiger Jungenverehrung geplagt hatte, ergriff ihren Arm und führte ſie zu feierlicher Vorſtellung heran.

„Doktor Hartmut Wendelin, Privatdozent im Bereich der bajuvariſchen Bierpaläſte; einſt liebſter Sohn des Hauſes Rinkhart von oben bis unten, dann Durchgänger, Flüchtling, Höhenmenſch auf eigene Hand, jetzt reuig heimkehrender, geliebter, verlorner Sohn —“

„Welches Kalb ſoll mir denn geſchlachtet werden?“

„O,“ antwortete der Student flott auf den Einwurf, „wir haben mehr als genug davon zur Verfügung in den geſegneten Rinderſtällen unſerer braven alma mater — aber ſo etwas gibt es nur einmal: hier, mein Zwilling, Fräulein Heinrike Hermanne Annemarie Rügemer. Quellwaſſer, Frühlingswind und Sommerſonne des Hauſes Rinkhart, Gutgeſell bei allem Ernſt und Übermut des Lebens —“

„Verargen Sie's ihm nicht,“ fiel hier Annemarie ein, mit einem Lächeln, an dem die Lippen am wenigſten Teil hatten. „Das Bierredenhalten iſt augenblicklich ſein Lebensberuf.“

Dabei löſte ſie ihren Arm aus der Haft des Studenten und bot Wendelin die Rechte.

Sie hat dieſelbe Art, die Hand zu geben, wie der Geheimrat, dachte Wendelin, nur etwas weniger warm. Ob die Ähnlichkeit innerliche Urſachen hat, oder nur die äußerlichen des Umgangs?

Ehe er aber dem nachhängen konnte, fielen die Kinder Rinkhart mit Profeſſorenberg-Neuigkeiten über ihn her, denn Wichtigeres gab es, für einen auf dieſer Höhe Geborenen, nicht zwiſchen Himmel und Erde!

Da war es nun drollig für den Fremden, daß Annemarie bei jedem Wort durch ein Nichtwahr? oder Sag' mal! zum Zeugen aufgerufen wurde, daß Annemarie,

wie beim ersten Anblick leiblich, nun auch geistig im Mittelpunkt stand, und daß dies die Einheimischen viel zu sehr gewohnt waren, um es nur zu bemerken.

Der Student, der seine Annemarie-Begeisterung mit fröhlicher Unbekümmertheit zur Schau trug, wurde zwar von den anderen deshalb geneckt, aber in Wirklichkeit standen ihm diese anderen im Huldigen nicht nach.

Wendelin hatte seine Seelenforschung, wie er es nannte, noch nicht beginnen können, als Annemarie unruhig ward, nach der Uhr schaute und dann lebhaft zu Nöhring sagte: „Jetzt kommt der Zug. Nicht wahr, Sie bleiben hier als Spielmeister, damit nicht gleich alle über die Züricher herstürmen? Ich gehe mit Doktor Wendelin vor. Er muß doch zu den Ehrengästen zurück."

Nöhring bekam einen bittenden Blick, Wendelin einen schalkhaften, und obwohl etliche lieber mit zum Empfang gegangen wären, so geschah doch alles nach dem Willen der jungen Schönheit.

Nun gingen zwei, die sich gern ergründen wollten, nebeneinander durch den Frühling. Aber beiden war zu wohl zu Mute, als daß sie es mit irgend etwas eilig gehabt hätten. Ihr in Erwartung ihres Lieblingsbruders, ihm im Genusse der Schönheit. Diese gefürchtete Fahrt ins Land der Jugend gestaltete sich ganz anders, als er erwartet hatte. Frühlingsschönheit ringsum, Frauenschönheit zur Seite. Dazu kam die Erinnerung an Stunden, die er in eben diesem Garten voll Überschwang genossen hatte, eine Erinnerung mehr im Gefühl als im Bewußtsein. Ebenso erschien ihm in diesem Augenblick ganz ohne Beihilfe des Bewußtseins das Bild der flieder-überwachsenen Mauer: Die blauen Dolden schwankten leise über flimmerndem Mädchenhaar, zwei junge Augen lockten und bettelten: Komm, komm!

Annemarie ging mit leichtem, festem Schritt neben ihm hin, sein Schweigen störte sie nicht. Sie dachte eben jetzt an alles das, was sie im Lauf der Jahre von ihm gelesen und über ihn gehört hatte, und freute sich, daß sie den nun lebendig vor sich sah, den ihr Oheim von dem jungen Nachwuchs am höchsten schätzte.

Als sie aus dem Gebüsch traten und ein Blick ihr zeigte, daß sie zu früh kamen, blieb sie stehen.

„Sind Sie gern gekommen?"

Wendelin sah ihr ins Gesicht. Die bettelnden Augen verschwanden vor Annemaries klarem Kinderblick. Hatte sie eine Ahnung von dem, was in ihm bohrte? Von denen, die ihn hätten kennen können, hatte sie keiner gehabt. Gleich darauf lachte er sich aus, denn ihre Frage verlangte gar keine Antwort, ihr ganzes Wesen sprach: Du bist natürlich gern gekommen. Und so sagte er weder ja noch nein, sondern stellte die Gegenfrage: „Sind Sie gern hier?"

Ein warmes Leuchten kam in ihre Augen, erst beschien es ihn, dann wanderte es hinüber zu Hermann Rinkhart.

„Es ist meine Heimat. Sie sind mir alle gut, und ich lebe mit dem königlichen Diener der besten, gütigsten Mutter der Welt."

Da Hartmut das Mädchen ansah, während sie sprach, schienen ihm ihre etwas feierlichen Worte ganz natürlich, und er fragte leise, als ob ein lautes Wort sie ernüchtern könne: „Und das ist?"

Aber das tat schon die Frage an sich ein wenig; das warme Leuchten wandelte sich in Staunen, dann kam ein schalkhaftes Lächeln: „Ach so, da will mich eins examinieren! Aber ich bin gutmütig, verlange keinen Berechtigungsnachweis und antworte: Natürlich die Natur."

„Die Natur! Aber Fräulein Rügemer, die Natur iſt grauſam, verſchwenderiſch, herzlos und gedankenlos — wer lehrte Sie die Natur kennen?“

Sie lachte leiſe, unberührt von ſeiner Ketzerei, und deutete hinüber zu dem Jubilar. „Er!“

Dann aber kam eine lebhafte Bewegung in ihr Geſicht, und ſie ging unwillkürlich ein paar Schritte vorwärts: der Sanitätsrat trat an der Seite ſeines älteſten Sohnes in den Garten. Gleich darauf wurde das junge Geſicht wieder ernſt.

„Allein,“ ſagte ſie traurig.

„Sie meinen, Joachim kommt ohne Frau?“

Sie beſtätigte das kurz und ging dann langſam über den Raſen. Als ſie ihren Vetter Joachim erreichte, war die Enttäuſchung überwunden, mit ſtrahlender Heiterkeit empfing ſie ihn, und jeder, der die beiden beieinander ſah, mußte die Innigkeit ihres geſchwiſterlichen Verhältniſſes ſpüren.

Aber als Annemarie Joachims Hand losließ, ſagte ſie dennoch: „Du kommſt allein?“

Joachim ſah verlegen und gequält aus, während er antwortete: „Meine Frau konnte mich nicht begleiten. Du mußt ihr das verzeihen — wir haben lange überlegt, weil es uns ſo ſchwer ankam. Du mußt ihr wirklich nicht böſe ſein: Sie iſt überarbeitet, ſie iſt wirklich in ſchlechter Verfaſſung.“

Annemarie lachte: „Aber Joachim! — Ich verzeihen? — Da wäre doch höchſtens Vater“ —

„Als ob Onkel Hermann nicht alles verziehe, was jemand ihm tut oder verſagt! Aber was ſie Onkel tut, tut ſie auch Dir.“

„Und Dir in gleichem Maße,“ fiel Annemarie lebhaft ein, und ihre Stimme hatte einen tiefen, beſchwichtigenden Klang. „Du findeſt es richtig, daß Albertine zu Hauſe blieb, was alſo hätte ich dabei zu verzeihen? Du biſt da, Du vertrittſt ſie.“

Joachim Rinkhart hätte zufrieden ſein können und war erſt recht unzufrieden. Merkt ſie gar nicht, wie wenig recht ich Albertinens Fernbleiben finde und daß ich geſagt bekommen möchte: es iſt gut ſo? —

Joachim Rinkhart glich ſeinem Vater ſehr wenig. Alles was dort feſt, geſund und ein wenig derb war, hatte ihm die Mutter in Ebenmaß und Anmut verfeinert, auch hatte ſie ihm leibliche und geiſtige Talente gegeben, die ſchnell reiften und frühe Früchte trugen. Joachim war immer ein Liebling der Damen geweſen.

Heute ſah ſein ſchöngeſchnittenes, durchgeiſtigtes Geſicht leidend aus, und die Augen, von denen der Senior ſagte: es glänzt und klagt aller Reichtum und alle Überbürdung einer alten Kultur darin, fanden keinen Troſt in Annemariens Anblick.

Als jetzt Röhring mit langen Schritten vom Spielplatz herüberkam, um den Züricher zu begrüßen, raffte ſich Joachim gewaltſam zuſammen: „Na, Nörkelchen, wie geht's? Immer zu Sprunge?“

Und nichtsſagend, wie dieſe erſten Worte, blieb ihr Geſpräch. Es blieb freilich auch kurz, denn da Annemarie einem Wink der Hausfrau folgte, um beim Maitrank brauen zu helfen, ſo wanderte Röhring nach, unbeirrt, wie die Nadel ihrem Magneten folgt.

Joachim aber ſagte ungeduldig: „Nörkel hält ſich da und dort für unentbehrlich, Nörkel muß immer rennen und ſchäftern, Nörkel wird am Ende noch Hans Dampf in allen Gaſſen. Findeſt Du ihn abwärts entwickelt? Wie findeſt Du die Anderen? Du haſt uns zehn Jahre nicht beiſammen geſehen. Kritik war Deine ſtärkſte Begabung.

Wie nehmen wir uns vor Deinen abwägenden Blicken aus? — Mich enttäuſcht Nöhring, je älter er wird, deſto mehr."

„Warum?" fragte Hartmut und dachte: wenn Joachim nicht verheiratet wäre, müßte ich ſeinen Zornblicken nach denken, Nöhring ſtehe zu nahe bei Fräulein Rügemer. — Und als Joachim ſeinem Warum? nicht antwortete, fügte er hinzu: „Ich glaube, Du biſt ungerecht. Nöhring iſt nur anders wie wir zwei Bücher- und Laboratoriumswürmer mit dem beſonderen Trieb zum Verknüpfen und Abſchließen, wogegen er ſich als Praktiker an den einzelnen Fall hält. Praktiſche Leute haben keine Vorliebe für die Einſamkeit, denn dort fehlt es an dem, woran ſie ihre Kraft erproben und auslaſſen können."

„Jawohl — und dabei fidel, alleweil fidel!" — Das klang gereizt.

„Aber das gönne ihm doch ja — Lebensdrang iſt ein Quell der Fröhlichkeit und eigentlich unſeres Nörkelchens Hauptreiz. Du ſiehſt überarbeitet aus, Achim. Komm, wir wollen uns zu den Alten ſetzen, wollen eins trinken und uns von unſeren Arbeiten erzählen. Ich muß übermorgen beizeiten wieder fort. — Vortrag im naturwiſſenſchaftlichen Verein. Laß uns die Stunden nützen."

„Überarbeitet," ſagte Joachim ärgerlich, „ſag lieber gar noch nervös, damit man ſich nur recht wie ein Kulturkrüppel vorkommt, hier, wo ſie der heiligen Natur einen Hochaltar errichtet haben."

„Und mit gutem Erfolg," ſagte Wendelin, deſſen Blick auf dem Jubilar ruhte, der in heiterer Friſche unter den Gäſten ſaß, ſie alle beherrſchend und befruchtend.

„Mit gutem Erfolg — wenn man nur nicht ſo genau wüßte, daß ſie keine Heilige iſt, ſondern ein tückiſcher Racker."

Annemarie und Lida, des Chirurgen nachgeborene Tochter, reichten einen Imbiß herum; Student und Schulfuchs machten die Schenken. Aus dem Buſchwerk duftete es, eine frühe Nachtigall lockte im Grunde des Gartens, über die Hecke herüber kam ſchmelzende Antwort. Die Männer in der Hauslaube redeten von herzerfreuenden Dingen: von reicher Lebensarbeit, von erkämpfter Erkenntnis, von künftigen Aufgaben.

Die Jugend ging den Nachtigalltönen nach, die Jugend lachte zu dreien und flüſterte zu zweien.

Die Männer ſtiegen in den Schacht der Erinnerung, redeten von den Zeiten, wo ſie getollt und geliebt, geſchwärmt, geſtrebt, geirrt und ſich wieder zurecht gefunden hatten.

Allzeit wieder zurecht gefunden; ſie ſaßen oben auf der Höhe in reiner klarer Luft, und Schweiß und Wunden des Aufſtiegs verklärten ſich ihnen in der Erinnerung.

Annemarie lachte und flüſterte nicht mit der Jugend zwiſchen den Büſchen, Annemarie ſaß unter den Alten, den ſtrahlenden Blick auf den Jubilar gerichtet, und ſowohl Joachims wie Wendelins Augen wanderten immer wieder von ihr zu ihm, von ihm zu ihr.

Joachims Augen voll Leid über die Abweſenheit ſeiner Frau, Wendelins Augen mit gedankenloſem Behagen an den lebendig ſchönen Geſtalten.

Stumpfſinniges Genießen würde er's bei anderen genannt haben.

Als der erſte ſtärkere Atemzug der Nacht über den Berg kam, ſagten ſie einander: auf morgen.

Mit Nöhring und Joachim ging Wendelin bergab nach der Stadt. Diesmal fühlten ſich „die Drei" einträchtig und zufrieden, denn ihre Stimmung war maiweinverklärt.

„Ich denk' es jedesmal wieder, wenn ich heimkomme," begann Joachim, „auf unserem Professorenberg ist gut sein. Natur und Glück bringen da eine Harmonie hervor, zu der jung und alt sich bewundernswert eingestimmt hat."

„Das Verblüffendste ist jedenfalls diese Annemarie," sagte Wendelin und zündete sich ungefähr an derselben Stelle wie beim Heraufstieg eine Zigarre an.

„Ja, denk mal, Joachim, er hat sie eine vollkommene Schönheit genannt."

„So, — ich denke sie ist mehr, sie ist eine feine Wunderblume. Ihr kennt sie nicht so wie ich, ich kann das am besten beurteilen. Ich weiß, wie das schüchterne Knöspchen vom Leid angekränkelt zu uns kam. Ich habe gesehen, wie sie aufblühte, ich bin stolz darauf, daß sie sich in unserer Hut so entwickeln konnte."

„Eigentlich, — verzeih' — doch im oberen Stock — ein Meisterwerk des Jubilars."

„Ja, ja, ich gebe zu, Onkel Herrmann hat hier als feinster Seelengärtner geschafft. Aber es war doch wohl nötig, daß wir unten zu seiner Theorie die praktischen Übungen verlangten."

Worauf Nöhring sofort einen kleinen Hymnus auf Mama Rinkhart erklingen ließ.

„Die gute Mama!" Joachims Stimme wurde ein wenig mitleidig. „Gewiß, sie ist ein lieb bußelig Hausfrauchen —"

„Aber bitt' schön! Ich bin nicht für die gelehrten Weiber, mir tut es manchmal sogar leid, daß Fräulein Annemarie oben rechte Hand sein muß. Ich bin für Schillers Glocke, die überhaupt das Gedicht der Gedichte ist. Allemal, wenn ich das wieder zur Hand nehme, begreif' ich einfach nicht, wie noch irgend so ein nachgeborener Poetast und Don Reimiro die Courage zum Versemachen haben kann: — Und drinnen waltet — waltet — einfach wundervoll, — waltet — ich sehe dabei ordentlich die schönen, stillen Bewegungen, das Schaffen ohne Hast, das Ruhen ohne Trägheit —"

„Nörkelchen, Du hast doch Phantasie," fiel Hartmut ein und klopfte dem jungen Arzt auf die Schulter. Dann aber begann er sich und die beiden anderen zu ironisieren: als drei irrende Ritter, die durch Nacht und Nachtigallengesang wandern und von einem Mädchen reden, daß sie alle drei nicht kennen.

„Oho!"

„Aber bitte!"

„Kennt denn einer den anderen?"

Auf diese Frage antwortete keiner mehr, denn die Fremden standen wartend am Straßeneingang.

Vorm Schlafengehen aber fiel es sowohl Joachim wie Nöhring wieder ein, und beide dachten, daß Hartmut Wendelin ein anmaßender Mensch sei.

Denn wenn Du es im übrigen mit deinen Gehirnwindungen vielleicht weiter gebracht hast als wir, dachten sie — die Annemarie kennen wir doch besser.

Drittes Kapitel.

Als Wendelin am nächsten Morgen in aller Herrgottsfrühe Hermann Rinkharts Wohnung betrat, empfing ihn die unzeitgemäße Schönheit.

Sie stand in dem großen hellen Vorraume, der den Eingang des Arbeitzimmers hütete. Die Morgensonne durchleuchtete ihn, und wie sie, in lichter Schönheit, leuchtete

das Haar des Mädchens, ihre Augen, ihr ganzes Wesen. — Licht — alles Licht, dachte Wendelin. Ist das nun Reflex vom Senior, oder gehört sie unter die Selbstleuchter?

Sie gab ihm die Hand ohne Ahnung seiner ketzerischen Gedanken und öffnete die Flügeltür.

Hermann Rinkhart saß in einem altväterischen Bankſofa, das er aus seinem Großvaterhaus mitgebracht hatte, wieder ganz und gar Jupiter. Oder Sophokles — oder Aristoteles — oder Humboldt — oder Goethe.

Wendelins Vergleiche schweiften unruhig durch den Bildersaal der Unsterblichen, bis er seinem alten Meister gegenüber saß; dann vergingen ihm alle Neben- und Quergedanken. In Hermann Rinkharts Bannkreis mußte man dem lebendigen Augenblick leben.

Sie redeten zuerst von Hartmuts Arbeit. Fördernde Worte; und dann von der des Alten, wobei der Junge belebend empfand, daß auch er zu geben hatte.

Es redeten nicht mehr Schüler und Meister miteinander, Mann sprach zu Mann. Die beiden Augenpaare leuchteten und die beiden Stimmen klangen voller und tiefer, wie die Stimmen der Liebenden.

Einmal kam Annemarie und sah nach dem Frühstück; lautlos und doch nicht zaghaft — wie das Licht, dachte Wendelin wieder.

Rinkhart verlangte Merkblätter von ihr, die er vorzeigen wollte — die rechte Hand fand das Gewünschte schnell und sicher. Sie redete nicht und es war doch, als habe sie etwas sehr Liebes und Notwendiges gesprochen. Sie eilte nicht und war doch nicht langsam. Als die Blätter dem alten Herrn zur Hand lagen, hatte sie noch einen fragenden Blick für ihn, dann ging sie davon, wie sie gekommen war.

Da sagte der Geheimrat und ließ den Blick hinter ihr drein gehen: „Diese Arbeit ist mir am besten gelungen."

Hartmut hatte sich eben an Annemarie Rügemer erfreut, nun aber lächelte er, so daß der Senior lebhaft hinzufügte: „Sie gehören doch hoffentlich nicht zu denen, die das im Menschen, was für Zangen und Mikroskope unerreichbar bleibt, geringachten. Ich meine, all unser Tun steht nur im Dienste jenes Unfaßbaren. Gewiß, Wendelin, wir haben das Unsre geschafft, wir haben geforscht und geklärt, geprüft und erkannt, wir haben Bücher gefüllt mit unseren Beobachtungen, und unsere Stimme wird gehört, soweit Menschen an diesen Dingen Anteil nehmen. Das ist viel, mehr aber ist den mit uns Lebenden, den neben uns Stehenden in seiner Besonderheit und Vielfältigkeit zu erkennen. Zu sehen, was er braucht und was ihn schädigt, ihm dies aus dem Weg zu räumen und jenes zu gewähren: das macht unser Leben reich, das gibt ihm Folge und Freude."

„Die Arbeit am Menschen — ja. Und doch, wie unsicher tasten wir da, wie selten gelingt sie, wie selten wird uns gegönnt dabei, einen Erfolg zu sehen."

„Hier ward mir die Freude. Den Frauen unserer Tage ist es nicht leicht gemacht. Das alte wahre Wort: ‚in jedem liegt ein Bild des, das er werden soll,' wird an ihnen zuschanden. Gerade die besten sind am meisten in Gefahr, das feste Idealbild zu verlieren, das jeder braucht, wenn er der Vollendung entgegen wachsen soll. Sie wollen wissen und können wie wir, und sie vergessen das Beste dabei. Mein Mädchen soll ein Weib werden, das weiß und kann und sich dennoch vom Herzen regieren läßt."

Wendelin hatte an Schüler und Gefährten gedacht, die er zu formen und zu beeinflussen wünschte, mit leiser Ungeduld zwang er seine Gedanken zu Hermann

Rinkharts rechter Hand zurück und ſagte: „Ob Sie nicht dennoch ein Menſchenkind wie andere auch mit verklärender Neigung betrachten?“

Jetzt lachte Hermann Rinkhart herzlich. „Was hat Ihnen denn mein Mädel getan, mein harmoniſches Mädel, daß Sie ſo mißtrauiſch ſind? Wittern Sie einen Ruheſtörer in ihr?“

Die alten Augen blitzten ſchalkhaft, da mußte auch Wendelin lachen, aber er ſagte doch: „Vielleicht eben weil ſie ſo ſchön iſt, ſpricht der Zweifel in mir um ſo lauter: daß ſelbſt der Sonne die Flecken nicht erſpart worden ſeien.“

Rinkhart wurde ernſt. „Wohin verlaufen Sie ſich, Hartmut! Laſſen Sie ſich nicht einſtmals von Ihrem Schoßkind um das bischen Erdenglück betrügen, das unſere Seele braucht, wie der Leib den Sonnenſchein. Zweifel iſt gut, ſolange wir ihn als Diener in Zucht nehmen, zum Herren können wir ihn nicht brauchen, wenn unſer Acker Frucht bringen ſoll.“

Er hat recht und unrecht, dachte Wendelin, aber da es ſich um ſeinen Liebling handelt, iſt das kein Kampf von Erkenntnis zu Erkenntnis mehr, ſondern verläuft ſich ins Perſönliche. — Ehe Wendelin ſeine Gründe für ſolchen ſchonenden Kampf gewappnet hatte, wurde draußen Chorgeſang laut.

Er konnte nur noch verſprechen, daß er während der großen Ferien für eine Woche auf den Profeſſorenberg kommen werde. Man hatte geſpürt, wie viel man ſich geben konnte, und da man es konnte, war's Pflicht es zu tun.

Dann faßte ſie der Eitelkeitsmarkt der Eintagsleute, dem, neben den Minuten feierlichen Aufſchwungs, ein breiter Raum blieb, durch vierzehn feſtliche Stunden.

Dieſem Getriebe mit Gelaſſenheit zu begegnen zog Wendelin „den alten Herrn“ an.

Das hieß: er ſchob ſein Ich in den Winkel und lebte vom Beobachten.

Und wenn ihm bei dem bunten Gemiſch von Neigung, Freundſchaft, Familienſtolz, Gelehrſamkeitsſchrullen, Selbſtbewußtſein und wohlfriſierter Narretei dennoch ironiſche Gedanken den Humor totſchlagen wollten, dann ſuchten ſeine Blicke den Jubilar und das Mädchen, deſſen Schönheit ſo groß war, daß ſie ſelbſt einen alten Philoſophen und Naturwiſſenſchaftler zum Phantaſieren brachte.

Annemarie aber genoß mit vollem Entzücken, was der Tag an Ehren und Freuden brachte; auch bei Tiſch, wo ſie zwiſchen Hartmut und Joachim ſaß, war das Tiefſte ihres Herzens allzeit beim Jubilar, ſo heiter bereit ſie ſich zu jedem Scherz und jedem Ernſt zeigte.

Nöhring, ihr Gegenüber, hatte keine Urſache zu neidvollen Gefühlen. Er tröſtete ſich überhaupt: übermorgen bin ich die Störenfriede wieder los, der Lebende aber hat recht und lebendig iſt doch immer nur der Gegenwärtige.

Und dann kamen die Geſchwiſter Rinkhart und ſtörten nachbarliche Geſpräche durch Anſtoßen und Zwiſchenreden; die Jugend der Univerſitätsrepublik kam, die alten Herren rückten heran, als man im Verlauf der Tafel beweglicher wurde — es ſchienen alle ein Wort und einen Blick der jungen Schönheit zum Wohlbehagen nötig zu haben.

Wendelin fing an, den Geheimrat begreiflich zu finden: verglich ſie mit den anderen, die er der Mühe wert gefunden, und mit denen, die ihm gleich ihr eine Augenluſt geweſen waren. Er dachte an die blaſſe ſchlanke Frau, die er beim erſten Anblick häßlich genannt hatte, und deren feine Seele ihm nach und nach dies häßliche Geſicht ſo verklärte, daß er am Tage des Abſchieds gemeint hatte, er werde nie im Leben wieder ein Frauenbild von ähnlichem Reiz finden. Er dachte an die

zierliche Brünette, die vom Lachen zum Weinen kam und vom Küſſen zum Schmollen, jäh wie der Blitz von Wolke zu Wolke. Allerlei Bilder ſeiner Studentenjahre tauchten auf, an die er lange nicht mehr gedacht, friſche fröhliche Münchnerinnen lachten ihn an, und die Blonde unterm Fliederbuſch ſagte: Komm!

Alle ein Gemiſch von Fehlern und Tugenden, wie es Erdenkindern natürlich iſt. Und Hermann Rinkharts rechte Hand wäre mehr? — Wenn ſie ſeine beſte Arbeit war, freilich, — und was er zu beobachten bekam, ſprach nicht dagegen. Wenn ſie mit Joachim ſprach, ſchien ihre Stimme wärmer zu klingen als vorher und Joachims feſter — alſo gab ſie dem Bedürftigen, was er brauchte. Karlmann, der Pſychiater, lehnte ſich über ihren Stuhl und ſprach ihr von einer Kranken. Er gab, wie man jemand gibt, der zu nehmen verſteht, und aus Annemaries Augen ſprach ein tiefes Mitgefühl, das doch frei war von weichlicher Sentimentalität. — Profeſſor Quiſtorp, der berühmteſte Sonderling, Menſchenfeind und Frauenverächter der Univerſität, trat herzu und ſtieß mit ihr an. Ganz ſelbſtverſtändlich ohne Spott oder Hinterliſt, und ſie antwortete ihm, wie man einem guten Freund antwortet.

Und dies alles nur, weil ſie ſchön war? Weil ihr die Flechten blonder und dichter die Stirn krönten als den anderen? Es gab doch auch ſonſt noch Schönheiten, ſelbſt hier leuchteten beſtrickende Augen genug. Alſo mußte dieſem goldenen Krönlein noch ein anderer Zauber helfen, ein Zauber, den ſie Hermann Rinkhart verdankte.

Wendelin hob das Glas und trank dem Jubilar zu, gerade als der Rector magnificus aufſtand, um die Naturwiſſenſchaft als den modernen Vermittler zwiſchen Kultur und Natur zu feiern.

Sein philologiſches Herz benutzte dazu die Antäusſage, deutete ſie vielſeitig auf die Kulturmenſchheit, die ſich jedesmal in Zeiten der Ermattung neue Kräfte bei der ewig jungen Mutter Natur hole, und kam ſo mit einer geſchickten Wendung auf die Naturwiſſenſchaft, die mit tauſend Augen ſpüre und ergründe, die mit tauſend Helfern forſche und finde und der ſchwierigen Dame Natur allgemach durch all ihre Kniffe und Pfiffe ſchaue; ja die ſie gewiſſermaßen untergekriegt habe und, dank ihrer großen Führer, fähig ſei, der dürſtenden Menſchheit den Becher der Erkenntnis voller und erfriſchender denn je vorher an die Lippen zu ſetzen.

„Dürſtende Menſchheit," ſagte Joachim mit ſchwerer Stimme, „ja, es geht jetzt eine große Sehnſucht durch die Welt."

„Jetzt?" fragte Wendelin. „Dieſe Sehnſucht iſt immer da. Sehnſucht iſt das Leben überhaupt. Sie wechſelt nur das Ziel, und ſelbſt das wechſelt bloß ſcheinbar."

„Bitte," fiel Nöhring ein, „Sehnſucht macht bekanntlich Unruhe, und ich dächte, ſowohl Einzelweſen wie Völker hätten recht ſchöne Epochen der Befriedigung und Ruhe."

Hartmut lachte. „Meinſt Du den Winterſchlaf, Nörkelchen? Wobei man ſich das Fett aus den Pfoten ſaugt, ſowohl als Volk wie als Einzelweſen?"

Und Joachim wurde nervös. „Ja, Sehnſucht macht Unruhe, Nöhring hat recht, und Hartmut hat auch recht: nur der Schlafende hat Ruhe. Wer wacht, ſehnt ſich: die Jugend, die Arbeit, die Manneskraft, der Frühling —"

„Nach Blüte und Frucht," fügte Annemarie eifrig hinzu, als Joachim innehielt, und ſah doch aus, als ob ſie nichts von Sehnſucht wiſſe.

Da ſprang Wendelin auf und ſchlug ans Glas. Er antwortete dem philologiſchen Rektor in philologiſchen Bildern, ſcherzhaft und verbindlich: Daß er in liebenswürdiger Kollegialität die Naturwiſſenſchaftler doch etwas überſchätze. So recht unter hätten ſie den großen Pan, der ja auch eine Art Sinnbild des kapriziöſen Rackers

Natur ſei, leider noch lange nicht, der mache immer aufs neue verblüffende Bocksprünge, und den müſſe auch heutigen Tags noch jeder ganz allein und perſönlich unterkriegen, ohne jede wiſſenſchaftliche Beihilfe.

Der Jubilar lachte am herzlichſten; Annemarie ſah Wendelin vorwurfsvoll an.

„Jetzt bin ich Ihnen böſe! So ſollten Sie nicht von der Natur reden, auch nicht im Scherz. Kapriziöſer Racker! — Iſt ſie nicht vielmehr eine ſorgliche Hausfrau, eine gütige Mutter? Denken Sie an ihre unermüdliche Tätigkeit durch Sommer und Winter, an ihr Geben und Nichtmüdewerden —"

„Sie vergeſſen Krankheit und Tod, Sie vergeſſen Hunger und Durſt, Sie vergeſſen den Mord, den Neid und den Haß."

„Sie ſchafft auch Heilſäfte und Heilkräfte, ſie lehrt uns Mitleid und Liebe!"

Annemarie hatte ſchnell und eifrig geſprochen, jetzt, als ſie langſamer fortfuhr, kam ein weiches, zärtliches Lächeln in ihr Geſicht. „Wo es Tod und Krankheit gibt, mußte es ſo kommen, um vergangener oder künftiger Dinge willen — es iſt allemal Sühne oder Hoffnung. Ich habe an Vaters Hand ihre Geſetzmäßigkeit, ihre Sicherheit belauſchen dürfen, er hat ſie mir in ihrer Beſtändigkeit gezeigt, wie ſie ſo ganz genau weiß was ſie will, wie ſie die kurzen Wege liebt und dabei doch noch Zeit hat, ſchön und anmutig und gewaltig zu ſein."

„Und nun kennen Sie die Natur, weil Ihnen ein Großer etwas vom Abfall ſeiner Weisheit gezeigt hat, wie er es bekömmlich für Sie hielt?"

„Ich habe doch auch zwei Augen im Kopf," ſagte ſie eifrig, „mit denen ſehe ich ſoviel Schönheit und Glückſeligkeit, daß ich's oft nicht faſſen kann in all ſeiner Fülle."

Wendelin ſah Annemarie in dieſe beiden glückſchauenden Augen, deren tiefblauer Glanz an den Sommerhimmel mahnte, der über ſtillen, reifenden Tagen ſteht.

‚Sie iſt wahrhaftig ein unzeitgemäßes Menſchenkind,' dachte er, aber er ſagte doch: „Und was Ihre blauen Augen ſehen, das iſt dann die Welt? — Ihre Welt! Ein Winkel voll Glück und Schönheit, und um dieſes Winkels willen preiſen Sie Mutter Natur, als ſchüfe ſie nur Frühlingsluft und Nachtigallenſang. Das iſt ihr aber höchſt nebenſächlich und unwichtig."

„So darf ich ſie dafür preiſen, daß ſie mich in einen Glückswinkel hineingeſetzt hat," rief Annemarie in Feſttagslaune.

„Allenfalls, aber auch die Glückswinkel unſerer ewig rollenden Erde ſind dem Wechſel unterworfen."

Ein ſchneller Blick Annemariens flog hinüber zu Hermann Rinkhart, die ſtrahlenden Augen wurden dunkel, als zöge eine Wolke darüber, und wurden wieder licht, als ſie tief und warm antwortete: „Ich glaube an das Glück! Und ſo will ich Mutter Natur dafür preiſen, daß ſie mich ſo glücksgläubig gemacht hat."

‚Das kann ſie wirklich,' dachte Wendelin, und fuhr doch unbarmherzig fort:

„Sie wiſſen ja noch gar nicht, ob Sie ſo bleiben werden, wenn das harte Leben an Ihre Tür klopft. Hermann Rinkhart erſtieg erſt nach ſtürmiſcher mühevoller Bergfahrt die reine Höhe, auf der er es ſich und Ihnen heimiſch gemacht hat — über dem gemeinen Menſchenlos. Sie ſind nicht aus eigener Kraft, nicht auf eigenen blutenden Füßen emporgeſtiegen, er hat Sie hinaufgehoben und hält Sie dort im Arm ſeiner Milde und Kraft. Es iſt noch ſehr die Frage, ob Ihnen das zu Lieb oder zu Leid geſchehen iſt. Ob Sie nicht ohne ſeine Stütze der Schwindel erfaßt, ohne ſeinen Schutz die neidiſchen Hände der Tiefe hinabziehen werden."

„Nein," ſagte ſie fröhlich und ihre Augen glänzten, „nein, ich laſſe mich nicht hinunterziehen!"

Wendelin war verſtimmt, die Unterhaltung verlor ihren Reiz — er hatte ſich eben jetzt von dieſer jungen Schönheit verblenden laſſen, wie die anderen auch; nichts weiter war ſie als ein prahlendes Kind, und daß Hermann Rinkhart ſie überſchätzte, machte ihm das unerträglich.

„Auch Sie werden noch platte Ebenen und dumpfige Gaſſen kennen lernen," ſagte er ärgerlich, „und Affengärten, in denen häßlicher Geruch und Geſchrei Ihnen die Nerven verletzt. Es gibt wenig Menſchen und viel reißende Tiere; kluge Leute haben ſie in den Käfig geſteckt, hinter die eiſernen Stäbe Geſetz und Ordnung, aber das Tier dahinter iſt Tier geblieben und wartet voll tückiſcher Blutgier auf den Augenblick, wo ſich einer der Stäbe lockert."

„Ja," antwortete Annemarie, und ihre Stimme hatte einen ſchwingenden Ton, „dies alles haben wir. Aber haben wir nicht daneben ſo viel des Guten? Und wird des Guten nicht immer mehr? — Wenn wir am Ziele wären, was ſollten wir hier? Haben wir nicht eine wundervolle Lebensarbeit? Wir dürfen ſchaffen und kämpfen, wir dürfen dem Böſen wehren und das Gute pflegen, wir können das Unkraut vernichten und edlen Samen ſäen."

Das war der Idealismus des Seniors, der ſtrahlend hervorbrach, der Idealismus, der ihn jung erhalten hatte und einflußreich und fortreißend. Der ihm Jünger gewonnen hatte und Freundſchaft und Liebe, und ihm dies Mädchen geſchenkt: eine Frühlingsſonne in den Tagen des Herbſtes.

Und gegen ſeinen Willen, faſt als zeige er nur ſich ſelber ein unholdes Zukunftsbild, ſagte Wendelin leiſe: „Sie haben den paniſchen Schrecken noch nicht geſpürt!"

Annemarie ſah ihn verwirrt an; das Wort im Sinne von etwas, was einem begegnen könnte, war ihr fremd. Ein ſcharfes Nachdenken lief ſichtbar über ihre klare Stirn. Aber ehe ſich das Nachdenken zu Frage oder Antwort geformt hatte, erhob ſich der Jubilar zu einer Schluß- und Dankrede, danach verſtreuten ſie ſich im Garten.

Als ſpät in der Nacht endlich die letzten Lichter im Hauſe verlöſcht waren, ſtand Annemarie noch lange am Fenſter. Der Nachtwind ſtrich mit duftiger Friſche über ihr warmes Geſicht, die Sterne zitterten im ſchwärzlichen Blau des Himmels, und es wuchſen ihrer mehr und mehr aus den Tiefen hervor, ein Sinnbild unerſchöpflichen Reichtums.

So reich fühlte ſich auch Annemarie — reich an Liebe, reich an Kraft, reich an alledem, was die anderen von ihr wünſchten und begehrten — ihr war, als brauche ſie nur die Hand zu öffnen um alle glücklich zu machen.

Und reich an Beſitz: Sie hatte den beſten Mann zum täglichen Gefährten und alle ſeine Freunde und Bewunderer zum Mitgenuß. Auch war es ſchon ein Feſt an ſich, alle Kinder Rinkharts verſammelt zu ſehen. Joachim hatte ihr von den Bergen erzählt — gab es einen zweiten Menſchen, der ſo zu ſchildern vermochte, was er empfand? Mußte nicht jede Seele geſund werden, die Karlmann mit ſeiner feſten, milden Hand führte? Und Ferdinand, der geſtern und heute auf ſie eingeſtürmt war mit all ſeinen Plänen und Träumen, wie der Frühlingswind, vor dem die Welt bereit liegt für ſeinen Siegeslauf!

Den beiden jüngſten, die ſie täglich ſah, galt nur ein kurzer Gedanke: Lida hatte ſich an Röhrings Seite gehalten, das freute ſie, und ſie ſpann lächelnd einen feinen Faden in die Zukunft hinaus, einen der Fäden, aus denen man Brautſchleier webt.

Auch Hartmut Wendelin lächelten ihre Gedanken an: Sie wußte zu viel Gutes von ihm aus des „Vaters" Munde, als daß ihn ſeine ketzeriſchen Worte ihr zu entfremden vermocht hätten.

Ein einziges Bedauern war in ihr: daß Joachims Frau gefehlt hatte, daß dieſe feſtliche Gelegenheit, einander näher zu kommen, verſäumt war.

‚Albertine iſt mir fremd — die einzige von allen. Ihre Briefe ſind Worte, hinter denen ich den Menſchen nicht finden kann. Aber wenn wir ſie heuer auf länger hier haben werden, dann will ich ſie mir erobern; und dem Doktor Wendelin wollen wir die Nebel von der Seele blaſen — wir zwei. Das wird lebendige Ferien geben — ich freue mich auf die Ferien.‘

In einem köſtlichen Kraft- und Sicherheitsgefühl ſchloß ſie das Fenſter und legte ſich ſchlafen.

Was konnte ihrer Liebe und ihrem guten Willen widerſtehen?

Viertes Kapitel.

Der Münchener Schnellzug pfiff talauf, Annemarie hörte es oben im Berg, und der Senior ſagte: „Da fährt er hin. Aber er kommt wieder, Kind, und ich freue mich auf ihn, denn er iſt Edelholz und will gute Früchte tragen.“ Dann ging er an ſeinen Schreibtiſch, nahm einen dicken Briefumſchlag aus dem Dokumentenkaſten und ſchrieb eine Viertelſtunde lang mit großen kräftigen Zügen Sätze, die Annemarie nicht zu leſen bekam.

Wendelin war währenddem nicht zumute, als ob er gute Früchte tragen werde. Und wenn er ſich auch damit zu tröſten verſuchte, daß ſeine Stimmung etwas katzenjämmerlich ſei von wegen des nächtlichen Nachſchoppens im Ratskeller, ſo mußte er ſich doch auch zugeben, daß er einen ähnlichen Jammer ſchon auf der Herfahrt verſpürt habe ganz ohne Kellergründe. Er ſah zum Fenſter hinaus, bis das letzte Wahrzeichen der Stadt verſchwand: Der Turm, von dem ſie ſagten, es ſei der Finger eines Rieſen, der Finger einer verruchten Hand, die aus dem Grabe wachſen mußte, weil ſie ihre Mutter geſchlagen hatte. Wendelins Denken war dumpf an dieſem Morgen: von der Mutter des Rieſen glitt es zur Natur, die Annemarie Rügemer der Menſchen gütige Mutter genannt hatte. Und dann war ihm, als habe auch er mit verruchter Hand nach dieſer Mutter geſchlagen und werde nun im Grabe keine Ruhe finden. Denn, wenn er ſchon eines höheren väterlichen Adels nicht entraten mochte, wie ſollte der Erdenſohn ohne die Fürſorge und den guten Willen der regſamen Hausmutter Natur auskommen.

Als Wendelin ſich ſeines phantaſtiſchen Gedankenſpiels bewußt ward, begann er zu pfeifen; ein Mittel, das er zur Herſtellung des inneren Gleichgewichts anzuwenden liebte; griff aber gleichzeitig nach ſeinem zweiten Beruhigungsmittel, der Zigarre.

Doch verfehlten beide, ihn in das behagliche Geleis zu bringen, das er ſich wünſchte: Arbeitsgedanken kamen ihm nicht, ſondern er warf plötzlich das edle Kraut in weitem Bogen zum Fenſter hinaus und ſagte unwirſch: „Ach was, und ſie iſt doch ein grauſamer, heimtückiſcher Racker.“

Mutter Natur nahm ſich das nicht zu Herzen, ſie lachte draußen in prangender Jugendſchöne. Hartmut Wendelin aber ſah zwei große, vorwurfsvolle Mädchenaugen auf ſich gerichtet, und die ſchönen Augen blendeten ihn ſo ſtark, daß er von der übrigen Welt nichts mehr zu ſehen vermochte.

Ungeſunder Zuſtand. Aber er würde vorübergehen. Er kannte ſich doch, manch eine hatte ihm ſchon Freude gemacht, manch andere Herzſchmerzen, und alles war verflogen vor dem Ernſt ſeiner Arbeit.

Er ſtand auf, ging den Zug entlang und betrachtete ſich „alt und jung, gerad' und krumm"; dabei kam das Lächeln des „alten Herrn" auf ſeine Lippen.

Vor einem Abteil erſter Klaſſe blieb er ſtehen. War das nicht das Mädchen aus dem Fliedergarten? Die ſchöne Kathinka?

Ein Mann in mittleren Jahren, dem man die zerrüttete Geſundheit allzuſehr anſah, ſaß in der Fenſterecke, die „Frau Marthe" im eleganteſten Reiſemantel ihm gegenüber.

Beide waren durch das Gabelfrühſtück beſchäftigt, das ein Diener ihnen auf dem kleinen Fenſtertiſch zurechtſtellte. Die Tochter ſaß in der Ecke an der Gangſeite, hielt den Kopf feſt in die Lehne gedrückt und ſah an den Eltern vorbei ins Land hinaus. Vierzehnheiligen lag rot und friedlich drüben am Berg, wie aus einer Spielſchachtel geholt.

Gelangweilt wandte ſie den Kopf, ganz unwillkürlich und teilnahmlos ſuchten ihre Augen gegenüber Kloſter Banz, das in ſeiner weißen Zierlichkeit von der grünen Waldhöhe herüberleuchtete. Dabei begegneten ſie Hartmut Wendelin.

Ob ſie ihn wiedererkannte, oder ob er ihr nur abermals gefiel, war nicht zu entſcheiden, aber in den teilnahmloſen Blick kam Leben, und ſowie die Augen ſprachen, bettelten ſie auch wieder und ſagten: Komm!

Sie ſah ihn an, ſah an ihm vorbei ins Tal und ſah wieder zu ihm hin. Ein Flimmern und Zittern kam in ihre Augen, das ihm gefiel und mißfiel. ‚Man kann nicht ſehen ob Tag oder Nacht, gut oder böſe hinter dieſen Augen zur Herrſchaft kommen will.'

‚Noch weiß ſie nicht um was ſie bittet.'

‚Komm!' ſagen die flimmernden Augen, ‚ich ſehne mich!'

‚Außerdem iſt's auch noch eine Fopperei, wie bei den Bildern, die einen anzuſchauen ſcheinen, von welcher Stelle aus wir ſie auch betrachten mögen. Sie können nicht anders, und doch wirkt der Blick höchſt perſönlich auf jeden Beſchauer.'

Wendelin lächelte, und von dieſem Lächeln gezogen ſtand die Reizende unwillkürlich auf.

Jetzt ſah Wendelin erſt wie jung ſie war, achtzehn vielleicht; aber es war die Jugend einer Zeit, wo Kinder ſchon alter Leute Gedanken haben.

‚Das iſt auch ſo eine,' dachte Wendelin, ‚die heimatlos von Ort zu Ort, von Bad zu Bad, von Penſion zu Penſion den Eitelkeitsmarkt des Lebens bezogen hat und deren arme Seele ſich nun nach ihrer oberen Heimat ſehnt, ohne daß ſie überhaupt weiß, wem dieſe Sehnſucht gilt. Sie wird ſuchen und ſich verlaufen.'

Wendelins Stirn bekam eine Falte, einen Herzſchlag lang hatte er das Gefühl, als müſſe er einen Ertrinkenden packen, ehe er verſänke. Und dann lachte er leiſe auf, denn der Diener trat zurück, und die ſchöne Kathinka ſpielte nun eine niedliche kleine Szene, wobei ſie die Eltern geſchickt als umſorgte Staffage benutzte; eine Szene, die alle Anmut und Beweglichkeit ihrer Glieder und Mienen zeigte, eine Szene, die ganz und gar auf den Zuſchauer im Gang berechnet war. Wendelin ſah das und freute ſich doch daran.

‚Talent,' dachte er, ‚hervorragendes Talent für die Bühne.'

Als er weiter ging, ſah er die wechſelnden Züge vor ſich und fühlte ſich angenehm beſchäftigt, bis ihm der Gedanke kam: Annemarie Rügemer könne ſich ſo — da packte ihn der Zorn. Zorn über alle Verlogenheiten des Lebens, auch die kleinen anmutigen, die als bequeme Verkehrsmünze von jedem gebraucht werden, Zorn auf ſich ſelber, daß ihm dies Flirren wohlgetan hatte.

Verſtimmt kam er in München an, verſtimmt ſtieg er in ſeine Tram.

Sonſt, wenn er ein paar Tage weggeweſen war, freute ihn die Behaglichkeit, mit der das bunte Großſtadtleben durch die alten Gaſſen klingelte, fuhr und ſchlenderte; ſonſt lachte er wie ein Neuling, wenn der Schaffner, Buchſtaben ſparend, am Standbild Schillers: „Schillermoment“ abrief, und freute ſich, wenn im weiteren Verlauf der Türkenſtraße Männlein und Weiblein daherkamen, denen man den intimen Umgang mit einer oder etlichen der Piëridiſchen Neun, der Muſen, ſchon auf zehn Meter Entfernung anſehen konnte.

Heute ärgerte ſich Wendelin an alledem. Das Alter, das ihm in den Weg lief, ſchien ihm trottelhaft im Vergleich mit dem Alten auf der Höhe des Profeſſorenbergs. Die Jugend deuchte ihn geziert und fade neben der ſchlichten Ehrlichkeit der unzeitgemäßen Schönheit und der ſehr zeitgemäßen flimmernden Reiſegefährtin.

Er ſprang früher vom Wagen als notwendig, um ſich nur bewegen zu können. Vor ſeiner Haustür zog er die Uhr. Recht ſo — gerade noch Zeit ſich zu erfriſchen und dann in den naturwiſſenſchaftlichen Verein zu gehen.

Als er aber oben an ſeinen Schreibtiſch trat, fand er, daß die Sitzung verſchoben war.

‚Alſo hätteſt Du noch bleiben können,‘ dachte er zornig, und ſah wie in einem Zauberſpiegel den Geheimrat und Annemarie Rügemer beim Abendbrot ſitzen: Der letzte Hauch der Abendröte lag auf dem Schreibtiſch ſeines Meiſters, und das ſchöne Mädchen hob die ſilberne Teekanne, deren eingebuckeltes Traubenornament manch liebes Mal die fröhliche Spottluſt ſeiner Studentenjahre gereizt hatte, ob ihres Widerſpruchs von Form und Inhalt.

Als ſeine Wirtin, vierſchrötig behäbig, wie ſich's für ein mit Hofbräu aufgezogenes Menſchenkind ſchickt, ins Zimmer trat, knurrte Wendelin ein paar Töne, die nur ein ſehr gutmütiges Menſchenkind für Guten Tag nehmen konnte.

Aber Frau Kartlmayer war gutmütig, der Gruß genügte ihr, und der Schweige-Komment, der für gewöhnlich zwiſchen ihr und ihrem „Herrn Doktor“ beſtand, galt natürlich nicht bei ſo abſonderlichen Gelegenheiten, wie die Heimkehr von einer Vergnügungsreiſe.

Mit einem Seufzer des Behagens faltete ſie ihre Hände auf dem Magen und ſprach: „Guat iſt's halt, daß der Herr Doktor wieder da ſan, i hab'n ſo in der Gewohnheit; un gangen is halt alles wie's gehn ſoll, nur was die heroben ſind, grad was drinn g'ſucht habens mit G'ſpektakel machen, un vorgeſtern und geſtern hats das blaue Fahnderl mit 'm gelben Fleckerln heraußen g'habt, von wegen oaner Feſtivität, und heut is der Herr Mosjee Mangold drunten g'wen, und hat g'mahnt, wann der Herr Doktor net zu marod' ſan, ſo war's recht, un die Herrn Bienen kämen zſamm; un wanns d'n Herrn Doktor net hinließ, ſo möcht er halt doch amal z'erſt aufiſchaun; der Herr Mosjee Mangold tät Ihne gerne oane Mitteilung machen.“

Die „Herren Bienen“ löſten ein Lächeln bei Hartmut Wendelin aus, den „Herrn Mosjee“ war er zu ſehr gewohnt, um ihn noch zu hören.

Und dann dachte er: ‚Das iſt das Rechte! Wenn Dich irgend etwas wieder ins Gleis der Vernunft und in die arbeitsfreudige Alteherrenſtimmung bringen kann, ſo iſt es der Bienenſtock.‘ — Auch konnte er nun ſeiner rundlichen Hausmeiſterin mit Gelaſſenheit Beſcheid für den kommenden Tag ſagen.

Dieſe ehrſame Witfrau hatte ſich und ihren unentbehrlichen Hausrat in Küche und Hinterzimmer gedrängt, damit ſich „was mei g'ſtudierter Herre is" mit ſeinen Büchern und etlichen „Giftbüchſen" in den Vorderräumen breiten könne.

Sie hatte es eng, aber es gefiel ihr ſo, denn was ihr Doktor war, dös woar an Guater, und die Ironie, die ihm für den Hausgebrauch das Donnerwetter erſetzte, mit dem ſein Vorgänger die Luft gereinigt hatte, nannte Frau Kartlmayer ſchmunzelnd: „ſo liabe kleine Frotzerln."

Eben als Wendelin die Treppe hinunter gehen wollte, fiel ihm ein, daß Mangolds ihm vielleicht, was ſie zu ſagen hatten, ganz gern allein und zu Hauſe vortrügen.

Er ſah zum Treppenfenſter hinaus nach dem Vorbau des vierten Stocks, wo über einem flachen und einem halbſchrägen Dach ein phantaſtiſcher Garten errichtet war.

Die blaue Fahne mit Sonne, Mond und allen Sternen — kein stars spangled banner, ſondern Monſieur Mangolds durchaus eigene Erfindung, — flatterte hoch, man war alſo noch zu Hauſe.

Dort oben hauſten die Helikonaſten, und trotz der vielen Stiegen war der Helikon eine ebenſo beliebte Penſion wie der Ameiſenhügel, der vor Wendelins Arbeitszimmer über der Gaſſe drüben, hinter allzeit blanken Scheiben ſein Weſen trieb.

Auf dem Helikon beſorgte das Scheibenputzen öfter der Regen als die Dienſtmagd, denn es gab nur eine für zwei Stockwerke und den ganzen bunten Haushalt, da mußte ſelber „der dicke Fritz" zugeben, daß nicht alles von ihr zu verlangen ſei.

Der dicke Fritz, der täglich einmal auf die Treppen ſchalt, der jeden dritten des Monats erklärte, über vier Wochen zöge er ganz beſtimmt zu den Ameiſen, und ſich jeden Dreißigſten an ſeinen Fenſterwinkel ſtellte, von dem aus er die Alpen ſehen konnte, oder auch nicht ſehen konnte, falls die Luft trübe gelaunt war — um welcher aufregenden Möglichkeit willen er ſich von dieſem Lugaus nicht zu trennen vermochte.

„Helikon," ſagte er dann, „Helikon! Ihr ſeid's alleſamt nichts wert, Kinder, aber der Name hat mir's angetan."

Daß ſie nichts wert ſeien, glaubte dem dicken Dichter keiner der Helikonbewohner, am wenigſten der Hausherr ſelber, der verbummelte Maler, der ſich Monſieur nennen ließ, weil er zehn Jahre lang in Paris ſtudiert und ſich ſeine runde luſtige Madame Mangold von dort mitgebracht hatte, die ſo gern Süßigkeiten aß, daß ſie wenig Wert auf die Kochkünſte ihrer Magd legte.

Maler war Monſieur Mangold ſchon lange nicht mehr. Das große Atelier ſeines fünften Stocks diente der Photographie, der „künſtleriſchen" natürlich. Das Photographieren betrieb er leidenſchaftlich, aber er war nur für den erſten Abzug zu haben und Herzensſache waren ihm lediglich ſolche Bilder, die nicht bezahlt wurden.

Dies Helikonaſtiſche Ehepaar hatte eine Tochter, und wenn es ja einmal Zukunftspläne machte, ſo verheiratete es dieſe Tochter mit dem „alten Herren", dieſem jungen Mann, der alle die Eigenſchaften hatte, die der Familie Mangold fehlten, und doch auch einige von den trefflichen anderen zu haben ſchien, die ſie mit Stolz die Ihrigen nannten.

Augenblicklich konnte man Fräulein Joſepha allerdings noch nicht entbehren, denn Fräulein Joſepha führte den Haushalt. Zwar führte ſie ihn eigentlich nicht, ſondern ließ ihn laufen, ſie war aber doch immerhin der Jemand, der ihn laufen ließ, und, wenn es durchaus ſein mußte, die Zügel auch einmal zu faſſen verſtand. Sonſt war ſie allzeit ein wenig verliebt, ein wenig verſchwärmt und ein wenig unordentlich. Aber alles Dreies mit Grazie.

Jetzt, als ſie auf Wendelins Klingeln die Flurtür öffnete, flog ihr eine leichte Verlegenheitsröte übers Geſicht, die des Beſuchers Vermutung beſtätigte.

Er ſchüttelte ihr unbefangen die Hand.

Papa war ſchon fort — Papa hatte heute den Bienenvorſitz, Großmama hatte ſich zurückgezogen, aber — Maman war noch da — Maman hatte Migräne und würde zu Hauſe bleiben — aber ob Herr Wendelin nicht Maman Guten Abend ſagen wolle — manchmal tue ihr eine kleine Anſprache gut.

Dabei öffnete Joſepha das Zimmer, deſſen Eingang beinah auf die Flurtür ſtieß. Drinnen war es dann, trotz herabgelaſſener Vorhänge und des ſehr bunten Hausrats, auffallend hübſch.

Geſchmack hatten die Mangolds.

Joſepha zog auf einen Wink der Mutter den weinroten Vorhang von dem großen Fenſter zurück, das nach dem Dachgarten hinaus führte. Es war nur Baumwollenſtoff, aber er wirkte magiſch, und hinter dem Glas, das er verdeckt hatte, blühte der Frühling mit Veilchen und Narziſſen, Anemonen und Azaleen; das Rhododendron breitete ſich vornehm und feierlich, Myrten- und Oleanderbäume reckten dicke Knoſpen in die weiche Abendluft hinaus.

Um dieſer wohlgepflegten Blumen willen verzieh Wendelin der Haustochter manches andere, was ſich ungepflegt genug darſtellte, wie das ſchöngeſchwungene Bücherbort, auf dem nur die Hände der Leſeſtoff ſuchenden Helikonaſten hie und da etwas vom Staub der Wochen und Monate hinweggriffen.

Madame ſtreckte dem Gaſt die Rechte entgegen und drückte die Linke an die Schläfe. Joſepha huſchte hinaus.

Nebenan übten ein Klavier und eine Geige, jedes durchaus auf eigne Hand.

„Qualvoll," flüſterte Madame Mangold.

„Soll ich Feierabend gebieten?"

„Nein, o nein! Man iſt nun einmal der Sklave ſeiner Abmieter."

Dann kam ein kleines Schweigen, während deſſen ſich ein beinah ſchelmiſches Lächeln um Wendelins Lippen ſtahl.

Endlich ſagte er: „Monſieur hat mich rufen laſſen. Wiſſen Sie nicht, meine liebe Madame Mangold, was er von mir gewollt hat?"

„Was ſoll er gewollt haben," flüſterte Madame Mangold in den tiefſten Tönen, die ihre kurzen Stimmbänderchen ihr geſtatteten. „Das, was nur die Philiſter haben und doch auch les hommes supérieurs brauchen, das worum Freundſchaften entſtehen und Freundſchaften vergehen, l'amour vient et l'amour passe, was wohl die Ameis zuſammen rafft, ein —"

„Helikonaſt aber nur auszugeben verſteht," fiel Wendelin gutmütig ein. „Wiſſen Sie etwa, verehrte Hausgenoſſin, wieviel Monſieur braucht?"

Madame nannte eine beſcheidene Summe, die Wendelin ihr ſofort einhändigte. Von einem Schein, Rückzahltag, Zinſen oder dergleichen nüchternen Dingen war nicht die Rede zwiſchen ihnen.

Dieſer Leihgebrauch beſtand ſchon ſeit Jahren. Hatte Mangold eine Einnahme, ſo kam er fröhlich hinunter und brachte Wendelin ſein Geld zurück. Wollte er welches, ſo blieb er ſtolz oben und ließ den aus dem Unterhaus hinauf kommen, als ob er ihm eine Gnade durch ſein Vertrauen erweiſe. Über „ſeine Weiber" ſchüttelte er den Kopf, wenn ihnen die Sache verlegen war.

Sie hatten doch noch nicht den rechten Höhenſtandpunkt: Geld war ein gemeines Ding — Zutrauen war eine koſtbare Gabe großer Herzen. Monſieur Mangold

beehrte Doktor Wendelin mit ſeinem Vertrauen. Aber damit ſie in Übung und Verſtändnis kämen, überließ er den Frauen ganz gern einmal die Verhandlung, beſonders, wenn noch nicht alle Reſte abgezahlt waren.

Wendelin mußte nun noch von ſeiner Fahrt erzählen, doch hörte Madame nicht recht zu, und fünf Minuten ſpäter verabſchiedete er ſich.

Joſepha ſtand ſtrahlend heiter im Flur und ſchüttelte ihm die Hand, ſie hatte alſo gehorcht. Auf der Treppe überholte er Thilo Wuſtrau, einen ſehr gelehrten Muſiker, der „mit norddeutſcher Gründlichkeit der ſüddeutſchen Phantaſie den nötigen Knochenbau geben wollte“.

Er war aus Verſehen zu den Helikonaſten gekommen, die ihn ganz gern wieder los geweſen wären. Aber wo er war, da blieb er, denn vor lauter Gelehrſamkeit fiel ihm nichts Geſcheites ein, nicht einmal, daß Junggeſellen leicht umziehen haben.

Er teilte Wendelin mit, daß er heute im Bienenkorb eine Kleinigkeit vorleſen wolle. ‚Wenn ſie dich zu Worte kommen laſſen,‘ dachte Wendelin und trat noch einmal in ſeine Wohnung ein, um ſich nicht den ganzen Weg lang über Thilo Wuſtrau zu moquieren.

Als er drinnen an ſeinen Schreibtiſch trat, lächelte er: „der alte Herr“ war wieder zu Hauſe. Auf einem Umweg ſchlenderte er dann durch das abendliche Getriebe nach dem Bienenſtock und ließ ſich in der Kaufinger Straße wie ein echter Nichtstuer von einem geſtürzten Droſchkengaul feſthalten — mochte Wuſtrau einſtweilen die Bienen langweilen.

Die Droſchke, die mit dem Pferd zu Fall gekommen war, hatte ſchwere Havarie erlitten, ein Vorderrad lag gebrochen auf dem Pflaſter, ſchief ſtauchte ſie ſich gegen eine feſtgefahrene Tram, ſo daß die Inſaſſen über das andere hochſtehende Trittbrett herabſteigen mußten. Der Kutſcher fluchte, die Zuſchauer lachten und ſchimpften, ein Schutzmann, das Merkbuch in der Hand, ſchob mit münchneriſcher Gelaſſenheit beiſeite, was ihm im Wege ſtand. Beſchädigt ſchien niemand zu ſein, zwei Damen waren ſchon ausgeſtiegen, eine dritte Perſon mühte ſich, unzweckmäßig unterſtützt, um das Herabkommen.

Wendelin wollte eben weiter ſchlendern, da bekam er den Blick auf dieſen Dritten frei und hielt den Schritt wieder an.

War das nicht der Vater der ſchönen Kathinka? Der kaum geheilte Mann, der auf der Geneſungsreiſe in die Schweiz ſein ſollte?

Ja; da ſtanden auch die beiden Damen, und es war der Diener aus dem D-Zug, der ſich vorſichtig um ſeinen Herrn bemühte.

Deſto ungeſchickter zeigte ſich der Zufallshelfer; der kaum Geneſene zitterte und erregte ſich von Minute zu Minute mehr.

Ohne Überlegung, mit zwei ſchnellen Schritten, ſtand Wendelin am Wagen, ſchob den Ungeſchickten beiſeite und griff ſelber zu.

Jetzt ging es. Wendelins ruhige Sicherheit gab dem „wieder für ein paar Jahr Geflickten“ das nötige Selbſtvertrauen, noch zitternd von der Erregung, aber ungefährdet kam er aufs Pflaſter.

Mit kurzem Wort verſtändigte Wendelin den Schutzmann, daß es ſich um einen Kranken handelte, worauf der mit noch nachdrücklicherer Gelaſſenheit wie vorher die immer wieder andrängende Menge beiſeite ſchob und nach einer neuen Droſchke rief.

Wie Wendelin nun aber in dieſer Menge verſchwinden wollte, hörte er eine klare, biegſame Stimme neben ſich ſagen: „Frage doch dieſen Herrn, Mama; er iſt ein Freund Profeſſor Rinkharts, er wird Beſcheid wiſſen.“

Da wandte er ſich wieder zurück und ſah die beiden Damen vor ſich ſtehen.

„Darf ich Sie bitten, mein Herr," ſagte das Abbild der Marthe Schwertlein mit bekümmerter Stimme.

Er machte eine Verbeugung und ſtellte ſich vor.

„Danke, danke ſehr. Wir heißen Birk, Bankier Birk aus Eſſen — ein ſchrecklicher Ort, ich habe mich nie da eingewöhnen können, ich bin Wienerin, mein Herr, Sie verſtehen. Und ſeit mein Mann krank iſt, ſind wir überall und nirgends. Und nun ſoll er eine Nachkur brauchen — Sie wiſſen? — Ja, und er iſt ſo nervös. Wir hatten im Deutſchen Kaiſer ſchon ausgepackt, aber das Getriebe dort — er wollte nicht bleiben. Nun, auf der Fahrt nach dem Domhotel geſchieht uns dies! Ich bin in Verzweiflung. Wir müſſen einen Arzt haben. Aber für München hat uns der Medizinalrat keine Direktive gegeben. Sie ſind Arzt? — Nein — o, wie ſchade! Aber Sie können uns den nennen, den der Medizinalrat empfohlen haben würde?"

Wendelin nannte einen Namen und fuhr dann beruhigend fort: „Ich denke, Sie ruhen einen Tag im Hotel und brauchen dann überhaupt keinen Arzt. Da iſt die Erſatzdroſchke. Erlauben Sie?" — Dabei faßte er den Bankier kurzerhand unter den Armen, hob ihn in den Wagen, und der Mann hatte ſich bereits wieder zu einem vernünftigen Dankeſchön erholt.

Wendelin trat zurück und zog den Hut. Die Damen überließ er dem Diener. Das geſtürzte Pferd war inzwiſchen auch wieder auf den Beinen, und die Menſchen begannen ſich zu verlaufen. Ein Lächeln auf den Lippen ging er dem Bienenſtock zu.

Kathinka Birk aber dachte: ‚So, nun habe ich ihn auch ſprechen hören. Seine Stimme iſt angenehm, aber es klingt, als wehre er ſich gegen etwas. — Gegen mich?'

Und dann, nach kurzem Nachdenken, ging ein ſtrahlendes Lächeln über das bewegliche Geſicht, und die weichen Lippen ſagten unhörbar: ‚Nächſten Winter will ich in München ſein.'

Fünftes Kapitel.

Der Bienenſtock, wo Helikonaſten und Ameiſen allſonnabendlich „ihren Honig eintrugen", war ein ſchmuckloſes, graues Zimmer. Die allgebräuchliche Wirtshaustafel in Hufeiſenform ſtand darin, nüchterne Gasflammen erhellten reizlos alle vier Mauerecken; aber die beiden Fenſter waren verhüllt: „Wir wollen keinen Ausblick, wir wollen Einblicke in Freundesherzen."

Der Regulator, dieſen Fenſtern gegenüber, wurde beim Schlage acht mit einer ſchalkhaften Feierlichkeit angehalten: „Die Uhr ſchlägt keinem Glücklichen." — Die einzige Tür war durch einen Kleiderrechen verſtellt: „Ungeſehen naht die Freude." Und zu Häupten der Tafel, dort wo heute Monſieur Mangold als ‚getreuer Imker' den Vorſitz führte, hing ein grotesker Bienenſtock als Symbol der Verſammelten.

Monſieur hatte ihn gemalt. Da dies eine gänzlich uneinträgliche Arbeit war, zu der ihn niemand drängte, gab er ſich viel Mühe damit, und die ab- und zufliegenden Bienen ſeines Bildes ſtellten porträtähnlich ſämtliche Sonnabendgenoſſen dar.

Man behauptete zwar, Monſieur habe alle Helikonaſten mit ſträflicher Vorliebe verſchönert und alle Ameiſen kariiert, aber Spaß hatten dieſe wie jene an ihrem „Plakat" und kamen gerne, wenn das „Samſtagsgeſumſe" begann.

Die einen kamen oft, die anderen seltener. Nie fehlte Monsieur. Er vertrat seinen Helikon.

Nie fehlte Magdalene Schäftlein, die jüngere der beiden nahrhaften Schwestern, von denen Wendelin auf dem Wege nach dem Professorenberg erzählt hatte — sie vertrat ihren Ameisenflügel und war in ihrer anmutigen Fülle und Freundlichkeit ein gutes Aushängeschild für ihre gute Küche, während die magere Minna rechnend zu Hause blieb.

Nie fehlte auch ‚die Böhning', ein schlankes Fräulein, Mittelalter; sie nannte sich bei jeder Gelegenheit ‚die allergetreueste Biene' und zog Nutzen aus ihrer ‚Treue', wie sie aus allem Nutzen zu ziehen verstand, was ihr in den Weg lief. Eine verunglückte Schauspielerin, die sich mit Stundengeben durchs Leben half. Aber es ging ihr nicht übel dabei. Sie wohnte im eigenen Quartier, unter lauter Schülergeschenken, deren sie sich sehr entschieden zu wünschen verstand. Den Mittagstisch teilte sie mit den Ameisen.

‚Tante Pinchen' — auch ein Ameislein, und eines, das Gelehrsamkeit eintrug, nicht Süßigkeiten — behauptete, die dramatische Böhning habe eine so sichere Witterung davon, ob ein Mensch oder ein Unternehmen leistungsfähig sei, daß man sie als Wünschelrute für Bankgeschäfte und Kolonialämter verwenden könne. Wo nichts zu holen sei, würde sich die Böhning gewiß nicht rühren. Den Doktor Wendelin behandelte sie mit besonderer Hochachtung, folglich prophezeiten ihm die Bienen Ruhm, Ehre und eine baldige Professur.

Als der künftige Professor hinter dem Kleiderrechen vortrat, rief Mangold vom Hochsitz herüber: „Er ist da, er ist da, es behielt ihn nicht!" stand würdevoll auf, nahm den Hausgenossen beiseite und fragte, ob er schon auf dem Helikon gewesen sei.

Wendelin bejahte, und Mangold kümmerte sich nun nicht weiter um ihn, war aber so auf der Höhe seines Humors und seiner geselligen Talente, daß der dicke Fritz dem Musikgelehrten zuflüsterte: „Monsieur hat Geld gefaßt, wir werden morgen Mittag Rostbeaf bekommen."

Eine Aussicht, die Wustrau leichter verschmerzen ließ, daß man seinen Vortrag über ein wiedergefundenes, höchst interessant notiertes Schäferspiel des Corelli nicht hören wollte.

„Es ist merkwürdig," sagte er auf dem Nachhauseweg, wo Wendelin ihm nicht hatte entgehen können, „da reden sie alle vom Honigeintragen, und wenn man vorweisen will, wie einem die Wochenarbeit die Waben gefüllt hat, so wehrt sich männiglich dagegen."

Wendelin mußte seine Gedanken vom Professorenberg holen, ehe er antworten konnte, dann sagte er: „Nehmen Sie's sachlich und nicht persönlich, ich würde mit einem Bericht über die Tätigkeit unserer Nervenstränge auch nicht zu Worte kommen, obwohl ihnen die weit buchstäblicher auf dem Rücken hocken, als Ihr braver Corelli, der ja wohl seit drei Jahrhunderten vermodert ist und beinahe ebenso lange verschimmelt. Unsere Bienen wollen Süßigkeiten."

Wendelin hätte vor acht Tagen ganz dasselbe geantwortet und ärgerte sich darüber, daß ihm heute die Antwort bitter schien und daß sie auch bitter klang.

Das aber tat Wustrau gerade wohl, er schüttelte dem ‚alten Herrn' besonders lebhaft die Hand zur Gute Nacht, fühlte sich ihm durchaus gesinnungsverwandt und ging mit einem sehr behaglichen Gefühl zu Bett.

Desto leidiger war Wendelin zumute. Er stellte fest, daß er schon wieder aus dem Gleichgewicht war, und zwar stak er zu tief in allerlei Gefühlen, um sich sofort Rechenschaft über seine Verstimmung zu geben.

Gefühle haben etwas Nebelhaftes an ſich. Nebel macht undeutlich, vergrößert, täuſcht und gönnt uns keinen reinen Atemzug.

Wendelin trat ans Fenſter und ſah auf die ſtille Gaſſe hinaus. Drüben bei den Ameiſen verloſch Licht um Licht, auch das Schreibtiſchfenſter, hinter dem Fräulein Minna Schäftlein allnächtlich als Letzte in ihrem Hausbuch den vergangenen Tag abſchloß und den neuen vorbereitete, war dunkel.

Warum verdarben ihm die Bienen den Humor wieder, nachdem ihn das bißchen München und der Happen Hellkon vorher ſo ſchnell von aller ſeligen und unſeligen Torheit geheilt hatten?

Geheilt, eben weil es nur ein Biſſen und ein Happen geweſen war. Ein Stückchen Armut, Leichtſinn und bequemes Behagen.

Die Maſſe davon hatte ihn verletzt, die vielen Kleinen wirkten ſchmerzhaft in ihrer Winzigkeit gegen den Vollmenſchen vom Tage vorher; das Ich-Ichgeſchrei der fröhlichen Eintagsfliegen war zu anmaßend gegen das Du und Wir des Mannes, der ſein Leben lang an ſich ſelber gearbeitet hatte, um ſich für die anderen zu einem immer vollkommeneren Werkzeug der Erkenntnis zu machen.

‚An ſich ſelber arbeiten — das einzige, womit man ſich das Recht an Glück erkaufen konnte. Und darin biſt auch du noch ſo ſehr Stümper, daß du dich mit nichten über die Eintagsfliegen im Bienenſtock erheben darfſt. Vielleicht haben ſie dich überhaupt nur geſtört, weil du dich in ihnen wie in einer Art Hohlſpiegel verzerrt zu ſehen bekamſt.

‚Überdem biſt du noch ungerecht. Sie ſind gar nicht alle Nichts — es ſind gute, harmloſe, tapfere und eifrige Menſchenkinder unter ihnen, denen du zuzeiten willig Gerechtigkeit widerfahren läßt. Dir war nur eben jetzt der Appetit auf dieſe Sorte verdorben.

‚Man ſoll nicht geringen Wein auf Edeltrauben trinken, darunter leiden Zunge und Magen und Hirn.

‚Ich werde morgen nicht zu den Ameiſen gehen, ich muß ihnen erſt wieder gerecht werden können.‘

Wendelin ſchickte hinüber und verbiß ſich in ſeine Arbeit. Das hatte alles ein anderes Geſicht bekommen, ſeit er mit Rinkhart darüber geſprochen. Nicht, daß irgend etwas Sachliches umgefallen oder erſchüttert geweſen wäre, aber Ausblicke hatte er gewonnen in Gegenden, die ihm vorher fernab zu liegen ſchienen und die nun ſeine Arbeit weit über die Monographie einer kleinen Beobachtung hinaushoben.

Er las das ſchon Geſchriebene, überſchaute ſeine Anmerkungen, ordnete und ſichtete ſeinen Stoff frei und ſicher wie der Herr, nicht wie der Zufallsbeſitzer mit ſeinem Eigentum ſchaltet.

Sein Herz brannte, ſein Hirn war klar und kühl, und die Luft, die er fühlte, war leicht und rein wie Firnenluft. Er ſpürte die Gegenwart Rinkharts und rührte ſich drei Tage lang nicht aus ſeiner Wohnung.

Wenn er ruhte, ſah er Annemarie Rügemer auf der Wieſe ſtehen, von der ſtürmiſchen Jugend umgeben, oder ſah ſie an Rinkharts Schreibtiſch mit ſeinen Büchern und Heften verkehrend wie mit vertrauten Freuden. Die anderen ſah er nie.

Dann kam die Erſchöpfung und mit ihr das Verlangen nach Menſchen. Er ging wieder zu Tiſch nach dem Ameiſenhügel.

Dort ſah es anders aus als auf dem Helikon. Für Blumen war keine Zeit da. Großväterhausrat füllte das Zimmer, wohlerhalten, fleckenlos, aber aus der

ärmlichen nachnapoleonischen Zeit, wo man nicht nur am Material, sondern auch am Geschmack gespart hatte.

Als Wendelin ins Eßzimmer trat, war schon alles versammelt, sogar Onkel Käsmodel, der einzige, auf den unter Umständen gewartet wurde, und der um dieses Hochgefühls willen hie und da ganz gerne einmal auf sich warten ließ.

Onkel Käsmodel war nicht nur die älteste Ameise, sondern wohnte auch schon seit neun Jahren bei den Schwestern Schäftlein. Er war Angestellter einer Verlagsanstalt, aber so einflußreich sich seine Stellung im Lauf der Zeiten entwickelt hatte, für die Ameisen war er mehr: Gewissensrat, Alterspräsident, Hausvater, Mittelpunkt. Ihm war wohl dabei, und die anderen fanden sich gut aufgehoben unter seinem Schutz.

Käsmodels Lebensformen waren etwas altmodisch, aber tadellos. Er begrüßte Wendelin besonders als von der Reise zurückgekehrt. Die leise Schattierung Vorwurf über drei versäumte Mittage konnte für reines Bedauern genommen werden, daß man seine Gesellschaft habe entbehren müssen.

Sowie er geendet hatte, bat Fräulein Magdalene mit liebenswürdiger Geschäftigkeit Platz zu nehmen, und das steife Fräulein Minna füllte der Schwester gegenüber am unteren Ende der Tafel die Suppe auf.

Dann nahm Fräulein Böhning mit der Wünschelrute die Führung: Sie sei letzthin im Bienenstock nicht dazu gekommen, aber es liege ihr doch sehr am Herzen von dem Jubiläum zu hören, denn Geheimrat Rinkhart sei doch eine Berühmtheit und die Illustrierte Zeitung habe eine ganze Seite für ihn, und sie habe immer eine Vorliebe für die Berühmtheiten der Gelehrtenrepublik gehabt, und —

Die Böhning wollte ihren schönen Satz mit Beifügung an Beifügung inhaltreich weiterführen, aber die anderen stürmten dazwischen und selbst Käsmodel, der Ausredenlassen für eine Menschenpflicht hielt, bat über die Böhning hinweg um einen Festbericht.

Wendelin gab ihn. Trocken, kaustisch, mit einem Humor, der manchmal zu salzig wurde.

Die Ameisen wußten ihn zu würdigen, man lachte und jubelte. Onkel Käsmodel kicherte in sich hinein, Tante Pinchen schüttelte vergnügt ihr braunes Haupt über die Männer der Gelehrsamkeit. Fräulein Magdalene merkte sich Jubiläumsanekdoten für ihre Gönnerinnen und bedankte sich nach Tisch bei Wendelin für den prächtigen Mittag.

Zwei Minuten später sagte Fräulein Minna, während sie dem alten Herrn den Mokka bot: „Ihr Bericht hat mir schlecht gefallen."

Das hagere Gesicht war herb und unschön wie immer, die Schultern hatte sie eckig und unbeholfen zusammengenommen, so daß es aussah, als „geniere" sie sich, aber in den Augen war ein tiefer, ehrlicher Glanz.

Wendelin sah prüfend in diese Augen, dann hob er seine Tasse ein wenig und sagte: „Meine Hochachtung, Fräulein Minna."

Bald darauf verabschiedete er sich durch ein kurzes allgemeines Wort von den Tischgenossen.

Als er nachher zu Hause auf seinem Langstuhl lag, rauchte und nach der Decke starrte, sah er Annemarie Rügemer zwischen den beiden Schwestern Schäftlein stehen und wußte nicht, welcher von beiden sie sich zuwenden wollte.

Sechſtes Kapitel.

Hartmut Wendelin hatte in den vergangenen Jahren ſehr ſelten mit Geheimrat Rinkhart Briefe gewechſelt und nie etwas verſpürt, was man hätte Sehnſucht danach nennen können.

Jetzt war er ſeit vier Tagen wieder zu Hauſe und meinte, es ohne Nachricht ſchlechterdings nicht mehr auszuhalten.

Alſo ſchrieb er an den alten Freund. Es ſtand kein Wort Wiſſenſchaft in dem Brief, er war auch nicht lang, aber man mußte ein ſehr beſtimmtes Verlangen aus ihm herausleſen: Hier bin ich, ich darf nicht vergeſſen werden, ich ſtehe neben Euch, ſo dicht wie möglich. Ich werde ſehr wenigen, am liebſten keinem geſtatten, daß er zwiſchen uns trete.

‚Euch‘ — Hartmut hatte dieſen Brief mehrfach an zwei gerichtet, ohne es überhaupt zu merken.

Als er abgeſchickt war, dachte Wendelin, das Schreiben ſei eine Dummheit geweſen, und grub ſich wieder in ſeine Arbeit ein. Nicht mit dem Schwung der erſten Tage, aber mit warmer Freude, und nur abends, wenn er ſeinen Gewohnheitslauf durch den engliſchen Garten machte, gingen die fernen Freunde an ſeiner Seite.

Sowie ſich der grüne Raſen und das maleriſche Buſchwerk der Anlagen vor ihm ausbreiteten, ſah er das Wertherbild und hörte Nöhring Annemaries Lob verkünden. Und dann erklangen nacheinander die Stimmen Ferrys und Joachims und der kleinen Mama Rinkhart, bis ſie von der des Geheimrats abgelöſt und übertönt wurden: ‚Die Frau, die weiß und kann und ſich dennoch vom Herzen regieren läßt.‘ — Wiſſen und können — ein junges Ding von zwanzig Jahren.

Aber das ſollte ja auch in der Zukunft liegen, nur die Fähigkeiten hatte der gute Gärtner ausbilden wollen, und Wendelin fühlte ein freventliches Gelüſt in ſich, Annemarie zu prüfen und zu verwirren — ob ſie wohl dabei das Lebens-Examen summa cum laude beſtehen würde.

Wenn er ſo weit gekommen war in ſeinen ſchweifenden Gedanken, nannte er ſich frivol und ſah Minna Schäftleins vorwurfsvolle Augen. ‚Sie haben recht, Fräulein Minna, ich bin ein häßlicher Menſch: Aber ich habe auch recht, denn was ſoll einem Kämpfer das Harmoniſche. Wenn ſich's wirklich einmal in unſer verknittertes Daſein verläuft, macht es uns unruhiger als die Unruhe. Wie ſollten wir zum Wechſel Gebornen die ewige Ruhe des geſättigten Dreiklanges ertragen. Er klingt wohl einmal als Himmelsgruß in unſere Feierſtunden, aber im Nu ſtürzen die Widerſprüche des Alltags wieder vernichtend auf ihn ein. Ich bin neugierig, von wo aus und wie bald das Ungetüm Leben dieſe Annemarie niederſchlagen wird.‘ Und gleich darauf ſagte er ſo laut, daß der Zaunkönig erſchrocken vom nächſten Buſch wippte: „Ich bin ja gar nicht neugierig, ganz gemeine Furcht iſt's, die ich ſpüre, als ſei ein edles Kunſtwerk den Fäuſten einer rohen Menge preisgegeben.“

War er auf irgend einem Wege bis zu dieſem Punkt gekommen, ſo ging er ſchnellen Schrittes nach Hauſe, fühlte reine Luft in ſeinen Gedanken und in ſeinen vier Wänden, wie nach einem Gewitter, und konnte arbeiten.

Heute hatte er's beſonders lange draußen getrieben, es war ſchon dunkel, als er aufſchloß, und ſeine Wirtin, wie immer um dieſe Zeit, auf einem Nachbarſchaftsbeſuch.

Er fand beim blaſſen Schein, den die Laterne heraufſchickte, gerade noch die Schreibtiſchlampe, drehte ſie auf und ſah eine Depeſche vor ſich.

Er erſchrak.

Gleich darauf lachte er ſich aus. — ‚Ich bin wahrhaftig nervös. Das iſt die erſte Depeſche, über die ich jemals erſchrocken bin.‘

Als er ſie aufgefaltet hatte, las er: ‚Geheimrat Rinkhart heute morgen am Herzſchlag geſtorben. Nöhring.‘

Zunächſt dachte Wendelin gar nichts. Wie eine ſchwere Kappe legte ſich's ihm über Kopf und Schläfen; vor den Augen war Nacht, in den Ohren ein ſtumpfer, dumpfer Trommelton.

So ſtand er eine geraume Zeit, dann ſah er wieder, aber nicht die haſtigen blauen Buchſtaben der Depeſche und das grünverhangene Licht ſeiner Studierlampe: Er ſah Morgenſonnenſcheln, ſah Hermann Rinkhart in olympiſcher Kraft und Friſche und ſah Annemarie Rügemer neben ihm in ſtrahlender Schönheit und ruhigem Vertrauen zu der gütigen Mutter Natur.

Da lachte er auf.

So alſo — auf dieſem Wege. Ihr ſelbſt konnte die Tückiſche nichts anhaben — nun glaubte er es — ſie war wirklich ſo gut wie ſchön, ſo kraftvoll wie anmutig, ſo geſund wie tapfer — und weil in ihr kein Keim des Verderbens war, durch den ſie ihr beikommen konnte, ſo griff ſie von außen nach ihr; nahm ihr die Sonne, nahm ihr den Gärtner.

Wendelins Lippen zuckten, das Blatt in ſeiner Hand bebte, von dem grimmigen Lachen war keine Spur mehr in dem jungen Geſicht.

Nun wird das Häßliche kommen, das ſich auf ihre geſchützte Höhe nicht hinaufwagen durfte, wird über ſie herfallen und ſie waffenlos finden.

Noch während er das dachte, packte er ſein ſchwarzes Zeug ein, halb unbewußt deſſen, was er tat.

Als er den Zylinder ſuchte, ſtutzte er und beſann ſich.

Diesmal würden Rinkharts ſein Kommen weder erwarten noch bedürfen, und die andern? — die mochten ſich wundern.

Aber das Bedenken dauerte nur einen Augenblick, dann legte er den Hut in den Koffer.

‚Wenn ich ihn angejubelt habe, werd' ich ihn doch auch mit begraben dürfen.‘

Als er endlich im Nachtzuge ſaß, überfiel ihn eine bleierne Müdigkeit. Nur im Beginn der Fahrt dachte er noch kurze Zeit in traumhaft huſchenden Sätzen:

‚Du haſt ihn zehn Jahre gemieden, unwiederbringliche Jahre.‘

Und dann: ‚Ich will Deinem Liebling Waffen ſchmieden. Ich will ihr helfen im Kampf mit den Ungeheuern.‘

Bald aber kam der Schlaf und brachte ihn über die langen Reiſeſtunden hinweg. Erſt beim Ausſteigen merkte er, daß die Züricher Rinkharts im gleichen Zuge geſeſſen hatten.

Sie begrüßten ſich haſtig und wortkarg. Wendelin wurde ſich kaum bewußt, daß er Joachims Frau zum erſtenmal ſah.

Frau Albertine dagegen richtete ihre klugen Augen forſchend auf den Mann, den Joachim heute überſchwenglich pries und dann wieder auf ein halbes Jahr völlig vergaß.

Joachim und Hartmut beſchloſſen gleich hinauf zu gehen und ſchickten das Gepäck in den Bären.

Frau Albertine wurde nicht nach ihren Wünſchen gefragt, beide Männer waren zu ſehr von dem einen Gedanken beherrſcht, als daß ſie hätten an Höflichkeiten denken können.

Erſt Nöhring, der ihnen kurz hinterm Bahnhof atemlos entgegen kam, hatte Sinn dafür.

„Sie ſind erſchöpft, gnädige Frau, Sie ſollten ausruhen, ehe Sie hinauf gehen.“

Nun fiel Wendelin ein, daß dies Joachims Frau war, prüfenden Blickes ſah er ſich um. Er fand ſie ſchmal und raſſig gebaut, eine Blüte alter Kultur; alle Linien waren edel. Die Stirn wölbte ſich frei, — nur daß ſie an den Schläfen zu ſehr einſank; der Mund war klein, — nur für ſeinen Geſchmack zu ſchmallippig und nervös. Überhaupt die ganze Erſcheinung zu nervös. Klug und nervös.

Schade; erſtlichmal war ihm das perſönlich unſympatiſch und zweitens hätte Joachim, der ſich auch in dieſer Richtung zu entwickeln ſchien, ganz etwas anderes zur Hausgenoſſin bedurft.

Aber reizvoll iſt ſie, ſchloß er ſeine Beobachtung, als ihr jetzt auf Nöhrings Vorſchlag hin das Blut ins Geſicht ſtieg und ſie ſehr nachdrücklich antwortete: „Ich bin nicht erſchöpfter als mein Mann, ich gehe natürlich mit hinauf.“

‚Klug und nervös,‘ dachte Hartmut noch einmal, ‚dergleichen Menſchen leiſten mitunter am meiſten.‘

Und dann, als ſein Blick von der Frau zu dem Manne glitt, in deſſen ſchönem weichen Geſicht dieſelben Zeichen ſtanden, dachte er weiter: ‚Wenn ſie ein zäher Wille mit Sporn und Peitſche antreibt. Mit dem Willen war bei Joachim nicht allzuviel los.‘

Die vier gingen ſehr ſchnell durch die Stadt, wo an jeder Ecke und jedem Übergang jemand ſtehen blieb, um ihnen nachzuſehen.

Ja, da kamen ſie wieder und anders wie das letzte Mal — sic transit gloria mundi.

Unten am Eingang des Bergweges verabſchiedete ſich Nöhring: er müſſe in die Klinik.

Stumm ſtiegen die drei andern bergan. Nur einmal blieb Frau Albertine ſtehen, ſah ins Tal hinunter und ſagte: „Sie haben ſich das hier mit raffinlertem Geſchmack zurecht gemacht.“

Wendelin verletzte das Wort; er fuhr mit dem Kopf herum wie ein Pferd, das ſcheuen will, hatte ſich aber gleich wieder in der Gewalt und ging nun noch ſchneller voraus.

Wie konnte er ſich heute über Nichtigkeiten ärgern. Was ging ihn die Frau an, was kümmerten ihn die Rinkharts, nun der eine nicht mehr unter ihnen lebte!

So kam's, daß er oben am Pförtchen den Medizinalrat ſprach, ehe das Ehepaar in Sicht war.

Der ſchüttelte ihm haſtig und kräftig die Hand. „Da ſind Sie ja wieder. — Aber natürlich. Ich wußte gar nicht, wie nah Sie ſich geſtanden haben.“

Wendelin ſchwieg.

„Jaja;“ der lebhafte Mann ſtrich ſich übers Haar und über die Augen. — „Und ſo ſchnell und ſo leicht. Und ſo hatte er ſich den Tod gewünſcht. Einen Blitzſtrahl, der den Baum verzehrt, ehe die Äſte dürr werden und das Mark verdorrt, ehe er noch ſelber ans Sterben denkt. Immerhin, es iſt doch, als ob er geahnt habe —“

Wendelin atmete kurz. „Was?“

„Im Grund ſind's ja nichtsſagende Zeilen, aber ſeine letzten Worte ſind's doch. Ich will mich nicht beklagen, er war ein Bruder in des Wortes herrlichſter Bedeutung.“

„Was?“ ſtieß Wendelin hart heraus, er konnte das Gerede nicht ertragen.

„Ein angefangener Brief,“ — da ſah Heinrich Rinkhart ſeine Kinder und brach ab. „Wir ſprechen noch davon.“

Wendelin nickte und ging aufs Haus zu. Mochten die drei reden, was sie ertragen konnten.

Unten im Gartensaal war's leer und traurig, die Türen standen halb auf, als sei der Schrecken hindurch gelaufen.

Im ersten Stock kam ihm die kleine Medizinalrätin entgegen, verwirrt und hilfios und dennoch redselig.

Nach den notwendigsten Worten fragte Wendelin nach Annemarie.

Da weinte Mama Rinkhart, wischte sich die Augen und sah nach Karlmann, der in der Tür stand und auf die alte Haushäiterin aus dem oberen Stock einredete, sie solle Annemarie herunter holen.

„Das arme Kind, das liebe Kind." Frau Rinkhart schluchzte noch einmal auf. „Oben war sie zu Hause. Aber nun ist ihre Heimat hier, sie gehört zu uns wie unser allereigenstes Töchterchen; sie steht mir näher als meine Stiefsöhne."

Annemarie kam. Wendelin erkannte den Schritt, er klang leicht und sicher wie vor vierzehn Tagen, nur iangsamer schien er geworden zu sein.

Nun sah er sie auch — war sie nicht noch schöner geworden? Er wollte sich klar machen weshalb, wollte grübeln und zergliedern und konnte nicht. Es war ihm ganz unmöglich zu denken, er fühlte nur: er litt in ihrer Seele.

Sie sah ihn gar nicht — Karlmann hatte sich ihr in den Weg gestellt, griff nach ihren beiden Händen und drückte die an seine Brust.

„Annemarie," sagte er herzlich, „liebe Annemarie — so grausam."

„Ja," sagte sie leise. „Grausam. Und doch gütig, gütig für ihn." — Ihre Lippen zuckten dabei, aber die Stimme war fest.

Wendelin fiel ein, was ihm der Medizinalrat von seines Bruders Wünschen gesagt hatte. Sie kannte also diese Wünsche, und das gab ihr Kraft. Dann war sie in Wahrheit seine Schülerin gewesen.

Als er das dachte, sah sie auf und erblaßte. Bei Wendelins Anblick stieg plötzlich der volle Glanz der jüngst vergangenen Tage vor ihr auf, und daneben drohten fahl und unfaßbar die Schatten der Entbehrung.

Diesmal verstand er sie sofort, aber ehe er ihre kleine tapfere Hand drücken oder ihr ein Wort sagen konnte, trat das Ehepaar Joachim ins Zimmer. Ein rührender Ausdruck dankbarer Zärtlichkeit kam in Annemaries Gesicht, iebhafter als vorher ging sie den beiden entgegen und ergriff Albertinens Hand.

„Du kommst!" sagte sie warm und herzlich. „Obgleich Du so erschöpft bist, kommst Du. Ich danke Dir."

Frau Albertine sah wirklich erschöpft aus, jede Bewegung war matt, nur die Stimme klang kräftig, als sie fragte: „Du trauerst nicht?"

Erst da bemerkte Wendelin, daß Annemarie ein graues Sommerkleid trug, ganz schlicht und schmucklos, aber kein Trauerkleid.

„Er wollte es nicht," antwortete Annemarie, ließ Albertinens Hand los und wandte sich langsam zu Joachim, der stumm, gequält und hilflos neben seiner Frau stand.

Jetzt war jedes Licht in den jungen Augen erloschen, und als nun Mama Rinkhart mit vorbrechenden Tränen auf das Ehepaar einsprach, machte Annemarie unwillkürlich eine Bewegung zur Seite, die sie aus dem Kreise der anderen ausschied.

Wendelin schwieg und schaute. Mit einem starken Mißfallen beobachtete er Joachims Frau.

Will ſie wehtun? Weiß ſie nicht, daß ſie weh tut? Fragt ſie überhaupt nicht nach Weh und Wohl ihrer Mitmenſchen? — Eins ſo ſchlimm wie das andere.

Er trat zu Annemarie und fragte leiſe: „Darf ich hinauf?“

Sie ſah ihn gütig an und antwortete ebenſo leiſe: „Kommen Sie.“

Nur Joachim hatte die Zwieſprache verſtanden und wollte mit; aber ſeine Frau legte ihm halb bittend, halb befehlend die Hand auf den Arm. „Warte auf mich, Joachim — ich möchte mit Dir hinauf; aber ich muß Atem holen vorher, ich bin erſchöpft.“

Da blieb er unten, und ſie ſorgten und pflegten alle an der jungen Frau herum.

Die beiden oben gingen durch den lichten Vorraum und traten in das Studierzimmer des Geheimrats. Beides war unverändert. Auf dem Schreibtiſch lagen Blatt und Feder, wie er's im Sterben benutzt hatte. In der Bibliothek war er aufgebahrt.

Annemarie ging bis zur Tür voran, öffnete ſie und trat dann zur Seite, um Wendelin einzulaſſen.

Sie folgte ihm nicht, ſie ging mit leiſen Schritten zu dem Fenſter, das noch geſtern früh dem Arbeitenden Licht gegeben hatte. Aber ſie ſah nichts von dem, worauf ſie den Blick gerichtet hielt. Ihre ſtarren Augen ſahen Bilder, die ſie nun leibhaftig nie mehr ſehen würden.

Lange ſtand Wendelin drüben vor dem ſchönen Greiſenantlitz und verſprach ſich und ihm, daß er ſeinem Meiſter Ehre machen wolle im Denken und im Handeln.

Plötzlich überfiel ihn die Angſt, die anderen könnten heraufkommen und wieder mit täppiſchen Worten auf ihn einſchlagen, ehe er davonlaufen durfte; da ging er raſchen Schritts hinüber.

Annemarie kam ihm entgegen, vor dem Schreibtiſch trafen ſie ſich, und ihre Linke faßte die Lehne des Seſſels, als müſſe ſie ſich dort feſthalten, aber ihre Stimme klang ruhig.

„Er hat Sie ſehr gern gehabt. Ich wußte es ſchon früher, weil wir Ihre Broſchüren und Aufſätze immer zuerſt laſen und nicht das Kleinſte, was von Ihnen gedruckt wurde, verlieren durften. Aber letzthin hab' ich es auch geſehen, und ſeitdem hat er täglich von Ihnen geſprochen. — Ich denke, es macht Ihnen Freude,“ ſagte ſie zaghaft, als müſſe ſie ſich entſchuldigen, weil ſeine Antwort ausblieb.

„Ja,“ antwortete Wendelin mit tonloſer Stimme. „Aber Sie — Sie ſollen ſich nicht weh damit tun. Es tut Ihnen ohnedem ſchon weh genug.“

„Sehr weh. Alles. Ich begreife es noch nicht, es iſt ſo unwahrſcheinlich, ſo unwirklich.“

„Es wird noch weher tun, wenn es Ihnen zur Wirklichkeit wird,“ fiel Wendelin heftig ein. „Aber Sie müſſen tapfer ſein, Sie müſſen die Zähne zuſammenbeißen und ſich nicht zerſtören laſſen.“

„Nein, nein, das nicht.“

„Sie dürfen auch nicht. Schon um ſeinetwillen nicht. Er hat ſie ſeine beſte Arbeit genannt. Sie müſſen immer an das denken, was Ihnen von ihm bleibt, was er Ihnen geſchenkt hat und eingepflanzt.“

Sie ſah nach der Tür, hinter der er ruhte, und ſagte leiſe, als ſpräche ſie in einem Heiligtum: „Er hat mich gelehrt, daß wir uns trennen müſſen ohne uns zu verlieren, und daß der Tod nichts Schlimmes ſei. Den Kampf und das Bangen verglich er mit dem Schauer der Natur beim Sonnenaufgang. Und wie uns auch das

Leben geworden ſei, ſchwer oder leicht, grau oder licht, hinter dieſem Morgenſchauer erwarte uns ein neuer, glänzender Tag."

„Und da finden wir uns wieder, hat er Ihnen geſagt."

Wendelins Stimme klang, als fürchte er ſich vor ſeinen eigenen Worten. Die ſchönen jungen Augen ſahen ſuchend in die Ferne.

„Nein," antwortete Annemarie langſam. „Nein. Das hat er mir nicht verſprochen. Wir wiſſen nie, wie der kommende Tag ſich ausleben wird, hat er geſagt — daß er kommt, iſt genug, denn daſein iſt alles."

„Und ſo tröſtlich iſt Ihnen nun zumute?"

„Nein, o nein, o nein. Ich brauche ihn, ich ſehne mich, es iſt alles ſo leer —"

Die Stimme verſagte, die großen klaren Augen füllten ſich mit Tränen. Da ſagte Wendelin ſehr ſanft und zart: „Fühlen Sie mit ihm — er leidet nicht. Schicken Sie Ihre Gedanken nach durch die dunkle Pforte — er iſt uns nur voraus, er hat einen dumpfen Puppenzuſtand überwunden, der uns noch drückt, und er war wahrhaftig reif. Und hat er uns nicht genug dagelaſſen, mit deſſen Hilfe wir unſeren Weg nun allein finden können? Aber wir leiden, denn das Glück für den, der geht, iſt ſo groß, daß nun wir, die wir bleiben, das Erdenleid, das ihm abgenommen wurde, auf uns nehmen müſſen."

Leidenſchaftlich ſchluchzte ſie auf und barg ihr Geſicht in die Hände

Wendelin wurde irre an ſich und ihr.

„Fräulein Annemarie," rief er heftig. Sie weinte fort.

„Fräulein Annemarie, ich hab' Ihnen weh getan, ich habe es ſchlimmer gemacht, ich bin ein ungeſchickter Patron — habe ich?"

„Nein," rief ſie unter Tränen, „wohl haben Sie mir getan — ich leide für ihn."

Da ſchwieg er und ließ ſie weinen.

Auch ſah er ſie nicht an, damit nichts ſie ſtören möge, und wie ſeine Blicke zwecklos durch das Zimmer wanderten, gerieten ſie auf den Schreibtiſch des Verſtorbenen, auf das Blatt, das dort lag, auf die letzten Worte, die Hermann Rinkhart geſchrieben hatte.

‚Mein lieber Hartmut', las er, ‚ich habe Ihnen noch recht viel zu ſagen, und ſeit geſtern ſcheint mir auf einmal fraglich, ob ich es in den Ferien noch werde tun können. Von meiner Arbeit möchte ich mit Ihnen reden und von meinem Kinde, die beiden gehören zuſammen und ſind das Einzige, was mich noch hier —'

Da brach es ab, die Feder war der führenden Hand entglitten, Hartmut Wendelin ſollte nicht erfahren, was ihm in dieſem Augenblick das Wichtigſte auf Erden ſchien.

Er wollte Annemarie fragen, ob ſie darum wiſſe, da kamen Schritte die Treppe herauf. Es war nur Karlmann, aber auch den meinte er nicht ertragen zu können. Er drückte Annemarie haſtig die Hand und ging haſtig davon. Ging ohne rechts oder links zu ſehen die Treppe hinab, durch den Garten, den Berg hinunter, an der Klinik vorbei.

Nur jetzt keinen Rinkhart treffen, nur jetzt keinem Rinkhart Rede ſtehen müſſen.

Siebentes Kapitel.

Am Begräbnistag ſaßen die beiden Frauen Rinkhart zum erſtenmal allein beiſammen; die junge Frau Profeſſorin hatte das in der Unruhe des Trauerhauſes nicht eher erreichen können, trotz ihres zähen Willens.

Jetzt aber, nun ſie einmal ſtillſaß, war die lebhafte kleine Medizinalrätin ganz wortreich bei der Sache. Das heißt, ſie ſagte ihrer Schwiegertochter allerlei Liebes darüber, daß ſie gekommen war. Wenn ſich die kleine Mama Rinkhart wohlfühlen ſollte, mußte ſie ihren Nebenmenſchen etwas Liebes ſagen.

Frau Albertine gab nicht recht acht darauf, ſie horchte nach oben. — Auf einmal ſagte ſie: „Ich dachte es ja! Karlmann und Joachim ſind doch hinaufgegangen.“

„Vermutlich. Aber natürlich. Auch Lida wird oben ſein und die beiden Jungen. Sie können doch Annemarie nicht ſo allein laſſen.“

„Annemarie — nun ja, Annemarie war ja immer die Hauptperſon hier im Hauſe.“

„Annemarie? — Die Hauptperſon?“ — Mit verdutztem Staunen ſah die Medizinalrätin ihre Schwiegertochter an.

Frau Albertine ſtand auf und ging langſam in dem großen Zimmer hin und her. Ihre feinen Lippen bebten ein wenig, aber die Stimme war ganz ſicher als ſie fortfuhr: „Es iſt mir ja maßlos peinlich, daran zu rühren, Mama. Ich bin die letzte, die in euren Kreis eingetreten iſt — aber deshalb bin ich wohl auch die einzige Unbefangene. Euch iſt es langſam und unmerklich über den Kopf gewachſen, ich fand das unerfreuliche fait accompli.“

„Mein Gott —“ Mama Rinkhart faltete die Hände und ſah mit ihren kleinen kugelrunden Augen angſtvoll auf die Redende, die ihr banger machte als der Tote oben, der ſie betrübt, aber nicht in Verwirrung gebracht hatte.

Frau Albertine wanderte und ſprach gleichmäßig weiter.

„Deshalb bin ich nicht zum Jubiläum gekommen. Natürlich habe ich weder gegen euch noch gegen Joachim dieſen Grund genannt oder mein Befremden über den ſeltſamen Zuſtand geäußert, denn wie die Dinge lagen, wäre das zwecklos geweſen. Nun aber —“

Albertine blieb ſtehen und ſah der Medizinalrätin voll ins Geſicht.

„Wie denkſt Du Dir das künftig, Mama, wenn Annemarie oben keine Pflichten mehr hat, alſo euch hier unten mit ihrer ganzen — ſagen wir Tatkraft beglücken wird? Ich habe ſchon aus der Ferne ſchwer empfunden, wie dies Mädchen euch alle überſtrahlt und alle beherrſcht. Soll das noch ſchlimmer werden? — Das ertragt ihr Frauen wenigſtens auf die Dauer gewiß nicht.“

Die kleine Mama geriet immer tiefer in Pein und Unruhe. Sie haßte Albertine in dieſem Augenblick, wie man den Räuber eines koſtbaren Gutes haßt; aber ſie zürnte auch mit Annemarie.

Und unter Albertinens kühlem, ruhigem Blick wuchs das Mißtrauen, gegen das ſich alle Güte und Mütterlichkeit ihrer Natur wehrte: Albertine war klug, ſie machten alle viel Weſens von dieſer Klugheit, und Albertine war auch unbefangen — ihr, die fern in Zürich ihre Heimat hatte, konnte Annemarie ja nie unbequem werden. Gewiß, Albertine war unbefangen, Albertine war nur für die anderen beſorgt.

Und da brach plötzlich die Klage los: „Du hast recht! Nur nicht gestehen hab' ich mir's wollen — ich bin übrig — ich spür' es schon lange, sie schiebt mich in die Ecke. Mann und Kinder wissen jetzt schon nichts anderes als sie, tragen ihr alles zu, fragen sie um alles und tun nach ihrem Willen — auf einmal seh ich's — als hättest Du mir eine Binde von den Augen genommen. Ja, Jugend und Schönheit! Danach drängen sie alle. — Aber sie kann nichts dafür, es ist ohne ihr Zutun geworden — und Hermann hatte sie immer gewissermaßen an der Hand, um Hermann drehte sich natürlich alles — und wenn man so lieb und hübsch ist — nein, sie kann nichts dafür, Albertine."

„Dafür kann man allemal," fiel Albertine hart ein. „Wer wäre mit einundzwanzig Jahren nicht lieb und hübsch — aber muß man das allen zeigen vom Morgen bis zum Abend?"

„Ja, ja — sie sollte nicht so nach allen greifen."

„Sie sollte gehen."

„Gehen?" — Mama Rinkhart sah ihre Schwiegertochter fassungslos an.

„Jetzt gehen. Jetzt ist der geeignete Augenblick."

„Aber wohin sollte sie denn?"

„Dahin, wo andere hingehen, die keine Pflichten mehr zu Hause haben. Sich ein eigenes Leben schaffen. Es ist der Zug unserer Zeit, und es ist ein tüchtiger Zug. Sie hat Kenntnisse und Geld genug dazu, Hermann Rinkhart hat in jeder Richtung für sie gesorgt."

„Ja, ja," sagte die kleine Frau, ohne zu wissen, was sie sagte. Sie begriff dies alles nur halb, sie begriff nur, daß es traurig und unbehaglich um sie geworden war, und daß es nie wieder wie früher werden konnte. Jetzt war Hermann Rinkhart auch ihr gestorben.

Albertine schwieg und wartete, und nach einer Weile sagte die kleine Frau kummervoll, ohne zu wissen, daß sie Albertinens Worte gebrauchte: „Ja — wie soll es nun werden, wenn sie oben keiner mehr in Anspruch nimmt, wenn sie all ihre Tatkraft für uns verbraucht — wo sie so tüchtig ist —" und dann befreite sie sich plötzlich von dem Einfluß der Schwiegertochter: „Ja, tüchtig ist sie! Sehr tüchtig! Daher mag es kommen. Sie weiß immer Rat und greift immer zu, und ist heute wie gestern und hat für jeden Zeit und das rechte Wort. Im Spital, wo sie sich um die alten Leute kümmert, sagen sie es auch. Sie ist wirklich sehr tüchtig."

„Aber gewiß ist sie tüchtig, Mama; um so leichter wird sie einen Beruf finden, der ihr Freude macht; um so schlimmer für Dich und Lida, die ihr nicht mit ihr wetteifern könnt. Sie wird euch immer in Schatten stellen."

Mama Rinkhart ärgerte sich. Es mochte wahr sein, aber es war häßlich, ihr das zu sagen. Sie ärgerte sich über die, die es ihr sagte, und über die, die schuld war, daß man es ihr sagte — sie hatte ein behagliches, sonniges Leben gehabt, und nun war auf einmal alles trübe und unerträglich geworden.

Die kleine Frau sprang auf und rief heftig: „Das ist ja alles sehr klug ausgerechnet, aber was soll es mir helfen? Ich kann ihr doch nicht sagen — jetzt doch nicht — gerade jetzt!"

„Warum eigentlich nicht, Mama? Was gesagt werden muß, kann man auch sagen."

Mama Rinkhart antwortete nicht. Jetzt lief sie auf und nieder. Das schien weit temperamentvoller als Albertinens Wanderung und war doch nur Hilflosigkeit.

Die Schwiegertochter trat ihr aus dem Weg und setzte sich wieder ins Sofa; von da aus sah und hörte sie aufmerksam zu, wie sich die kleine Frau mehr und mehr

erregte, wie das und jenes Wort in kurzem Ausruf laut ward, ohne daß ſie ſich für oder gegen Annemarie zu entſcheiden vermochte.

Endlich ſagte ſie: „Du biſt feige, liebe Mama.“

„Mitleidig bin ich.“

„Ohne Urſache. Ihr Rinkharts verliert ebenſoviel wie Annemarie Rügemer.“

„Nein, nein, doch nicht — und mein Mann und die Kinder — was würden die ſagen? — Die empörten ſich gegen mich.“

„Und ich hätte nicht recht? — Aber eben darum muß es gleich geſchehen, jetzt iſt der natürliche Augenblick, ein Wechſel führt zum anderen. Wie willſt Du es anfangen, wenn ſie ſich erſt unten eingeniſtet hat und Du einſiehſt, daß ſie Deine Tochter erdrückt, daß Du es nicht mehr ertragen kannſt? Wenn Du Dich dann wehrſt, wirſt Du für alle der Störenfried ſein, die Eiferſüchtige, die Abſcheuliche. Nun, wie Du willſt. Wir halten dann nie wieder Ferien auf dem Profeſſorenberg, wir können das einfach nicht mit anſehen.“

Mama Rinkhart wußte ſich nicht mehr zu helfen, ſie weinte. Da ſtand Albertine auf und ſagte ſehr freundlich: „Warum weinſt Du eigentlich, liebe Mama?“

„Weil ich keinen Rat weiß — das kann ich doch nicht mit Heinrich bereden.“

Albertine nahm ſie bei der Hand und zog ſie gelinde an ihre Seite. „Natürlich nicht, Mamachen, die Männer laß dabei ja aus dem Spiel. Das ſind Sachen, die liegen zu tief und ſind zu fein und unfaßbar für Männerorgane. Aber ich — ſoll ich Dir helfen? Soll ich Dir das Unbequeme abnehmen?“

Die kleine Medizinalrätin ſah immer noch hilflos und unglücklich aus, aber ſie fühlte doch etwas wie eine leiſe Hoffnung: man wollte ihr das Unbequeme abnehmen — das war ihrer Lebenserfahrung und Gewohnheit gemäß. Sie faßte Vertrauen zu ihrer Schwiegertochter.

„Wenn ich ruhig und vernünftig mit Annemarie rede, bin ich überzeugt, daß ſie Verſtand und Takt genug hat, ohne jeden Lärm den Weg aus dem Hauſe zu finden. Einen Weg, der aller Welt verſtändlich iſt. Dir fehlt der Mut, ich meine, Du biſt zu mitleidig dazu — ich nehme es Dir ab.“

„Gott ſei Dank,“ rief Frau Rinkhart ſchluchzend und war ihrer Schwiegertochter zum erſtenmal von Herzen gut. „Sprich mit ihr, ſprich recht lieb mit ihr.“

Eine Stunde ſpäter, während die Männer ſich zur Beerdigung ankleideten, ging Albertine hinauf.

Annemarie kam ihr aus dem Studierzimmer entgegen. „Du willſt mich holen?“

Albertine ſchütteite den Kopf. „Nein, das hat noch Zeit. Franz wird uns rufen. Ich möchte vorher etwas mit Dir beſprechen.“

Sie blieb an dem Mitteitiſch des Vorzimmers ſtehen und ſah durch die großen offenen Fenſter ins Blaue. Annemarie ſetzte ſich auf einen Hocker und wartete. Sie war nicht neugierig auf die Beſprechung. Ihre Freude über Albertinens Kommen war ſchnell genug wieder verflogen. Jetzt würde ſie irgend etwas aus dem Nachlaß wünſchen, und Annemarie würde es ihr natürlich geben.

Albertine zögerte. Hier oben fand ſie es doch ſchwer, die Sache richtig anzufaſſen. Aber die Zeit verging, und ſo ſagte ſie plötzlich: „Was denkſt Du nun eigentlich anzufangen?“

Annemarie ſah erſtaunt auf, dann zuckten ihre Lippen. „Bis zum Überlegen bin ich noch nicht gekommen.“

„Noch nicht? Aber Du mußt Dir doch darüber klar werden. Halbe Zustände sind ungesund und unhaltbar. Ihr wart doch immer so sehr fürs Gesunde."

Annemarie tat das Herz weh, die Lippen hatte sie jetzt in der Gewalt. „Was willst Du? Ich bin noch etwas schwer von Begriffen, Albertine, nur soviel merke ich: Du hast einen Zweck und ich soll Dich erraten. Kannst Du mir den nicht einfach mitteilen, ohne Rätselworte?"

Einen Augenblick zögerte Albertine noch, dann sagte sie kurz und härter, als sie wollte: „Nun denn. Du bist hier im Weg, Du darfst nicht bleiben, Du störst den Frieden."

„Ich?" fragte Annemarie und verstand noch immer nicht.

„Ja — Du. Bisher hattest Du ja hier oben Deine Pflichten. Nun aber bist Du frei. Die Mama weint unten, wenn sie daran denkt, wie Du sie nun ganz und gar beiseite drängen und ihr Mann und Kinder eins nach dem anderen ablocken wirst."

Jetzt hatte Annemarie begriffen. Ihr Gesicht verlor jede Farbe, ihre Augen verloren allen Glanz, ihre Kehle war so trocken und welk, daß die Worte stockten. Mühsam sagte sie: „Und — Du — hast — den Auftrag?"

„Ja. Sie weint und fürchtet sich. Fürchtet sich vor dem Lärm der anderen, was der beste Beweis dafür ist, wie recht sie hat. Und — fürchtet sich auch, Dir weh zu tun."

„Du aber fürchtest Dich nicht."

Annemarie sagte das ohne jeden Ton des Vorwurfs, überhaupt ohne jeden Ton. Es klang nur, als ob sie sich etwas klar machen wolle.

Aber Albertinen trieb's das Blut ins Gesicht und sie antwortete heftig: „Ich fürchte mich nicht das Rechte zu tun, wenn es auch peinlich ist. Ich will euch beiden aus einem unhaltbaren Zustand helfen —" da verwirrte sie sich vor Annemaries starrem Blick. — „Es muß doch auch Dir peinlich sein. — Sieh mich nicht so selbstgerecht an. Nimm Dich zusammen und sei ehrlich. Wir sind einmal dabei — soll ich noch ein zweites Mal davon reden? — Und ich müßte. Es ist eine Pflicht gegen Mama. Du beurteilst den Zustand nach Deinem Behagen daran. Mache Dir bitte klar, wie es ist: alles kommt zu Dir, alles fragt Dich, Du bist die gewichtigste Stimme im Hause. — Ich habe als Braut schon mit staunendem Mißbehagen zugesehen. — Das erträgt keine Frau, das braucht keine Frau zu ertragen, das ist die feinste und grausamste Art, Eifersucht groß zu ziehen. Fein, denn grobe Augen merken nichts davon, grausam, denn der Oberflächliche wird ihr die Berechtigung absprechen. Und in ein oder zwei Jahren, wenn Lidas schwärmerische Backfischperiode vorüber ist, dann wird auch sie —"

Annemarie hob abwehrend die Hand, und Frau Albertine verstummte, unzufrieden mit ihrer eigenen Heftigkeit, unzufrieden, daß sie ihre Selbstbeherrschung verloren hatte, auf die sie sonst so stolz war.

Als sie schwieg, kehrte ihr Annemarie den Rücken und ging langsam auf die Tür des Studierzimmers zu. Dort wandte sie sich noch einmal zurück.

„Sag Tante Rinkhart, ich würde gehen."

„Und" — Albertine wollte Ratschläge geben, Annemarie aber sprach über den Versuch hin: „Würde so gehen, wie sie es nur irgend wünschen könnte."

Dann klinkte sie die Tür hinter sich ein.

Albertine sah ihr unsicher nach, ihr Puls ging schnell, und sie mußte sich gewaltsam zu ruhiger Überlegung zwingen.

Digitized by Google

Ob sie Annemarie folgte? Ob dies Gehen etwa verzweifelt gemeint war? — Nein! Bei Annemarie nicht. Annemarie war besonnen und selbstsüchtig. Sie ging, um anderswo zu herrschen.

Aber wie würde sie gehen? Würde sie es geschickt anfangen? Ob man ihr nicht doch einen Fingerzeig geben müßte? — Nein! Auch das nicht. Sooiel die junge Frau gegen ihres Mannes schöne Base auf dem Herzen hatte, des einen war sie ganz sicher: Annemarie hielt ihr Wort und würde auch keinem der Männer sagen, daß sie fortgeschickt worden war.

Frau Albertine tat einen tiefen Atemzug: ‚das war eine häßliche Viertelstunde, aber ich habe Mama einen großen Dienst erwiesen.'

In demselben Augenblick, wo sie das in deutlichen Worten dachte, fühlte sie, daß es eine Lüge war, und die Selbsterkenntnis verdarb ihr den Erfolg.

‚Du hast es ja gar nicht Mama zuliebe getan. Um deiner selbst willen bist du so klug und hartherzig gewesen. Du bist eifersüchtig auf Annemarie. Dein Mann hält zu viel von ihr — jeder Brief von daheim frischt ihm die liebste Erinnerung an den Professorenberg auf, jeder Brief von daheim ist ein Hymnus auf Annemarie Rügemer. — Das sollte aufhören! Eifersüchtig bist du. Eifersucht ist Neid. Eifersucht ist Dummheit.'

Frau Albertine schämte sich; schämte sich vor Annemarie, schämte sich vor sich selbst. Aber das hielt sie nicht aus, sie mußte mit sich zufrieden sein, sie mußte sich als die Erste in allem Löblichen fühlen. Das war sie so gewohnt von zu Hause her, wo seit Jahren kein Mann in der Familie gewesen war und ihr Verstand in dem Maße geherrscht hatte, wie auf dem Professorenberg Annemaries Schönheit und Liebreiz.

Also suchte sie Erlebnisse in ihrer Erinnerung, die Gründe zu ihrer Befürchtung gaben, die Ja zu ihrer Härte sagten, und was man inbrünstig sucht, findet man.

Ehe sie die Hand unten auf die Klinke legte, fühlte sie sich wieder im Recht.

Annemarie aber stand oben in ihrem hellen Glückszimmer und rührte sich nicht. Sie horchte hinter Albertinen drein und konnte erst wieder frei atmen, als die Flurtür unten einschnappte.

Dann ging sie langsam durch die Wohnung, wo aus jedem Winkel die Erinnerung tröstend auf sie einsprach, wo er auf allen Stühlen gesessen hatte und seine weisen, gütigen Worte die Luft noch zu bewegen schienen.

Das sollte sie verlassen, hier sollte sie nicht weiter leben dürfen, wie er es sich gedacht hatte, als er ihr dies obere Stockwerk vermachte mit all seinem Hausrat. — Nun erst fühlte sie ihre große Einsamkeit.

Sie hob die Arme mit einer verzweifelten Gebärde und ließ sie wieder sinken.

Hermann Rinkharts Schülerin durfte nicht verzweifeln. — Aber was sonst blieb ihr übrig?

Gestern hatte sie gemeint, es sei ihr die Krone des Lebens vom Haupte gefallen, heute war sie bettelarm geworden.

Aber sie würde nicht betteln.

Das war der einzige Entschluß, zu dem sie sich aufraffen konnte.

Achtes Kapitel.

Hartmut stand im Bären am Fenster und wartete auf die Stunde der Beerdigung. Hinauf wollte er nicht mehr. Er war noch einmal oben gewesen, hatte Annemarie nicht gesehen und das Getriebe von Einheimischen und Auswärtigen wie eine Karikatur des Jubiläums empfunden.

Deshalb wollte er auf dem Friedhof Abschied nehmen und mit dem ersten besten Zuge abreisen, einerlei in welchem Nest er sich dabei festfahren würde.

Nöhring kam über den Platz; Wendelin nahm den Hut, um ihm entgegen zu gehen, der hatte aber so geeilt, daß sie sich noch auf der Treppe trafen.

„Ja, ich will Dich abholen. Außerdem komme ich noch im Auftrag von oben. Da der Medizinalrat das Testament kannte, so hatten sie in diesen Tagen alles auf sich beruhen lassen. Heute nun fiel einem ein, es könne sich vielleicht etwas finden in bezug auf die Beerdigung —"

„Natürlich nicht," sagte Wendelin, „sollte ihm wichtig sein, wie sie mit seinem Leichnam umgehen?"

Nöhring sah den Altersgenossen mit unbehaglichen Gefühlen an, er kam sich wieder einmal ganz klein neben Hartmut Wendelin vor.

„Hm — nein — es fand sich nichts. Aber mein Auftrag. Du hast eine so verzwickte Art, den Menschen irre zu machen."

„Also dein Auftrag."

„Sie lassen Dich bitten, nachher mit auf den Berg zu kommen. Statt jener Bestimmungen hat sich ein Testamentzusatz gefunden, dessen Hauptperson Du bist. Dir ist sein gesamter schriftlicher Nachlaß vermacht, Du sollst davon herausgeben und nutzbar machen, was Dir wünschenswert scheint."

„Ich?" — Hartmut Wendelin starrte Nöhring an. Ein leiser Zug von Kränkung lag über dem Gesicht des Kameraden, der natürlich nur ein Widerschein der Kränkung der Rinkharts war. Wenn dem Medizinalrat Zeit und Frische für diesen Nachlaß fehlten, Joachim hätte beides gehabt. -- Es tat Wendelin leid und war ihm doch eine große Freude.

„Du mußt Dich entscheiden, ob Du annehmen oder ablehnen willst —"

„— Wer wird eine Ehrenpflicht ablehnen!"

Wendelin gab dem Kellner Befehl, daß seine Sachen nicht zur Bahn geschafft werden dürften, dann gingen sie nach der Universität.

Unterwegs sagte Nöhring: „Ja, es ist ein Zusatz. Sonst ist alles an Fräulein Annemarie gefallen, aber am Tag nach dem Jubiläum hat er diesen Zusatz geschrieben."

Das Begräbnis Hermann Rinkharts hatte die ganze Stadt auf die Gasse gebracht. Etliche kamen um des historischen Pompes willen, die meisten des Mannes wegen. Feierlich bewegte sich der Zug durch die schweigende Menge, schwerflüssig führten Chopins Trauertöne ihn an, dumpf klangen die Trommeln. Schleppender Flor umhüllte Hut und Stab des Pedellen, goldene Ketten blitzten auf, die sonst das Licht des Tages nicht sahen, schlaff ließen die umflorten Fahnen ihre buntlustige Seide in der heißen Sommerluft hängen, scharf duftete der sterbende Lorbeer der Ehrenkränze.

Sie zogen auf den alten Friedhof und füllten Reihen und Wege. Ring um Ring schloß sich um das frische Grab: Bluts- und Herzensfreunde, Abgesandte gelehrter Körperschaften und strebsamer Vereine, feurige Jugend, die Abschied nahm

von einem geliebten Lehrer, Leidtragende, die ihres eigenen Endes dachten, Gewohnheitsmitläufer und Pflichttrauernde, bis sich Schaulustige und Zaungäste in weitem Bogen zwischen den Gräbern hinschoben.

Dort lauschten sie der Trauermusik, den Chorgesängen und mancherlei Reden.

Hartmut Wendelin hörte nur die Stimme seines Innern und sah nur Annemarie Rügemer. Sie trug heute ein schwarzes Kleid, wennschon ohne irgend ein Abzeichen der Trauer. Veränderte sie dies Schwarz so? Oder was sonst machte sie ihm fremd?

Zerstört sah sie aus. Als sei Sturm und Regen über ein Rosenbeet gefahren.

Schon? — Schon!

Aber das ist nicht der Abschied allein. Das war gestern anders. Gestern war es ein Schmerz, der zum Wohltäter des Menschen werden kann, wenn man sich nicht gegen ihn wehrt, sondern ihn geduldig in den Tiefen des Herzens ruhen läßt, wo die Perlen wachsen. — Dies war Quai und Krampf. Dies sah aus, als laure Verzweiflung im Grunde und warte auf den Augenblick, wo sie vorbrechen und ihr Opfer anfallen dürfe.

Wendelin hätte sie anrufen und wecken mögen. — Meine beste Arbeit, hatte sie Hermann Rinkhart genannt. Aber auch diese Arbeit war unvollendet geblieben.

‚Und ich bin sein Erbe.

‚Also muß ich auch ihr helfen. — Müßt' ich sie nicht einfach mitnehmen — wie seine Blätter und Hefte?'

Ein leidenschaftliches Verlangen kam ihm, sie ganz buchstäblich bei der Hand zu nehmen, zum nächsten Zug zu führen und sie nach München in Frau Kartlmayers kleine Mietwohnung zu verpflanzen.

‚Recht so,' sagte er sich gleich darauf, ‚auf daß du noch grausamer seist als die anderen. Sie dort oben wegnehmen — vom Professorenberg. Ihr überhaupt eine derartige Entscheidung zumuten, jetzt wo sie nicht ein noch aus weiß, und ganz gewiß nicht Bescheid weiß in ihrem eigenen Herzen. Damit warteſt du Jahr und Tag — ihretwegen — und auch um deiner selbst willen. Denn du bist in Erregung und weißt nicht mehr, was deiner Alltagsnatur dienlich ist.

‚Aber helfen — zu helfen suchen — ohne selbstsüchtige Nebengedanken und dumme Jungenstreiche, das ist deine Pflicht.'

Da huben die Studenten, die Hermann Rinkhart vor vierzehn Tagen das Ständchen gebracht hatten, zu singen an.

‚Über den Sternen wohnt Gottes Friede' — schwang sich's von den blühenden Gräbern empor und nahm Wendelins Gedanken mit in das unbekannte Land.

Als es vorüber war, wollte er zu den Rinkharts, um mit ihnen hinauf zu fahren, aber das glückte ihm nicht.

Bekannte und Unbekannte, solche, die ihm beim Jubiläum begegnet waren, und andere, die schon von seiner Erbschaft gehört hatten, verstellten ihm den Weg und hielten ihn auf.

Als er endlich frei wurde, war die Familie längst auf dem Professorenberg und hoffte nach Erregung und Erhebung wieder auf den Alltag, in dessen gemäßigter Luft die Menschen allein zu dauern vermögen.

Annemarie aber stand unten im Gartensaal und dachte: ‚Jetzt muß es sein!' Sie fror und fürchtete sich vor dem kommenden Sturm.

„Armes Kind," sagte Joachim, „dich müssen wir vor allem pflegen. Komm, trink ein Glas Wein."

Lida, die an Annemaries Arm hing, zog ſie zur Teemaſchine, die wartend ſummte. „Lieber Tee, nicht wahr?“

Annemarie nickte.

Lida bereitete ihr eifrig die Taſſe, Ferry brachte Rotwein, Karlmann miſchte Selters mit Kognak, Joachim ſchob einen Lehnſtuhl an den Tiſch. Es war, als ſei niemand Hilfsbedürftiges weiter auf der Welt als Annemarie.

„Aber ſo leg' doch ab! — Aber ſo laß Dich doch pflegen. — Annemarie, ſei lieb! — Du haſt doch uns! — Du tuſt uns doch weh! — Sind wir Dir gar nichts? —“

Eins nach dem anderen tröſtete und ſchalt auf ſie ein.

Sie aber blieb unruhig ſtehen, wie jemand, der auf den Zug wartet, und als ſie Albertinens Blick fühlte, ſtieg langſam das Blut in ihr bleiches Geſicht. Der Blick ſprach: ‚Hab' ich nicht recht? Du reißeſt ſie alle an Dich.‘

Da ſetzte ſie die halbgeleerte Taſſe hin und ſagte angſtvoll: „Ich will hinauf.“

„Unſinn, was willſt Du denn oben? Grillen fangen, Dich in Betrübnis einbohren — das iſt ungeſund, damit tuſt Du Onkel Hermann den allerſchlechteſten Gefallen.“

Ein leidenſchaftlicher Schmerz kam über Annemarie: Dort, wo ſie hingehen mußte, würden die Menſchen nichts von Hermann Rinkhart wiſſen, würde niemand voll Dank und Ehrfurcht von ihm ſprechen.

‚Mach ein Ende,‘ dachte ſie, ‚alles iſt beſſer als die Furcht davor,‘ und dann fragte ſie nach der Medizinalrätin.

Da kam ſie eben herein; das Blut ſtieg ihr ins Geſicht, als ſie Annemarie ſah, — jetzt würde es kommen! — Lida blickte verwundert von einer zur anderen, in ihrem jungen Herzen war ein banges Vorgefühl, und als Annemarie leiſe und doch ſehr deutlich begann: „Tante Barbara, willſt Du Onkel Heinrich ſagen, daß ich fort gehe“ — ſchrie ſie auf: „Nein, nein! Das iſt nicht wahr! Das tuſt Du nicht! So häßlich biſt Du nicht! Wo willſt Du denn hin? Wen haſt Du denn lieber als uns?“

Da war der Sturm. Er erſchütterte das friedliche Haus auf dem Profeſſorenberg vom Dach bis zum Keller. Er fiel mit Bitten, Klagen, Fragen, Gegenreden und Vorwürfen über Annemarie her, bis ſie in den ſtillen Oberſtock entfloh. Hier hielt er auf ein paar Minuten den Atem an, um darauf mit neuen Kräften auf ſie einzudringen.

Joachim wollte zuerſt hinter ihr drein, erregt redete er auf ſeine Frau ein, die ſich ſehr leiſe eine Taſſe Tee zurechtmachte.

„Aber das iſt ja Wahnſinn! Das dürfen wir nicht dulden. Annemarie iſt überhaupt an keinem Platz der Erde zu denken als auf dem Profeſſorenberg. Darüber bin ich mir ſtets klar geweſen. Hier iſt ſie ein Kunſtwerk von ſeltener Vollendung. Getrennt verlieren beide ihren höchſten Reiz. Einfach feſtbinden muß man ſie, bis ſie zu Vernunft gekommen iſt. Wo ſoll ſie denn hin? Sie weiß ja nichts von der Welt.“

„Joachim,“ ſagte Albertine, „willſt Du mich einmal ruhig und mit Vernunft anhören?“

Joachim war ſo gewöhnt, auf ſeine Frau „zu hören“, daß er ſie auch jetzt ſchweigend und erwartungsvoll anſah.

„Komm, ſetz Dich zu mir, damit ich leiſe reden kann, es iſt nur für uns beide. — Joachim, Du biſt ein feinfühliger, rückſichtsvoller Mann, Du haſt nicht die grobe, gedankenloſe Art der Kraftmenſchen, die meinen, weil ſie am lauteſten ſchreien können, ſeien ſie zum Regiment der Welt berufen. Deshalb habe ich Dich lieb gewonnen. —

Und dies hier ist eine Sache, die sehr zart behandelt sein will. Laß uns nicht die Störenfriede machen, wo ein guter Entschluß gefaßt worden ist: Die Mutter atmet auf, wenn Annemarie geht."

Joachim sah seine Frau verständnislos an, und als er aus ihrer halben Verlegenheit endlich herauslas, was sie meinte, schämte er sich für seines Vaters Frau.

Er fuhr sich mit der Hand durchs Haar, wieder und wieder. Dann sagte er: „Nun gut. Mama war immer klein. Also soll Annemarie zu uns kommen."

Albertine erschrak; trotz ihrer unbestimmten Eifersucht — diese Wendung hatte sie nicht gefürchtet. „Joachim!" rief sie. Und dann setzte sie hastig hinzu: „Aber nur nicht heute und morgen. Nur nicht so etwas fest machen ohne Überlegung. Sie ist mir sehr, sehr fremd — ich bin leidend — ich habe mir mit den Aufregungen dieser Reise um deinetwillen viel zu viel zugemutet — wir wollten diese Ferien uns und unseren Liebhabereien leben —"

Sie hielt inne und wußte nicht, hatte sie zu viel oder noch nicht genug gesagt. Joachim schwieg. Er sah seine Frau an und verstand sie nicht, weil er gar nicht auf ihre Worte achtete. Er dachte nur: ‚Annemarie hier fort. — Annemarie bei mir in Zürich — das wäre möglich? — Das hätte ich haben können? — Sie — sie und ich? — Aber dann dürfte niemand weiter —'

Mit der Kraft der Furcht bezwang er diesen Gedanken, aber er sah seine Frau an, lange, prüfend, wie einen fremden, gleichgültigen Menschen, über den einem ein Urteil abverlangt worden ist.

„Du hast recht," sagte er endlich traurig, „es ist besser, sie geht anderswohin."

Ehe Albertine antworten konnte, war er hinaus, matten Schrittes ging er die umbuschten Wege entlang, nach der Wiese hinüber. Dort saß er lange und sah Annemarie in Haus und Garten, auf den Plätzen und Wegen des Professorenbergs, wie sie durch diese zehn Jahre gegangen war: wachsend und erblühend, ein schmächtiges Kind, ein verträumter Backfisch, eine Wunderblume. Und dann sah er sie den Heckenweg hinabgehen, sah sie die Straße entlang wandern, wandern, wandern und in Dunst und Nebel verschwinden, wie die Heimatlosen verschwinden.

Inzwischen tobte im Hause der Sturm, den er nicht beschwichtigen durfte, tobte in allen Stockwerken und in allen Herzen.

In der Gesindestube sagte des Geheimrats alte Marlene: „Ist das wahr? Es kann doch nicht wahr sein! Jagt sie denn eins fort? Sie ist doch treu! Jagt sie eins fort? Dann jagen sie's Glück fort!"

Und Buschwerk, des Geheimrats altes Faktotum, stimmte kopfschüttelnd bei: „Es is nich wahr un es is nich gut."

Dabei blieben sie, obgleich Annemarie ihnen den Trost gab, sie sollten im oberen Stockwerk bleiben und das für sie in Ordnung halten, so wie er es gern gehabt habe.

„Dann habt ihr eure Arbeit; für mich aber gibt es hier keine mehr, also muß ich mir anderwärts welche suchen. Ich kann doch nicht müßig gehen."

Das war das einzige, was ihr einfiel. Und das hielt sie allen entgegen, die kamen, „um ihr die Sache auszureden." Das war wie ein Schild, unter dem sie alles Weh und alle Verzweiflung barg und alle Hilflosigkeit.

Mit jedem Mal, wo sie diesen Schild hob und führte, wurde er fester und härter. Er wehrte jeden Streich.

Der Student war seiner Sache am sichersten: „Buschwerk! Mensch! Heulen Sie nicht, ich red' es ihr aus!" klang seine Stimme siegesgewiß durch die Tür. Und dann ließen seine überströmenden Worte alle vergangene Glückseligkeit, alles miteinander

Streben und Leben vor ihr aufsteigen, rüttelten an ihrem Herzen, rüttelten an ihrer Fassung.

Aber sie streckte ihm ihren Schild starr und fest entgegen: „Ich darf nicht müßig gehen."

Und dann wäre er ihr doch beinah aus der Hand gesunken: das war, als Ferdinand den Professorenberg verloren gab und ausrief: „Ich begreife Dich, Annemarie, es tut Dir zu weh, und das bunte Leben soll Dir helfen. Aber haben muß ich Dich. Zwilling, lieber Zwilling, komm mit mir nach Berlin!" — Worauf er ihr voll leidenschaftlichen Feuers ein Leben gemeinsamer Arbeit und gemeinsamen Studiums schilderte, bis sie „dereinst allesamt auf dem Professorenberg herbsten würden: Olympier von Onkel Hermanns Geschlecht".

Annemarie senkte die Stirn. Berlin wäre möglich gewesen. Ferdinand machte es ihr unmöglich, weil sie dort der Mutter erst recht im Wege stünde, vor dem Herzen ihres Ältesten und Lieblings.

„Annemarie!" — Das frische Jünglingsgesicht leuchtete vor Freude. „Du gehst mit mir, Herrgott, soll das ein Leben werden!"

„Nein, ich will nicht nach Berlin."

Eigensinnig klang die Antwort, so glatt, kalt und ohne Begründung. Da lief er zornig hinunter.

Annemarie aber schluchzte auf in einem verzweifelten Schmerz, der ihr auch die guten Stunden der Vergangenheit verdarb.

Hatte Albertine recht? — Riß sie an sich, was ihr nicht gehörte? — Mußten die anderen stoßen, um sich ihrer zu erwehren? — Hatte sie dies häßliche Schicksal verdient? — Es geschah doch nichts ohne Ursache?

Zum erstenmal ging ihr die glatte Reihe von Ursache und Folge in Stücken. ‚Ach,' dachte sie, ‚nur die Natur gibt, was sie geben muß, in unerschütterlicher Gerechtigkeit, Menschen sind grausam und unberechenbar. Das ist kein Leid, das kommen mußte, das ist kleines, häßliches, selbstgeschaffenes Leid — Menschenarbeit.'

Menschenarbeit? — Menschenarbeit war auch ihr eigenes Tun und Lassen.

‚Bin ich dennoch schuld? Stand ich so breit da, daß ich den anderen die Sonne nahm? Ich hab' ihnen doch allen nur Liebes tun wollen, hab' geben, hab' froh machen wollen und nichts für mich verlangt, als den Sonnenschein, der für alle Menschen Wärme genug hat.'

Sie dachte an Hermann Rinkhart.

‚Vater, lieber Vater, Du brauchtest ihn auch! — Oder hättest Du Dich behelfen können? Hättest Du ohne Sonne so groß, so gut, so warm, so reich sein können? O Du, der Du mich immer verstandest, der Du mir immer den Weg zeigtest, wie soll ich mich ohne Dich zurechtfinden? Bin ich schuld — o sag mir, bin ich?'

Sie neigte den Kopf vor, als wolle und könne sie, und sei es aus noch so weiter Ferne, seine Antwort vernehmen.

Aber je mehr sie sich vorzustellen suchte, was er zu alledem gesagt haben würde, desto weiter und weiter schien er sich von ihr zu entfernen, und aufschluchzend rief sie: „Ich höre Deine Stimme nicht mehr."

Und statt des Ersehnten hörte sie Joachim unten im Garten — Joachim, den einzigen, der nicht gekommen war, um sie zum Bleiben zu bereden.

Albertine natürlich, Albertine hatte ihn zurückgehalten. Aber daß er sich hatte halten lassen! Es schwoll wieder bitter in Annemaries Herzen auf, sie wehrte sich mit leidenschaftlicher Gewalt, wie ein Schwimmer gegen übermächtige Wellen. Sie

drängte alles Gegenwärtige fort, ſie wollte nichts denken, nichts hören, ſie wollte ihn wiederfinden, den Fernen, den Geſchiedenen, der doch bei ihr bleiben ſollte, und der ſie nun ſchon am vierten Tage verlaſſen hatte.

Sie ging in ſein Zimmer, ſetzte ſich auf den Platz, wo ſie ihn zuletzt in all ſeiner Größe, Güte und Liebenswürdigkeit geſehen hatte, und drückte ihre Stirn auf das Blatt, das ſeine letzten Worte trug.

Sie dachte dabei nicht an den, dem dieſe Worte galten, dachte nicht an die Arbeiten, die ſie hier hatte entſtehen ſehen, nicht an gute Worte, die ſie hier vernommen hatte. Nichts davon fand Eingang in ihre verwirrte Seele.

Und doch wurde ſie auf dieſem Platz ruhiger. Erſt lärmte noch ein wildes Brauſen in ihr, ein Stürmen, Klagen und Zürnen. Dann war ihr, als fühle ſie eine warme, beſchwichtigende Hand auf ihrem Scheitel, und endlich, endlich hörte ſie in allem Tumult ihrer Schmerzen ſeine Stimme.

Keine Worte, ſoviel ſie ſich auch darum mühte, aber Ton und Rhythmus ganz deutlich in ihrer milden Güte, in ihrer friedlichen Klarheit, und ſie vergaß ſich und ihr Leid im Horchen nach der geliebten Stimme.

Aus dieſem Ausruhen ſchreckte ſie Onkel Heinrich, den der Schulfuchs in raſendem Lauf aus der Klinik geholt hatte. Onkel Heinrich, der glatt und nüchtern fragte, Dinge, die ſo ſchwer zu beantworten waren, der ihr „daheim“ Freiheit verſprach zu aller Arbeit und aller Torheit, die ſich phantaſtiſche Jugend erſehnen möge.

Sie meinte ihn heute erſt kennen zu lernen. Er wuchs vor ihren bekümmerten Augen dem Bruder nach, er wußte, daß Hermann Rinkhart ſie nicht würde hinauslaſſen wollen ins Ungewiſſe, er wußte, wie weh ihr ums Herz war, er wußte, daß ſie am Scheiden litt, — nur warum ſie ging, wußte er nicht.

Und als er vergeblich überredet, gezürnt, bewieſen hatte, bat er.

„Kind, das Herz tut Dir weh — mir auch — wir zwei verlieren am meiſten. Aber wenn Du meinſt, der Ort mache es ſchlimmer, ſo irrſt Du Dich. Wir können unſerem Kummer nicht davonlaufen, wir müſſen ihn beſtehen, und das iſt leichter zu zweien. Annemarie, bleib, — ich brauche Dich auch.“

Das klang erſchüttert und erſchütternd, als käme es ungewollt aus tiefſtem Grunde. Griff nach ihr, hielt ſie und ſtieß ſie zugleich aus dem Haus.

„Nein, nein!“ rief ſie in leidenſchaftlicher Abwehr. „Du brauchſt mich nicht, Du haſt ja ſo viele, die Dich tröſten wollen, Du biſt nicht einſam wie Vaterchen.“

‚Sie iſt krank,‘ dachte der Medizinalrat und ſah beſorgt ihren allzujähen Farbenwechſel. Der Schrecken, der blitzartige Übergang von Licht in Dunkelheit — die jungen Augen müſſen das Sehen im Dunkeln erſt lernen.

Und er ſagte mild und herzlich: „Ich will Dich weder zwingen noch überreden, nur entſcheide Dich nicht, ehe Du ruhiger geworden biſt.“

Annemaries Schild verlor ſeine Feſtigkeit. Heinrich Rinkhart hatte eine einzige Ähnlichkeit mit ſeinem Bruder, das war die Stimme, und mit dieſer Stimme ſprach er überredend auf ſie ein.

‚Ich muß ja fort,‘ dachte ſie angſtvoll, ‚ich muß. — Muß ich wirklich?‘

Da ging die Tür auf, und Albertine trat ein; Albertine mit Joachim und Doktor Wendelin.

Sofort wurde Annemaries Schild wieder hart und dicht: „Verzeih mir, Onkel Heinrich, wenn ich undankbar bin — ich muß fort, ich kann nichts mehr daran ändern.“

Zornig kehrte er ſich von ihr ab, der Tür zu.

‚Jetzt iſt's vorbei,‘ dachte Annemarie, und ihr war, als habe ſie alle begraben.

„Papa!“ rief Joachim hinter dem Medizinalrat drein. „Hier iſt Hartmut. Bitte Papa!“

Der Medizinalrat kam bis zur Schwelle zurück und ſchüttelte Wendelin die Hand. „Verzeihen Sie, Doktor, ich habe Sie nicht einmal geſehen, das Mädel macht mich unwirſch mit ihrem Eigenſinn.“

Und dann ſprachen ſie von Hermann Rinkharts letztem Willen.

„Sie nehmen an?“

„Joachim hat mir das Blatt gezeigt, es iſt mir eine Ehre — wenn nicht Fräulein Rügemer —“

Er ſah zu Annemarie hinüber, die ſich nicht gerührt hatte, ſeit er auf der Schwelle ſtand. Auch jetzt blieb ſie ſtumm.

„Es würde mir leid tun, wenn es Ihnen unlieb wäre, Fräulein Rügemer,“ ſagte er ein wenig lauter.

Da ſah ſie ihn an und antwortete: „Nein, ich hoffe, Sie nehmen es an.“

„Nun denn, ſo wollen wir's zu ſeiner Ehre verwalten.“

Der Medizinalrat ſchüttelte Wendelin die Hand; er hatte ſeinen letzten Reſt Gemütsruhe verbraucht. „Gut, ſehr gut; wir ſprechen uns nachher noch beim Abendbrot. — Jetzt hab' ich Patienten.“

Joachim und Albertine blieben.

‚Wenn ſie nur gehen wollten,‘ dachte Wendelin; aber ſie blieben. Albertine trat an den Schreibtiſch, griff nach dieſem und jenem und ſagte, das beſte wäre, wenn Doktor Wendelin gleich Einſicht in ſein Erbteil nähme.

Er zögerte mit der Antwort, jede ſchien ihm verletzend. Auf einmal fühlte Annemarie, die ins Leere geſtarrt hatte, dies Schweigen.

‚Er denkt, es tut mir weh,‘ dachte ſie. ‚Aber das doch nicht! Nicht daß er, den Vater am liebſten hatte, nun die Blätter in die Hand nehmen wird.‘

„Kommen Sie,“ ſagte ſie ruhig und ſchloß ihm die beiden Arbeitsſchränke auf.

Da lagen Fach für Fach Hefte, Zettel, Ausſchnitte, Broſchüren und Bücher, Beobachtungsreihen und Pläne; Abſchlüſſe lagen da und Fingerzeige, welche Wege weiter hinausführen könnten zur Erforſchung des unbekannten oder heißumſtrittenen Landes der Vermutungen. — Ein reiches Leben hatte Arbeit für manchen Kommenden hinterlaſſen.

Wendelin zog ſich einen Holzſchemel heran, Annemarie ging leiſe hinüber in die Bibliothek. Er ſollte ſich nicht durch ſie gehindert fühlen. Und drüben war ihr, als ſähe und höre ſie durch die Wand.

‚Wenn ſie nur gehen wollten,‘ dachte Wendelin wieder, während er Heft für Heft öffnete und ſchloß, aber Frau Albertine ſetzte ſich aufs Sofa, auf Hermann Rinkharts Platz.

Das reizte ihn, er mußte ſich mühſam zur Sammlung zwingen.

‚Die Frau iſt mir fatal.‘

Joachim ging mit leiſen, unregelmäßigen Schritten hin und her. Durch die Tür, durch das große Vorzimmer, wieder zurück, ſtand, ging, ſtand, ging — leiſe, aber unruhig — unregelmäßig.

‚Der arme Kerl iſt ja ſchändlich nervös,‘ dachte Wendelin.

Endlich kam Joachim dahin, wohin er wollte. Beim dritten Marſch durch die Zimmer überſchritt er die Schwelle der Bibliothek.

Frau Albertine hob den Kopf, wollte ihn anrufen. Aber ſie ſchloß die Lippen wieder feſt und hart. Wie ein Strich ſahen ſie aus, und das Blut ſchoß ihr jäh bis über die Stirn.

Auch Wendelin horchte.

Und die beiden in der Bibliothek ſprachen ſo leiſe und ſo wenig, daß die beiden im Studierzimmer ſich vergeblich anſtrengten und von Minute zu Minute unruhiger wurden.

‚Sie wird ihm verraten, daß ich —‘ dachte Frau Albertine.

‚Er wird ſie mit ſeiner haltloſen Schwäche anſtecken,‘ dachte Wendelin.

Inzwiſchen fragte Joachim nur: „Du willſt fort?“ und Annemarie fürchtete: ‚nun wird er ſagen, dann komm zu uns, und ich muß auch ihn ohne einen ehrlichen Grund mit meinem Nein kränken.‘

Aber Joachim ſtrich ſich nur unruhig wieder und wieder das Haar aus der Stirn und ſagte endlich: „Verſprich mir, wenn Du einen Menſchen brauchſt, dann —“

Sie lächelte, das machte das traurige Geſicht wunderſchön.

„Du biſt gerade der Sechſte, der mit dieſer Wendung endet, wenn er begreift, daß ich entſchloſſen bin.“

„Nun denn,“ fiel ihr Joachim bitter ins Wort, „alſo komme ich zu ſpät und tauche in die Maſſe zurück.“

„Du brauchſt deshalb nicht erſt der Sechſte zu ſein, den ich bitten würde.“

Das ſagte ſie ſehr lieb und freundlich, um ihm nicht entgelten zu laſſen, was Albertine ihr zuleide getan hatte, ſo daß er ihr beide Hände hinſtreckte. Als ſie ihre Rechte hineinlegte, küßte er die mit unbezwinglicher Heftigkeit und dachte zum erſtenmal in ſeinem Leben: ‚Dieſe Hand müßte mein ſein, dieſe Hand könnte mein ſein, ich habe mein Glück verſchlafen.‘

Da tat Frau Albertine drüben aus unruhigem Herzen eine laute Frage, und Joachim erſchrak. Er ließ Annemaries Hand fallen und ſah ſie an, als ſei ſie verwandelt.

„Komm,“ ſagte er haſtig, „komm mit hinüber.“

„Laß mich hier.“

„Komm mit!“

Da tat ſie ihm den Willen.

Drüben ſprach Albertine zu Wendelin: „Sollen wir Ihnen die nötigen Kiſten beſorgen? Möchten Sie nicht gleich heute alles Nötige einpacken?“

Joachim erſchrak. Wendelins Augen blitzten Frau Albertine zornig an.

Annemarie aber ſagte: „Tun Sie es getroſt. Sie ſollen nicht noch einmal um unſertwillen die Reiſe machen müſſen.“

Wendelin war aufgeſtanden und wendete ſich ausſchließlich an Annemarie. „Ich möchte dies alles noch hier laſſen. Zunächſt muß ich eine begonnene Arbeit abſchließen, und danach käme ich am liebſten auf einige Zeit hierher, denn ich ſehe ſchon, daß es allerlei zu fragen gibt. Sie können mir die Arbeit ſehr erleichtern, und ſo hat er es auch gemeint.“

Einen Augenblick lang waren die drei atemlos ſtill, dann antwortete Annemarie: „Nehmen Sie die Sachen doch lieber mit. Mich finden Sie nicht mehr hier, wenn Sie wiederkommen — ich gehe fort.“

„Sie gehen nach Zürich?“ fragte Wendelin heftig. Jetzt war ihm auch Joachim fatal.

Gleich darauf tat er ihm leid ob ſeiner hilfloſen Verlegenheit, und Annemarie antwortete raſch: „Nein, nicht nach Zürich, irgendwohin.“

Digitized by Google

Als Annemarie ‚irgendwohin‘ ſagte, zuckten ihre Lippen. Irgendwohin war ein böſes Wort, — irgendwohin, das umſchloß ſo viel Gleichgültigkeit, Zweckloſigkeit und Öde.

Dies Wort und die zuckenden Lippen machten Wendelin hellſichtig: ſie trieben ſie fort, und Joachims Frau war ſchuld daran. — Damit war das Zerſtörungswerk begonnen worden. Nun wappne dich.

„Gut,“ ſagte er hart und ſah das Ehepaar feindlich an, „alſo nehme ich mein Erbteil mit, ganz nach euren Wünſchen. — Aber nun beſchaffen Sie mir auch wirklich die — Kiſten, gnädige Frau, und — laßt mich mit Fräulein Rügemer allein. Wenn ich ſchon rückſichtslos ſein ſoll, ſo will ich es ganz ſein. Fräulein Rügemer muß ſich und ihre Trauer für ein paar Stunden vergeſſen und mit mir arbeiten; das kann ſie am beſten, wenn ſie keinen — Rinkhart vor Augen hat.“

Das Ehepaar ging. Joachim wie ein kleiner Junge, der Prügel bekommen hat, Albertine mit zornigen Gedanken gegen den vielgeprieſenen Jugendfreund.

Oben ſah Annemarie blicklos ins Leere. — Wendelin ließ ihr Zeit. Endlich ging er an den Schreibtiſch und ſagte ſanft: „So, und nun ſeien Sie ein tapferes Menſchenkind. Ich will Sie nicht lange plagen. Nur damit ich einen Überblick gewinne und um Verwirrung zu vermeiden, helfen Sie mir einpacken.“

Da ſtand Annemarie ſchon an ſeiner Seite.

Als ſie aber nach der oberſten Mappe griff, hielt Wendelin ihre Hand zurück, und da ſie fragend zu ihm aufſah, ſagte er: „Noch eins, Fräulein Annemarie, verzeihen Sie, wenn ich plump damit losbreche, aber man wird uns nicht lange allein laſſen. — Sobald ich dies herauszugeben beginne, komme ich ſchwer allein aus. Wenn Sie wirklich hier weg wollen, München iſt ein Ort ſo gut wie jeder andere: kommen Sie im Herbſt nach München und helfen Sie mir bei ſeinem Nachlaß.“

In Annemaries Augen kam ein lichter Glanz; es war nicht mehr alles tot und leer, ſie ſah wieder ein Ziel.

Gleich darauf hatte ſie das beſchämende Gefühl, als ob ſie ein Almoſen empfange. Er braucht dich ja gar nicht, er will dir nur wohltun, er der Fremde, weil er ſieht, daß die Nächſten dir alle wehtun. Das Freudenlicht erloſch wieder, und ſie meinte mutlos: „Wozu ſollten Sie mich brauchen? Sie finden ſich ja ohne mich ganz gut zurecht.“

„Aber Sie würden mir viel Zeit erſparen.“

Daß er das ſo ohne alle Redensarten ſagte, ſo ohne jeden Beigeſchmack von Mitleid oder Fürſorge, machte ihr Mut.

„München — ich wäre nie auf München gekommen.“

‚Sie wäre nie auf München gekommen,‘ dachte Wendelin und fühlte Enttäuſchung, aber er ſagte ruhig wie vorher: „Vielleicht iſt es gerade das Rechte. Ein buntes Bild der bunten Welt, keine grüne Stille. Auch keine Höhe, denn wo viele ſind, iſt immer Niederung — aber Sie ſollten es doch tun um ſeinetwillen.“

— Um ſeinetwillen. Das war das rechte Wort. Annemarie atmete tief auf, wie jemand, der aus ſtickiger Luft ins Freie tritt, gab Wendelin die Hand und ſprach feſt: „Ich komme.“

Neuntes Kapitel.

Es wurden in diesem Sommer viele Briefe geschrieben von denen, die um Hermann Rinkhart trauerten, und es schien allen mehr oder weniger, als schrieben sie in die leere Luft hinein, denn das erwünschte Echo blieb aus.

Man schickte aber auch nicht alle Briefe ab, die geschrieben wurden, und an die heftete sich die Hoffnung: Wenn sie abgeschickt worden wären, vielleicht hätten sie den rechten Erfolg gehabt, und es kam wohl einmal eine gute Stunde, wo man das Versäumte nachholen konnte.

Ehe man aber so weit war, tat vielen das Herz weh.

„Annemarie Rügemer geht," sagten die unten in der Stadt. „Die Rinkharts lassen sie fort, wo doch sonst jedes Herz an ihr hing, und man auf dem Professorenberg nicht leben konnte ohne das Licht ihrer blauen Augen. Gönnt man ihr die Erbschaft nicht? Es sind schon engere Bande um des Geldes willen locker geworden."

Im Altweiberhaus des städtischen Hospitals flossen ehrliche Tränen.

Die auf dem Berg hatten sich äußerlich ergeben. Zeitkrankheit war's, der auch der Gesundeste nicht völlig entgehen kann. Aber wenn irgend ein Weib, so würde Annemarie sie überwinden und wieder heimkommen, wie sie gegangen war.

Die Scheidende wußte es besser. — ‚Nun hab' ich keine Heimat mehr,' dachte Annemarie, als der Zug sie nach Norden führte, an die See, wo sie sich, wie man Fragenden sagte, von dem erschütternden Schrecken erholen wolle. Für sie selbst war es irgend ein Ort, an dem die Zeit bis zum Beginn ihrer Arbeit hingebracht werden mußte.

Nur Nöhring, der ihr feuchten Blickes nachschaute, meinte ganz genau zu wissen, wo ihre Heimat sei. Seit der Professorenberg sie verlieren sollte, fühlte er, daß sie die einzige Frau für ihn war, soweit gefreit wurde auf Erden. Aber Überlegung und Unbehagen genug bereitete ihm diese Erkenntnis. Denn so jung schon zu freien, war gegen seinen Lebensplan.

Dennoch — als sich nur eine knappe Woche nach dem Begräbnistag die Sonne des letzten Abends neigte, schien ihm der Gedanke, Annemarie zu entbehren, so schmerzhaft, daß er den Bergweg im Sturmschritt nahm: werben, festhalten, nicht fortlassen!

Aber dort fand er das Wort nicht, angesichts ihrer traurigen, achtlosen Augen.

Laß sie in Frieden trauern — es ist ja nicht anders, als ob sie in die Sommerferien ginge, — schweig und warte, bis sie sich wieder freuen kann.

Und er schwieg nicht mehr um seinetwillen, sondern ihr zuliebe.

So von Rücksicht und Zartgefühl war er unterjocht, daß er am anderen Tag nicht einmal Blumen mit an die Bahn nahm. Gekauft hatte er welche, aber nachher nicht mitnehmen können, durchaus nicht — elender Zustand.

Und er hätte alle so schön damit ausgestochen, denn der Familienabschied war beklommen und sträflich nüchtern. Die alte Marlene, die sich's erkämpft hatte, wenigstens noch auf dieser Reise um ihren Liebling zu sein, maß alle mit vorwurfsvollen Blicken: So gleichgültig laßt ihr sie gehen?

Nöhring bereute.

Wenn ich meine Blumen mit hätte, wenn ich geredet hätte! — Elender Zustand.

Auf dem Nachhauseweg kam ihm zum Bewußtsein, daß Hartmut Wendelin schuld war. Schuld an seinem Schweigen, an seinem Ungeschick, an den daheimgelassenen

Digitized by Google

Blumen. Denn sowie er Annemarie Rügemer irgendwie über seine Gefühle verständigen wollte, sah er Hartmuts spöttisch vorwurfsvolles Gesicht so deutlich vor sich, wie das nur irgend ein Phantast fertig bringen konnte.

Es tat ihm wohl, als er nur erst wußte, daß Wendelin schuld war. Der Philister in ihm schalt gewaltig auf das zartfühlende Etwas, aber der Philister unterlag auch dann noch, als Nöhring den Lohn für sein Zartgefühl haben wollte und einen Brief schrieb, sehr deutlich in seinen Wünschen und Begehren; das Zartgefühl litt nicht, daß dieser Brief abgeschickt wurde.

Nöhring schloß das Schriftstück ins Pult, las es vier Wochen lang jeden Tag einmal, schob es vier Wochen lang Tag für Tag wieder beiseite und zerriß es endlich.

Warten, vernünftig sein, Auge in Auge reden, und arbeiten bis dahin, für die Liebste arbeiten. — In Ermangelung eines winterlichen Ofens verzehrte der Spirituskocher die Fetzchen des Liebesbriefs. Nöhring hatte ein zärtlich poetisches Gefühl dabei und außerdem die sichere Überzeugung, daß die Zeit still stehe und warte, bis er seine Hand nach ihren Früchten und Blüten ausstrecken werde.

— Es wurden noch viel andere Briefe geschrieben in diesem Sommer, von denen, die um Hermann Rinkhart trauerten, aber keines schrieb sich das Herz frei. Sie trugen alle schwer an einer Enttäuschung, an einer Sorge oder an einer Hoffnung.

Lida schrieb schon, als Annemarie noch im Zug saß, und schrieb am nächsten Tag zum zweitenmal — schwärmerische Backfischbriefe.

Die Brüder schrieben lustig, stürmisch, fordernd — sie wollten Annemarie mit ihren Briefen an den Professorenberg binden.

Aber sie taten ihr nur weh damit, denn sie konnte nicht antworten, wie's ihr ums Herz war.

‚Ich soll ja nicht, ich darf ja nicht, das was sie mir hier bringen und anvertrauen, will ja die Mutter haben.' Also schrieb sie kurze, nüchterne Antworten, deren manche sie wieder zerriß, weil sie ihr nicht einsilbig genug schien.

Diese kühlen Briefe legten sich wie graue Schleier über Annemaries strahlendes Bild: sie war ja gar nicht so lieb gewesen, sonst hätte doch etwas davon auf dem Papier stehen müssen.

Die Briefe vom Professorenberg wurden ruhiger und seltener. Und Annemarie sah manch liebes Mal dem vorübergehenden Postboten nach und dachte: ‚Ich bin vergessen.'

Von denen, die nicht abgeschickt wurden, kam ihr kein Trost.

Auch Joachim schrieb solche.

Sowie er hörte, daß sie auf Wangeroog angekommen sei, schrieb er ihr. Ein Trostbrief sollte es werden, ein Liebesbrief wurde es. Wie er ihr all ihre ein- und angeborenen Reichtümer vorgezählt hatte, an denen sie sich freuen, mit denen sie Ersatz gewinnen würde, kam er sich so bettelarm vor, daß er den Kopf in die Hände drückte und Tränen in den Augen spürte.

Das gibt es — das stand dicht neben dir, und das mußt du entbehren.

Als er den Brief noch einmal las, fühlte er mit scharfem Schmerz, wie einzig er Annemarie liebte, wie einzig er sie immer geliebt hatte. Wußte aber auch, daß er ihr die Last dieser Erkenntnis nicht zu ihren anderen Kummerlasten aufs Herz legen durfte, und zerriß den Verräter.

Danach ging er aus dem Haus und erstieg die Höhe hinter seiner Wohnung, von wo man hinunter auf den See schauen konnte. Er sah ihn nicht, er brauchte nur Bewegung — Zwischenraum zwischen sich und seine Frau.

Wie ſollte er Albertinen begegnen, wie ſollte er ihr's verbergen?

Im Gehen und Vor- und Rückwärtsdenken kam ihm die Erkenntnis, daß Albertine ja dies alles ſchon wiſſe, eher gewußt habe, als er ſelber.

Aber dann hatte ſie ja recht, wenn ſie Annemarie nicht ins Haus ließ. Man wirft doch nicht Funken ins dürre Gras.

Und die Mutter zu Hauſe? — Vielleicht war es da auch Notwehr geweſen? Vielleicht ging es ſeinem Vater wie ihm? Es war kein Wille dabei und kein Leichtſinn, man konnte ſo viel Schönheit und Liebreiz nicht um ſich haben, ohne ihnen rettungslos zu verfallen. — Rettungslos.

Und Joachim ſagte ſich nicht: ‚Ich will damit fertig werden', er dachte: ‚Ich will ihr einen ſtillen, heimlichen Altar in meinem Herzen errichten.'

Dann ging er nach Hauſe und war ſeiner Frau ein dienſtwilliger, höflicher Ehemann. —

Der letzte „der drei" ſaß in München in ſeiner bequemen Junggeſellenwohnung und arbeitete ſchärfer, als er es ſonſt zu Sommerszeiten zu tun pflegte, — um dem Nachlaß Hermann Rinkharts ſo bald als möglich gerecht zu werden.

Dabei dachte er ebenſoſehr an Annemarie Rügemer, wie an die Kiſten voll Schriftwerk, die in ſeiner Bücherei ſtanden.

Was tat ſie? Was litt ſie? Schlug ſie ſich tapfer durch ihre einſamen Tage?

Nur dachte er nicht mehr mit der tiefen Bewegung an ſie, wie in den erſten Wochen ihrer Bekanntſchaft. Seine Arbeit, die er diesmal auch während der Ferien um ihretwillen mit allen Kräften förderte, hatte ihm die unperſönlich friedliche Stimmung zurückgebracht, die er ſich als die Grundſtimmung ſeines Daſeins wünſchte.

Daß dazu ein einſchichtiges Leben nötig war, wußte Wendelin nicht erſt ſeit ihm die unzeitgemäße Schönheit für kurze Zeit zur Ruheſtörerin geworden war. Jetzt dachte er nur noch an Annemarie, wenn er an Hermann Rinkhart dachte, und dann kam ihm allemal der herzliche Wunſch ihr zu helfen, wie Rinkhart einſt ihm geholfen hatte, als er ein heißer junger Burſch war, der an den guten Gaben ſeines ſtarken Temperaments ebenſo litt, wie an dem, was ihm mangelte.

Eines Nachts, als er aus dem Bienenſtock heimkam, wo ſie des langen und breiten von einem hilfloſen Menſchenkind geredet hatten, beſchäftigte ihn das ſo ſtark, daß er ihr ſchrieb. Erſt als er den Brief ſchloß, fiel ihm ein, daß er nicht wußte wohin damit. Ins Blaue wollte er ihn nicht ſchicken, alſo ging erſt eine knappe Anfrage um ihre Adreſſe an den Medizinalrat.

„Wendelin läßt es ſich angelegen ſein mit Hermanns Nachlaß," ſagte der. „Freut mich, ich habe es nicht gedacht, ich hielt ihn für reichlich ſelbſtgerecht und hochfahrend."

Als Annemaries Adreſſe in München ankam, ſtak Wendelin gerade tief in der Arbeit. Er mußte ſich beſinnen, wozu er das gewollt hatte.

Annemarie Rügemer. Was ging ihn Annemarie Rügemer an?

Aber ſowie er ihren Namen ausſprach, ſah er ſie in all ihrer Schönheit vor ſich auf dem Raſenplatz ſtehen, und ſah ſie noch einmal daneben in ihrem Leid und hörte Hermann Rinkharts Stimme: Das iſt meine beſte Arbeit.

‚Und ſeiner Arbeit Erbe bin ich.'

Wendelin lächelte, als er das dachte, las den jüngſt geſchriebenen Brief an Annemarie noch einmal durch, nickte ſeinen eigenen Worten Zuſtimmung und ſchickte ihn nach Wangeroog.

Dort auf der kleinen Inſel lebte Annemarie mit Geſtorbenen und Abweſenden; ſaß zwiſchen den Dünen, wanderte den Strand entlang nach dem alten Leuchtturm,

der den gierigen Wellen dereinst sein trotziges: Ich steh' und bleibe! zugerufen hatte, als sie ihn im wilden Sturmgang von seiner Insel trennten.

Es fehlte nicht an solchen leibhaftig Anwesenden, die bereit waren, die schöne Trauernde zu bewundern und zu unterhalten, aber da sie jeden Versuch mit einem ehrlich erstaunten oder gar befremdeten Blick beantwortete, so erlahmte die Teilnahme, und man überließ sie ihrer Einsamkeit.

Sie hatte Hermann Rinkharts Tagebücher mit und schrieb an der Hand dieser rein sachlichen Aufzeichnungen nieder, was ihr dabei aus den Gesprächen einfiel, die sie über seine Arbeit zusammen geführt hatten und über das, was der Zufall ihnen sonst noch ins Haus trug.

Wenn sie zu lange darüber gesessen hatte, ließ die alte Marlene ein Mahnwort vernehmen: Jugend braucht Luft, Jugend muß sich regen!

Es war gegen den Respekt, aber wozu hatte man sie mitgenommen, als daß einer bei Vernunft bleibe?

Dann ging Annemarie hinaus und versuchte, die Welt um sie her mit Hermann Rinkharts Augen zu sehen.

Nicht die Menschen, die sich im Vergleich zu ihm alle noch gar zu winzig ausnahmen, aber die Natur — das Meer und die Wolken, den rinnenden Sand und die wunderlichen Geschöpfe, die Well' um Welle anspülte und zurückriß zu ihrem schaukelnden Leben — oder ausgeworfen verschmachten ließ.

Sie sah hier alles ursprünglicher, einfacher und deutlicher als daheim in der verwirrenden Fülle von Wald und Feld, Blüten und Früchten, in dem Gewimmel der fliegenden, kriechenden und rennenden Geschöpfe, unter der gleichmachenden Hand des ackerbauenden Menschen.

Sie sah, wie eins vom anderen lebte und eins am anderen starb. Sie sah, wie sich dürftige Halme an trotzigem Widerstand stärkten und zärtliche Prachtgewächse vom Winde zerschlagen wurden. Sie sah das Weichen und Wachsen der Wellen in ewigem Wechsel und ewigem Gleichmaß. Sie ließ den Sand durch die Finger rinnen, Korn für Korn, eins wie das andere, wie sich auch das Auge darum mühte, herauszufinden, was dieses Korn ehedem gewesen war, ehe die ebbenden und flutenden Wellen ihre Schleifarbeit begonnen hatten. — Eine Marmortreppe am Ufer der Adria? Eine geborstene Säule in Montezumas Reich? Eine berstende Klippe an Norwegens Fjorden? Eine prunkende Muschel im Stillen Ozean? Ein Korallenriff im Indischen Meer? Der Edelstein im Ring einer schiffbrüchigen Braut? — Korn um Korn, eins wie das andere stumm und glatt.

Annemaries nachdenkliche Blicke sahen in dem abgeschliffenen Sande die Vergangenheit und in dem modernden Tang die Zukunft.

Schiffe sah sie vorübergleiten, deren Kraft von längst verstorbenem Leben kam, und Dünste sah sie zum Himmel steigen, deren Segenskraft künftige Jahre speisen würde.

Es war auch hier und auch heute alles, wie es ihr Hermann Rinkhart auf dem Professorenberg gezeigt hatte. Gesetz und Regel und Ordnung; weise Sparsamkeit, nützliche Wandlung, königliche Verschwendung. Seit Jahrmillionen war es so gewesen, hatte vorbereitet für heute und schaffte heute für sternenferne Stunden.

Und sie hatte früher gedacht, als sie noch in Glück und Fülle saß, das sei ein schöner, erhebender Gedanke, einer der die Welt groß und weit mache und mit Frieden erfülle.

Nun aber? Nun, wo sie mit ihrer jungen Weisheit zum erstenmal das Leben allein bezwingen sollte?

Nun schufen die Gedanken ihr Unruhe und verstärkten das Gefühl der Heimatlosigkeit, das nirgends zum Ziele kommen konnte, denn jedes Ende war zugleich ein neuer Anfang.

Sie suchte nach alledem, was sie sonst erquickt hatte, aber es half ihr nichts, Redensarten waren es ihr und leere Worte, denn sie litt und konnte nicht von sich selber loskommen.

Was half ihr, daß die Wälder, deren blühende Pracht einst ein widriges Schicksal vernichtet hatte, jetzt stolze Schiffe über den Ozean trieben und frierenden Mütterchen den Ofen erhitzten? Was nützte das jenen Geschöpfen, die damals zugrunde gegangen waren?

‚Ich — ich!‘ rief es in Annemaries wehem Herzen — ‚ich leide. Was kümmern mich die kommenden Geschlechter!‘

In solcher Stimmung empfing sie Wendelins Brief, und der Brief tat ihr gut, denn er war anders als die anderen, die sie bekam, und sie meinte Hermann Rinkharts Stimme aus ihm zu hören.

Sie antwortete.

Erst dachte sie nur um der Höflichkeit willen, im Schreiben merkte sie, daß sie es gern tat. — Da füllten sich ihre Augen mit Tränen, sie sah durch die funkelnden Tropfen in den weiten Himmel hinaus und dachte an den, dem sie auch diesen Brief verdankte.

Wendelin merkte ihrer Antwort an, daß er ihr gut getan hatte, und schrieb weiter, wie Annemarie weiter antwortete.

Auf dem Professorenberg, im Ameisenhügel und auf dem Helikon würden sie diese Briefe belächelt haben, in denen er über die Flugkraft der Möwe, über die Lebensäußerungen des phantastischen Quallenvolks kleine Aufsätze schrieb, derengleichen man wohl für eine volkstümliche Zeitschrift verfaßt, aber nicht als briefliche Wechselrede im Jahrhundert der Postkarte.

Eines Tages wurde sich Wendelin dessen bewußt: ‚mir scheint, ich werde auch unzeitgemäß‘.

Das nächste Mal schrieb er ihr: „Jede Zeit hat ihre besonderen Krankheiten, von deren Gifthauch sich nur die ganz Gesunden frei halten können oder die, deren Leben nichts mehr mit dem Alltag zu tun hat. Haben Sie schon einmal überlegt, woran es der unseren gebricht?

„Sie kann nicht mehr mit Größe irren.

„Sie kann nicht mehr entschlossen Ja zu ihren Meinungen sagen, sie schwankt auf einem bedenklichen Werweiß? Oder auf dem noch bedenklicheren Vielleicht herum, und wird nicht satt und nicht froh dabei.

„Sie hat nicht mehr Glauben genug zum Martyrium.

„Sie arbeitet auf allzunahe Ziele, denn sie will all ihre Früchte selber genießen.

„Sie will raffen und haben und hat das Zugreifen verlernt.

„Oder sie greift zu und weiß nichts mit dem Reichtum zu beginnen.

„Deshalb schelten die einen und die anderen, seufzen und sehnen sich.

„Gerade als ob keiner mehr wisse, daß man sich selber mit seiner ganzen Kraft und seinem ganzen Glauben einsetzen muß, wenn man ein Ziel erreichen will.“ —

Das Unperſönliche der Wendelinſchen Briefe tat Annemarie wohl, und doch verengte und verdichtete ſie ſich als echtes Weib ſeine allgemeinen Sätze ſofort auf das, was ſie gelebt hatte, leben ſah und zu leben wünſchte.

Alſo fand ſie überall Gleichgültigkeit und Schwäche, Unzufriedenheit und läſſige Hände — außer bei Hermann Rinkhart — und fühlte neue Kräfte wachſen in dem Wunſch und Willen ihm ähnlich zu werden — wie Wendelin ihm ähnlich geworden war.

Aber ſie ſah keinen Weg und keinen Menſchen, an dem ſie ihre Kräfte hätte üben können.

Das nächſte Mal ſchrieb Wendelin:

„Offene Augen und warme Herzen finden überall Arbeit — nur daß man wohl ſeine Augen mit Willen offen halten kann, aber die Herzenswärme iſt eine feine Gabe, die aus dem Unbewußten kommt, mit der kann mich der kräftigſte gute Wille nicht beſchenken.“

‚Hab' ich nicht ein warmes Herz?‘ dachte Annemarie. ‚Ich glaube, es iſt weder warm noch kalt — nur leer, weil all ſein Inhalt dem Fernen nachgezogen iſt.

‚Und offene Augen? — Ich mache ſie wohl auf für Licht und Schatten, aber ob ich auch ſehe — das Richtige ſehe, ohne mich zu belügen? — Sie kennen ja die Welt gar nicht, hat er mir geſagt, damals, als ich meinte, alle Herrlichkeiten und alle Abgründe lägen offen vor mir — und zwei Wochen ſpäter merkte ich, wie recht er hatte. — Kenne ich ſie nun? Oder iſt wieder ein Trugbild, was ich ſehe?‘

Die Flut kam und ging, der Sand wehte und wanderte, Wolken ſtiegen auf und ſchwanden dahin.

Wenn die Sonne nicht ihren Bogen an dem weiten Himmelsgewölbe kleiner und kleiner, tiefer und tiefer gezogen hätte, würde Annemarie nichts vom Schwinden der Zeit gemerkt haben.

Aber ihre einſamen Tage wurden kürzer, die Nächte wurden lang und friſch, und eines Morgens las ſie einen Brief Wendelins, der ihrem einſamen Sommer ein Ende machte.

Die Vorbereitungen für ſein Winterkolleg habe er beendet. Mit des Geheimrats Verleger ſei das Notwendige beſprochen. Der wolle außer den nachgelaſſenen Schriften einen Lebenslauf des Verſtorbenen haben als Gedächtnisſchrift.

„Bald werd' ich Sie brauchen. Sind Sie bereit? Darf ich Ihnen die Wohnung beſorgen? Damit Sie ſich vor unſerer Arbeit, die in etwa zehn Tagen beginnen kann, etwas eingelebt haben.“

Als Wendelin dies ſchrieb, war ihm nicht ganz wohl zumute. Er hatte ein ſtarkes Verantwortlichkeitsgefühl Annemarie gegenüber, denn er rief ſie in die neue Umgebung, und allerlei Verwickelungsmöglichkeiten gingen durch ſeine Gedanken. Als er aber den Brief in den Kaſten ſteckte, war er fertig damit: ‚Eins iſt gewiß, ſie iſt Hermann Rinkharts rechtes Kind, ſie kommt ohne Hintergedanken, ohne Netze und Fallſtricke. Sollten ſich zwei ehrliche, tapfere Menſchen nicht aneinander freuen, einander nicht helfen können, ohne ſich Unruhe zu ſchaffen? — Ich freue mich auf ihr Kommen.‘

Und er freute ſich wirklich.

Auch Annemarie fühlte einen warmen Strom durch die Adern rinnen, als ſie den Ruf zur Arbeit erhielt. Mit kurzem Wort gab ſie Wendelin das Recht, alles nach ſeinem Gutdünken einzurichten, meldete ihr Kommen für den dritten Tag und

ließ sich nicht durch Marlenens Abschiedsschmerz rühren. Gewaltsam drängte sie den Gedanken fort, daß die Haushälterin nun wieder dahin gehe, wo es für sie kein Heimkommen mehr gab.

Wendelin war am Bahnhof, als sie ankam, ein wenig kurz und trocken, aber wie ein alter Freund mit lebenslänglichen Rechten. Sagte Guten Abend, als hätten sie sich gestern getrennt, und sah geduldig zur Seite, als Annemarie Tränen in die Augen stürzten, denn auch auf ihn drang eben jetzt die Erinnerung an ihre letzte Begegnung stürmisch ein.

„Also gehen wir zu Fuße," sagte er, da sie sich nur mühsam faßte; sorgte für ihr Gepäck und geleitete sie in den Lärm der abendlichen Großstadt hinaus. Dabei dachte er mit einer ganz leisen Zutat von Hochmut: ‚Ich werde deine beste Arbeit erst vollenden müssen, Hermann Rinkhart.'

Annemarie schwieg und ging schnell. Erst als sie auf dem Maximiliansplatz in dämmerige Stille kamen, blieb sie stehen und tat einen tiefen Atemzug.

„Wohin führen Sie mich?"

„Zu den Ameisen. Da sind Sie ordentlich aufgehoben, dort seh' ich Sie täglich bei Tisch und kann Ihnen raten, wie Sie die Zeit bis zu unserem Arbeitsanfang nützlich und angenehm —"

Wendelin brach ab. Das Schulmeistern Aug' in Auge mit einem schönen Mädchen war doch etwas anderes als einen weisen Brief schreiben über Berg und Tal und Watten hinüber.

Und so sagte er plötzlich sehr zart und gar nicht schulmeisterlich: „Sind Sie wieder zu Hause auf der Erde?"

Annemarie atmete schwer, die Tränen stiegen wieder auf.

„Haben Sie kein Zutrauen zu mir?" fragte Wendelin leise. „Denken Sie an seine letzten Worte. Haben die mir nicht die Sorge für Sie anvertraut, wie für seine Schriften? Nun glauben Sie auch an meine ehrliche Freundschaft, selbst wenn ich einmal anders bin als Ihnen lieb ist. Wir wollen doch jetzt zusammenhalten für ihn."

„Ja," antwortete sie ebenso leise. „Wir wollen, — aber wenn Sie mich solche Dinge fragen — ich bin nirgends mehr zu Hause — ich bin heimatlos."

„Im Weiten verloren?" fragte er tastend.

„Nein, o nein! In schmerzhafter Enge gebunden. Überall Kerkermauern, über die ich mich allein nicht hinaufschwingen kann. Überall verschlossene Tore. Viel Schönheit, o ja, viel Weisheit, viel Größe; aber ich weiß nicht hinüber zu kommen. Diamantene Tore, goldene Tore, Tore voll glänzenden Zierats — aber sie sind verschlossen, und kein Schlüssel paßt, und kein noch so qualvolles Rütteln hebt sie aus den Angeln. Nur eines steht offen, durch das keiner gehen will, weil es ins Dunkel führt —"

Wendelin sah Annemaries Gesicht nicht, aber in ihrer Stimme klang so viel Sehnsucht, Schmerz und Hilflosigkeit, daß er alles vergaß, was er über sie gedacht und geurteilt hatte, alles was er an ihr formen, zerstören und vollenden gewollt. Nichts war da als ein zärtliches Erbarmen, das antwortete: „Und wenn uns die Türen verschlossen sind — wir haben Fenster, Fenster, durch die wir in eine himmlische Welt hinausschauen dürfen."

Zehntes Kapitel.

Die Bienen schwirrten aufgeregt durcheinander. Wenn man schon etliche sechzig Sonnabende zusammen verbracht hat, tut Auffrischung gut, und heute kam sie zwiefach.

Von Fräulein Rügemer hatte Doktor Wendelin vorher das Nötige gesagt. Und wie schön sie war, sah heute kaum einer, das lag an der Zweiten, „die einfach alles totschlug".

Weibezahn, der Pianist, packte den dicken Dichter an der Schulter, William Weibezahn, den sonst nur Notenköpfe erregten, „schmolz vor Entzücken".

„Fritzchen, Fritzchen, halten Sie Ihr Herz fest, meins flog schon davon. Das ist noch nicht dagewesen. Delikat, modern, sensitiv, opalisierend. Der Typus von Morgen. Kunst und Natur, die streitenden Tonarten in wonnigster Harmonie."

„Weibezahn," murrte das dicke Fritzchen und streichelte sein geschorenes Haupt, „Sie sind ein verrückter Kerl." — Aber das, was er nun sah, machte auch ihn schmunzeln.

Lässig lehnte die Schönheit von Morgen in ihrem Stuhl. Die tiefroten Lippen lächelten sehnsüchtig in dem schmalen, weichen Gesichtchen, die vollen Haare bauschten sich auf und sanken doch auch über Schläfen und Hinterkopf bis in den Nacken, als ob ihre Last nicht anders getragen werden könne. Der dichtende Fritz klopfte dem malenden Dederich auf die Hand: „Donnerwetter, Franzel, der Tag ist gut, wo hast Du den Pinsel?" — Der Pianist zog Dederich am Ellenbogen und rief: „Menschlein, Menschlein, das wär 'ne Königin ins Bienenhaus!"

Fritzchen lachte: „Schöne Sünde scheint mir ausdrucksvoller zu sein. Franzel, mit der malst Du den Stuck in Grund und Boden."

Der haarbuschige Maler, der bei den Ameisen zu Hause war, hatte schweigend geschaut, jetzt sagte er: „Den Augentrost mal ich lieber," und setzte sich so, daß er Annemarie ansehen konnte.

Worauf sich der dicke Dichter nüchtern nach dem woher und weshalb des schönen Gastes erkundigte.

Weibezahn fuhr sich verzweifelt durch die D'Albertfrisur: „Dicker Fritz, ich finde Sie gräßlich. Man soll Achtung vor den Dämmerzuständen des Lebens haben."

„Unsinn, ich bin Dramatiker, ich frage den Kuckuck nach halben Tönen und Zwischenfarben."

Und das praktische Fräulein Böhning wußte auch hier Bescheid. Sie erzählte allen, die es hören wollten, daß Fräulein Kathinka Birk mit ihrer Mutter nach München gekommen sei, um sich von Lenbach malen zu lassen.

„Warum soll er nicht? Hat doch Augen im Kopfe."

„Es ist des Vaters höchster Wunsch. Der Vater ist reich und krank, und die Mutter reist wieder zu ihm, sowie Lenbach Ja gesagt hat und die Tochter in einer guten Pension versorgt ist. Ich aber bin beauftragt, indessen hier die Ausbildung ihrer Talente zu überwachen."

„Talente?" fragte der Pianist und beschloß, diesen Klavierunterricht zu geben, und wenn sie auch gar kein Talent habe.

„Talente?" sagte Fritzchen und klopfte Weibezahn auf die Schulter. „Eins hat sie gewiß: Die Motten ins Licht zu locken."

„Wie gefällt Ihnen die Blonde dort?" fragte inzwischen die Schäftlerin Annemarie. „Die ist's, von der ich Ihnen erzählte, die zu Ihnen paßt: ohne Beruf

und doch voller Interessen. Die möchte ich Ihnen zur Nachbarin und Gefährtin verschaffen, in das leere Zimmer, wissen Sie, das die Fenster nach der Gasse hinaus hat."

Nach der Gasse hinaus, das hieß Aug' in Auge mit Dr. Wendelins Wohnung. Ihr hatte er eines ausgewählt, das nach der anderen Seite sah — in baumreiche Gärten, frei und weit — ja — aber Annemarie meinte, das Eingewöhnen würde ihr leichter werden angesichts der Fenster, hinter denen der einzige Mensch wohnte, der ihren Winkel voll Glück gekannt hatte. Ein wehes, schwindliges Gefühl zitterte in ihr: Dies Ankommen gestern, wobei Wendelin sie in der Tür des Ameisenhügels den Schwestern Schäftlein eben nur hingereicht hatte, der Abend unter so viel gleichgültigen Menschen, dies Warten auf Wendelin heute den Vormittag lang und die tiefe Enttäuschung, als er auch Mittag nicht kam — das alles verdunkelte ihr die Welt.

Ein paar Zeilen statt seiner: „Ich habe eine Sitzung, und Fräulein Magdalene soll mit Ihnen Besuch auf dem Helikon machen. Am Abend sehen wir uns bei den Bienen."

Annemarie hatte sich gegen noch mehr neue Gesichter wehren wollen, aber der Gedanke: ‚Er ist dort,' verlockte sie doch, und so war es auf sie eingedrungen, wie unten am Tische der Ameisen, so oben im Bereich des blauen Banners, und wiederum vor Monsieurs sinnreichem Bienenplakat. Sie war alles dessen so müde, daß sie sich kaum noch Mühe gab, auf ihre Umgebung zu achten. Dabei hatte sie ein dumpfes Gefühl des Undankes, denn alle waren freundlich und herzlich mit ihr. Elsabeth Unbereit, die sechzehnjährige Musikschülerin mit den goldbraunen Hängezöpfen und den temperamentvollen Händen, hatte ihr bereits gestern abend eine schwach verblümte Liebeserklärung gemacht.

Aber all diese lebhaften, fröhlichen Menschen, die so viel Nützes und Unnützes zu tun hatten, standen wie graue Schatten vor Annemaries Seele: — Nichts — gar nichts! Und das würde auch nie etwas werden. Das war ja ein fremdes Geschlecht.

Eine einzige stand greifbar lebendig vor ihr, ein kleines, feines, vertrocknetes Mütterchen, und geblieben war ihr von allem Plaudern und Reden des Tags nur das, was die kleine alte Frau gesagt hatte.

Irgend ein Zufall ließ Annemarie am Nachmittag mit der Großmutter Mangold allein. Sie saßen zusammen auf Josephas Blumendach, wo jetzt die Chrysanthemen ihre Blüten phantastisch entfalteten. Ihre herben Abschiedsdüfte lagen schwer in der Luft, und neben einer großen weißen Blume, die aussah wie ein weinendes Mädchen, das sich in seinen Schleier hüllt, um seinen Schmerz zu verbergen, sah Annnemarie das kleine, feine, alte Gesicht. Und die klugen stillen Augen, die aus dem alten Gesicht in eine Welt hinausschauten, die ihnen schon lange fremd geworden war, sahen Annemarie Rügemer in ihrer Schönheit und ihrer Trauer.

„Was wollen Sie eigentlich hier in München, mein liebes Kind?"

„Etwas finden, woran ich mich froh schaffen kann," hatte Annemarie geantwortet, weil man so alten, stillen Augen nicht mit Ausflüchten kommt.

„Mein armes Kind, Sie sind also eine von denen, die nicht zuschauen und warten will."

„Ich lebe doch," sagte Annemarie, „und der Strom des Lebens fließt tagaus, tagein. Soll ich müßig am Ufer stehen?"

Die alten Augen sahen in den tiefblauen Herbsthimmel hinaus und dann über die Astern, hinter denen sich die abgeblühten Rhododendren des Frühlings und die Rosen des Sommers versteckten. Zuletzt blieben sie an dem schönen jungen Gesicht haften.

„Als ich jung war, saßen die Frauen in einem Rosengarten; sie selber waren die Rosen darin, und die Dornenhecke der Sitte umhegte sie eng und sicher —"

Annemarie lächelte, und ein Widerschein dieses Lächelns leuchtete schelmisch in dem alten Gesicht auf.

„Sie denken: Wenn die Rosen verblüht waren, dann gab es nur noch Dornen und Hahnebutten. Aber es war anders: Es kamen immer neue Blüten herauf, es hat uns nie an Rosen in unserem Garten gefehlt. Jetzt versucht man es auf andere Art. — Versucht es nur! Alles wechselt und wandelt sich, und alles kann gut und alles kann übel sein. Wenn man erst so alt ist wie ich, hat man viel Wechsel gesehen, viel neue Wege: Weiche Wege, rauhe Wege — krause Wege, gerade Wege — und immer dasselbe Ziel. Aber das ist sehr tröstlich, mein Kind, dort, am Ziel, findet sich alles wieder zusammen, was sich verlaufen hat."

Daran mußte Annemarie denken, als sie endlich im Gewirre des Bienenstocks still saß. Helikon und Ameisenhügel hatten sich zu einem Kaleidoskop vermischt, dem der ordnende Spiegel fehlte, aber daneben stand das klare Bild der alten Frau, und das Schwirren und Brausen der fröhlichen Bienen dämpfte sich zur bescheidenen Begleitung jener leisen Melodie: Weiche Wege, rauhe Wege — krause Wege, grade Wege — und immer dasselbe Ziel.

Annemaries Gedanken glitten der Melodie nach, ihre Blicke glitten über die Schatten hin: Erreichten sie wirklich alle dasselbe Ziel?

Da verblich plötzlich das feine Bildchen, und das Lied des Alters verklang, denn Hartmut Wendelin war ins Zimmer getreten.

Annemaries Augen leuchteten auf, als das kluge, scharfgeschnittene Gesicht, das der Spitzbart noch schmaler machte, als es schon von Natur war, ihr von der Tür aus grüßend zunickte.

Mit ihm zugleich sah sie all die anderen wieder, nur als Rahmen zu seinem Bild. Aber die Schatten bekamen Farbe, und die Gegenwart sprach laut und lebendig auf sie ein.

Wendelin ging die Tafel entlang, grüßte da, schüttelte dort die Hand und setzte sich endlich neben sie, Kathinka Birk gegenüber.

Deren Augen hatten ihn schon gesucht, als er noch am Eingang stand, jetzt wandte sie keinen Blick von ihm: nun war es erreicht, nun hatten sie die heimlichen Erkundigungen und Spürwege, die sie selbst mehr und mehr auf das Ziel brennen machten, zu ihm geführt. Sie saß ihm gegenüber und würde ihm einen Winter lang allsonnabendlich gegenüber sitzen.

Ob es der Mühe lohnte? Angesicht zu Angesicht mit ihm kam ihr zum erstenmal ein Zweifel.

Da er nichts von ihrer Begegnung in der Kaufingerstraße sagte, tat sie es. Die süße, weiche Stimme dankte ihm noch einmal für seine Hilfe.

Wendelin antwortete knapp und kühl. Heute war ihm Kathinka Birk unbequem, und als er sich überlegte warum, überkam ihn ein leidiges Gefühl auch gegen seine Nachbarin.

Da waren ihm ja des Geheimrats letzte Worte schon zur Kette geworden! — ‚Wenn diese dir anbefohlene Lebensnovize nicht hier säße, würdest du die flimmernde Anmut da drüben lediglich für eine Augenlust halten, so ist sie dir eine Sorge.'

Daß nur sein Mangel an Vertrauen ihm diese Sorge aufbürdete, kam ihm nicht zum Bewußtsein. Die Verstimmung war da, und seine Verstimmung glitt auch zu Annemarie hinüber. Das Lächeln verschwand, bei dessen Anblick vorhin Dederich schwur: Die wird gemalt.

Warum hätte ſie lächeln ſollen? Wendelin ſaß neben ihr und war ihr doch ferner als auf ihrer einſamen Inſel. In ſeinen Briefen war er ihr lieb und vertraut geweſen, aber hier unter den beweglichen Bienen, mit denen ihn hundert Beziehungen verbanden, die ſie nicht teilte, war er ein Mann, den ſie zwei, dreimal geſehen hatte. Damit verlor ſie ihren letzten Menſchen.

Ihre Abwehr gegen das Bienenvolk wandelte ſich in Neid. Glückliche Menſchen! Sie hatten das Ihre geſchafft, eine Woche lang, nun redeten ſie von Tagesarbeit und Feierabendluſt und gaben einander, was ſie geben konnten. Was tat es, daß nicht viel Koſtbarkeiten verſchenkt wurden, es ſchien Annemarie eben jetzt ganz einerlei, ob man Perlen oder Vogelbeeren in der Hand habe, wenn ſie nur nicht leer war.

Wendelin merkte nicht gleich, wie es um ſeine Nachbarin ſtand. Vor allen Dingen hatte er ihr erſt einmal den ganzen Schwarm vorführen wollen, und ſich deshalb kreuz und quer die Tafel entlang herumgeneckt, damit jeder ſein Narrenkäpplein ſchwenke.

Als er ſich dann ihres Schweigens bewußt war und nach einem prüfenden Blick in ihre wehen Augen die anderen „laufen laſſen wollte“, ließen dieſe anderen ihm keine Ruhe.

Vor allem ſpann Kathinka Birk Fäden zu ihm hinüber und zog und zupfte ſtörend daran. Mit allen mochte er reden, ein Sondergeſpräch gönnte ſie ihm nicht.

Das weiche Stimmchen ſagte die abenteuerlichſten Dinge, lockte und ſpielte. Von allen Enden horchten ſie herüber. Die weiche Stimme aber redete geradeaus auf Hartmut Wendelin und Annemarie Rügemer ein, und was ſie auch ſprach: immer klang es wie: komm, komm!

Wendelin lauſchte dem ſchmeichelnden Klang wie einer fernen, lockenden Muſik, er dachte nicht, was iſt nun hier Poſe, er zergliederte nicht und vernünftelte nicht, er ſah einen Fliedergarten im Frühlingsglanz.

Bis die ſchöne Kathinka auf einmal mit ſehr deutlichem Frageton eine Antwort von ihm begehrte. Das brach den Zauber, die Fliederblüte verwelkte, Hermann Rinkharts Vermächtnis ſaß wieder neben ihm, und er ſagte trocken: „Pardon, ich habe nicht gehört.“

Stand auf, ſchlug ans Glas und hielt den beiden Gaſtinnen eine Begrüßungsrede, die jede ein wenig zu arg auf ſich gemünzt fand, und der doch keine gram ſein konnte, weil ſie mit ſo viel Anmut vorgetragen ward:

„Bienen ſind wir, Honigſammler. Wer zu uns kommt, muß guten Willen zu den Süßigkeiten haben, ſowohl der Weisheit als der Freude. Er muß aus Gift und Bitternis Labſal zu ſaugen wiſſen. Und nicht nur um ſich an den leckeren Tropfen zu letzen, auch um Kräfte zu ſammeln für den mühſeligen Weg zum Ziel.“

„Bravo,“ ſagte Wuſtrau, der Fleißige, dazwiſchen.

„Oho!“ rief William Weibezahn dagegen. „Ich beſtreite, ich beſtreite! Ziellos iſt das Leben, eine Welle im Winde ſteigt es und fällt es. Ewiger Wechſel bedingt die ewige Jugend der Welt.“

„Halt, halt! Ich bin für ein Ziel. Selbſtgenuß iſt das Ziel des denkenden Menſchen,“ rief Monſieur und ſtreichelte ſeinen ſilbernen Bart.

„Streber!“ warf Weibezahn fröhlich hinterdrein, weil er Luſt zu lärmen hatte.

Wendelins kräftige, ſchwingende Stimme, bei der man an klingenden Stahl denken mußte, übertönte das Bienengeſumſe.

„Weiterkommen ist der Trieb unseres Lebens. Reifwerden das Ziel alles Gewordenen. Blühen und reifen wollen wir, wie es uns Mutter Natur an allen Enden vormacht. Von wem sie es gelernt hat, mag ihre Sache sein. Wir lernen's von ihr. Was seine Kräfte nicht nützt, welkt und verdorrt vor der Zeit. Wer mit seinen Gefühlen und Kräften spielt, tändelt sie zu Tode. — Freilich auch der, dem man mit Recht den Streber an den Kopf werfen darf, der das Weiterkommen nur äußerlich faßt, einerlei ob für Stand, Vaterland oder das höchsteigene Portemonnaie. Als ob wir in Wahrheit nur Ameisen seien, wobei sich denn das Irdische riesenhaft auswächst und die Seele aus Mangel an Tätigkeit verschrumpft wie ein unbenutzter Muskel ... Weshalb die Helikonasten in unserem Bienenkorb nicht fehlen durften."

Und nun hielt Wendelin „seinem Oberhause, dem leuchtenden Helikon", eine so schmeichelhafte Lobrede, daß Madame ihm beinah um den Hals gefallen wäre und Kathinka Birk sich beim Helikon um ein Zimmer bewarb.

Wendelin hatte sich seine Verstimmung vom Herzen geredet. Die Leichtigkeit, mit der er die Menschen nach seinem Willen lenkte, vertrieb jede Sorge. Annemarie war ihm wieder das Kunstwerk, für dessen Erhaltung kein Opfer zu groß ist; kein weiterer Versuch vermochte im weiteren Laufe des Abends seine Unterhaltung mit Annemarie zu stören, und ihre Augen kamen vom Lächeln ins Leuchten.

Magdalene Schäftlein aber war gründlich verstimmt über den alten Herrn.

„Ich begreife den Doktor nicht," sagte sie auf dem Nachhauseweg, zu dem sie Annemaries Arm genommen hatte, als wolle und könne ihr die ebenso plötzlich davonfliegen, wie die Hoffnung auf die schöne Kathinka. „Er ist geradezu schuld daran, daß Fräulein Birk nicht zu uns zieht. Und es wäre doch so ein prächtiger Umgang für Sie gewesen."

‚Wäre es das?' dachte Annemarie. In dem Augenblick, wo sie's dachte, wußte sie auch, daß Wendelin um ihretwillen der Fremden den Helikon aufgeredet hatte.

Und das Unbehagen an dieser Bevormundung und Befürsorgung verdarb wieder, was die letzte Stunde Gutes an ihr getan hatte.

Elftes Kapitel.

„Wo wollen Sie hin, Fräulein Rügemer? Darf ich mit Ihnen gehen?"

Elsabeth Unbereit, die schwärmende Musikschülerin war's, die Annemarie atemlos die Treppe hinab nachrannte.

Annemarie blieb stehen. „Eigentlich nirgends hin — Ortskunde treiben."

„Dann bringen Sie mich nach dem Odeon. Ja? S' ist bei der Feldherrnhalle, die müssen Sie doch anschauen, und dann ist Littauers Laden dort mit den vielen Bildern, und ein Stück weiter einer mit Photographien von Berühmtheiten. Auch Guido Morsach hängt darunter. Kennen Sie Morsach?"

Annemarie mußte lachen über den kühnen Weg, auf dem Elsabeth Unbereit Guido Morsach erreicht hatte. Der Name war ihr nicht fremd; vor etlichen Jahren hatte ein Morsach zu Füßen des Professorenbergs in einem der akademischen Konzerte eigene Klavierstücke gespielt. Jung, feurigen Temperaments, von bestrickender Liebens-

würdigkeit ſollte er geweſen ſein. Die Kenner prophezeiten ihm im Handumdrehen Berühmtheit — und prophezeiten falſch. Als man wieder nach ihm fragte, hieß es, der Mann ſei ebenſo faul als genial und werde im Leben nicht vorwärts kommen.

Und nun hatte Annemarie den jungen Künſtler in dieſen wenigen Münchener Tagen ſchon etlichemal als ein vielumſtrittenes Menſchenkind nennen hören.

Das kleine Fräulein ſchob die dichten Brauen hoch: „Aber Guido Morſach iſt nicht lächerlich, Fräulein Rügemer, er iſt ein Genie.“

„Das ſagten auch im Bienenſtock etliche Leute, und etliche andere beſtritten's. Der gelehrte Muſiker von drüben aber erklärte ihn für ein Genie im Bummeln.“

„Wuſtrau?“ Des Unbereitleins Naſenflügel bebten leiſe. „Was weiß der vom Genie! Der ſchluckt Bibliothekſtaub und ſitzt auf einem bequemen glatten Planerl. Genies haben Abgründe in ihrem Herzen. Morſach iſt ein Genie, glauben Sie mir's! Er hat ein Paar Augen im Kopf — wenn er einen ſo ein bißchen freundlich ernſt von der Seite anſchaut, hört man ſofort das Andante aus der Neunten. Und was für Farbe ſie haben, iſt ſchon gar nicht auszudrücken. Aber das iſt das Rechte, ſo ſind die Augen derer, die von den Göttern abſtammen, ſagt Richard Wagner. Ich ſage: ſie ſind golden wie der Abendhimmel, wenn eine ganz leichte gleichmäßige Wolke alles Licht eingeſogen hat und nun leuchtend wieder ausſtrahlt — es blendet nicht, aber man weiß, das iſt Sonne. — Nun müſſen Sie ganz genau aufpaſſen und mir dann ganz ehrlich ſagen, was Sie davon halten. Sowie er kommt, nicht wahr? — Hat am Samstag jemand davon geſprochen, Fräulein Rügemer, ob Morſach kommt?“

„Ja, er kommt,“ antwortete Annemarie mit ſchalkhaftem Ernſt, „auf dem Helikon klopfen ſie ſchon die Motten aus ſeinem Sofa.“

„Die klopfen überhaupt nicht,“ ſagte Elſabeth geringſchätzig, „und er täte weit klüger, zu den Ameiſen zu ziehen, damit ſeine Sinfonie endlich fertig wird. G-moll — G-moll, Fräulein Rügemer! Das iſt meine Lieblingstonart.“

Da waren ſie am Odeon, und das kleine Fräulein mit den goldbraunen Hängezöpfen ſchwippte, nach rechts und links nickend, die Stufen hinauf.

Annemarie ſah ihr nach und ſah ſich die anderen an, die ſchwatzend in Gruppen umherſtanden. Sie hatten eine Pflicht und hatten ein Ziel, kein Wunder, daß ſie ſo fröhlich waren.

Und du?

Am meiſten litt ſie an dem dunkeln Gefühl, daß ſie irgend ein Verſprechen nicht gehalten habe und all ihre Kräfte einſetzen müſſe, um ihm doch noch gerecht zu werden.

Leben — weiterkommen — aber wie?

Arbeiten — aber was? —

Jemandem wohltun — aber wem?

Auf ihrer ſtillen Inſel hatte ſie gemeint, das werde ſich leicht finden, wenn ſie nur erſt wieder unter Menſchen ſei, aber das praktiſche Leben hatte ein anderes Geſicht.

Langſam ging ſie an der Feldherrnhalle entlang, die an dieſem lichtloſen Herbſttag grau und verdroſſen die Ludwigsſtraße hinaufſah, ging durch die Reſidenz, durch öde Arkaden, an Muſchelgrotten vorüber, wo melancholiſche Nymphen ihr zuzuflüſtern ſchienen: Alles hat ſeine Zeit, die unſere iſt vorbei, ſieh zu, daß du die deine nicht verſäumſt. Schließlich kam ſie nach der inneren Stadt, wo altmodiſch behaglich durcheinanderlaufende Gaſſen ſie in die Irre führten.

Als dann allerorten der Heimmarsch der fleißigen Leute zum Mittagbrot begann, stand sie lange an einer Kirchentür still und betrachtete den Strom von Ladenmädchen, Schreibern, Handwerkern, würdevollen Beamten und lustigen Schulkindern, immer mit dem Hintergedanken: ‚Die haben ihr Teil getan, die haben das Recht, sich hungrig zu Tisch zu setzen, die werden daheim erwartet von Lust oder Sorge, und müssen eilen, um zur rechten Stunde am rechten Platz zu sein — o Glück!‘

Erst sehr spät fiel ihr ein, daß auch sie erwartet wurde und zur rechten Stunde am rechten Platz sein sollte.

Sie fragte um den nächsten Weg, aber entnahm dem krausen Bericht nur, daß sie nicht mehr zur Tischzeit in den Ameisenhügel gelangen konnte, also telephonierte sie lieber eine Entschuldigung vom nächsten Postamt. Sie vernahm allerlei ah und oh. Das Unbereitlein rief: „Es wird mir nicht schmecken.“ Wendelins Stimme, nach der sie horchte, sprach nicht.

In bedrückter Stimmung erfragte sie sich darauf von Gasse zu Gasse ihren Weg.

Die Luft, die sich am Vormittag leise geregt hatte, wurde still und löste sich in feinen Regen auf. Annemarie ging über breite Plätze, an Gärten vorüber. Das Laub rieselte herab, der Regen wurde stärker und schlug es zu Boden. Pfützen standen in den Straßen, eine frühe Dämmerung kam.

Annemarie fragte und irrte sich weiter, sie wurde auch müde. Sie hätte jetzt eine Droschke haben können, aber sie wollte es erzwingen: Es war doch etwas, eine Art Kampf, zu dem sie ihre Kraft brauchte.

In den Läden zündeten sie Licht an, in den Ateliers wischten sie die Pinsel aus vor der Zeit. Annemarie stand an dem Laternenpfahl eines Kreuzweges und wußte nicht wohinaus. Es war ein lächerliches kleines Ungemach. Sie mühte sich, es lächerlich zu finden, aber dies ganze Irrelaufen kam ihr schmerzhaft symbolisch vor.

In stiller Verzweiflung sah sie geradeaus. Ein feines melancholisches Regenlicht lag über der Straße, nur das rote Lichtchen der Tram glühte freundlich auf und verschwand wieder. Es war trostlos, aber schlimmer war, was dahinter lag: das laute, eifrige, wichtig-geschäftige Durcheinander des Ameisenhaufens.

In dem Augenblick blitzten die Laternen auf. Es blinkerte auf Pfützen, Pflaster und Regenschirmen, als ob ein betrübtes Gesicht zu lächeln beginne, und alles war verwandelt.

‚So ist es,‘ dachte Annemarie, ‚auf die Beleuchtung kommt's an, und er würde sagen: Kannst du dir nicht auch ein Lichtchen anzünden? — Ach — ich will ja, ich will!‘

Sie ließ den Laternenpfahl und ging schnellen Schrittes weiter, hielt die Augen offen und fand nun auf einmal ihren Weg.

Erst an der Tür des Ameisenhügels stand sie wieder still und sah zu Wendelins Wohnung hinauf. Dort war Licht, es ging jemand an vier erleuchteten Fenstern hin und wieder.

‚Er ist unzufrieden mit mir,‘ dachte sie. Gleich darauf schloß sie die Augen, als könne sie das gegen falsche Einbildungen schützen. — ‚Er denkt ja gar nicht an mich. Nur mein eigenes schlechtes Gewissen schiebt ihm das unter; seine Arbeit ist's, die ihn wandern macht.‘

Als sie dann in ihrem Zimmer die Lampe ansteckte, sah sie einen Brief auf dem Tische liegen, und das Blut stieg ihr heiß ins Gesicht. — Wendelins Handschrift! — das war doch eine Strafpredigt.

Und dann las sie:

‚Liebes Fräulein Annemarie, Ihren Selbſtändigkeits-Egoismus muß ich an die Leine meines Arbeitsegoismus nehmen. Gerade heute wollt' ich Sie etwas fragen und ſaß mit langem Geſicht dem leeren Stuhl gegenüber. Deshalb ſcheint mir am ſicherſten, wir beginnen unſere gemeinſame Tätigkeit ſofort, und ich bitte Sie, morgen um Zehn zu mir zu kommen. Die Nachmittage gehören Ihnen.

Mit dem freundlichen Wunſch, daß Sie nicht allzu zeitgemäß werden möchten

Ihr Wendelin.‘

‚Was das nun wieder heißen ſoll,‘ dachte Annemarie; aber ſie lächelte und freute ſich. Ein Lichtchen leuchtete ihr, wenn ſie es auch nicht ſelber entzündet hatte, und Dederich dachte an dieſem Abend abermals: ‚Die male ich ganz gewiß, und wenn ich mir die Haare dabei ausraufen ſollte‘.

Als ſie am anderen Morgen drüben die Glocke drehte, öffnete ihr Wendelin ſelber die Tür. Sie lächelte ihn an, und ſeine Hand fühlte einen warmen Druck.

„Ich danke Ihnen. Haben Sie gewußt, wie froh Sie mich machen? Hoffentlich iſt das Opfer nicht zu groß.“

In dieſem Augenblick dachte Wendelin, es ſei überhaupt kein Opfer, daß er der eigenen Arbeit jetzt ſchon die Vormittage nahm. Am Tage vorher hatte er ſeinen Entſchluß ſehr ſtark als Opfer empfunden. Und hatte doch auch ſich ſelber zuliebe alles ſo geſchoben und gerichtet, denn er deutete ſich Annemaries Irrgang recht, und das Verlangen, ihr zu helfen, nahm ihm die Arbeitsruhe.

Nun führte er ſie in die Bibliothek, die man durch eine ausgehobene Tür von ſeinem Arbeitszimmer aus überſehen konnte. Da waren zwei Schränke, wie die vom Profeſſorenberg, und die offenen Kiſten daneben; ein Bauerntiſch ſtand für Annemarie bereit, mit Schreibgerät, und ein rotſeidenes Seſſelchen, das ſich wunderlich genug in dem übrigen blauen Hausrat ausnahm.

— Dieſen Seſſel hatten die Bienen ihrem „alten Herrn“ geſchenkt, als er im Frühling ſein Dreiunddreißigſtes Jahr vollendete. Mit neckiſchen Andeutungen über den Paſch als Glückszahl, einſchichtige Unvollkommenheit und purpurrote Gefühle, die dem kühlen Blau ſeines Daſeins fehlten. —

Frau Kartlmeyer ſah zur ſpaltoffenen Tür eines Hinterzimmers herein, wo ſie ſitzen ſollte, „der Leute wegen“, und „ſie tat's blutgern für oans, wo ſo bildſauber und trauri ausſchaugte; un wenn derentwegen au d' Wirtſchaft ins Dekerment kam.“ — Der tröſtende Maßkrug ſtand ihr zur Seite.

Zunächſt ſollte Annemarie nur auspacken und eine genaue Liſte anlegen.

Wendelin hatte gefürchtet, der Anblick der Blätter werde ſie erſchüttern; aber dem war nicht ſo, nur ein verſtohlenes, zärtliches Streicheln, dann begann ſie friſch und praktiſch ihre Arbeit. Was ihr von Hermann Rinkhart kam, konnte ſie in ſeinem Sinn tun und empfinden.

Ein warmes Licht war in ihren Augen, als ſie mit ihrem Arbeitsgenoſſen zu Tiſch ging. Selbſt daß er ſie am Nachmittag nicht haben wollte, löſchte ihr's nicht aus.

Vor Wendelins Tür hatten ſie eine Begegnung, die dies Licht nicht mit Freuden ſah: die Schönheit von Morgen kam mit ihrer Mutter, um den Helikon zu beſichtigen.

Es gab Begrüßung, Vorſtellung und ein kurzes Gerede ohne Belang. Aber Kathinka Birk ſah Annemarie Rügemer mit unruhigem Spürblick an: Was biſt du ihm? Was tuſt du hier? — Und oben auf dem Helikon galt ihre zweite Frage dieſen Dingen.

Die Antwort machte ſie lächeln.

Weiter nichts? Natürlich weiter nichts. Schön war dies Fräulein Rügemer, aber gewiß auch langweilig. — Dennoch — ſie ſtand auf dem begehrten Platz und ſie ſollte ihre Freundin werden, denn es lohnte, neben ihr zu ſtehen und Siegerin zu ſein.

Auch über den kleinen haarbuſchigen Maler, der die langweilige Schöne mit ſeinen Augen durch und durch ſchaute, bei dem altmodiſch-galanten Käsmodel, dem ſie Vatermörder aufreden würde, weil die ſo gut zu ihm paßten.

Und dann würde Morſach kommen. Guido Morſach, deſſen Spiel, deſſen Blicke ſie ſchwindeln gemacht hatten, voriges Jahr im Gürzenichkonzert.

O München, du wundervolles München!

Morſach und Wendelin, zwei Männer, ſo verſchieden wie wechſelnde See und vulkangeborenes Urgeſtein. Und dieſe beiden hier haben, ſo daß man nur die Hand nach ihnen auszuſtrecken brauchte! Und das ganze bunte, ſtrahlende, ewig bewegte Leben der luſtigſten Großſtadt dazu! Wie ſchön war die Welt. —

Zwölftes Kapitel.

Durch die Ameiſenkämmerlein ging ein Rauſchen und Raunen: Fräulein Böhnings Paradiesvogel machte Annemarie Rügemer einen Beſuch.

Einzig Annemarie Rügemer: die Schäftlerin fand es empörend.

Wiederum ſah Fräulein Birk reizend aus und wiederum anders. Das weiche Kleid ſpielte in allen Regenbogenfarben, und wie das Kleid waren die Augen, auch machte ſie ein liebes Kindergeſicht, behielt die Klinke in der Hand und fragte: „Darf ich? — Ich darf doch? — wir zwei gehören doch in dieſem Bienengeſumſe zuſammen."

Annemarie dachte, Doktor Wendelin würde die Stirn kraus ziehen, wenn er die ſchöne Kathinka auf ihrer Schwelle ſähe. Und obgleich ſie ſeinen Rat erſehnte und ſeine Hilfe brauchte, und obgleich ſie ſeiner heute dankbarer gedachte denn je, regte ſich doch der Widerſtand gegen das Bevormundetwerden, und ſie begrüßte den Gaſt freundlicher als es geſchehen wäre, wenn Wendelin Kathinka Birk die Ameiſen nicht ſo gefliſſentlich ausgeredet hätte.

Freundlicher auch, als ihr ums Herz war, denn beim erſten unverhofften Anblick der wechſelvollen Schönen hatte Annemarie ein Gefühl gehabt, jenem kalten Schauer gleich, den ſie einſt als Kind erlitten, als ihr eine Schlange über den nackten Arm kroch. Eine Blindſchleiche nur, aber ein kaltblütiges Geſchöpf.

Kathinka empfand nur die Freundlichkeit, huſchelte ſich in die Sofaecke und ſah ſich neugierig um. „Ich hab' es doch gleich geſagt, daß Sie lieb ſind, obgleich Joſepha Mangold Sie für einen Eiszapfen hält. Aber meine Mama, die eigentlich mit wollte, hab' ich doch weggelaſſen, weil ich Ihrer nicht ſicher war, und erobern kann man beſſer ohne Zeugen. Ja, ſchauen Sie nur, erobern will ich Sie. Wir zwei ſind die einzigen in dieſem Tiergarten, die zuſammen paſſen, die einzigen, die ſich nicht ums liebe Brot, ſondern um die liebe Freude abhaſpeln. Und wir haben gemeinſame Bekannte. Wie geht es dem lieben Medizinalrat, der mir meinen guten alten Pa ſo nett wieder in Ordnung gebracht hat, daß er mich den ganzen Winter lang in

München laſſen will? Und dem drolligen Doktor Nöhring, der ſo geſtreng tat in allem Mediziniſchen und dabei ſo wundervoll verliebte Reden zu führen verſtand? Allen Leuten, meine ich, nicht etwa mir als Einzelweſen."

Kathinka lachte weich und luſtig. Annemarie ſchloß die Augen. Da war der Profeſſorenberg: Ganz deutlich, bis in ſeine traulichſten Winkel ſtand er vor ihr mit all ſeinem Glück und ſeiner Schönheit und dem Leid, das er ihr zuletzt angetan hatte.

Und ſie dachte an Albertine mit einem friſchen, ſchmerzhaften Zorn, wie ſie ihn lange nicht mehr gefühlt hatte.

„Jetzt hab' ich Ihnen weh getan," ſagte die ſchöne Kathinka bekümmert. „So dumm! Nun rede ich nur noch von Helikon und Bienenſtock. Aber meine gute Mama freut ſich ſo, daß hier jemand iſt, von dem ſie weiß, aus welchem Neſt er ſtammt. ‚Aus einem Adlerneſt,' ſagte ſie von Ihnen."

Annemaries Augen waren wieder offen, und ſie fragte: „Iſt Ihr Vater mit hier?"

„Nein, der reiſt mit dem Diener langſam voraus. Morgen wird Mama ihn einholen, und ſie werden den Winter zuſammen in Wiesbaden bleiben. Ich — wollte nach München." Und dann erzählte ſie haſtig, als müſſe ſie etwas Verräteriſches vergeſſen machen, weshalb ſie bleibe, und wie der Lenbach ſie mit ſeinen gewaltigen Augen prüfend angeſchaut habe, bis ihr das Blut in die Stirn geſtiegen ſei vor Angſt und Entzücken, und wie er am Ende geſagt: er wolle ſie malen; wenn er Zeit habe, werde er nach ihr ſchicken. „Und alſo bleib ich."

Annemarie hörte zu, wie man dem Wipfelrauſchen zuhört; auch nachher, als es neckiſche Helikonſchilderungen gab von Notengefechten zwiſchen Weibezahn und Wuſtrau, von behaglichen Bosheiten des dicken Fritz und ſtattlichen Prahlereien Monſieurs. Kathinka Birk hatte das alles mit ſicherem Blick erfaßt, nur von der alten Frau, die ſchweigend unter den Blüten ſaß, ſolange die anderen ſchwatzten, von der einzigen, die klar und deutlich in Annemaries Erinnerung ſtand, wußte ſie nichts.

Von Wendelin redete keine, aber vorm Gehen trat Kathinka raſch ans Fenſter und ſagte mit merklicher Befriedigung: „Da hinaus ſehen Sie? — Nun ja, das iſt auch viel ſchöner als nach der ſtaubigen Straße."

Und während ſie im Bachſtelzenſchritt die Treppe hinabſchwippte, dachte ſie: ‚Bildſchön, aber man merkt's kaum, und mit unſerer Kameradſchaft wird es nicht viel werden. Und die beiden? Pah — wenn ſie acht Tage miteinander gearbeitet haben, werden ſie wünſchen, es wäre zu Ende; noch nie hat mich der erſte Eindruck belogen.' Dennoch lag ſie am anderen Morgen in der zehnten Stunde auf der Lauer und fühlte Neid, als Annemarie beſchwingten Schrittes über die Straße kam.

Diesmal öffnete die Kartlmeyer die Tür: Der Herr Doktor ſei im Kolleg. „Er laßt ſchön grüßen, un Sie möchten ſich's komod machen."

Das tat Annemarie, und als die redefrohe Münchnerin glücklich bei Maßkrug und Strickſtrumpf gelandet war, ſchaute ſie ſich mit Frauenneugier Wendelins Arbeitszimmer an, als ob ſie ihm damit ins Herz ſehen könne. Schaute und verglich es mit dem anderen Gelehrtenheim, das ihr ſo vertraut war.

Anders, ganz anders.

Dort eine heitere Klarheit, Weite und Breite; auch in den Kunſtwerken, die den Raum ſchmückten: Meiſterkunſt, von Meiſtern ſtammend, die ſchon lange auf unumſtrittenen Thronſeſſeln ſaßen. — Hier wohl auch Größe, aber in neuen Tönen und Formen, die Annemarie beunruhigten, weil ſie ihr fremd waren.

Eine Vaſe gefiel ihr am beſten. Der ſchlanke, gläſerne Schaft, der ſich nach Lilien- und Sonnenblumen ſehnte, ruhte im Arm einer Frauengeſtalt, die mit hingebendem Verlangen an dem Glaſe emporſah.

Annemarie ſchaute ſich forſchend um; nirgends war eine Blume zu ſehen, auch jede Eingewurzelte fehlte.

‚Er braucht nichts Lebendiges,‘ dachte ſie und machte ſich an die Arbeit.

Nach Elf kam Wendelin heim. Sie hörte ſeinen ſchnellen Schritt die Treppe heraufkommen und hörte ihn aufſchließen. Ohne Verzug trat er bei ihr ein.

„So, da bin ich! Sind Sie fein brav geweſen allein?“

Sie lächelte und nickte, und dann fragte ſie: „Was haben Sie denn geleſen?“

Erſt wollte er lachen und ablenken, aber rechtzeitig fiel ihm ein, daß ſie das zu Hauſe natürlich allemal gewußt haben würde. Dennoch zögerte er mit der Antwort, denn er hatte das Gefühl, als greife ſie mit dieſer Frage nach ihm, und er wollte ſich von niemand „greifen“ laſſen; auch nicht von Hermann Rinkharts Vermächtnis.

Aber es war ihm doch ganz unmöglich, ihr die Antwort zu verweigern.

„Von neun bis zehn las ich über die Tätigkeit der Bewegungsnerven. Von zehn bis elf habe ich meinen Studenten von den mancherlei Märchen erzählt, die im Laufe der Zeit ausgeſonnen worden ſind, um die Entſtehung des Lebens wiſſenſchaftlich zu erklären.“

In Annemaries Augen kam ein tiefer Glanz, das klang ſo heimatlich.

„Und Ihr eigenes Lebensmärchen?“ fragte ſie bittend.

„Mir iſt noch keins eingefallen,“ antwortete er. Dann trat er in die Tür: „Frau Kartlmeyer, ein Frühſtück!“

Als es kam, mußte Annemarie miteſſen. Sie hatte keinen Hunger, aber es ſchien ihr ein kleines Feſtmahl.

Dabei plauderten ſie von anderen Dingen.

„Ich hab' mir Ihr Zimmer beſchaut,“ ſagte ſie, „das Schönſte iſt die Vaſe dort, aber ſie macht Unruhe.“

„Weshalb?“

„Es liegt ſoviel Sehnſucht in ihrer Gebärde.“

„Sehnſucht führt über die Meere zu neuen Erdteilen.“

Annemarie ſchüttelte den Kopf. „Ein paar Auserwählte vielleicht. Aber die armen anderen? Nein, ſehnen dürfte ſich niemand, wo ich die Sehnſucht ſtillen könnte. — Dieſe arme Vaſe grämt ſich, weil ſie ihre Beſtimmung nicht erfüllen darf.“

Wendelin lächelte und war am anderen Morgen nahe daran, die Vaſe mit Herbſtzweigen zu füllen. Aber aus einer Art neckhaftem Eigenſinn ließ er ſie dennoch leer.

Als Annemarie eintrat, galt ihr erſter Blick dem ſchlanken Schaft und wandte ſich enttäuſcht wieder ab: ſie hatte Blumen dort erwartet.

Auch als das Auspacken und Einordnen vorüber war, als Wendelin ſeine Rinkhart-Arbeit auf dem Bibliothektiſch dicht neben dem roten Armſeſſelchen aufſchlug und Annemarie belebend empfand, daß ſie ihm wirklich helfen konnte, ſah ſie noch manchmal in mädchenhafter Neugier und Hoffnung hinüber nach der ſehnſüchtigen Bronzegeſtalt, aber die Vaſe blieb leer, wie am erſten Tag.

Jetzt hatte ſie Wendelin über der Arbeit vergeſſen, und Annemarie dachte: ‚Weshalb ſollt' ich ihn wohl beeinfluſſen, er iſt wie er iſt, fertig und zufrieden, er merkt gar nicht, wo es ihm fehlt.‘

Und es tat ihr leid, daß ſie keine Blumen in ſein Zimmer zaubern konnte. Er gab ihr ſo viel, und ſie konnte ihm nichts wiedergeben: Dem Vater hätte ſie einfach die Vaſe gefüllt, wie es ihr gut dünkte.

Dreizehntes Kapitel.

„Heute haben wir den Tag der Ereigniſſe," ſagte William Weibezahn und ſchüttelte ſeinen grüngrauen Filz. „Der erſte Schnee iſt gefallen, Morſach iſt angekommen und unſer Dicker —"

Das weitere verhallte, denn der dicke Dichter hielt ihm den Mund zu. Es blieb nur ein Gemurmel übrig, nach dem keiner hörte, denn die Neuigkeit Morſach ſchlug ein.

„Und nicht nur bei den Damen, was ich gelten laſſen würde, weil es in die Naturgeſchichte gehört, gegen die man nicht bocken kann," ſagte Weibezahn ärgerlich, „auch die Männer gebärden ſich, als käme ein Meſſias, das —"

„Weckt den Neid," fiel Wendelin ein. „Ärgern Sie ſich nicht, Weibezahn, Sie können Ihr Teil und Sie leiſten was. Iſt es die allgemeine Schreierei, die glücklich macht? An die gewöhnen ſich die Ohren ſchließlich ſo, daß es nach nichts mehr klingt, und dann jammert das Herz nach mehr, und der Eitelkeitsmagen kriegt Heißhunger: ein geſundheitswidriger Zuſtand."

Weibezahn lachte, ſchüttelte Wendelin die Hand und ſetzte ſich zu ihm.

„Sie ſind ein wohltuender Umgang, Doktor, für jedes Fieber haben Sie das nötige Eisſtückchen bei der Hand."

„Aber wo mit Wärme kuriert werden müßte, verſag' ich," antwortete Wendelin und blickte unwillkürlich zu Annemarie hinüber, die immer noch am Profeſſorenberg litt.

Allemal, wenn er ſie im bunten Getriebe des Bienenſtocks ſah, kam ihm das wieder zum Bewußtſein, mochten die Arbeitsſtunden der Woche noch ſo hell und freundlich geleuchtet haben. Und es kränkte ihn, daß ſein Einfluß nicht kräftiger war.

Darüber verſäumte er Guido Morſachs Eintritt. Der ſtand einen Atemzug lang neben dem Kleiderrechen und muſterte die Verſammlung. Da hatte er alle Blicke gefangen, alle Hände winkten ihm zu, alle Lippen riefen ihm Willkommen entgegen.

Langſam, lachend, im Vollgenuß ſeines Einfluſſes, ging er durchs Zimmer zu Monſieur und Madame. Nach allen Seiten ließ er Scherzworte fliegen, Neckereien, Grüße, kleine, feingeſchliffene Wortjuwelen. Aber mit Mangolds ſprach er.

‚Armes Unbereitlein,' dachte Annemarie lächelnd, ‚es wird doch auf dem Helikon für ihn geklopft werden.'

Morſach fühlte dieſen lächelnden Blick, wandte ſich langſam nach ihr hin und verſtummte. Erſt als Madams Frage ihm zum Bewußtſein brachte, daß er ihr einen halben Satz ſchuldig geblieben war, ließ er den Blick weiter gleiten. Dann ſagte er: „Ich ſehe zwei neue Geſichter."

Mangolds berichteten; ſie unterſtrichen dabei ihre Schönheit und forderten den Virtuoſen auf, „ſelber herauszufinden, was auf den Helikon gehöre".

Ein ermutigender Schlag auf die Schulter des Wohnungslosen redete deutlich, Morsach war aber eben jetzt arg zerstreut. Er nickte Monsieur gedankenlos Zustimmung, dann drehte er kurz zu Wendelin bei und setzte sich an dessen Linke, Aug' in Auge mit Annemarie Rügemer.

Es wurde ein „goldener Abend". — „Der Honig troff". — „Es duftete nach Rosen und Jasmin". Und diesmal war es Morsach, der alle mit sich fortriß. Sein bartloses, bewegliches Gesicht, das durch die tief brünetten Farbenkontraste unter all den milderen deutschen Übergängen etwas ganz Besonderes versprach, schien jede leiseste Empfindung zu verraten und verbarg doch eben mit diesem leichten, losen, aufreizenden Wechsel den eigentlichen Morsach durchaus.

Annemarie war es, als sähe sie einem glänzend ausgeführten Scheingefecht zu. Hell und scharf, wie Stahl an Stahl, klang die Wechselrede, und gab doch keine Wunden.

Oder als säße sie im Theater und bekäme ein Stück vorgespielt: modern, realistisch und doch phantastisch schimmernd in einer schwebenden Stimmung. Man konnte ihm nicht auf den Grund kommen, es bewies nicht, was es beweisen wollte, es widersprach sich von Viertelstunde zu Viertelstunde, aber es enthielt viel glänzende Spruchweisheit.

Einmal versuchte es Wustrau, kalt Wasser in die Begeisterung zu gießen, er fragte spöttisch nach der ewig unvollendeten Sinfonie.

Aber Morsach lehnte mit solch schulbubenmäßiger Fröhlichkeit jede Erinnerung daran ab, daß er auch hierbei die Lacher auf seiner Seite hatte.

Nur Fritzchen sagte noch, wenn schon mit lachendem Mund: „Aber Morsach, anfangs ging die Sache doch äußerst flott."

„Aller Anfang ist leicht, damit will es uns locken und verlocken! Aber, ‚wenn dich die bösen Buben locken, so folge ihnen nicht', lehrt uns ein weiser Mann. Also lasse Dich nicht locken von Deinen allzuleichten Anfängen."

„Sondern gehe hin zur Ameise, Du Fauler, und siehe, wie man sich's sauer werden läßt," deklamierte Monsieur mit dem Pathos eines Predigers in der Wüste.

Morsach fing den Hieb ritterlich auf: „Auch unter den Ameisen gibt es Flügelgeschöpfe."

„Solang es Mutter Natur in Gnaden gestattet."

„Mutter Natur!" Morsach reckte die Arme empor wie der sonnenanbetende Knabe. „Du liebe Mutter Natur. Spenderin aller Wärme und aller Fülle, aller Nahrung und aller Kräfte, aller Wunder und aller Wonnen."

„Aller Schneeflocken, aller Gebirgswinde und aller Katarrhe," rief Fritzchen und hustete kräftig.

„Lästerer, verstumme!"

„Bringt sie nicht erbarmungslos um, was sich zart erweist?"

„Soll sie es hätscheln? Sie ist verschwenderisch, wie jeder, der seine Kraft und Fülle spürt. Schwäche gebiert den Geiz. Der entkräftete Kulturmensch will retten, was das Retten nicht lohnt, weil ihm die Schöpferkraft fehlt, die lachend Neues gebiert. Der brave Handarbeiter in Noten vollendet ängstlich all seine Moll- und Duranfänge, weil ihm bange ist, es könnte das Letzte sein, was ihm einfällt. Mutter Natur schreibt nicht jede Sinfonie zu Ende, die sie beginnt."

„Oho!" — „Aha!" — „Er hält sich für eine Naturkraft."

Und Morsach antwortete mit fröhlichem Spott: „Mich? Wer wird allezeit von sich selber reden?"

Dabei schickte er einen der Seitenblicke, wie sie die kleine Konservatoristin beschrieben hatte, zu Annemarie hinüber. Sie erkannte den Blick sofort, nur sahen

ſeine Augen jetzt ſchwarz aus in funkelndem Übermut. Und es war, als trachte er danach, ſie in dieſen Übermut hineinzuziehen: ſie allein, mit ihm gegen alle die anderen.

„Beim Himmel, dieſes Kind iſt ſchön," ſagte er plötzlich halblaut.

Wendelin ärgerte ſich, es gefiel ihm heute nicht im Bienenſtock. Und nun kam auch noch Kathinka Birk mit den bettelnden Augen auf ſeine Ecke zu und ſetzte ſich neben Annemarie.

Morſach ſah ſie ſich gründlich an, und Wendelin war es heute noch leidiger als ſonſt, die beiden Schönen nebeneinander zu ſehen.

Die Böhning aber ging vorüber, neigte ſich ein wenig zu Morſach und flüſterte: „Wie gefällt Ihnen der Paradiesvogel?"

Morſach drehte ſich mit ganzem Leibe herum — die dramatiſche Lehrerin ſah er nicht mit dem berühmten Seitenblick an — und antwortete: „Mir gefällt ſtets am beſten, was anders iſt als ich."

„Haben Sie damit viel Glück?"

„O Wendelin! Doktor Hartmut Wendelin! Sind Sie unter die Beichtväter gegangen? Oder unter die unangenehmen Menſchen, die einen immer gerade das fragen, was man ſich nicht einmal ſelber beantworten möchte, geſchweige denn anderen?"

‚Warum hab' ich ſie hierher gebracht', dachte Wendelin, ſah Annemaries rötere Wangen und glaubte Hermann Rinkharts vorwurfsvollem Blick zu begegnen.

‚Gerade als ob ich ſie in den Kampf hätte ſtoßen wollen, zu dem ich ſelber ihr doch die Kräfte abgeſprochen habe. Gerade als ob ich ſie dem paniſchen Schrecken in die Arme zu jagen ſuchte.'

Auf einmal war es, als ſei das Wort aus ſeinen Gedanken herausgeflogen und draußen aufgefangen worden. Wie einen Spielball warf's einer dem anderen zu, fing's und beſah ſich's von allen Seiten.

Käsmodel voran mit vergnügter Wichtigkeit.

„Aber Onkel Käsmodel," ſagte Morſach ſchalkhaft, „was wiſſen Sie davon? Ihr Verlag gibt ſich doch nicht mit Bocksfüßen, Panflöten und Faungeſichtern ab."

Es war ſchon ſpät, ſie lachten durcheinander. Der dicke Fritz deklamierte Bierbaumſche Pangedichte. Kathinka Birk lächelte weich und träumeriſch. Annemarie erſchrak.

Das Wort war wie ein Blitz, der vergangene Bilder erhellte; alle dunkeln, böſen Worte, die Wendelin einſt zu ihr geſprochen hatte, wurden lebendig.

Sie ſah ihn an. Dachte er nicht auch an das Feſtmahl auf dem Profeſſorenberg? —

Aber er hatte keinen Blick für ſie, er füllte Gläſer mit Punſch, den Morſach zum Willkomm geſtiftet hatte.

Das war wieder eine Enttäuſchung; Hermann Rinkhart vergaß niemals, was ſie miteinander geredet hatten, ein Wort, ein Blick, und ſie ſpannen jeden flatternden Faden leicht und ſicher wieder an. Und wie Annemarie leiſe von Tag zu Tag mehr Wendelin mit dem Geſchiedenen verſchmolz, ſo war es ihr von mal zu mal ſchmerzhafter, wenn er ſich anders zeigte als der, dem er gleichen ſollte. Dann wachte ſie aus dem Traumleben auf, in das ſie die Morgenſtunden am Fuße des Helikon einhüllten und ſchalt ſich eine Närrin und rechnete ſich vor, welch ein Nichts ſie für Doktor Wendelin ſei. Hatte ſie das begriffen, ſo überfiel ſie hilfloſe Trauer. Einſam war ſie in einem dunkeln Raum, den ſie durchmeſſen mußte; ihre Arbeit trug ſie

wie ein Steg, der ins Unbekannte hinausgeschlagen war, wenn die zu Ende ging, würde sie haltlos und weglos im Leeren hangen — ach, und Hermann Rinkhart war ihr so weit voraus, daß sie selbst seine Stimme nicht mehr hörte.

Und während Annemaries Gedanken aufgescheucht und flüchtig zwischen der Festtafel des Professorenbergs und Wendelins Bibliothek hin und her flatterten, tranken die anderen ihren Punsch aus und ließen ihre Worte um den panischen Schrecken gaukeln, „der eine durch und durch unmoderne, höchst klassische Angelegenheit sei, kaum noch von historischem Wert."

Onkel Käsmodel wurde bös: „Ich muß Ihnen sagen, Herr Fritzchen, wer nichts von der Antike hält, ist ein Barbar. Natürlich meinen wir es jetzt anders. Griechen sind wir nicht mehr. Aber wir zerbrechen die schöne Schale nicht, die sie uns hinterlassen haben, wir stellen sie neben unser neues Gerät und füllen sie mit unserem eigenen Geist. Siehe Goethes holdselige Maid aus Tantalus' Geschlecht. So haben wir auch das Wort vom foppenden Pan aufgenommen, und das Wort hat sich mit uns gewandelt. Die alten Herrschaften hatten grobe Nerven und sehr gute Augen, das gab Natursymbole. Wir, Seelensucher und Gefühlstiftler, füllen die Schale mit unseren Stimmungen und Feinheiten, mit unseren Lüsten und unserem Grauen."

„Vor allzulangem Gerede," fiel Fritzchen ein. „Ich sage: Den gewaltigsten Schrecken spürt ein tüchtiger Kerl, wenn er seine eigene Natürlichkeit entdeckt."

„Ich habe mich schon oft entdeckt und bin noch nie vor mir erschrocken."

„Glaub ich, Morsach," sagte Weibezahn, „aber vielleicht vorm Tod, wenn wir plötzlich spüren, daß wir seine Leibeigenen sind."

„Oder vor der harmonischen Größe des Geschaffenen, an der die Menschlein zu verknitterten Zwergen zusammenschrumpfen," knurrte Dederich in seinen Strubbelbart.

Monsieur aber hob das Glas und sagte: „Kinder, redet in vorgerückter Stunde keine Leitartikel daher, sondern laßt uns Menschen sein."

„Und einander lieb haben," fiel Kathinka fröhlich naiv ein, als habe man ihr ein günstiges Stichwort gegeben.

Dafür war Morsach auch, stand auf und setzte sich zu Magdalene Schäftlerin.

Sowie er weg war, neigte sich Wendelin über den Tisch und fragte Annemarie: „Warum sagen Sie nichts dazu?"

„Es tut mir weh," antwortete sie leise.

Da sah auch er den Festsaal mit der Jubiläumsgesellschaft vor sich.

Und obwohl so ziemlich jeder noch etwas über den alten Pan und seine Taten und Untaten auf dem Herzen hatte, zwang ihnen Wendelin doch binnen zwei Minuten ein anderes Thema auf.

Morsach konnte das Zwiegespräch der beiden nicht verstehen, aber seine besondere Art merkte er wohl.

„Ist das ein Brautpaar, Fräulein Magdalene?"

„O Morsach! Verloben auch Sie jedes Männlein und Weiblein, denen das Leben an ein und demselben Busch Beeren reifen läßt?"

„Jedenfalls glaube ich, daß Gelegenheit — Liebe macht."

Darauf mietete er sich in dem Zimmer ein, das Wendelin Kathinka Birk ausgeredet hatte, und bestellte noch eine Terrine Punsch.

Etliche wehrten sich dagegen, etliche lobten den Einfall. Wendelin bestellte sie einfach wieder ab.

Als Morsach aufbrausen wollte, sagte er mit beschwichtigender Freundlichkeit: „Wenn Ihre Rückkehr noch weiter begossen werden muß, so lassen Sie uns Männer

anderswohin gehen. Im Bienenſtock wird nicht mehr getrunken, und die Damen wollen nach Hauſe."

‚Wollen wir wirklich?' dachte Kathinka. Aber niemand widerſprach, und als ſie erſt an der Luft waren, gingen nur Wendelin, der dicke Fritz, Monſieur und Weibezahn mit. Die anderen hatten genug.

Wendelin nahm ſich den dicken Dichter unter den Arm und ließ die anderen voraus. „So! nun beichten Sie, Fritzchen, was für eine dritte Neuigkeit Weibezahn nicht verraten ſollte."

Fritz bekam einen Huſtenanfall.

„Fritzchen! Blamieren Sie ſich nicht durch Feigheit und Hinterhaltigkeit. Haben Sie das große Los gewonnen und ſind nun bange vor Monſieurs weiten Taſchen? Etwas können Sie dem armen Schlucker ſchon davon gönnen."

Nun lachte der Dicke. „Glück hab' ich allerdings gehabt, wenn auch in anderer Weiſe. Das Schauſpielhaus hat mein Luſtſpiel angenommen. — Bſt! um aller paniſchen und ſonſtigen Schrecken willen, ſtill! Faſtnacht ſoll's aufgeführt werden, die Narrenkappe heißt's — aber bis Faſtnacht iſt noch ein Vierteljahr. So lange kann ich die Rederei darüber nicht aushalten. Gönnen Sie mir noch Schonzeit, Wendelin, Sie ſind ja au fond ein guter Kerl."

„Bin ich das wirklich?"

„Na, Sie haben doch ganz gewiß nie über ſich ſelber zu erſchrecken brauchen."

„Wiſſen Sie was, Fritzchen, ich will Ihnen einen Stoff ſchenken. Sie können ihn Theorie und Praxis nennen; oder: Was er weiß und was er gern wüßte; oder: Die ſieben Ecken, um die keiner ſehen kann."

„Nun, und —?"

„Der Held iſt ein Menſchenkenner, ein feiner, feinſinniger Seelendeuter. Er vermag jeden Charakter zu zergliedern und aufzubauen und folgerichtig ſein Tun und Laſſen zu entwickeln mit Künſtlerhand. Allen Pſychologen der Welt kann er unſchätzbare Dienſte leiſten. Aber der Menſch, dem er gerade ins Auge ſieht, iſt ihm unter ſchillernden Schleiern verborgen."

Vierzehntes Kapitel.

Am nächſten Montag kam Annemarie eine Viertelſtunde zu ſpät zur Arbeit. Sie hatte rote Backen vom ſchnellen Laufen und reuevolle Augen. Ihre Entſchuldigung war: „Morſach ſpielte. Heute früh iſt er eingezogen."

„Dacht' ich mir; ich hab' ein paar verlorene Töne bis herüber gehört. — Und das war ſo ſchön?" — Die Frage klang gelaſſener, als Wendelin zumute war. Denn eben bei dieſem Horchen und Warten hatte er zum erſtenmal geſpürt, daß Annemaries Gegenwart kein Zwang mehr für ihn war, ſondern eine Freude. Eine warme, weiche Gewohnheit, die man, wenn ſie auch bindet, doch nicht mehr als Kette fühlt.

„Seltſam ſchön," antwortete Annemarie. „Ich habe alles darüber vergeſſen." Und jetzt klang die Reue auch in ihrer Stimme. Dennoch fuhr Wendelin fort: „William Weibezahn ſpielt beſſer."

Digitized by Google

„O! —“

„Morſach kann nur ſich ſelber ſpielen, Weibezahn geiingt es mit vielerlei Art Muſik.“

„Haben Sie Morſach Chopin ſpielen hören?“

„Ja. — Das kann er. Chopin iſt ihm aber auch am ähnlichſten.“

Annemarie war Chopin am fremdeſten, deshalb fühlte ſie eine geheimnisvoll grübeinde Bewunderung, wenn ſie ihn hörte. Hier war etwas, mit dem ſie ſich nicht auf Du und Du ſtand. Die Jugend verehrt das, was anders iſt, das Alter verſucht es zu ertragen. Der „alte Herr“ konnte ſich eben jetzt darin üben.

Schweigend nahm Annemarie ihren Hut ab und ſetzte ſich auf das rote Seſſelchen. Dabei dachte ſie: ‚Morſach und Chopin von Doktor Wendelin unterſchätzt. Schade.‘

Wendelin aber dachte: ‚Du biſt ein Narr. Warum redeſt Du gegen den Rattenfänger? Damit ſie ſich um ſo ſicherer von ſeiner Melodie verlocken läßt? Einer Meiodie, mit der ſie nichts anzufangen weiß, die ſie auf ſteiniges Land, nein, nicht einmal das, ſondern auf ſchillernde Sümpfe führen könnte. Wo ſie ſo gar keine Sumpfpflanze iſt. Wo ſie eher noch mit Kraft und Trotz zwiſchen Steinen einwurzeln würde. — Hätte ich lieber die Kathinka zu den Ameiſen ziehen laſſen, dann wäre das Zimmer beſetzt geweſen. — Man muß nicht zu klug ſein wollen, man muß auch den unſichtbaren Mächten etwas überlaſſen, ſie ſind weiſer und weitſichtiger als unſere armſeligen Augen. — Hoffentlich gehſt du mit Rinkharts anderem Nachlaß geſchickter um.‘ Forſchend ſah er Annemarie an: ſie neigte den Kopf ein wenig über die Korrekturen, die auf ihrem Tiſche lagen; deren durfte ſie jetzt öfter als Nachmittagsarbeit mit hinüber nehmen: die erſten Bogen zu Hermann Rinkharts nachgelaſſenen Schriften. Sie freute ſich darauf, und in dieſer Freude ſah ſie zu Wendelin auf: „Wollen wir anfangen?“

Ihre lächelnde Ruhe gab ihm auch die ſeine zurück. Er griff nach dem Manuſtript, las vor, was er geſtern für Rinkharts Lebenslauf entworfen hatte, hörte, was Annemarie, was die Tagebücher von dem behandelten Zeitabſchnitt wußten.

Trotz Guido Morſach wurde dieſer Arbeitsmorgen, wie ſeine Vorgänger geweſen waren: er fügte einen Stein zum Denkmal des Verſtorbenen und ſpann einen Faden zu dem Band, mit dem Rinkhart die beiden Kinder ſeines Herzens hatte binden wollen.

Als es aber Eins ſchlug, wußte Wendelin wieder, daß drüben Tür an Tür mit Annemarie Chopin geſpielt wurde, daß man die Zeit darüber vergaß, daß man den Spieler überſchätzte.

Sollte er ſich nicht wenigſtens Gewißheit verſchaffen können, ob Morſach eine Gefahr war? — Um ihretwillen.

Die Kiinke in der Haud, blieb Wendeiin ſtehen und ſah Annemarie forſchend ins Auge. „Sie ſind nun drei Monate hier. Iſt Ihnen beſſer zumute? Sind Ihre Tage wieder reich und bunt und geſegnet?“

Annemarie ſah an ihm vorbei in das Wintergrau hinaus. Sie ſchalt ſich undankbar und konnte doch nicht ja ſagen. Gerade heute nicht, wo die Muſik alle Sehnſucht und alle dunkeln Gefühle in ihr aufgeſcheucht hatten, die ſich duckten, wenn ſie bei ihrer Arbeit war oder mit wacher Kraft und hartem Willen im Kampf gegen ſie ſtand.

Wendelins Frage weckte die ſchwermutsvollen, erſchlaffenden Melodien wieder, und in dem ſchönen Geſicht, das nicht lügen konnte, ſtand Leid und nichts als Leid.

Über Wendelin kam eine nervöſe, zornige Angſt. Sah es ſo in ihr aus? Dann hatte er ihr freilich gar nichts zu geben vermocht, dann war nicht nur Morſach eine Gefahr, ſondern jeder andere bunte Vogel, der ihr über den Weg flog, auch. Seine Sorge verſteckte ſich hinter Schulmeiſterei.

„Aber jetzt bin ich unzufrieden mit Ihnen. Sie ſind geſund und haben Ihre Arbeit, eine Arbeit, die Sie nicht um des Lebens Notdurft treiben, ſondern von Herzen. Das iſt doch das beſte, was uns Erdenkindern werden kann."

Annemarie ſchloß die Augen. Sie durfte ihm doch nicht ſagen, wie bange ihr vor der Zeit war, wo dieſe Arbeit zu Ende ſein würde, und daß dies Bangen ſelbſt in ihre reichſten Stunden ſeinen Schatten warf, trotz aller Tapferkeit.

„Alſo das iſt alles nichts," ſagte er traurig.

Da ſah Annemarie bittend zu ihm auf. „Ich bin undankbar. Aber ſoll ich Sie anlügen? Heute morgen habe ich mich ſogar nach meinen Spittelweiblein geſehnt."

„Wonach?"

„Sie wiſſen das wohl nicht. Ich hatte daheim meine Weiblein. Jeden zweiten Nachmittag ging ich zu ihnen. Es tat ihnen gut, daß ſich jemand um ſie kümmerte, dem es nicht oblag; und wie ſie ſich nun erſt an mich gewöhnt hatten, taten ſie mir alles zu Gefallen und trugen mir all ihre Sorgen zu. Kleine enge Spittelſorgen; große warme, die hinaus führten zu ihren Angehörigen, die ſich noch in der Welt abmühten. Da mußte ich manche Botſchaft übernehmen und manchen Beſcheid bringen, durfte ſchlichten, tröſten und raten. Und ich brauchte eine Menge Lebenskunſt dabei. Manchmal wurde ſogar eins eiferſüchtig, denn ſie waren mir alle gut."

Annemaries Augen leuchteten, nun erloſch das wieder, als ſie ſchwieg.

‚Die taten ihr wohl,' dachte Wendelin, ‚ich vermag es nicht.' Und dann fragte er, wie ſie darauf gekommen ſei.

„Eine alte Magd von — unten zog ins Spital; bald danach wurde ſie krank, und ich kümmerte mich um ſie. Da ſah ich, wie es ſtand, und daß ſo viel Alter beieinander ein bißchen Jugend brauchen konnte."

„Damals ſahen Sie — und jetzt ſehen Sie nichts?" fragte Wendelin leiſe.

Sie ſchüttelte den Kopf.

„Nein. Mir ſcheint, ich kann niemand mehr wohl tun. — Aber," fügte ſie haſtig hinzu, als müſſe ſie etwas verbergen, „ich finde wohl auch noch unter Bienen und Ameiſen ein paar — Spittelleutchen, denen ich hie und da eine Freude machen kann."

„Dabei ſind Sie ja ſchon. Bin ich nicht längſt für einen ſpittelreifen alten Herrn erklärt worden?" Aber das klang ſpöttiſch, und Annemaries Augen ſchweiften zu der leeren Vaſe hinüber. — ‚Nein,' dachte ſie, ‚ihm kann ich nicht wohltun, aber vielleicht hab' ich bisher über dem einen verſäumt, auf die Nöte der anderen zu achten.'

An dieſem Nachmittag ging ſie zum erſtenmal mit Tante Pinchen in Dederichs Atelier. Bisher hatte ihr davor gegraut, heute beſiegte das heiße Verlangen, jemand froh zu machen, ihr Widerſtreben.

Das Frohmachen glückte ihr. Dederichs Zunge ſchlug Freudenpurzelbäume, ſo ſtockbayriſch, wie es nur irgend ein alter Münchner konnte. Dann verſtummte ſie und ließ den leuchtenden, bohrenden Augen das Wort.

Auch die redeten deutlich. Annemarie war fröhlich an dieſem Abend, die Luft ſchien ihr leichter und der Weg glatter, die Ameiſen waren unterhaltſamer, und ein feiner Sonnenſchimmer zog ſich über die grauen Nebel, die Chopin aufgeſcheucht hatte.

Sie fand auf einmal in allen Stuben und in allen Herzen zu helfen, denn ſie wollte es mit leidenſchaftlicher Kraft, ſie wollte ſich frei machen von den Ja und Nein, die von außen kamen, wollte ſich retten vor ihm, dem ſie ſo gern etwas geweſen wäre und der ſie nicht brauchte.

Darüber machte ſie ſich nicht klar, daß auch die anderen, die abends und mittags beiſammen ſaßen, immer farbiger und beweglicher wurden. Es gab eigentlich gar keine Ameiſen mehr, ſie waren alle etwas helikonadiſch angehaucht.

Unbereitlein aber flüſterte Annemarie zu: „Miſcht ſie Morſach nicht wundervoll auf? Und, Fräulein Rügemer, wie finden Sie ſeine Augen?“

„Er iſt ein guter Geſellſchafter, und ſeine Augen ſind wechſelnd wie die Wellen der Nordſee. Ich würde mir etwas Beſtändigeres zum Schwärmen ausſuchen.“

Eliſabeth hatte die Arme um Annemaries Nacken geſchlungen, legte ihr Köpfchen zurück und ſah zu ihr auf. „Aber das iſt doch gerade ſo aufregend ſchön, daß man nie weiß, was die nächſte Minute bringen wird. Und, daß er nicht Ihr Geſchmack iſt, finde ich geradezu romantiſch, denn er betet Sie natürlich an.“

Annemarie lachte. „Aber Eliſabee! Das muß Ihnen geträumt haben.“

„Nein,“ ſagte das Unbereitlein melancholiſch. „Träumen tu' ich andere Sachen, aber ich ſeh' es. Obgleich er es in einen Mantel von wundervoller Hochachtung hüllt und Sie anbetet wie Taſſo die Prinzeſſin im erſten Akt. Und es iſt ganz gut ſo: es liegt Gerechtigkeit drin. Sie mögen ihn nicht und — andere bemühen ſich vergeblich um ihn.“

‚Gefall' ich ihm wirklich,‘ dachte Annemarie, ‚und mag ich ihn wirklich nicht?“

Die hochachtungsvolle Verehrung merkte ſie wohl, aber die war ſie gewöhnt.

Und wer bemühte ſich um ihn?

An dieſem Mittag wanderten ihre Augen prüfend die Tafelrunde entlang.

Die Schweſtern Schäftlein? — Sie ſahen vergnügt aus, denn ihr Weizen blühte, in Flammen ſtand keine.

Tante Pinchen? — Noch weniger. Ihr Humor wurde von Tag zu Tag behaglicher. Humor und Behagen gedeihen nicht über dem ſchweienden Feuer einer unglücklichen Liebe.

Auch aßen jetzt noch zwei junge Dinger da, Schweſtern, die Käsmodei eingeführt hatte. Dora, die jüngere, war mit Maſchinenſchreiben und Korrekturleſen in ſeinem Verlag beſchäftigt. Die blaſſe Lore arbeitete an der Poſt. Wo die beiden wohnten, wußte niemand, denn ſie hätten ihr Bodenkämmerchen keinem zeigen mögen. Sie arbeiteten ſich heute müde, um ſich morgen ſatt eſſen zu können. Die hatten keine Zeit für Tändelgedanken.

Erſt am nächſten Sonnabend ſah Annemarie, wer ſich um Morſach bemühte.

Nicht laut, nicht auffällig, aber mit zäher, willensſtraftiger, unverſcheuchbarer Geduld. Und mit ganz der gleichen unauffälligen, zähen Geduld wehrte ſich Morſach gegen Kathinka Birk. Es war ein ſtummer Kampf, Angriff und Abwehr — freilich, er mied ihn nicht, er ſuchte ihn beinah.

Und wenn ſich Morſach wehrte, war es, als würde dürres Roſenholz in eine Flamme geworfen: es loderte und duftete. Wehrte ſich Wendelin, war es ein kalter Waſſerſtrahl, nichts blieb zurück als ſchwelende Aſche.

Kathinka wußte nicht mehr, weshalb München ſie gelockt hatte.

‚Arme, kleine, dumme Eliſabee‘, dachte Annemarie und wünſchte Ferry und Karlmann herbei als Tröſter und Gutwettermacher.

Dabei kam ihr zum Bewußtſein, wie völlig ſie das Leben von dem unteren Stockwerk des Profeſſorenhauſes getrennt hatte, daß die bunten, fröhlichen Bilder ihrer Jung-Mädchen-Stunden tägiich mehr verblaßten.

Wie fremd ihr Rinkharts geworden waren, empfand ſie reuevoll, als ſie ihre Weihnachtsgeſchenke beſorgte. Kaum, daß ihr etwas einfiel, ſie konnte ſich nicht mehr beſinnen, was ihnen Freude zu machen pflegte, und Lida hätte ſie in ihrem Chriſtnacht-heimweh ſo gern etwas recht Liebes, Zärtiiches geſchickt.

Am vierundzwanzigſten kamen dann mancherlei Lebenszeichen vom Profeſſorenberg, wo alle Kinder vereint waren, und Neujahr blieb in der aiten Stadt keine Gaſſe ſtumm. Seibſt die Spittelweiblein hatten nach langem Beraten, Federnverſuchen und Paplerverderben einen „honorigen Giückwunſch" fertig gebracht.

Aber alles dies mutete Annemarie an wie Botſchaft von einem anderen Stern. Die einzige Nachricht, die lebendiger wirkte, kam ihr nach Ferienſchluß von Ferdinand aus Beriin.

‚Ich wollte Dich in den zwöif Nächten beſuchen, aber die Famiiienempörung darüber, daß ein filius Rinkhart einige dieſer zauberkräftigen Tage vom Profeſſorenberg abweſend ſein wolle, war ſo groß, daß ich meine Münchner Spritze auf Faſtnacht verſchoben habe. Dann aber laſſe ich mir von niemand dreinreden, und wenn ich nicht irre, wird noch eln anderer mitkommen.'

Der Gedanke an dieſen Beſuch machte Annemarie unruhig. — Ob Ferry heimiich kommen will? — Das durfte er nicht. — Und wenn er darf, wie wird er ſein? —

Sie nahm den Brief mit zu Wendelin, in der ſicheren Erwartung, daß ſie ſich dort zu Ruhe reden werde.

„Freut Sie das Wiederſehen?" fragte der alte Herr und ſah ſorgenvoll in ihr erregtes, rotwangiges Geſicht.

„Sehr, wenn es noch der alte Ferry iſt."

„Käme er ſonſt?"

Da fühlte ſie ſchon die Ruhe und Zuverſicht, die ſie erhofft hatte. Wendeiin aber dachte: ‚Da iſt nun wieder ein Störenfried. Das Schickſal will unſerer Arbeitsruhe nicht wohl, und ihr wird's die aite Bitterkeit wieder reichlich in den Lebenstrank miſchen.'

Annemarie fand Wendeiin heute zerſtreut, ihre Arbeit förderte nicht. Aber warm und gut war ihr zumute, ais ſie nach Hauſe ging; diesmal allein, denn er mußte noch nach der Poſt.

Unwillkürliich ſang ſie leiſe im Treppaufgehen, ſie wußte nicht was, und das Volksliedchen, das ihr in die Kehie kam, hatte nichts mit der Art ihrer Stimmung zu tun. Sie mußte ſingen, wie der Vogel, wenn ihm das Herz warm wird.

So traf ſie Morſach. Er hatte ſie ins Haus gehen ſehen, außer Atem kam er hinter ihr drein.

„Grüß Gott!" rief er und ſchüttelte ihr die Hand. „Macht Sie Ihre Arbeit da drüben ſo froh?"

Nachdenkiich ſah Annemarie Morſach an. Seine Augen waren voll und fragend auf ſie gerichtet, nicht ſo wie auf gieichgüitige Menſchen, und nicht mit dem lockenden Seitenblick, mit dem er Unfug treiben wollte. Er kam ihr fremd vor, weil er ſich ganz unmittelbar gab.

Endiich ſagte ſie: „Bin ich froher ais ſonſt? Dann muß der Brief von zu Hauſe ſchuid ſein."

„Ein Zuhauſe haben Sie auch noch!" rief Morſach unwirſch.

Annemarie mußte über seine Zornmiene lachen, obwohl sie sich mit dem gedankenlosen Wort eben selber weh getan hatte. Sie war ja nirgends zu Hause.

„Nun lachen Sie, Fräulein Rügemer, ich finde Sie unheimlich vielseitig."

„Weil ich sogar lachen kann?"

„Nein, weil — aber ich wollte ganz was anderes sagen, ich wollte sie fragen, was Sie eigentlich drüben arbeiten? Oder ist das ein Staatsgeheimnis?"

‚Das konnte er mich doch auch oben fragen', dachte Annemarie, ‚weshalb verstellt er mir den Weg auf der Treppe?'

Aber sie gab ihm freundlich Bescheid über Hermann Rinkharts Nachlaß und Hermann Rinkharts Lebensskizze.

„So, das?!" sagte Morsach. „Und da braucht der alte Herr Sie noch immer?"

In dem Augenblick hörten sie Wendelins Schritt im Hausflur, und Morsach schloß mit schnellem Griff die Vorsaaltür auf.

Hatte dies jähe Ende der Unterredung den Eindruck verstärkt, oder war Wendelins Zerstreuung vom Vormittag schuld daran, Annemarie kam nicht von dem Gedanken weg: ‚Er braucht dich ja gar nicht mehr. Wenigstens nicht mehr Tag für Tag, er will dir das nur nicht sagen.'

Am nächsten Morgen ging sie zur gewohnten Stunde hinüber, einen schweren Entschluß im Herzen.

Sie saß in ihrem kleinen Lehnsessel, mit dem Rücken gegen das Licht, den schmalen Tisch vor sich, auf dem ihr Griffel und ihre Blätter lagen. Aber sie sah nicht auf ihre Arbeit, sondern ins Zimmer hinein, als wolle sie sich etwas sehr Liebes zum Abschied einprägen.

Wenn sie den Kopf ein wenig wandte, sah sie Wendelins Schreibtisch, sah all die kleinen Dinge, die er brauchte und auf denen seine Augen ruhten, wenn die Gedanken zu schnell oder zu langsam kamen, als daß die Feder ihnen hätte dienen können. Sie sah die Bilder an den Wänden hängen, die er gern hatte, und die Bücher, mit denen er Zwiesprache hielt. Das war nun wieder ein lieber, heimatlicher Ort, von dem sie scheiden sollte, wieder etwas, was sie verlor.

„Sie sehen aus, als ob Sie etwas auf dem Herzen hätten," sagte Wendelin.

„Das hab' ich auch," antwortete sie schüchtern. „Ich will Ihnen sagen, daß ich nicht mehr herüberkomme."

Er sprang auf und setzte sich gleich wieder nieder.

„Sie wollen von München abreisen?"

„Nein, o nein — soll ich denn fort?"

Das klang so traurig, daß er sich gar nicht mehr zurechtfand.

„Es hat Ihnen jemand gesagt, es sei — wunderlich, daß wir hier zusammen —"

„Nein, o nein."

„Sie haben es satt?"

„Wendelin!"

Seine Stimme war immer härter geworden, jetzt stand er doch auf. „Nun also, weshalb?"

Annemarie sah still geradeaus und fühlte ihr Herz bis zum Halse hinauf klopfen, aber sie sagte tapfer, mit einem Versuch zu scherzen: „Jetzt sind Sie aber gar kein alter Herr, jetzt bin ich die verständige Alte, denn ich merke doch, daß nicht genug für mich zu tun ist, daß Sie im glatten Fluß des Schreibens gestört werden durch die

Überlegung, was etwa ich Ihnen helfen könnte, und daß Sie mich nur noch aus Mitleid kommen laſſen, um meinen leeren Tagen einen Zweck vorzutäuſchen."

Wendelin hatte ſich wieder in der Gewalt. Langſam durchmaß er die beiden Zimmer. — Sie hatte ja recht, es war verſtändig, es war gut beobachtet; ſeine Arbeit war Flickwerk geweſen in den letzten Wochen. Aber daß ſie ſo klug und kühl hatte beobachten können, war doch ſchade. Er ſelber hatte kaum gemerkt, daß ſie ihn hinderte; ſie aber ſchob das leicht beiſeite.

‚Nun denn!"

Er ſetzte ſich ihr wieder gegenüber und ſah ſie mißtrauiſch an.

„Und was werden Sie tun? Iſt Ihnen nicht angſt vor den leeren Zwiſchentagen? Hoffentlich gibt es nichts, was Sie hindert, ſofort da zu ſein, wenn —"

Er hielt inne.

„Wenn Sie mich für Onkel Hermann brauchen — nichts. Ich werde von einem Mal auf das andere warten. — Inzwiſchen," fuhr ſie tapfer fort, „bekomme ich natürlich unſere Korrekturen hinüber? Ich hab' auch eine Menge Bücher zu leſen, damit ich Ihre Arbeit beſſer verſtehen lerne. Fräulein Pinchen kann eben einen Repetitor brauchen. Franz Dederich quält mich um Sitzungen —"

„Ach ſo, Sie haben die nötigen Spittelleutchen drüben entdeckt," fiel Wendelin ſpöttiſch ein. „Nehmen Sie ſich nur vor der Eiferſucht in acht. In dieſer Richtung ſind ſie im Norden und Süden ganz gleich."

Sein Ton verletzte Annemarie. Sie brachte mit Herzklopfen ein Opfer, und er ſpottete zum Dank. Davor verflog ihre Wehmut. Herb und kräftig ſtand ſie vor ihm und ſagte: „Alſo ich gehe — wenn Sie mich brauchen, ſo rufen Sie mich."

Wendelin ließ ſie ungeleitet davongehen, trat ans Fenſter und ſah ihr nach, wie ſie über die Straße ſchritt und drüben im Ameiſenhügel verſchwand.

Wenn ſie wenigſtens in dem Vorderzimmer wohnte!

Wenn wenigſtens die Kathinka neben ihr hauſte!

Wenn dieſer Grünſpecht Ferdinand nicht käme!

Wenn ſie nicht gar ſo leicht gegangen wäre!

Aber ſie hat ja recht. Sie hat mit genialem Inſtinkt den Augenblick getroffen, wo ſie Hermann Rinkhart hier im Wege war. Sie iſt wieder geſund, ſie iſt wieder ganz und gar unzeitgemäß geſund. — Und ſie hat ſich ſelber ins Helle geholfen.

Du aber biſt ein Narr geweſen. Biſt draußen geblieben, als das Leben dir ſeinen blühenden Garten erſchloß — nun hat es die Tür wieder zugeworfen, und kein Rütteln öffnet die Pforte zum zweitenmal.

Wendelin arbeitete mit leidenſchaftlichem Eifer, aber den kleinen Lehnſeſſel ließ er ſtehen, und allemal, wenn er aufſah und ihn leer fand, kam er auf kurze Zeit vom Denken ins Träumen. Das war ihm nie geſchehen, ſolange Annemarie ihm gegenüber ſaß.

Frau Kartlmeyer aber brachte einen Palmkätzchenſtrauß vom Viktualienmarkt heim, ſteckte keck auf eigene Hand das ſchüchterne Frühjahrsverſprechen in die Sehnſuchtsvaſe und ſtellte ſie auf das Tiſchchen, an dem Annemarie geſeſſen hatte.

„Was ſoll das heißen?" fragte Wendelin unwirſch.

Da ſah die Frau das leere Seſſelchen an und antwortete: „Seitdem daß uns Freilein nimmer kimmt, hoab i ſo Zeitlang. I mein, Herr Doktor, dös muß Ehna akkurat ſo zumut ſein, un do hoab i denkt, i muß ſuchen, ob i's mit dena Zweigerln ebbs aufbeſſern kann."

Wendelin ſchüttelte den Kopf, brummte etwas von Phantaſterei, aber die Weiden blieben im Glas.

Fünfzehntes Kapitel.

„Haben Sie auch eine?“ fragte Wendelin, als er zu Tiſch kam, und gab Annemarie einen Brief.

„Eine Anmeldung? Ja. Aber Ihre iſt doch nicht von Ferdinand? — Ach ſo — Nöhring. Nöhring kommt auch mit?“

„Ehrliches Staunen,“ ſagte Wendelin und dachte dabei: ‚Ob dies Erſtaunen unſerem Chirurgen viel Freude machen würde?‘ Laut ſetzte er hinzu: „Warum ſollte mich der alte Kamerad nicht mal aufſuchen. Ich werde die beiden den Faſching koſten laſſen. Wenn Sie nicht etwa die Profeſſorenbergler völlig einheimſen wollen?“

„Ja nicht!“ ſagte Annemarie und ſah Wendelin dankbar an.

Der erwiderte den Blick forſchend. „Es tut Ihnen doch nicht etwa weh, daß jemand von dort kommt? Sie ſind doch fertig damit?“

Annemarie lächelte, ein wenig wehmütig, aber ganz ehrlich. „Ich bin fertig damit — aber eben deshalb — was ſoll ich mit ihnen anfangen?“

Nöhring und Ferdinand Rinkhart regten ſich mit ihrer Faſtnachtsfahrt mehr auf als die Münchner, denen ſie galt. Nöhring hatte neun leidige Monate hinter ſich, während deren der Philiſter in ihm mindeſtens einmal täglich auf das Zartgefühl zankte, das bei Annemaries Abreiſe „den Augenblick verpaßt hatte“.

Aber nun wollte er den Lohn ſeiner Enthaltſamkeit ſpüren, alſo reiſte er mit dem Studenten nach München, wo ſie am Sonnabend in der Nacht ankamen und vom alten Herrn empfangen wurden.

Ferdinand Rinkhart hatte ſich eingebildet, der Zwilling müſſe an der Bahn ſein. — ‚Wenn ich allein käme, wäre ſie natürlich da,‘ dachte er und ärgerte ſich über den Gefährten.

Aber Wendelin war zu prächtig, als daß ein Ärger hätte vorhalten können. Er machte die Honneurs der luſtigen Iſarſtadt. Auf der Flucht vor einem Ausfragen über Hermann Rinkhart und Annemarie Rügemer wurde er immer witziger. Das Florenz der Medizäer, das München Ludwigs des Erſten, Richard Wagner, Ritter Poſſart und Seine Majeſtät Prinz Karneval würfelte er bunt und vielfältig durcheinander, je nachdem das Straßenbild ihm Veranlaſſung gab.

Beim Abſchied verſprach er ſeinen Gäſten den erwachenden Sonntag zu Übermut, Kunſtpurzelbäumen oder Wintereskapaden auf dem Starnbergerſee. „Nur den Abend könnt ihr uns opfern. Wir haben im Schauſpielhaus eine befreundete Premiere. Da müßt ihr mit und müßt euch ekſtatiſch gebärden.“

Die beiden Gäſte erklärten eine Premiere mit perſönlichen Beziehungen für angenehm aufregend und die Münchner Luft für prickelnd wie Champagner.

Auch kam Wendelin morgens beizeiten und ſchleppte ſie durch Kirchen, Muſeen und Bräus, daß ihnen Hören und Sehen verging. Sie waren etwas müde, als ſie eine halbe Stunde vor Mittag im Ameiſenhügel eintrafen.

Da war nun endlich Annemarie. Sie ſtand in der Mitte des kleinen Empfangszimmers und lächelte.

Nöhring gab's einen Schlag aufs Herz: ‚war ſie noch ſchöner geworden? Oder war ſeine Erinnerung ſo untreu geweſen?‘ Ein heißes Entzücken rann ihm von dem getroffenen Herzen durch alle Adern und verwirrte ihn ſo, daß er nur die allernotwendigſten Worte fand.

Seine Befangenheit überlieferte ihn einem Kreuzverhör der Böhning und Onkel Käsmodels, die heute beide — die eine aus Neugier, der andere um ſeiner Seniorens-

würde willen — früher gekommen waren. Annemarie aber saß mit Ferdinand seitab im Fenster.

„Zwilling, lieber Zwilling, hab' ich Dich endlich wieder!" waren seine ersten Worte gewesen.

Niemand hatte ihn ihr entfremdet, er hielt Annemarie sein ganzes Herz hin: ‚Nimm, Du bist mir eins und alles: Schwester, Liebste und Mutter!' sie aber stand daneben und wagte nicht zuzugreifen.

Er gab ihr die Erlebnisse seines Sommers, seine Studien, seine Pläne, er schwärmte von einem Münchener Semester — seine blauen Augen leuchteten und lachten sie an.

Wenn er den Kopf in den Nacken warf, fiel ihm die dicke blonde Welle stirnüber, die er nicht kurz scheren ließ, weil Annemarie das häßlich fand, obwohl ihn die anderen damit neckten. Er trug eine Weste, die sie ihm gestickt, und einen Binder, den sie ihm ausgewählt hatte, er schwärmte von ihren Lieblingsdichtern und Lieblingskünstlern, deren Neuigkeiten er diesen Winter lang besser verfolgt hatte, als sie selbst — er war auch in der Trennung Hand in Hand mit ihr gegangen.

Sie aber hatte ihn inzwischen kaltherzig vergessen. — Ach nein! — Während er in der Fensternische des Ameisenhügels feurig und fröhlich auf sie einsprach, fühlte sie schmerzhaft, daß es Notwehr und Selbstbetrug gewesen war, als sie nicht mehr an den Professorenberg hatte denken wollen.

Nöhrings forschende Blicke sahen, wie das schöne klare Gesicht verschlossen und traurig wurde, und er freute sich, daß „Ferdinands knabenhafte Aufdringlichkeit ihr unlieb war".

Sie aber hörte gar nicht mehr, was ihr Zwilling redete, sie rechnete mit sich selber ab und sprach sich schuldig.

‚Du zürnst ihnen ja noch — du bist ja gar nicht fertig damit, wenigstens nicht auf die rechte Art. — Wird das nun immer so bleiben, wird mich dieser Stachel immer wieder quälen und verwunden? Oder was soll ich tun?'

Und dann hörte sie Hermann Rinkharts Stimme: Nur was wir verziehen haben, können wir überwinden.

‚O die liebe, klare, friedevolle Stimme. Hatte sie ihr solange nichts zu sagen gehabt oder hatte sie solange zu fragen versäumt?

‚Ich habe weder mit ihr, noch mit mir selber ernstlich zu reden versucht,' dachte Annemarie reuevoll, ‚ich habe mich vor dem Nachdenken gefürchtet, und habe auf den Lärm des Alltags um mich her gehört, damit er mir die Stimmen in der Tiefe übertöne. Ferry bringt mir als Gastgeschenk die Erinnerung an unsere alte Gewohnheit und mit der Erinnerung den alten Willen zur Ehrlichkeit zurück.'

Ein tiefer Glanz kam in ihren Blick, und dankbar sagte sie: „Mein guter Zwilling!"

Da stand Nöhring auf. Er wollte auch in die Fensternische, aber gleichzeitig kam Magdalene Schäftlein herein zu wortreicher Begrüßung, das Unbereitlein ließ ihren Hängezopf durch die Eßzimmertür fliegen, und Fräulein Minnas herbe deutliche Stimme sagte drüben: „Es ist angerichtet."

Sie aßen zusammen und unternahmen dann mit der Elite der Ameisen eine Fahrt um den verschneiten Starnberger See. Und obwohl Nöhring dabei nicht Raum zu einer Aussprache fand, sah er doch tröstlich deutlich, daß Annemarie keinem anderen gehörte. — Als er sich nach kurzer Ruhepause am Abend im Schauspielhaus einfand, sagte er wohlwollend zu Wendelin: „Wenn Euer Helikon an den Hügel des Fleißes

nur halbwegs hinanreicht, so will ich jeden zweiflerischen Gedanken, den ich über Dich und München gehabt habe, zehnmal bereuen."

„Du wirst die Helikonleute nach der Vorstellung in der Pfälzischen Weinstube treffen. Nun aber hinein."

Nöhring strich sich das kleine dunkle Bärtchen zurecht, das immer ein bißchen nach Mäusefraß aussah und ihm doch stand, dann trat er durch eine der Seitentüren ins Parkett.

„Wo sitzt Fräulein Annemarie?"

„Zu Hause. Ihr sollt sie morgen um zehn abholen. Sie will euch die Schönheitsgalerie zeigen."

Nöhring spürte einen heftigen Ärger, er fühlte sich überlistet.

Wenn er das gewußt hätte — und er hätte sich's denken können — dann würde er jetzt im Ameisenhügel sitzen, und die friedlichen Abendstunden würden ihm bescheren, was einzig er von seiner Reise verlangte. Statt dessen mußte er diesen gleichgültigen Münchner Übermut anhören.

Es war ja hübsch, es war sogar fein; und das ärgerte Nöhring erst recht, denn nun konnte er nicht einmal mit Anstand schelten.

„Warum klatschest Du nicht, Du Ungeheuer?" fragte Wendelin am Schluß des ersten Aktes. „Wir brauchen Dich zwar nicht, da die übrigen Einsicht zeigen. Aber ich habe Dich zum Klatschen mitgebracht, Nörkelchen, und hoffe, Du wirst mich nicht blamieren."

Als der dicke Fritz nach dem zweiten Akt herausgerufen wurde, half Nöhring wirklich mit, nach dem dritten tat er's sogar gern.

Jedenfalls machte ihm das Klatschen mehr Freude, als Fritzchen das Herauskommen. Der fühlte sich unmenschlich verlegen.

„Kinder, so dastehen und auf eine tobsüchtige Menge runtergucken, ganz allein als einziger gegen alle — scheußlich beklemmendes Gefühl: was wollen die eigentlich? — Man kommt sich blamiert, verulkt, überschätzt vor. Bis man sich endlich sagt: richtig! Die armen Teufel haben so lange stillsitzen müssen — Bewegung aber macht Freude."

„Fritzchen, Fritzchen, lüge nicht," sagte William Weibezahn und setzte dem Sieger in der Tür der Pfälzischen Weinstube eine lorbeerumkränzte Narrenkappe aufs Haupt.

Auch Morsach schüttelte ihm jetzt noch einmal ganz besonders die Hand. „Tobsüchtig, das Wort ist gut. Aber wissen Sie, für mich hat's einen eigenen Reiz die Menschen tobsüchtig zu machen, einerlei ob hundertweise oder einzeln."

„Und wenn sie es sind?" fragte Kathinka Birk, die langsam an ihm vorbeiging.

„Dann lach' ich sie aus," war die trockene Antwort.

Ein Schatten flog über das bewegliche Gesicht, ein ganz ehrlicher Schatten, dem sie nicht hatte wehren können, und Morsach bemerkte ihn nicht einmal: er war vergnügt, er mußte tollen, denn Fritzchens Narrenkappe gefiel ihm. Und das Bewußtsein seiner eigenen Kraft ließ ihn das genießen wie einen belebenden Trank.

Lachend blieb er vor der Böhning stehen, die mit Wustrau flüsterte. „Ihnen ist heute wohl," sagte er lächelnd. „Es tut so gut, wenn ein Freund Erfolg hat."

Sie fühlten sich beide erkannt und geärgert, denn sie litten die Schmerzen der ewig Unterlegenen, deren Seele keine Flügel hat.

Wustrau wehrte sich, seine Stimme klang noch etwas dürrer als sonst, und er richtete den Zeigefinger anklagend gegen Morsachs gelbseidene Weste: „Sie, mein Herr Virtuose, sollten bei Erfolgen anderer ganz klein und ganz still sein. Und ich —

ich kenne unſere ſinnreichen Volksmärchen und weiß, daß es zumeiſt die Eſel ſind, die Gold werfen."

„Jaja — ich bin ein Faulkragen und Sie, Wuſtrau, ſind unbedingt ein Adler, — denn Tauben haben keine Galle."

Inzwiſchen bewegte ſich der fidelverlegene Dichter langſam durch die Glückwünſchenden nach ſeinem bekränzten Platz.

„Schon gut, Kinder, danke ſchön, Kinder! — Ich ſag's ja — ich wäre unbedingt ein Höhenmenſch geworden, wenn das Kraxeln weniger Mühe machte. Aber es koſtet Atem, und deshalb wollen wir nun pauſieren, bis wir wieder Geld brauchen."

„Bravo, Fritzchen! Ich dachte ſchon, Du müßteſt ausziehen. Aber Du kannſt wohnen bleiben; Du biſt echt."

„Den Teufel werd' ich ausziehen," rief Fritzchen lachend und trank ſein erſtes Glas Forſter Riesling aus, „ſchon um der vier Stiegen willen nicht. Ohne die würde ich zu dick. Fett aber erwürgt die Phantaſie. Dick und phantaſielos ſind Synonyma."

Worauf Joſepha fröhlich ſagte: „Ich werde mich dieſen Sommer auf die Lorbeerzucht legen."

Ferdinand Rinkhart hörte ſtaunend zu, wie es durcheinander ſchwirrte. Das ging weit über die Erfahrungen ſeiner beiden Couleurſemeſter. Die Worte, die an ſein Ohr ſchlugen, deuchten ihm Flügelgeſchöpfe — ſie flatterten und erfreuten. Oder Pfeile und Flitzen — ſie ſchwirrten und trafen. Und ſeinen Augen wurde ein gleiches Feſt bereitet: Waren ihm ſchon einmal ſoviel reizvolle Menſchenkinder auf ſo engem Raum begegnet? Soviel friſche phantaſtiſche Jugend, ſoviel prächtige Charakterköpfe, ſoviel mittelalterliche Frauen, bei denen man die Jahre vergaß?

Er konnte die Perſonen noch nicht genau unterſcheiden, aber alles hatte Reiz und Farbe und Melodie und war doch nur Hintergrund für die Hauptperſon des bewegten Bildes: für die Blondine, in deren Anmut ſich ſein Blick verfing, an deren Weſen ſeine Gedanken herumrätſelten.

Tauſenderlei kam ihm dabei in den Sinn, die widerſpruchvollſten Dinge: Das Schweigen im Walde und Rautendelein auf dem Brunnenrand, die Lilith der Walpurgisnacht und Kundri in Klingsors Zauberſchloß, Hennebergs verlockendes Glück und Schwinds barmherzige Wartburgheilige.

Er ſah den Sonnenflecken, der unter windbewegtem Laub über den Raſen huſcht, und den Mondenſtrahl, der die Höhle des Lindwurms erhellt. Er träumte von Elfentanz auf feuchten Wieſen und ſah, wie ſich wirbelnder Wüſtenſand zu einer königlichen Rieſengeſtalt ballte, deren Saum ſchwerfüßige Karawanen und leichtberittene Araberſchwärme zu Boden ſtreifte, während das Haupt mit ſtolzem Lachen der feurigen Sonne der Mittagszone die Lippen zum Kuſſe bot.

Und dann hörte er auf einmal — ſo deutlich, daß er ſuchend den Kopf wandte, ob da nicht irgendwo ein Klavier ſtehe — Chopins Trauermarſch.

Eine wundervolle Schwermut überkam ihn, eine Sehnſucht, die ihm unſtillbar ſchien, und eine Hoffnung, die nicht umzubringen war, — bis der Mittelſatz kam und ihn gleichſam verdoppelte, denn im Geleite dieſer ſchmelzenden Töne meinte er ſeinem eigenen Sarge zu folgen.

Ein lächerlicher Text, den ſie in ſtudentiſchem Übermut dieſer Melodie unterlegten, hatte ihn gequält und verletzt, als ſie Hermann Rinkhart damit zu Grabe geleiteten; heute fiel er ihm nicht ein. Angeſichts der ſeltſamen Schönheit überkam ihn eine ſo ſüße Todesſchwelgerei, daß er ſich verrückt und beſeligt zugleich vorkam.

Endlich bemerkte Kathinka den bewundernden Jüngling und sah sich Wendelins Gast genauer an. Ihre Verstimmung schwand, sie lächelte in Ferdinand Rinkharts Augen hinein, und vor diesem Lächeln zerstoben die Bilder, und die Klänge des Trauermarsches verhallten. Nun war Ferdinand wieder der fröhliche Student, der frische Junge, dem es nicht fehlen konnte. Er drängte sich zu dem „famosen blonden Mädel", ließ sich vorstellen und „schnitt ihr die Kur".

Mangolds Paradiesvogel ließ sich des Studenten naiv feurige Bewunderung behagen. Von Zeit zu Zeit blickte sie zu Morsach hinüber: Siehst Du es auch?

Endlich bemerkte er's, neigte sich über den Tisch und fragte den Studenten: „Sie sind Fräulein Rügemers Bruder?"

— Annemarie. — Ferdinand Rinkhart wachte auf und sah den Frager verwirrt an.

Annemarie! — Er fühlte einen frischen Hauch durch die zigarettendunstige Weinstube wehen. Es war nur ein Augenblick, aber er weckte Sehnsucht.

Morsach wiederholte seine Frage.

„Gewissermaßen," stotterte Ferdinand Rinkhart.

„Und Sie wollen hier weiter studieren?"

„Unbedingt!" — Der Hauch war verflogen. — „Ostern siedle ich vom Norden nach dem Süden über. Man darf nicht einseitig werden."

„Bravo! Aber Sie sind doch ein strebsamer junger Mann, Sie wollen doch arbeiten in München?"

Der Student bestätigte das mit feurigem Eifer. Er fühlte all seine Lebenskräfte verdoppelt, er hätte morgen ins Examen steigen mögen, so weise, kenntnisreich und reifgeworden fühlte er sich im Kreise der Narrenkappen.

Morsach machte ein Mephistogesicht. „Max Grube!" schrie die Böhning, als er Ferdinand über den Tisch weg die Hand schüttelte und im Biedermannston sagte: „Aber da sind Sie hier äußerst am richtigen Platzl. Und müssen auf den Helikon ziehn."

„Morsach!"

„Nicht daß dort alle fleißig wären — drum eben empfehl' ich's ja. Ich zum Beispiel bin des Gegensatzes wegen zu den Ameisen gezogen. Die sind alle betriebsam, und wenn ich soviel Fleiß um mich sehe, werde ich meiner göttlichen Faulheit froh. Auf dem Helikon käm' ich mir zu alltäglich vor, denn faul sind ihrer dort mehr. Aber im Kontrast, junger Herr, liegt die Würze des Lebens, und deshalb rat' ich Ihnen ernstlich zum Helikon."

Ferdinand Rinkhart lachte, wie er als Fuchs über die Bierreden seiner Chargierten gelacht hatte: halb voll Bewunderung, halb voll Freude darüber, daß er das in kurzer Frist mindestens ebensogut können werde.

Und das mit dem Helikon leuchtete ihm ein, weil es seinen Wünschen entgegen kam. Lebhaft sprach er das aus.

Morsachs übermütiges Gesicht wurde plötzlich ernst. Seine wandelbaren Augen sahen nachdenklich von dem Jüngling zu der Schönheit, die ihn so feurig machte. Er war älter als sie und schien ihm doch ein hilfloses Kind neben ihr. In einem ganz anderen Tone fuhr er fort: „Ja — München ist ein bunter Garten, und Jugend will nicht auf dürren Straßen wandern. Aber alte romantische Gärten haben ihre Gespensterwinkel und Spukgestalten, gegen die man am Tor ein Schutz- und Zauberspröchlein ausgehändigt bekommt. Unseres heißt: Liebe beglückt, Schönheit entzückt, Koketterie macht verrückt."

„Es lebe die Schönheit," rief Ferdinand Rinkhart und hob ſein Glas Kathinka Birk entgegen. Er war mit ſeiner Faſtnachtsreiſe zufrieden.

Nöhring aber kam auch am nächſten Morgen in der Schönheitsgalerie nicht auf ſeine Rechnung, es liefen zu viele mit von hüben und drüben. Und ſo blieb es; er verlebte fröhliche Tage, die ihm das Blut ſchneller durch die Adern trieben und die Gedanken beweglicher machten, als er aber heimfuhr, fühlte er eine große Enttäuſchung.

Das einzige Mal, wo es ihm geglückt war, allein und ernſthaft mit Annemarie zu reden, ſprach ſie nur von Lida, beinahe gefliſſentlich von Lida. Und ſie fragte nach ihr mit ſoviel Wärme und Anteil, daß er ganz unwillkürlich ebenſo hatte antworten müſſen.

Darüber wurde Annemarie hell und heiter, und es ſchwand etwas zwiſchen ihnen, was ſie Nöhring gewiſſermaßen verſchleiert hatte.

Als er's erlebte, machte es ihn froh, jetzt in der Erinnerung bedrückte es ihn. Was ging ihn Lida Rinkhart an, wenn er neben Annemarie Rügemer ſtand?

Sechzehntes Kapitel.

Ferdinand Rinkhart lief in Annemaries Zimmer auf und ab, ſchwatzte, berichtete, ſchlug Terzen durch die Luft und war aufgeregt fröhlich.

Morſach ſaß drüben hinter der filzverhangenen Tür am Flügel, hörte das Hallo, ohne etwas zu verſtehen, und griff, ſowie es ſtiller wurde, einen kräftigen Akkord, als wolle er jemand aufſchrecken.

Annemarie ſaß in ihrem kleinen Sofa, die gefalteten Hände lagen auf dem Tiſch, die Augen folgten Ferdinands Zickzacklauf. Bei ſeiner Ankunft hatte er geſagt: Die Mama findet es ſchicklicher, wenn wir nicht im gleichen Hauſe wohnen. Das verletzte ſie wieder, aber nun er die Wohnung hatte und ſein erſter Weg von drüben ihr galt, wurde ihr weich und warm ums Herz.

‚Ich will gut mit ihm ſein,' dachte ſie, ‚ich will nicht rechten und feilſchen, noch mir Gedanken darüber machen, wie ſie es auslegen könnten. Ich will ihn ja nicht an mich ziehen, ſeine Mutter ſoll ihn behalten. Aber ich will ihm geben, was er braucht, damit er nicht an fremden Türen betteln geht. Es iſt mir lieb und leid, daß er auf dem Helikon untergekommen iſt.'

Als Ferdinand ſich vom Profeſſorenberg und von Berlin ausgeſchwatzt hatte, wurde er ſeßhaft, holte das Münchner Vorleſungsverzeichnis aus der Taſche und beriet mit Annemarie, was er belegen mußte und was er außerdem noch genießen könne.

Dabei wurde ihnen beiden heimatlich zumute, denn ſo hatten ſie ſchon einmal zuſammen geſeſſen in einer großen, lichten Stube, vor deren Fenſtern Baumwipfel hin und wieder ſchwankten, nur daß da noch ein dritter bei ihnen geweſen war. An den dachten ſie beide, als Ferdinand ſagte: „Ich will ihm Ehre machen."

Das wollte er wirklich. — Hatte ſich Wendelins härtere Natur von dem Vorbild des Lebenden ſo ſtark beeinflußt gefühlt, daß er fliehen mußte, um ſeine Perſönlichkeit zu retten, der weichen, blonden Jugend Ferdinands war auch noch der

Verſtorbene ſtark genug. Solange er den Blick auf ihn richtete, würde er ſeinen Weg nicht verlieren: Ferdinand fand ſeine Zukunft in Hermann Rinkharts Spuren, wollte ſiegen wie er und leben wie er, auf der Höhe des Profeſſorenbergs — nur die „rechte Hand", die konnte einem ja dann noch näher am Herzen ſtehen.

Einmal, in einer reichen Abendſtunde, vor des Studenten erſter Ausfahrt ins Leben, hatte Rinkhart den beiden erzählt, wie es gekommen ſei, daß er allein geblieben war. Eine ganz alltägliche Geſchichte, aber für die Jugend „ſeine Geſchichte". — Die, nach der ſein Herz verlangte, in der Zeit, wo der Jüngling zum Manne ward, bekam er nicht. An der Liebeverklärten gemeſſen, blieben alle anderen unter dem Maß, und ſpäter, als er Menſchen und Leben wieder mit gerechten Augen zu ſehen vermochte, war er in ſeinem einſchichtigen Arbeitsleben zu feſt gewurzelt, als daß er es ohne den Trieb der Leidenſchaft hätte ändern mögen. Dieſer Trieb kam nicht wieder, „aber," ſchloß Hermann Rinkhart ſeinen Bericht und ſtrich Annemarie über die roſige „rechte" Hand, „ohne Dich und Deine lebendige Jugend wäre ich doch wohl ein halber, ein einſamer Menſch geweſen."

Daran dachte der Student, als er auf dem Ameiſenhügel Arbeitspläne entwarf, die weit ſtraffer aufs Ziel losjagten als bisher, und wußte ganz genau, daß er ſich nicht würde zur Einſamkeit verurteilen laſſen, weil irgend eine — ſchlechten Geſchmack habe. — Was er ja freilich auch gar nicht für möglich hielt.

Dank dieſer Überzeugung lag ihm ein ſonniges Lächeln um Lippen und Augen, als er auf den Vorſaal voller Kleiderſchränke trat und gegen Morſach anprallte.

„Da ſind Sie ja," ſagte der grämlich. Er ſah aus, als ob er gewartet habe. „Ich komme mit auf den Helikon."

Ferdinand hatte Morſach gern, denn ſowie er ihn ſah, ſpürte er allen Rauſch und Glanz des Narrenkappenabends wieder; mit ſichtbarer Herzensfreude ſchüttelte er dem Virtuoſen die Hand.

‚Dem iſt ja mächtig wohl geworden da drinnen,' dachte Morſach und redete treppab von Elſabeth Unbereit, was für ein lieber Kerl das ſei.

Ferdinand hörte halben Ohres zu. „Ja, die Mädel ſind hier alle rieſig nett."

Über die Gaſſe hinüber, auf der die Aprilſonne brannte, redete Morſach von Joſephas Grazie, die dem Betrachter immer neue Überraſchungen bereite, weil ſie ſelbſt dem lächerlichſten Zufall gewachſen ſei.

Ferdinands Blicke kletterten am Nachbarhauſe hinauf, bis ſie die Helikonfenſter erreichten. Durch zwei davon konnte Kathinka Birk auf die Straße ſehen.

„Joſepha? Iſt das die Haustochter oben?" Ferdinand wußte kaum, ob die braun oder blond war.

Morſach ließ die Haustür ärgerlich ins Schloß ſpringen, dann redete er treppauf von „den beiden Schönheiten".

Ferdinand Rinkhart wurde warm: „Nicht wahr? — Ich weiß manchmal wirklich nicht, welche von beiden die Schönere iſt."

‚Du weißt nicht,' dachte Morſach. ‚Ei, bleib du auf deiner Seite!' — Und oben, wo er ſich zum Kaffee lud, ſagte er allen etwas Liebes, Kathinka Birk aber machte er zum Mittelpunkt des fröhlichen Kreiſes.

Das ging dem Studenten ins Blut, freute ihn, reizte ihn und feuerte ihn an. In dieſer Stunde wußte er ganz genau, welche die Schönſte war, und als Joſepha nach dem Kaffee die Tür ihres Dachgartens öffnete und mit liebenswürdigem Eifer ihre Frühlingshoffnungen vorzeigte, trat Ferdinand an Kathinkas Seite, deutete auf

die ſprießenden Ranken und ſagte mit ſchwingender Stimme: „Hier ſollen uns im Sommer Roſen blühen.“

Kathinka lächelte ihn an. Sie ſollen blühen, antworteten ihm ihre Augen. Und dann gingen Blick und Lächeln zu Morſach hinüber, der die alte Dame in den Sonnenſchein führte. Kathinka war ſie unbehaglich, weil ihr dieſes welke, blaſſe Geſicht, das einſt ſehr ſchön geweſen ſein mußte, zu ſagen ſchien: Und das iſt das Ende.

Morſach aber ſtand ſein Führeramt gut, denn all die liebenswürdige Ritterlichkeit, deren ſeine Natur in kurzen Anläufen fähig war, kam dabei zutage, und ſeine Augen ſchauten warm und ehrlich geradeaus; erſt in das alte Geſicht und dann auf das junge Paar.

Ganz genau meinte Kathinka zu wiſſen, warum er ſie heute auszeichnete, und das machte ihr Ferdinand Rinkhart lieb.

‚Ordentlich gut ſieht ſie ihn an,‘ dachte Morſach, ‚und dabei ſteckt doch irgend eine Teufelei dahinter. Sie kann einfach nicht gut ſein.‘

Kannſt du es etwa? Am Faſching wollteſt du dies grüne Gemüſe vor dem ſchönen Fräulein Ichſucht behüten, und jetzt möchteſt du es ihr ausliefern, nur damit der Bub nicht drüben herumſchwärmt. Pah. Man hilft ſich wie man kann. Mag er dergleichen tun.

‚Der Bub‘ verlangte nach keiner Hilfe; er genoß ſich und ſeine Jugend. München lachte ihm, die leichte Helikonluft gab ihm leichte Füße, Annemaries Teilnahme ſtachelte ſeine Arbeitsluſt, und über dem allen leuchteten die Augen, die zu jedem: komm, komm! ſagten.

Mit dem, was er über die Gaſſe trug, tat er Annemarie wohl, denn dies war eine neue Art mit Hermann Rinkhart zu leben — tröſtlich, wo ſie voll banger Wehmut ſah, wie auf Wendelins Tiſch der Arbeit für ſie immer weniger ward. Tröſtlich, wo Wendelin ſelbſt an den Sonnabenden ſeltener und ſeltener zu ſehen war und ſeinen Mittagstiſch häufig verſäumte.

Sie begann ſich um die Profeſſoren der Ludwig-Maximiliana zu kümmern und las die Bücher, die ihr des Zwillings Arbeit erläuterten. Sie wendete Mühe und Fleiß an ihn und merkte erſt nach geraumer Zeit, daß er ſeltener kam, und daß, wenn er kam, ſeine Berichte durch vielerlei Worte verſchleiern mußten, wie wenig Gelerntes es zu berichten gab.

Er ſelber wußte es kaum. Das Bummeln wuchs ſo nach und nach auf dem Wege des einmal iſt keinmal. — Wenn Kathinka Birk ihm des morgens über ſeinen Weg glitt wie ein Sonnenſtrahl, was wunder, daß er dem nachſah — heute, nachging — morgen; wir ſind allzumal Sonnenkinder.

Und war's am Montag nur ein Umweg, der zehn Minuten Kolleg koſtete, ſo war's am Mittwoch ein Gang über die Brücke, der ein kleines Verlaufen mit ſich brachte, und am Sonnabend eine Wanderung in die Pinakothek, wo ihm dann freilich die Zeit in Sprüngen davonlief.

Dort gingen ſie von Zimmer zu Zimmer, von Bild zu Bild. Solange Ferdinands Gewiſſen noch wach war, ſagte er: man muß auch dieſe Dinge ſtudieren, nichts Schlimmeres als ein Menſch, der über die Pappwände ſeines Fachs nicht hinausſchaut.

Schlief das Gewiſſen erſt, dann ſah er überhaupt kein Bild mehr. Sah nur Kathinka, wie ſie durch prunkende Säle wanderte und durch trauliche Zimmer voll Glanz und Lieblichkeit; ging, wo ſie ging, und ſchaute nicht, was ſie ſchaute

Deutete sie zu den lebensfrohen Gestalten Tizians hinauf oder zu Karlo Dolcis schmachtenden Frauen und sagte: „Sind sie nicht schön?“ — so antwortete er, ohne den Blick zu heben: „Lebendiges ist schöner.“

Dann lachte sie lieblich und sah ihn schelmisch an. Wenn ihn aber die Lieblichkeit mutig machen wollte, dann ließ sie all ihren Übermut, all ihre Wandlungsfähigkeit vor ihm spielen und entkam seinem Ernst, wie die Motte durch flirrenden Flug der Gefahr entrinnt.

Und weil sie seinem strahlenden Selbstvertrauen dennoch sicher war, und seine reine Jugend dabei doch so glückselig bescheiden blieb, folgte er nur immer leichter und fröhlicher, wohin sie lockte.

Sie aber konnte gar nicht genug von ihm haben, seine Anbetung, die er prahlend zur Schau trug, wie das Burschenband im ersten Semester, tat ihr wohl. Sie beruhigte ihr leises Sehnen nach Wendelins Bewunderung und ihr heißes Verlangen nach Morsachs Leidenschaft. Beruhigte und nährte die Hoffnung. Morsach hatte recht gesehen, sie war ‚dem blonden Bub‘ wirklich gut. Und es freute sie, wenn er um ihretwillen seinen ‚Zwilling‘ vergaß, an dem sie im Guten und Bösen bisher so wenig Freude gehabt hatte.

Es dauerte lange, ehe Annemarie begriff, was an Ferdinands Zerstreuung schuld war; dann aber hatte sie wieder das unheimliche Gefühl der Schlangennähe und zog sich mit stiller Abwehr von ihm und ihr zurück. Sie machte sich Vorwürfe darüber, sie rief sich ihre guten Vorsätze ins Gedächtnis, aber sie konnte es nicht überwinden.

Morsach hatte seine Freude daran.

„Ihr Zwilling ist ein Windhund,“ sagte er in behaglichster Stimmung und kränkte sich dann darüber, daß Annemaries Augen traurig wurden.

Siebzehntes Kapitel.

Hermann Rinkharts nachgelassene Werke waren gesichtet. Ein Band verstreute Aufsätze geordnet und verbunden, ein Band handschriftliche Beobachtungen und Entwürfe druckfertig gemacht, die Lebensskizze entworfen und zur Hälfte vollendet.

Seit einer Viertelstunde las Wendelin Annemarie vor, was er in der vergangenen Woche geschrieben hatte.

Sie saß auf dem rotseidenen Sesselchen. Glockengeläute war in der Luft, in der Bronzevase schwankte ein blühender Rosenzweig, und Wendelins Stimme gemahnte sie heute mehr denn je an den Verstorbenen. Aber sie freute sich weder an dem einen noch an dem anderen, denn er, dem diese Stimme gehörte, wurde ihr von Mal zu Mal fremder, und es kostete sie gewaltsame Anstrengung, auf das Gelesene zu achten, weil immer wieder die quälende Frage kam: Bist du schuld daran?

Du hattest doch seine Freundschaft, als Erbe war sie dir zugefallen, du brauchtest sie nur zu fassen. Aber du verstehst nicht festzuhalten. Alle guten Gaben des Schicksals rinnen dir durch die Hände wie flüchtiger Sand.

Noch darfst du auf dem roten Sesselchen sitzen, noch schlägt Hermann Rinkhart eine Brücke von Wendelin zu dir. Wie lange, dann ist auch dies beendet und alles vorbei.

Da raffte sie ihre Gedanken zusammen. Noch war sie da, noch vernahm sie die geliebte Doppelstimme, das wollte sie auskosten mit ganzer Kraft. Nun hörte sie, was Wendelin las, nun genoß sie die straffe Führung, die klare Gliederung des Stoffes und fühlte die warme Bewunderung, die aus jedem Wort hervorbrach, auch wo er seine abweichende Meinung vertrat. Die Gedächtnisschrift entzückte sie und verschärfte ihre Trauer über die verlorene Freundschaft.

Als Wendelin fertig war, sah er sie fragend an: „Wird es recht so?"

Sie nickte hastig und versuchte zu sprechen; es wurde aber nur ein kaltes Beifallsgerede. Am Ende war sie ihrer Stimme nicht mehr sicher, stand auf, sprach ein hastiges Abschiedswort und eilte davon.

Ein kalter Hauch ging über Wendelins Schaffensfreude: sie hatte etwas gegen seine Arbeit auf dem Herzen und war nicht ehrlich genug es auszusprechen.

Wenn er ihr das nicht einmal wert war!

Wendelin überließ Annemarie dem Wortschwall der Kartlmeyer. Die deutete sich die feuchten Augen ihres Lieblings menschlich einfach, pätschelte und tätschelte an ihrem Arm herum und sagte: „Gelles, was unser Herr Doktor is, der schreibt sei rührsam. Dös kann scho zu Herzen gehn, der hoat a Gmüt." — Und dann, weil Traurigkeit schweres Blut macht, wollte sie das Fräulein auf andere Gedanken bringen und fuhr fort: „Un mein Strauß, habens Ehna den gsehn? Der is sei scheen worden heut. Gelln?"

Und da fragte Annemarie, was sie in all diesen Wochen nicht über die Lippen gebracht hatte: „Warum kriegt denn die Vase jetzt Blumen?"

Die Hausmeisterin lachte breit und behaglich. „Dös kommt von wegen meiner. Ja, was die Bronzevasen is, damit war er narrisch. Erst sollt sie zu schad sein, um daß i vielleicht a Wasser drauf tröpfeln tät — i! dö Kartlmeyern! was schon amal an Kupferstöcher in Loschis ghabt hat! — oaber hinten naus. Un nu, mit ön mal, kriegt unser Herr Doktor an Einsehn, un wo's Ehna nich mehr da hat, nu leid er's."

Annemarie hörte nichts weiter. Seit ich nicht mehr da bin, leidet er's. — Und sie fühlte eine erschlaffende Traurigkeit.

Um dem nicht nachzuhängen, ging sie drüben in das gemeinsame Wohnzimmer, und da war es denn beinahe wie einst auf dem Professorenberg: was darin atmete, stürmte auf sie ein, rief nach ihr, brauchte sie.

Das frischte sie auf, wie leichter Wind die müde Luft: Sei nicht anspruchsvoll, sei dankbar. Hausbacken Brot macht auch satt.

Und sie gab dem Hausbrot ihre ganze Aufmerksamkeit. Sie begriff sofort die wichtige Neuigkeit: am nächsten Freitag würden es zehn Jahre sein, daß sich Käsmodel von den Schwestern Schäftlein pflegen ließ.

Sie begriff, daß dies eine schöne Jubiläumsgelegenheit gab, obgleich es nicht ganz klar war, ob Gepflegter oder Pflegerinnen mehr Lob verdienten.

Sie begriff, daß dergleichen in Deutschland nicht anders als musikalisch eingeleitet werden konnte.

Und sie war bereit, Morsach um Rat und Hilfe für diesen wichtigen Fall zu bitten. Elsabeth fiel ihr stürmisch um den Hals; und Morsach, der wirklich und wahrhaftig arbeitete, genau seit Ferdinand Rinkhart seine Zeit verbummelte, kam ohne Besinnen und war zu allem erbötig, weil Fräulein Rügemer bat.

Als Wendelin zu Tisch kam, fand er Annemarie heiter inmitten eines heiteren Kreises, und jubelnd begrüßte man ihn.

„Er tut's!"

„Morsach vertont unser Ständchen."

„Morsach singt mit uns Quartett."

„Morsach dichtet ein Tafellied."

„Fräulein Annemarie hat es ihm abgebettelt."

Man sieht ihr die Freude darüber an, dachte Wendelin und grollte mit sich, daß ihm das weh tat. Er rechnete sich diese ganze Woche lang alle guten Eigenschaften und alle Naturgaben Guido Morsachs vor und sagte sich, daß es nicht das schlimmste Schicksal sei, das Hermann Rinkharts Liebling treffen könne, aber er litt. Litt während der fröhlichen Vorbereitungen, litt am Käsmodelfreitag, wo der Ameisenhügel sich helikonastisch gebärdete, litt am Sonnabend, wo Fritzchen und Dederich das Lob des Junggesellenstandes, der schon nach zehnjähriger Treue silberne Hochzeit feiern dürfe, bänkelsängerhaft mit groteskem Humor zum besten gaben, und litt am Sonntag Morgen unter der Frage: Sollst du oder sollst du nicht?

Käsmodel hatte „Hüben und Drüben" zu einem Dankfest ins Grüne geladen. Wendelin sagte sich, daß er da nicht hingehöre, nicht hinpasse, nicht Zeit dazu habe.

Als aber die Stunde kam, wo der Zug ins Isartal abfahren sollte, ging er doch, und ging sehr schnell, um ihn auch ja nicht zu versäumen.

Die grüngoldene Luft stand still unter dem Laubdach und schmiegte sich wie ein warmer duftiger Schleier um die Waldgäste. Die Isar rauschte von fern, ein kurzlebiges Rinnsal schwatzte hinter dem Nußgesträuch.

„Wonnig faules Wetter," sagte der dicke Fritz, „und ein idyllisches Platzl."

Onkel Käsmodel hatte gut vorgesorgt. Nahebei war ein Wildwärterhaus, da kochten sie zunächst einen arabischen Kaffee, und für Münchner Gefühle lag dort ein Fäßchen auf Eis.

Zigaretten gab es und Rosen, Henessy und Erdbeeren, Importierte und Pralinés und natürlich Kuchen von allerlei Arten.

„Wie auf einer Landkirmes," sagte Dederich.

Worauf Käsmodel mit verschämtem Vergnügen erzählte, daß er ein sächsischer Bauernsohn sei, und „Kaffee und Kuchen" ihm noch nach fünfzehn Münchner Jahren über Hofbräu und Sedlmayr gehe.

„Ein sächsischer Bauernsohn!" rief Madame Mangold strahlend und steckte sich Rosen an die Brust. „C'est ça! Drum ist er so lieb." —

Und dann hielt Käsmodel eine Ansprache: Daß er nur ein kribbelndes Ameislein sei, im Walde des Lebens, das seine Arbeit tue und oftmals nicht wisse, was die Gewaltigen über ihm rauschten. Aber eins sei den Ameisen nicht abzusprechen: die gute Witterung. Diese gute Witterung habe ihn zu den Schäftlerinnen geführt, und dann trotz seiner Flügellosigkeit zu den Bienen. Da sei ihm denn manch liebes Mal wohl geworden von dem Honig, den die Geflügelten eintrügen, und drum habe er auch die Bienen gebeten, heute bei dieser intimen Ameisenangelegenheit mitzutun. Liege ihm doch am Herzen, allen zu zeigen, daß er das hausfrauliche Schwesternpaar für die Anzufeiernden halte; sie, die ihn mit Behaglichkeit und gutem Essen umsponnen und gefesselt hätten. Weil aber auch bei diesem Schwesternpaar der Ameisenfleiß nicht ohne Süßigkeit sei und er immer aufs neue bewundern müsse, mit welchem Talent die beiden Guten in jeglichem Pflänzchen ihres Gartens Honig zu finden wüßten, so bitte er jetzt alle, die heute mit ihm ausgeschwärmt seien, auf die beiden Honigsammlerinnen und Honigspenderinnen Schäftlein ihre Tasse zu leeren.

Das geschah mit Fröhlichkeit und Übermut; dabei lief alles durcheinander und fand sich dann wieder paßlich zusammen. Dederich zog sein Skizzenbuch heraus,

dergleichen Genrebilder machten ihm Spaß und brachten ihm Geld, auf daß ihm dann Zeit wurde für Freudenſpender wie das Bildnis Annemaries.

Der dicke Dichter lag behaglich faul an ſeiner Seite und zog an einer Henry Clay. Sie ſchwiegen und ſchauten.

Annemarie kam mit einer Kaffeekanne vom Waldwärterhaus. Morſach holte eilig ſeine Taſſe herbei.

„Ein Griechenjüngling, der vor der Göttin ſteht," ſagte Fritzchen und ſah Dederich faul aufs Blatt.

Brummig nickte der, heute war Morſach ſchön. Sein brünettes Geſicht, ſeine geſchmeidige Geſtalt paßten zu dem Sonnenwald und der ſteigenden Glut. Es war etwas Fremdes in ihm, wie dieſer Tag etwas Fremdes hatte. Dieſer Tag, deſſengleichen es vielleicht zwei gab auf dreihundert nebelſchwere, regengraue Geſellen und ſechzig gemäßigte Gutwettertage.

Morſach war fröhlich, das ſtand ihm gut. Zu gut, dachte Wendelin, der auch ſchwieg und ſchaute; aber nicht wie ein Maler und Poet, ſondern wie ein hilfloſer Durchſchnittsmenſch, den eine ganz alltägliche Eiferſucht erbarmungslos gepackt hat und der weder ſeine Luſt noch ſein Leid künſtleriſch los werden kann.

Er ärgerte ſich ſogar, als der Rattenfänger ſich vor Annemarie auf ein Knie niederließ und in ſchwungvollen Worten für den „Labetrunk" dankte.

Sie ſah Morſach allerdings ſo erſtaunt darob an, daß er dasſelbe Stückchen, um es abzuſchwächen, gleich darauf vor der kleinen Muſikſchülerin wiederholte, die mit dem Zucker umherwanderte.

Die ſtrahlte und hatte auch goldene Augen. Zu Annemarie aber ſagte Morſach: „Ich glaube gar, Sie halten ſich zu den moralgegürteten Philiſterſeelen? Laufen Sie den Jämmerlingen davon! Sie gehören nicht zu denen, die ſich ärgern, wenn etwas geſchieht, was nicht alle Leute alle Tage tun. Und Moral iſt nichts weiter als das Seil, an dem die großen Geiſter feſtgehalten werden, damit ſie auf ihrem Wolkenflug der flügelloſen Menge unten in der Tiefe nicht ganz verloren gehen."

„Bewahre," antwortete Annemarie, „Moral iſt der Zügel, der den Lauf vorwärtsſtürmender Roſſe zu gefahrloſer Fahrt regelt."

Morſach ſah ſie nachdenklich an. Sie ſprach im leichten Plauderton und lächelte dazu, dennoch war dies offenbar kein augenblickgeborenes Bonmot, ſondern eine feſte Anſchauung.

Das war das Ungewöhnliche an ihr, das Reizvolle ihrer Unterhaltung, das ihn immer wieder aufs neue gefangen nahm, wenn er ſich eben geſagt hatte: Sie iſt wirklich ein Philiſter, ſchad' um die Zeit.

Er widerſprach nicht mehr, ſondern ſetzte ſich neben ſie, ſo daß er ſie von den anderen trennte, und dann erzählte er ihr, daß man ihm die zweite Kapellmeiſterſtelle an einer großen Provinzbühne angetragen habe.

Ihr Blick wurde warm, er ſah, daß ſie ſich freute. Ach, leider nur freute, nicht das leiſeſte Bedauern darüber, daß er dann gehen würde, miſchte ſich in dieſe Freude, und ihre Ehrlichkeit, die er noch nie auf einem Winkelzug ertappt hatte, ließ ihm auch keine Hoffnung auf ein bißchen Verſtellung aufkommen.

Ärgerlich rief er aus: „Nein, kokett ſind Sie nicht, dieſe Frauentugend fehlt Ihnen leider ganz und gar."

„Tugend? Weil ſie der männlichen Eitelkeit ſchmeichelt?"

„Nummer zwei!"

„Was?"

„Der zweite Hieb; der ſaß! Nur weiter, nur weiter! Ich bin heute viel zu froh, als daß Sie mich klein kriegen könnten.“

Kathinka ſaß nahebei im Gras, Ferdinand Rinkhart kniete neben ihr und blies auf einer Rohrflöte. Wenn ſie den Kopf wandte, konnte ſie Morſach anſehen. Sie wandte ihn oft, aber ſie wandte ihn auch wieder zurück. Sie ſehnte ſich nach dem einen und war dabei dem andern ſehr gut. Ohne daß ſie es wußte, drehte ſie ſich mit weichen, geſchmeidigen Bewegungen hin und her.

„Katze,“ ſagte der dicke Dichter. „Wer ſo geſchaffen wurde, von dem ſoll man keine Pudeltreue verlangen.“

Dederich zog die Brauen mißbilligend zuſammen: „Wenn Mutter Natur auch ſo dächte, hätte ſie's nie von Katze und Hund bis zum Menſchen gebracht. Man muß einfach alles verlangen, damit irgend etwas erreicht werde.“

„Streber,“ ſagte Fritzchen und ſah dabei den haarbuſchigen Gefährten zärtlich an.

Die blaſſe Lore aber bat: „Blaſen Sie noch ein wenig, Herr Rinkhart, unſer Schäfer blies ſo, damals als ich noch ohne Haſt und ohne Sorge froh ſein konnte.“

Ferdinand blies, Kathinka fragte nach der anderen Seite: „Warum ſind Sie heute ſo froh?“

Annemarie antwortete an Morſachs Statt: „Weil er eine tüchtige Zukunft vor ſich ſieht.“

„Um Gottes willen! Das eine Zukunft? Eine Mauſefalle iſt's! Und kein Erzengel bringt mich von München weg. Mir iſt nach Genuß zumute und auf mich ſelber horchen:

Ich bin ſo guter Dinge,
So heiter und ſo rein,
Wenn ich heut' eine Sünde beginge,
So könnt' es keine ſein.“

„O, o!“ ſagte Monſieur und ſtreichelte ſeinen Knebelbart, „das klingt nach Liebe. Jetzt möchte ich ein Spielchen mit Ihnen machen.“

„Aber, Monſieur,“ ſagte Tante Pinchen lachend, „muß es denn allemal Liebe ſein, wenn jemand fröhlich iſt.“

„Muß? Nein. Aber es iſt.“

„Liebe iſt die Achſe der Welt,“ rief Joſepha und hing ſich an ihres Vaters Arm.

„Die Liebe iſt der Honigtopf des Lebens,“ flüſterte Madame und langte nach einem tröſtlichen Stück Kirſchkuchen.

„Was iſt die Liebe, Fräulein Annemarie?“

Annemarie merkte gar nicht, daß Morſach ſie beim Vornamen nannte, ſie lächelte und ſah über ſich in Grün und Blau, das ſcharf und leuchtend nebeneinander ſtand und doch von dem unſichtbaren Sommerglanz zu einer unnachahmlichen Harmonie vereinigt wurde. Dies vor Augen antwortete ſie: „Die Liebe iſt eine Lügnerin, ſie täuſcht uns Kräfte und Eigenſchaften vor, die wir nicht haben; die Liebe iſt eine Prüferin, ſie zwingt uns, den eigenen Wert und Unwert an dem geliebten Idealbild zu meſſen; die Liebe iſt eine Zauberin, denn ſie erntet Wein und Roſen von ſteinigem Grund und Dornenhecken —“

Morſach lachte in ihr lächelndes Geſicht hinein. „Wo iſt Ihnen die Liebe begegnet?“ Und dann dachte er: ‚Ich kenne ſchon mancherlei Art, aber dieſe möcht' ich auch noch kennen lernen, ſelbſt um den Preis einer mäßig vergoldeten Mauſefalle.‘

„Die Liebe iſt ein köſtlicher Trank, der den Durſt nicht ſtillt,“ ſagte Kathinka Birk.

Und mit einemmal war es, als ob von nichts anderem mehr geredet und an nichts anderes mehr gedacht werden könne, als an die Liebe.

Amoretten flirrten in den Sonnenfunken, die über den Grund des Waldes huſchten, Pfeile von Eros Bogen flogen durch die Luft, ſchillernd und trügeriſch, wie die Libellen, die ihre Waſſerheimat ſuchten, und durch das Grün wandelte eine ſelige Frau, deren goldener Haarmantel ſich weich und wallend im Takt ihrer Schritte bewegte.

Wendelin ſah das alles und dachte: ‚Natürlich bin ich Nüchternſter der einzige, der den Spuk ſieht, die anderen fühlen nur und freuen ſich des Lebens.‘

Er ſaß ein wenig beiſeite, rauchte und beobachtete nachdenklich Tante Pinchens fröhlichen Übermut, den ſie als einen unverbrauchten Reſt aus früheren Tagen in der Tiefe ihrer Seele entdeckt hatte und auf Käsmodels Landpartie nützlich verſchwendete.

Sie war nicht von der Mittagsmüdigkeit berührt, ſie mußte ſich bewegen. Wo es fehlte, brachte ſie Hilfe: Roſen, Süßigkeiten, Streichhölzer.

„Hier, Doktor Wendelin, ich will Sie in Brand ſetzen. Aber, aber! — Solch kein Geſicht ſah ich in meinem Leben, ſagt Goethe irgendwo. Wollen Sie auch heute den alten Herrn ſpielen?“

„Spiel ich ihn denn?“

„Hoffentlich. Und außerdem: Alter ſchützt vor Torheit nicht, ſagt irgendwer, und wenn Sie der geſcheite Mann ſind, für den wir alleſamt Sie halten, dann begehen Sie ſobald als möglich eine recht vollpfündige Torheit — nur von Vernunft wegen, ſonſt geht es Ihnen wie mir eben jetzt, und wenn keiner mehr etwas von Ihnen wiſſen mag, ſtehen Sie da mit einem ganz wundervollen, aber äußerſt zweckloſen Seidumſchlungen-Millionen-Gefühl.“

Und Tante Pinchen breitete fröhlich ihre Arme nach den Sonnenfunken aus, in denen Wendelin die Amoretten tanzen ſah.

Da ſprang er auf, nahm ſie beim Kopf und gab ihr einen herzhaften Kuß.

„Aber, alter Herr,“ ſagte ſie und wurde ſogar ein bißchen rot. „Wir ſtehen doch lediglich in einem Bücherborgverhältnis zueinander.“

„Aber, Tante Pinchen, Sie wollten mir doch einen guten Rat ſchenken; ſchenken iſt mehr als borgen, und dafür habe ich mich bedankt.“

Annemarie ſah mit großen, erſtaunten Augen zu Wendelin hinüber.

Käsmodel aber rieb ſich fröhlich die Hände. „Recht ſo, recht ſo! Hie und da muß man ſeine Phantaſie mal von der Leine laſſen, ſonſt wird ſie kollerig und verdirbt Blut und Nerven. Ich kann euch gar nicht ſagen, wie wohl mir zumute iſt.“

Achtzehntes Kapitel.

Wie ein ſchwerer Purpurmantel lag die Glut über Onkel Käsmodels bunter Geſellſchaft; nur da und dort ſahen ſich noch zwei in die Augen, oder ein Paar rote Lippen redeten krauſes Zeug, weil ſie nicht durften, wonach ſie ſich ſehnten.

Wendelin lag nicht im Gras, Wendelin ſah niemand in die Augen, und ſeine Lippen redeten weder Krauſes noch Grades. Er lehnte an einem ſilbernen Buchen-

ſtamm und ſchaute auf Annemarie hinab, die unter Haſelgeſträuch ſaß, leicht und rank, nicht von Hitze und Trägheit bezwungen wie die anderen.

Dieſer klare, kühle Beobachterblick ſtörte Guido Morſachs Sommermärchen. Entſchloſſen ſprang er auf.

„Der Teufelstrank jagt einem das Blut durch die Adern wie Cyperwein, und ich glaube, in dieſen Zigaretten iſt Haſchiſch. Wollen wir wandern?“

Annemarie war die erſte, die ſeiner Aufforderung folgte: Jetzt wollte ſie ihm ins Gewiſſen reden: der Kapellmeiſterpoſten würde ihm gut tun. — Mit leichter Hand teilte ſie das Nußgeſträuch und ſchritt hindurch. Dahinter kamen ſie auf einen ſchmalen Pfad.

Dort war es ſtill, als ſei die bunte Geſellſchaft plötzlich verſchollen, nur das Gerieſel des Quellchens war noch lebendig, das wurde Morſach zu einer ſchluchzenden Melodie.

Kathinkas Augen funkelten Zorn. Gehen, einfach gehen ohne ein Wort, ohne eine Bitte, als ſei ſie ein Stein am Wege, und die andere die einzige auf der weiten Welt! — Die Sommerglut in ihren Adern wurde zum Fieber.

„Wir wollen auch wandern,“ ſagte ſie und ſtreckte Ferdinand die Hände entgegen, daß er ihr aufhelfen ſollte.

Der griff feſt zu, obgleich ihm ein Zittern durch die Glieder lief.

Als Kathinka ſtand, lächelte ſie wieder. Lächelnd gab ſie dem Studenten den Arm und führte ihn. Nicht geradewegs auf den Waldpfad, wo ſie Annemarie wußte; nachlaufen wollte ſie nicht. Aber auch dort hinaus: — ſehen — ſpüren — Sicherheit haben.

Ferdinand ſchwatzte verliebten Unſinn.

‚Der gute Junge,‘ dachte Kathinka und genoß ſeine Schmeichelworte. Aber im Hintergrund ihrer Gedanken ſtand doch der andere und ein heißer toller Wunſch: er möge ſie ſehen, ſo Arm in Arm, ſo dicht beieinander, daß Wange an Wange ſtreifte und die zuſammengeſchmiegten Hände ihre klopfenden Adern fühlten.

Jetzt ſah Ferdinand Rinkhart das Amorettenſpiel in den Lüften und die blonde Frau, deren Haar im Takt ihrer Schritte wogte.

Wendelin ſah es nicht mehr. Er ging allein und ging langſam davon. Sowie man ihn aber vom Lagerplatz aus nicht mehr ſehen konnte, fiel er in einen raſchen Schritt und folgte den beiden Paaren nach.

Einmal blieb er ſtehen, um Atem zu ſchöpfen.

War die Luft ſo kochend, oder lag dieſe Schwüle nur auf ſeinen Schultern? Er ſah ſich um. Vor ihm ſchimmerte der Himmel hartblau durch die Zweige, hinter ihm drohte eine Wolkenwand herauf.

Wir kriegen ein Wetter — nun, allenfalls hat des Waldwärters Bude Raum für alle. Die Stimmung iſt ja jetzt ſchon: ‚je näher je beſſer‘!

Wendelin ging grimmig weiter und blieb dann plötzlich ſtehen.

Durch eine Lücke des Unterholzes ſah er die Quelle. Das kleine quicke Ding drängte eifrig geſchäftig aus Moos und Geſtein empor, trundelte erſt ein wenig unſicher nach rechts und links und vereinigte ſeine Wellchen dann zu einem ſchnellen ſchmalen Rinnſal, das hinter den Büſchen verſchwand. An dieſer Quelle ſtand Annemarie und ſprach auf Morſach ein.

Wendelin ſah das ſchöne Frauengeſicht mit dem ernſten, dringlichen Ausdruck und daneben des Mannes Profil, in dem Ungeduld und Unbehagen mit heißem Verlangen kämpften.

Als Annemarie ſchwieg, antwortete Morſach, aber noch verſtand ihn Wendelin nicht. Das Blut brauſte ihm in den Ohren, und die Glut legte ſich ihm wie eine Kappe erſtickend über den Kopf. — Dies war die Werbung. — Aber wenn er ſehen mußte, wie ſie ihm verloren ging, ſo wollte er auch hören, welche Art Werbung Hermann Rinkharts beſte Arbeit erhörte. Mit leidenſchaftlichem Willen zwong er das lärmende Blut zu Ruhe.

Einerlei Meinung waren die beiden da drüben nicht.

Morſach ſchilderte mit bitterem Spott, wie der Kleinkram des Berufs den Künſtler im Menſchen umbringe. Annemarie pries die Kraftſpenderin Pflicht. Einzelheiten folgten, an denen der Lauſcher begriff, um was es ſich handelte. Alſo doch eine Zukunftsfrage.

Auf einmal ſagte Annemarie lauter als vorher: „Was red' ich denn, Sie wollen nicht hören."

Sie ſah entzückend aus in ihrer ehrlichen Teilnahme. Wendelin tat es weh, und Morſach verlor darüber den letzten Reſt von Beſinnung.

„Ich nicht hören, wenn Sie reden! Ich nicht wollen, was Sie verlangen! — Ich gehe in das verwünſchteſte Banauſenneſt, wenn Sie mit mir gehen."

Ein Zug von Unwillen trübte Annemaries Schönheit, und es klang ſehr kühl, als ſie antwortete: „Wir wollen bei der Sache bleiben."

„Bei der Sache!" rief Morſach heftig. „Warum nicht von Butter und Käſe reden, von Altersrente und Krankenverſicherung, wenn ich verſchmachte! Nach Ihnen verſchmachte, nach Ihrem Lächeln, nach Ihren Lippen! Annemarie, liebe Annemarie!" Dabei faßte er ihre beiden Hände und redete ſo aus nächſter Nähe hoſtig auf ſie ein: „Kommen Sie mit mir, laſſen Sie mich nicht wieder los. Zum Henker mit der Vernunft. Ich habe keine mehr; ich will mich als kleiner Bettelbirigent an eine Pfennigoper verdingen und mich für einen König halten, wenn Sie daneben ſitzen und meine Socken ſtopfen. Annemarie, liebe Annemarie, Sie ſind ſo einſam auf dieſer Narrenwelt wie ich. Von Holz ſind die Beſten, fühllos und phantaſielos. Aus mir können Sie alles machen: Gott, Teufel oder Narren — ſogar einen guten Ehemann, Annemarie, liebe Annemarie."

Und plötzlich hatte er ſie an ſich gedrückt und küßte mit leidenſchaftlicher Zärtlichkeit ihre Schläfen, ihre Wangen, ihre Lippen.

Wendelin riß die Zweige voneinander und ließ ſie gleich wieder zuſammenſchnellen. Brauchte ſie denn Hilfe? Wollte ſie welche? Eine Werbung mit Wort und Tat. Und ſie würde Ja dazu ſagen.

Aber da hatte ſie ſich ſchon befreit. Blaß ſah ſie aus, ihrer Stimme war ſie mächtig: „Laſſen Sie mich vorbei." — Nichts weiter.

Morſach begann noch einmal, aber die Worte kamen ihm jetzt unbeholfen über die Lippen in ſeiner großen Erregung, angeſichts ihres herbgeſchloſſenen Mundes.

„Laſſen Sie mich vorbei," wiederholte Annemarie und drückte die Ellenbogen an ſich.

Da trat er zur Seite.

Sie ging langſam zurück, an Morſach vorbei ohne einen Blick, an Wendelins Haſelſtrauch vorüber, ohne ihn zu bemerken, aber ein Stück Wegs weiter lief ſie plötzlich, als ſei ein Unhold hinter ihr drein.

Wendelin ſah ſich um. Verfolgte ſie Morſach? Nein, der lag mit dem Geſicht auf dem Boden, und ſeine Rechte krallte ſich in das zitternde Waldgras.

Alſo war ſie vor ihren eigenen Gedanken auf der Flucht.

Da ließ Wendelin Morſach und ging hinter ihr drein, unſicher, ob er ſie erreichen ſolle, oder ſich ſelbſt überlaſſen. Unſicher, ob er froh ſein dürfe, oder was er nun fürchten müſſe.

Annemarie folgte in unbewußter Eile dem rieſelnden Rinnſal, als gäbe es keinen anderen Weg auf der Welt, aber dann ſtand ſie plötzlich ſtill, und ihr Atem ſtockte. Weidengebüſch war vor ihr, umgab einen grünen Winkel und eine kleine Senkung, in der das Waſſer ſich fing und die Libellen ihre Heimat hatten. Dort lag Kathinka Birk lächelnd im Gras, und Ferdinand Rinkhart kniete neben ihr. Dort küßten ſich die beiden mit jener wilden Zärtlichkeit, vor der Annemarie geflohen war.

‚Die auch,‘ dachte ſie verwirrt, und hinterdrein: ‚Sie narrt ihn ja!‘ Da war auch der Schlangenſchauder wieder, ſie fror plötzlich in aller Glut und das Schirmchen entglitt ihrer Hand.

Aber das brachte ſie zur Beſinnung; ſie fing es auf, ehe es den Boden berührte, ſah noch einmal ſcheu nach dem Libellenneſt und wandte ſich rückwärts zur Flucht. Ekel und Grauen überall.

Was ſollte ſie tun?

Da fuhr der erſte Windſtoß über die Bäume, als wolle er ſie auf ſeine Flügel nehmen und davontragen.

Fort! das war's: fort nach dem Bahnhof.

Fahrſchein, Handſchuh und Schirm hatte ſie bei ſich, das Jäckchen mochte verloren gehen.

Schnellen Schrittes ging ſie zurück, in weitem Bogen vom Waldwärterhaus ab: nur niemand begegnen, nur keinem Rede ſtehn. Aber da ſtand plötzlich Wendelin in ihrem Weg.

Feindlich ſah ſie ihn an.

Er hatte die Urſache ihres zweiten Schreckens nicht geſehen, nur ſie ſelbſt, und ſorgte ſich um das unbegreifliche Hin und Her.

„Wohin?“ fragte er ſchroff.

„Nach Hauſe,“ antwortete ſie, und ihre Stimme klang heiſer vor Erregung.

Im erſten Augenblick wollte er ſich wehren, aber ſie hatte ja recht, war es nicht beſſer als alles andere? Nur daß ſie ihn ſo feindlich anſah —. „Sie gehen falſch,“ ſagte er traurig, „dort hinaus liegt der Bahnhof.“

Sie wandte ſich ſofort und eilte in der bezeichneten Richtung vorwärts.

„Grade aus!“ rief er ihr nach, „bei den drei Eichen zur Rechten.“

Sie nickte, zum Zeichen, daß ſie ihn verſtanden hatte.

Langſam ging er zum Sammelplatz. Da ſchliefen ſie alle.

Er ſagte Käsmodel und Minna Schäftlein Beſcheid: „Fräulein Rügemer iſt nach dem Bahnhof. Unbezwingliche Gewitterangſt.“

„Gewitter?“ Einige erwachten, einige wollten auch heim.

Aber das Fäßchen, das drüben auf Eis lag? Und das Wärterhaus war wirklich groß genug für ein ganzes Bienenvolk.

Wendelin ſah Annemaries Jäckchen am Nußzweig hängen.

„Das will ich ihr doch nachtragen,“ ſagte er, „ſie könnte es brauchen.“ Und fort eilte er mit großen Schritten den drei Eichen zu.

Von dort aus ſah er eben noch, wie Annemarie drüben über der Lichtung wieder im Waldesſchatten verſchwand.

Auf richtigem Weg.

Nun ging er langſam. Treffen wollte er ſie doch lieber nicht.

Digitized by Google

Als er den kleinen Bahnhof erreichte, hatten die Wolken die Sonne verschlungen, ab und zu kam ein Windstoß gleich dem ersten, der Annemarie geweckt hatte, die Laternen klapperten, sommeroffene Türen schlugen ins Schloß, am Horizont flammte es auf, ein dumpfes Rollen drohte herüber, lang aus holte der Donner.

In sinnloser Flucht war Annemarie nach dem Bahnhof gelaufen, in verzweifelter Ohnmacht erwartete sie den Zug. Der Raum zwischen ihrem Grauen und dem heißen Wald konnte nicht weit genug sein. Unruhig ging sie auf und ab, unruhig liefen ihre Gedanken die letzte Stunde entlang.

Wie war das gekommen? Wie konnte Morsach das wagen? Trug sie die Schuld?

Nein, nein! Diesmal nicht. Sie durfte nicht schuld sein, wenn sie die Erinnerung ertragen sollte.

Häßlich war es gewesen. Und sie hatte ihm kein Recht dazu gegeben. — Was war das für eine Welt, wo man keinem ein gutes Wort geben, keinem freundnachbarliche Teilnahme zeigen durfte?

Und das Bild der anderen stand auch häßlich vor ihren Augen, obgleich sie sich gern küßten. Trunk und Rausch war es gewesen. — Wonne und Lust müßten anders sein.

Der Sonntagszug kam, noch wenig besetzt zu so früher Nachmittagstunde. Annemarie fand ein leeres Abteil und schloß aufatmend die Tür. Nun ging es doch vorwärts, und es war keine Menschenstimme um sie.

Daß sie in das Wetter hineinrollte, daß die Blitze wie feurige Balken rechts und links in die Erde fuhren, daß der Donner sich rollend und knatternd mit der Musik der Räder mischte, erhöhte ihr nur das Gefühl des Geborgenseins.

Sie empfand keine Gemeinschaft mehr mit denen, die sich dort im Walde umtrieben wie heidnische Fabelwesen; und doch wieder nicht wie die, denn die hatten ihrer Natur gemäß gelebt, wenn sie Bocksprünge machten, jene aber in dem zahmen Wald des neunzehnten Jahrhunderts sprachen sich selber und ihren nach Gottes Ebenbilde gewölbten Stirnen Hohn. Sie hielten sich für Herren der Natur, wie Kinder, wenn sich die Raupe gehorsam in ihrem Futterkästchen verpuppt. Sie hielten sich für erhaben über die Natur, weil sie gelernt hatten, ohne Durst zu trinken. Sie hatten sich ein lügenhaft Mäntelchen angezogen, aus dem es plötzlich mit Faungebärden hervorbrach.

Annemarie sah in den Regen hinaus, der jetzt wie ein strömendes Tuch die Welt verhüllte. So war es gut, so hätte sie weiter fahren mögen. Keinen mehr sehen, von keinem mehr hören — nicht heute, nicht morgen, nie wieder.

Aber das konnte sie doch?

Wenn sie nachher ihre Koffer packte und nach der Bahn fuhr, heute noch, ehe die Honigtrunkenen nach Hause kamen, dann brauchte sie keinen wieder zu sehen.

Was sollte sie hindern? — Sie war frei, nichts hielt sie in München zurück.

In dem Augenblick, wo sie das dachte, sah sie das rotseidene Sesselchen in Wendelins Arbeitszimmer, und ihre Augen füllten sich mit Tränen.

Zornig wehrte sie sich — gegen ihre Tränen, gegen die Sehnsucht nach dem roten Sesselchen, gegen das Denken an Hartmut Wendelin.

War er nicht draußen im Walde gleich den anderen? Waren die Fabelwesen nicht seine Freunde? Hatte er nicht Tante Pinchen geküßt? Er fand diese Menschen gut und recht und seines Umgangs würdig; und redete ihr zu ihnen zu.

Oder war wohl gar ihresgleichen, nur daß ihm der Mantel der Sitte ein wenig fester saß und die häßliche Natur sich scheuer darunter versteckte — die häßliche Natur — Annemarie schluchzte auf: sie hatte es selbst gesagt.

Annemarie versuchte sich den Professorenberg vorzustellen und die kühlen Wellen der Nordsee, sie wollte an den Kreislauf der Gestirne denken und an die geheimnisvolle Schönheit der Kristalle, aber sie sah nur den heißen Wald und das stehende Wasser des Libellentümpels.

‚Vater,‘ sagte sie leidenschaftlich, ‚lieber Vater, sie war Deine Freundin und Gefährtin, Deine Lehrerin und Prophetin. Du hast sie geliebt und gelobt und einen Spiegel Gottes genannt, wie kann sie denn so viel Häßliches umschließen? — Wenn ich mit Dir zu ihr ging, fand ich eine weise Hausfrau, eine gütige Mutter, eine gerechte Richterin. Jetzt, wo ich allein bin, graut mir vor ihr. — Und dein Liebling, der Dir gleichen sollte, ist draußen, ist mit den anderen, ist wie die anderen —‘

Sie sprang auf. War sie noch immer nicht am Ziel? Hatten die Regenströme noch nicht alle Erinnerungen weggewaschen?

Drüben hinter der Holzwand saß Wendelin. Sowie Annemarie ihn nicht mehr hatte sehen können, war er in den nächsten Wagen gesprungen und hatte sich noch nicht gerührt, seit er eingestiegen war.

Mit allen Sinnen spürte er hinüber zu ihr und hörte doch nichts als das Rollen in den Wolken und das Klatschen des anschlagenden Regens.

Von Zeit zu Zeit strich er über ihr Jäckchen, das auf seinen Knieen lag, und als der Zug in München einfuhr, sprang er auf und riß das Fenster nieder. ‚Sie muß es anziehen, sie wird ja bis auf die Haut naß in diesem Wetter.‘

Als er aber ihr tränenfeuchtes Gesicht sah, ließ er sie gehen, wie sie war.

‚Sie erträgt mich ja nicht,‘ dachte er, knöpfte zornig das Jäckchen unter seinen Rock, zog die Hutkrempe ins Gesicht und lief hinter ihr drein. — ‚Als Kindermuhme! Schäme Dich, Wendelin, Du bist in einem durchaus unwürdigen Zustand.‘

Allgemach beruhigte er sich, als er sah, daß sie auf dem nächsten Weg nach dem Ameisenhügel eilte und sich mit ihrem Sonnenschirmchen tapfer gegen Sturm und Regen wehrte.

Er behielt sie im Auge, bis sie im Hause verschwand, und fand sich dann plötzlich am Fuß ihrer Treppe. Er hörte sie oben den Drücker umdrehen und die Tür wieder schließen. Langsam nahm er Stufe für Stufe und stand auf halber Höhe am Fenster, in dumpfer Gedankenlosigkeit still. Draußen bog der Sturm die Bäume und ließ sie zurückschnellen, drüben flog ein Ziegel vom Dach, ein auf- und abschwellendes Getöse füllte die Luft. Da war es Wendelin, als höre er oben den Ton einer schlagenden Tür. Er horchte — Wipfelbrausen, langhinrollender Donner, klatschender Regen — nichts weiter. — Aber er wollte doch lieber einmal nach dem Rechten sehen. Langsam, Stufe für Stufe, stieg er zum zweiten Absatz.

Sollte er's tun? Sollte er davon bleiben? — Wenn er sie sprach, war's die Entscheidung — konnte es eine bösere Stunde dafür geben?

Noch nie im Leben war er so unentschlossen gewesen, und das Gefühl einer unerträglichen Glut fiel wieder über ihn her.

Da sprang er die letzten Stufen hinauf und drehte ungestüm an dem Klingelknauf. Nichts rührte sich drinnen. Kein Schritt, keine Tür — kein leisester Ton.

Ein paar Augenblicke, die ihm lang wurden wie Minuten, verwartete er. Dann strich er sich mit dem Tuch übers Haar.

‚Wenn sie halb so naß ist wie Du, so zieht sie sich jetzt um, und daß die Magd den freien Sonntag zum Weglaufen benutzt hat, ist auch sicher wie ein Naturgesetz.‘

Langsam stieg er die Stufen wieder hinunter und trug das Jäckchen nach Hause.

Neunzehntes Kapitel.

Annemarie tat der Kampf mit dem Wetter gut, ſie mußte ihre Kräfte brauchen und fühlte dabei, daß ſie noch welche hatte.

Im Ameiſenhügel ging ſie gleich in ihr Zimmer, tat den Hut ab, zog trockene Kleider an; alles haſtig, als erwarte ſie jemand. Dann ſuchte ſie nach der Magd, weil ihr vor der Einſamkeit graute. — ‚Ich kann mir ja Tee beſtellen,‘ dachte ſie, fand aber niemand. Die Gewitterfurcht hatte das Mädchen zu einer Nachbarin getrieben.

Annemarie ging ins Wohnzimmer. Sie wollte auf die Straße ſehen, ſehen, daß die Leute ſich dort gebärdeten wie andere Tage auch.

Als ſie die Tür öffnete, riß ihr ein Luftſtrom die Klinke aus der Hand und warf den Flügel wieder ins Schloß.

Von dem offenen Fenſter, aus dem er in den Wetterlärm hinausgeſchaut hatte, wandte ſich ihr ein Mann zu und ſagte: „Endlich!“

Faſſungslos ſah ſie ihn an. „Du, Joachim? Wie kommſt Du hierher? Was iſt geſchehen?“

Er ſchloß das Fenſter und kam auf ſie zu.

„So heißeſt Du mich willkommen? Haſt Du mich nicht erwartet?“

„Nein.“

„Ich hatte Ferry geſchrieben, daß er mir für heute hier Wohnung beſtellen ſolle.“

Sie ſchüttelte den Kopf. „Es iſt hüben und drüben alles beſetzt, und Ferry — wird es vergeſſen haben. Aber wie biſt Du hereingekommen? Du biſt ganz allein in der Wohnung.“

„Ich gab meine Karte ab und ſagte, man erwarte mich. So wird wohl der Name hier den rechten Klang gehabt haben.“

Auch das Gleichgültigſte, was Joachim ſagte, klang bitter. Annemarie war's wirr und wunderlich zumute. Alles, was ſie heute erlebte, ſchien ihr unwirklich: der heiße Sommerwald, ihre Fahrt durch das toſende Wetter, daß Joachim hier war, der letzte Menſch, den ihre Gedanken geſucht hätten — und dazwiſchen die unruhige Erwartung deſſen, warum er da war. — ‚Ich träume ja nur!‘

Gleich darauf ſchüttelte ſie das ab: ‚Träumſt Du, ſo träume recht. Joachim ſieht krank aus.‘

„Setz Dich doch,“ ſagte ſie freundlich. „Haſt Du zu Mittag gegeſſen? Haſt Du Dein Gepäck bei Dir?“

Er lachte und fuhr ſich ungeduldig durchs Haar.

„O Weib! — Biſt auch ſo wie die Mutter, die allemal zuerſt an Küche und Seiflappen denkt.“

„Es iſt jedenfalls beſſer, als an gar nichts denken,“ antwortete Annemarie tapfer.

„Ja,“ ſagte Joachim traurig, „und wie meinſt Du, daß einem zumute iſt, der nicht mehr denken kann? Oder der nur noch einen Gedanken hat, den manchmal ein zweiter ablöſt; aber der zweite iſt noch ſchmerzhafter als der erſte, und ſo kommen und gehen die beiden, einer um den anderen, und werden immer grauſamer und immer qualvoller. Aber das verſtehſt Du ja nicht.“

Annemarie ſah gerade aus an ihm vorbei in die Regenflut; ihre Lippen zuckten vor Weh, und mit dieſen zuckenden Lippen ſagte ſie: „O ja, ich verſtehe es wohl.

Seit ich mit offenen Augen ins Leben hinein geſehen habe, ſind auch mir ſolche Gedanken gekommen, die quälen und ſich nicht verſcheuchen laſſen: Reuegedanken, Sehnſuchtsgedanken —"

„Annemarie!" rief Joachim und griff mit beiden Händen nach ihrer Rechten. „Liebe Annemarie! — Du auch? — O Barmherzigkeit! Ich hab' nicht reden wollen, um Dich nicht zu verſtören, aber Du biſt es ja ſchon. O Du! Du Liebes, Geliebtes! Du Gottgeſchenk, Du Troſteinſamkeit! — Du auch — wir haben uns beide verlaufen, wir hätten beide auf unſerem Berg bleiben ſollen."

Er legte ſanft ſeinen Arm um ſie, drückte ihren Kopf an ſeine Bruſt, und ſeine Lippen auf ihr Haar.

Einen Augenblick hielt ſie faſſungslos ſtill, dann machte ſie ſich von ſeinem Arme frei, und er ſah an ihrem verwunderten Blick, daß ſie ihn nicht verſtand, und daß er ſie mißverſtanden hatte.

Da packte ihn der Zorn — über ſie, über ſich ſelber. — An was hatte ſie denn gedacht, wenn nicht daran? Nach was ſehnte ſie ſich denn, wenn nicht nach ihm? Nur nicht zugeben wollte ſie es in feiger Scham.

„Wo iſt Deine Ehrlichkeit, Annemarie," ſagte er heftig. „Du ſprichſt von offenen Augen und willſt nicht einmal wiſſen, daß Du mich liebſt? — Schweig! Lüge nicht! Rede nicht dagegen: Du liebſt mich! Dieſe Gewißheit lag in mir wie eine tröſtliche Hoffnung, ſie hat mein leidiges Leben erträglich gemacht — bis es doch unerträglich wurde."

Annemarie ſah Joachim entſetzt an. „Ich liebte Dich?" ſtammelte ſie.

„Du liebſt mich, wie ich Dich liebe. Das hat all die Frühlingsjahre in uns verborgen gelegen; ich — ich weiß es ſeit vorigem Sommer. Zu ſpät, und doch noch früh genug für einen letzten, wärmenden Sonnenſtrahl. Ich habe mich gequält und habe damit fertig werden wollen; aber das iſt ja Torheit, es iſt nur immer gewaltiger empor gewachſen, je mehr ich's zu Boden drückte, und der Durſt iſt unerträglich geworden in meiner Dürre. Dennoch würde ich in meinem Käfig geblieben ſein, wenn nicht die andere Erkenntnis gekommen wäre. — Eine Henkersmahlzeit wird dem ärgſten Verbrecher zugeſtanden. Seit ich — aber das kümmert uns ja nicht — heute noch nicht — uns kümmert nur, daß wir uns lieben."

„Ich liebte Dich?" — Annemarie rührte ſich nicht; als habe ihr ein Zauber die Glieder gebunden, ſtand ſie da. Mit flackerndem Licht fuhren draußen die Blitze nieder, wild rannten die Donner hinter ihnen drein, Annemaries Nerven zitterten. „Ich liebte Dich?"

Joachim ſchwieg und wartete; ſie ſtarrte ihn an, ſah ſeine fiebernden Augen, ſah das blaſſe Geſicht mit den tiefen Schatten, ſah den ſchmerzlich bebenden Mund.

‚So litt er um dich,' dachte ſie. Aber es war nicht mehr Joachim Rinkhart, den ſie ſah, Wendelin war's, der vor ihr ſtand. Wendelin ſtreckte ſeine Arme nach ihr aus, Wendelin ſprach: ‚Ich liebe dich, und du liebſt mich.'

Und dann war auf einmal ein Jubel in ihr und eine Erlöſung, als wären Ketten von ihrer Seele gefallen. ‚Ich liebe dich, und du liebſt mich!' Mit dem Geliebten ſah ſie ſich, wie ſie die beiden am Libellentümpel geſehen hatte; Wendelins Lippen fühlte ſie auf Stirn und Wange, wie ſie Morſach gefühlt, und nichts war mehr häßlich, nichts war Trunk und Rauſch, alles Schönheit und Gottesgabe. ‚Ich liebe dich, und du liebſt mich.' Das war die Glorie, die das Irdiſche zu Himmliſchem verklärte.

Annemarie hob Wendelin die Arme entgegen, Joachim faßte ihre Hände mit leidenſchaftlicher Zärtlichkeit und zog ſie an ſich.

Da hörte ſie ein kurzes ſcharfes Klingeln, ſchreckte zuſammen und erwachte.

Vor ihr ſtand nicht der Geliebte ihres Herzens, ihr kranker Bruder ſtand dort, dem ſie mit ihrer Geſundheit helfen mußte. Das Brauſen ihres Blutes verſtummte, ſie hörte die Straßenbahn unten vorüber fahren und den Hund im Nachbarhof heulen; ſie ſah der Schäftlerin vergeſſenen Handſchuh und Käsmodels Zigarrenreſte im bunten Aſchenbecher. Und als der nächſte Blitzſtrahl Joachims Geſicht grell beleuchtete, ſah ſie zwei begehrliche Männeraugen, deren Liebe um keinen Schatten anders ausſah als die, vor der ſie geflohen war. — Und war doch auch in ihrer reinen Bergluft aufgewachſen.

Ihre Unſicherheit hatte ein Ende, ſie machte ihre Hände frei; er wollte auffahren, aber ihre Ruhe gab ihr Gewalt über den erregten Mann.

„Nein, Joachim," ſagte ſie langſam, „ich liebe Dich nicht, und Du liebſt mich auch nicht. Du haſt Dich mit Albertinen verärgert, da denkſt Du an unſere Ferientage auf dem Profeſſorenberg und vergißt, daß man den Alltag nicht am Feiertag meſſen darf. Laß uns dieſe letzte Viertelſtunde vergeſſen. Du ſiehſt überarbeitet aus, dazu hat Dir das Wetter die Nerven in Aufruhr gebracht. — Setz' Dich, Achim. Ich will ſehen, wer geklingelt hat, und dann erzählſt Du mir, wie Du nach München kommſt."

Sie hörte ihn lachen, als ſie aus dem Zimmer ging, es klang häßlich und ſchmerzhaft, aber ſie ließ ſich nicht irre machen. Sie ging nach der Flurtür und ſah hinaus. Da war niemand mehr, aber ganz unten in der Hausflur ging einer.

‚Es klingt wie Wendelin,' dachte Annemarie, und wollte rufen. Aber das war ja ganz unmöglich.

‚Denk ich an ihn, weil ich möchte, er wäre da und hülfe mir?'

Plötzlich, wie ſie ſich vorſtellte, er wäre da, ſtieg ihr das Blut heiß in die Wangen. Wie ſollte ſie ihm in die Augen ſehen, nach der Erkenntnis der letzten Stunde? Haſtig ſchloß ſie die Tür und ging in die Küche.

Als ſie zehn Minuten ſpäter mit Selters und Moſel, Zwieback und Erdbeeren zurückkam, ſaß Joachim in ſich zuſammengeſunken im Armſeſſel.

‚Er iſt krank, das Fieber hat aus ihm geredet,' dachte ſie und verzieh ihm alles.

Sie ſchenkte ein und ſchob ihm die Beeren zur Hand. Dabei erzählte ſie, wo die anderen waren.

Wo Wendelin ſei, fragte er mitten in ihren Bericht.

„Bei den anderen," antwortete Annemarie. Mißtrauiſch horchte Joachim auf den Ton ihrer Stimme. So beherrſcht ſie geklungen hatte, irgend etwas beunruhigte ihn. Er ſpürte den Feind und plötzlich ſagte er leidenſchaftlich: „Denke nur nicht, daß Du noch fürder Tag für Tag Wendelin opfern darfſt. Jetzt brauche ich Dich, ich!"

„Ihr braucht mich nicht, und ich — bleibe in München."

„Ich bleibe auch."

Mit faſſungsloſem Schrecken ſah ſie ihn an.

„Ja, ich bleibe. Sei vernünftig, Annemarie, ſei barmherzig! Sterbenden ſchlägt man nichts ab. — Ich rede nicht im Fieber, mit mir iſt's vorbei. Als Sohn des Arztes ſchöpfte ich Argwohn, ein Kollege hat meine Vermutung beſtätigt. Und ich gehe nicht zurück, ich kann nicht unter Albertinens Augen ſterben. Ihr Ehrgeiz hat mich müde gehetzt, ihr Hochmut hat mich erfrieren laſſen. Ich bin ein Baum,

der seine Äste frei im Frühlingswind wiegen will, sie hat mich mit der Schere ihrer Meinungen und Redensarten zum Krüppel gestutzt, so daß ich weder Kraft noch Willen mehr habe, gegen die Krankheit anzukämpfen."

Die dumpfe Klage griff Annemarie ans Herz. Sie sah Joachim, wie er in strahlender Glückshoffnung an seinem Hochzeitstag von ihr Abschied genommen hatte, und sah daneben den gebrochenen Mann im Lehnstuhl sitzen, der mit verhaltenem Groll vom Elend seiner Ehe sprach.

Und sie glaubte ihm alles, denn sie hatte die erbarmungslose Willenskraft seiner Frau gespürt. Damit hatte Albertine sie aus der Heimat vertrieben, wie sie sich jetzt den Mann von Herd und Herzen vertrieb.

‚Strafe der Gerechtigkeit,' dachte Annemarie, und ein leidenschaftliches Haß- und Triumphgefühl flammte in ihr auf; ihre Hand ballte sich fest zusammen, als wolle sie etwas erwürgen.

Einen Atemzug lang, dann erschrak sie vor sich selber. War sie das gewesen? Hatte sie Albertinen Vergeltung und Reue und alles Leid dieser Erde gewünscht?

Annemarie stöhnte auf und bedeckte das Gesicht mit den Händen.

„Du liebst mich nicht, und Dir tut mein Schicksal weh," sagte Joachim leise. „Albertine behauptet mich zu lieben, und erwürgt mich durch ihre Verständnislosigkeit. Aber ich ertrage sie nicht mehr. Im Leben hat sie mich bezwungen, sterben will ich im Schutz deines Friedens."

Annemarie ließ die Hände sinken, jetzt war sie wieder mit allen Gedanken bei Joachim und suchte ihn mit sanfter Vernunft zu beeinflussen. Denn seine zwiefache Not weckte alle mütterlichen Instinkte ihrer Natur.

Sie ging mit ihm in die Stadt, mietete ihm ein Zimmer, ließ seinen Koffer vom Bahnhof holen. Sie aß mit ihm, damit er esse, und packte ihm das Notwendige aus, wie sie es einst daheim dem Studenten getan hatte. Beim Abschied mußte er ihr in die Hand versprechen, daß er gleich zu Bett gehen werde mit dem guten Willen zum Schlaf.

Joachim tat alles und versprach alles, denn ihre Sorgsamkeit weckte eine leise süße Hoffnung in ihm.

Als Annemarie heimkehrend die Flurtür des Ameisenhügels öffnete, drang ihr Gelächter und Fröhlichkeit entgegen. Aber sie entkam ungesehen in ihr Zimmer, schloß hinter sich ab und lehnte sich atemlos, mit zitternden Knieen gegen den Türpfosten. Nun sie keine Tapferkeit mehr für andere brauchte, drangen alle Schrecken dieses Nachmittags wieder auf sie ein.

Jetzt fürchtete sie sich. Fürchtete sich vor den Menschen und fürchtete sich vor der Einsamkeit. Fürchtete sich vorm Denken und fürchtete sich vor dem Unbestimmten, Ungeheuerlichen, das in ihr lauerte und das nur mit ruhiger Überlegung verscheucht und besiegt werden konnte.

„Schlafen," sagte sie vor sich hin, „schlafen".

Als sie sich aber niederlegen wollte, überkam sie die Scham vor ihrer Feigheit. ‚Woran Du Dich vorbeidrückst, das wird Dich hinterrücks anfallen,' hatte Hermann Rinkhart gesagt.

So blieb sie auf der Bettkante sitzen, drückte die Stirn in die Hände und versuchte nüchtern und gelassen zu bedenken, was sie erlebt hatte; draußen und drinnen.

Da stand plötzlich Wendelin vor ihr, wie er im Gartenzimmer des Professorenbergs mit gutmütiger Überlegenheit und leisem Mitleid auf sie herab sprach: ‚Sie haben den panischen Schrecken noch nicht gespürt.'

Den kannte ſie nun: dreifach hatte er ſie überfallen. Draußen im Wald, vor der entſchleierten Natur der anderen, drinnen bei Blitz und Schlag vor dem Unhold in der eigenen Bruſt; und abermals in dem Grauen, das ſie vor dem Tode empfand, der ſeine Hand nach der Jugend ausſtreckte, nach dem unausgelebten Leben, nach der Blüte, die nicht Frucht werden durfte.

Als das reife Alter dahin ging, war ihr Empfinden nur Schmerz geweſen, ein tiefer heiliger Schmerz. Hier fühlte ſie Empörung und Schrecken über das Widerſinnige. Sie litt und widerſtrebte in Joachims Seele, ſie ſuchte nach einem Ausweg und haderte mit der Natur, die ihr eigenes Werk vor der Vollendung zerſchlagen wollte. Haderte und litt, bis ſie erſchöpft aufs Bett ſank; aber ihre Augen blieben weit offen, als ſei der Schlaf ein Feind, dem ſie wehren müſſe.

Da hörte ſie auf einmal eine müde, alte Stimme — eindringlich, unabweisbar. Annemarie konnte die Worte noch nicht verſtehen, weil ihre Seele zu unruhig war, aber ſie horchte mit ſcharfer Spannung, bis ſie deutlich wurden.

‚Krauſe Wege, glatte Wege — weiche Wege, harte Wege — kurze Wege, lange Wege — und immer dasſelbe Ziel. Aber das iſt ſehr tröſtlich, mein Kind.‘

Das zitternde Stimmchen verklang, das düſtere Tor tat ſich auf, durch das keiner gehen wollte, und dahinter leuchtete eine ſanfte Klarheit.

Flüſternd ſprach Annemarie die Worte nach, die ihre Unruhe ſtillten, ihre Glieder ſtreckten ſich, ihre Lider fielen zu.

Kurze Wege, lange Wege und immer dasſelbe Ziel — darüber ſchlief ſie ein, wie bei einem Wiegenlied.

Zwanzigſtes Kapitel.

Joachim Rinkhart erwachte ebenſo matt und zerſchlagen, wie nun ſchon ſeit Wochen Tag für Tag. Als er ſich aber bewußt ward, wo er war, und daß er nicht müſſe von früh bis abend ein liebenswürdiger Gatte und geiſtig bedeutender Mann ſein, fühlte er ſeine Krankheit weniger. Mit einem leiſen Anflug von Behagen überlegte er, was ſich dem Tag abgewinnen laſſe, deren jeder nur noch ein Abſchiedsgeſchenk des Lebens war. Einzig der Gedanke an Ferdinand ſtörte ihn, aber den Bruder mußte er nun ſchon mit in den Kauf nehmen, und er ſchrieb ihm, da er die Treppen ſcheue, wollten ſie ſich um die und die Zeit in der Schackgalerie treffen.

Für eine halbe Stunde früher erbat er ſich Annemaries Begleitung dorthin.

Dieſer zweite Brief verſüßte ihm den erſten. Ein ſanftes Glücksgefühl überkam ihn, als er die Anrede ſchrieb: „Liebe Annemarie.“ Das war nun keine Redensart mehr, und ſie wußte es auch, und da dies Wort nun doch einmal daſtand mit allem Leid und aller Wonne, die es dem Wiſſenden barg, ſo tat ſich Joachim keinen Zwang an und gab ſeinem Morgengruß noch außerdem ſo viel Wärme und Zärtlichkeit mit, daß Annemarie voll Angſt und Herzklopfen ſpürte, wie man wohl mit ſich allein in einſamer Nacht glatte Rechnung führen kann, daß aber am wachen Tag die anderen dieſe Rechnung mit leichter Hand wieder durcheinander werfen.

An Wendelin hatte Joachim überhaupt nicht gedacht, und dem war auch geſtern Abend wenig nach glatter Rechnung zumute geweſen. Obwohl Monſieur gleich nach der Heimkehr vom Walde bei ihm einſprach und ihm die Gewißheit brachte, daß die

Bienen harmlos fröhlich, ohne Argwohn und ohne Gewitterſchaden in ihre Zellen eingeflogen ſeien.

„Sie hätten wiederkommen ſollen, Doktor Wendelin, nicht ſo allerälteſter Herr ſein. Dem gewitterängſtlichen Baby ſein Jäckchen überziehen, es dem Schaffner übergeben und wieder kommen. Solchen Tag erleben wir nicht zum zweitenmal. Aber ich ſag's ja! — Auch genießen iſt eine Wiſſenſchaft. Und die Profeſſur müßte man mir verleihen. Bei gutem Honorar nehm ich ſie an. — Lieber Doktor, was war das nett bei Blitz und Donner in dem huſchlichen Waldwärterhaus. Ich ſage Ihnen, der Mann denkt bis an ſein ſelig Ende an dieſen Tag. Getauft haben wir ſein Tuskulum und ihn dazu — ſo was fidel verlegenes wie das Geſicht ſah noch keiner. Und dann kam unſere Schönheit als Waldfee. Mimte und improviſierte. Ich ſag Ihnen! — es iſt heraus, geſtern verriet ſie's: ſie geht zur Bühne. Aber auch ſo was! — Die Böhning wird mit berühmt, der Heiikon bekommt im Bädeker eine halbe Seite. — Und Morſach! Rein überſchiagen hat er ſich vor Genialität — er war —"

„Wie der Natas in Hauffs Memoiren des Satans, Vorgeſchichte, letztes Kapitel. Leſen Sie es nach, Monſieur, das iſt gut vorm Einſchlafen in Ihrer Stimmung. Und morgen früh ſchicken Sie dem Genie einen ſauern Häring hinüber, denn hoffentlich iſt er noch ſo viel Erdenſohn, daß er Katzenjammer bekommt vom über die Schnur hauen."

— „Wendelin iſt doch von allen närriſchen Kerlen, die ich kenne, der närriſchſte," ſagte Mangold oben zu ſeiner Frau. „Heute war er wieder mal durchaus unverſtändlich."

Wendelin ſelber aber verſtand ſich ganz gut. Seit er Annemarie in Morſachs Armen geſehen, wußte er, daß er ſie nicht nur gern hatte wie einen guten Freund, den man ſich allenfalls nach reiflicher Überlegung auch zum unkündbaren Lebenskameraden erbittet, oder wie die Schönheit, die einen vier Wochen lang um den Verſtand bringt.

Liebe war das, die Königin, die ſich nicht mit Brocken begnügt, ſondern den ganzen Menſchen hinnimmt und durchdringt, ſo daß jede Handlung und jeder Gedanke von ihr bedingt und begleitet iſt. Nichts, gar nichts mehr war in ihm von Ruhe, Überlegung und Vernunft. Er begehrte Annemarie, er ſehnte ſich nach ihr, er mußte ihr Lächeln ſehen und die nachdenkliche Lieblichkeit ihrer Augen, er mußte den Glanz ihrer Fröhlichkeit um ſich ſpüren und die junge Stimme Hermann Rinkharts weltkundigen Idealismus verfechten hören. Er dachte zugleich an alles, was ihn je an ihr entzückt oder befremdet hatte, und ſein Herz verlangte das alles mit herriſcher Ungeduld noch einmal und wieder und für alle Ewigkeit.

Es gab keine Wahl mehr und kein Vielleicht in ſeinem Leben, es hieß nicht mehr die, oder eine andere, oder am beſten keine. Es gab nicht Arbeitsluſt noch Lebensfreude mehr ohne Annemarie, und er meinte nun auch ganz genau zu wiſſen, daß Hermann Rinkhart ihn mit ſeinem Teſtament vor der Einſamkeit hatte behüten wollen, die ihm ſelber am Ende leid geworden war. Aber der Schüler hatte der Erkenntnis des Meiſters nicht getraut, und ſtatt zuzugreifen und feſtzuhalten, gezögert — bis es zu ſpät war.

‚Am erſten Tag hielt ich ihre Seele in der Hand, ſcheu und vertraulich hörte ſie nur auf mich, heute flieht ſie erſchreckt davon, ob ich mich nahe oder ein anderer.'

Aber obgleich ſich Wendelin all ſeine Fehler und all ſeine ſchlechten Ausſichten mit nüchterner Grauſamkeit vorhielt, lachte ihn doch eine heimliche Freude im tiefſten Herzensgrunde aus: denn heute kam Annemarie, und wenn ſie ihm nur erſt gegenüber in dem roten Seſſelchen ſaß, dann würde doch alles gut werden.

Im Dunkel der unruhigen Nacht verschüttete er sich diese Freude immer wieder mit kleinmütigen Zweifeln. Als aber der Morgen kam mit seiner klaren Frische, wurden auch seine Gedanken licht.

Reine Luft strömte ins Zimmer, und rein und klar lag das Leben da: Sie gehörte ihm ja. Sie mußte fühlen wie er. Eben der gestrige Tag mit seinen schwülen Stunden würde sie ihm schenken. Der Schrecken wurde überwunden, aber sie wußte nun wieder, wo ihre Heimat war und wer ihre Sprache redete.

Wendelin legte den Schluß seiner Gedenkschrift zurecht, einen Brief des Verlegers dazu, dessen Freude über den stattlichen Nachlaß des Gelehrten Annemarie genießen sollte und sah sich dann prüfend um.

Die Vase! — Gerade heute war sie leer. Das ging natürlich nicht. Wendelin sah nach der Uhr: eine halbe Stunde blieb ihm noch. Er lief nach dem nächsten Blumenladen.

Dort war er schwer zu befriedigen; endlich wählte er Lilien und ein paar Zweige der japanischen Kletterrose, deren dicke rote Blütenbündel wie eitel Sommerglück aussahen.

‚Sehnsucht und Erfüllung,‘ dachte er und steckte die Blumen in den gläsernen Schaft. Als er aber nach der Wasserflasche griff, sah er ein Briefchen auf dem Tisch liegen, das Annemaries Handschrift trug.

Er erschrak. Was konnte sie ihm schreiben?

Langsam nahm er ihn, langsam schnitt er ihn auf.

„Vorbei,“ sagte er.

Es waren nur wenige Zeilen, unruhig und ungleich standen die Buchstaben da, die sonst zierlich gerundet und gleichmäßig einander folgten.

‚Vergeben Sie mir, daß ich heute nicht komme. Ich habe meine Gedanken schlecht beisammen und werde auch anders in Anspruch genommen. Mittag erfahren Sie alles.‘

Weiter nichts. Eigentlich gar nichts. Und doch viel zu viel: — ‚Ihre Gedanken nicht beisammen und keine Zeit für mich.‘ Er begriff das gar nicht; er war so sicher gewesen, daß sie heute alles andere überwunden haben würde und nur für ihn da sein, wie er nur an sie dachte.

Die Blumen bekamen kein Wasser, Wendelin ging die Flucht seiner Wohnung ab, hin und wider. Er öffnete sein kleines Versuchskäfter, stand an dem blanken Holztisch still, faßte gedankenlos Messer und Zangen und legte sie wieder hin, trat zu den Glasröhrchen, wo auf der Gelatine Sporen wucherten, sah sie an und sah sie nicht, ging wieder hinüber und wieder auf und ab.

‚Warum bist Du gestern nicht mit ihr heim gefahren!‘ Gedieh seine Unruhe bis dahin, so bewies er sich, wie gar nichts ihm das genützt haben würde. Half ihr der Gedanke an ihn nicht, so tat's auch seine Gegenwart nicht.

‚Aber du wüßtest wenigstens, wie es steht!‘

Einmal trat er ans Fenster und stand nun wieder lange, ohne es zu wissen, wie er vorhin nicht gewußt hatte, daß er auf- und abging.

Drüben stand Morsach und sah ihm zu: — ‚Wußte Wendelin, was gestern geschehen war? Hatte Annemarie ihm erzählt? — Denn zusammen waren sie natürlich nach Hause gefahren, zusammen!‘ Den Kopf hatte er gestern abend über dem Gedanken verloren. Und heute zum Frühstück hatte er sie darum fragen wollen, ganz glatt und frech, und ob es Wendelin sei, vor dem er die Segel streichen müsse.

Aber Annemarie trank ihren Kaffee als die festmüden Ameisen noch schliefen, und nun war ihr nicht beizukommen.

Da! Da ging sie aus dem Haus. Morsach beugte sich weit aus dem Fenster: es war Annemarie, sie ging die Straße hinab, um die nächste Ecke. Morsach rannte nach seinen Stiefeletten. In demselben Augenblick rannte Wendelin auch schon die Treppe hinab, den Hut in der Hand.

Auch er hatte Annemarie gesehen und wollte sie einholen.

Als er die Ecke gewann, war sie verschwunden, aber da lief ihm am Kreuzpunkt der Barrerstraße der dicke Fritz als Helfer ins Garn.

„Aha! Sie sind natürlich auch zum Stelldichein zu Schack befohlen."

„Sie also?" fragte Wendelin, und das Blut schoß ihm in die Stirn. „Wer noch?"

„Was weiß ich — die und der und das. Die Genußmenschen, die Zeit haben. Jedenfalls unsere Schönheiten. Die eine ist vorauf, die andere kommt dort mit ihrem Studenten."

„Auf Wiedersehen bei Schack," sagte Wendelin und machte seine längsten Schritte. Ließe Annemarie ihn deshalb vergeblich warten? Ihn und Hermann Rinkhart? — — Weder seine Liebe, noch seine Vernunft vermochten das zu begreifen.

Hastig stieß er die Gittertür auf, bezahlte mehr als nötig und eilte den schmalen Flur entlang, überlegend, wo er sie suchen sollte. Da sah er sie schon bei den Böcklins stehen.

Sie war allein und ganz bei der Sache. Ihre Stirn krauste sich leicht, die Nasenflügel bebten, die Oberlippe hob sich ein wenig, so daß die Zähne hervorschimmerten, die man sonst nicht sah.

Wendelin ging vorsichtig näher, er wollte wissen, welches Bild sie mit diesem Ausdruck betrachtete. — Es war Böcklins Panischer Schrecken.

Glut und Sonne und Felseinsamkeit. Ein Hirt floh in besinnungsloser Eile steilab, in den Augen stand Angst, das Kinn schob er vor, die Kürbisflasche flog ihm gegen die Lende. Zwei Ziegen rasten in tollen Sprüngen dem Führer nach, und hinter ihnen drein zwischen zackigem Felsgestein lachte spöttisch der große Pan des törichten Menschleins.

‚Macht dir das Pein?' dachte Wendelin und wußte mit einem Schlag alles, was sie hier und dort miteinander von diesem Schrecken geredet hatten. Gute Gedanken strömten ihm zu, die sie erquicken sollten, aber ehe er sie begrüßen konnte, kam drüben Dederich um die Ecke und von der Gasse brachen lachend und schwatzend Kathinka, Fritz und Ferry herein. Morsach folgte als letzter.

Da übermannte Wendelin ein eifersüchtiger Zorn; leise und hastig sprach er zu ihr: „Deshalb konnten Sie nicht kommen? Weil Sie mit Morsach den panischen Schrecken genießen wollten?"

Sowie er's gesagt hatte, kam die Reue, und er wußte, daß Morsach ebenso zufällig da war wie er selber. Auch ohne ihren fassungslosen Blick und den Zornblitz in ihren Augen, als Morsach, die Arme gekreuzt wie ein Türke, auf sie zuschritt und sie, halb reuevoll, halb übermütig, begrüßte: „Salem aleikum, und die Gnaden aller sieben Himmel auf mein reuiges Haupt."

Annemarie schwieg, aber sie wandte den Kopf zur Seite, als kenne sie weder den einen noch den andern.

Morsach stieg das Blut dunkel in die Stirn, aber niemand sah es, denn die schöne Kathinka rief laut und fröhlich durch die Galerie: „Das war ein einziger

Einfall, heute unſeren Waldkater zu den farbenfrohen Heiden zu tragen. Haben Sie ihn gehabt, Fräulein Rügemer?"

„Nein."

Dabei fiel Ferdinand endlich der Bruder ein. Er ſah ſich nach ihm um und ſah ihn nicht. „Ja, Zwilling, wo ſteckt er denn eigentlich?"

„Bei den Lenbach-Kopien."

Ferdinand wußte den Weg, da aber Kathinka bleiben wollte, ſo blieb er auch, denn ſeit den Stunden im Waldwärterhaus regierte die Eiferſucht ſeine Schritte.

Wendelin wandte ſich gereizt zu Dederich. „Menſch," ſagte er leiſe und heftig, „wie kommen Sie hierher? Reut Sie der Sonnentag nicht?"

„O ja," antwortete Dederich wehmütig. „Aber was ſoll einer tun, wenn ihn ein liebes, angſtvolles, ganz heißes Händchen plötzlich feſthält und die ſchönſten, blauen Augen auf Gottes Erdenrund ihn dazu bittend anſehen."

„Und?"

„Und der lieblichſte Frauenmund ſagt: Kommen Sie mit mir zu Schack — bitte, bitte! — kommen Sie mit!"

„Einbildung," raunte Wendelin, „wenn ihr bange war, konnte ſie ja davon bleiben."

„Hm. Ich denk' mir, ſie ſollte mit jemand hierher, mit dem ſie nicht allein ſein mochte, und der gute Dederich wurde als Elefant mitgeſchleppt."

„Aber es ſind doch übergenug da."

„Von den anderen hat ſie halt nichts gewußt."

„So hätte ſie mich mitnehmen können, der ich auf ſie wartete."

Dederich ſah mit ſchalkhafter Gutmütigkeit an ſeinem unterſetzten Geſtältchen hinunter und ſagte: „Tja, aber die Naturgaben ſind verſchieden und manche Menſchen eignen ſich beſſer zum Mitgeh-Onkel als andere."

Die Bienen hatten inzwiſchen von dem Bilde geredet, vor dem ſie ſtanden.

Von der Hitze, die über dem Geſtein brütet, von der mittagſtillen Einſamkeit, wo ein geheimnisvoller Ton plötzlich den ſchläfrigen Hirten weckt und ſchreckt, zum Zeichen, daß der alte Pan noch lebendig iſt.

„Warum reißt der Kerl eigentlich aus," ſagte Morſach mit ſpöttiſch herabgezogenen Mundwinkeln, und als Ferdinand Rinkhart das feurig und gelehrt zu erklären begann, fiel Kathinka abwehrend ein: „Ach, das iſt ſchon ſo lange her."

„Bitt' ſchön," rief Dederich ärgerlich. „Lange her! — Von heute und geſtern iſt's, und von übermorgen. Die große Stille, die uns zum großen Schrecken wird, uns kleinen Kerlchen, die wir Lärm und Gefährten brauchen. Das hat der Böcklein fein erfaßt, das von der Einſamkeit! Von allen Ecken und Enden ſucht er ihr beizukommen."

„Pah —" Morſach ſah Annemarie an — „es iſt alles ein Spiel, nehmt's nicht zu pathetiſch, und vor allen Dingen nehmt's nicht moraliſch."

„Himmel Donnerwetter!" rief der dicke Fritz. Dann lachte er und fuhr mit anzüglichem Blick auf Morſach fort: „Meinetwegen. Gewiſſe Leut' ſoll man ſchon nicht pathetiſch nehmen. Und, Dederich, dazu gehört auch der alte Pan. Seht euch mal den guten, dummen Kerl von Ausreißer da an. Eigentlich erſchrickt er doch nur vor ſeiner eigener Dummheit. Möchte man ihm nicht zurufen: Beſinnung, Junge, Beſinnung! Lachen! Nur Furcht und Widerwillen geben dem Halbtier Gewalt über uns. Am ſicherſten flieht es den Lachenden."

Dederich zuckte die Achſeln. Sie verſtanden ihn wieder einmal nicht, die Ohrenmenſchen. Und wie viele von ihnen hatten denn Augen?

Annemarie ſenkte das ſchöne Haupt. ‚Lachen können,‘ dachte ſie, ‚aber dazu muß man ſtark ſein. Bin ich's nicht mehr? Ich war's doch einmal.‘

Kathinka langweilte ſich. Wie ſchwerfällig die alle waren, auch im Künſtleriſchen. Da hingen ſie nun an dem einen plumpen Bild feſt, die einen gingen dem Stoff in alle Winkel nach, und die anderen regten ſich auf über Pinſelführung und Töne. Gründlich, gründlich, als ob ſie alleſamt Maulwürfe wären.

Sie ſah Morſach an. Den langweilten ſie auch. Oder was ſonſt verdarb ihm die Laune ſo nachdrücklich? Geſtern ſo hinreißend und heute ſo griesgrämlich wie ein alter Bullenbeißer.

Aber da fühlte er ihren Blick, erwiderte ihn und lächelte. — Kathinkas Langeweile verflog, mit einer weichen Bewegung trat ſie von den anderen weg, und Morſach folgte ihr. Da hatte auch Ferdinand Rinkhart genug vom alten Pan.

Ein ungeduldiges Achſelzucken Kathinkas, ein ſchneller Blick zu Morſach: ‚wie ſchade!‘ — Dann ließ ſie ihre Augen die Wand entlang gehen.

„Ach,“ ſagte ſie plötzlich, „da iſt ja der Drachen! Der iſt mir hundertmal lieber als euer Schrecken. Dies fahle feuchte Geſtein, und dies grüne grauenhaft-ſchöne Untier! In Höhlen wohnt der Drachen alte Brut — unentrinnbar. — Ich hätte nicht zu fliehen vermocht, wenn mir's begegnet wäre, rückſchauend hätt' ich Flucht und Todesnot vergeſſen.“

Und dann ſprach ſie Mignons Lied.

Sie ſprach es ſehr ſchön. Mangolds Prophezeihung fiel Wendelin ein, und er ſagte Ja dazu; aber ſie ſprach nur für Guido Morſach.

Kennſt Du das Land, wo die Zitronen blühn?
— — — Dahin, dahin,
Möcht ich mit Dir, o mein Geliebter, ziehn.“

„Fräulein Annemarie,“ ſagte Wendelin leiſe.

Sie wandte ſich langſam zu ihm und ſah ihn traurig an.

„Jetzt ſeien Sie einmal recht gut und verzeihen Sie mir die dumme Rede von vorhin. Und was das Bild hier betrifft, — unſer dramatiſches Fritzchen hat recht: Lachen iſt den Kapriolen gewiſſer Halb- — — götter gegenüber wirklich das Beſte.“

Sein Blick traf Morſach, als die zögernde Zunge aus dem Halbtier einen Halbgott machte. Dieſer Blick verriet Annemarie, daß Wendelin wußte, was geſtern geſchehen war.

Entſetzt ſah ſie ihn an und ſah blutübergoſſen wieder zur Seite. Vorgeſtern noch, meinte ſie, wäre ihr das gleichgültig geweſen, aber nun ſie ſich unter Blitz und Donner nach Wendelins Kuß geſehnt hatte, nun ſie in dem zitternden Aufruhr in ſich und um ſich begriffen hatte, daß ſie ihn liebte, war ihr ſein Wiſſen bittere Schmach.

„Jetzt ſind Sie ſchon wieder unvernünftig,“ ſagte Wendelin mutlos. „Ja doch, ich hab' es geſehen, ich hätte ihm den Kopf eingeſchlagen, wenn Sie nicht davon gelaufen wären, ich hab' Ihnen deshalb nach Hauſe geholfen. Aber nun nehmen Sie es auch nicht pathetiſch. — Oder ſoll ich den kecken Jungen aus Bienenſtock und Ameiſenhügel hinauswerfen, damit nur ja alle Beſcheid wiſſen?“

„Kennſt Du das Haus? Auf Säulen ruht ſein Dach,“ deklamierte die ſchöne Kathinka, und ihre Stimme leuchtete und glänzte wie italiſcher Sonnenſchein.

Annemarie blieb jedes gute und jedes böſe Wort in der Kehle ſtecken. Die ganze Pein des geſtrigen Tages kam wieder über ſie; und er wußte es — er, den ſie lieb hatte.

‚Wenn du ihr dieſe Laſt abnehmen kannſt, ſoll dir's ein Zeichen ſein, daß du ihr mehr biſt als die anderen,‘ dachte Wendelin und ſprach leiſe und eindringlich weiter, wie vorher: „Iſt das nun recht, ſo alle Faſſung zu verlieren, weil Sie Dame Natur einmal hinter die Kuliſſen geguckt haben und ſtatt der gütigen Mutter einen hitzigen Tollkopf entdeckt? — Sie iſt eins und das andere, und Sie kennen doch unſer Ziel, Sie haben Hermann Rinkhart geſehen, der ihrer Herr geworden war, ehe Sie wußten, daß die armen Geſchöpfe, die ſich zwiſchen Wiege und Grab abmühen, allermeiſt ihre Knechte ſind. Aber weil Sie ihn geſehen haben, ſollten Sie auch wiſſen, daß wir auf der Erde ſind, um die Natur zu überwinden ohne Haß, daß man uns kein Menſchenalter Zeit dazu gegeben hätte, wenn das eine leichte Aufgabe wäre, und daß nur ſiegen kann, wer zum Kampfe kam. Ein etwas ſprunghafter Philoſoph ſagt einmal, die ganze Natur dränge ſich zum Menſchen, von ihm Erlöſung erwartend, von ihm, der ſelber unter dem Fluch des Hungers und der Begierde lebt und über dies Leben zu keiner Beſonnenheit kommt. Und dann ſetzt er hinzu, es gäbe doch einige, die ſich von dem Fluche befreit hätten und den anderen dadurch helfen könnten: wahrhafte Menſchen, Nichtmehrtiere — oder Halbtiere. Er meint damit Philoſophen, Künſtler und Heilige. Ich aber meine, dazu ſind wir alle berufen; es hat alles nur Sinn durch einen friſchen fröhlichen Kampf gegen die Tücken und Rücken der ungebändigten Natur — einen Kampf, der nicht zur Feindſchaft ausartet. Und wer nur dieſe verdammte Pflicht und Schuldigkeit erkannt hat, dem wird genug zu tun, dem bleibt keine Zeit mehr für Klage, Schrecken und Trauer.“

Annemaries Wangen brannten noch von dem Gedanken: ‚dies weiß er — Gott behüte mich, daß er nicht auch das andere errate!‘ Aber der Gedanke ſelbſt war verflogen vor ſeinen Worten. Das waren Heimatklänge geweſen.

Einen Atemzug lang grüßten ſich ihre Augen mit einem Blick, der Wendelin alles hoffen ließ. Dann ſagte Ferdinand Rinkhart irgend etwas ſehr laut, und Annemarie ſchrak zuſammen. Der Heimattraum verblich, ſie wußte wieder wo ſie war, um weſſentwillen ſie hier ſtand, und daß Joachim um Kampf und Sieg betrogen werden ſollte.

Wendelin ſah die Veränderung und fragte mit leidenſchaftlicher Dringlichkeit, was ihr ſei. „Ehrlich, Fräulein Annemarie.“

Da ſagte ſie, und es klang eigentlich wie eine Bitte, die ganz ſicher auf Erfüllung hofft: „Aber der Tod? Wider den Tod kann uns der tapferſte Kampf nicht helfen.“

„Wenn der Same reif iſt, verdirbt die Hülle, die nur um ſeinetwillen da war, und gibt ihn frei. Das iſt doch auch ein Sieg.“

„Nicht dieſer Tod — was ſeine Zeit nicht erfüllen darf — was vor der Reife verdirbt —“

‚Wie kam ihr das? Lag das nicht weit ab von ihrem Weg? — Und war doch keine unperſönliche Frage.‘

Taſtend antwortete Wendelin: „Wir können nicht alle Schleier heben. Vielleicht hatte die vorzeitig fallende Frucht ihr Ziel ſchon erreicht oder würde es überhaupt nicht zu erreichen vermögen. Die Natur iſt nicht unfehlbar. Sie will, und ſie ſcheut keine Mühe. Mißlingt es ihr: weg damit und von neuem begonnen. Warum grübeln Sie darüber? Einer, der Sie gut kannte, hat mir geſagt, Sie hätten Vertrauen zu den führenden Mächten.“

Annemarie wurde blaß, dann ſagte ſie mit gewaltſam beherrſchter Erregung: „Sie haben mir einmal geſagt, ich kennte die Welt nicht, ich kennte nur einen Winkel

voll Glück. Die Welt draußen ſei dumpfig und glatt, voll Geſchrei und Ekel — o wie recht haben Sie gehabt."

Haſtig fiel er ein: „Es gibt auch weite Gelände und fruchtbare Felder, es gibt erfriſchenden Sturm und reine Lüfte, und es gibt das Hochgefühl des Sieges, das alle Wunden vergeſſen macht. Einerlei ob der Kampf dreißig Jahre gewährt hat oder ſiebenzig."

„Ja, es gibt ihrer," ſagte ſie ſchmerzlich, „nur daß uns das Leben auf Irrwege führt, uns nicht auf die reine Höhe zurückläßt, wenn wir ſie einmal verlaſſen haben."

‚Dich doch nicht,' dachte Wendelin und ſagte mit geſteigerter Leidenſchaft, wie ein Kämpfer, dem um den Sieg bange wird: „Das Ideal, zu dem Hermann Rinkhart Sie führen wollte, war die Frau, die weiß und kann und ſich doch von ihrem Herzen regieren läßt." — Da ſah er Joachim ſuchenden Blickes die Treppe herabkommen.

Joachim hier? — Joachim, der, um deſſentwillen Dederich eine heiße, bittende Hand gefühlt hatte? — Mit blitzhafter Schnelle kam Wendelin ein Gedanke, der ſehr nahe an die Wahrheit ſtreifte. Das der Irrweg, von dem ſie ſich nicht wieder zurecht fand? Deshalb Scham und Reue? Deshalb ihre Entfremdung?

Aber ſterben? Wollte ſie — wollte er? — Das ſollten ſie verhandelt haben? So ungeſund könnte ſie ſein? So weit ab von beidem: von lebensdurſtiger Natur und von kampffroher Seelenkraft? So allzu zeitgemäß?

Ein leidenſchaftlicher Zorn packte ihn, gegen den er ſeinen ganzen Willen brauchte. Langſam, mühſam trat er zurück; während Ferdinand den Bruder begrüßte und mit reichlich vielen Worten vorſtellte, ging er hinterm Rücken der Gruppe vorbei und davon.

Nur Kathinka Birk ſah ihn. Mochte er gehen, für den Spielverderber hatte ſie keine bettelnden Blicke mehr, aber Morſach ſuchten ihre Augen: Komm, komm!

Sie ſtieg zwei, drei Stufen treppan, dann wandte ſie ſich wieder zurück. Ferdinand Rinkhart war vollauf beſchäftigt. Morſach lächelte.

Kathinka ging weiter hinauf.

„Da oben ſind die Schwindte," ſagte der Galeriediener.

Morſach zögerte noch, er ſah ſich um, aber die Bienen ſchwirrten in Kunſteifer, und Annemarie ſah Wendelin nach mit einem Blick, der alle böſen Geiſter in ihm weckte.

Oben an der Treppenkehre bettelten ein paar ſchöne Augen: Komm, komm!

Morſach ging den bettelnden Augen nach.

Einundzwanzigſtes Kapitel.

Die Frau, die weiß und kann und ſich doch von dem Herzen regieren läßt. — Es war das Letzte geweſen, was ſie von Wendelin gehört hatte. Kaum gehört, als er es ſagte, und doch nun im Nachklang, als ſei es das Einzige, was er ihr je geſagt habe.

‚Das erwarteten ſie von Dir — und wie ſehr haſt Du ſie enttäuſcht.'

Bitter war dieſe Erkenntnis, aber ſie half ihr jetzt wenigſtens, mit dem Gewittertag fertig zu werden; half ihr Morſach bei Tiſch mit kühler Gelaſſenheit zu ertragen.

Daß Wendelin nicht herüber kam, tat um so weher, tat ihr in der eigenen und in Joachims Seele zugleich weh. Als sie aber endlich allein in ihrem Zimmer war, hörte sie doch wiederum nur jenes letzte Wort, und ihr war, als habe sie ein Vermächtnis Hermann Rinkharts empfangen, spät, doch noch nicht zu spät.

Sich vom Herzen regieren lassen — ob ihr einer weh tat oder wohl, ob sie einer verstand oder mißverstand, ob einer recht hatte oder unrecht, ob etwas schwer war oder leicht — sich vom Herzen regieren lassen: es klang so einfach, es war wie ein Zauberstab, der alle Lasten heben und jede Verwirrung ordnen konnte. Ja — nun galt es nur, ihn dem buntscheckigen, scharfeckigen Leben gegenüber zu gebrauchen, dann —

Da klopfte es, und Fräulein Minna trat linkisch verlegen bei ihr ein.

Annemaries Lächeln überwand die Verlegenheit, das hagere Fräulein setzte sich in das blaugrüne Sofa, legte die Hände übereinander und sagte: „Ein schönes Gesicht ist wirklich eine Gottesgabe. Weil es seine Nebenmenschen froh macht. Das heißt — nein. Es ist nicht immer so, und weil es nicht immer so ist, bin ich hier."

„Hab ich jemand etwas zuleide getan?" fragte Annemarie traurig.

„Sie?" rief Fräulein Minna entrüstet. „Aber helfen könnten Sie mir. Wollen Sie Ihren Vetter Studenten bereden, daß er herüber zieht? Es täte ihm gut. Und auch die Unbereit macht mir Sorge. Ich möchte Herrn Morsach kündigen."

„Ferry bereden?" Annemarie erschrak und rief heftig: „Nein, das kann ich nicht!" Gleich darauf tat es ihr leid. Fräulein Minna sah aus wie jemand, der sein ganzes Herz hingehalten und es aus der Hand geschlagen bekommen hat, wie schlechte Ware.

Also faßte Annemarie diese Hand und sagte bittend: „Verstehen Sie mich nicht falsch! Dem Jungen wär's gut, und er wäre gut bei Ihnen aufgehoben, aber seine Mutter weiß uns nicht gern in demselben Haushalt."

Fräulein Minnas hageres Gesicht lächelte sich jetzt sogar eine Art Verklärung an, und vorsichtig legte sie ihre Rechte auf Annemaries warme Hand, dabei sagte sie heiter: „Nun, so kündige ich Morsach ohne das. Es freut Sie doch, Fräulein Rügemer? Ich habe heute Mittag gemerkt, daß er Ihnen zu viel ist. Wir verlieren eine Einnahme, aber es gibt zweierlei Art Rechnung zu führen. Mich freut's auch, wenn er draußen ist."

‚Sie freut's,' dachte Annemarie, als sie wieder allein war, ‚und ihre Schwester wird ihr Vorwürfe machen. Wenn ich nur einen Ersatz wüßte.'

Indem sie überlegte, unter welchem Vorwand sie Morsachs Zimmer als zweites für sich mieten könne, klopfte es, und die Magd meldete „den Herrn Studenten".

Sonst hatte Annemarie den in ihr Zimmer kommen lassen, heute war ihr das unmöglich. Sie sah ihn immer wieder, wie sie ihn am Libellentümpel gesehen hatte, und das machte ihr ihn zu einem fremden Mann.

„Was fällt Dir denn ein?" sagte er verdrießlich, als Annemarie in das schmale Empfangszimmerchen kam. „Hier kann man ja kein Wort reden."

„Hast Du etwas Besonderes?"

„Ich brauche dich allein. Deinen Rat brauch ich — deine Teilnahme —"

Er rannte ungeduldig in dem schmalen Gelaß hin und her, ohne Annemarie anzusehen, die still an der Tür stand und an Hermann Rinkharts Vermächtnis dachte.

„Wollen wir ein Stück zusammen gehen?" sagte sie nach kurzem Kampf. „In den Englischen Garten?"

„Das ginge. Aber gleich, mach Dich ſchnell fertig! Ich warte unten.“ Er griff nach ſeinem Hut und rannte voraus.

Als Annemarie nachkam, ſtand er mit Kathinka Birk mitten im Weg. Sie lächelte, und er hatte einen roten Kopf.

Kathinka ſtreckte Annemarie mit gnädiger Geberde die Hand hin. „Ihr habt es gut, Ihr könnt ins Grüne; ich ſoll bei unſerer guten Böhning ſtudieren, und es iſt ſo heiß.“

„Sie treiben es jetzt ſo ernſtlich“, ſagte Annemarie mit teilnahmloſer Höflichkeit.

„Ja, ſehr. Drei Rollen ſtudier' ich; wenn ich dieſe drei Rollen geſpielt habe, dann rücke ich meinem guten Papa mit dem fait accompli ins Haus, und das Lenbachſche Porträt nehme ich ihm als Beruhigungstropfen mit.“

Dazu lachte ſie hell und fröhlich wie ein Kind, das einen niedlichen Schabernack plant.

Annemarie nahm ſich zuſammen. „Ich wünſche Ihnen alles Gute dazu,“ ſagte ſie freundlich und meinte eine Entſchuldigung für Kathinkas ſprunghaftes Weſen gefunden zu haben. „Ich kann mir denken, wie ſchwer das geweſen iſt, bis die Liebe zur Schauſpielkunſt die allerlei Vorurteile Ihrer Erziehung beſiegt hat.“ Kathinka lachte hell auf. „Ach nein, Fräulein Rügemer, ſo iſt die Sache nicht. Nie hatte ich daran gedacht, überhaupt an keinen Beruf, ehe die Böhning von meinem Talent phantaſierte. Aber das Leben iſt ſo langweilig, immer dasſelbe, und wenn man älter wird, hört es ganz und gar auf. Das Theater hält jung, und ich ſoll ja ſo wie ſo alle Stunden eine neue intereſſante Rolle ſpielen. Nicht wahr, Herr Rinkhart? Es ſagen's alle, Freund und Feind, Sie haben's ja auch geſagt.“ Sie blinzelte ſchelmiſch übermütig zu ihm hinüber, der entzückt und verſtimmt neben den beiden Schönheiten ſtand.

„Aber jetzt habe ich keine Zeit mehr zu ſolchen Kindereien, jetzt ſtudiere ich die Adelheid, Rautendelein und Gretchen.“

„Ob Sie das Gretchen ſpielen können?“ ſagte Annemarie unwillkürlich.

Da war Kathinka kein lachendes Kind mehr, die ſchlanke Geſtalt reckte ſich, es blitzte hochmütig in den flimmernden Augen. „Wenn ich nicht alles kann, kann ich gar nichts.“

„Natürlich kann ſie es,“ ſagte Ferdinand heftig, als Kathinka außer Hörweite war. „Aber iſt das nicht Wahnſinn? Der Vater will nicht, die Mutter will nicht, ich will nicht“ —

„Du?“

Ferdinand errötete.

„Ja, Annemarie. Das wollte ich dir eben erzählen, daß ich da etwas zu wollen habe und ſie auf mich hören muß, und“ —

„Weil Ihr euch im Walde geküßt habt?“ Annemarie ſprach es ſehr leiſe, ohne ihn anzuſehen.

„Wenn du es weißt,“ rief er, „wie kannſt du fragen!“

Sie rannten nebeneinander im ſchnellen Schritt über die Ludwigſtraße. Atemlos er, atemlos ſie. Und in dieſer Atemloſigkeit erzählte er ihr, wie er ſchon lange fühle, daß Kathinka ihm gut ſei, daß er's ſeit dem Waldfeſt wiſſe, daß dieſe Studiererei eben auch nur eine Rolle ſei um ihn zu necken, weil ſie necken müſſe. Daß er ſich aber nun mächtig mit dem Examen eilen wolle, ſofort danach ſich mit Vaters Hilfe habilitieren und mit der Geliebten den Profeſſorenberg beziehen.

„Und an unſere Eltern will ich ſchreiben und dem Bienenſtock will ich die Braut vorſtellen, damit dieſer Rattenfänger, der Morſach, ſeine verdammte Kurſchneiderei

läßt. So etwas wie gestern Abend und heute Morgen ertrag ich nicht. Aber sie wehrt sich. Sie wolle nicht Braut genannt werden, sagt sie, ihre Mutter werde sofort nach ihr teiegraphieren, sagt sie, und es sei aus mit uns, wenn ich indiskret sei. Das ist doch Wahnsinn, Annemarie, wenn man sich lieb hat! — Und mit der Mutter läßt sich natürlich reden, die lockt man her und schmeichelt ihr's ab. Du aber, — tu mir den Gefallen, Annemarie, — Kathinka hält viel von Dir, sie ist ja anfangs sehr zuvorkommend gegen Dich gewesen, aber Du warst so kühl — sei jetzt ein wenig nett mit ihr, ja? Und setze ihr das alles verwandtschaftlich auseinander."

„Ich?"

„Du mußtest doch zu Hause allzeit mit dem reden, der keine Vernunft annehmen wollte. Damals wehrtest Du Dich nie."

‚Damals,' dachte Annemarie, ‚als ich noch oben wanderte auf meiner Glückshöhe und noch an mich glaubte. Aber nun bin ich selber unten im Gedränge, wo man von der Sehnsucht lebt und die Wege nicht mehr übersieht, wo einem die besten Worte nichts helfen'.

„Annemarie!" sagte Ferdinand dringend.

Da raffte sie ihre Gedanken zusammen und antwortete ihm: „Aber, Ferry, mir scheint, sie hat recht."

„So," brauste er auf, „das findest Du? Du meinst, so dürftet ihr Frauen mit uns umgehen: Hoffnungen wecken und dann wegwerfen wie alte Handschuhe. Deshalb mußte Nöhring enttäuscht und bekümmerten Herzens nach Hause fahren."

Nöhring? Annemarie erschrak. Das sollte ihr auch noch auf der Seele lasten? Nein, sie schob es von sich, mochte jeder mit seinen eigenen Torheiten fertig werden. Und Ferdinand mußte das auch.

„Kathinka hat dennoch recht," wiederholte sie fest. „Mag sie vorher unrecht gehabt haben. Wie kannst Du Dich binden, ein Knabe, der noch nicht weiß, was er in zwei, drei Jahren fühlen wird."

„Ich bin kein Knabe mehr."

Annemarie blieb stehen und sah ihn an. Er war verändert, ein schöner blühender Jüngling stand vor ihr, den die Kraft seiner Liebe hoch über den Pfaden der Wirklichkeit hinfliegen ließ, aber kein Mann, der nüchtern praktisch mit dem Leben fertig werden konnte, als ein guter Hausvater. Und wie oft würde er sich noch verwandeln!

Über diesem Anschaun fing das Herz wieder an zu reden. Sie vergaß den Libellenwinkel; er wurde ihr wieder der Kinderfreund vom Professorenberg, und ihm verging vor ihrem gütigen Blick die Empfindlichkeit über ihr „Mißverstehen". — Sie war es ja doch: seine Annemarie, sein Zwilling, dem er alles sagen konnte.

Und nun kam im Weitergehen eine lange traurige Klage über seine große Liebe und über all die wundervollen und quälenden Eigenschaften seiner Angebeteten. Alles, alles kam, was liebende Herzen fühlen, nur kein Zweifel daran, daß auch er von einem großen flammenden Herzen geliebt werde.

Anfangs hörte Annemarie zu, mit Rührung und Verwunderung, dann aber, als in ewig gleichem Rhythmus das gleiche Hohelied erklang, kamen die eigenen Gedanken wieder. Wie war doch selbst diese große Liebe klein und leicht zu nehmen gegen das Gespenst, das Joachim bedrohte! Alles andere hatte Zeit, und wo Zeit ist, ist Hoffnung. Entweder Kathinka liebte Ferdinand und wartete auf ihn, oder er überwand seine Schwärmerei. Das war so einfach. Joachim aber —

„Willst Du mir die Liebe tun und Thinka als Schwester begrüßen und behandeln, Annemarie?"

Sie hörte nur den Frageton und sah Ferdinand verständnislos an. Da brauste er auf. „Wenn du nicht willst — wenn du nicht einmal zuhörst —!"

Brach wieder ab, lief mit großen Schritten in den nächsten Seitenweg und verschwand.

Annemarie war's, als sei ein tosender Wasserfall plötzlich verstummt. Sie stand im Schatten einer blühenden Linde, der feine Duft umhüllte sie, der Rasen leuchtete wie Edelstein im Sonnenlicht. Ein kleines klares Wasser bewegte sich langsam durchs Gras, und drüben stand buntes Laub, Rotbuchen bei Silberpappeln, dunkle Tannen bei lichtem Birkengehänge. — Wie schön war die Welt, — und Joachim war fertig mit dieser schönen Welt, ehe denn er fertig geworden. Wohl hatte sie durch das Fenster hinausgeschaut in die himmlische Herrlichkeit; aber sie blendete den Blick wie das strahlende Sonnenauge, das dort über den Tannen dem Horizont zuglitt. Und wußte sie, Annemarie, denn, ob das düstere Tor, das sich Joachim weit und bedrohlich öffnete, der Weg zu jenem Glanze war? —

Ein Pfauenauge schwebte schweren Flugs über die Wiese, zwei Zitronenfalter flirrten kosend höher und höher ins Blau, und aus dem Busch kam ein leises verschämtes Zirpen: junge Brut, die ihre Kehlen prüfte.

Eine tiefe schmerzliche Sehnsucht nach dem heimischen Berggarten kam über sie. Dort auf der Bank sitzen, vom Grün geborgen, und hinaus sehen über die weichen Höhen, die sich im Abendlicht röten, und fühlen, daß im Hause Frieden und Freude auf einen warten. Und keine Aufgaben, denen weder das Wissen noch das Können gewachsen ist. — Das Blut stieg Annemarie ins Gesicht. Sie wußte auf einmal, wie verkehrt sie es mit Ferdinand angefangen hatte, weil sie mehr an ihr Mißbehagen über Kathinka gedacht, als an ihn, und nun fiel ihr auch noch ein, was im Ameisenhügel auf sie wartete und was sie um keine noch so friedliche Schönheit der Welt warten lassen durfte.

Schnellen Schrittes ging sie der Stadt zu. Dabei überholte sie eine Spaziergängerin, die langsam durch die Sonne schlich.

„Sie sind es, Fräulein Hierling," fragte sie erstaunt. „Haben Sie sich den Fuß verletzt?"

Die blasse Lore wurde für einen Augenblick dunkelrot, dann sah sie Annemarie mit verlegenem Lächeln an.

„Nein — es ist nur — wenn Dore mich nicht sieht, lasse ich mich ein bißchen gehen."

Jetzt erschrak Annemarie; das sagte so viel. — Hatte das kleine Ding denn schon immer so krank ausgesehen und keiner ihrer übereifrigen Mitmenschen hatte es gemerkt?

„Wollen wir uns ein wenig setzen, ehe wir weitergehen?" fragte sie zögernd.

Lore gab nach, und als sie saß, schloß sie die Augen, müde, ganz müde. Annemarie betrachtete die jungen hübschen Züge, die so welk und leidend aussahen und doch so still und ergeben.

„Wollen Sie mir nicht sagen, was Ihnen fehlt?" sagte sie endlich mit der Stimme, die so sanft und mutig klingen konnte, sobald sie sich selber vergaß.

Lore öffnete die Augen und sah Annemarie an. Sah Kraft und Schönheit und dachte: wer den Kopf an deine Brust legen dürfte, der wäre geborgen. — Aber auch in ihre Augen sehen und reden war Erquickung, reden können — einmal reden! —

„Ja, ich will es Ihnen sagen. Ich hab' einen freien Nachmittag, da konnt' ich allein ausgehen und war beim Arzt. Ich hätte danach gleich nach Hause gesollt, aber wir haben's so heiß, und ich dachte, das Grün und die Luft machen doch Kräfte." Sie schüttelte den Kopf. „Beinah traurig hat mich's gemacht. Das ist alles so schön, und

es bleibt doch dabei, mir iſt nicht zu helfen. Nur, Dore ſoll es nicht eher merken als nötig iſt. Meine arme luſtige Dore! — Denken Sie nicht ſchlecht von mir, ſonſt bin ich tapferer. Der Sonntag war zu anſtrengend für mich; wenn man ſehr matt iſt, wird man feige."

„Aber Fräulein Lore," flüſterte Annemarie, „liebe, kleine Lore, Sie fangen Grillen. Sie ſind noch ſo jung."

Lore ſchüttelte den Kopf. „Eben weil ich ſo jung bin. Mir iſt nicht zu helfen. Ich bin auch ſchon fertig damit. Ich habe viel Schönes erlebt, und die Bienen jetzt und die Ameiſen — wenn ich mit denen zuſammen bin, iſt mir, als leſe ich in meinem Gedichtbuch. Nur um Dore ſorg ich mich noch, um meine luſtige Dore — aber auch das —" Lore ſah in die Ferne hinaus mit einem Ausdruck tiefen Vertrauens, das ihre kleine kranke Geſtalt zu rührender Schönheit verklärte. „Das Rechte wird für ſie kommen."

‚Die iſt damit fertig geworden,' dachte Annemarie, ‚dies kleine armſelige Ding in ſeinem heißen Stübchen, das Gott weiß wie jämmerlich iſt, in Laſt und Plagen, unter Arbeit und Entbehrung, im Angeſicht aller ungenoſſenen Freuden des Lebens iſt ſie damit fertig geworden — und Joachim — und Ferdinand — und ich —'

„Wollen Sie mir einen Gefallen tun?" fragte ſie dann haſtig.

„Ich?" Lore ſah plötzlich faſt froh aus.

„Ja, mir und Fräulein Minna, Elſabeth und vielleicht auch Ihrer Dore." Und dann bot ſie den Schweſtern eine Sommerfriſche in Morſachs verwaiſtem Zimmer an.

Das Blut ſtieg Lore in das ſchmächtige blaſſe Geſichtchen. Alle Vorteile, die ihrem kleinen knappen Haushalt dadurch erwuchſen, die kühleren Nächte, die Ablenkung für die Schweſter, kamen ihr mit einem Schlag vor die Seele. „Ach", ſtammelte ſie, „ach ja — aber dies viele Geld, liebes Fräulein Rügemer."

„O Kind," ſagte Annemarie, „das Geld! Ich habe Geld genug und kann mit meinem Geld weder Ihnen noch Elſabeth noch — den andern helfen."

Lore nahm Annemaries Geſchenk an, wie Sterbende nehmen: ſie wehrte ſich nicht mehr gegen das Gute, was ihr kam, und dachte nicht mehr an Vergelten und Erſetzen; alles Kleinliche war ſchon von ihr abgefallen.

Fräulein Minna murrte zunächſt. „Sie wollen mir wohl Schelte erſparen? Reden Sie mir keine Lügen vor — ich kenne Sie. Aber der Blaubart iſt fort, und die Dinger können kommen."

Annemarie mußte lachen, lachend ſchüttelte ſie Fräulein Minna die Hand. Da lachte auch die in tiefen fröhlichen Tönen und ging lachend in ihre Küche.

Tante Pinchen ſah ihr ſtaunend nach: „Wir bekommen ſüdliches Klima, die Gletſcher ſchmelzen!"

Nun war eine ſanfte Freude in Annemaries Herzen, als ſie mit Joachim und Elſabeth ins Theater fuhr, aber die kleine Freude blieb nicht lange am Leben, Joachim ſah allzuübel aus und ſeine Laune war gallig. Er hatte ſich den Tag über zuviel zugemutet und wollte ſich nicht zugeben, daß Wagners Siegfried, den er erzwungen hatte, an ſeinen Nerven reiße.

Annemarie hörte nichts von der Muſik. Angſtvoll beobachtete ſie Joachim, ſuchte in ſeinem Geſicht nach den Spuren der Krankheit und in ſeinem Weſen nach den Zeichen der Seelennot. Mimes Gewimmer und Wodans Weisheit gingen ihr verloren, erſt als Siegfried Nothung ſchmiedete, das neidige Schwert, kam etwas von dieſer Kraft und Siegesſtimmung über ſie.

Elſabeth tat es gut; Elſabeth glühte und jubelte. Solange noch ein Ton aus der Tiefe dieſes wunderbaren Orcheſters heraufklang, war Guido Morſach vergeſſen.

Joachim aber ſagte, als der letzte Ton verklungen war, bitter: „Das hat er ganz fein herausgearbeitet, der Hexenmeiſter von Bayreuth. Erſt fällt Mime über uns her, die tückiſche Verkörperung des ekeln Alltags. Dann zerreißt die Doppelliebe unſer Leben, weil wir über der klugen Gutrune die Feuerbraut unſeres Herzens vergaßen, und am Ende trifft uns hinterrücks das tückiſche Ungeheuer Tod.“

„Prr!“ rief Elſabeth fröhlich. „Was haben Sie für eine grimmige Phantaſie! Aber ſo iſt es gar nicht: am Ende ziehen wir jubelnd über die ſiebenfarbige Brücke in Walhalla ein, und alle irdiſche Unvollkommenheit iſt von der heiligen Flamme verzehrt.“

Zweiundzwanzigſtes Kapitel.

‚Der Blaubart iſt fort,‘ hatte Fräulein Minna geſagt, aber Tante Pinchen wollte ihn am Abend unten vor der Tür geſehen haben, und die Überlegung, was er da ſuche, gab den Ameiſen ein anregendes Thema.

Er war's auch geweſen, wenn ſchon nicht um als Toggenburg zum Ameiſenhügel hinauf zu ſeufzen, wie eigentlich alle verlangten. In die Helikonhausflur war er getreten und hatte da, mit der Uhr in der Hand, zwei Minuten gewartet. Dann war Kathinka Birk lächelnd die Treppe herabgekommen.

„Pünktlich ſind Sie —“ Morſach ſteckte die Uhr in die Taſche.

„Das klingt, als ob Sie nicht eine Minute für mich verwarten würden,“ ſagte Kathinka. Sie lächelte dazu, aber ihre Augen waren ſo zärtlich traurig, daß es ihn rührte. Ganz plötzlich legte er ſeine weichen Hände ſanft um ihre Wangen, neigte ſich und küßte ſie.

Die Hausflur war leer und ſtill. Die Dämmerung, von der man draußen noch wenig ſpürte, breitete hier ſchon tiefe Schatten, denn Morſach hatte die Tür geſchloſſen, durch die ſonſt eine Laterne tief herein leuchtete. Hinter dieſer Tür lärmte die Stadt, ganz oben im Haus übte Weibezahn, davon kamen verlorene geheimnisvolle Töne herab.

Kathinka Birk rührte ſich nicht, ſie ſchloß die Augen und ließ Morſach küſſen.

„Haſt du begriffen, was ich dir ſchrieb?“ fragte er leiſe.

„Ja. Du biſt ja ein Dichter. Ein Satyriker biſt Du. Du biſt alles.“

Sie ſprach leiſe wie er — es klang beinah wie ehrfürchtige Bewunderung.

„Ein Narr bin ich,“ antwortete er und küßte ſie wieder.

Und dann noch leiſer als vorher: „Kommſt Du mit?“

Da ſah ſie ihn an: groß, fragend und ein wenig unruhig.

„Haſt Du mich lieb?“

Er lachte leiſe. Kathinka fühlte ſeine Hände an ihren Schultern, dann ließ er ſie herabgleiten und zog ihren Arm dicht an ſich. So führte er ſie hinaus auf die Straße, um die nächſte Ecke, und dabei redete er in ihren Nacken hinein, wo die flimmernden Haare das winzige Ohr verdeckten: „Verliebt bin ich in Dich, heillos verliebt.“

‚Von heute auf morgen und nimmermehr,‘ dachte ſie und redete ſich doch etwas anderes ein: ‚Wenn du ihn doch einen Tag lang mit all deinen Reizen und Künſten und Zärtlichkeiten umſpinnen könnteſt, bändeſt du ihn dir feſt ans Herz. Einen Tag lang — zwei, drei Tage lang.‘

„Ein Flug ins blaue Land der Träume, ein paar königliche Tage, wie ſie die Knechte nicht zu leben verſtehn, weil ſie vor allem Angſt haben, auch vor dem Glück,“ klang es ihr leiſe ins Ohr. „Kommſt Du mit?“

„Ja, ich komme,“ flüſterte ſie ſchnell.

„Du biſt ein lieber Kerl. Der Teufel hole alle Gletſcherjungfrauen.“ Das klang ganz fröhlich.

„Aber ſie iſt ſchön,“ ſagte Kathinka träumeriſch und dachte an Schwinds Jungfrau, die ſie am Morgen in der Galerie geſehen hatten, hoch und ragend und vom Abendlicht überglutet.

„Ja,“ antwortete er trocken, „ſchön, kalt und tödlich; ich brauche warmes, lebendiges Leben.“

„Da —“ Kathinka ſchmiegte ſich an ihn — „da haſt Du es.“

Er nahm's und führte ſie in ein kleines Theater, außen und innen weit ab vom Siegfried, er ſelber dachte mit ſpöttiſchem Vergnügen daran, wie weit.

Als er aber Kathinka zurück brachte, fuhr auch drüben der Wagen mit Annemarie und Elſabeth vor. Morſach mußte in das Haus eintreten, um ihnen nicht zu begegnen, und er brauchte ſeinen ganzen aus Stolz und Hochmut gemiſchten Kehrmichnichtdran, um das bittere Gefühl zu überwinden, das ihn beim Anblick Annemaries überfiel.

Kathinka, die mit dem Hausſchlüſſel in der Hand wartend neben ihm ſtand, ſagte plötzlich in zorniger Haſt: „Geh nun!“

Draußen rollte der leere Fiaker davon. Einen Augenblick wartete Morſach noch aller Überlegung bar; er wußte gar nicht, wer neben ihm ſtand. Dann zwang er ſeine Gedanken zur Ordnung.

„Geh!“ bat Kathinka weich und bittend.

Da beugte er ſich über ſie, küßte ihre Stirn zart und leiſe, denn er dachte dabei an die andere: „Gute Nacht, auf Morgen.“

„Gute Nacht,“ flüſterte die ſchöne Thinka und huſchte die Treppe hinauf, „gute Nacht, gute Nacht, auf morgen.“

Als ſie an Wendelins Tür vorbeikam, dachte ſie an jenes erſte Mal, wo ſie auf dieſer Treppe gegangen war und in eiferſüchtiger Sorge Annemarie Rügemer und Doktor Wendelin nebeneinander geſehen hatte. Da lachte ſie leiſe und fröhlich auf.

‚Was für ein Narr bin ich geweſen. Mögen ſie miteinander gehen, oder nebeneinander, oder voneinander, was kümmert's mich! Ich habe drei Tage vor mir zum Glücklichſein, drei Tage ſind mein — nun will ich ſehen, ob ich zur Siegerin geboren bin.‘

Wendelin ſtand am Fenſter, als ſie draußen vorbeilief. Er hatte auf den Wagen gewartet, der die drüben nach Hauſe brachte. Nun waren ſie oben, Elſabeths Fenſter wurden hell.

‚Jedenfalls habe ich nicht mehr gearbeitet, als wenn ich mitgegangen wäre,‘ dachte er, der all ſeine Weisheit vor dem paniſchen Schrecken verbraucht hatte. Daheim an ſeinem Schreibtiſch quälte ihn Torheit über Torheit.

Sein Herz grollte Annemarie und bat Annemarie um Verzeihung, zehnmal im Wechſel einer Minute, einen ſehr langen Tag lang.

Was dachte, was fürchtete er denn?

Nichts — nichts! — Dies durfte er nicht fürchten.

„Lilien haben ein zäheres Leben als die glühenden Flattergeſchöpfe,“ ſagte er mit einem tiefen Atemzug, als ſein Blick die vergeſſenen Blumen traf, die in der

Sehnſuchtsvaſe verdurſteten. Warf die welken Roſen zum Fenſter hinaus und gab den weißen Blüten zu trinken.

Aber die ſymboliſche Handlung hatte ihm nichts geholfen. Er wachte unruhvoll in die Nacht hinein, und der ſtarke Duft der ſterbenden Blumen benahm ihm den Kopf.

Was er auch denken und ſich zurechtlegen wollte, es wurde immer wieder das eine: ‚Morgen kommt ſie — einmal noch und vielleicht nie wieder; aber die Stunde iſt mein.‘ —

Die Stunde kam. Ihm war zumute wie dem Feigling vor der Schlacht, wie dem Angeklagten, der ſein Urteil erwartet, wie dem Schiffbrüchigen, der alle Wenn und Aber erwägt, die ihn hätten ſicher in den Hafen bringen können. — In fünf Minuten mußte ſie daſein.

Draußen klingelte es, die Kartlmayer erhob ein Gerede. Darauf öffnete ſie ſeine Tür und ſagte herein: „Das Mädchen von drüben. Un's Fräulein Rügemer läßt ſich entſchuldigen. Joa woas is döas denn jetz für a Unruh?“

Zorn und Eiferſucht flammten in Wendelin auf; mit fliegenden Buchſtaben ſchrieb er auf einen Zettel: „Sie haben kein Pflichtgefühl mehr!“ ſchob ihn in einen Umſchlag und gab ihn der Botin.

Dann horchte er, wie die treppab ging, und horchte weiter, als ob er auch das Treppauf drüben hören könne. Ans Fenſter trat er nicht.

Da riß es draußen in die Klingel, daß es langatmig über den Flur hinſchrillte. ‚Schon,‘ dachte Wendelin und ſpürte den Herzſchlag in allen Adern.

Aber es war Monſieur, der ohne zu klopfen ins Zimmer ſtürmte; ſein Hausrock flog, das Briefblatt in ſeiner Hand ſchwang er in zornigem Triumph, wie der Indianer des Feindes Skalp.

„Mir Spott!“ rief er aus. „Ich war zehn Jahre in Paris.“

Wendelin lachte den Störenfried grimmig an. „Wagt ſich der Spott bis zu Ihren Höhen?“

„Bitte,“ fiel Mangold ein und machte eine königliche Handbewegung; „Sie haben auch Ihr Teil abbekommen. Man hat Sie den Bohrwurm genannt:

Der Holz zu Mehl zermürbt,
Das ungenießbar bleibt,
Und eh er küßt und trinkt,
Moralſentenzen ſchreibt.

Auch nicht übel. Nicht wahr? Aber das Tollſte iſt: ſie ſind fort!“

„Wer?“ fragte Wendelin, der ſeine Gedanken überm Horchen nach der Treppe mühſam zum Helikon zwang.

„Morſach und unſere Schöne.“

„Phantaſie!“

Monſieur ſchwang noch einmal ſeinen Zettel. „Da hab' ich die Beſtätigung. Fräulein Birk iſt freilich gereiſt, um ein paar Tage im Innsbruck mit Verwandten zuſammen zu treffen, und Morſach wurde ja wohl, gegen ſeinen Willen, drüben hinauskomplimentiert, — was wir auch nicht wüßten ohne die Poeſie in meiner Hand, und wir waren ganz harmloſe, gläubige Leute; nun aber ſpielt ihnen der Teufel den Streich. Kathinka iſt fort, Joſepha räumt auf und findet dabei dieſen Zettel. Verſe — Morſachs Handſchrift — auch meine Tochter gehört zu Eoas Geſchlecht. Da ſind wir ja niedlich abkonterfeit: Die vom Helikon als Motten, die ſich für Prachtflügler halten, die Ameiſen als kleinliche Pflichtrenner. Den Honig des Bienenſtocks nennt

man Nahrung für Kinder und bleichsüchtige Backfische. Zum Schluß kommt eine eitelkeitgeschwollene Schilderung vom Leben der Paradiesvögel und der Rat, dies Leben einmal mit ihm zu versuchen. — Die Paradiesvögel sind zusammengeflogen!"

„Lassen Sie sie fliegen, Monsieur, Art sucht Art."

„Bitte, lieber Doktor, die Dame hat ihre Sachen bei uns. Die Dame will wiederkommen. Ich aber habe Mutter, Weib und Tochter um mich!"

Monsieur erwartete Zustimmung auf diesen feierlich abgetönten Ausruf; als er Wendelin fordernd ansah, merkte er, wie wenig der bei der Sache war. „Ich störe," sagte er empfindlich, „Sie arbeiten. Wohl dem, der allzeit in einer Luftballonhöhe haust, wo unsere Erdenschwüle nicht mehr hinanreicht. Mir wäre es in den Regionen zu kalt."

Und mit großen Schritten ging Monsieur wieder treppan, wo mitfühlendere Herzen schlugen. — Die Kartlmayer war schon vorher davon gerannt; ihr Strickzeug lag verloren auf der Schwelle der Bibliothektür.

Sie selber aber stand drüben im Ameisenhügel vor Annemarie und redete auf die ein, alles fein durcheinander, durch seine vielfältige Wiederholung aber verständlich: daß die Herrn Bienen narrisch geworden sein. Und wie das da oben im Helikon zugehe? Und was der Herr Bruder Student dazu sagen werde? Und warum sie nicht mehr komme, wo, was ihr Herr Doktor sei, doch extra schöne Blumen für sie in die Bronzevasen gesteckt habe?

Ja, warum ging sie nicht? Heute gab es kein äußerliches Hindernis, und doch saß Annemarie regungslos auf demselben Platz, an dem sie Wendelins zorniges Briefchen empfangen hatte und rührte sich nicht; auch jetzt noch nicht. Das was die Kartlmayer vom Helikon berichtete, nahm ihr den Atem.

Endlich stand sie auf.

„Jetzt kommt sie!" schrie die Kartlmayer. „Dös is gscheid."

„Frau Kartlmayer," sagte Annemarie leise, „wollen Sie mir etwas zuliebe tun?"

Frau Kartlmayer wollte ihr einfach alles zuliebe tun, „selbsten verdursten, woans sein muß."

Als Annemarie nicht einmal dazu lächelte, wurde die Behäbige bedenklich und sie versprach fast kleinlaut „goanz fest in die Hand", daß sie keinem etwas von den gefundenen Versen erzählen wolle, noch von dem, was Monsieur deshalb vermutete. — Vielleicht erfuhr dann der junge Herr nichts davon.

Die Schwierigkeit dieser Schweigeaufgabe bedrückte Frau Kartlmayer so, daß sie alles andere vergaß und ohne weiteres Drängen allein wieder gaßüber ging.

Als sie weg war, verschloß Annemarie ihre Tür, die Knie zitterten ihr noch.

‚— Es wird nichts helfen — er erfährt es doch — und dann reist er nach, beleidigt Morsach — es kommt zum Zweikampf —'

Annemarie starrte auf das Stück blauen Sommerhimmels, das durch ihr Fenster hereinleuchtete. Was sollte sie tun? — Doch nicht stillhalten, doch nicht zusehen!

An alle Menschen und alle Zufälle dachte sie, ob sie helfen könnten, an nahe und ferne — selbst eine Bitte an Morsach kam ihr in den Sinn, den Knaben zu schonen. Nur an Wendelin drückte sie sich vorbei, bis es eben doch nicht mehr ging und sein Name auf sie eindrang trotz aller Abwehr, als kämen ihre Gedanken aus einer fremden, stärkeren Seele: Wendelin — — Wendelin könnte Ferdinand hüten, — Wendelin müßte Joachim zu einem tüchtigen Arzt bereden, — Wendelin würde die Eltern durch Nöhring vorbereiten.

‚Ach, Wendelin könnte alles, und er täte es auch — nur daß ich ihn nicht bitten will, ihn nicht! Nicht mehr. — Nein, ich kann nicht.‘

Sie drückte den Kopf in die Hände.

‚Nein, ich kann nicht, ich kann nicht mehr in dem roten Sesselchen sitzen. Helft euch allein.‘

Sie zerknüllte Wendelins Zettel und trat an das altväterische Schreibpult: auf andere Gedanken kommen!

Aber wie? Da lag Joachims letzte wissenschaftliche Arbeit und Ferdinands vernachlässigtes Nachschreibeheft. Ein Brief Lidas lag da, die Tausenderlei von dem Bruder wissen wollte, „der nie mehr schreibe“, und unter diesen Dingen von heute und gestern Hermann Rinkharts Tagebücher.

Wo sie etwas an Hermann Rinkhart erinnerte, hörte sie auch sein „letztes“ Vermächtnis: Wissen und Können und sich doch von dem Herzen regieren lassen. — Alle Torheiten und Irrwege wissen, alle Winkelzüge und Schwachheiten ringsum erkennen können und sich nicht mit kühlem Danebenstehen begnügen.

Es war doch schwerer, als Annemarie im ersten Augenblick gedacht hatte. Auch das Führen eines Zauberstabs will gelernt sein.

Sie griff noch einmal nach Wendelins Zettel, strich ihn glatt und sah grübelnd auf die großen, hastigen Buchstaben. — ‚Was würdest du tun, wenn du nur an die anderen dächtest?‘

Annemarie schob die Bücher zusammen und griff nach ihrem Hut: ‚Wendelin bitten, daß er uns hülfe.‘

Ohne sich noch einmal zu besinnen, ging sie hinüber.

Wendelin hatte sie nicht mehr erwartet. Als sie eintrat, sprang er auf und starrte sie finster an.

Sie blieb an der Türe stehen, wie jemand, der auf der Flucht ist, und sagte ohne Gruß und Einleitung: „Ich komme nicht Ihrer Arbeit wegen, ich möchte Sie um etwas bitten.“

Das Blut stieg ihm ins Gesicht, sie dachte aus Ärger über das, was er für Eigensinn halten mußte. Aber er sagte sehr schnell: „Ich habe auch eine Bitte. Lassen Sie mir das Vorwort. — Um unsrer guten Winterfreundschaft willen: sagen Sie mir, was Sie so veränderte! Hat Morsach Sie so umgeworfen?“

Jetzt glühte ihr Gesicht.

„Mein Gott,“ fuhr er heftig fort. „Lassen Sie uns doch ruhig davon reden. Gestern schienen Sie fertig damit zu sein. Ich — ich muß wissen, wie es steht. Grämt Sie seine Abreise so? Soll ich ihn wiederholen?“

Annemarie zürnte ihm wegen dieser Frage und war doch froh, daß sie getan worden war.

„Deshalb komme ich,“ sagte sie hastig, „Sie müssen ihm helfen.“

„Morsach?“ fragte Wendelin fassungslos.

„Ach, Morsach — Ferdinand!“

‚Da liegt's?‘ dachte Wendelin zornig. ‚Ferry, der Knabe! Unreif und flüchtig und jedem äußeren Einfluß preisgegeben, dem wirft sie ihr Herz nach.‘

Aber nun redete Annemarie, und solange sie von den anderen sprach, konnte sie Wendelin voll und ehrlich in die Augen sehen und zutraulich wie in den ersten Tagen klang ihr Schlußwort: „Helfen Sie unserm Jungen.“

‚Unser Junge‘ — wie warm ihm das machte. Das Antworten vergaß er über der Freude an diesem unbewußten Wort, und als sie mit leisem Drängen wieder

begann, antwortete der frohgelassene alte Herr: „Das ist aber wirklich nichts zum Haarsträuben und Gänsehautkriegen."

Alle Schmerzen, die diese Gelassenheit Annemarie schon bereitet hatte, wurden in diesem Augenblick lebendig, und sie rief mit sechzehnjährigem Ungestüm: „Ich wäre gewiß nicht gekommen, wenn ich gewußt hätte, wie viel kaltherzige Selbstsucht in Ihnen ist!"

Auch das tat ihm gut.

„Fräulein Annemarie," sagte er herzlich. „Wir sind doch keine Kinder, die sich zanken müssen, wenn ihnen angst ist. Wollen wir nicht lieber zwei Soldaten sein, die sich im Lebenskampf helfen, so gut es geht?"

Der Schein eines Lächelns ging über ihr Gesicht. „Ich glaube, ich möchte mich ganz gern einmal zanken."

Jetzt lächelte auch Wendelin.

„Der Versuch läßt sich machen. Vorher aber wollen wir von Ferdinand reden, der, wennschon ein Knabe, so doch hoffentlich von dem Holze ist, aus dem Männer wachsen. Ich verspreche Ihnen, mich seiner Herzensnöte anzunehmen, obgleich wir über den schönen Schmetterling schon einmal aneinander geraten sind. Ich wollte damals, als der Paroxysmus begann, den Eckart machen, er aber schien zu denken, er sei meinen Gefühlen im Wege. Da dacht' ich denn: Tobe dich aus, mein Junge, ist der Krankheitsstoff verzehrt, verliert sich das Fieber von selber. Und wenn er jetzt angesichts dieses nicht zur Vernunft kommt, wird er auch auf anderer Leute Vernunft schwerlich hören. Was nun den romantischen Teil Ihrer Furcht betrifft — glauben Sie mir, Morsach nimmt weder das Mädchen noch den Nebenbuhler ernst und würde hier ein Duell mit glatter Überlegenheit zu vermeiden wissen. Aber Sie sollen Ihre Beruhigung haben, ich werde den törichten Studenten in den nächsten Tagen zu überwachen suchen."

„Wie soll ich nun zanken?" sagte Annemarie.

„Ich glaube, das tut Ihnen wirklich leid. Aber es kann ja noch werden. Ich habe auch allerlei Zunder dazu bereit liegen."

„Sie?" Annemarie kroch wieder in ihr Schneckenhaus.

„Ja!" rief er, und das Blut stieg ihm jäh bis in die Stirn. „Was will Joachim hier?"

Einen Augenblick zögerte Annemarie, dann sagte sie leise: „Das war das andere, worum ich Sie bitten wollte. Es ist Verrat, aber ich weiß mir nicht zu helfen."

„Das?" rief Wendelin, als sie gesprochen hatte. „Ihnen hat er aufgebürdet, was ihm zu schwer war."

„Deshalb schiebe ich es ja auf Ihre Schultern," fiel sie bittend ein. „Seien Sie gut mit Joachim. Helfen Sie ihm — ich — kann es nicht."

Da faßte Wendelin nach ihrer Hand. Aber nun sie ihm all das ausgeliefert, was sie breit und schützend eingehüllt hatte und nichts mehr in ihrem Herzen war als ihre Liebe, fühlte sie wieder, daß sie etwas vor ihm verbergen mußte.

„Nun will ich gehen," sagte sie und griff mit der Hand, nach der Wendelin die seine ausstreckte, nach der Tür, von der sie all die Zeit über nicht gewichen war.

Verwirrt sah Wendelin sie an. „Gehen? — Jetzt — nach alledem? Und wir — unsere Arbeit — unsere —"

„Nein, nein! Nicht heute. Haben Sie Gedanken dafür? Und Zeit? Sie wollen zu Ferdinand. Sie wollen zu Joachim. Muß das Buch nicht warten, wenn das Leben drängt?"

Digitized by Google

„Gut," sagte er langsam, „warten wir, weil die anderen nicht warten können. Aber," und nun überstürzten sich plötzlich die Worte, „Sie vergessen das Buch nicht über dem Leben, Sie kommen wieder! Ich habe Ihr Wort."

„Ich komme, sowie ich kann!" Und jetzt gab sie ihm die Hand zu einem festen Versprechen.

Gleich darauf war Wendelin wieder allein und stand in einem schwindligen unklaren Gefühl da, als seien ihm von einem Trunk alle Gedanken verwirrt.

Wie war es denn nun mit ihm? Eilte sie so um Ferdinands oder um ihrer selbst willen? War auch er nur irgend ein Mann wie Morsach, dessen Liebe sie beleidigen würde, oder war er der Helfer, den sie dem Hilflosesten vor allem gönnte?

Selber hilflos, strich er sich über die Stirn: ‚aber der vor dir steht, ist dir unter schillernden Schleiern verborgen.'

So ist's und nicht nur bei den anderen.

Da schob Wendelin alle Quergedanken beiseite und ging treppauf, um sich Ferdinand Rinkhart zu einem Gang ins Laboratorium zu holen.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Joachim sah übel aus und pochte auf die Rücksicht, die man einem Kranken schuldig sei. Zu jeder Tageszeit verlangte er Gesellschaft, denn sowie er allein war, drangen alle versäumten Stunden, alle unerfüllten Lebenspläne, alle ungenossenen Daseinsfreuden wie Folterknechte auf ihn ein. Und je feiger er seinen Gedanken auswich, statt sie mannhaft zu bestehen, auf desto bösere Martern besannen sie sich, falls sie seiner in der Einsamkeit der Nacht habhaft wurden.

Wendelin versuchte die Last dieser Unruhe von Annemarie auf Ferdinand zu schieben; damit hinderte er eine kopflose Abreise des Studenten, ohne daß er sich aufdrängen mußte. Er machte es freilich damit beiden nicht recht. Joachims eigensinniges Herz verlangte nach Annemarie, Ferdinands verliebte Unruhe dachte, des Bruders Bärenführer könne jeder andere besser machen. Als ob Brüder einander nicht immer langweilten.

Da aber die Mangolds oben ihre Zunge hüteten und außerdem am nächsten Morgen ein buntes Kärtchen Kathinkas kam, ‚an den ganzen hochhorstenden Helikon' überschrieben, beglaubigt durch den Poststempel Innsbruck und eine tantenhafte Mitunterschrift, so wurde er williger und widmete sich Joachim, ‚mit rührender Gründlichkeit' nannte er's selber.

Aber je ‚gründlicher' Ferdinand dabei war, desto matter und verstimmter kam der andere am Mittag und Abend zu den Ameisen.

Annemarie sah Wendelin vorwurfsvoll an: ‚Versprachst du mir nicht?' Und um dieses Blickes willen schob Wendelin am dritten Abend den Studenten beiseite und geleitete Joachim nach seinem Quartier mit der festen Absicht, diesmal aufdringlich zu sein.

Joachim fühlte die Absicht und begann mit nervöser Hast nach Hermann Rinkharts Vermächtnis zu fragen.

‚Das ist er seinem Neffen geworden,' dachte Hartmut, ‚ein Vorwand, nichts weiter.' Unwillkürlich blieb er stehen; Joachim wiederholte gereizt seine Frage.

Da antwortete Wendelin ernſt: „Es iſt ſeiner würdig," und fügte ſchnell, ehe eine zweite Ablenkung kommen konnte, hinzu: „Aber liegt uns nicht anderes näher? Wir haben uns bis jetzt feige daran vorbeigedrückt, — ſollten wir nicht lieber einmal wie Männer und alte Freunde davon reden?"

Joachim ſtöhnte. „Siehſt Du es auch ſchon?"

„Ich vermut' es. Dein Hierſein muß doch einen Grund haben. Du willſt Dich von unſerer hieſigen Berühmtheit unterſuchen laſſen, den Vater ſchonen, Deine Frau nicht voreilig ängſtigen."

Joachim wollte von Wort zu Wort dazwiſchen fahren, aber Wendelin ſprach unbeirrt weiter, als ſei jede andere Meinung unmöglich, und ſeine Ruhe beruhigte den nervöſen Mann.

Sie ſtanden inmitten der Straße, über die ſich die erſte leichte Dämmerung breitete; es war ſehr ſtill in der großen Stadt; was lärmen wollte, war Buſch und Baum nachgezogen. Irgendwo in der Nähe wurde das Don Juan-Menuett geſpielt: leichte Anmut, dazwiſchen der Wiſſende ſchon die ernſten Klänge der Vernichtung vernimmt. Aus einer Hausflur klang leiſes verliebtes Gekicher. Über eine Mauer herüber ſchwebte der Duft einer einſamen Linde.

„Wollen wir ein Glas Wein zuſammen trinken?"

Als ſie dann in dem kleinen Wirtsgarten einander gegenüber ſaßen und der duftende Blütenſtaub in ihren Rüdesheimer flog, berichtete Joachim zum erſtenmal ſachlich von dem, was ihm Leib und Seele marterte, und das offene Wort nahm etwas von dem Grauen weg, durch das er ſein Schickſal wie durch einen verwirrenden Schleier ſah.

Wie erſt gegen die Ausſprache, wehrte er ſich dann gegen den Troſt. Aber es war nur ein Scheingefecht, denn der Jugendfreund gab ihm, was er von Annemarie erhofft, ſich aber durch die Leidenſchaft der Gewitterſtunde verdorben hatte.

Am anderen Morgen bekam Annemarie abermals einen Zettel Wendelins, auf dem ſtand: „Eben geht er zum Arzt".

Mittag wartete ſie auf dem Vorſaal, bis Wendelin kam.

„Nun?" fragte ſie leiſe und haſtig.

„Profeſſor X ſagt, eine Operation ſei zu wagen und könne bei ſeinem Vater oder in Zürich mit ebenſoviel Ausſicht auf Erfolg ausgeführt werden wie hier."

„Und?"

„Joachim iſt ohne jede Entſchlußfähigkeit. Ich konnte nicht weiter, meine Geduld war zu Ende — wenn er auch krank iſt, er iſt doch ein Mann."

‚Er will nicht nach Hauſe,' dachte Annemarie und konnte nicht antworten, denn Joachim kam ſelber.

Wendelin ging mit kurzem Gruß ins Eßzimmer, Annemarie blieb auf dem Flur. Als Joachim ihr die Hand bot, fragte ſie: „Wann reiſeſt Du nun?"

Er ließ ihre Hand los, als könne er ſich damit von ihrem Einfluß befreien und ſagte ſchnell: „Ich bleibe in München."

„Joachim," antwortete ſie ernſt. „Du biſt nicht allein auf der Welt, und Dein Vater hat das erſte Recht auf Dein Vertrauen."

„Ich will nicht dorthin, wo ſie Dich vertrieben haben."

Annemaries Herz klopfte bis zum Hals hinauf. Warum ließ Wendelin ſie im Stich! Endlich ſagte ſie hart: „So wirſt Du Dich in Zürich operieren laſſen."

Ihre Härte drängte ihn zu jähem Entſchluß. „Ich laſſe mich überhaupt nicht operieren; ich will hier bei Dir ſterben."

Annemarie schloß die Lider und sah mit geschlossenen Augen Qual, Unfrieden und Mißtrauen herankommen, die nicht sein mußten, die das große Leid, das ihn schuldlos traf, verknitterten und beschmutzten und ihnen allen die Kraft nehmen würde, die sie so nötig brauchten.

Leise begann sie ihm zuzureden. Von Genesungshoffnung sprach sie und von der Pflicht gegen sein Leben und seine Talente, und weil es ihre Stimme war, die so in sanfter Geduld auf ihn einsprach, kam auch noch die Hoffnung auf eine Art Glück in dies Zukunftsbild, von dem sie selbst nichts hineingetragen hatte.

„Gut," sagte Joachim mit tiefem Atemzug, „ich will mich operieren lassen."

Annemarie lächelte ihn dankbar an. „In Zürich?"

Da war er schon wieder heftig. „Nein! Hier! Albertine soll mir nicht die letzten Monate zu Schanden quälen. Ich will Stille um mich und in mir haben."

„Mit solchem Zwiespalt Stille?" rief Annemarie leidenschaftlich. „Nicht hier, Joachim! Um deinetwillen und meinetwillen nicht."

„Um deinetwillen? Bin ich Dir so zuwider, seit Du mich krank weißt?"

„Joachim! — Aber sollen sie von mir sagen, ich hätte Dich gelockt? Ich hätte Dich Deinen Nächsten abspenstig gemacht?"

„Und darum? Das kümmert Dich? — Wo Du erlebt hast, daß doch jeder den anderen verkennt, doch jeder über den anderen herfällt mit kleinen Gedanken und gemeinem Verdacht, und daß jeder dem anderen nur mit der Kleinlichkeit mißtraut, die er selber begehen könnte? Wo Du weißt, wie sehr sie lügen und wie allzusehr Du schuldlos bist? Deshalb soll ich um meinen letzten Trost und um meine letzte Freude betrogen werden? Du bist eine Egoistin, Annemarie, auch du."

„Ich bin ein Menschenkind wie die anderen," antwortete Annemarie zürnend. „Ich leide wie die anderen, ich quäle mich wie die anderen und kämpfe mit mir und dem, was mich zu Boden werfen will, wie die anderen. Du bist der" — sie hielt inne und wandte sich nach dem Zimmer, aber das Mitleid kam doch wieder oben auf. Nach kurzem Kampf sagte sie sanft: „Dein Vater hat mir nie etwas zuleide getan — willst Du nicht zu Deinem Vater gehen?"

Aber mit dem ganzen Eigensinn des Kranken wiederholte er: „Ich bleibe hier. Weder Kleinlichkeit noch Klugheit soll mich verdrängen."

Damit ging er schnell hinein, er wollte nichts weiter hören.

‚So muß ich gehen,' dachte Annemarie und fühlte bei dem Gedanken eine leidenschaftliche Zärtlichkeit für alles, was dies buntfröhliche München umschloß.

Und weil es sie, trotz aller Enttäuschung, mit tausend Fäden in dem Hause hielt, dessen Fenster in Hartmut Wendelins Zimmer schauten, so fiel ihr während des Essens immer noch etwas ein, weshalb auch sie bleiben müsse. Kleines und Großes, Wichtiges und Unwichtiges, Notwendiges und Vorgespiegeltes. Das Wundern der Bienen, wenn sie vor der Pflege des kranken Verwandten davonlief; das Sticheln der Unfreundlichen, die sagen könnten, ohne Morsach sei ihr der Ameisenhügel langweilig geworden; das Behagen der blassen Lore, Elsabeths Aufheiterung, Fräulein Minna und Ferdinand Rinkhart. Und das rotseidene Sesselchen, dem sie die Wiederkehr versprochen hatte.

Endlich, nach langem Wirrwarr der Gedanken, fiel ihr das Rechte ein.

‚Ich muß seine Frau holen.'

Da verstummte alles andere. Weder ihr Mißfallen an Albertinen, noch die Erinnerung an jene bittere Zwiesprache verdarben ihr den Entschluß. Sie packte sich ein Handtäschchen, sah nach den Zügen und sagte Fräulein Minna Bescheid.

„Nur für Sie! Niemand darf darum wiſſen, am wenigſten unſer Kranker.“

„Da haben Sie ſich ja was Nettes aufgebündelt,“ ſagte Fräulein Minna in ihrem unliebenswürdigſten Ton und ſah Annemarie dabei mit Liebesblicken an.

Annemarie brauchte dieſen Blick nicht zur Beſtätigung ihres Entſchluſſes, aber gut tat er ihr doch, denn ihr war nicht ſiegesgewiß zumute.

Sie fuhr in eine heiße, mondloſe Nacht hinein, die kaum Kühlung brachte. Da ſchon allerlei Ferien begonnen hatten, wurde der Schnellzug bis aufs letzte ausgenützt.

‚So arg ſind wir Menſchen uns überall im Wege,‘ dachte ſie ſchmerzlich unter dem Drucke der Glut und dem Bangen vor ihrer Aufgabe.

‚Aber wir können einander auch helfen,‘ dachte ſie dankbar, als ſie beim leichten Schauer der Morgenfrühe in Lindau aufs Dampfſchiff ſtieg und einer Mutter ihre ſchlaftrunkenen Küchlein hüten durfte.

Der Bodenſee lag noch farblos in bleichem Dunſt vor ihr, als die Räder zu ſchaufeln begannen. Sie ſaß auf dem Radkaſten und ſah ihrem verhüllten Ziel entgegen. Nach und nach färbte ein freundlicher Schein die fahle Ferne, bis hinter ihr die Sonne emporſtieg. Nun lag die Welt in Glanz und Licht, alle Schönheit war wieder da, und die Hoffnung ſpannte roſige Flügel aus: wie ſchwül und ſchmerzhaft auch die Nacht geweſen iſt, immer aufs neue erbarmt ſich die Sonne ihrer winzigen Erdenkinder.

In Zürich nahm ſich Annemarie einen Wagen und fuhr ohne Verweilen nach Joachims Wohnung. Die lag ſchön und frei auf halber Höhe am See, und das Erdgeſchoß, in das Annemarie geführt wurde, war zu einem Gelehrtenparadies eingerichtet, ſoweit es Geſchmack und Geld nur irgend vermochten.

Albertine war zu Hauſe. Seit Tagen kämpften Sorge und Empfindlichkeit in ihr, denn Joachim hatte ſich für eine kurze Bergwanderung verabſchiedet und noch keinerlei Nachricht gegeben.

Als ſie jetzt Annemarie vor ſich ſah, erſchrak ſie. Sie wußte ſofort, daß hier Nachricht von ihrem Mann kam. Üble Nachricht. — Hatten ſich die beiden verabredet gehabt? War ihm ein Unglück geſchehen?

„Wo iſt Joachim?“ rief ſie ohne jeden Gruß.

Und Annemarie antwortete ebenſo, ohne an irgend eine der ſchirmenden, dämpfenden Geſellſchaftsformen zu denken: „Er iſt in München. Du mußt zu ihm kommen. Ich will Dich holen.“

„Ich zu ihm?“ rief Albertine, und das klang noch härter als ſonſt, weil ſie ihre aufflammende Leidenſchaft niederzwang. „Hierher gehört er, dies iſt ſeine Heimat. Soll ich hinter ihm drein laufen wie ein Hündchen hinter dem Herrn, gar noch ungerufen?“

Annemarie legte ihr Täſchchen, das ſie noch in der Hand trug, auf den nächſten Stuhl. Dann ſagte ſie leiſer als vorher: „Du haſt recht und unrecht, Albertine. Unrecht, weil Joachim krank iſt“ —

„Verunglückt! — Er liegt — er iſt tot.“

Das war ein Aufſchrei leidenſchaftlicher Zärtlichkeit.

„Nein, nein! Er geht umher wie Du und ich.“

„Nun alſo!“ Dos klang noch matt von dem großen Schrecken.

„Und doch unrecht, Albertine, auch in dem, worin Du recht haben könnteſt. Wer einen Edelſtein beſitzt, darf ihn nicht umherliegen laſſen. Was wir haben, müſſen wir feſthalten und werthalten, damit wir nicht das Recht darauf verlieren.“

Als Annemarie das sagte, weil sie angesichts der Angst Albertinens nicht den Mut zum Notwendigsten hatte, fiel ihr Wendelin ein, dessen Vertrauen sie besessen und verloren hatte. Und nun sie an Wendelin dachte, wurde sie mit einmal beredt: Albertine mußte kommen!

Und sie sagte alles, was ihr nicht weh tun konnte; sie sagte ihr, wie Joachim an Ferdinand geschrieben gehabt und wo er wohne und daß Wendelin für ihn sorge.

Albertinens Herz zitterte. ‚Ferdinand, Wendelin, ja — und doch: warum München? Warum der Ort, wo Annemarie zu Hause war?'

Annemarie redete weiter. Als sie Wendelin einmal genannt hatte, wurde er unversehens zur Hauptperson: Wendelin hatte Joachim die Ursache seiner Bedrückung entlockt, Wendelin hatte ihn zum Arzte beredet, Wendelin hatte alles getan. Ohne daß sie es wußte, wurde ihr Bericht ein Lobgesang auf Hartmut Wendelin. Sie log und färbte und schmückte; und log doch nicht, denn sie sagte ihres Herzens tiefste Meinung, und noch weniger ahnte sie, daß gerade dies Albertinen willfährig machte und reuevoll und empfänglich für jede gute Saat.

Und Annemarie sprach weiter. Zögernder jetzt, mit zarter Scheu sagte sie Albertinen, daß Joachim vor ihr geflohen sei, weil ihm seine Krankheit die Rücksicht und Freundlichkeit unmöglich mache, die er schuldig zu sein glaube, und die sie von ihrem Mann verlangen könne.

Die ich von ihm verlange, dachte Albertine und begriff mit jähem Schrecken, was ihn von ihr getrieben hatte.

Das erschütterte sie. Nun sollte sie nicht nur ein Leid tragen, das der widersinnige Zufall ihr ohne Ursache auf die Schultern legte, nun hatte sie etwas gut zu machen. Etwas, wozu sie Klugheit und Güte und Überlegenheit brauchte, und einem Kranken gegenüber, wo es sie nicht mehr verletzte, wenn sie sich als die Überlegene fand.

„Der arme Joachim, warum sagte er mir nicht" —

Da brach sie ab — ob sie ihm dann nicht doch geantwortet haben würde: Nimm Dich zusammen? — Ein heißer, fester Vorsatz füllte ihr Herz: „Ich muß ihn trösten! Ich muß zu ihm! Wann geht der Zug?"

Am Nachmittag konnten sie fahren. Und nun war Albertine eine tapfere entschlossene Frau. Sie bestellte das Haus, sie packte für sich und ihn, beides auf lange hinaus, und fand auch noch Zeit, für Annemarie zu sorgen.

Annemarie mußte ruhen, Annemarie mußte essen, Annemarie durfte keine Hand rühren. — Zwei Nachtfahrten! Und wenn sie auch jung war, selbst Jugend darf ihre Kraft nicht ohne Not verwüsten. — Annemaries Gegenwart hatte Albertinens Eifersucht vertrieben, wie der Mond die Wolken vertreibt. Nun freute sie sich an ihr, sie war sogar stolz auf diese Verwandte und gab ihr, was irgend sie in ihrer kühlen Art zu geben vermochte.

Während die beiden Frauen zusammen in der Bahn saßen, besprachen sie miteinander, was kommen mußte und was kommen konnte, als kennten sie einander bis in die innersten Falten ihres Wesens.

Und sie kannten sich jetzt auch, weil sie beide von einer gewissen Gradheit und Einfachheit waren, und jede kannte die andere besser als sich selber. Annemarie sah, daß Albertine ihren Mann liebte, so warm sie überhaupt zu lieben vermochte, und Albertine wußte, daß Hartmut Wendelin jedem anderen Mann den Weg zu Annemaries Herzen verlegen würde, heute und immerdar.

Darum vergaben sie sich alles und vertrauten sich alles. Ja, als Annemarie sagte: sowie ihr Albertine genaueren Bescheid geben könne über Joachims Zustand und Pläne, wolle sie nach Hause, um die Eltern vorzubereiten, neigte die sich zu ihr und küßte sie.

Später, im Einschlafen, fiel Albertinen ein, daß dies außer ihrer Mutter die einzige Frau sei, die sie je geküßt hatte, und danach im Halbschlaf dachte sie, was ihr im Wachen nach nie geglückt war: ‚Unser Leben ist ein wunderliches Geheimnis, feine unsichtbare Fäden binden und ziehen uns, und das, wagegen wir uns wehren, ist oft das beste Geschenk, das unser Leben für uns zubereitet hat.‘ —

Im Ameisenhügel kam Annemarie gerade zur Mittagsstunde zurecht. Magdalene Schäftlein empfing sie kühl, es war gegen alles Herkommen, daß Minna ihr vorgezogen wurde.

Die anderen begrüßten sie lebhaft und unbefangen, nur Wendelin fühlte die gleiche Kränkung wie die Schäftlerin, und da er hörte, wie Annemarie Joachim für Mittag entschuldigte, fragte er unwirsch: „Wo treibt sich Joachim herum?“

„Albertine ist da, heute abend kommen sie beide.“

„Und wo waren Sie?“

Sein Ton verletzte Annemarie, sein Blick tat ihr weh; sie wollte nicht antworten und sagte doch: „Ich habe Albertinen geholt, und morgen will ich nach Hause, ich will Onkel Heinrich vorbereiten — ich glaube an keine Genesung.“

Wendelin griff nach Annemaries Hand, er hatte das leidenschaftliche Verlangen, diese Hand zu küssen. Aber sie litt es nicht, und er dachte: ‚So hat es dein Argwohn verdient.‘

Sie aber dachte: ‚Du hast nichts getan, nur gesühnt hast du.‘ Und mit schmerzhafter Deutlichkeit empfand sie noch einmal, wie Haß und Zorn gegen Albertinen in ihr aufsprang, und hörte das Rollen des Donners, das ihre Rachegedanken begleitet hatte.

Dann kam ein tiefer Atemzug der Befreiung, und eine verklärte Freude strahlte aus ihren Augen, die alle wärmte.

Nur die Bähning hatte zu derbe Sinne dafür, spitz und spöttisch fragte sie über den Tisch: „Also heute ist der Tag der Wiederkehr? Hier unsere Hauptperson, drüben meine Schülerin und der Herr Student. Fehlt nur noch Morsach. Haben Sie den vielleicht irgendwo gefunden, Fräulein Rügemer?“

Wendelin wollte ein scharfes Wort über die Zunge, Fräulein Minna kam ihm kräftig zuvor.

Nach Tisch ging Annemarie Minna Schäftlein nach in die Küche.

‚Sie weicht mir aus, sie hat mich aus ihrem Leben gestrichen,‘ dachte Wendelin, und ging nach Hause: ‚auf daß ihr das keine Mühe mache.‘

Sie aber fragte draußen am Herd sorgenvoll: „War mein Vetter wirklich verreist?“

„Ja. Er ist doch wahl hinter der Kathinka drein gefahren. Er muß noch vor Ihnen weg sein.“

„Aber er ist heil wieder da?“ fragte Annemarie angstvoll. „Er ist nicht mit Morsach zusammengeraten?“

„Ich hab' ihn heil drüben ins Haus gehen sehen, ganz wie sonst.“

„Und wissen Sie auch, wo Morsach ist?“

„Jedenfalls nicht mehr hier und jedenfalls ganz vergnügt. Seine Koffer gingen nach Süden. Jetzt sorgen Sie sich nicht etwa auch noch um den, als ob wir ihm ein

Unrecht getan hätten. Solche Naturen finden immer ein neues Irgendwo, wenn's ihnen am alten Fleck zu heiß oder zu langweilig geworden ist. Morsach ist reich genug, im Kopf wie im Beutel, um sich noch eine Weile als Verschwender wohl zu fühlen; endlich heißt's aber doch einmal Rechnung machen. Ich wünsch' ihm nichts Übles — möge er dann noch nicht alles verwüstet haben."

Auch Annemarie wünschte Morsach nichts Übles. Sie hatte weder Zeit noch Zorn für ihn, wenn er ihr nur ihren „dummen Jungen" in Frieden ließ.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Kathinka Birk war übeln Humors.

Das nannte sich Helikon?

Das schwärmte von einer feinen, freien Lebenskunst, die sich ihre Gesetze nur von der Schönheit und dem Verlangen der eigenen Seele vorschreiben ließ?

Das waren kluge, gebildete, über die Philisterei des Durchschnitts erhabene Menschen? — Menschen mit Flügeln und sonnenhaften Augen? — Menschen, die sich zu freuen verstanden und anderen ihre selbsteigenen Freuden gönnten? — Menschen, die sich gewähren ließen und nicht aneinander ärgerten? — — Ganz genau wie die anderen waren sie, und empfingen den Paradiesvogel mit Pharisäergebärden, weil er auf ein paar Tage — ins Blaue geflogen war. Morsachs Spottverse hatten tausendmal recht gehabt.

Josepha, die ihr die Türe aufmachte, entfloh gleich wieder und schickte die Magd. Die musterte die Heimgekehrte mit kaum versteckter Neugier.

Gleichzeitig taten sich ein paar Zimmertüren auf und taten sich sehr schnell wieder zu, und nun stand Kathinka in ihrem vernachlässigten Quartier, und die Magd sagte: „Ja, wir dachten, Fräulein kämen gar nicht mehr her, und Monsieur wollte Fräuleins Sachen auf die Polizei schicken; nur weil die Frau Großmutter sagte, er solle Fräulein keine Ungelegenheiten machen, da steht noch alles, und nu is es je wohl auch recht so."

Damit ging sie, um frisches Wasser zu holen.

„Ich glaube, Monsieur ist krank", sagte Kathinka verdrossen vor sich hin, als stünde sie auf der Bühne. „Soll ich lachen, oder soll ich mich ärgern? Soll ich den Stier bei den Hörnern fassen und Madame sofort meine Meinung sagen, oder soll ich bis Mittag warten, wo natürlich keines den Mut haben wird, unartig gegen mich zu sein. — Ah — da kommen sie ja."

Er klopfte, aber auf ihren Ruf kam nur der Student Rinkhart herein.

„Sie sind es?" sagte Kathinka enttäuscht.

Der Ton trieb Ferdinand das Blut ins Gesicht. „Ich bin's, ist das auf einmal so wunderbar?"

„Woher wissen Sie denn, daß ich da bin?"

Ferdinand errötete noch tiefer, aber er warf seinen hübschen Jünglingskopf in den Nacken, wie ein temperamentvolles Vollblut, das sich am Zügel ärgert, und sagte: „Die Spatzen sind drüben zusammengeflogen und zwitschern's auf dem Dache so laut, daß es bis in mein Zimmer dringt."

„Und Sie sind kein Spatz?"

„Kathinka — was um all unserer Liebe willen hat Dich so verwandelt?"

„Verwandeln wir uns nicht immer, von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde? Nur Blöde merken nicht, daß wir der Welle gleichen."

„Mag sein," fiel Ferdinand nervös ein, „aber jede Verwandlung hat ihre Ursache. Was hat Dich gegen mich so verwandelt?"

„Vielleicht meine Reise."

„Kathinka!" rief er zornig. „Wo bist Du gewesen?" und: „Thinka, liebe Thinka," kam es zärtlich hinterdrein, „daß Du nur wieder da bist!"

Sie seufzte und setzte sich ins Sofa. „Nun also, was willst du denn?"

Er kniete neben ihr nieder und preßte die Stirn auf ihren Arm. „Liebe, liebe Thinka!"

Aber sie hatte keine Geduld mehr für ihn. „Sei doch nicht so unglaublich, Ferdinand. Steh auf! — Setz Dich dorthin! — Wenn nun einer Deiner Spatzen herübergeflogen käme!"

„Was kümmert mich das!"

„Aber mich kümmert's," sagte sie zornig. „Ich will hier bleiben. Ich will keinen Lärm. Ich will meine Rollen studieren und auftreten, und ihr sollt klatschen, wie ihr dem Fritz geklatscht habt. Und der Fritz soll mir eine Kritik schreiben, eine feine, lange, seelenkundige Kritik ohne Reporterphrasen, eine, auf die man stolz sein kann; und Du sollst mir Rosen werfen, damit die Leute toll werden an Deiner Tollheit."

Der ärgerliche Klang ihrer Stimme hatte sich in zärtliche Locktöne verwandelt, dennoch sprang Ferdinand auf und sah sie an, als kämpfe er schwer zwischen Traum und Erwachen.

War es das? War der ganze Helikon nichts weiter als ein Reklamemittel, eine Posaune, die den Namen Birk in die Welt hinausrufen sollte? Und er selber nur eine sehr kleine Ziffer in der großen Berechnung wie alle anderen auch.

„Und Morsach?" fragte Ferdinand heftig. „Welche Aufgabe hat Guido Morsach in diesem Rechenexempel?"

„Morsach —", ein verträumtes Lächeln kam in Kathinkas Gesicht; kein studiertes, ein weiches, aus Erinnerung geborenes Lächeln, das sie noch reizender machte, als die, mit denen sie sich gelegentlich aufputzte.

Dies Lächeln verriet Ferdinand, was er nicht wissen sollte, bestätigte ihm, was er nicht glauben wollte.

Und nun brach ein Wortstrom von seinen Lippen: Leidenschaft, Zorn, Verachtung, und dies alles durchglüht und überrannt von einer Liebe, die dennoch jeden Widerstand zu besiegen meinte.

Er schalt und betete an in einem Atem; er schlug und streichelte mit demselben Ausruf; er beleidigte und flehte um Vergebung mit dem gleichen Gedanken. Das Pathos Karl Moors und Werthers schmerzliche Klage mischten sich in seine Worte.

Kathinka Birk hörte nichts davon. Sie lehnte in ihrem Sofa, die Hände hielt sie im Nacken verschlungen, die Lider deckten die Augen, die Lippen lächelten: Sie dachte an Morsach, sie dachte an die Tage im blauen Land der Träume, an die königlichen Tage, wie sie Knechte nicht zu leben verstehen, ‚weil sie vor allem Angst haben, — auch vor dem Wechsel, der unser bester Freund ist.' Dachte an die weiche Glückseligkeit, die trotz alledem nach Dauer und Wiederkehr verlangt hatte, dachte an ihr Werben und Hoffen und an seinen bestrickenden Übermut.

Kathinka sah das grüne Tal, das die Felsriesen überragten, sah das ländliche Wirtshaus mit seinen blinkenden Fenstern und dem hopfenumrankten Holzgang, auf dem sie im Mondschein gesessen hatten — sie selber im Dunkel, aber den Blick frei in das silbrige Land hinaus, das sie nie vergessen würde.

Und endlich dachte sie auch an den Abschied, wo Morsach ihr nüchtern und behaglich den Handkoffer in den Wagen hob, der sie nach Innsbruck bringen sollte, wo er den Hut vor ihr zog, wie vor einer flüchtigen Reisebekanntschaft, und ihr ‚Wann sehen wir uns wieder?' mit einem heiter gelassenen ‚Chi lo sà?' beantwortete.

Da packte sie der Zorn wieder: Zorn auf sich selbst, Zorn auf Morsach und Zorn auf den Knaben, der ihr zeigte, wie es sein könnte, sein müßte — wenn Morsach der rechte gewesen wäre.

„Still!" rief sie. „Still! Ich will das nicht."

Sie sprang auf und sah Ferdinand funkelnden Auges gerade ins Gesicht. „Betrogen soll ich Dich haben? Sei nicht fad. Und sag das lieber keinem, wenn Du nicht ausgelacht werden willst. Ein Bub bist Du, ein lieber meinetwegen, und ich hab' Dich gern gehabt, weil's einem gut tut, wenn man angeschwärmt wird. Aber nun wirst Du langweilig und anspruchsvoll und ungezogen. Da gibt man Dir eins auf die Finger. Himmel, wie kann sich ein Bub so anmaßend gebärden? Geh ins Kolleg und laß erwachsene Leute in Ruh."

Ferdinand starrte die schöne Thinka fassungslos an: jetzt sah sie häßlich aus.

„Geh, geh, geh! Du bist mir zuwider. Ich verliere die Geduld! Soll ich um Hilfe rufen?"

Langsam wich er zurück, er sah sie noch einmal an in einer Art fragender Hoffnung, ob sie sich verwandeln werde. Die dort stand, die Rechte geballt, den Mund höhnisch verzogen, die kannte er ja gar nicht.

Er sah die Libellenbucht vor sich, er sah weite Säle und heimliche Zimmer der Pinakothek, von deren Wänden reizvolle Frauengestalten herabschauten, die von der Wandelnden übertroffen wurden; er sah das blühende Helikondach, wo sie unter den Hängerosen gesessen hatten, und er sah eben dies Zimmer vom roten Lampenschein verklärt, von süßem tollen Übermut erfüllt — und überall Kathinka im Mittelpunkt, überall eine andere, aber überall ein bezauberndes Weib, das für ihn lachte und für ihn plauderte und ihn mit Necken und Schmeicheln von seiner Arbeit zurückhielt. Eine, ohne die nicht mehr leben kann, wer sie gekannt hat in ihrer wechselnden Anmut, ihrer reizvollen Schönheit, ihrer lockenden Zärtlichkeit.

Ein Stöhnen entrang sich seiner Kehle.

„Geh, geh, geh!" sagte Kathinka leise, und der Zorn entstellte sie wieder.

Ferdinand wandte sich stumm und ging; als er hinaus war, sank sie in die Sofaecke, von leidenschaftlichem Schluchzen erschüttert.

Drüben in seinem Zimmer stand der junge Rinkhart lange in schwerer Betäubung. — Nebenan auf Josephas Blumendach redeten sie noch immer aufgeregt durcheinander, aber er verstand nichts davon.

Anfangs sah er auch nichts, und purpurne Flecken tanzten vor seinen Augen. Aber nach und nach wurde der Blick frei. Über den Dächern brannte der Sommerhimmel, einzelne Ranken, die von dem Blumendach über die Rinne zu seinem Fenster geklettert waren, schimmerten smaragden in dem hellen Licht; sein Schreibgerät blitzte, die Bücher lagen aufgeschlagen, wie er sie am Tage des Waldfestes hingeworfen hatte; ein angefangener Brief für seine Mutter sah ihn vorwurfsvoll an. Den geschliffenen Briefbeschwerer mit Annemaries eingeschobenem Bild hatte er darüber gelegt..

Es war ein Backfischbild. Mit großen, ernsten Augen sah es der Zukunft entgegen. „Stimmung Faust, Pudel-Monolog" hatten die Vettern neckend von diesem Bilde gesagt.

Ferdinand schob ein Blatt darüber, diese schönen, ehrlichen Augen konnte er nicht ertragen. — Das war die erste Bewegung, die er machte, seit er in sein Zimmer getreten war. Damit wich die Erstarrung. Er ging hin und her in Verzweiflung, ihm war flau und öde und gramvoll zumute. Dies Bild konnte er zudecken, aber die lebendigen Augen Annemaries, in die er nie wieder mit freier Seele sehen würde? Und seiner Mutter Augen? Und der Vater mit seiner nüchternen Biederkeit? Joachim, Wendelin, dessen Ekartruf er mißachtet, die Altersgenossen und Studiengefährten, vor denen er hatte mit Stolz und Ehren sein Leben zu hohen Zielen führen wollen? — Der Hochmut des Professorenbergs bäumte sich in ihm auf und nannte ihn einen Abtrünnigen.

Und die Lust am Leben war auch vorbei. — Was blieb ihm denn noch? — Nichts. Er konnte nicht mehr arbeiten, er konnte nicht mehr denken, er konnte nichts mehr lieb haben, er konnte sich nicht mehr freuen.

Und würde es nie wieder können.

Er riß Annemaries Bild unter dem Blatt hervor und sah es an. Er dachte an die Zeit, wo dies sein Entzücken gewesen war, wo sich im Lichte dieser Augen alles Gute und Tüchtige seiner Natur entfaltete. Er dachte an die schmerzlichen Wochen, während deren er seinem Zwilling zürnte, an die übermütige Freude, als er sich entschloß, dennoch nach München zu gehen.

Damals hatte er Lebensmut gehabt und Hoffnungen und himmelstürmende Pläne. Von alledem spürte er heute nichts mehr. Es machte ihm Mühe, sich auf all dies ehedem zu besinnen. Der Abend aber in der Pfälzischen Weinstube, wo Kathinka Birk unter Premieren- und Faschingsjubel in sein Leben getreten war, stand hell und grell vor ihm, wie all die anderen Morgen, Tage und Abende, die sie mit ihrem Reiz erfüllt hatte, ganz deutlich und unverwischbar.

Ob er ihr zürnte, ob er sie verachtete, nichts nahm jenen Bildern Glanz und Reiz.

Ferdinand Rinkhart riß den Schreibtischkasten auf und zog Kathinkas Bild heraus, eine Photographie, die in tiefrotem Rahmen steckte und fest unter Glas.

„Damit Du sie Dir nicht mit Küssen am ersten Tag schon verdirbst," hatte sie neckend gesagt.

Ferdinand sah das Bild lange an: Es gab ihren ganzen Liebreiz, es bat und verhieß — so hatte er sie gekannt einen wonnigen Frühling lang, der sich zu Sommerglut entfaltete — und das sollte vorbei sein?

Unmöglich! Unerträglich!

Mit zwei Schritten stand er an der Tür. Aber wie er die Hand auf die Klinke legte, sah er die Kathinka mit dem zornentstellten Gesicht vor sich und hörte die leisen, scharfen Laute: Geh, geh, geh!

Und nun kam die Stimmung wieder über ihn, mit der er ihr nachgereist war, trotz Kampf und guten Vorsätzen doch noch nachgereist war. Dies Suchen und Sehnen, dies Mißtrauen und Hoffen, dies entwürdigende Spionieren, dies qualvolle Forschen. Die Fremdenlisten hatte er durchsucht, auf der Polizei hatte er nach ihr und ihren Verwandten gefragt: „Ich habe doch die Postkarte von hier und soll sie hier treffen!"

„Aber lieber Herr, die Leut ſind halt gleich ohne Nachtquartier auf eine Partie gangen, die kommen ſchon noch.“

Da lungerte er am Bahnhof herum und lief die Landſtraßen hinaus, ob ſie kämen. Ein grauenvoller Tag war's geweſen; und dann kam das unverſtändige Entzücken, als er ihren Namen nun doch noch in der Fremdenliſte des Tiroler Hofs fand und ſie darauf im Schutz zweier behäbiger Tanten zum Bahnhof fahren ſah, gar nicht wie jemand, der von genoſſenem Glück träumt.

Wenn er da auf ſie zugegangen wäre — aber nun hatte er ſich ſeines Mißtrauens geſchämt und ſich mit Verbrecherangſt während der langen Fahrt in verächtlichem Verſteckſpiel vor ihr verborgen.

Verächtlich alles und doch unüberwindlich.

Das häßliche Bild war ſchon wieder blaß und fahl, die anderen aber brannten in lockenden Farben. — Das war nun ſeine Zukunft: ſich ſehnen und ſich um dieſer Sehnſucht willen verachten.

‚Fort! — Ich will fort.‘

Er begann mit fieberhafter Eile zu packen, aber als er zur Hälfte fertig war, ließ er alles ſtehen und liegen.

Zwecklos, die Gedanken würden doch mit ihm gehen.

Arbeiten —

Er ſetzte ſich an den Schreibtiſch, hob Feder und Stift, Löſcher und Papiermeſſer eins nach dem anderen auf und legte es wieder aus der Hand, blies den Staub von ſeinem Buche, ſtützte den Kopf und ſtarrte die Buchſtaben an.

Bildeten dieſe Buchſtaben wirklich Wörter, die in ihrem Zuſammenhang einen Sinn gaben? Einen klugen Sinn, den zu verſtehen nützlich und gut war?

Fünf Minuten lang ſah Ferdinand Rinkhart dieſe Buchſtaben unverwandt an, dann glitten die Augen weiter.

Wenn er wenigſtens den Brief an die Mutter fertig ſchriebe.

„Liebe Mama,“ las er. „Es geht mir famos. München iſt ein behagliches Neſt. Mein guter Stern hat mich hergeführt. Weisheit und Schönheit ſind hier zu Hauſe. Auch habe ich etwas ſehr Liebes geſunden und hoffe, Ihr kommt zum Ferienbeginn hierher, damit ich's Euch zeige.“

— Ferdinand Rinkhart ſtarrte das Blatt an.

Wer hatte dieſen Brief begonnen? — Ein fröhlicher Student, ein verliebter Jüngling, der ſein Mädchen für die Beſte auf Erden hielt, wie jeder andere auch — und dieſen Brief wollte er fertig ſchreiben? Er, der nichts mehr denken konnte als die häßlichen Worte, mit denen ihn die Entgötterte vertrieben hatte?

Er würde überhaupt nicht wieder an ſeine Mutter ſchreiben.

Langſam ſtand er auf.

Tag für Tag ſich nach etwas ſehnen, was man verachtet? Und den beſten Menſchen nicht mehr in die Augen ſehen mögen? Nicht mehr können.

Er hob den kleinen Briefbeſchwerer auf und ſuchte Annemaries Augen.

Nicht mehr können! — Nein, nein, nein! — Mit jäher Haſt ſchleuderte er das Bild zum Fenſter hinaus.

Die Scheibe barſt, mit ſchwerem Schlag fiel es draußen unter das Roſengeranke. Kurz darauf folgte ein zweiter, ſchwererer Schlag.

Joſepha, die in der offenen Küche hantierte, ſchrie auf und lief zu ihrem Vater.

Fünfundzwanzigſtes Kapitel.

Im Ameiſenhügel ſaßen ſie beim Kaffee zuſammen und redeten von „Winkeln und Weiten“, behaglich und ein wenig altväteriſch, wie Käsmodel es gern hatte. Selbſt Dederich verſäumte ſich heute, er mißhandelte ſeinen Strubbelbart und lachte dabei mit Lippen und Augen, weil er ſeinen Augentroſt wieder anſchauen konnte.

Er ſtellte feſt, daß Fräulein Annemarie heute ausſehe wie ein Kämpfer, der künftigen Sieges ſicher und froh iſt, nicht um des Triumphes willen, ſondern weil nach dem Siege der Frieden kommt.

Darüber war er noch, als die Kartlmayer draußen Sturm läutete und atemlos an der öffnenden Magd vorüber ins Zimmer rief: „Der Herr Doktor läßt unſer Fräulein ſchön bitten, 's wär dem jungen Herrn oben was zug'ſtoßen.“

Die Ameiſen liefen mit ihren Taſſen und Plätzchenreſten in der Hand auf den Vorſaal, und Annemarie war ſchon über die Straße hinüber, da ſtand die brave Münchnerin noch auf Schäftleins Vorſaal und machte ſich als Berichterſtatterin nützlich.

„So is g'weſen: Lang hing'ſchlagen un auf der Dielen is er g'legen un dös Falzmeſſer zwiſchen däna Rippe is mitten durchbrochn. Sie meinen holt, daß er hereing'falle is. A ſo oan ſauberes junges Bluet. — Oder, ſagt der Herr Fritz, 's hoat'n halt ebbes packt, un er hoat von ſelbſten hineinfalln wolln.“

Die Böhning, Magdalene Schäftlein und Dederich liefen hinüber, wie ſie gingen und ſtanden.

Als ſie auf den Helikon kamen, fanden ſie alle Türen offen, nur das Zimmer des Studenten war zu, und davor ſtand Annemarie, auf die Joſepha einſprach in leiſer, haſtiger, von Schluchzen unterbrochener Rede.

Die Böhning erreichte das Ziel zuerſt. Mit einem Schwall von Fragen brach ſie ein, aber das dicke Fritzchen, das ohne Weſte und ohne Schlips auf dem Flur kommandierte, gebot ſo wütenden Geſichts Ruhe, daß ſie wirklich verſtummte.

Dann flüſterte Madame, und alle Phraſe und Künſtlichkeit war in der Erſchütterung von der kleinen Franzöſin abgefallen: „Fräulein Birk hat ſchuld daran, um Fräulein Birks willen wollte er nicht mehr leben.“

Da ſtieß Kathinka ihre halbgeſchloſſene Türe weit auf und trat heraus. Entzückend anzuſehen — nicht büßende Magdalene, nicht Gretchen im Kerker — mehr Maria Stuart: Stolz, Zorn, Hohn und gekränkte Unſchuld in vollendeter Miſchung. Die Böhning vergaß Neugierde und Ärger über der Vollkommenheit dieſes dramatiſchen Ausdrucks.

„Ich,“ ſagte die ſchöne Thinka, „ich? Es iſt leicht, Madame, ein ſchutzloſes Mädchen zu beleidigen.“

„Wir ſpielen hier nicht Theater, Fräulein Birk,“ fiel Fritzchen trocken ein. „Ihr Bild liegt zerſchlagen auf dem Schreibtiſch, und taubblind ſind wir auch nicht geweſen dieſen geſegneten Sommer lang.“

Dem dicken Fritz hatte ſich Kathinka nie gewachſen gefühlt, ſie ließ auch jetzt die Lider über die Augen ſinken, damit ihm die nicht doch etwas von dem verrieten, was in ihr zitterte und kämpfte. Er ſollte gewiß nicht erfahren, wie ihr zumute war, er am allerwenigſten. Keiner ſollte ahnen, daß ihr elend und ſchmerzhaft zumute war. Sie mußte das überwinden um jeden Preis. Sie wollte ſich nicht

ſchuldig fühlen, ſie wollte dieſe Studentendummheit nicht als Laſt und Schuld durchs Leben ſchleppen. Ein leichtes Herz wollte ſie haben und freie Bahn.

Und nun ſtellten ſich dieſe Bienen um ſie her mit drohendem Geſumm und ſchoben ihr die Laſt wieder zu mit ihren Vorwürfen, wenn ſie ſich ihrer eben mit leidenſchaftlicher Mühe entledigt hatte.

Und jetzt ſchwiegen ſie alle, als ob ſich gegen des Dichters Meinung überhaupt nichts ſagen ließe.

Ein nervöſes Zittern befiel Kathinka, ſie konnte die vorwurfsvolle Stille nicht ertragen, alſo redete ſie. Ungeduld klang aus ihrer Stimme, und ſie machte ſie ſcharf und hart, damit nur keiner das Zittern merke.

„Mein Gott, — ich bin auch weder taub noch blind geweſen dieſen Sommer lang: ihr habt euch alle euer Teil Lebensfreude genommen. Und kann ich dafür, wenn der Rinkhart ein ernſthafter Narr iſt, ich habe ihn für einen luſtigen gehalten. Herſtutzen habe ich ihn wollen, wie man ſo was Grünes herſtutzt fürs Leben — wenn er das nicht verſteht — wenn er das tragiſch nimmt, ſtatt dankbar zu ſein. Soll ich mich aufopfern, weil er ſein Schulgeld nicht bezahlen will mit ein bißchen Sehnſucht und Liebesſchmerz? — Wie kam er denn an? — Gutmütig und ſelbſtbewußt und voll angelernter Weisheitsſprüche, die ihm das Leben doch alle erſt wieder auswiſchen mußte. Und kam ſich ſo wichtig vor als Glied ſeiner hochgelahrten Familie. Dergleichen wirft das Leben leicht über den Haufen. Sie — haben mir alleſamt dabei geholfen. Und nun hätte ein netter natürlicher Menſch übrig bleiben können — ſtatt deſſen gibt er ſo überſtiegene Geſchichten an, die gar nicht mehr in unſer Jahrhundert gehören.“

Das Reden tat Kathinka gut, ſie beruhigte ſich damit; aber nun ſprach ſie langſam und langſamer, ihr fiel nichts mehr ein, jetzt wartete ſie darauf, ob ſie nicht einer unterbrechen möchte.

Aber keiner tat ihr den Gefallen, ſie waren alle viel zu aufgeregt für ein Wortgefecht. Annemarie hörte gar nicht, was da geredet wurde, ſie lauſchte angſtvoll nach der verſchloſſenen Tür, hinter der Wendelin und der Arzt mit dem Verletzten beſchäftigt waren. Und Dederich ſah die ſchöne Kathinka nicht einmal an, Dederich ſah nur wie in Angſt und Trauer das liebe Geſicht, das ihm je mehr und mehr das Geſicht der Geſichter wurde, das all ſeine Sieges- und Friedenshoffnung vor dieſer verſchloſſenen Tür wieder verlor.

Nur Fritz merkte auf jedes Wort und jeden Ton der ſeltſamen Verteidigungsrede und ertappte ſich zu ſeinem Ärger darauf, daß er den Monolog genoß wie der Anatom eine ſeltene Naturwidrigkeit.

Kathinka ſah und fühlte dies alles, als aber auch keinerlei Antwort kam, nachdem ſie zu reden aufgehört hatte, packte ſie der nervöſe Zorn wieder, und nun ſtrömten ihre Worte ſchnell dahin in Haſt und Leidenſchaft: „Es tut mir ja leid — mein Gott, es iſt aber doch zu dumm! — Und auch ihr — ihr alle! Philiſter ſeid ihr und ſchlimmer als die vom Schlage Kartlmayer, denn ihr habt euch betrügeriſch verkleidet, aber der Gazeflügel macht keinen Schmetterling, aufs Fliegenkönnen kommt's an.“

Jetzt wurde ſie unterbrochen. Monſieur, diesmal jeglicher Grandezza bar, kam atemlos die Treppe herauf, hinter ihm drein ein Burſche mit dem Eiseimer. Monſieur lief ohne Gruß durch die aufgeſcheuchten Bienen nach Rinkharts Tür und klopfte an. Wendelin kam heraus und reichte das Eis hinein; er ſelber wurde durch Mangolds Fragen feſtgehalten.

„Nein, nicht unbedingt tödlich.“

„Die Lunge?“

„Geſtreift. Auch der Stich war kopflos ausgeführt. Immerhin eine häßliche Wunde, und viel Blut unnütz vergeudet. Ein paar Jugendjahre hat er ſich mindeſtens verpfuſcht.“

Dabei ſah Wendelin nicht Monſieur an, ſondern Annemarie.

Den blonden Kopf vorgeneigt, lauſchte Kathinka dem Bericht, dem erſten, der aus dem Zimmer kam, ſeit der Arzt da war, lauſchte mit einer Angſt, die ſie nicht zugeben, die ſie nicht haben wollte, und die ſie dennoch ſchüttelte wie ein Fieberſchauer. Als Wendelin ſchwieg, richtete ſie ſich mit einem tiefen Atemzug auf und lächelte: „Nun alſo, nichts weiter, das iſt ja ſchön.“

„Nichts weiter,“ rief Monſieur und riß mit der Linken an ſeinem Knebelbart. „Seine Jugendjahre! — Nichts weiter?“

Kathinka trat wieder auf die Schwelle ihres Zimmers zurück, ihre Schultern zogen ſich zuſammen wie bei einem Kind, das ſich fürchtet. Sowie ſie ſich deſſen aber bewußt wurde, ſtraffte ſie ſich zu einer hochmütigen Gebärde, und hochmütig klang auch die Stimme, die ſie ſo ſicher in der Gewalt hatte. „Sie wollen übertreiben. Sie wünſchen, daß ich gehe. Und nicht nur vom Helikon, ſondern lieber gleich auf und davon, damit ich die Münchner Butterſchäfchen nicht zum Schmelzen bringe. Aber ich will hier auftreten, man hat mir's verſprochen, es iſt meine Zukunft.“

Über Annemaries Schultern lief der Schlangenſchauder, aber es war Mitleid dabei und etwas, das der Reue ähnlich ſah: ‚Biſt du nicht auch hieran ſchuld? Wenn du ihr gegeben hätteſt, worum Ferdinand dich im engliſchen Garten bat — wenn du Morſach nicht weh getan hätteſt, wo er dir auf ſeine Art das Beſte bot, was er bieten konnte? — Du hätteſt dir ſelber treu bleiben können auch auf andere Art.‘ — Und ſo ſagte ſie jetzt ſchnell und ehrlich: „Unſerthalben können Sie ruhig hier bleiben, ich werde meinen Vetter nach Hauſe bringen. Auf dem Helikon kann er doch nicht geſund werden.“

„Nein! Bitte!“ flüſterte Madame und nahm das Tuch, in das ſie hineinſchluchzte, von den Augen. „Nein, Fräulein Birk, hier können Sie nicht bleiben, ich würde immer daran denken müſſen.“

Weiter hörte Annemarie nichts, denn Wendelin ſagte ihr leiſe: „Wir haben telegraphiert, ich erwarte die Eltern.“

Dann machte er die Tür auf, ließ ſie hinein und riegelte wieder hinter ihr zu.

Die ſchöne Kathinka hatte einmal von Neapel aus ein Segelboot benutzt, das der Sturm überfiel. Ein toller Sturm, der das Schifflein tanzen ließ und vorwärtsſchießen, ſteigen und fallen, ſchwanken und rollen. Damals fürchtete ſie ſich nicht vorm Ertrinken, wie die anderen, die Gott und alle Heiligen um Errettung anſchrien, aber vor der Seekrankheit hatte ſie eine qualvolle, kindiſche Angſt — weil die ſo häßlich machte, ſo widerwärtig häßlich.

Kein Menſch achtete im Sturm und Kampf jener Fahrt auf das Ausſehen ſeiner Gefährten, und doch fühlte ſie tagelang das Schwanken und Grauen nach, und fühlte ſich monatelang befleckt und entſtellt durch die böſe Stunde.

So war ihr jetzt wieder zumute, als ſie auf dem Vorſaal des Helikon ſtand und die Bienen ſich von ihr abwandten, wie von einem häßlichen Anblick.

Nicht alle. Nach der erſten Wonne und dem erſten Schrecken über das „ſchaurige Ereignis“ fiel Fräulein Böhning ein, was ſie an dieſer Schülerin verlieren würde: Ruhm, Gold, Zukunft! — Sie hielt ſich alle guten Möglichkeiten mit dieſen größten

Worten vor, um ſich Mut zu machen, und dann ging ſie anmutig und würdevoll über den Flur, zog Kathinkas Arm mütterlich ſchützend an ſich und redete leiſe auf ſie ein.

Selbſt Fritzchens feine Ohren hörten nichts davon als die Schlußworte: „Kommen Sie getroſt zu mir, für Ihr Studium iſt das gerade das Rechte, und unſer Triumph ſoll ſie alle beſchämen."

In Kathinkas Nerven zitterten noch Sturm und Wellen nach, und ſie nahm bereitwillig den gebotenen Hafen an. „Ja," ſagte ſie; zu allem „Ja", und während ſich Fräulein Böhning von Bienen und Ameiſen ſchied, weil die Schäftlerin „keinen Tiſchplatz für Paradiesvögel" zu haben behauptete, klangen in ihr ohne Unterbrechung, gleich einer aufreizenden Melodie, die Worte: ‚Ich will eine große Künſtlerin werden, ich will ſie alle beſchämen.'

Aber für den Helikon war die ſchöne Kathinka erledigt.

Sechsundzwanzigſtes Kapitel.

In ſpäter Nachmittagſtunde kam eine Botſchaft von draußen in das ſtille Krankenzimmer, wo das Leben gleichſam den Atem anhielt. Eine Botſchaft, die Annemarie daran erinnerte, daß die Stunden weiter rannen und den Menſchenkindern ihre Laſt an Luſt und Leiden hinwarfen wie an jedem Tag, ob ſie danach verlangten oder nicht.

Vom Ameiſenhügel wurde geſchickt, es ſei eine Dame da und verlange nach Fräulein Rügemer.

Natürlich Albertine. Sie ſaß wartend in dem kleinen Empfangszimmer und begrüßte Annemarie heiter mit offenem Herzen.

Als ſie dann hinübergegangen waren in das Zimmer, deſſen Fenſter ins Grüne ſahen, ſagte ſie lebhaft: „Es ſteht gut mit uns. Zuerſt erſchrak er freilich bei meinem Anblick. Als ich ihm aber ſagte: Ich weiß alles und wir wollen's zuſammen tragen! fiel doch ein Stück Laſt von ihm ab. Er weinte wie ein Kind, das ſich im Dunkeln gefürchtet hat, und dann wurde er ruhiger und offener, als ich ihn ſeit Jahr und Tag geſehen habe. Auch ließ er ſich zum Niederlegen bewegen, ruhte und ſprach, wie ihm zumute war. — Ich habe wirklich ein klein wenig Hoffnung, und morgen um die Sprechſtundenzeit mußt Du zu uns kommen, dann entſchlüpf' ich und gehe heimlich zum Arzt. — Aber warum bieteſt Du mir keinen Sitz an? Ich habe eine ganze Stunde für Dich. Du mußt Doktor Wendelin nicht allzuſehr verwöhnen — laß ihn getroſt einmal auf Dich warten."

Annemarie überlegte ſchon, ſeitdem ſie gerufen worden war, wie ſie es Albertinen ſagen ſollte. Nun antwortete ſie: „Ich komme von Ferdinand."

Die Worte ſagten nichts, aber der Ton bereitete vor, was geſagt werden mußte.

Als die beiden ſich eine Stunde ſpäter unten an der Haustür trennten, war Annemarie leichter ums Herz, Albertinen aber ging das Blut warm und ſchnell durch die Adern: Joachim helfen, die Eltern tröſten, Annemarie Liebes erweiſen — ſie dachte nicht mehr an ihren Wert und ihre Rechte.

Joachim empfand zuerſt eine ſtarke Erſchütterung darüber, daß Ferdinand hatte wegwerfen wollen, was er trotz aller Weltſchmerzſtimmungen, als ein gieriger Bettler aufheben würde, wie und von wem es ihm zugeworfen werde: Das Bröckchen Leben.

Aber dann tat es ihm ſogar gut, denn es zwang ihn wieder einmal an andere zu denken.

„Die arme kleine Mama," ſagte er, „ich bin ihr nicht viel, aber Ferry, ihr Älteſter, ihr Stolz und Herzblatt! Wie ſoll ſie das tragen?"

„Es iſt Hoffnung, Joachim."

„Jaja; ſolange der Atem aus- und eingeht, iſt Hoffnung. — Aber wir müſſen ihr helfen, ich will ſie empfangen — ich hoffe, ſie kommt, Albertine."

Sie kam. Joachim aber hatte die doppelte Erſchütterung des letzten Toges ſo erſchöpft, daß er zu Hauſe bleiben mußte, um die Eltern nicht auch noch durch ſeinen Anblick zu erſchrecken.

„Wendelin muß mich auch hier vertreten, wie bei Onkel Hermann. Ich bin nichts nütze — Onkel Hermann iſt allzeit unheimlich hellſichtig geweſen."

Das hatte Wendelin ſchon manch liebes Mal gedacht, und er dachte es wieder in der Nacht, die er wachend auf dem Helikon verbrachte. Wachend mit Annemarie, die als Ferdinands Verwandte bleiben durfte, obgleich der Arzt „nicht für Liebhoberkräfte" war.

Aber die ruhige Sicherheit, mit der ſie ihm ſagte: „Hier iſt mein Platz," — und das Zwingende, das ihr eigen war, ſobald ſie wußte, was ſie wollte und mußte, beſiegte ſein Mißtrauen. Erſt als er ihr nicht mehr gegenüberſtand, kräftigte ſich's wieder, und da ſchickte er denn doch noch in ſpäter Stunde eine Schweſter. „Zum Beiſtand" ließ er höflicherweiſe ſagen.

Alſo wachten ſie zu dritt, und Wendelin hatte in dieſer Nacht nicht viel mehr zu tun, als die beiden ungleichen Frauengeſtalten beim matten Schein des Krankenlichtes zu betrachten.

Dobei ſchien ihm Annemarie ganz fremd, bis er merkte, daß ſie vielmehr wieder die war, die ſein ſtaunendes Auge zuerſt auf dem grünen Raſen des Profeſſorenbergs geſehen hatte: das Wunder, die unzeitgemöße Schönheit.

Liegt dos in der ruhigen Güte, mit der ſie den Kranken beſchwichtigt? In der Freundlichkeit, die ſie für die Helferin hat? Iſt ſie jetzt in Kampf und Schrecken ous eigener Kraft die geworden, die ſie damals auf ihrer ſicheren Höhe gleichſam durch des Seniors Hypnoſe war?

Was es auch ſein mochte: ‚Ich brauche Dich!' rief ſein Herz. ‚Deine Wörme, Deinen Glauben, Deine Liebeskraft. — Auch darin war Hermann Rinkhart mein weiſer Freund, daß er fühlte, was meiner Natur fehlt. Du haſt's! Ich brauche Dich!'

Und er meinte, wenn nicht die Schweſter mit ihrem grauen Kleid und dem etwas ſtumpfem Geſicht dort neben ihr geſeſſen hätte, würde er ihr dies jetzt auch laut geſagt haben, in ſicherer Erwartung einer guten Antwort.

Als er aber am anderen Morgen mit Albertinen auf dem Bahnſteig ſtond, lag die Erdenluſt ſchwer auf ſeinen Schultern, und beider Mienen ſahen nach Grom und Kummer aus. Mut konnte ihr Anblick den Einfahrenden nicht machen.

‚Auch Albertine,' dachte der Medizinalrat, ‚es ſteht ſchlimm.'

Die kleine Mama aber rief: „Mein Junge iſt tot!" und fiel der Schwiegertochter aufſchluchzend in die Arme.

„Sei ruhig, Mama," ſagte Albertine mit einem warmen Ton, den Rinkhorts noch nie von ihr gehört hatten. „Es iſt wirklich Hoffnung, und Annemarie behütet ihn."

Aber da ſchluchzte die kleine Frau wieder hell auf.

„Nein, nein! Annemarie ſoll ihn nicht pflegen. Annemarie iſt ſchuld an dem Unglück, Annemarie hat ihn nach München gelockt."

Der Medizinalrat öffnete den Droſchkenſchlag. Er ſah unzufrieden aus, aber er widerſprach ſeiner Frau nicht.

Als ſie dann alle vier ſaßen, widerſprach dafür Albertine.

„Ich muß es Dir gleich ſagen, Mama, wir haben Annemarie unrecht getan. Ich kannte ſie damals gar nicht, jetzt kenn' ich ſie. Und wenn ihr Hierſein die Urſache des Unheils ſein ſoll, dann ſind wir beide ſchuld daran, denn wir haben ſie vom Profeſſorenberg vertrieben. — Oder nein —" ſetzte ſie haſtig hinzu, und das Blut ſtieg ihr brennend ins Geſicht. „Ich bin ſchuld daran, ich habe mich von meiner Eiferſucht dazu verblenden laſſen."

Keine andere Art von Genugtuung hätte Albertinen ſoviel gekoſtet, wie dies Geſtändnis in Wendelins Gegenwart. Aber ſie gab ſie auch um ſeinetwillen, und es tat ihr und den anderen gut.

„Ihr habt ſie vertrieben?" fragte Heinrich Rinkhart, und ſeine Stimme klang zum erſtenmal etwas lebhafter. Denn obgleich ſeine Gedanken unbeirrt bei dem Sohn waren, kam ihm doch ſcharf und deutlich die Erinnerung an den Begräbnistag, der ihm Annemarie entfremdet hatte. Er tat einen tiefen Atemzug. — „Wir haben kein Glück mehr gehabt, ſeitdem ſie weg iſt."

„Vaterchen," ſagte die Mutter leiſe und ſtrich ihm reuevoll verſchämt über die Hand: „Wollen wir ſie bitten, daß ſie wieder mit heim kommt? Uns zum Troſt und unſerem Jungen zur Freude? Soll es wieder werden wie ſonſt, wo uns die Sonne bis in alle Winkel ſchien und wir immer am Morgen wußten, was der Tag von uns verlangen würde, und wir niemand böſe zu ſein brauchten, — auch uns ſelber nicht?"

Ihr Reden war zuletzt zum Flüſtern geworden, und der Profeſſor legte ſeine Hand feſt und beruhigend auf die ſtreichelnde ſeiner Frau.

„Ja, ja, wir nehmen ſie mit — ſie wird einſehen, daß wir ſie brauchen."

— ‚Alſo das iſt das Ende,' dachte Hartmut Wendelin. ‚Sie kehrt zurück, Hermann Rinkharts nachgelaſſene Werke ſind im Druck, der Profeſſorenberg iſt mir in die Wolken entrückt, und ich bin wieder der alte Herr, der weiſe Narr der Ameiſen und Helikonaſten, der mit ſeinen Schellen klingelt, auf daß keiner ſeine Seufzer höre.'

Das Jahr war vorbei, in dem er ſein Glück hatte ſchmieden ſollen, das Jahr, deſſen Mittelpunkt Hermann Rinkhart geweſen war.

Annemarie hatte es genützt, ſie ſtand wieder im Hellen, er aber ſtieß ſich den Kopf an dunkeln Wänden, und wenn er ſich's hell machen wollte, gab es für ihn nur das beſcheidene Licht ſeiner Studierlampe. Bei deren Schein mochte er nun aufs neue an die eigene Arbeit gehen. Er konnte den Staub von ſeinen Retorten blaſen, konnte in Laboratorien und auch in der Anatomie nach Erkenntnis ſuchen, konnte am Mikroſkop der Natur Geheimniſſe abjocken, kleinſpärliche Brocken, die ſie ihrem Schüler ſpöttiſch vor die Füße wirft, um ihm die Hauptſache deſto ſicherer zu verweigern.

Oder, wenn ihm das nüchterne Ja und Nein nicht mehr genügte, das ſie auf ſeine Verſuche antwortete, fein ſäuberlich nachzuzählen, ſo konnte er Hypotheſen ſpinnen und Wahrſcheinlichkeitsrechnungen auswerfen, hinüber in die andere Welt, wie Fanghaken, ob einer davon das Unbekannte greifen möge — es würde ihn fürder nichts mehr hindern und ſtören.

Wendelin dachte das in der Unruhe dieſes Tages, an dem Hunderterlei zu berichten, zu helfen, zu beraten war, und dachte das gleiche am nächſten Morgen, als er, überflüſſig geworden für die Familie Rinkhart, wieder an ſeinem Schreibtiſch ſaß: ‚dem einzig vernunftgemäßen Platz für einen deutſchen Gelehrten, dem Platz, auf dem er zu Ruhe kommen würde.'

Nur täte er gut, das rote Seſſelchen in den Winkel zu ſtellen und Annemaries Tiſchchen an die Wand zu rücken, denn es war töricht, wenn er ſich an ſie erinnern ließ. Heute reiſte ſie ab — ſein Jahr war vorbei.

Er gönnte ihr den Profeſſorenberg, er gönnte ihr den Frieden der alten Heimat, er gönnte ihr ſelbſt ihre Spittelleutchen — wenn er nur hätte darunter ſein dürfen. Aber ſie nicht mehr ſehen, nur an all das denken müſſen, was ihn täglich begückt hatte, wie an etwas Geſtorbenes —

Wendelin ſprang auf und ging durch die Zimmer, über denen das ſchwere Licht eines grauen Tages lag.

Nicht doch — ſie lebte ja. Die Lebenden begleitet die Hoffnung.

Nur er hoffte hier nicht mehr. Seit er geſehen hatte, wie ſie Heinrich Rinkharts Hände faßte und hielt, wußte er, daß ſie gern ging, und daß der Profeſſorenberg noch heute ihre Heimat war.

‚Gib dich darein.‘

Wendelin griff nach ſeiner Poſt, die noch ungeleſen dalag, wie ſeine Wirtin ſie hereingeſchoben hatte. Darauf ſetzte er ſich wieder an den Schreibtiſch und ſchnitt die Briefe auf.

Als er aber eben anfing, ſeine Gedanken an den Zügel zu bekommen, klang draußen leiſe die Klingel, Frau Kartlmayer ſtapfte zur Tür, Frau Kartlmayer ſtieß Töne des Behagens aus, Frau Kartlmayer entfaltete eine Beredſamkeit, die Wendelin endlos deuchte, und doch ſtand zwei Minuten ſpäter Annemarie auf ſeiner Schwelle.

Auch ſie hatte einen Tag voll Haſt und Unruhe hinter ſich, der ihr nur flüchtige Gedanken gönnte. Wenn aber das, was ſie empfand, aus der Tiefe heraufſtieg und ſich zu Worten verdichtete, war's immer nur das eine: ‚Du haſt wieder eine Heimat. Du biſt wieder die alte Annemarie, unter deinen Füßen iſt feſter Grund.‘

Als ſie dann am Abend allein geweſen war und Stück für Stück die Koffer füllte, die mit ihr in der Fremde geweſen waren, gingen die Gedanken dies letzte Jahr entlang. Da war es ihr, als liege die Zeit jenſeits des Waldfeſtes hinter Dämmerungsſchleiern verborgen, was aber danach gekommen war an Kampf und Sieg, ſtand im hellen Tageslicht vor ihr. — Der Schrecken war wie ein Stoß geweſen, der ſie von ihrem ſchwankenden Steg hinabgeworfen hatte aufs feſte Land.

Nur an eins durfte Annemarie nicht denken in dieſer nachtſchlafenden Zeit, nicht an das rote Seſſelchen, und nicht, daß ſie noch einmal zu Wendelin mußte — weil ſie es ihm verſprochen hatte.

‚Wenn ich Albertinen mitnähme?‘ dachte ſie am Morgen, als die Stunde kam.

In demſelben Augenblick wußte ſie auch, daß ihn das kränken würde, und daß nicht feige ſein darf, wer feſten Grund unter den Füßen hat.

Da ſagte ſie der kleinen Mama, die in Kathinkas Zimmer untergebracht war, Beſcheid und ging ſchnell hinunter. Der wortreichen Frau Kartlmayer gab ſie einen freundlichen Blick, ohne etwas von ihrem Gerede zu verſtehen, mit einem Stoßgebet öffnete ſie Wendelins Tür.

„Da bin ich,“ ſagte ſie leiſe, und weil ſie ihm anſah, daß er ſie nicht mehr erwartet hatte, ſetzte ſie haſtig hinzu: „Ich hatte es Ihnen verſprochen.“

‚Das iſt der Abſchied,‘ dachte Wendelin und ſtand auf wie ein alter Mann. Darauf ſchauten ſie einander an, beinahe feindlich ſah es aus, und endlich fragte er, weil er ſie mit jedem anderen Wort zu verſcheuchen fürchtete, wie Morſach ſie an der Quelle verſcheucht hatte: „Sie kommen von oben?“

„Ja," antwortete ſie ſchnell. „Es iſt alles abgeredet und geordnet. Mit dem Nachtzuge reiſen wir. Wir haben einen durchgehenden Wagen, wo Ferdinand im Schwebebett liegen kann. Er iſt mit allem zufrieden, er iſt wie einer, der nach ſchwerem Fieber die Welt wieder ſieht, wie ſie iſt. Joachims bleiben hier. Vater und Sohn haben ſich ausgeſprochen. Onkel Heinrich hat mit dem hieſigen Profeſſor geredet. Ich glaube, ihm iſt lieb, wenn er hier nicht ſelber den Arzt machen muß —" ſie hatte immer haſtiger geſprochen, nach immer Neuem geſucht, was ſie noch ſagen könnte — nun ihr nichts mehr einfiel, holte ſie tief Atem und endete langſam: „Ich aber gehe heim."

Annemarie ſah an Wendelin vorbei, als ſie das ſagte, nicht nur mit ihren natürlichen Augen. Sie ſah über den Kamm des Thüringer Waldes hinüber in das heimiſche Tal. Ein Glanz war in ihrem Blick, beinahe wie von Tränen — aber die Lippen lächelten ja, warum hätte ſie weinen ſollen.

„Sie gehen heim," ſagte Wendelin, „und wir haben Sie verloren."

Sie ſchüttelte kaum merklich den Kopf, ging ohne ſich umzuſehen zu ihrem Platz, ſetzte ſich in das rote Seſſelchen: „Sie brauchen mich nicht mehr — die Arbeit iſt fertig. Bitte, leſen Sie mir den Schluß Ihrer Arbeit vor."

Hatte das bitter geklungen?

Wendelin ſchob die Briefſchaften beiſeite und nahm ſein Manuſkript aus dem Kaſten. Wie er zu leſen begann, zitterte ſeine Stimme, aber bald wurde ſie feſt, und dann las er mit leidenſchaftlichem Ausdruck, als ob er damit um die Geliebte werben wolle.

Und er warb auch. Die Worte, die er Hermann Rinkhart nachrief, taten's, die warme Stimme tat's, die Lilien in dem Glasſchaft halfen ihm und der kleine Seſſel, der ſeine Arme um Annemarie legte. Alle lieben Erinnerungen, die dieſer Raum umſchloß, warben mit, und die anderen Erinnerungen an den frohſten und an den traurigſten Tag des Profeſſorenbergs drängten ſich heran und ließen ſich nicht mehr von dieſem Mann und von dieſem Schreibtiſch trennen.

Ging ſie wirklich heim? Ging ſie nicht vielmehr wiederum in die Fremde? Verlor ſie heute nicht Hermann Rinkhart zum zweitenmal?

Das Lächeln erloſch, und der Glanz ihrer Augen wurde wirklich zu Tränen.

„Ich danke Ihnen," ſagte ſie leiſe, als er zu Ende war, „ich danke Ihnen ſehr." Aber ſchon, während ſie noch ſprach, ſtand ſie auf. Der Gedanke: ‚Du gehſt heim; wenn du auch den Liebſten verlaſſen mußt, du haſt doch eine Heimat!' hatte ihr vorübergehend Sicherheit gegeben. Nun das verflogen war, fühlte ſie ſich wieder hilf- und haltlos in dieſem Raum. Das Vorleſen war zu Ende, ſie mußte fort, ſonſt würde ſie ſich verraten.

Sie war ſchon bis zur Tür. Plötzlich ſchämte ſie ſich ihrer Flucht, blieb ſtehen und wandte ſich zu Wendelin zurück.

Und wenn er's erriete! — Er würde ſie nicht darum verachten.

Wendelin lehnte am Schreibtiſch und ſah ihr nach.

Als Annemarie ſtehen blieb, atmete er tief auf. Dann ſagte er in leidenſchaftlicher Haſt: „Sie können mich nicht ſchnell genug verlaſſen, und Sie ſind ja im Recht — ich habe Ihnen ſo viel zuleide getan. Was hilft, daß ich es gut meinte, was hilft, daß ich bereue. Hoffärtig glaubte ich klüger zu ſein als Hermann Rinkhart, aber ich bin ein Stümper geweſen. Ich wollte Ihrem Idealismus ein ſchreckhaftes Aufwachen erſparen. Ich wollte Ihren Glauben und Ihren Jugendmut zur Selbſtverteidigung wappnen und habe Sie in den Kampf geſtoßen, ehe die Waffen geſchmiedet waren. Ich habe die Natur geläſtert, um Ihrer Schwärmerei Widerpart zu halten, und ſie ſelber iſt doch weder gut noch böſe. Zwei Geſichter hat ſie wie

Janus, je nachdem wir sie anschauen, werden wir sie finden; auf unsere Augen und auf unseren Weg kommt es an — Sie gingen die sichere Straße, ich aber habe Sie dahin gerufen, wo Ihnen die Fratze entgegen starrte."

Die Heftigkeit, die seiner Natur so fremd war, machte Annemarie ruhig.

„Grämen Sie sich nicht," sagte sie sanft, „irgend einmal wär' es mir doch begegnet — das werd' ich wohl haben lernen müssen. Und ich finde mich wieder zu der zurück, die meine und des Verewigten Freundin war. Ich werde hinter den bunten Nebeln die einfache Schönheit wiedersehen und die warmen, stillen Sommerwiesen ohne den schreckenden Panskopf. Nun ich ihn kenne, wird er mich nie wieder verwirren."

„Ja, Sie werden. Ich aber, der ich Ihnen helfen wollte, kann mir selber nicht mehr helfen, und Sie gehen von mir in Ihrer Kraft und Schönheit."

„Nein," sagte Annemarie leise, „nicht so; ich gehe mit Dank und Sehnsucht. Wissen Sie nicht mehr, wie ich hier ankam? Verschüchtert und hilflos, im engen Kerker des Kummers, zwischen den verschlossenen Toren unseres kleinen Lebens? — Sie zeigten mir das Fenster mit dem Blick hinaus und hinauf in die Ewigkeit. — Und als ich zum andernmal hilflos vor den sinnverwirrenden Spukgestalten stand, da haben wieder Sie mir die Waffen in die Hand gegeben, mit denen die sich verscheuchen ließen."

„Sie sind großmütig, Annemarie," gab er leise zurück.

„Und dann haben Sie mir das gegeben, was dort auf dem Schreibtisch liegt, ein Stück von Ihm und von Ihnen untrennbar verbunden. Und wenn ich nun gehe —"

Sie brach ab, er aber fuhr mit trockener Stimme an ihrer Statt fort: „Sie gehen auf den Professorenberg, und Ihre Augen strahlen, wenn Sie an die Heimat denken, der nichts auf Erden gleicht."

Leise schüttelte sie den Kopf. „Sie haben mir einmal offene Augen gewünscht, ich sehe jetzt auch dort manches anders als ehedem. Ich hielt mich für tapfer und gut und die vom Berg hielt ich für ein edles Geschlecht, das mit sicheren Füßen auf den Höhen der Menschheit wandelt. Auch als sie mir wehtaten, klagte ich nur die beiden Fremden an — die Frauen, die von draußen gekommen waren. Aber auf der Höhe wandelte nur der eine. Seit seinem Tod versagen wir anderen. Ich — habe mir nicht allein ins Helle zu helfen gewußt, und die Vettern sah ich klein und schwach. Unter denen aber, die ich für niedrige Talgeschöpfe hielt, fand ich in der hageren Minna verstohlene Opferbereitschaft, in der blassen Lore liebesstarken Todesmut, und die kleine Elisabeth bezwingt mit tapferem Stolz Herzweh und Enttäuschung. — Ich werde auf unserem Berg nicht wieder finden, was er mir damals war und was unwiederbringlich dahin ist. Aber ich gehe doch gern, denn sie sagen, daß sie mich brauchen —"

„Und hier braucht Sie keiner?"

War das eine Frage gewesen? — Eine heiße Glückshoffnung trieb ihr das Blut in die Wangen, eine schreckhafte Angst, sie könne ihn mißverstanden haben, machte ihre Kniee zittern.

„Hier?" sagte sie leise, und ihr Blick glitt über die Lilien in der Sehnsuchtsvase.

Dieser Blick gab Wendelin endlich Gewißheit.

„Darf ich Dich vom Professorenberg holen," rief er, „Dich holen, Annemarie, herunter ins Tal, ins Gedränge, in die Arbeit —"

Da war das Zittern vorüber und der Schrecken verflogen. „Komme bald," sagte sie.

Franzinens Geschichte

Roman von

Agnes Harder

Erſter Teil.

Geſtern noch ſtand ich an dem Pier in Bremerhaven und winkte dem Dampfer nach, auf dem die Kinder langſam an mir vorbeigeglitten waren, als er aus der Mündung der Weſer fuhr. Geſtern noch grüßten mich Ilſens Augen über dem großen Strauß von roten Roſen, während ſie ſich an ihren Mann lehnte. Heute umfängt mich das Torfhaus im Teufelsmoor. An dem Fenſter des kleinen Zimmers ſitze ich und habe lange hinausgeſchaut auf das Moor.

Im Wagen bin ich von Bremen herübergefahren. Mein Kind ſelbſt hat mir Quartier bereitet, und meine Wirtsleute empfingen mich und brachten mich in mein Zimmer. Ich ſah die ſchwarzen Torfpyramiden, die von weitem ſo wunderbar erſcheinen, wie Grabmäler, und die Wolken an dem Himmel, der ſich über das alles ſpannt, weit und blau, und eine unendliche Traurigkeit zog in mich ein, am Vorabend dieſer langen Trennung.

Ich bin über die Heide gegangen, und dann habe ich angefangen, an mein Kind zu ſchreiben. Ich weiß ja aber, daß der Brief ſie nicht trifft von heute zu morgen, und es iſt mir zum erſten Male geweſen, als würden meine Worte kalt. In der Nacht, in dieſer erſten Nacht hier im Torfhaus, iſt mir der Gedanke gekommen, ihr zu erzählen, was ſich nicht ändert von heute zu morgen, was nicht gleich in ihre Hand zu kommen braucht, ohne ſeinen Wert zu verlieren, und was mir helfen wird über dieſe lange Zeit der Trennung, was mein Herz beruhigen und wieder froh machen wird.

Mein Leben will ich Dir aufſchreiben, Ilſe. Deiner Mutter Franzine Leben. Die Stimmung, die hier über allem liegt, ſo weltfern und ſchlicht, die iſt der rechte Untergrund für das, was ich Dir zu ſagen habe. Wie ein Kind will ich's machen, das man allein gelaſſen hat und das ſich ſelbſt etwas erzählt, damit es ſich nicht fürchtet. Franzinens Geſchichte will ich Dir erzählen, Ilſe, und Deine eigene.

Was für ein lachender Mann war mein Vater! Nicht einer von denen, die immer lachen aus Leichtſinn und Trotz. Sein Lachen war die Lebensfreudigkeit ſelbſt, die reine, ungetrübte Freude, die er haben mußte, wie die Sonne ſcheinen muß. Sie ſagen jetzt immer, er ſei leichtſinnig geweſen und hätte nicht für die Seinen geſorgt, und ich weiß wohl, daß mein Bruder es ihm nie verziehen hat — aber dann muß er ſeine Augen vergeſſen haben. Dieſe leuchtenden, glücklichen Augen, die zu ihm gehörten, und die immer ſo ſcheu und unſicher wurden, wenn irgend ein Geſpenſt dem Frieden des Tages nahte. „Ein fauler Friede," ſagte Gerhard, „es iſt immer ein fauler Friede, der jeden Krieg ſcheut." Mag ſein, ich kann ihm nicht zürnen. Ich weiß,

daß der Krieg um etwas Großes, Edles ihn in den vordersten Reihen gefunden hätte, mit demselben Lachen; aber den Krieg mit den Kleinigkeiten konnte er nicht ertragen, dem erlag er. Und weil er nicht unterliegen wollte, darum schob er das alles von sich ab, wie er die Fliegen von sich abwehrte in unserem Hause unten in der Mark.

Wir waren aus einem alten mecklenburgischen Geschlecht, und dessen Vorfahren sind einmal Herren über zehn Güter gewesen. Zuweilen erzählte Vater davon, von den großen Zeiten vor der Revolution, als der Adel noch alles gegolten hatte. Damals hatten die Söhne des Hauses in Paris studiert und hohe Ämter im Staat bekleidet. Von dem silbernen Familiengeschirr hatte mein Vater noch eine Frühstückstasse besessen, in der war das Wappen eingegraben. Doch schon der Großvater hatte den Adel abgelegt, als ein Gut nach dem anderen in fremde Hände ging, und war ausgewandert ins Preußische, wohin die Armut besser passe, wie er gesagt hatte. Denn dort, wo die Adeligen den roten Rock tragen und zu besonderer Stunde für sie die Kirchenglocken gehen, dort muß man ein reicher Herr sein, wenn man ein Herr ist.

Großvater hatte ein Gütchen in der Mark gekauft; aber die Armut muß ihm nicht geschmeckt haben, denn er soll mehr in der benachbarten Stadt, als auf seinen Feldern gewesen sein. Vater war Offizier, bis er durch einen Sturz mit dem Pferde sich ein Hüftleiden zuzog, das ihn zum Dienst untauglich machte. Er hinkte leicht, bemühte sich aber nach Kräften, trotz dieses Hindernisses seiner Leidenschaft, der Jagd, obliegen zu können; und weil um diese Zeit sein Vater starb und er es sich wohl nicht zutraute, Seide zu spinnen aus den Kartoffeläckern und Kiefernwäldern des heimatlichen Gutes, das stark verschuldet war, so verkaufte er die Kütsche und mietete sich ein Häuschen in der Nähe der Warthewiesen, da wo die sogenannte kiefernbestandene „Höhe" der Neumark aufsteigt. Er pachtete die Jagd dort, wurde Gemeindevorsteher in dem Dorf und ein Liebling im Kasino der nahen Stadt, wo Militär lag.

Das alles war für ihn zusammengetroffen mit dem großen Lebensabschnitt, den der Tod meiner Mutter gebildet hatte, zwei Jahre nach meiner Geburt. Als blutjunger Leutnant hatte er sie kennen gelernt, und es ist mir in meinem Leben ein Trost und eine Hilfe gewesen, daß eine Liebe, wie die zwischen den beiden, so selten ist in dieser Welt, wie mein eigenes Schicksal. Mein Vater war damals Feldjäger und viel auf Reisen, in Paris, in London und in Konstantinopel. Er ist immer ein Dichter gewesen, das weiß ich von den wenigen Wanderungen her, die ich mit ihm machte, hinab zu den Wiesen und durch die Kiefernschonungen. — In den Reisebriefen, die er der Geliebten schrieb, war er ein großer Dichter. Sie soll sehr schön gewesen sein, doch glaube ich eher, daß es eine Schönheit war, wie die der Frau von Dante Gabriel Rosetti. — Auch ihr Schicksal war ein ähnliches, nur daß die Rittmeistersgattin begraben wurde wie jede andere Soldatenfrau, und mein Vater nicht daran dachte, ihr seine Briefe mit in den Sarg zu geben, wie Rosetti damals der Geliebten seine Sonette mitgab, und daß seine ruhmsüchtigen Freunde nicht nötig hatten, später den Schlaf der Toten zu stören, um sich diese Gedichte anzueignen und sie an die Öffentlichkeit zu bringen. Jene Briefe sind in meine Hände gekommen und sollen einmal in meinem Sarg liegen. Aber das Bild der Mutter in dem schwarzen, bauschigen Seidenkleid mit den offenen Ärmeln, aus denen sich die weißen Tüllmanschetten hervordrängen und um die wunderzarten Gelenke schließen, und mit dem wehmütigen Ausdruck in den großen Augen, erinnert mich immer an die Gattin Rosettis, und ich lese gern jene Verse aus seiner Brautnacht:

„Die Lippen trennten ſich mit ſüßem Schmerz.
Wie von den Traufen nach des Sturmes Wehen
die letzten Tropfen ſinken, kaum zu ſehen,
ſo klopfte jetzt das Blut in beider Herz."

Ich war ſtolz darauf, das Kind einer ſo großen Liebe zu ſein, ihr letztes Pfand, denn ſechs Jahre vor mir war mein Bruder Gerhard geboren, und dann noch zwei Schweſtern. Die waren geſtorben. Zwei Jahre nach meiner Geburt ſtarb auch die Freudeſpenderin an der Schwindſucht, deren Keim ſie lange in ſich trug. Sie ſagen, mein Vater wäre mit jeder Frau glücklich geweſen, und dreimal hat er es ja auch gekoſtet. Aber ich werde mir nie nehmen laſſen, daß die große Sonne in ſeinem Leben doch nur meine Mutter war. Freilich, ich glaube es heute, daß er ein Mann war, der nicht ohne Frau leben konnte, daß er zu zart und zu ritterlich war, um jemals die, die ſich ihm gegeben hatte, eine Enttäuſchung fühlen zu laſſen, und daß er Wärme und Wohligkeit brauchte wie die Luft des Lebens. Daher waren ſeine Ehen immer friedlich. Glücklich im allerletzten Sinne war nur jene erſte.

Damals, als er das kleine Haus gemietet hatte, das eigentlich zu dem Vorwerk eines Gutsbeſitzers gehörte und ſchon lange nicht bewohnt war — der Ausbau hieß es einfach — ſuchte er wohl in der nahen Stadt und bei den dortigen Kameraden das erſte Übermaß des Schmerzes zu dämpfen. Es mag den Freunden leicht geworden ſein, ihn zu bereden, an den Vergnügungen der kleinen Stadt teilzunehmen, und er lernte dort zwei Schweſtern kennen, die Töchter eines abgedankten Generals, die durch ihren Namen und ihre Stellung, und wenn ich gerecht ſein will, wohl auch durch ihre Perſönlichkeiten die Sterne der kleinen Garniſon waren, Anna und Hedda von Willich. Sie mußten die entgegengeſetzten Pole der Weiblichkeit vorgeſtellt haben, den Stolz und die Demut. Daß ſich aber beide gleich beim erſten Sehen leidenſchaftlich in meinen Vater verliebten und einen erbitterten Kampf um ſeine Zuneigung führten, das iſt ſicher einer von jenen ſtillen Kriegen, die ſich im Rahmen einer Mädchenſtube abſpielen und viele Wunden und Leiden mit ſich führen, und aus denen man für ſein Leben lang ſo gebrochen hervorgehen kann, wie aus einem Feldzuge der Männer. Anna war eine ſanfte, weiche Natur, und es iſt begreiflich, daß bei der damaligen Gemütsverfaſſung meines Vaters ſie den Sieg davontrug. Ob er gewußt hat, daß ſein Hochzeitstag der ſtolzen Hedda das Herz brach, weiß ich nicht. Ich habe ja das alles viel ſpäter erfahren, mir in den Einſamkeiten meines eigenen Lebens mühſam aufgebaut und zuſammengeſetzt. Mama, wie ich Hedda nenne, hat mir nur einmal geſagt, daß ſie gleich nach Annas Hochzeit zu Verwandten nach dem Elſaß gegangen iſt, und daß ſie dort in einem Winter drei Anträge bekommen hat. Sie hat aber nicht heiraten wollen.

Nun iſt ja auch ſo alles gekommen, wie ſie es ſich wünſchte. Nach neun Monaten hat in dem Ausbau die neue junge Frau im Sarge gelegen mit einem zu früh geborenen toten Kindchen im Arm. Ich weiß gar nichts von dieſer zweiten Mutter, die gewiß gut und ſanft gegen mich geweſen iſt; aber mein früheſtes Kindheitserinnern iſt, daß ich mich an eine verſchloſſene Tür ſchleiche, meine beiden Hände um den Drücker klammere und durch das Schlüſſelloch ſehe. Da ſtand mitten im Zimmer ein großer ſchwarzer Kaſten, in dem lag eine Frau, die hatte ein weißes Bündelchen im Arm, und ringsum lagen weiße Roſen, und an den Seiten brannten auf Leuchtern Kerzen. Ich ſpüre noch den Geruch des brennenden Wachſes und das unverſtandene ſchauerlich Schöne des Anblicks. Und dann iſt der Vater ge-

kommen und hat mich aufgehoben, und ich habe in sein tränenüberströmtes Gesicht gesehen. Ja, wenn ich recht zurückdenke, sah ich diesen immer lachenden Mann zum ersten Male mit Bewußtsein, als er weinte.

Hedda ist dann wohl schon beim Begräbnis gewesen, und von da an ist sie immer da, und in meinem kleinen Kinderherzen sind von Anfang an Haß und Trotz gegen sie. Ich bekomme meine ersten Schläge, weil ich der schönen Dame, die so oft unter den uralten Linden der Landstraße an unserem Hause vorbeireitet und dann jedesmal anhält, sich von der Wirtin ein Glas Wasser reichen läßt und mit mir plaudern will, nicht die Hand geben mag. Und dann, ein Jahr später, zieht Hedda von Willich als Frau hinaus auf den Ausbau.

Ich habe lange meinen Frieden gemacht mit Mama. Ich liebe meine Stiefgeschwister, die ich nur selten sehe. Vor allem der Älteste hat so viel von meines Vaters Wesen. Ich freue mich, daß es ihnen gut geht und sie ohne Sorgen, ihren Fähigkeiten gemäß, sich entwickeln können. Ich weiß heute, daß es eine Liebe gibt, der jene Hand fehlt, die nach oben greift und das Überirdische faßt, die an nichts glaubt, als an die Erde und an das, was sie in den Armen hat, die nichts will, als sich selbst genießen im anderen, hundertmal und tausendmal. Ich habe auch gelesen, daß man solche Frauen, die nur für den Mann und für ihre Kinder leben, rücksichtslos bis zum äußersten, gegen jeden anderen unduldsam und lieblos gegen den Fremden, solche Fanatikerinnen des eigenen Glücks, hochstellt und sie rühmt, als Frauen, die ganz in dem aufgehen können, was die Welt der Frauen begrenzt. Aber zum Glück hat sich doch die Zeit um mich her geklärt und gelichtet und uns mehr Platz gegeben. Ich weiß sehr wohl, daß dieses Ideal nicht das Frauenideal sein kann, und auch nicht das der Ehe; daß ein Frauenherz reich genug sein muß, um Mann und Kinder nie zu kurz kommen zu lassen, und doch darüber hinaus die Welt umfassen kann, gerade weil es glücklich ist. Aus der eifersüchtigen, engen Liebe meiner Stiefmutter habe ich den einzigen Beweis dafür gezogen, daß mein Vater ihr unterlegen ist wie ein erobertes Gut, nicht freiwillig; daß er sie im Grunde seines Herzens nie geliebt hat. Ich habe sie später um ihn werben sehen mit tausend Kleinigkeiten, Tag für Tag sich aufopfern für seine Bequemlichkeit. Mit den warmen Hausschuhen kam sie, wenn er von der Jagd zurückkehrte. Sie selbst bereitete die Leber des Rehs, sie selbst briet ihm das Rebhuhn zum Frühstück, wenn er auf den Anstand wollte. Ich habe gesehen, daß sie kein Wetter und keinen Wind scheute, daß keine Arbeit ihr zu viel war. Ich habe die stolze Hedda dienen sehen wie eine Magd. Mein Vater hat nie ein böses Wort mit ihr gesprochen und nie ein böses Wort über sie, er hat sie geachtet und ist ein lächelnder, glücklicher Mann gewesen bis an sein Ende. Aber ich brauchte nur auf jene helle Stelle an der Wand zu blicken, da, wo früher Mutters Bild hing, und ich wußte alles. Dies altmodische Bild mit dem ovalen, schwarzen Rahmen hatte Hedda eines Tages fortgenommen und ein viereckig gefaßtes ihres Vaters an seine Stelle gehängt. Oben und unten blieb ein kleines helles Kreissegment auf der dunklen Tapete, und wenn ich nach Hause kam, suchten meine Augen diese hellen Stellen, bis ich den Mut fand, jenes verpackte Bild zu erlösen. Doch das war erst viel später. —

Sieben Jahre war ich alt, da brachte mich Vater aus dem Ausbau in die Stadt in Pension. Ein Würmchen werde ich wohl gewesen sein. Ich weiß nicht, wie es gekommen, daß ich häßlich und leidenschaftlich geworden, ein böses, verstocktes Kind. Dieser Bezeichnung erinnere ich mich aus meiner frühesten Kindheit. Es gibt einen Brief meiner Mutter an meine Großtante, den ich später abschreiben will, in

dem spricht sie davon, wie ihre kleine Franzine ganz Sonne ist. Aber Mama Hedda wollte mich ja gerade aus dem Hause haben, weil sie mich unmöglich erziehen könne, und weil ich so störrisch sei. Als ich mich in der Pension ganz fest an den Hals meines Vaters hing, wie eine Klette, und immer schrie, ich wollte nicht von ihm fort, da hat er seiner Frau recht gegeben und mich auch störrisch genannt und mich gescholten. Die Pensionsvorsteherin konnte nichts anderes tun als mich ins Bett legen, wo ich mich vor Schluchzen krampfhaft krümmte und das Abendbrot zurückstieß, daß der Topf mit Milch umfiel und einen großen häßlichen Fleck auf meine Bettdecke machte. Den mußte ich nun zur Strafe drei Wochen lang sehen. Ich bekam kein neues Deckbett, und die neue Herrscherin über meine Kinderseele war sehr unzufrieden mit mir.

Ich habe bisher noch gar nicht von meinem Bruder Gerhard gesprochen, der doch so viel in meinem Leben gewesen ist. Ich sagte nur, daß er sechs Jahre älter war als ich selber. Da hat er sich wohl nicht viel um das kleine Schwesterchen gekümmert. Und dann hatte er im Ausbau Stunden beim Pfarrer, und dann seine Spielkameraden aus dem Dorf, die mich die Prinzessin nannten und verhöhnten, wenn ich mich einmal an sie heranwagte. Gerhard war schon in Pension gekommen, als mein Vater Anna von Willich heiratete. Er hat mir dann selber erzählt, daß die neue Mama das gar nicht gewünscht habe, sondern daß er gehört hätte, wie sie einmal zu Vater sagte: „Solch ein wilder Junge, in dem so viel Glut steckt, der brauchte doppelt die Fürsorge der Mutter." Vielleicht aber traute sich Vater die strenge Hand nicht zu, die wohl bei Gerhard die weiche hätte ergänzen müssen, und so war er schon in dem großen Knabenpensionat, als ich nach der Stadt kam.

Meine Mitpensionärinnen waren alle viel älter als ich, denn niemand gibt ein siebenjähriges Kind zu Fremden. Die Pensionate waren in ihrer ganzen Einrichtung auch für die Mädchen von 12—16 Jahren angelegt, und es hat viel guter Worte und Überredung bedurft, um Fräulein Streckfuß zu bewegen, mich aufzunehmen. Schon das Schlafen machte Schwierigkeiten. In ihrem eigenen Schlafzimmer wollte sie mich nicht unterbringen, weil ich sie da störte. Mit den großen Mädchen paßte ich nicht zusammen, und sie weigerten sich, die Kleine in ihrem Zimmer zu haben. So kam ich zu den beiden schwarzen Schafen der Pension, die so viel auf dem Kerbholz hatten, daß man ihre Wünsche nicht berücksichtigte. Fräulein Streckfuß wußte wahrscheinlich selbst nicht, welchen Quälgeistern sie mich damit auslieferte. Die beiden Mädchen, die gerade noch einmal so alt waren als ich, hatten eine Freude daran, Wutanfälle bei mir hervorzurufen. Sie umklammerten meine Handgelenke und befahlen mir, mich loszureißen, sie züchtigten mich, wenn ich ihren Aufträgen nicht Folge leistete, und sie nutzten mich aus mit einer Grausamkeit, wie sie nur Kinder füreinander haben können. Ich war sehr ängstlich und verschüchtert, und sie schickten mich heimlich nach Bonbons und Apfelkuchen, nach Gerstenzucker in die Apotheke, in die ich mich so wie so nicht getraute, weil der Herr hinter dem Ladentische immer so lächelte und sagte: „Bist Du aber leckerig, Kleine!" Ich durfte ihm doch nicht sagen, daß ich auch nicht ein Stückchen von dem abbekam, was ich meinen Peinigern ausliefern mußte. Nur wenn Fräulein Streckfuß einmal die Schränke revidierte, dann fand sie eine zerknüllte Düte in meinem Fach, und ich bekam Schelte und wurde ein verdorbenes Geschöpf genannt. Das Schlimmste aber war, daß ich zuweilen den großen Jungen, die an die Linde an der Kirche kamen, Zettelchen zustecken mußte und welche von ihnen nehmen und an die anderen Mädchen in der Pension abgeben.

Dazu bekamen ſie mich nur durch Drohungen. Und dann ſaßen ſie zuſammen, lochten und kicherten und ſtießen ſich mit dem Ellbogen an. Des Abends ging die eine zur anderen ins Bett, und ſie flüſterten lange, ſo daß ich nicht einſchlafen konnte. Wenn ich ſie aber bat, doch ſtill zu ſein, nannten ſie mich eine dumme Gans und ſagten, wenn ich es Fräulein Streckfuß petzte, dann ſollte ich einmal ſehen, wie es mir bekäme. Jeden Sonntag hatte man mir verſprochen, ſollte ich hinaus, heim, nach dem Ausbau. So ſehnſüchtig hat nie jemand auf das Abendläuten am Sonnabend gewartet. Dann kam der Wagen, und Peter, unſer Knecht — den Kutſcher ſchickte man meinetwegen nie — fuhr mich hinaus. Vater freute ſich immer ſo, mich zu ſehen. Er ſtand in der Tür und hob mich vom Wagen und ſchwenkte mich ein wenig, daß ich ſofort rote Backen bekam vor Freude. Erſt am nächſten Tage, wenn es ihm auffiel, wie blaß ich doch eigentlich ſei, und wie wenig ich wüchſe, meinte er, er müßte doch wirklich einmal mit Fräulein Streckfuß reden. Aber Mama Hedda ſagte, das ſei Unſinn, es läge in den Jahren. Ach, die Sonntage waren herrlich. Vater ging mit mir hinunter zu den Wieſen, über denen manchmal der Nebel lag wie ein weites Meer, und wo im Frühherbſt die Störche ihre Verſammlungen hielten. Wir gingen dann ganz nahe aneinander auf dem Damm an der Warthe, auf der die großen Schiffe mit ihren Segeln vorübergezogen kamen und die langen, langen Holzflöße, die vorn ein luſtig flatterndes Fähnchen zeigten und eine kleine Bude aus Stroh, in der die Flößer ſchliefen. Am Tage aber ſaßen ſie um ein Feuerchen, das ſie ſich auf den Holzſtäben gemacht hatten und das luſtig flackerte; der Kartoffelkeſſel hing darüber. Ach, mußte das ein luſtiges Leben ſein, ſo auf einem Floß herunterzutreiben, den Strom entlang, und nachts in dem warmen Stroh der kleinen Hütte zu ſchlafen! „Wir wollen mit ihnen fahren, Vater, Du und ich, wir beide allein, ganz allein, hinaus in die Welt.“

Da hat er mich aufgenommen und mir in die Augen geſehen: „Iſt meine Kleine unglücklich?“ Und in ſeinen lachenden Augen ſtieg jenes Gewölk auf, und jener ängſtliche Ausdruck legte ſich über ſeine Züge, den ich ſo gut kannte, und der kam, wenn er hörte, wie Mutter in der Küche mit den Mädchen ſchalt oder die Rechnung mit der Wirtin machte. Ich mochte aber meinen ſchönen Vater nicht ſo ſehen. Da ſchlang ich meine Ärmchen um ſeinen Hals und ſagte: „Nein.“ Ein ſolches Mitleid hatte ich damals mit dem ſtarken Mann, daß ich alles, was mein kleines Herz faſt brechen machte, zurückdrängte. Es war der erſte Sieg über mich ſelbſt, ich war ganz ſtolz darüber und bin an dieſem Sonntag wirklich ein artiges Kind geweſen.

Aber die Sonntage glichen ſich nicht. Öfter und öfter kam es vor, daß Vater nicht in der Gartentür ſtand, wenn Peter vorfuhr. Zuweilen hatte der es mir ſchon unterwegs geſagt: „Die Herrſchaften ſind aus, dahin oder dahin, und ſie kommen erſt des Abends zurück; aber Du ſollſt ſpielen und Dir Pflaumen ſchütteln und Nüſſe ſuchen.“

War Gerhard mit, dann lachte er bitter und ſagte: „Das hat ſie wieder ſo eingerichtet, die Stiefmutter.“ Er nannte ſie niemals anders, und einmal ſagte er mir: er haſſe ſie, mit der ganzen Kraft ſeines Herzens haſſe er ſie. An ſolchen Tagen gehörte der Ausbau uns allein. Dann ſchlenderten wir in den Wald oder auch hinunter zu den Wieſen, und Gerhard machte das Boot los und ruderte mich. Er hatte die Leidenſchaft des Jägers im Blut; aber Vater hatte ihm eine Flinte nur für eine gute Zenſur verſprochen. Eine gute Zenſur jedoch konnte Gerhard nie bringen. Er ſagte, es ginge nicht, es ſei unmöglich, und es ſei auch nicht nötig, denn man brauche im Leben anderes, als Latein und Griechiſch. Er wollte nicht ſtudieren,

ſondern Oberförſter werden. Der Wald hatte es ihm angetan, die märkiſche Heide. Wenn er glatt durch das Gymnaſium käme, hatte Vater auch nichts dagegen. Er beſuchte mich zuweilen in meiner Penſion; aber da er in dem Alter war, in dem Jungen finden, daß Mädchen alberne Gänſe ſind, ſo kam er nicht oft, und ſie ſpotteten über ihn und ließen mich's entgelten. Wenn wir uns einmal auf dem Schulweg trafen, ſo verabredeten wir wohl ein Zuſammenſein draußen auf der Schwedenſchanze. Das war ein alter, baumbepflanzter Wall vor der Stadt. Ich fand es da unheimlich und ſchauerlich und ging immer mit klopfendem Herzen hin. Er lachte mich aber aus, und eines Abends, als ich hingekommen war, obgleich ich wußte, daß ich zum Abendbrot nicht wieder zurück ſein konnte und Fräulein Streckfuß mich hungrig zu Bett ſchicken würde, erwachte das Beſchützergefühl in ihm, und er ging mit mir in eine Konditorei und ließ mir von ſeinem knappen Taſchengeld ein Stück Apfelkuchen geben. An dem Tage haben wir beide Freundſchaft geſchloſſen. Er ſagte, wir hätten ja doch niemand anders auf der weiten Welt, nicht einmal das Grab von unſerer Mutter hätten wir — denn das lag auf dem Friedhof in Vaters Garniſonſtadt —, und nicht einmal ihr Bild.

„Aber wir haben doch noch Vater," ſagte ich ſchüchtern.

Da ſchüttelte er den Kopf, daß ſeine Locken flogen. „Den hat ſie uns weggenommen, die Stiefmutter. Sie will ihn für ſich allein, merkſt Du das nicht, Franzine? Aber Ihr Mädchen ſeid ja ſo dumm! Ich ſehe das alles, mich betrügt ſie nicht."

An dem Abend ſah ich zum erſten Male, wie ſchön mein Bruder Gerhard war. Seine blonden Haare ſtanden lockig um ſeine hohe Stirn, und ſeine blauen Augen leuchteten. Sie lachten aber nicht wie Vaters Augen, ſondern es funkelte darin wie von blauem Stahl.

Zwei Jahre war ich bei Fräulein Streckfuß, da kam wieder Weihnachten. Es wohnte ja freilich der alte General noch in der Stadt, der meiner Stiefmutter Vater war, aber ich kannte ihn kaum. Ich machte ihm einen tiefen Knicks, wenn ich ihn auf der Straße traf, und einmal hielt er mich an und fragte, wer ich wäre. Als ich es ihm aber ſagte, winkte er faſt unwillig mit der Hand und ſagte: „Ich weiß ſchon, Dummheiten." Er hat wohl die Heiraten ſeiner beiden Töchter nie begriffen und iſt meinem Vater auch nie näher getreten. Ich beſinne mich auch nicht, ihn zu Weihnachten draußen im Ausbau geſehen zu haben. Gerhard und ich freuten uns aber unglaublich auf dieſe vierzehn Tage Weihnachtsferien. Er meinte, diesmal ſei ſein Zeugnis für ſeine Verhältniſſe ganz anſtändig und er dürfte ſicher zur Treibjagd mit, die zwiſchen Weihnachten und Neujahr angeſetzt war. Ich fühlte mich in dieſen Tagen immer ſo müde, und meine Füße waren ſo ſchwer; ich ſehnte mich ſo nach Vaters Zimmer, wo eine Bank um den Ofen ging, auf der die Diana und der Dackel lagen. Die machten mir aber immer Platz, wenn ich kam. Ich wollte auch ganz ſtill ſitzen und mich nicht rühren und nicht huſten, wenn Vater ſeine Pfeife rauchte. An dem Tage vor dem Schulſchluß hatten wir uns beide getroffen, draußen auf der Schwedenſchanze, und verabredet, wir wollten gar nicht auf den Peter warten. Der könnte unſer Gepäck nehmen, wenn er abends käme, wie Mutter geſchrieben hatte. Wir wollten gleich nachmittags hinauswandern. Es waren ja nur drei Stunden, und zum Kaffee wären wir dann ſchon im Ausbau. Das haben wir denn auch getan. Hand in Hand ſind wir beide, der große Junge und das kleine Mädchen, die Chauſſee entlang gegangen. Sah ſie ſchön aus! Die alten Bäume ganz mit Rauhreif bezogen, auf den Feldern dicker Schnee, und als wir weiter kamen, überall

die Fährten von Haſen und zuweilen auch von einem Reh. Gerhard zitterte vor Jagdeifer und ging ganz ſchnell. Ich konnte kaum mit ihm mit und trabte zuweilen trotz meiner ſchweren Füße. Es war ſolch eine Freude auf Weihnachten in meinem Herzen. Und er erzählte mir etwas von unſerer verſtorbenen Mutter, und wie ſie das Feſt liebte; er war ja ſchon acht Jahre alt geweſen bei ihrem Tode.

„Weißt Du, ich beſinne mich ja nicht mehr auf alles. Nur daß es immer ſo ſüß nach Maiglöckchen roch, weil Vater ihr immer welche ſchenkte, und daß ſie immer das Chriſtlied ſang. Das letzte Mal hatte ſie Dich auf dem Schoß, ich weiß es noch ganz genau."

Aber es war doch viel, viel weiter, als ich gedacht hatte, und mein Kopf war ſo ſchwer. Wir ſahen, wie die Sonne immer tiefer ſtieg. Jetzt wurden die Felder ganz rot, der Schnee leuchtete förmlich. Die kleinen Anſiedlungen zu beiden Seiten des Weges zeichneten ſich ſo ſchwarz ab, wie die Bilder in meinem Bilderbuch, die ausſahen, als wären ſie mit der Schere aus Papier geſchnitten, und die Krähen ſammelten ſich auf den Bäumen und ſchrieen. Gerhard tröſtete mich, es ſei nun nicht mehr weit, und wenn es auch dunkel würde, ich brauchte mich nicht zu fürchten. Zuletzt verſuchte er ſogar, mich ein Stückchen zu tragen, doch das ging nicht. Da ſetzte ich mich auf einen Chauſſeeſtein und weinte und ſagte, ich käme nie nach Hauſe, das wüßte ich ganz genau.

„Das kommt daoon, wenn man ſich mit Mädchen einläßt," antwortete er und trat von einem Fuß auf den anderen und ſchlenkerte mit den Armen, um ſich warm zu machen. Da fuhr ein Bauer aus dem Ausbau an uns vorbei mit einem Strohſchlitten, der hielt an, als er uns ſah.

„Dem Herrn Rittmeiſter ſeine Kinder! Na, kommt man, ich fahre euch hin. Wißt ihr denn nicht, daß die Eltern nicht zu Hauſe ſind?"

Wir krochen in das Stroh.

„Nicht zu Hauſe," ſagte Gerhard, „dann kommen ſie doch heute abend zurück?"

„Weiß ich nicht," ſagte der Bauer, „ſie ſind abgefahren, und Koffer ſind hinten drauf geſchnallt geweſen. Das hat nicht ausgeſehen wie von Zurückkommen."

Ich ſaß ganz ſtill und weinte vor mich hin. Aber als der gute Mann dann ſeine Fuhre ablud, kraute ſich Peter verlegen den Kopf.

„Je, der Kutſcher ſollte euch doch den Brief bringen, wenn er von der Bahn käme. Ihr ſolltet ja gar nicht rauskommen dieſe Ferien. Die Gnädige hat ja an Fräulein Streckfuß geſchrieben. Die Herrſchaften ſind nach Berlin für dieſes Feſt. Da treffen ſie ſich mit dem Herrn General und mit der Familie. Es iſt Familientag von die Willichs, ſagt der Kutſcher."

Ich entſinne mich nicht, was Gerhard getan hat. Ich lag noch an demſelben Abend mit ſtarkem Fieber oben in der Fremdenſtube, in der mich die Wirtin in der Eile untergebracht hatte. Am nächſten Tage erklärte ſie, es ſeien die Maſern, und der Doktor kam.

Ich bin wohl ſehr, ſehr krank geweſen, und vielleicht hat die gute Frau, die mich pflegte, gedacht, es ſei auch beſſer für mich, wenn ich ſtürbe. Allzuviel hat man ſich wohl nicht um mich gekümmert. Aber als Neujahr vorbei war, iſt mein Vater heraufgekommen. Das Zimmer mußte noch dunkel gehalten werden, und ich konnte ihn nicht ſehen. Nur ſeine Stimme habe ich gehört. Die klang faſt verlegen, als ich meine Hände um die ſeinen ſchloß und nichts klagte als immer wieder: „Vater, Vater."

„Die Mutter iſt noch in Berlin," ſagte er, „denn Du könnteſt ja anſtecken, Kleine. Ich habe ſelbſt gewollt, daß ſie nicht mitkommt; aber ich will Dich pflegen."

Digitized by Google

Das hat er denn auch getan, und es ist eine Zeit für mich gewesen, so gut und froh, wie nie zuvor, ob ich auch immer gefühlt habe, daß er mich lieb hatte. Er hat wirklich über meinen Kopf gestrichen und mich seine „olle Deern" genannt, seine brave Franzine, die solche Dummheit gemacht hätte und zu Fuß von der Stadt hergelaufen sei in ein dunkles Weihnachtshaus. So viel Liebe hat in seiner Stimme gelegen und so viel Schmerz. Ich habe eigentlich gar nicht gewollt, daß man dann hell machte und ich aufstehen sollte. Ich wäre so gern noch länger krank gewesen. Wenn ich heute an meine Kindheit zurückdenke, sind mir diese dunkeln Weihnachtstage da oben im Fremdenzimmer meines Vaterhauses immer wie ein Traum — die einzige Zeit in meinem Leben, in der ich mich wirklich geborgen gefühlt habe.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Die Kinder haben mir ein Telegramm geschickt aus Southampton, solch einen Jubelruf, wie ihn die Vögel im Frühling ausstoßen, wenn sie sich im Singen üben. Es liegt auf meinem Schreibtisch, und zuweilen streiche ich darüber hin.

Ich habe mich eingelebt bei den Leuten im Torfhaus. Der Mann arbeitet draußen im Moor als Torfstecher, die Frau hilft ihm, und die junge Fiken besorgt das Hauswesen. Eine niedersächsische Schönheit, kräftig, ein wenig steif, mit gerstenblonden Zöpfen, die um den Kopf geschlungen sind, in der einfachen Tracht der Arbeitsmädchen. Nur am Sonntag sah ich sie im Staat. Aber auch der ist dunkel. Schwarze Bänder schließen breit über der weißen Mütze das junge, ernste Gesicht ein.

Fiken ist nicht liebenswürdig, sie hält aber mein Zimmer sauber und kocht schlecht und recht mit Hilfe der Konserven, die Ilse in ungeheurer Menge für mich hergeschickt hat, und deren Gebrauch ich ihr am ersten Tage zeigte. Denn ganz auf die einfache Kost des Torfhauses darf ich nicht angewiesen sein, dazu ist mein Magen zu schlecht, und ich habe zu sehr die Stubengewohnheiten der Lehrerinnen. Fiken spricht selten. Sie hat einen ernsten Zug um den jungen Mund, und wenn sie die Blumen unten im Gärtchen gießt, tut sie es mit so viel Würde, als sei es eine feierliche Handlung. Da stehen gelbe Gilken, die wie Sterne aussehen, und ein Busch hochroter Studentennelken, und ein großer Strauch mit roten Hundsrosen. Die Beete sind sauber eingelegt und mit gebrannten Ziegeln gefaßt. Der Kohlgarten hinter dem Häuschen ist nur von einer Strauchhecke umgeben. Das Torfhaus ist schon mehr als einmal von einem Worpsweder Künstler gemalt worden, mit dem Blick über das Moor und den weiten Himmel, wo ich tagüber die großen, weißen Sommerwolken sehen kann, wie sie langsam, ganz langsam heraufwandern, sich teilen und dehnen oder wie eine feste Wand am Horizont stehen bleiben, wo abends das große Feuer der untergehenden Sonne angesteckt wird. Durchs Moor geht eines dieser stillen Torfwasser mit schmalen Pfaden an beiden Seiten, hin und wieder ein Brett als Übergang, die ganz ruhig und unbewegt sind, mit dunklem Untergrund, der wie ein Spiegel ist für Himmel und Ufer. An diesem Torfwasser zieht sich eine lange Reihe von Birken hin. Nicht die schlanke, hängende Birke eines kräftigeren Bodens, sondern die steifere, fester gefügte Moorbirke, deren Äste mehr nach oben gehen. Im Frühling und im Spätherbst muß diese Birkenreihe wie ein grüner und ein goldener Faden durch das Moorwasser da unten laufen. Da mögen Dotterblumen zu beiden Seiten stehen. Jetzt blüht da unten Vergißmeinnicht, so dicht, daß es wie blaues Samtband den Wasserstreifen einfaßt. Am Morgen und auch am Abend gehe ich am Wasser entlang über das Moor hinaus bis dahin, wo dieser schmale Graben sich in einen der Kanäle ergießt, auf denen die flachen, großen Kähne, in denen der Torf fortgeschafft wird, hin und hergleiten. Es sind jetzt Hochsommertage voll köstlicher Klarheit. Mein Kind

hat auch einen Teil meiner Bücher hergeschickt. In Rücksicht auf die Einsamkeit hat sie sonderbar gewählt, als ob sie wüßte, wieviel Rückschauen für mich in dieser ersten Zeit meines Alleinseins liegen würde. Den ganzen Storm habe ich aus der Kiste herausgenommen, und mir ist eingefallen, wie jung ich noch war, als ich den zum ersten Male in die Hand bekam, und wieviel Wasser auch hier durch das stille Moor gegangen sein mag, seit ich mich an Aquis Submersus und Immensee mit scheuer Sehnsucht erquickte. —

Ich war eine Leseratte als Kind. Es war das eine Zuflucht für mich. Bei Fräulein Streckfuß in dem kleinen Hinterzimmer, das ich mit meinen Peinigerinnen bewohnte, saß ich oft in die Fensterecke gedrückt und las noch im Dämmerlicht, wenn die Buchstaben auseinanderflossen wie Regentropfen an einer Scheibe, und hielt mir die Ohren zu, bis eines der Mädchen hereinstürzte und mit dem Rufe: „Die Leseratte, die Leseratte!" auf mich zusprang. Wütend habe ich dann mein Buch verteidigt und mit ihm den Aufenthalt in irgend einem fremden Wunderland, das ich mir wahllos genug suchte. In der Bibel, in den Backfischbüchern der Schülerinnen oder auch in den Romanen, die sie heimlich aus der Schule mit in die Pension schmuggelten und bei angestecktem Nachtlicht einander vorlasen. Jetzt habe ich erst einen Begriff davon, wie wahllos im ganzen die Lektüre der Kinder ist. Wie ein Strom, der alles mit treibt, Blumen und angefaulte Früchte und tote Katzen.

Aber in der Zeit nach meiner Krankheit hatte sich mein Verhältnis zu meinen Peinigerinnen bedeutend gebessert, ja ich habe sogar, freilich flüchtig nur, die Rolle einer vielbegehrten, vielumschmeichelten kleinen Person gespielt und ruhig meine Hände in die Zuckerdüten stecken können, die ich ihnen nach wie vor besorgen mußte. Der Grund dazu war mein Bruder Gerhard. Was ich damals auf der Schwedenschanze entdeckt hatte, daß er ein bildhübscher Junge sei, weshalb ich mich in meiner angekränkelten Kindlichkeit fast vor ihm schämte, das hatten die Mädels auch herausbekommen, und es war zusammengetroffen mit dem Übergang in Gerhards Charakter, der auf einmal fand, daß Mädchen doch nicht nur dumme Gänse seien, oder wenn er innerlich auch an dieser Meinung festhielt, doch solche dumme Gänse spaßig und possierlich genug achtete. Er kam jetzt öfter in die Pension, und alles drängte sich um ihn, und zuweilen, wenn wir beide allein waren, gab er mir ein Briefchen mit. Doch trug es fast nie eine bestimmte Überschrift, sondern er pflegte darüber zu schreiben: „Der Klügsten" oder „der Schönsten", oder „der Dümmsten" und „der Schlechtesten". Und wagte ich anfangs nicht, Briefchen mit Überschriften, wie die letzteren, den Mädchen abzugeben, so merkte ich bald, daß das sie nur noch mehr reizte und noch wilder auf ihn machte. Sie prügelten sich förmlich darum, die Dümmste oder die Schlechteste zu sein, nur um das Briefchen öffnen zu können. Sie steckten mir auch die Hände voll mit Antworten, und Gerhard las sie und sagte, sie seien albern und blieben albern; aber er lachte doch und freute sich darüber, und seine Augen leuchteten.

Er muß damals ein ganz tolles Leben getrieben haben, denn oft war er am Tage müde und reckte sich. Fragte ich dann, ob er so viel zu arbeiten hätte, lachte er und trällerte ein Studentenliedchen vor sich hin. Es war in dem Jahr vor seiner Versetzung nach Obersekunda. Er war nicht alt für seine Klasse, aber auch nicht jung, und als ich ihn einmal ängstlich fragte, ob er denn auch versetzt werden würde, weil ich gehört hatte, daß die Mädchen von einer Verbindung munkelten, die auf dem Gymnasium sein sollte, und von heimlichen Kneipereien und Gelagen, da zuckte er die Achseln und meinte: einmal sitzen zu bleiben sei auch noch keine Schande, dann mache er das Abiturium eben mit zwanzig. Ich hatte aber eine dumpfe Angst vor

dem, was sie da zischelten, ob sie es auch selbst höchst interessant, mutig und studentenhaft zu finden schienen; und Gerhard noch mehr bewunderten und priesen; denn ich dachte daran, daß Mama die Ausgaben für uns immer mehr beschnitt, seit ein zweites Kind im Ausbau eingetroffen war, und daß Fräulein Streckfuß manchmal Bemerkungen darüber machte, wie die Pakete vom Lande, die Butter und die Eier, doch so bald ausgeblieben seien. Vaters Zorn fürchtete ich nicht, nur seinen Kummer, und einmal versuchte ich Gerhard klar zu machen, daß das mit den Mädchen ja Dummheit sei, und er könne doch nichts daran haben, wenn ich ihm von der Lina ein Taschentuch brächte oder ein Zopfband von der Grete. Er gab mir auch lachend zu, daß ich ganz recht hätte, das sei es aber eben, was locke, gerade die Dummheit.

Zu Ostern ist dann alles an den Tag gekommen. Die Zensur mag so schon auf schwachen Füßen gestanden haben, aber die heimliche Verbindung ist entdeckt worden, und das war das Ausschlaggebende. Wie das immer geht: einige haben nur eine Ermahnung bekommen, aber Gerhard, der der Rädelsführer war, bekam das Konsilium. Ganze Bände von Bierzeitungen wurden gefunden. Es waren meist dumme Witze, vielleicht auch gemeine; aber die Zeichnungen waren genial, und die hatte fast alle Gerhard gemacht und stolz seinen Namen darunter geschrieben. Es waren Karikaturen der Lehrer und der Schüler, so geistreich, daß sie das Lachen herausforderten, aber auch beißend wie Pfeffer. Es war den Herren nicht zu verdenken, daß sie für diese Form des Talents kein Verständnis hatten, und als Peter diesmal kam, um uns nach dem Ausbau zu bringen, war doch der Mut, mit dem Gerhard zurückfuhr, ein gespielter. Es gab dann auch eine fürchterliche Szene, und der Schluß war, daß ihm die gewünschte Laufbahn verschlossen wurde und der Vater ihm sagte, daß er das Gymnasium verlassen und irgendwo in eine Lehre eintreten würde. Ich weiß wohl, daß das nicht aus Vaters eigenem Herzen kam, sondern daß die Stiefmutter es ihm eingegeben hatte, wie immer, wenn sie etwas wünschte, so daß er nachher darauf schwur, es wäre sein eigener Gedanke gewesen; aber ich begriff natürlich noch nicht, daß der Eindruck auf Gerhard so tief sein konnte.

Leichenblaß ist er hinausgestürmt in die Heide, und erst am nächsten Morgen ist der Förster gekommen und hat uns gesagt, daß er ihn in sein Haus genommen habe. Es war aber eine Nacht, in der alle auf den Beinen waren, suchten und riefen. Der arme Peter ist mit seinen schlimmen Füßen mit der Laterne zwischen den Kiefernstämmen umhergelaufen und hat sie angeleuchtet, als könne er den jungen Herrn in jedem Stamm finden. Denn bei den Leuten war Gerhard beliebt. Sie steckten immer mit ihm zusammen, und wo sie ihm helfen konnten, da taten sie es. Vater hat sich fürchterlich geängstigt, das sah ich wohl, als ich morgens herunterkam, denn mich hatten sie in meinem Zimmer eingeschlossen; aber er war so böse, daß er nun erst recht auf seinen Entschluß bestand.

Am Nachmittag, als Gerhard ausgeschlafen hatte und im Garten unter den jungen Haselnußsträuchern saß und immer an die Zweige stieß, daß der Blütenstaub der Kätzchen auf ihn herunterrieselte, schlich ich mich zu ihm und fragte ihn, was es denn so Schlimmes sei, in eine Lehre gehen? Da traf ich zum ersten Male bei ihm auf einen unbändigen Stolz, auf den Familienstolz des alten Geschlechts, das vor Jahrhunderten auf seinen Gütern in dem kleinen Feudalstaate gesessen hatte, wo der Adel von den Bürgerlichen getrennt war durch unüberwindliche Schranken. Der Schaum trat auf seine Lippen, und seine Augen funkelten.

„Als ob er mich nicht auf ein anderes Gymnasium geben kann für die paar Jahre! Nicht einmal mehr kosten würde es ihn, denn auf die Ferien hier verzichte

ich mit Freuden. Aber sie hat es ihm eingegeben, sie allein, weil sie die Ausgaben fürchtet für ein langes Studium."

„Haben wir denn so wenig Geld?" fragte ich ihn.

Er zuckte nur die Achseln.

„Ist schon nicht viel geblieben, als der Großvater starb, und mehr ist's auch nicht geworden, das kannst Du mir glauben. Sie hält das Ihrige zusammen und gibt nicht einen Groschen in die Wirtschaft, das sagt die Mamsell auch, und jeder Pfennig, den Vater ausgibt für uns, ist ihr ein Greuel. Und dann, warum soll ich nicht auch den grünen Rock tragen und mein eigener Herr sein draußen im freien Walde? Das paßt ihr nicht, denn ich bin ja der Sohn von der, die die erste bei Vater gewesen ist. So seid ihr Frauen, das könnt ihr nicht vergessen."

Ich weiß, daß ich mich bei dieser Verallgemeinerung ein wenig stolz fühlte; aber zugleich war doch so viel Erschreckendes in den Worten, daß Vater nicht viel Geld habe, und sie ihm nichts gäbe, und daß mein Bruder kein freier Mann werden sollte! Es war alles so wirr in mir nach der Nacht, in der ich oben in meinem Bett aufrecht gesessen hatte und immer in den Wald hinausgelauscht, ob sie Gerhard vielleicht brächten, und ob er sich vielleicht wirklich ein Leid angetan? Aber das hatte ich nicht geglaubt, als die Sonne aufgegangen war. Ich kannte ihn zu gut und wußte, daß er war wie einer, der immer dürstet. Nur im Dunkeln, da hatte ich daran denken müssen. Und jetzt sagte Gerhard, es sei noch nicht aller Tage Abend, und er wisse wohl, was kommen würde.

Es kam auch etwas ganz Überraschendes. In die dumpfe, gedrückte Stimmung, die vielleicht auf meinem Vater noch mehr lastete als auf dem Jungen, kam ein Brief von Großtante Meta, meines Großvaters einziger Schwester, in dem stand, daß sie uns besuchen wolle, weil, wie sie schrieb, die Angelegenheiten des Hauses nach ihr zugegangenen Mitteilungen ihr Eingreifen im Interesse der Kinder notwendig zu machen schienen. Meine Stiefmutter, die alle Privatbriefe meines Vaters öffnete, hatte den Brief gelesen, während Vater am Morgen auf der Schnepfensuche war. Sie las diese Worte laut und sah dabei zu Gerhard herüber. Der warf den Kopf zurück und sagte, er hätte an Großtante Meta geschrieben. Ich weiß nicht, was die Eltern dann verabredeten, ich merkte nur, daß das ganze Haus durchgesehen und in feierliche Ordnung gebracht wurde. Von Großtante Meta war wenig gesprochen worden. Es steckte ein Bild von ihr im Album, da war sie noch ein junges Mädchen, hager und schmalbrüstig, mit einer spitzen Nase. Ich wußte, daß sie unverheiratet war, sonst wußte ich nichts von ihr. Der Kutscher holte sie ab, und mein Vater war mit zur Bahn gefahren. Die Stiefmutter stand in der Haustür und hatte das kleine Mädchen, das dann später gestorben ist, auf dem Arm und den zweijährigen Jungen an der Hand. Ich glaube, daß sie sehr stolz und sehr schön aussah und daß sie wahrscheinlich der Fremden imponieren wollte, wenigstens sagte das Gerhard, der mit mir auf dem Boden war und durch ein Bodenfenster die Eintrittsszene beobachtete. Dann, vielleicht eine Stunde später, wurden wir heruntergerufen.

„Jetzt ist unser Sündenregister aufgerollt worden," sagte Gerhard trotzig, „aber es hilft nichts, Franzine, Großtante Meta ist unsere allerletzte Hilfe, die einzige, die sich um uns kümmern muß, verstehst Du? Ich habe ihr ein Licht aufgesteckt in meinem Brief, das kannst Du mir glauben."

Wir drückten die Türklinke auf und traten in das Gartenzimmer, wo nur bei feierlichen Gelegenheiten gespeist wurde. Es roch nach frischen Waffeln, und auf dem Tisch glänzte das Silber. Großtante Meta saß steif in der Mitte und musterte uns

genau durch eine Brille. Sie trug kein Lorgnon, ſondern eine richtige Brille, in ſchwarzes Horn gefaßt, was ihren Augen etwas Eulenartiges gab. Vater winkte uns heran und ſah etwas verlegen aus, faſt wie ein Schuljunge, mußte ich denken. Später habe ich erfahren, daß Großtante Meta immer ſein Aufſichtsrat geweſen iſt, ſeine ganze Kinderzeit hindurch, und ſtets prophezeit hat, es würde nichts aus ihm werden, und er würde ganz ſicher irgendwie einmal ſchmählich zugrunde gehen. Sie hatte auch ſeine erſte Ehe mit der armen Künſtlertochter für einen romantiſchen Zug und eine Verrücktheit gehalten und ſich ganz von meinem Vater zurückgezogen, was meiner Mutter viel Kummer machte, die ſich immer wieder bemühte, durch Briefe das ſpröde Herz der Großtante zu gewinnen.

Sie ſchien auch meinen Vater wieder gemaßregelt zu haben; aber offenbar hatte die reiche geborene von Willich Gnade vor ihren Augen gefunden. Großtante Meta hatte die Ablegung des Adels für ihre Perſon niemals angenommen und nannte ſich ruhig Meta von Wahrenburg, indem ſie erklärte, die Abhängigkeit von Geld und Gut wäre lächerlich und ein Zeichen der Schwäche. Es käme allein auf das Blut an, und das ihre ſei Gott ſei Dank ſo blau wie möglich.

Ich ſah Mama, wie wir ſie nennen mußten, nie ſo ſtrahlend wie an dieſem Tage, als ſie uns freundlich näher winkte und ganz unter der Hand Großtante Meta mit unſeren hauptſächlichſten Charakterſchwächen bekannt machte. Über Gerhard war nicht viel zu ſagen, da ſprachen die Tatſachen; aber bei mir bedauerte ſie ſo zärtlich mein ſtörriſches, unkindliches Weſen, meine Abneigung gegen Puppen, mit denen ich nie geſpielt hatte, meine Verſchloſſenheit und meine Wildheit, daß Vater ganz traurig zu mir herüberſah und faſt zaghaft ſeine Hand auf meinen Kopf legte. Ich aber war ſo erbittert über ihre Worte, daß ich Vaters Hand abſchüttelte und einen Schritt zurücktrat.

„Alſo das iſt aus Franzine geworden," ſagte Großtante Meta, „aus Franzine, die ihre Mutter den ‚ſtrahlenden Sonnenſchein' zu nennen beliebte. Noch kurz vor ihrem Tode hat ſie mir einen Brief geſchrieben, in dem ſie ſagt, daß ſie dem armen Robert wenigſtens etwas zurücklaſſen könne, was ſein dunkles Leben erhellen würde, die ſonnige, weiche Natur ihrer kleinen Franzine."

Mama wurde bei dieſen Worten dunkelrot, während Vater unruhig hin und herrückte. Und ich weiß nicht warum, oder vielmehr ich wußte damals nicht warum, ich brach plötzlich in ein langgezogenes Klagegeheul aus, fing an mit den Füßen zu ſtampfen und kam erſt wieder zu mir, als mich Vater raſch aufgehoben und in ſein Zimmer getragen hatte. Wie dann allmählich das Schluchzen ebbte und die Hand von meinen Augen ſank, ſah ich zu meinem Erſtaunen, daß das Bild des alten Generals von der Wand verſchwunden war, und daß Mutters Bild da hing. Mutter, die ich jahrelang nicht geſehen und die den hellen Fleck auf der Tapete nun vollſtändig ausfüllte. Zitternd vor Freude ging ich, kletterte auf einen Stuhl, kniete nieder, ſtützte meine tränennaſſen Wangen in meine Hände und ſtarrte unverwandt nach dem Bilde der Frau, die da geſagt hatte, ich würde ein ſtrahlender Sonnenſchein werden. Die Sonne ſtand ſchon tief, und durch die Fenſter fiel ein ſchräger Strahl gerade auf die alte Photographie, auf die junge Frau mit dem ſchwermütigen Geſicht und den großen Augen. Bisher war die Sehnſucht nach meiner Mutter ganz unbewußt geweſen. Ich hatte es nicht gut, darum dachte ich an ſie. Jetzt wurde mir mit zehn Jahren klar, was ich verloren hatte, und ich verſtand vollſtändig, was ſie gemeint hatte mit dem ſtrahlenden Sonnenſchein, und warum ich das nicht geworden war und nie und niemals werden konnte. Meine Tränen fingen wieder an zu fließen,

Digitized by Google

aber anders, ſanfter und ſtiller. So fand mich Gerhard. Er war mir nachgekommen.

„Ach," ſagte er, „das Bild! Das hat ſie doch nicht gewagt, für dieſe Tage zu unterſchlagen."

Er ſtellte ſich neben mich. War es der Sonnenſtrahl, war's mein leiſes Weinen, plötzlich fühlte ich, wie ſeine Arme mich umſchlangen und er mich feſt an ſich preßte.

„Es wird nicht gut mit mir, Franzine, glaube, es wird nicht gut. Ich kann nichts dafür, denn es iſt etwas in mir, das iſt ſtärker als ſie alle. Großtante Meta hilft nicht, das weiß ich ſchon, und dann laufe ich ihnen davon."

„Mir auch?" ſchrie ich verzweifelt. „Und kommſt Du dann niemals mehr auf die Schwedenſchanze? Was werden ſie ſagen, Grete und Lina!"

Wie aus der Verzweiflung heraus hatte ich nach dieſen Namen gegriffen. Aber da ſchüttelte er mich, daß mir faſt die Sinne vergingen.

„Laß die Dummheiten," ſagte er rauh, „jetzt iſt es Ernſt, verſtehſt Du!" Und damit war er hinaus.

An dem Abend iſt er auch nicht wieder heruntergekommen, und Großtante Meta hat am Tiſch geſeſſen und ſehr liebenswürdig mit Mama geſprochen, und Vater hat mir ganz heimlich und verſtohlen von den eingekochten Hagebutten auf meinen Teller gelegt, aber froh iſt er an dieſem Abend nicht geworden.

Sie mußten ſich immer mehr gefunden haben, Hedda Wahrenburg geborene von Willich und Großtante Meta, die in einem Stift in einer größeren Stadt eine Stelle hatte. Großvater hatte ſie dort einmal eingekauft, als er die wahrhaft „unmögliche Häßlichkeit" dieſer Wahrenburg ſah, die, wie er geſagt haben ſoll, allen Familientraditionen widerſpräche. Nur zuweilen nahm Großtante Meta mich ins Verhör, erkundigte ſich nach den Verhältniſſen bei Fräulein Streckfuß, beſah meine Zeugniſſe, fragte mich aus, ſeufzte und ſchüttelte den Kopf. Ich hörte, wie ſie einmal zu meiner Mutter ſagte:

„Sie haben ganz recht, liebe Hedda, eigentlich müßte man ſich vollſtändig auf ihre Erziehung konzentrieren. Das iſt von keiner bezahlten Perſönlichkeit zu verlangen, da muß Familienintereſſe mitſprechen. Ich wäre nicht abgeneigt, in der Tat, ich wäre nicht abgeneigt. Ich würde mich bemühen, Ihr Vertrauen zu verdienen."

Ich bekam eine dumpfe Ahnung, daß nicht nur Gerhards, ſondern auch mein Leben ſich wandeln ſollte, und des Abends, als wir herabgelaufen waren zu den Warthewieſen, beſtätigte mir mein Bruder das.

„Sie ſoll Dich in Penſion bekommen," ſagte er, „ſie machen das zuſammen ab. Sie hat geſagt, ſie iſt zufrieden mit dem Gelde, das Fräulein Streckfuß bekommt, und ſie hätte ſich ſchon längſt einen Lebenszweck gewünſcht. Na, ich denke, Du kannſt Dir gratulieren."

„Und Du?" fragte ich ängſtlich.

„Pah — ich? Für mich iſt ſchon geſorgt. Ich komme in ein Kontor." Er ſchien ganz ausgeſöhnt mit ſeinem Schickſal zu ſein.

„Und?" fragte ich erſtaunt.

„In die Großſtadt, weißt Du, das iſt etwas anderes, das habe ich vorhin nicht gewußt," ſagte er ſo obenhin.

Ich hatte aber doch ein beklommenes Gefühl, als wir von den Warthewieſen heraufſtiegen zur Höhe, an der Grenze, wo der Ausbau lag. Dichter Frühlingsnebel hing über uns, und wir ließen ihn zurück, als wir den Fußweg zur Höhe nahmen.

Wir sahen uns dann beide noch einmal um, es wogte und brauste hinter uns wie das Meer. Der Kanal war nicht mehr zu erkennen, an dem wir eben die Wildenten beobachtet hatten. Wir kannten das Nest der einen, und es machte uns Freude, zu sehen, wie sie dicht am Wasser saß, in einem Pfahl, der dort zum Anlegen der Schiffe einmal eingetrieben sein mochte und nun ausgehöhlt war, daß das zusammengeduckte Tier mit seinen bräunlich gefleckten Federn kaum von dem welken Gras des Vorjahrs zu unterscheiden war.

Im Ausbau war in einem Fenster Licht. Es kam aus Vaters Stube, wo das Bild von Mutter hing. Es lag etwas Trauliches in dem Lichtschein, dem wir beide folgten. Vielleicht hatten wir das Gefühl, daß es doch trotz allem unser Vaterhaus sei. Bisher hatte es noch immer in erreichbarer Nähe gelegen. Seit jenem Weihnachtstage wußte ich, daß ich auch zu Fuß hinlaufen konnte, würde es einmal gar zu schlimm. Aber von der fernen Großstadt und dem Stift wußte ich nichts. Da ging ich schnell in meines Vaters Stube, wo er an seinem Schreibtisch saß und Briefe durchsah.

„Vater," sagte ich, „wenn ich nun fortgehen soll, weil ich so böse bin, dann gib mir Mutters Bild mit; sie legt es doch nur in die Kommode, und es ist meine Mutter, und ich will es haben."

Ich weiß gar nicht, wo ich den Mut dazu hernahm. Er hatte die Feder hingelegt und die Brille in die Höhe geschoben.

„Oll Deern," sagte er, „oll Deern, bist Du denn wirklich so böse?" Es lag so viel Kummer in seinen Augen, und er sah gedrückt aus. Ich wußte auf einmal, daß mein Vater kein junger Mann mehr war.

„Ja," sagte ich und nickte mit dem Kopf, „ich bin schlecht und böse; aber das Bild von Mutter will ich haben."

— —

Fiken ist nicht das Kind der Alten, habe ich erfahren, sie haben sie nur aus Gnade und Barmherzigkeit bei sich aufgenommen, und sie arbeitet ihr Essen ab. Das tut sie gründlich, denn sie hat es nicht leicht. Die beiden Alten sind schon stumpf, ihre Kinder drüben in Amerika. Vielleicht haben sie auch in früheren Jahren nicht viel geredet, es ist das der ernste, verschlossene Schlag dieser Gegend hier. Wenn der Mann des Abends nach Hause kommt und am Weg steht und seine Pfeife raucht, könnte man ihn im Dämmer gut für einen alten, knorrigen Baumstumpf nehmen. Zwischen der Frau und Fiken geht es hin und her wie unausgesprochener, unterdrückter Haß, wie ein Feuer aus den schwelenden braunen Torfstücken, das unterwärts glüht und oben tot aussieht. Ich weiß noch nicht warum, denn auch Fiken öffnet den Mund nur für das Notwendige, und meine Gedanken gehören so ganz der Vergangenheit und der Zukunft, meiner eigenen Vergangenheit und der Zukunft meines Kindes, daß ich das lösende Wort für die trotzigen Mädchenlippen noch nicht gefunden habe. Ich weiß nur, daß es auch hier der Mann ist und die Liebe, denn eines Abends traf ich Fiken mit einem jungen Menschen am Birkenweg. Sie kamen von dem großem Graben her und hatten sich angefaßt. Sie ging so schwerfällig und langsam wie die Menschen dieser Gegend, und ihr Gesicht war ganz still und verschlossen. Ich mußte daran denken, wie viel mehr Haltung die Leute dieses Schlages haben als wir, die wir gewöhnt sind, jede Erregung unserer Seele wie ein Zittern über unsere Züge laufen zu lassen, als ginge bei uns alles äußerlich, wie die Leitung der Telegraphen- und Telephondrähte und wie die Schienenstränge der Elektrischen. Bei den Bauern und Landbewohnern der Fläche, hier vor allem im Moor, geht alles

unterwärts, wie die gute geheime Kraft der Erde, die das Getreide wächsen läßt, oder gar wie jenes langsame, jahrhundertelange Wachsen der Torfkrume unter dem Spiegel im stillen Moor.

Ich hatte mir ein Sträußchen Parnassus gepflückt, von der weißen, feinädrigen Blume, die überall im Feuchten wächst. Wie eine Anemone sieht sie aus, nur daß die Blätter fest und hart sind und daß das goldene Samenkrönchen von einer kleinen, weißen Kapsel ersetzt wird. Sonderbarer Name, den diese Sumpfpflanze trägt: Parnassus. Hübsch ist sie mit ihrem bläulichen Geäder, und ich stellte den Strauß unter die Bilder von Ilse und ihrem Gatten. Ich muß noch warten, bis ich Nachricht von den Kindern haben kann, und es ist gut, daß meine Schreiberei mich ableitet. Do wandern meine Gedanken, wenn ich abends in dem kleinen Garten des Torfhauses sitze oder bei der einfachen Petroleumlampe in meinem Zimmer und die großen Nachtschmetterlinge zu mir hereinkommen, wie die Erinnerungen aus meiner Kinderzeit.

Meine Kindheit war eigentlich vorbei, damals, als ich mit Großtante Meta den Ausbau verließ. Ich war freilich erst zehn Jahre alt, aber in dem stillen Stift, in dem ich dann acht Jahre lang wohnte, wurde wenig Rücksicht darauf genommen, daß es ein zartes, junges Herz war, das das alte Fräulein von Wahrenburg mit sich mitgebracht hatte, um es zu hüten. Vielleicht war das auch gar nicht der Grund gewesen. Ich habe mir dann später oft den Kopf darüber zerbrochen, warum sie mich bei sich hatte? Sie litt nicht an der Überfülle unbenutzter weiblicher Empfindungen. Sie hatte niemals einen Hund gehabt oder einen Kanarienvogel, und ihre Wohltätigkeit beschränkte sich darauf, in Listen zu zeichnen, um ihren Namen zu geben, auf den sie so stolz war; denn der persönliche Verkehr mit dem Plebs, wie sie sagte, war ihr widerwärtig. Sie saß in einem altadligen Stift, das verdankte sie ihrem Namen. Jede Dame, die hier Wohnung bekam, war ihresgleichen, und es war selbstverständlich, daß man sich zu Kaffeevisiten besuchte. Näher stand sie mit keiner. Sie nahm aber auch nicht teil an dem Klatsch, der wie auf Filzsohlen durch die Räume eines Hauses geht, in dem schließlich doch nur die wohnen, die sich vom Leben benachteiligt dünken oder die die Segel vor ihm gestrichen haben. Nein, die Gerechtigkeit muß ich Großtante Meta lassen, sie mengte sich nie in die Händel der anderen, ich glaube aus Hochmut nicht. Am unleidlichsten war sie gegen den Stiftshauptmann, der zu vorgeschriebenen Zeiten die Runde bei den Damen machte. Ich habe da erfahren, daß sie eine Männerfeindin war, und vielleicht entsprang auch die Verachtung, die sie bei jeder möglichen Gelegenheit für meinen Vater zeigte, dieser sonderbaren Gefühlsregung eines Herzens, das wohl einmal in warmer Mädchenbrust vertrocknet war; ob durch einen zu heißen Brand oder wirklich aus dem Mangel an natürlicher Kraft, weiß ich nicht. Ich war nicht ihr Spielzeug, und ich war auch nicht einmal eine Ablenkung ihrer Gedanken. Ich hatte mein eigenes, kleines Zimmer, das ehe ich kam ein Vorratsraum gewesen war und in dem noch ein paar eichene Truhen mit alten Beschlägen standen, Überbleibsel von den Heiratsgütern verschiedener Wahrenburgs, deren Hochzeitsdaten in dem Holz eingegraben waren. Eine alte Magd bediente uns und sorgte für die Notwendigkeiten meines Lebens. Ich ging in die Stadtschule, und es war von vornherein ausgemacht worden, daß ich dort auch das Seminar besuchen sollte, denn natürlich mußte ich etwas lernen.

„Nicht ein Pfennig," pflegte die Großtante zu sagen, „wird einmal übrig sein für Euch, und Hedda von Willich," sonderbarerweise nannte sie die Stiefmutter immer mit ihrem Mädchennamen, „Hedda von Willich wird nur für die Ihren sorgen, so klug ist sie. Sie ist das vernünftigste Frauenzimmer, das ich je getroffen habe."

Wenn ich heute an das Leben in der hohen, weiß getünchten kleinen Stube denke, in der das Bild meiner Mutter über meinem Bett hing, so kommt es mir seltsam vor. Als hätte sich ein Vogel verflogen und sein Nest gebaut in einem alten, verlassenen Turm. Zum Stift gehörte ein Garten, der stieß an die Stadtmauer. Jede der Damen hatte ihren eigenen Platz und ihre eigenen Beete. Ein breiter Gang in der Mitte gehörte ihnen allen zu gemeinsamem Auf- und Abgehen. Da aber die eine Hälfte fast immer mit der anderen verzankt war, so wurde dieser Gang wenig benutzt. Die alten Damen saßen in ihren Lauben, machten ihre Handarbeit und beobachteten einander. Die Großtante hatte mir verboten, von einer zur anderen zu gehen, weil sie sagte, das gäbe nur Zwischenträgereien, und so wurde mir die Möglichkeit genommen, der Liebling eines Kreises alter Frauen zu werden, die in mir ihre eigenen getäuschten Hoffnungen gesehen hätten. Vielleicht eignete ich mich auch nicht dazu, und daß sich wirklich keine Hand nach mir ausgestreckt hat, anders als im Vorübergehen, ist mir der beste Beweis, daß ich nicht unrecht hatte, wenn ich mich schlecht und böse nannte. Nur in meinem Winkel im Garten, in der Ecke unter dem Holunderbusch, fühlte ich mich sicher, nur in meinem kahlen Zimmer atmete ich auf. Ich war ein krankhaft einsames Kind geworden, das auch in der Schule jeden Verkehr mit Altersgenossinnen scheute. Ich kam aber gut vorwärts, ich war immer die Erste, und jedesmal, wenn ich eine so glänzende Zensur nach Hause schickte an meinen Vater, bekam ich einen Brief von ihm, in dem er mir versprach, mir Geld zu schicken und mich gelegentlich einmal zu besuchen. Anfangs hoffte ich dann immer. Es blieb aber bei den Versprechungen. Es hieß dann, ich solle zu den großen Ferien nach Hause, oder zu Weihnachten, und ein paarmal ist das ja auch in diesen langen Jahren in Erfüllung gegangen, obgleich meine Stiefmutter dann später ihre Sommerreisen anfing und mit den Kindern — im Laufe der Zeit waren vier Kinder im Ausbau geboren worden — an die See ging. Sie legte das immer in die Zeit der großen Ferien, und immer mußte sie Vater begleiten. Nur zwei- oder dreimal bin ich so im Ausbau gewesen. Da war ich eine Fremde geworden.

Mein Bruder hatte nur sehr kurze Zeit in dem Kontor ausgehalten und war dann verschwunden. Verschollen, nannten es Großtante Meta und die Stiefmama. Das war aber nicht der Fall, denn wir hörten später, daß er sein Talent zum Karikaturenzeichnen ausgebildet hatte, und es kamen in Witzblättern oft Zeichnungen von ihm heraus. Die Mama nannte das verächtlich. Mein Vater wollte ihn oft verteidigen; aber er war allmählich ganz unter den Einfluß seiner Frau gekommen, und da Gerhard hauptsächlich für freisinnige Blätter zeichnete, so galt er als ein Verlorener. Großtante Meta hatte mir sogar verboten, seinen Namen auszusprechen. Im stillen aber schwärmte ich für meinen Bruder, der ein freier Mann war und draußen in der weiten Welt lebte. Ich wünschte mir glühend, seine Zeichnungen in die Hände zu bekommen.

Zur Einsegnung kamen meine Eltern in die Stadt. Ich hatte noch einmal die kurz aufflammende Hoffnung einer Aussprache, eines Zusammenseins mit meinem Vater, obgleich ich kaum wußte, worüber ich mich mit ihm aussprechen wollte. Es war dann aber eine stille würdige Feier, die mir nichts weiter von ihm gab als eine warme Umarmung und einen herzlichen Kuß. Er hatte eigentlich mit mir am Nachmittag einen Spaziergang machen wollen; aber die Großtante hatte einen Wagen bestellt, und wir waren alle vier hinausgefahren auf das Land, weil das an einem solchen Tage schicklich sei, wie sie behauptete. Da waren meine Hoffnungen wieder herabgesunken. Dann hatte ich an seiner Seite auf dem Rücksitz gesessen, meiner

schönen Mama gegenüber — denn jetzt wußte ich, daß sie schön war — und nur still meine Hand in die Seine geschoben. Die hatte er ganz fest und heimlich umschlossen, wie in einem Bündnis. Es kam mir aber beinahe vor, daß ich der stärkere Teil war.

Die Großtante sprach über meine Zukunft, daß sie mich schon im Seminar angemeldet habe, und daß der Direktor über meine Fähigkeiten ein sehr günstiges Urteil abgegeben hätte. „Wenn sie nur einen anderen Charakter hätte," hatte er gesagt, „niemand kann ihr etwas vorwerfen; aber keiner spricht mit Liebe von ihr."

Als die Großtante das sagte, fühlte ich, wie mein Vater meine Hand scheu drückte, während mich die stolzen, blauen Augen meiner Stiefmama musterten. „Du bist doch dankbar?" fragte sie. „Du erkennst doch, was die Großtante für Dich getan hat?"

Ich beugte meinen Kopf.

Als der Wagen vorfuhr, der sie zur Bahn brachte, war ich froh, daß auch das vorüber war. Nur eins hatte mir meine Einsegnung gebracht: zu dem Bilde meiner Mutter besaß ich nun ihren Brief, jenes alte Schreiben an Tante Meta, das kurz vor ihrem Tode datiert war. Es war ein letzter Versuch, die Tante für mich, für das kaum zweijährige Kind zu erwärmen und ein warmer Herzensdank für das Glück, das sie an meines Vaters Seite gefunden. Da las ich auch die Worte von dem „kleinen Sonnenschein". Bitter stieg es in mir auf. Aber ich würgte das Schluchzen herunter. Ich war damals hart mit mir selber, eine Knospe, die auf der Nordseite des Lebens stand. Wulf und Ilse, mein Geliebter und mein Kind, sind dann meine Helfer geworden. —

Mir vergingen die beiden Jahre im Seminar schneller noch als die Schuljahre. Jetzt hatte ich wirklich keine Zeit mehr für mich und war froh genug, wenn ich von der frühen Stunde des Morgens bis zum späten Abend über meinen Büchern sitzen konnte. Immer dachte ich nur daran, daß ich ein gutes Examen machen müßte, und daß ich dann frei werde. Was ich mit dieser meiner Freiheit sollte, wie das Leben sich gestalten würde, davon wußte ich nichts.

Dann kam das Examen. Ich hatte keine Furcht, als ich den Schulräten antwortete. Ich hatte aber auch keine Freude, als ich hörte, daß ich vorzüglich bestanden hätte, nur ein unendliches Gefühl der Erleichterung. Die Jüngeren, die im nächsten Jahre herankamen, hatten uns Älteren rote Fuchsmützen besorgt. Die Fremdeste unter ihnen war mir als Fuchs zugeteilt worden, denn da mein Leben im Stift es von selbst ausschloß, daß Freundinnen mich besuchten, und ich zu stolz war, um Einladungen anzunehmen, die ich nicht erwidern konnte, so hatte ich auch keine Freundin. Es verband mich nichts mit dem armen Wurm, der Tochter eines Dorfschullehrers, die von den anderen übel gelitten wurde, auch viel älter war als wir, und ich nahm gleichgültig das rote Mützchen aus ihrer Hand. Ich setzte es mir auch nicht auf und wunderte mich nicht, daß die Großtante dann eine Bemerkung über die Albernheiten der Mädchen machte, die den Männern nachäfften. Ich war nur unendlich müde, als sei ein Wanderer viele Jahre einen steilen Weg hinaufgestiegen, und wie er endlich oben ist, läßt die Kraft nach, und anstatt die freie Aussicht zu genießen, die sich ihm von der Höhe öffnet, sinkt er nieder und schläft. Dreißig Stunden, ohne Unterbrechung, habe ich nach dem Examen geschlafen, und dieser tiefe, traumlose Schlaf liegt wie ein Abgrund zwischen dem unbewußten Leben meiner Jugend und dem Erwachen zu eigenem Leid und eigenem Glück.

Heuernte! Der Alte hat das hohe Gras im Bruch bis dicht an die ſchwarzen Torfausſtiche gemäht, und all der zarte, feine Parnaſſus iſt mit umgeſunken unter der Senſe. Sonderbar ſah er aus, wie er ſo zwiſchen ſeinen Schwaden ſtand und die Senſe regelmäßig im Takt herunterſchlug, ſo recht ein Bild des mähenden Todes. Wenn er dann ſeine gebeugte Geſtalt aufrichtete und die Senſe dengelte, klang es weit vom Moor her zu meinem offenen Fenſter, an dem ich ſaß und träumte. Schwer geht die Luft über das weite Moor, weiche warme Sommerluft, in die ſich der ſüße Heuduft miſcht. Fiken hat gewendet und die Haufen aufgerichtet. Ich weiß jetzt, wie ungern ſie hier iſt, und wie hart und böſe ſie von den Alten betrachtet wird. Die Liebe: immer dasſelbe, bei den Reichen, wie bei den Armen.

Der jüngſte Sohn drüben in Amerika iſt noch frei. Nun will die Mutter, ſie ſolle hin und ihn heiraten, ſonſt nähme er eine von drüben, d. h. in der Phantaſie der Alten wohl ſoviel wie eine Schwarze, Wilde. Fiken aber hat ihren Schatz hier, iſt auch eine von den Wurzelſtändigen, die ſich nicht verpflanzen laſſen. Das gibt Streit. Mich läßt der Heuduft nicht ſchlafen, und wenn ich dann aufſtehe und unruhig in meinem Zimmer auf- und abgehe, bleibe ich wohl am Fenſter ſtehen. Die ganze Luft füllt der ſilberne Glanz des Mondes. Er geht in vollen, ungemeſſenen Breiten über die norddeutſche Ebene und liegt förmlich ſchwer über dem Moor mit ſeinen dunklen Waſſerlöchern und den ſchwarzen kleinen Torf-Pyramiden, die mich immer noch an Totendenkmäler gemahnen, ſelbſt jetzt, wo all die Süße der Sommernacht um ſie her zittert. Dann ſehe ich die Fiken und ihren Schatz vom großen Graben herkommen, Nacht für Nacht. Die Alten ſchlafen und hören es nicht, wenn ſie die Tür aufklinkt, eine von den geteilten Türen, wie ſie hierzulande üblich ſind, und leiſe über dem verſchloſſenen unteren Teil hineinſteigt in das Haus. Der Burſch iſt Knecht bei den Schiffern, die die Torfladungen herunterbringen. Für Fiken iſt er die Jugend und das Glück. —

Dieſe Sommernächte und dieſen ſüßen, ſchweren Duft fürchte ich immer. Auch für mich ſteht dann alles an meinem Lager, was je von Sehnſucht in meinem Herzen gewohnt hat, und auch ich lebe dann immer noch einmal durch, was da kam und blieb. Denn in meiner einfachen Geſchichte iſt vielleicht nur das anders, als bei anderen, daß die Zeit nichts geändert hat und nichts genommen, daß es noch heute, nach zwanzig Jahren, gerade ſo iſt wie am erſten Tage. Das Leben iſt gekommen und hat mich wahrlich geſchüttelt und gerüttelt. Wäre es der äußere Gang der Ereigniſſe, der beſtimmend für uns iſt, ſo würde ich mich eine moderne Frau nennen können, ſelbſtändig, im Kampf des Lebens Siegerin geblieben. Vielleicht iſt gerade der Zwieſpalt zwiſchen meinem Äußeren und meinem Inneren dasjenige, was mich doch zerbrochen hat, und während ich das aufſchrieb, was mir von meiner Kindheit in Erinnerung geblieben iſt, wenig genug, nicht viel mehr als ein paar wechſelnde Stimmungen von Luft und Licht, ward es mir ſo klar, was mich durchzittert, ſeit Ilſe die Worte zu mir geſagt hat: ich habe den Mut zum Glück!

Die duldende Kraft zum Leben hatte ich — die jubelnde Kraft zum Glück nicht. —

Damals, als ich mein Examen gemacht hatte, ſollte ich für einige Zeit nach Hauſe. Mein Vater wünſchte es, und er hatte ſchriftlich bei mir angefragt, ſchon um die Oſterzeit desſelben Jahres, ob ich die Erziehung meiner beiden Brüder Herbert und Hans, die jetzt neun und ſechs Jahre alt waren, übernehmen wollte. Dann wollte er ſie bis zum Herbſt, wenn ich fertig ſein würde, vom Dorfſchullehrer unterrichten laſſen. Ich hatte ihm ſofort mit einem „Nein“ geantwortet. Ich wollte nicht in meines Vaters Hauſe bleiben, das doch nicht mein Vaterhaus war, und ich wollte

nicht ihre Kinder unterrichten, so lieb sie mir dann später geworden sind. Ich wollte mir mein Brot verdienen, aber selbständig. Sie hatten dann einen Kandidaten genommen. Vater hatte trotzdem gewünscht, mich erst bei sich zu haben. Meine Sachen waren vorausgeschickt, der Tag meiner Ankunft bestimmt. Da Tante aber plötzlich verreisen mußte, brach ich einen Tag früher auf. Daher war der Wagen nicht an der Bahn. Um zu depeschieren hatte ich kein Geld. Zudem war es ein prachtvoller Septembertag, so ein funkelnd klarer, wie er der norddeutschen Ebene oft beschieden ist, mit einer heiligen Stille und einem goldigen Glanze. Ich ging die Allee entlang und sah auf die Blätter, die von den Linden fielen. Jedes ein Herz. All diese Herzen lagen vor mir auf dem breiten Wege, und der sanfte Wind trug die langen Fäden des Weibersommers und wickelte sie um meine Finger und legte sie auf meinen leichten, dunkeln Mantel. Die Leute nahmen Kartoffeln aus. In langen Reihen sah ich sie wie schwarze Silhouetten gegen den Himmel stehen, gebückt und eifrig wühlend. Der eigene Odem der märkischen Erde umfing mich.

So bin ich durch die Marienfäden gegangen, umtanzt von den fallenden Herzblättern der Linden, und meine ganze Kindheit ist neben mir einhergezogen dieses Stück Weges, so daß ich mich umsah, ob nicht Bruder Gerhard neben mir ginge und mir zunickte. Und es war doch Freude in meinem Herzen, als das Dach des Ausbaues auftauchte und ich an meinen Vater dachte. Es war so viel Liebe für ihn in meinem Herzen, so viel Liebe und so viel Mitleid, und ich freute mich, daß es noch nicht ganz dunkel war, als ich den Ausbau erreicht hatte. Ich hörte Stimmen von dem Platz unter der Kastanie, und ich ging durch den Nußgang auf den Baum zu, unter dem meine Eltern, wie es schien, mit Gästen saßen. Die Jungen mußten mich bemerkt haben und riefen etwas, und dann sah sich mein Vater um und stieß einen markerschütternden Schrei aus.

„Franzine!“ rief er. Ich wußte aber gleich, daß er nicht mich meinte, sondern meine Mutter, und es wurde mir so zur Gewißheit: ich glich ihr, deren Bild zu oberst in meinem Koffer lag.

Ich stand da, in meinem dunkeln Mäntelchen und dem kleinen Filzhut, und sah auf die, die die Meinen sein sollten. Herbert und Hans hatten sich angefaßt, fast erschrocken, meine Mutter kam mir entgegen. Es waren noch zwei Herren da, die sie mir vorstellte. Der Kandidat, der, wie sie sagte, „freundlich genug Deine Stelle vertritt,“ und ein Offizier, „mein Vetter Wulf von Willich, unser Hausgast.“

„Aber Dein Zimmer ist bereit, Franzine,“ sagte mein Vater eifrig, „Du brauchst nur hinaufzugehen, es ist alles beim alten geblieben, und Gott zum Gruß in der Heimat, Kind.“

Er brachte mich selbst die Treppe hinauf. Ich merkte, daß er schwerfälliger ging als früher und das verletzte Bein mehr nachzog. Er war auch stärker geworden und leicht ergraut. Als er mit mir oben stand, nahm er mich in die Arme und küßte mich. „Min oll Deern.“ Das klang mir so süß und vertraut, daß ich lachte wie lange nicht, hell und glücklich, glaube ich, und ich trat mit ihm zum Fenster. Da kam Mutter mit den beiden Herren den Steg herauf. Der eine ging zu ihrer Rechten, der andere zu ihrer Linken. Sie war größer als beide, und sie sah herauf, wo ich neben meinem Vater stand und auf sie herniederlachte.

„Komm herunter, Robert,“ rief sie, „Franzine muß sich zurecht machen, ihre Haare sind ganz unordentlich.“

Ich trat zurück und brachte Vater nach der Tür. Ich lachte schon nicht mehr. Aber meine Haare konnte ich schwer in Ordnung bringen, so gern ich's auch getan hätte. Sie waren so lose und schaumig, wenn sie auch nicht schwer waren, daß ich sie

nur immer zusammenfassen konnte und acht geben, daß sie den Nadeln nicht entschlüpften. Ich hätte mich auch gern zum Abendessen etwas zurecht gemacht, der Gäste wegen und um Vaters Hause Ehre zu tun, aber meine Sachen waren noch nicht da, und so konnte ich nichts tun, als in den Garten schlüpfen und mir eine Ranke roten Weines holen; von der steckte ich ein paar Blätter an mein glattes, dunkelblaues Kleid. Ich war sehr müde an diesem Abend und hatte nichts dagegen, daß man mich früh nach oben schickte, damit ich ausschlafe. Aber seit langer Zeit sah ich zum ersten Male wieder, daß Menschen mich beachteten. Der Kandidat tat das unverhohlen und glotzte mich so an, daß es mich verlegen machte. Wulf von Willich aber, der Vetter meiner Mutter, und wie es schien an sie gebannt und von ihr als Adjutant benutzt, hatte seine Augen nur einmal auf mich gerichtet, mit einem seltsam glänzenden Blick. Den hatte ich aufgefangen und von dem habe ich geträumt, als ich zum ersten Male wieder in meinem Elternhause schlief.

Die Menschen sagen immer: „das ist die Liebe," und es scheint dann so, als sei die Liebe immer dasselbe, nur verschieden nach dem Temperament und dem Wesen des Menschen, und wenn sich zwei bekommen haben, so ist das eine glückliche Liebe, und im anderen Fall eine unglückliche. Ich aber glaube doch, daß die Liebe von der Frau zum Mann so verschieden ist, wie die Herzen der Menschen und noch darüber hinaus, verschieden nach dem Reichtum und Glück, den das Leben über den einen ausschüttet und dem anderen versagt. Und man ist auch nicht immer unglücklich, wenn man das nicht bekommt, was man geliebt hat, und nur im Märchen denke ich, oder im Kätchen von Heilbronn vielleicht, ist so eine Hochzeit der Schluß. Ich habe viel Glück gesehen im Leben, und ich denke an meines Kindes großen, kühnen Wagemut; aber dennoch scheint es mir immer, als hätte niemals eine Frau einen Mann so geliebt, wie ich Wulf von Willich geliebt habe und noch liebe. Er war mir ja alles, was das Leben anderen gibt. Elternhaus und Familie, Freude an der Welt und am Leben, mein einziger Freund, mein einziger Vertrauter, mein Bruder und selbst mein Kind. Denn seit ich einmal in einer unvergeßlichen Stunde in seinen Augen diesen selben Blick sah, wie er so oft in Vaters Augen trat, wußte ich, daß ich diese beiden Männer gleichzeitig hingebend und schützend liebte, weil keiner von ihnen beiden die Kraft haben würde, mich selbst zu schützen.

Ich könnte heute, nach zwanzig Jahren, noch immer sagen, ich sei Wulf von Willichs Braut, ob er auch schon lange tot ist. Es sind wohl Jahre der Bitterkeit gekommen, und es hat sich gerächt, was an Glück und Glauben in meiner Jugend in mir zerbrochen wurde; aber meine Liebe zu ihm ist sich immer gleich gewesen.

Er war so etwas Strahlendes, in unserem Hause ein Gast aus einer fremden Welt. Ich hörte, daß er bei der Garde in Berlin gestanden hätte, Schulden gemacht und leichtsinnig gewesen sei und nun nach der kleinen Garnison in der Nachbarschaft versetzt worden sei, nicht viel anders, als wie man einen Kranken nach einem Kurort schickt. Zu spät vielleicht schon, denn die Verhältnisse waren so geworden, daß er mit eigenem guten Willen nicht mehr dagegen ankonnte. Er hatte diesen guten Willen auch nur ruckweise. Dazwischen kam immer wieder ein Rückfall in Laschheit, in Mutlosigkeit. Das waren Zeiten, in denen er sich ganz von den Menschen zurückzog. Sie wurden gelöst durch tolle Krisen der Lebenslust, und in einer solchen lernte ich ihn kennen. Er kam fast täglich zu uns herausgeritten. Meine Mutter empfing in ihm den Namen von Willich und die Erinnerung an ihre Jugend, die sie stolz machte, und der sie gern nachgab.

Sie war glücklich in ihrer Ehe; aber der erſte Rauſch ihrer leidenſchaftlichen Natur war lange befriedigt, und wenn ſie noch eiferſüchtig über meinen Vater wachte, ſo entſprang das mehr ihrem Stolz als ihrer Liebe. Sie iſt die ſtolzeſte Frau, die ich kannte, ehe Marianne in mein Leben trat. Was ihr gehörte, ſollte vollſtändig ihr gehören, daher war meine Gegenwart ihr eine beſtändige Pein. Wulf von Willich hatte ſie ganz zu ſich gezogen, mit der Gebärde einer Herrſcherin, die einen Untertanen feſſelt. Ich glaube, daß ſie gelitten hat wie eine Liebende, als ſie ſein Intereſſe für mich bemerkte, obgleich ſie nichts von Leidenſchaft für ihn empfand, denn ſie gehörte wirklich meinem Vater und ihren Kindern, mit jenem ausſchließlichen Fanatismus der Familienegoiſtin.

Jene weiten herbſtlichen Wieſen an der Warthe ſind der Zeuge jener ſtillen Stunden meines Erwachens. Wieder wie einſt mit meinem Vater, ſah ich mit ihm, dem mein Herz gehörte, die großen Schiffe vorübergleiten und die Flöße mit der deutſchen Fahne und den kleinen Strohhütten, in denen zu wohnen das phantaſtiſche Glück meiner Kindheit geweſen wäre. Jene ganze Zeit einer unausgeſprochenen Liebe, die doch unſeren Schritt beflügelt und unſeren Blick beſeelt, liegt für mich in der Erinnerung an das herbſtlich gelbe Gras und die großen, roten Diſteln, die auf dem Treideldamm wuchſen, wo ſchwer und gebeugt die Menſchen vorübergingen, die die Schiffe ſtromaufwärts zogen. Zuweilen traten wir zur Seite, der elegante Offizier und das Mädchen, von dem jene Enterbten vielleicht dachten, daß es reich und glücklich ſei, und ſahen ihnen zu, wie ſich ihre Bruſt gegen den Riemen ſtemmte und der Schweiß von der Stirne lief, und ſie langſam und keuchend in gleichmäßigem Trott auf dem Damm dahingingen. Dann zog ſich mein Herz zuſammen. Es lag ſo etwas Unabwendbares in dieſer Arbeit, die die endlos lange Linie des Dammes und das Glitzern des Waſſers zu einer ewigen Fron zu machen ſchien, daß man ganz vergaß, es gäbe für dieſe Leute auch ein Ziel und eine Raſt, das Mahl und den Schlaf. Es ſchien, als müßten ſie immer weiter ſo gehen, immer weiter, endlos, in ein unbekanntes Land. Auch als Fiken geſtern in der Mondnacht mit ihrem Schatz am Deich entlang kam, unter den Birken hin, und er den Arm um ihren Leib geſchlungen hatte, mußte ich an jene Treidler denken, die ich damals ſo oft geſehen habe. Die Fron des Lebens! Uns Frauen legt die Liebe den Treidelriemen über die Bruſt. — Gingen wir dann nach Hauſe, den Weg zur Höhe hinauf, ſo waren wir beide ganz ſtill geworden. Wir ſprachen überhaupt nicht viel in dieſer erſten Zeit. Es war, als würde es dem vornehmen Offizier, der eben erſt Berlin verlaſſen hatte, ſchwer, den rechten Ton mit dem kleinen Penſionsmädchen zu finden, das ſich Weisheit genug geholt hatte, um Menſchen erziehen zu wollen, und das doch nichts vom Leben wußte. Später habe ich mich oft gefragt, was er denn ſo an mir geliebt hat — denn an ſeiner Liebe iſt mir nie ein Zweifel gekommen. Er hat wohl geſehen, beim erſten Blick, wie ich damals ſo unerwartet und unbeachtet in mein Elternhaus zurückkehrte, ich käme aus dem Schattenleben heraus, mit aller Sehnſucht nach der Sonne in meinem Herzen. So eine weiße Blume muß ich geweſen ſein, wie der kleine Parnaſſus hier im Moor mit weißen Blütenblättern und weißen Staubfäden und einem weißen, feſten Herzen.

Ich erfuhr dann, daß er ein Frauenmann geweſen iſt, lange ehe ich verſtand, was das heißt. Da wird er ſich nicht ſehr gewundert haben, wie leicht es ihm wurde, das weiße Herz zu erobern.

Das iſt natürlich alles nicht ſo plötzlich gekommen. Wenn's wohl auch da war im erſten Augenblick, da ich ihn ſah, ſo war's mir doch nicht bewußt geworden, und

meine Umgebung hatte alles getan, es mir auch nicht zum Bewußtsein kommen zu lassen. Und dann war der Kandidat da. Käsebier, der gute große Junge mit der überschwenglichen Begeisterung und den hervorquellenden Augen. Die hingen an mir, seit ich im Hause war. Käsebier war aus gutem Hause, sein Vater Superintendent in Westpreußen. Einer Verbindung stand nach einer Reihe von Jahren nichts im Wege, ja, Käsebier war sogar nicht einmal unbemittelt, nicht der typische Hungerkandidat, sondern die Pädagogik reizte ihn. Er hatte wirklich viel Interesse für den Unterricht und wollte sich von Grund auf darin betätigen.

Mama sah offenbar die Partie für ein unbemitteltes Mädchen als glänzend an, und sie begriff nicht, warum ich mich so ablehnend verhielt. Das tat ich aber gar nicht. Ich konnte dem guten Jungen, der wie ein Schatten hinter mir her war, nicht böse sein in dieser Zeit seltsamer Weichheit, und ich mochte ihn auch nicht fortscheuchen; aber freilich, ich konnte ihn nicht locken.

Vater kümmerte sich um das alles nicht. Als ich drei Wochen im Hause war, konnte ich mich ja darüber beruhigen, daß er wirklich ein glücklicher Mann sei. Jener Herzensschrei „Franzine", mit dem er mich empfangen hatte, mußte aus dunklen Tiefen gequollen sein, wo all das schlummerte, was sich anders entwickelt hätte, wenn jene Frau, der der Ruf der Sehnsucht galt, leben geblieben wäre. Aber unsere Unterströmungen steigen nur selten, wie heiße Springquellen, in das Bewußtsein der Gegenwart. Die Ergriffenheit jener ersten Stunde kam nicht wieder. Er liebte die Kinder, die um ihn herum aufwuchsen, und liebte auch die Frau, die sie ihm geboren hatte. Er fügte sich ihren Ansprüchen um des lieben Friedens willen, hatte seine Jagd und seine Freunde, und nun, wie er sagte, noch seine olle Deern. Mein Vater war ein glücklicher Mann! Vielleicht dachte er auch, daß sein Mädchen noch viele Freier haben würde und es nicht nötig sei, mich an den ersten besten zu ketten, denn er behandelte die ganze Angelegenheit trotz der beständigen Anspielungen Mamas ganz von oben herab, jovial, als ein Mann, der für jedes seiner Kinder mindestens eine Million hat.

Dazwischen sprach Mama zuweilen von ihrem Vetter Wulf, wieviel Sorgen er der Familie gemacht hätte, wie man gehofft hätte, er würde sich in der kleinen Garnison bessern, und doch gar keine Aussicht dazu sei, denn selbst dort, in dem Nest mit der Kirchturmsperspektive, mache er Schulden über Schulden. Sie sprach davon, wie wünschenswert es sei, daß er eine reiche Heirat mache, und wie sehr sie hoffe, schon in nächster Zeit das passende Mädchen zu finden. Auf einem Ball in der Nachbarschaft sollte ein reiches Mädchen erscheinen, eine wirkliche Millionärin, eine Seltenheit auf dem armen Kartoffelboden der Mark, und noch dazu jung und schön und gebildet, ein reines Wunder. Freilich eine Bürgerliche, deren Vater den goldenen Hintergrund aus dunklen Tiefen gehoben hätte; aber das wäre in diesem Fall gleich, denn er wäre so rücksichtsvoll gewesen, früh zu sterben. Verwandte führten sie ein mit der offenbaren Absicht, sie zu verheiraten, so zwar am liebsten, daß der Zukünftige im Kreise ansässig würde, wo Marianne in der entlegensten Ecke ein altes, ehemaliges Jagdschloß gekauft hatte. Mama meinte, daß da, wo Wulf von Willich als Bewerber auftrete, keine Konkurrenz möglich sei. Ich weiß nicht, wie ich das anhörte, halb im Traum. Es waren nur Worte, die gar keinen Sinn für mich hatten, denn ich dachte noch gar nicht an ihn als den Mann, dem mein Herz gehörte, und diese Marianne war mir nicht viel mehr als irgend eine Romanfigur.

Die Einladung zu dem Ball bei Amtsrats kam auch an mich. Mama meinte sogleich, ich müßte ablehnen, ich hätte ja kein Kleid für solche Gelegenheiten, und da es standesgemäß sein müsse, wäre es doch zu teuer, denn als Erzieherin später würde

ich ein Ballkleid doch nicht gebrauchen können. Aber auch da war Vater anderer Meinung, ja er sagte sogar, er selbst würde das Kleid kaufen und allein mit mir in der Stadt aussuchen. Mama wurde dunkelrot; aber sie sagte nichts.

In dem Laden der Stadt war wirklich ordentlich eine kleine Aufregung, als Herr Rittmeister Wahrenburg ein Ballkleid aussuchte, denn schließlich verstand er noch mehr davon als ich, nur daß ihm nichts gut genug war. Aber auch diesen Dingen gegenüber war ich eigentlich so gleichgültig wie gegen meine Romanheldinnen. Nachher freilich hat sich jenes erste Ballkleid doch fest in mein Gedächtnis eingeprägt. Der Rock von weißem Tarlatan mit hundert schmalen Strichelchen und einer wirklichen Schleppe, und die feste lange Taille aus weißem, spiegelndem Atlas, die mit einem dichten Kranze von Heckenrosen am Ausschnitt schloß. Eine Küraßtaille nannte man das, und ich höre noch Vaters Lachen über den Ausdruck. Mama warf kaum einen Blick auf die Herrlichkeit; aber sie hatte die große Klugheit da zu schweigen, wo sie nichts ändern konnte. Und so fuhren wir denn in dem großen geschlossenen Wagen alle fünf hinaus, denn auch Wulf und der Kandidat kamen mit.

Das war ein Ball bei Amtsrats in dem alten einstöckigen Hause, das noch aus der Zeit Hans von Schwedts stammte und auf dessen Boden es sogar umgehen sollte! Da lagen in langer Reihe zwischen das Gebälk geschoben die Fremdenzimmer, in denen man sich aus seinen Umhüllungen herausschälte, und in denen vorsichtige Gäste, die ihren Staat im Koffer mitgenommen hatten, sich erst umzogen. Über die wurmstichige alte Eichentreppe ging es dann hinab in große, behagliche Räume, in denen ein guter Geist waltete, der des Frohsinns und der Tüchtigkeit. Bei Amtsrats war immer eine Schar junger Mädchen. Die Töchter waren wie Magnete, die alle Jugend der Umgegend wie lose Eisenspäne anzogen, und diesmal war sogar ein Goldfasan unter den Rebhühnern, die reiche Marianne. Nicht daß Amtsrats sie besonders in den Vordergrund geschoben hätten. Aber in den Landkreisen wiegt der Besitz an und für sich so schwer wie die Erde, die man an nassen Tagen an den Schuhen mit nach Hause bringt. Marianne wußte das, sie hielt ordentlich einen kleinen Hof, und die Leutnants standen im Kreise um sie herum.

Es war ein ganz fashionables Fest, und dann war es mein erster Ball. Ich hatte noch nie getanzt. Ich hatte nie geglaubt, das meine schmalen Füße es so leicht lernen würden, aber er lehrte es mich gleich im ersten Walzer, und dann verstand ich es so gut, daß ich meine Kunst sogar an dem armen Kandidaten versuchte. Ich bekam auch einen dumpfen Begriff von dem, was ein „Frauenmann" ist, wie man ihn immer nannte. Ich sah, daß sich alle nach ihm umsahen und die Kameraden Platz machten, da er der Tanzordner war; aber das fand ich alles ganz natürlich! Es schien mir selbstverständlich und mußte so sein. Es mußte wohl auch so sein, daß er mich so fest im Arm hielt und meine Hand so warm drückte. Marianne war die Schönste von allen, und an ihrem Kleid konnte ich sehen, wie die Herrlichkeiten der kleinen Stadt doch nicht Schritt hielten mit dem, was Berlin ihr geliefert hatte, und was laut von allen bewundert wurde, mit einer Ungeniertheit, die ich gar nicht begreifen konnte. Wenn er mit Marianne tanzte, so hielt ich das auch für ganz natürlich, und wenn sich das reiche, schöne Mädchen noch an diesem Abend mit ihm verlobt hätte, ich würde mich nicht gewundert haben. Wahrscheinlich wäre mein Herz auch nicht gebrochen, denn ich hatte gar nicht Zeit, an die anderen zu denken. Mein Vater, der mit den Herren L'hombre spielte, trat manchmal in die Tür und sah sich nach mir um. Dann nickte ich ihm zu. Ich hatte all die Menschen lieb, die da waren, und begriff doch nicht, daß ich, die so einsam und so traurig gelebt hatte, so viel

Wärme für die Menſchen übrig hatte. Und als der Kandidat, wie ich ſpät die Treppe herunterkam und die Wagen vorgefahren waren, mir plötzlich feurig die Hand küßte, ließ ich ſie ihm und ſagte: „Lieber Käſebier.“ Ich höre es noch ganz deutlich, weil ich immer bei dem Namen lachen mußte, den Mama mir ſo eifrig empfahl. Sein Geſicht ſtrahlte. Eine lange Reihe von Wagen ſtand vor dem alten Hauſe, und die Diener liefen mit Laternen hin und her und ſuchten die rechten; es dauerte ſchrecklich lange, bis wir eingepackt waren. Ich dachte, wir müßten alle ſo guter Stimmung ſein wie Vater und ich; aber ſchon unterwegs ſah ich, daß das nicht der Fall war, und daß Mama verſtimmt war. Und das iſt denn auch der letzte gute Tag geweſen, den ich zu Hauſe verbrachte.

Denn am nächſten Tage hatte der Kandidat feierlich um mich angehalten, wie Mama ausdrücklich betonte, durch mein Benehmen ermutigt. Und als ich nicht wußte, was ſie damit meinte, ſagte ſie, ſie hätte ſelbſt geſehen, wie er mir die Hand geküßt habe, und wie ich ihm etwas zugeflüſtert hätte. Ich ſagte aber: nein, ich wollte ihn nicht, ganz entſchieden nicht. Da brach es los. Ein häßliches Unwetter und zum Schluß die Frage, was ich mir denn einbildete, und ob ich glaubte, ich könnte einem Mann, wie Wulf von Willich es ſei, ſein Leben ruinieren? Da bin ich ganz blaß geworden und habe Mama gefragt, was ſie damit meine? Aber ſie hat mich ausgelacht. Das hätte doch ein jeder geſehen, wie ich mit ihm kokettiert habe. Marianne, die reiche Marianne hätte es auch geſehen, darum ſei ſie im Kotillon ſo intim mit dem jungen Leutnant Golz geweſen, den ſie noch nie angeſehen habe. Wenn aber Wulf dieſe Gelegenheit verpaſſe, könne es ſchlimm werden, denn die Familie tue nichts mehr für ihn, das wiſſe ſie.

„Weiß das Vater?“ fragte ich.

„Was denn?“ ſagte ſie. „Du weißt wie Vater iſt, ein Kind, nicht mehr; und es iſt doch nicht ſeine Familie, ſondern meine, die es angeht. Wenn Du Käſebier nicht willſt, magſt Du es ihm ſelber ſagen. Aber daß Du es nun weißt: zum erſten Januar mußt Du Dir eine Stelle ſuchen, zur Prinzeſſin geboren biſt Du nicht.“

Ich habe es denn Käſebier geſagt. Ich habe ihn gebeten, mir nicht böſe zu ſein, und wie er geweint hat, habe ich ihm die Tränen abgetrocknet und geſagt: Früher, als ich noch klein geweſen, hätte ich auch geweint, und vielleicht würde ich das ſpäter wieder lernen, aber jetzt könne ich es nicht.

Dann iſt ein Brief gekommen von Frau von Dittmar. Die war auch auf dem Feſt bei Amtsrats und hatte mich geſehen. Sie brauchte zu Neujahr eine Erzieherin für ihre beiden Kinder, und da Mama ihr geſagt hätte, daß ich bereit ſei, eine Stelle anzunehmen, ſo erkundige ſie ſich jetzt. Vater fragte mich und ſagte, er möchte es eigentlich nicht gern, es fände ſich gewiß noch etwas Beſſeres. Dittmars ſeien zwar ſehr reich, aber der Mann ſei ein Trinker und die Frau . . .

Da ſchnitt ihm Mama das Wort ab. „Der Mann geht ſie nichts an, Robert, und die Frau iſt ein wenig von oben herab; es dürfte gerade das Rechte ſein für die Bäume, die abſolut in den Himmel wachſen wollen.“

„Es iſt ſchwer,“ ſagte er, „aber Du weißt, man ſagt . .“

„Ach, Klatſch und nichts weiter. Wenn eine Frau ſchöner iſt als ihre Umgebung, ſagt man bald etwas. Ich meine, ſie nimmt an.“

Ich nahm an. Ich hatte von Frau von Dittmar die Erinnerung, daß ſie etwas wunderbar Strahlendes, Verführeriſches ſei. Ich hatte ſie viel ſchöner gefunden als die reiche Marianne, wenn ſie an mir vorbeitanzte und ihre lange Mondſcheinſchleppe hinter ihr herrieſelte. Und dann wollte ich fort.

Seitdem mir Mama die Vorwürfe gemacht hatte, sah ich alles anders an. Ich begriff nun mich selber. Des Abends saß ich oft in meinem Zimmer und behauptete, ich präparierte mich auf meine Stelle, wenn ich Wulfs Pferd in den Stall führen sah. Ich wich ihm aus wo ich konnte, und er ließ es auch geschehen und sah scheinbar über mich fort, bis er mich eines Tages im Walde allein traf. Der erste Schnee war gefallen, er lag so leise und lose auf wie Watte. Hundert Spuren gingen hindurch, Hasenspuren und Vogelspuren, und hin und wieder der feine Tritt eines Rehs. Ich war in den Wald gegangen und hatte mir Tannenzweige geholt für Mutters Bild, da kam er. Er machte auch gar keine Einleitung oder Umschweife, er hielt mich einfach an und fragte: „Franzine, weißt Du, daß ich Dich liebe?"

Da sah ich gerade in seine Augen und sagte: „Ja."

Und dann nahm er mich in die Arme und küßte mich und sagte: „Du kleines Mädchen Du, Du erfrorenes kleines Mädchen. Wahrhaftig, das Leben hätte es besser machen können. Es hätte Dich nicht gerade zu mir führen brauchen, als ich wirklich den Entschluß gefaßt hatte, meine Verhältnisse zu ordnen. Die Marianne kann sich bei Dir bedanken, daß sie nicht einen Mann bekommt, der ihr Geld nimmt und sie als eine lästige Zugabe. Denn ich weiß nicht einmal, ob ich immer Rücksicht genug hätte für so ein aufgezwungenes Geschöpf. Aber was sollen wir beide nun tun?"

Ich sah ihn nur an durch meine Tränen. „Das weiß ich nicht, Wulf."

„Ich auch nicht," sagte er, halb selig, halb verzweifelnd, „ich weiß nur, daß ich Dich liebe, und daß ich Dir's sagen mußte, ehe sie Dich fortschicken zu dieser Frau von Dittmar, die nicht wert ist, daß sie der Schemel Deiner Füße ist. Nie ließe ich es zu, niemals, wenn ich etwas anderes mein eigen nennte als die Leutnantsstube. Die ist kahl genug, wenn ich die Photographien hinauswerfe, die noch darin stehen aus all den tollen Jahren. Aber das verstehst Du noch nicht, Franzine, und das kannst Du noch nicht begreifen, daß nur Du diese Macht über mich hast, Du allein auf der ganzen Welt. Gerade weil Du so bist wie der junge Schnee. Bei Gott! Aber was werden soll, das weiß ich nicht. Und das sage ich Dir hier, ich kann Dir nichts versprechen, als daß ich Dich liebe."

Er wußte wohl, was er damit sagte, denn er hatte ja genug in meinem Elternhause gesehen. Nur wie tief ich das alles empfunden, das wußte er nicht. Seine Worte waren wie ein goldener Nachen über einer abgrundtiefen, stürmischen See, und es konnte mir niemand verdenken, daß ich mein Herz in jenes Schifflein legte und dahintreiben ließ, ohne Ruder und ohne Steuer. Wir sind unter den beschneiten Tannenzweigen einhergegangen, bis es dunkelte. Sein Pferd stand vorn in der Schonung, und als er sich von mir trennte, sah ich ihm nach, wie er dahinritt. Ich wußte, er gehörte mir, und doch nicht mir. Was da auf meine Schultern herniedergesunken ist, schien mir so leicht, als wären Flügel an meine Füße gebunden: und war doch eine Last, die ich mit mir tragen sollte durch mein ganzes Leben. Es sind viele Stunden gekommen, da hat sie mich so zu Boden gedrückt, daß ich geschrien habe in meinem Herzen, sie solle mich zermalmen, damit es zu Ende käme.

Es blieb alles beim alten, solange ich noch in meinem Elternhaus war. Nur der Kandidat schien etwas zu merken, so traurig sahen seine Augen mich an, und als er in die Weihnachtsferien ging, um nicht mehr zurückzukehren, denn seine Zeit war um, da traf er mich noch im Garten, wo ich Buchsbaum aus dem Schnee hervorholte, um ihn mit Tannen zusammen an die Körbe zu stecken, die ich ein paar armen Leuten im Dorfe brachte. Da nahm er meine Hand und sagte: „Ich bin

unglücklich, Franzine, aber Sie werden es auch ſein, glauben Sie mir. Nur eins vergeſſen Sie nie, da wo Johannes Käſebier iſt, da haben Sie einen Freund fürs Leben."

„Es kommt nicht darauf an, daß man glücklich iſt," antwortete ich. „Ich habe nicht viel Weltweisheit und habe ſie nur aus Büchern; aber das fühle ich, daß das Glück nicht das Ende iſt."

Da lächelte der arme Junge. „Sie fangen mit dem Ende an, Franzine, das iſt es —;" und dann ging er.

Wulf war zum Feſt fort, bei Verwandten, wie er ſagte. Er konnte auch nicht ſchreiben, ſolange ich in meinem Elternhaus war. Wir hatten uns noch ein paarmal getroffen, im Walde oder unten an den Warthewieſen, die jetzt ganz ſtill und weiß lagen, und auf denen die Sonne am Abend wie ein Feuerball ſtand. Es war ein ſchlechtes Stelldichein für Liebende, wo eine Saatkrähe, die auf dem Weidenbuſch ſaß, ungeheuer groß ſchien in der Entfernung, und alles ſeine Umriſſe verlor und ins Rieſenhafte wuchs. Ich wußte aber, daß ich meinem Vater nichts ſagen durfte; deshalb fürchtete ich mich auch im Walde, wo ich ihn leicht treffen konnte. Vater hätte das nicht tragen können. Es wäre ein Schatten in ſeinem Leben geweſen und eine Unruhe. In dieſem Vierteljahr hatte ich ihm hundert kleine Unannehmlichkeiten aus dem Wege räumen dürfen, und immer mehr war er mir ein großes Kind geworden.

Als aber Neujahr gekommen war und Wulf zurück war, da trafen wir uns einmal in der Tannenſchonung, und da habe ich in ſeinen Augen denſelben Blick geſehen wie in Vaters, ebenſo ſchwankend und unſicher, als er mir ſagte, er hätte noch einmal alles aufgeboten, um Hilfe zu bekommen, und er glaube, Oſtern würde es zu Ende ſein. Da wußte ich, daß es dasſelbe ſein würde wie mit Vater, daß auch er immer nur den nächſten Tag ſehen würde und nie die Zukunft. Als wir dann nebeneinander aus der Schonung heraustraten, fühlte ich die Laſt ſchon, aber ich fühlte auch, daß meine Kraft gewachſen war. Nicht die Kraft zum Siege. Die hatte man in mir zerbrochen. Aber die Kraft zum Dulden.

Dittmarshof war ein großer, vornehmer Herrenſitz, eines von den Gütern, die ihren Beſitzer noch nicht gewechſelt haben im Laufe der Zeiten. Die waren ſchwer geweſen, auch für Dittmarshof, und der Boden ſchien zuweilen zu ſchwanken. Aber immer war dann durch glückliche Heiraten das Gleichgewicht wieder hergeſtellt worden. Auch Frau von Dittmar war eine dieſer reichen Erbinnen, und weil ſie ſchön und verwöhnt war, hatte ſie bald nach ihrer Hochzeit darauf beſtanden, daß das alte märkiſche Adelshaus, das ſie immer nur die vornehme Räuberhöhle genannt hatte, niedergeriſſen wurde und ein ſtattliches Schloß im neuen Stil aufgeführt. Ein wahrer Prunkſitz, einer der wenigen neuen Herrenſitze in dieſem Teil der Mark. Dittmarshof hatte Türme und Zinnen, eine rieſige Halle, in der ein paar Ritterrüſtungen ſtanden, und Kronleuchter von Geweihen herabhingen, während die Wände mit Rehgehörnen und mächtigen Hirſchgeweihen geſchmückt waren. Es hatte eine Trinkſtube und ein Billardzimmer, einen Tanzſaal, einen großen und einen kleinen Eßſaal. Kurz, es war vorbildlich für die Gegend und das Gegenſtück zu Neu-Bellin, dem alten Jagdſchlößchen, das Marianne in nächſter Nähe bewohnte, und das gerade nur äußerlich inſtand gehalten wurde, um ſeine Vornehmheit zu ſchonen.

Dittmarshof verwirrte mich anfangs. Seine Bewohner trugen nicht wenig dazu bei. Meine Stellung war ſo wenig umgrenzt, daß ich mir ſelbſt einen Stundenplan einrichtete. Frau von Dittmar hatte ſchon eine zwölfjährige Tochter, Bettina. Das

konnte ich anfangs gar nicht begreifen, denn sie war für mich wie der Inbegriff der Jugend und Schönheit; wie eine Nixe, mußte ich immer denken. Sie hatte große, schillernde Augen, die zuweilen einen überirdisch strahlenden Glanz hatten, oft freilich auch stumpf und apathisch blicken konnten; ihre bräunlichen Haare lagen weich und lockig um ein schmales Kindergesicht, das einen eigenwilligen Mund hatte, der dunkelrot war, üppig und aufgeworfen. Ihre Hände und Füße waren kinderklein und ihre Gestalt so weich und biegsam, daß sie in den langen, schleppenden Kleidern zu gleiten schien. Ich konnte gar nicht verstehen, daß sie jemals den rohen, plumpen Herrn von Dittmar geheiratet hatte, der freilich gutmütig genug war, sich aber fast jeden Abend mit seiner Flasche Rotwein allein vergnügte. Dabei waren die beiden offenbar glücklich. Denn wenn sie ihn auch nur ihren John Falstaff nannte, so war sie doch oft ostentativ zärtlich mit ihm, halb wie ein Kind und halb wie eine Katze. Es schien, daß sie ihren Mann viel mehr liebte als Bettina, ihre Tochter, die so große Augen hatte wie die Mutter, nur mit einem unsagbar traurigen Ausdruck, der dem ganzen Gesichtchen das Kindliche nahm. Dafür verhätschelte sie ihren Buben, der fünf Jahre alt war, den Stammhalter von Schloß Dittmarshof. Ich konnte nie den Blick von ihr abwenden, wenn ich sie sah, sie fesselte mich förmlich. Zuweilen war ich erschrocken, wenn sie in ihrem Boudoir lag, ganz schwach und hilflos zusammengerollt, als könne sie sich kaum regen auf ihren weißen Pelzen und unter ihren dichten, warmen Decken. Kam sie dann aber abends zu Tische, zu dem späten Mittag, so leuchtete und strahlte sie wie ein Stern — oder nein, wie ein Irrlicht, denn sie hatte nie das Sichere, Zuverlässige eines Sterns. Es war, als verliefen die Umrisse ihres Wesens, als wäre nichts, woran man sie festhalten könnte, wenn man nach ihr griff. Sie war auch sonderbar in ihrem Wesen zu mir.

„Ich habe mir lange eine Erzieherin gewünscht wie Sie es sind, liebes Kind," sagte sie, „denn sie sind ja noch ein Kind. Ich kann diese spionierenden Augen nicht vertragen. Als ob eine Erzieherin immer in ihrem Berufe sein müßte, auch außer ihren Stunden. Ich glaube wirklich, ihre Vorgängerinnen wollten mich selber erziehen. Aber Sie sind ein weißes Blatt. Ich habe noch nie so etwas gesehen in Ihren Jahren, ein reines Wunder. Ihre Frau Mama sagt, Sie wären im Stift erzogen. Die Augen, die Sie haben, bringt man nicht aus einer Genfer Pension, das weiß ich. Es stand gleich bei mir fest, daß Sie zu mir müßten, als Ihre Mama betonte, Sie würden eine Stelle annehmen." Sie lachte wie ein Kobold, ich konnte mir wohl denken, warum.

„Bettina werde ich verheiraten, sowie sie achtzehn Jahre ist. Eine erwachsene Tochter neben einer jungen Mutter ist ein Unding," sagte sie ein andermal.

„Sie werden es gut haben bei mir, Herzchen, wenn Sie einigermaßen vernünftig sind. Der Vetter Ihrer Mutter kann auch zu uns auf Besuch kommen. Ja, ja, werden Sie nur nicht rot, ich habe alles gesehen neulich bei Amtsrats. Ich habe gewiß nichts dagegen, denn unser Volontär, Herr von Scheel, dürfte Sie kaum interessieren." Und als ich eine erschrockene Bewegung machte und mich zur Tür wandte, als wollte ich gehen, ängstlich in meinem Herzen, nahm sie mich in die Arme und gab mir einen Kuß, und ihre Augen funkelten gefährlich dicht über den meinen.

„Noch eins, Sie fürchten sich doch nicht?"

„Wovor?" fragte ich erstaunt.

„Ja, es soll hier spuken, sagt man. In einem neuen Haus, das erst sechs Jahre steht! Die alten Quitzows, behaupte ich, die ärgerlich sind, daß die alte Spelunke niedergerissen ist. Ich habe nie etwas gehört, aber die Dienerschaft munkelt. Also

wundern Sie ſich nicht, wenn Sie einen leiſen Schlaf haben ſollten, es tut keinem etwas.“ Wieder kicherte ſie ſeltſam vor ſich hin, und ich war ganz froh, als ich aus dem Boudoir heraus war und oben in dem elegant eingerichteten Zimmer ſtand, das mir gehörte und durch das Schulzimmer von dem Schlafraum Bettinas getrennt war. Ich nahm auch nur drei Tage an den gemeinſamen ſpäten Mittagsmahlzeiten teil. Herr von Scheel gefiel mir wirklich nicht. Er war ein junger, eleganter Mann, der ſich in Dittmarshof aufhielt, ehe er ſich ein eigenes Gut kaufen wollte. Das Diner war reich, es wurde viel getrunken, auch wenn einmal keine Gäſte da waren, und je nach der Stimmung der Hausfrau herrſchte laute Heiterkeit oder gedrückte Apathie. Herr von Dittmar kümmerte ſich um keines von beiden. Er trank ſeinen Rotwein und beurteilte jede Schüſſel. Bettina nahm noch nicht teil am Diner. Sie bekam um die Zeit des Lunch eine etwas kräftigere Mahlzeit, und ich wendete mich an Frau von Dittmar mit der Bitte, dieſe teilen zu dürfen, was ſie mit einiger Verwunderung gern geſtattete.

„Bettina iſt bisher in der Geſellſchaft der Jungfer ganz zufrieden geweſen. Nun richten wir das natürlich anders ein. Sie und Bettina und Bubi eſſen zuſammen. Mir tun Sie ja einen Gefallen damit, aber ich wünſche nicht, daß Sie Opfer bringen, ich liebe das nicht.“

Ich erklärte ihr, daß es kein Opfer ſei, ſondern daß ich mich herzlich zu Bettina hingezogen fühle, und ſie ſagte lachend: „Ihr ſeid eben beide Heilige. Na meinetwegen.“

Damit hatte ich mein eigenes Tagewerk ziemlich ſäuberlich von dem Leben und Treiben in dem Hauſe Dittmarshof geſchieden und fühlte mich wohl dabei. Bettina war ein liebes ſcheues Kind. Ihre traurigen Augen begriff ich gar nicht, denn Mutter und Vater waren ja gut zu ihr, und ſie hatte ein Heim und eine Mutter. Warum ſprang ſie nicht ſingend und lachend durch die Gänge, und warum zuckte ſie immer zuſammen, wenn gelegentlich von dem Hausſpuk geſprochen wurde, was ziemlich oft vorkam? Einmal ſah ich bei ſolch einer Gelegenheit, wie ſie dem alten Diener einen ſcheuen Blick zuwarf, aber ſie ſprach ſich nie aus. Sie faßte nur eine leidenſchaftliche Zärtlichkeit für mich und umklammerte mich abends zuweilen ſo feſt, als wollte ſie mich gar nicht wieder loslaſſen.

Es war ein reger Verkehr mit der Nachbarſchaft in dieſer Gegend, die viel reicher war als die meiner Heimat. Das Leben war hier auf einem ganz anderen Fuß eingerichtet. Ich konnte mich von Anfang an mit meinen Pflichten entſchuldigen, und ich fuhr niemals mit, nur an der Geſelligkeit im Hauſe nahm ich ſelbſtverſtändlich teil. Da ſah ich gelegentlich auch, wieviel liebenswürdiger Frau von Dittmar gegen mich war, als die übrigen Damen ihren Erzieherinnen gegenüber, daß ſie es ſogar zu wünſchen ſchien, unſer Verhältnis als möglichſt intim abſichtlich zu betonen. Wir waren in Wirklichkeit gar nicht Freundinnen. Ich hätte mich wohl ſchlecht dazu geeignet. Aber es machte ihr Spaß, meinen Arm zu nehmen, oder mir etwas zuzuflüſtern, und ſie ſchien faſt eine Abſicht damit zu verfolgen.

Bei dieſen Gelegenheiten ſah ich auch Marianne öfters. Sie war wirklich ſchön und ſtolz, trotz ihrer dunklen Herkunft, unendlich viel vornehmer als Frau von Dittmar. Eine ſtrengere Schönheit, das, was ſich mit dem Begriff „Sportsdame“ deckt. Gertenhaft geſchmeidig, immer in knappen engliſchen Kleidern, wenn ſie für ein paar Stunden herüberkam. Oft ritt ſie auch, nur von ihrem Reitknecht begleitet, vorüber. Sie hatte einen tadelloſen Sitz zu Pferde; Kraft und Kühnheit ſprachen aus ihren Zügen; Herren gegenüber hatte ſie etwas ſehr Souveränes, während Frau von Dittmar

eigentlich immer das Kind blieb. Die beiden kamen nicht besonders gut aus, obgleich Marianne den Verkehr in dem vornehmen Hause bevorzugte. Ihre Gesellschafterin war das ungläubigste Nichts, ein wahrer Dekorationsgegenstand und von ihr auch so behandelt. Mich sah sie oft seltsam forschend an, vor allem, wenn ich neben Frau von Dittmar stand und diese einige ihrer Vertraulichkeiten über mich ausschüttete. Es schien fast, als prüften mich die großen grauen Augen des Mädchens. Sie machte keinen glücklichen Eindruck. Sie schien mir wie eines jener Geschöpfe, die überhaupt nicht zum Glück geschaffen sind. Frau von Dittmar hatte ein seltsames Vergnügen daran, in ihrer Gegenwart das Gespräch auf den Vetter meiner Mutter zu bringen, und einmal sagte sie triumphierend:

„Herr von Willich kommt für acht Tage zur Jagd, er hat es mir versprochen. Was sagen Sie dazu, Franzine?" Denn sie nannte mich mit meinem Vornamen.

Da sah ich, daß es in Mariannens Augen aufblitzte, und ich begriff, daß Frau von Dittmar sie quälen wollte. Sie rächte sich vielleicht an ihr, denn Marianne hatte ihren Kreis wie sie selber, ihre Bewunderer und Anbeter. Auch Herr von Scheel machte dem schönen Mädchen mit Ostentation den Hof. Es fiel mir überhaupt auf, daß er der einzige war, der unempfindlich für Frau von Dittmar zu sein schien. Ich glaube, von all denen, die damals in Dittmarshof ein- und ausgingen, war es Marianne allein, die die Dinge klar sah; die anderen ließen sich täuschen oder waren bequem genug, als gegebene Tatsachen zu nehmen, was sie im Grunde nichts anging, und nur ich war vielleicht die wirklich Ahnungslose, deshalb, weil mein Herz noch nichts begriff von dem Lug und Trug des Lebens, so gut ich seine Härte auch kannte. Und dann: ich hatte ja meine Briefe. Wulf schrieb nicht viel, aber er schrieb doch. Heiße, liebe Zettel, auf die er oft seine Zärtlichkeiten für mich hinwarf, wie sie in fröhlichen und traurigen Stunden gleich einem Sonnenstrahl oder wie ein Hagelschauer aus seinem Herzen brachen. Wunderbare Liebesbriefe, die keine Verheißung hatten, über denen keine Zukunft stand, Liebesbriefe, in denen nie das Wort Treue vorkam, sondern nur das Wort Liebe, die nichts nahmen und nichts gaben als ein warmes quellendes Gefühl.

Als Frau von Dittmar sagte, daß er käme, hatte ich die Nachricht schon längst in Händen. Er müsse mich sprechen, sagte er. Von Frauen nehme man immer, was sie geben, und wenn Frau von Dittmar es wolle, so könne es ihm recht sein. Er müsse sich auch nach mir umsehen, denn manchmal fürchte er für seine kleine Heilige. So nannte er mich meist in seinen Briefen; aber eine Heilige mit warmem Herzen, eine Heilige, die küssen könne. Das seien gefährliche Heilige, viel, viel gefährlicher, als die auf den Altären in der Kirche.

Ich freute mich unendlich, als er kam. Es war selbstverständlich, daß ich nun an dem Diner teilnahm. Ich hatte nur gebeten, daß Bettina es auch dürfe. Trotz meiner Liebe beobachtete ich das Kind doch, und sah, daß es mit scheuen Augen zu Scheel hinübersah und jeder seiner Bewegungen folgte. Es waren sonst heitere Mahlzeiten. Die Herren waren meistens tagüber auf Jagd gewesen, Herr von Scheel und Wulf, und auch Herr von Dittmar hatte sie oft begleitet. Die Stimmung war angeregt und lustig, und nach Tisch saßen wir in der Halle, wo ein mächtiges Feuer im Kamin loderte, oder im Boudoir bei Frau von Dittmar, tranken Kaffee und plauderten. Ich lernte Wulf hier von einer neuen Seite kennen. Er war ein unermüdlicher Plauderer, hatte tausend kleine Geschichten aus der Hauptstadt, aus den Kreisen der Hofgesellschaft, deren Pointen ich oft nicht verstand, und für die er mir dann abbittend die Hände küßte, wenn wir einen Augenblick allein waren. Er entzückte Frau

von Dittmar, und nur Marianne, die an diesen Tagen öfters wie sonst vorbeigeritten kam, hatte eine strenge Falte in ihrem ernsten Gesicht, wenn sie zuhörte. Sie ging sogar mit auf Jagd in einem kurzen, grünen Lodenkostüm mit einer Lederjacke und einer Mütze, die ihr prachtvoll stand, und unter der ihre schweren blonden Haare in mächtigem Knoten hervorquollen.

„Sind Sie nicht eifersüchtig, Kleine?" fragte mich Frau von Dittmar einmal, als Wulf und Marianne über den Hof gingen, sie die Flinte über die Schulter genommen und einen ihrer prächtigen Hunde an der Leine. „Finden Sie nicht, daß es ein schönes Paar ist?"

„Gewiß," sagte ich, „aber wie sollte ich eifersüchtig sein? Es wäre ja ein großes Glück für Herrn von Willich."

Da wurde sie einen Augenblick ernst. „Sagen Sie ihm das, Kleine, vielleicht ist es noch Zeit."

„Warum?" fragte ich erschrocken.

„Es steht schlecht, sehr schlecht. Und es wäre schade um ihn."

An diesem Abend waren wir ein paar Stunden allein. Dittmars waren ausgefahren, und Frau von Dittmar hatte mich ostentativ ihrem Gast gegenüber mit der Vertretung ihrer häuslichen Pflichten betraut. „Mein Boudoir steht Ihnen zur Verfügung."

Ich mochte den weichen Raum nicht leiden, und so hatte ich ein Feuer in der Halle anzünden lassen, und wir saßen in den großen Lehnstühlen. Ich hatte meine Füße auf das Gitter gestellt und sah in die Glut. Er nahm sich dann einen der niedrigen Schemel, setzte sich halb zu meinen Füßen und griff nach meinen Händen.

„Wulf," sagte ich, „ich muß Dir etwas erzählen," und ich sagte ihm alles, was mir Frau von Dittmar gesagt hatte. „Du hast mir nie versprochen, daß Du mich heiraten willst, Wulf, Du kannst es ja auch gar nicht, denn ich glaube nicht, daß Du den Kampf mit dem Leben aufnehmen kannst. Und siehst Du, Marianne gefällt mir gut. Sie ist so ernst, ich mag sie viel besser leiden als Frau von Dittmar, und ich weiß wohl, warum sie immer so über mich hinwegsieht. Du könntest sehr glücklich mit ihr werden, Wulf. Dann hättest Du das große Gut, oder wenn Du willst, kannst Du wieder nach Berlin zurück. Sie würde alles tun für Dich, ich weiß es wohl." Ich strich über seine blonden Haare, während ich sprach und dachte daran, wie lieb ich ihn hätte; aber ich fühlte doch, daß ich ihn abgeben könnte, und daß ich niemals sein Leben für meines verlangte — damals. Meine Sinne schliefen noch ganz, und meine Liebe wohnte nur in meinem Herzen. Es war nur die unterdrückte Kinderzärtlichkeit, die sich da einen Weg bahnte. Er hat das auch wohl verstanden.

„Ja, kleine Heilige," sagte er, „Du würdest mich nie hindern, und wenn Du damals nicht dazwischen gekommen wärest, es wäre auch alles so gekommen. Nur freilich, ob's gut wäre, das weiß ich nicht. Denn siehst Du, ich kenne die Frauen, und ich kenne auch meine Art mit ihnen. Ich würde mich nicht ändern, ob mit oder ohne Trauring. Und Marianne ist nicht mein Genre; als Kamerad freilich, aber als Frau nicht. Ich will mich aber auch nicht verkaufen. Ich habe das Leben immer so leicht genommen, so, als schlüge ich einen Tennisball. Irgendwie wird's ja werden, obgleich ich noch nicht weiß, wie. Und den bunten Rock auszuziehen, wird mir gar nicht einmal so schwer. Es ist jetzt nicht halb so schlimm, wie die Versetzung damals aus Berlin nach dem kleinen Ort, in das rauchige Kasino und zu den Kameraden von der hohen Nummer. Das war doch das Schlimmste. Aber Dich gebe ich nicht auf; Dich hat mir gerade der Himmel als Ersatz geschickt. Möglich, daß ich schrecklich

leichtſinnig bin und Dir im Wege ſtehe, oder ſage, hätteſt Du den Käſebier genommen ohne mich?"

Da mußte ich lachen; aber ich konnte es doch nicht hindern, daß die Tränen aus meinen Augen auf ſein Geſicht fielen. Ich begriff, daß es ein großer Leichtſinn war, was er da ſagte, nicht nur in ſeinem, ſondern auch in meinem Sinn; aber ich fühlte, daß ich ihn gerade um dieſes Leichtſinns willen liebte. Ich hatte jedoch eine ſchreckhafte Ahnung, das würde wohl immer dasſelbe bleiben, nur daß ich ihm nie würde helfen können, und das ſagte ich ihm auch.

„Noch ſchöner," rief er und faßte mich um und zog mich zu ſich nieder, „ſolch eine kleine Heilige, die hilft nur mit Gebet."

„Das tue ich auch," beteuerte ich ernſt.

Da lachte er wieder ſein friſches, helles Lachen, und ich ſah, wie die Flammen im Kamin ihren Widerſchein auf ſein ſchönes Geſicht warfen. „Warte nur," rief er, „ich muß ſchon einen Schatz der Gnade da oben haben, wenn's was helfen ſoll. Aber das iſt ſo recht was für euch weiße Seelen, ſo ein ſchwarzes Lämmchen weich und ſchützend in die Arme zu nehmen, nicht wahr?"

„Ich weiß nicht," ſagte ich müde, denn das Geſpräch hatte mich angegriffen. Er ſah auch die Veränderung in meinem Geſicht.

„Biſt Du denn hier glücklich, Kleine?" fragte er. „Es iſt ein tolles Haus, und ich will nicht Willich heißen und meine Hand hundertmal in ſolchen Affären gehabt haben, wenn's nicht mit einem argen Krach zu Ende geht. John Falſtaff hat zwar auch das Seinige auf dem Kerbholz; aber ſchließlich wird er doch einmal die Hand ausſtrecken und ein Wort reden müſſen."

„Was meinſt Du, Wulf," ſagte ich, „ich verſtehe Dich nicht."

Wir hatten den Platz gewechſelt, er hielt mich in den Armen, und ich lag ſo ſtill und gut an ſeinem Herzen und dachte nur wieder einmal, wie zuweilen in meinem Leben, wenn ich meiner Mutter Bild anſah, daß ich wünſchte, ich würde nicht alt. Es war eine fixe Idee von mir, etwas, womit ich immer heimlich ſpielte, woran ich mit Freuden dachte, und worüber ich das Licht gleiten ließ wie über einen Edelſtein, den ich dann wieder verſteckte und verbarg. Ich hatte es ihm noch nie geſagt, aber es war mit der Grund, weshalb ich ſo dankbar das nahm, was Wulf mir gab. Und ich freute mich, wie dünn meine Finger waren, wenn ſich die ſeinen ſo warm und kräftig darüber ſchloſſen, und wie leicht das Blut in mein Geſicht kam und ging, und wie raſch ich den Atem verlor, wenn ich die Treppen hinaufging.

„Ich verſtehe Dich nicht, Wulf. Herr von Dittmar iſt gut, aber ich mag ihn nicht, denn er trinkt. Und weißt Du, wenn er ſo recht getrunken hat, dann ſpukt es unten."

Da lachte er, daß er ſich ſchüttelte, zog mich ganz feſt an ſich heran und küßte mich auf die Ohren und auf den Haaranſatz wie toll. „O kleine Heilige, kleine Heilige! Ja, ja, die alten Quitzows, das waren noch Geſellen! Gott bewahre Dir Deine Unſchuld, die iſt Dein beſter Schutz."

Wir ſaßen noch lange an dem Kamin, bis die Flammen zuſammenfielen, bis es allmählich ganz dunkel um uns wurde und nur der Kronleuchter von der Decke herableuchtete.

Es war ſo eine ſchöne, ſtille Stunde, die beſte, die wir gehabt haben zuſammen, und wir warteten wirklich, bis Dittmars zurückkamen, und Wulf küßte ihr feurig die Hand aus Dankbarkeit.

Bald danach fuhr er ab, und Oſtern ſchrieb er mir, daß er ſeinen Abſchied eingereicht habe und nach Berlin gehe, denn da würde er am erſten etwas finden,

womit er sich über Wasser halten könne. „Zum Ertrinken habe ich keine Lust, Liebling; Amerika lockt mich nicht, ich habe mich immer lieber bedienen lassen, als daß ich selber diene; bis zum Revolver ist's noch weit. Vielleicht kann ich etwas finden, viel wird's nicht sein, na — va banque!"

Als Wulf fortgegangen war, fing Marianne an, sich mir mehr zu nähern als bisher. Sie tat das in ihrer souveränen Art, die immer annahm, daß Menschen und Dinge ihr zur Verfügung ständen, und vor der ich mich scheu zurückzuziehen gewohnt war. Nicht, daß sie viel mit mir sprach, aber sie beachtete mich mehr, lud mich nach Neu-Bellin ein und war weniger herablassend in ihrem Ton. Ich glaubte damals nicht, daß sie Wulf liebte, nur daß sie ihn zu heiraten wünschte wegen seines Namens und wegen seiner glänzenden Erscheinung, die ihr den letzten Rest der selbstgeschaffenen Position erobern sollte. Darum machte ich ihr jene Annäherung schwer. Desto toller war in diesen Tagen Herr von Scheel hinter ihr her, so auffällig, daß man anfing, davon zu sprechen und meinte, da ihr der Täuberich entflogen, würde sie vielleicht mit dem Sperling vorlieb nehmen. Jetzt weiß ich, daß alle diese Gerüchte von Frau von Dittmar selbst ausgingen, die Herrn von Scheel wie eine Schachfigur dirigierte; aber damals merkte ich kaum, daß die beiden Frauen Todfeindinnen waren. Das Terrain, auf dem ich mich bewegte, war für meine graden Füße viel zu uneben; es spielte sich in dem vergessenen Winkel in der Mark eines jener Stücke ab, die ich dann später oft genug im Vaudevilletheater in Paris sah.

Ich kam öfter zu Marianne in das kleine alte Jagdschloß. Es war die einzige Schwäche, die ich je an Marianne bemerkte, daß alles Feudale sie anzog. So hatte sie auch die Einrichtung des alten Schlößchens, das, eigentlich nur ein viereckiger Kasten mit hohem Dach und einem erkerartigen Türmchen war, möglichst mittelalterlich gehalten und allerlei echten Kram in ihm zusammengetragen, wurmstichig, verschossene Farben und vergilbte Gewebe. Es war eine seltsam modrige Umgebung für die frische, starke Kraft des Mädchens, die nur durch einen unbändigen Stolz gezügelt wurde. Sie schien gar nicht zu ihr zu passen, und erst als ich einmal zufällig ihr Schlafzimmer betrat, einen großen Raum im schlichtesten Stil, mit mächtigem Messingbett, Wanne und Duscheapparaten, mit Hanteln und Turngeräten, erkannte ich sie selbst. Das andere war Schein, mit dem sie sich und ihre Umgebung zu täuschen pflegte, und sie sah auch nie steifer aus in ihrer so merkwürdigen rassigen Schönheit, als in einem der hohen geschnitzten Stühle, von deren Samtbezug das verblichene Wappen eines untergegangenen Geschlechtes herüberdämmerte.

Mit den Frühlingsstürmen, die durch den Wald brausten und nachts an mein Fenster schlugen, als verlangten sie Einlaß, ging es ärger um in Dittmarshof als je. Ich schlief schlecht und hörte zuweilen wohl, wie Türen gingen und Treppenstufen knackten, aber ich hätte mich nicht gefürchtet, wenn mir nicht Bettina bange gemacht hätte. Das Kind war krankhaft aufgeregt, zitternd und außer sich. Ich blieb jeden Abend bei ihr sitzen, bis sie einschlief. Dann warf sie sich unruhig hin und her auf ihrem Kissen. „Fürchte Dich doch nicht, Bettina," sagte ich, „wer denkt denn an die alten Quitzows? Die haben längst Ruhe. Es sind Mäuse, oder vielleicht eines von den Mädchen."

Dann sah sie mich so scheu an mit ihren großen traurigen Augen und nickte, aber ich merkte wohl, daß sie nicht beruhigt war, und oft, wenn sie endlich eingeschlafen, sann ich über das sonderbare Kind nach, und ihre Unruhe teilte sich mir mit,

Frau von Dittmar hatte immer öfter jene Zeiten vollſtändiger Apathie und Zerſchlagenheit und war ein paarmal nicht bei Tiſch erſchienen, und dazwiſchen funkelten ihre Augen immer irrwiſchartiger, das langſame Gleiten ihrer Bewegungen löſte ſich in eine wilde, übermütige Luſtigkeit. Scheel bekam beſtändig Anſpielungen auf ſein Verhältnis zu Marianne, die er faſt trotzig erwiderte. Herr von Dittmar ſah dann von einem zum anderen mit einem ſeltſam müden Ausdruck in den Augen, aus denen der Wein ſprach, und einmal hob ſich ſeine zitternde Hand, als ob er etwas ſagen wollte, aber dann fiel ſie kraftlos auf den Tiſch zurück. Es war mir oft unheimlich, und nach Tiſch ſaß ich oben an meinem Schreibtiſch und ſchrieb lange, weiche Briefe an Wulf. Briefe, in denen noch der Friede jener Kaminſtunden nachzitterte, und in die doch vielleicht ſchon etwas hineindrang von dem neuen Frühlingsodem da vor meinem Fenſter. Die Antworten trug ich dann mit mir herum, und wenn ich das Kniſtern des Papiers fühlte, dachte ich mich geborgen, wie wirr es auch äußerlich um mich wurde.

Eines Tages hatte mich Frau von Dittmar zu Marianne geſchickt mit einer Beſorgung. Es führte ein Fußweg durch den Wald unter den Kiefern hin durch eine Tannenſchonung und ein Stückchen märkiſche Heide nach Neu-Bellin. Es war ein ſchöner Gang, und ich hatte ihn auch im Winter öfters gemacht. Jetzt war es köſtlich dahinzugehen und zu ſehen, wie ſich über der Heide, deren trocknes Kraut noch einen blaß violetten Ton hatte, die überſtändigen Kiefern bogen, daß es in ihrem Holz knackte und krachte. Sie ſtanden ſo blaugrün gegen den Himmel mit ſeinen ziehenden Wolken, und der See von Neu-Bellin, ein kleiner, märkiſcher Waldſee, um den Wacholderbüſche wuchſen, ſchlug ordentlich Wellen. Ich ging in das Schlößchen durch die kleine Halle, in der eine alte, zerſchoſſene und zerfetzte Fahne hing, deren Farben kaum zu erkennen waren, und ſtieg die Treppe empor. Da hörte ich, wie oben raſch die Tür geöffnet wurde und wie Marianne ſagte:

„Wie einen Hund, das merken Sie ſich!“

Und dann ſtürzte Scheel an mir vorbei, die Treppe herunter, und ſie ſtand oben und hatte die Nilpferdpeitſche in ihrer Hand, die ſie mitnahm, wenn ſie ihre große Dogge führte. Sie bebte am ganzen Körper, und ihre Augen blitzten.

Scheel ſah mich gar nicht einmal; aber ſie wurde ſeltſam ruhig, als ſie mich bei der Hand nahm und in das Zimmer zog. Da drückte ſie mich auf einen der großen Wappenſeſſel, öffnete das Fenſter mit den kleinen Butzenſcheiben, als wäre ihr die ſtickende Muſeumsluft ſelbſt zu viel, und hakte es nicht einmal ein, daß der Wind es nahm und hin- und herwarf, bis ich es befeſtigte. Dann ging ſie auf und ab, hielt die Peitſche noch in der Hand und reckte ſich. „Kind,“ ſagte ſie, „wie ertragen Sie das? Reine Luſt, das iſt das erſte, was meine Bruſt verlangt. Und Sie blaſſe Heilige dort — aber er kommt mir nicht wieder, der Hund, der!“

Ich war ſo ängſtlich und ſah ſie an und fragte ſie, wie ſie das meine? Da ſtrich ſie ſich über die Stirn, als beſänne ſie ſich: „Vielleicht iſt es ja auch beſſer ſo, und im übrigen — Sie wiſſen natürlich, daß Frau von Dittmar morphiumſüchtig iſt.“

„Nein,“ ſagte ich, und es war mir wie eine Erleichterung, „dann kann ich mir vieles erklären.“

„Nicht wahr,“ meinte ſie ſo obenhin, „das iſt ſo die landläufige Erklärung, und hier ſtimmt's auch wirklich.“

Dann warf ſie die Peitſche weg und lachte, legte ihre ſchmalen, ſchlanken Hände auf die Armlehnen des alten Stuhles, daß er erzitterte, und ſah zu mir nieder, Tränen in den klugen, grauen Augen.

„Wenn wir beide anders wären, Sie, Franzine, und ich, dann müßten wir Freundinnen werden; aber ich glaube, wir haben beide nicht viel Talent dazu, wie verſchieden auch die Gründe dafür ſind. Sie aus ihrer Sanftmut heraus, und ich aus meinem Selbſtwillen. Nein, wir wollen nicht anfangen mit Vertrauen und ſchönen Geſtändniſſen und der Enthüllung unſerer Seelen. Aber eins ſagen Sie mir, Kind, Sie, die er ſeine kleine Heilige nennt, wiſſen Sie, daß Sie Ihr ganzes Leben wegwerfen? Wiſſen Sie, daß er Sie nie heiraten wird? Kennen Sie das Opfer, das Sie bringen? Sie, die Sie ſo hilflos ſind wie ein Kätzchen, das die Mutter verlaſſen hat, wenn die Hand eines Menſchen es berührte, und die Sie eine Laſt auf ſich genommen haben, wie ſie ſtärkere Schultern niederziehen würde?“

Ich ſah ſie an und wollte aufſtehen und mich wehren; aber ſie ſtand über den Stuhl gebeugt, feſt und biegſam wie aus Stahl, und dann nahmen ihre ſtarken Hände die meinen und umſchloſſen ſie und drückten mich zurück, wie einſt in der Penſion die Hände meiner Peinigerinnen, nur daß ein ſicheres Gefühl aus dieſen ſchlanken Fingern in mich hinüberging, ſo kräftigend wie noch nie vorher eine Hand auf mich gewirkt hatte. Und ich lehnte mich zurück, ſchloß die Augen und ſagte nur: „Ich weiß alles, Marianne. Ich werde niemals ſeine Frau werden; aber ich werde ihn immer lieb haben. Mag er doch andere haben da draußen, das tut mir nichts.“

Da ließ ſie mich los, reckte ihre Arme hoch und bog ſich zum Fenſter hinaus, um den Wind einzuatmen, der kühl und friſch in das Zimmer ſtrich. Dann ging ſie nach dem Tiſch, auf dem die neueſten engliſchen und Wiener Modeblätter lagen, und blätterte achtlos in ihnen. „Nein,“ ſagte ſie, „kleine Heilige, noch tut Ihnen das nichts; aber warten Sie, das kommt.“ Und wieder zu mir herantretend, rauh und heftig, als würfe ſie dem ganzen Geſchlecht den Handſchuh hin: „Verſtehen Sie es, warum wir unſere Herzen an dieſe Männer geben müſſen, Sie und ich, die alte Zeit und die neue? An einen Mann, der nichts denkt als an ſich ſelbſt, und kein Ziel hat und keinen Gott? Der da über die Erde geht, als ſei ſie für ihn geſchaffen wie ein Garten? Der keine Pflicht kennt? Der zu einem Hund freundlich iſt und wohl weiß, daß man einem Pferd alle Achtung und Liebe erzeigt, und der zu den Menſchen grauſam und hart iſt, wenn ſeine Eigenliebe nicht befriedigt wird? Begreifen Sie das, Kleine?“

„Aber,“ rief ich, „das iſt doch nicht . . .“

„Freilich, das iſt Wulf von Willich! Für ſich alles, was ihn reizt, auch dieſes kleine Mädchen hier, die ihr eigenes Herz noch nicht kennt. Wiſſen Sie, daß ich gedacht habe, Sie ſeien ſeine Geliebte? Ich glaube, Sie wiſſen nicht einmal, was ich meine, ſo rot Sie auch werden. Ich weiß, es iſt nicht wahr, es iſt noch etwas in ihm, ein Reſt von edler Art. Und doch, ſo wie er da iſt, iſt er Zug für Zug der Mann, den wir Frauen von heute haſſen ſollten, als den Verderber unſerer Seelen! Wir wiſſen das auch ſehr wohl — und zum Dank für das alles — lieben wir ihn!“

Ich ging ganz benommen an dieſem Abend aus dem Schlößchen und blieb lange an dem See ſtehen, der einen ordentlichen kleinen Schaumſtreifen am Rande hatte. Die Kiefern knarrten und ächzten über der Heide, das rotgelbe Gras, die verblaßten, vertrockneten Büſchel Erika lagen darnieder wie unter einer Bürſte, die über ſie dahinſtrich. Ich dachte daran, daß es jemand in der Welt gäbe, der ſich um mich kümmerte, wirklich kümmerte, und daß noch kein Menſch ſo ernſt zu mir geſprochen hatte, wie Marianne. Und es tat mir leid, daß Wulf ſie nicht liebte und nicht glücklich werden konnte mit ihr. Ja, in dieſen Tagen konnte mir das noch leid tun.

Am Brunnen im Park, wo die Buchen ſtanden und die Anemonen, überall zitterte es weiß unter den Sträuchern und Hecken, und im Kiefernwald auf dem Moosteppich ſtanden hin und wieder ganze Büſche von blauen Leberblümchen mit ihren dreiteiligen Blätterroſetten, und die Droſſel ſang ſo kinderrein und froh vom Abend bis zum Morgen, und der Wind war nicht mehr aufreizend und heiß trotz ſeiner Kälte, ſondern ſanft und beruhigend wie eine große, große Zuverſicht. Der Gärtner brachte zur Dekoration der Tafel Sträuße von gelben Oſterlilien, und eines Tages durchdufteten das ganze Haus die erſten weißen Narziſſen, und auch ich bekam einen Strauß in mein Zimmer, denn der alte Mann wußte, daß ich die Blumen liebte.

Es war wundervoll draußen; wie ein beſtändiges, goldenes Leuchten lag es über der Erde.

Um dieſe Zeit kam ich zum erſten Male in das Kantorhaus.

Um den wiſſenſchaftlichen Unterricht kümmerte ſich Frau von Dittmar gar nicht und überließ ihn mir und meiner jungen Weisheit vollſtändig. Dagegen beſuchte ſie öfters meine Klavierſtunden. Ich hatte ſie ſelbſt darum gebeten, denn wenn mein ſpärliches Können auch vorläufig für Bettina noch ausreichend war, ſo machte ich gar kein Hehl daraus, daß ich hier die Verantwortung gern in geübtere Hände legen würde. Und eines Tages kam ich ſelbſt darauf, Kantor Volckmann vorzuſchlagen, deſſen Orgelſpiel in der Kirche mir aufgefallen war. Frau von Dittmar, die gerade eine ihrer unruhigen Zeiten hatte, ſchickte mich wegen der Verhandlungen in das Dorf.

Es war ein Tag im Mai. Die Obſtbäume blühten, und das Kantorhaus, das zugleich das Schulhaus war, wie der Kantor auch der Dorfſchullehrer, lag ganz eingerahmt von roſigen Apfel- und weißen Birnblüten. Der Garten ging ziemlich tief nach einem Bach herunter, in den ein Steg gebaut war, wo die Gießkannen gefüllt werden konnten. Ein Baumgarten, denn der Kantor war zugleich Bienenzüchter und Obſtbauer, und zog Gravenſteiner, mit denen ſeine Frau im Herbſt ein gutes Geſchäft machte. Die kurze Grasnarbe ſtand voll gelben Löwenzahns, und auf dem kleinen Idyll, über das der ſpitze Schieferturm der Dorfkirche ſah, lag Glanz und Sonne.

Ich war durch das Gartentor eingetreten, von wo fröhliche Stimmen klangen. Kantor Volckmann hatte acht Kinder, und ein paar Mädchen, die ſchon konfirmiert waren, mochten in den Winterſtunden das Garn zu dem Leinen geſponnen haben, das jetzt hier unter den Obſtbäumen gebleicht wurde. Es war an Pflöcke geſpannt, und Anna und Minna gingen mit Gießkannen hin und her und goſſen. Friſche geſunde Geſtalten in hellen Leinenkleidern, barfuß bei ihrer einfachen Beſchäftigung und mit einem offenen Blick der blauen Augen. Sie ſagten mir, der Vater ſei drinnen, und wirklich hörte ich jetzt, als ich unter den rieſelnden Baumblüten auf das weiß geſtrichene Haus zuging, den Ton eines dünnen Klaviers, auf dem das Mozartſche A-B-C mit Variationen geſpielt wurde. Ich blieb in der offenen Tür ſtehen.

Ich kannte Volckmann von der Kirche her. Ein Mann in mittleren Jahren, mit einem bartloſen Geſicht, das fein geſchnitten und geiſtig belebt war, weit über ſeinen Stand hinaus. Er trug immer einen weichen Hemdkragen und ein Halstuch mit flatternden Enden. Sein Kopf ſaß frei auf den Schultern, und man ſah die Linie, die von dem gemeißelten Kinn zum Halſe ging.

So ſtand er auch jetzt neben dem offenen Flügel, und auf dem Klavierſtuhl ſaß ein fünf- oder ſechsjähriger Junge. Ein bildhübſcher Knabe, glühend vor Eifer und in Feierlichkeit getränkt, ſpielte er mit den kleinen Händen den Satz der Mozartſchen Kinderſonate. Keiner von beiden bemerkte mich. Ich wartete ruhig bis zum Schlußakkord. Dann ſah der Kantor auf, begrüßte mich und bat mich einzutreten.

„Das ist der Nikolas," erklärte er. „Mein Jüngster, mein Kuckuksei, sagen die Großen, weil sie behaupten, er wird ihnen einmal alle Liebe wegnehmen bei der Mutter und mir. Hat aber gar keine Neigung, sich mausig zu machen, der kleine Kerl. Nur am Klavier, das ist freilich etwas anderes."

„Ja," sagte ich erstaunt, „wie alt ist er denn?"

Da richtete sich Volckmann etwas höher auf. „Fünfeinhalb, gnädiges Fräulein," und dann sah er nach dem Sofa hinüber.

In dem Zimmer, das offenbar der Festraum der Familie war, stand nämlich wirklich ein Sofa mit einem großblumigen Bezug und weißen gehäkelten Schutzdecken, und darüber hing ein Holzschnitt, der den kleinen Mozart vorstellte, wie er vor der Kaiserin Maria Theresia spielte. Der Blick des Vaters aber, der von dem Kinde zu diesem Bilde gegangen war, sprach mehr als Worte.

Wir wurden rasch einig. Es war ja eine erfreuliche Nebeneinnahme für ihn, wenn er Bettina Stunden geben konnte. Und er begriff meine eigene Unruhe, auf einem Gebiete lehren zu sollen, wo ich mich noch ganz als Schülerin fühlte, ohne jede Anwartschaft auf einstige Meisterschaft. Denn ich war ziemlich unmusikalisch.

„Ja, nur nichts Halbes, vor allem nicht in der Kunst. Dann geht man zugrunde." Dabei hatte sich sein Gesicht so verändert; und es war ein so ernster Ausdruck in seine Augen gekommen, daß ich, die schon an der Tür stand, noch einmal zögerte. Er nickte mir freundlich zu. Er hatte etwas Souveränes, Freies, wie seine Kinder draußen bei der Wäsche.

„Ich weiß es wohl. Ich habe auch einmal den Traum geträumt von dem Bachschen Kantorhaus, wo der Gottessegen des Genies weitererbt aus einer Generation in die andere. Habe ihn begraben, ausgerissen aus dem Herzen mit Stumpf und Stiel. Und wenn jetzt meine Jungen ihre Volkslieder singen und die Gemeinde in der Kirche den Choral reiner herausbringt als auf den anderen Dörfern ringsum, so freue ich mich daran. Und vielleicht, wer weiß," er sah auf den Klavierstuhl, von dem der kleine Nikolas längst hinweggeschlüpft war, „vielleicht" — er schüttelte den Kopf und hob abwehrend, wie über sich selbst spottend die Hand, — „genug davon."

Das war mein erster Gang nach dem kleinen Kantorhaus, und so sind mir die Leute dort in der Erinnerung geblieben. Ihr Heim voll Sonnenschein und blauer schillernder Frühlingsluft und Schwalben. Den kleinen Nikolas hatte ich dann noch im Hinausgehen gesehen. Er war von dem Klavier zu den Gösselchen geflüchtet, die wie gelbe Federbälle in einer Ecke des Grasgartens um den Wassernapf duckten. Er mußte auf sie aufpassen, denn in diesen Tagen, da die Leinwand gebleicht wurde, hatten sie eine Art Quarantäne. Ich nickte ihm noch zu und seinen Schwestern und nahm nach Dittmarshof herüber ein Bild tiefen Friedens.

Gerade jetzt, wo so viel Häßliches in die Zeit meines Lebens in Dittmarshof kam, wurde mir jede Berührung mit der Familie Volckmann zum Trost. Auf Wunsch von Frau von Dittmar kam Volckmann zu den Stunden ins Schloß. Aber es war doch hin und wieder etwas zu bestellen, und so bestand eine Art von Verbindung zwischen mir und dieser Woge jungen kräftigen Lebens da unten im Dorf. Ich lernte auch die Mutter kennen. Eine schlichte Frau, die es möglich gemacht hatte, daß sich die Schnäbel der acht Kinder nie vergeblich geöffnet hatten, und für die all die Flicken auf den sauberen Kleidern wie Ehrenzeichen waren.

Im Schloß aber ging allerlei vor, und nun spukte es auch am Tage. Die Dienerschaft machte sonderbare Gesichter und sah besonders Bettina mitleidig an. Sie war so verängstigt, daß sie meine Hand kaum mehr losließ. Beständig fuhren Wagen

vor, auch Logierbesuch kam, und eines Tages erschien Herrn von Dittmars Mutter, eine steife, alte Frau, nahm Bettina in die Arme und befahl mir, Zimmer und Park nicht zu verlassen. Dann kam eines Tages mein Vater, der sagte mir alles.

Frau von Dittmar hatte ein Verhältnis mit Herrn von Scheel, schon lange. Man hatte wohl gemunkelt, aber dann hatte man es wieder für Klatsch genommen, weil man nicht glaubte, daß der gute Dittmar sich so düpieren ließe in seinem eigenen Hause. Es war aber schlimmer und schlimmer geworden, die Dienstboten hatten angefangen zu reden, der Respekt löste sich. Die beiden waren wie von einem Dämon getrieben immer weiter und weiter gegangen.

Darauf trat ein Familienrat zusammen, und Frau von Dittmar ist vor ihm erschienen, nicht wie eine Angeklagte, nein, in ihrem schönsten Kleide und mit ihren funkelndsten Augen. Ihre Verwandten sagten, sie müsse sich scheiden lassen und Herrn von Scheel heiraten. Der hatte auch dagestanden, und sie hatte sich umgedreht, ihn angesehen und hatte angefangen zu lachen: „Den dummen Jungen, — nein, den heirate ich nicht."

Dann ist Frau von Dittmar von den Ihrigen fortgeführt worden. Nur von ihrem Sohn hat sie Abschied genommen, von Bettina nicht. Die hat bitterlich geweint und sich wieder an mich geklammert und ist nicht aus dem Zimmer zu bringen gewesen. Aber das war erst ein paar Tage später, nachdem Vater mit mir gesprochen hatte. Damals, als er kam und mir alles sagte, bat er mich, meine Sachen zu packen, er könne mich nicht in dem Hause lassen.

„Vater," sagte ich und sah ihn an und strich zum ersten Male so über sein Gesicht, als wolle man ein Kind beruhigen, „Du sagst, ihr habt schon darüber gesprochen, schon damals auf der Gesellschaft bei Amtsrats und noch früher, und Du hast mich hierher gehen lassen in dieses Haus; dann laß mich jetzt auch hier bleiben. Ich will bei Bettina bleiben; über mich wird keiner reden."

Da nahm er meinen Kopf zwischen seine Hände und meinte ängstlich: „Aber sie reden ja schon, weißt Du das nicht? Mama sagt . . ."

Doch schnell schloß ich ihm den Mund. „Was Mama sagt, geht mich nichts an, das weißt Du wohl, wenn ich auch nie darüber zu Dir spreche. Siehst Du, ich habe zum ersten Male in meinem Leben eine Pflicht, Vater, die ist hier. Es wird ja jemand kommen und bei Herrn von Dittmar bleiben, wenn seine Frau fort ist. Seine Mutter, denke ich."

Er hielt mich ein wenig von sich ab und schüttelte den Kopf. „Was Du klug wirst, Kind; aber recht magst Du haben. Die alte Frau von Dittmar bleibt hier. Meine Passion ist sie nicht, aber schlimmer wie Großtante Meta wird sie wohl nicht sein. Es ist eine scheußliche Geschichte, und das Scheußlichste daran ist, daß man zu so einem jungen Kind davon sprechen muß."

In den hellen, sonnigen Frühlingstagen ging all dies düstere Unheil seinen Weg, daß das kleine Kinderherz Bettinas fast zerbrach. Aber gerade jetzt war der Musikunterricht bei Kantor Volckmann eine glückliche Ablenkung für sie, und die reine Luft, die aus dem einfachen Haus strömte, tat uns beiden wohl.

Ich habe Frau von Dittmar nicht wiedergesehen. Sie schrieb mir ein Briefchen und bat mich, wenigstens vorläufig zu bleiben, und ich antwortete ihr, daß ich schon selbst so entschieden hätte. Man sagte, sie sei von ihren Verwandten in eine Heilanstalt gebracht worden. Sie hat es aber da nicht ausgehalten und ist eines Tages auf und davongegangen, und dann hat niemand mehr von ihr gehört, obgleich sie natürlich die Fama der Gegend wurde, und bald der eine sie in Monte Carlo oder

der andere in Spa geſehen haben wollte. Und auch ich bilde mir ein, daß ſie einmal wie eine Viſion an mir vorbeigeglitten iſt, bei einem meiner häufigen Beſuche in Paris, im Bois, auf den Atlaskiſſen einer jener Equipagen, die die Halbwelt benutzt.

Die alte Frau von Dittmar war wirklich wie Großtante Meta, und das Leben wäre ganz ähnlich geweſen wie im Stift, wenn nicht meine Liebe zu dem Kinde geweſen wäre und meine Liebe zu Wulf. Die wurde ſeltſam anders in dieſem Sommer und unter dem Eindruck der Ereigniſſe.

Als der Jasmin im Garten blühte und die Roſen, lag ich oft ſchlaflos in meinem Zimmer, deſſen Fenſter offen waren, und ſonderbare Gedanken und Träume zogen durch mich hin, und was der Frühlingsſturm nicht erreicht hatte, das taten die Nächte des Sommers. Sie machten mich matt und welk, und Marianne, die öfters herüberkam, ehe ſie auf Reiſen ging, ſah mich forſchend an.

„Ich glaube, Sie fiebern, Kind," ſagte ſie, „Sie ſollten ausſpannen, es iſt zu viel geweſen für Sie."

Aber ich ſchüttelte den Kopf. Ich wollte nicht nach Hauſe für die Ferien. Ich wollte nicht, daß Mamas Augen auf mir ruhten. Es war mir recht, daß ſich niemand um mich kümmerte als Bettina. Nicht die ſtolze, alte Frau von Dittmar, die das, was ſie die Schande ihres Geſchlechts nannte, noch verbitterter machte, nicht der arme Mann, der kaum aus ſeiner Stube herauskam und mit ſeiner Umgebung zerfallen war. Selbſt Mariannens kluge Augen taten mir weh, und ich war froh, als die Koffer gepackt wurden und im Schloß Neu-Bellin die Fenſterläden vorlagen, während ſeine Herrin in der weiten Welt umherzog.

„Ich weiß nicht, wann ich wiederkomme," hatte ſie zu mir geſagt, als ſie mich am letzten Tage, da ich bei ihr geweſen, nach Hauſe brachte und wir an dem kleinen Heideſee entlang gingen. „Und ich weiß nicht, ob ich allein komme. Die Schule der Ehe, die ich hier durchgemacht habe, iſt nicht gerade ermutigend, und doch habe ich nichts Neues in ihr gelernt. Ich würde Ihnen ſagen, Sie ſollen mir ſchreiben, Franzine; aber ich weiß, daß das keinen Zweck hat. Nur eins, Sie wiſſen, daß Sie immer auf mich zählen können, wie es auch kommt. Ich meine nicht nur ſo, daß ich Ihnen einen guten Rat geben könnte, Franzine. Ich weiß nicht, ob ich das kann; aber die Menſchen würden ja ſagen, daß ich mehr kann, weil das Geld da iſt; dieſes verachtete Geld. Nicht daß ich es ſelbſt verachte. Ich weiß es wohl zu ſchätzen, und auch Sie ſollen es ſchätzen, Franzine. Wenn Sie es brauchen, für ſich oder für andere, dann wenden Sie ſich an mich."

Ja, ich war froh, als ſie fort war. Ich habe mich nicht gewehrt gegen die Träume, die dieſer Sommer bereit hatte, und ich habe ſtill gehalten in all den Verſuchungen, die die Roſendüfte an mein Lager ſchickten, ganz ſtill.

Das ging ſo eine Zeitlang, ich weiß nicht wie. Mit der alten Frau von Dittmar hatte ich kaum Berührungspunkte. Ich fühlte mich ſcharf überwacht, doch konnte mir das gleichgültig ſein. Mit der Nachbarſchaft wurde der Verkehr äußerlich aufrecht erhalten. Dabei erfuhr ich wenigſtens immer, wo Marianne war. Von den Bergen war ſie nach der Nordſee gegangen und beabſichtigte nun, da die Wälder anfingen ſich herbſtlich zu färben, die Zeit bis Weihnachten an der Riviera zu verbringen. Wunderbarerweiſe, wie die Damen immer betonten, kam keine Verlobungsanzeige. Das alte Jagdſchlößchen, an dem mich meine Spazierwege zuweilen vorbeiführten, behielt ſeine geſchloſſenen Fenſteraugen, und die wilden Enten konnten ſich ungeſtört auf dem kleinen See zur herbſtlichen Reiſe ſammeln.

Im Spätherbſt kam in dieſes ſonderbar dumpfe Leben eine Unterbrechung. Bettina zeigte wie viele Mädchen im Übergangsalter eine Neigung, die Schulter hängen zu laſſen, was eine leichte Krümmung des Rückgrats zur Folge hatte. Ich ſprach mit Frau von Dittmar darüber, die ſofort anordnete, daß wir nach Berlin in das Sanatorium eines berühmten Orthopäden ſollten. Sie wollte uns hinbringen, und ich ſollte Bettina während der Zeit ihrer Kur beaufſichtigen. Ich zitterte, denn immer noch ſtand ich mit Wulf im Briefwechſel. Sonderbar gequälte, gezwungene Schreiben wechſelten wir. Nie kam von ihm ein ſicheres Wort, nie einen Vorſchlag, eine Änderung ſeiner Lage oder eine ernſte Beſchäftigung betreffend. Ich wußte gar nicht wie ſein Leben war. Nun würde ich ſehen. Mit einer wunderbaren Miſchung von Furcht und Freude verließ ich Dittmarshof. Wir waren ein paar Tage in einem großen Hotel, und ich ſiedelte dann mit Bettina in das Sanatorium über, da der Arzt eine Kur von mindeſtens zwei Monaten für notwendig hielt und ich das Turnen und die Maſſage beaufſichtigen ſollte.

Vielleicht, daß ich dieſem Kinde in jenen Monaten innerlicher Herzenseinſamkeit nicht genug Wärme gegeben habe. Vielleicht, daß ich zu ſehr mit mir ſelbſt beſchäftigt war. Ich weiß wohl, wie ihre Augen mir folgten, wenn ich während ihrer Arbeitsſtunden ruhelos durch das Schulzimmer ging. Es waren aber in dem Sanatorium noch andere Mädchen in ihrem Alter, zum erſten Male konnte ſie ſich an Kinder anſchließen, und die gemeinſamen kleinen Unbequemlichkeiten, die die Kur ihnen allen auferlegte, der verſchiedene Grad ihrer Schwäche und Hilfloſigkeit beförderte das bei ihrem ſcheuen Weſen. Sie hatte bald einen Kreis von kleinen Freundinnen und ſo lebhafte Farben und ſo viel Frohſinn in den Augen, wie nie vorher. Es war rührend, wie ſie ſich mit den ganz Jungen mühte. Damals ſchon legte ſie den Grund für das große Liebeswerk ihres Lebens.

Nach acht Tagen konnte ich Wulf ſchreiben, daß ich da ſei und es für möglich hielte, ihn zu ſehen. Bisher hatte ich mich nicht gemeldet, aus Furcht vor einer Unüberlegtheit von ſeiner Seite. Ich bekam ſofort Antwort. Er ſchlug mir vor, mit mir zuſammen irgendwo zu eſſen. Ich ſolle einen Theaterbeſuch vorſchützen. So trafen wir uns um acht Uhr an der Korneliusbrücke, da mein Sanatorium im äußerſten Weſten lag.

Es war ein ſeltſames Wiederſehen. Ich war ein wenig ſpäter gekommen, denn ich fürchtete mich zu warten, und er ſtand ſchon und ſah die Straße entlang, die Hände in den Taſchen ſeines leichten Sommerüberziehers. Denn es war noch warm in Berlin, obgleich es Mitte Oktober war. Wir wechſelten nur einen Händedruck, ehe ich mich in ſeinen Arm hängte und neben ihm das Ufer entlang nach der Stadt zu ging. Ich war zu aufgeregt, um zu ſprechen, und auch er ſchwieg. Nur meinen Arm preßte er feſt an den ſeinen, und erſt als wir den Lützowplatz hinter uns hatten und durch die ſtillen Anlagen des Auguſtaufers gingen, hielten wir faſt gleichzeitig vor einer Bank unter einer mächtigen Trauerweide, die ihre Zweige weit über uns herüberhing, und wollten reden. Es war mir, als ſtünde etwas zwiſchen uns. Aber als er einen Augenblick benutzte, in dem wir allein waren, und mich an ſich zog und küßte, war der Bann gebrochen.

„Du fürchteſt Dich ja vor mir, kleine Heilige. Seit wann denn?“

Ich konnte nicht viel ſagen, nahm nur ſeine Hand und hielt meine Wange daran. „Ja, ich fürchte mich vor Dir, und für Dich und für uns beide.“

„Siehſt Du,“ ſagte er, „ſo iſt das Leben. Weißt Du noch, wie wenig Du von ihm wußteſt, als wir vor dem Kamin ſaßen? Ein gutes Stück haſt Du nun kennen gelernt.“

„Aber Du, Wulf, Du?“

„Ich glaube, Du denkſt, ich hungere, Liebchen. Du wirſt in dieſen Tagen zu mir kommen und ſehen, daß das nicht ſo ſchlimm iſt. Nein, heute noch nicht, zucke nicht ſo zuſammen. Aber das mußt Du nicht glauben, daß die Manichäer hier in Berlin einen Kerl, der ſo ausſieht wie ich, hungern laſſen. Ich bin ihnen noch immer Goldes wert, ſolange ich mir kein Glied breche und nicht die Pocken bekomme. Vorläufig rechnen ſie noch mit meiner Anziehungskraft auf die Millionen reich gewordener Schlächtertöchter; vielleicht taxieren ſie mich auch noch höher. Und nun komm, wir wollen uns endlich einmal wieder einen vergnügten Abend machen.“

Er brachte mich zu Hiller in eines der kleinen Zimmer und ließ ein Abendeſſen ſervieren, von dem ich kaum einen Biſſen anrührte. Man ſchien ihn gut zu kennen und behandelte ihn mit großem Reſpekt. Als er die Speiſenfolge zuſammenſtellte, hörte ich, wie Worte fielen: „Das Ragout von damals,“ „aber der letzte Kaviar war nicht auf der Höhe,“ „und die grünen Spargelſpitzen diesmal mit einer anderen Sauce.“ Da merkte ich, daß er wirklich nicht hungerte. Ich ſah es auch an ſeinem ganzen Weſen. Er war eleganter denn je und lebhafter und luſtiger, nur ein wenig zerfahren und mit einem anderen Ausdruck in den Augen. Er wollte mich auf den Schoß nehmen und küſſen, aber ich ließ es nicht zu und war ſcheu und ängſtlich. Da wurde er plötzlich ernſt und ſagte, ich hätte auch recht, ich ſollte ihm verzeihen, und küßte meine Hände.

An jenem erſten Abend, als die Theaterſtunde ungefähr vorüber ſein konnte, hatte er mich in eine Droſchke geſetzt und nach dem Sanatorium zurückgefahren. Da habe ich ihm denn auch ruhig gewährt, daß er mich geküßt hat, bis ihm der Atem verging. Der Wagen flog nur ſo über den Aſphalt der Großſtadt. Die Lichter glitten vorbei, und das Leben in den Straßen rauſchte noch ununterbrochen, und ich fühlte mich durch das alles ſo entrückt und ſo ganz bei ihm, daß mir meine Befürchtungen lächerlich vorkamen. Als wir dann in unſere ſtille Straße einbogen, ſagte er: „Siehſt Du, kleine Heilige, nun biſt Du endlich aus Deinem Glasſchrein herausgeſtiegen. Nun bin ich zufrieden.“

Ich war ſeltſam beunruhigt durch dieſes Zuſammentreffen, in dem wir, wenn ich's recht bedachte, nichts geſprochen hatten von all dem, was ich auf dem Herzen hatte, von all dem, was ich wiſſen wollte. Es machte ſich ſo, daß ich in der nächſten Zeit nicht gut fort konnte, denn die Kur griff Bettina an. Sie wurde müde und mußte viel liegen, ſo daß unſere Spaziergänge zeitweiſe unterbrochen wurden. Dann überhäufte mich Frau von Dittmar mit Beſorgungen, die viel Zeit in Anſpruch nahmen. Nur flüchtig konnte ich Wulf ſehen, ſei es, daß er mich auf meinen Gängen begleitete, ſei es, daß er mich auf einem meiner kurzen Spaziergänge traf, die der Arzt mir verordnet hatte, und die ich einhalten mußte. Aber zu einem ſtundenlangen Zuſammenſein kam es erſt gegen Ende meines Aufenthalts. Wir waren nun ſchon wieder ſo vertraut miteinander wie früher. Sein alter Zauber über mich war noch verſtärkt, und als ich an einem der letzten Abende die Treppe zu ſeiner Wohnung heraufſtieg — er hatte mich unten erwartet und führte mich — wunderte ich mich darüber, daß noch immer in mir die Ruhe nicht wieder eingekehrt war, die den Anfang unſerer Beziehungen begleitet hatte, als mein Herz ſo ſternenſicher ihn zu der Lebensſonne gemacht hatte, um die ſeine Bahn gehen ſollte. Im Vorraum nahm er mir den Mantel ab. Es war jetzt Anfang Dezember, eine Miſchung von Schnee und Regen hatte mir die Flocken ins Geſicht getrieben und meine Haare, die ſich leicht kräuſelten, wenn ſie naß wurden, hingen ein wenig wirr um meine Stirn.

„Warte," sagte er, „Du kannst Dich zurecht machen." Er öffnete die Tür und ließ mich in sein Schlafzimmer treten. Ich blieb aber an der Schwelle stehen und warf nur einen scheuen Blick hinein. Wie Frau von Dittmars Boudoir, mußte ich denken. Da ging er achselzuckend an die Tollette und brachte mir Kämmchen und Haarnadeln.

Dann trat ich in den eleganten Wohnraum, an den sich ein kleines Rauchzimmer anschloß, in dem große Lederstühle standen und ein Gewehrschrank und ein schwacher Ansatz zu einer Bibliothek. Er hatte ein paar Erfrischungen besorgt und Wein. Alles war hübsch und reich, nichts erinnerte an den Offizier, der schuldenhalber seinen Abschied genommen hatte. Das alles machte mich so besorgt und ängstlich, daß ich mich in seine Arme warf und rief:

„Was soll nur werden, Wulf, was soll nur aus Dir werden?" Es mag viel Todesangst in meinem Gesicht gewesen sein, denn er strich mir über die Haare und sagte zärtlich:

„Ich weiß nicht, Franzine, bei Gott, ich weiß es nicht. Siehst Du, ich nehme mir ja immer allerlei vor. Ich habe mich schon um hunderterlei beworben, um Agenturen und Vertretungen, um eine Stelle als Lotteriekollekteur, und es ist immer etwas dazwischen gekommen. Eine Weile geht es auch wirklich noch so, und wenn Du nicht wärst ..." Er schwieg.

„Ich," rief ich verzweifelt, „was heißt das denn, Wulf? Hast Du mir jemals gesagt, daß Du mich heiraten wirst? Hast Du mir jemals etwas anderes versprochen, als mich lieb zu haben? Wie kann ich Dich denn hindern? Habe ich Dich nicht selbst gebeten, um Marianne zu werben, damals, als sie noch eingewilligt hätte?"

„Ja," sagte er, „aber ein Mädchen wie Marianne heiratet man nicht, wenn man weiß, daß man in seinem ganzen Leben eine andere lieben wird. Da muß man schon ein wenig tiefer steigen, wenn man sich mit seinem Ehrgefühl abfinden will. Und siehst Du, das mag ich noch nicht. Da glaube ich eher noch an das große Los oder an den Onkel aus Amerika, den ich nicht habe, oder an sonst etwas."

Ich weinte still vor mich hin. Ich wollte ihm gern von der Arbeit sprechen und von ihrem Segen, von der beseligenden Gewißheit der Pflichterfüllung; aber ich wußte, daß er mich ausgelacht hätte mit seinem geliebten, leichtsinnigen Lachen.

Ich weiß nicht, wie die Stunden vergangen sind. Aber es war schon spät, viel später, als ich mit dem vorgeschützten Besuch des Konzerts der berühmten Sängerin entschuldigen konnte, und ich konnte und konnte mich noch nicht von ihm trennen. Es war so, als wüßte ich, daß diese Stunden nie wieder kämen in meinem ganzen Leben, und ich fühlte auch, daß sie nicht wiederkommen durften, denn sie waren anders, ganz anders als jene am Kamin in Dittmarshof.

Da oben in der Junggesellenwohnung, wo kein Stück ihm gehörte und die Miete nicht bezahlt war, wo der Schreibtisch voll Rechnungen lag, die er nicht einmal öffnete, habe ich ein paar Stunden verlebt, die meine kleine Mädchenängstlichkeit Sünde nannte und die doch Glück waren. Ich habe die uneröffneten Rechnungen in den Händen gehabt und gelacht, die Rosen, die er mir ins Kleid steckte, zerrissen und ihre Blätter um mich hergestreut, und habe ihn geküßt, wie man nur einmal küßt im Leben. Und dann habe ich gewußt, daß ich gehen müßte, einen weiten, weiten Weg, immer allein, und daß ich ihn nie wiedersehen dürfte, bis ich wieder ruhig und freundlich als seine Heilige in meinem Glasschrein stehen könnte. Das würde lange dauern, ein Leben lang. Darum habe ich mich gewehrt gegen das Abschiednehmen und habe es ihm schwer gemacht, so schwer, wie nur eine Frau es dem Mann machen

kann, der ſie liebt und doch kein Schurke werden will. Und als ich unten im Wagen ſaß, meinen Mantel kaum zugemacht, meinen Hut verſchoben, hatte ich mein Taſchentuch oben vergeſſen und meine Handſchuhe. Ich konnte meine Tränen nicht trocknen. Die fielen auf meine verzweifelt feſt gefaltenen Hände wie warmes Blut. Da habe ich gedacht: es iſt gut, daß es kein Morgen gibt und kein Wiederſehen. Es iſt gut, daß du nicht den Weg gehen kannſt, den Frau von Dittmar ging! Denn für mich hätte dieſer Weg geendet in dem kleinen Waldſee bei Neu-Bellin, wo die Enten eingefallen waren im Herbſt. Und ob mir wenig genug an meinem Leben lag, ſo wußte ich doch, daß ich das nicht durfte. Aber immer wieder hörte ich, wie ſeine Stimme an meinem Ohr flüſterte: „Wenn Du den Mut hätteſt, Franzine, den Mut zum Glück."

Wie ich wieder zurückgekommen bin nach Dittmarshof, war der Winter ſchon in der Mark eingekehrt. Hoher Schnee lag, und das Wild bekam Futterplätze im Walde. Marianne kam zurück, ohne Mann, wie man ſich zuflüſterte. Sie öffnete die Fenſter ihres Jagdſchloſſes und gab eine Geſellſchaft nach der anderen, und man ſagte, ſie ſei noch herber und hochmütiger als je zuvor. Mich aber ſuchte ſie eines Tages auf in meinem Schulzimmer, ſetzte ſich in ihrem knappen engliſchen Kleid zu mir und ſagte kurz: „Wenn Du meinen Auserwählten ſehen willſt, Franzine, ſo komm im Dezember, kurz vor Weihnachten, zum Jagdfrühſtück herüber. Dann iſt er da."

„Du haſt Dich verlobt, Marianne?" fragte ich mit ſtockendem Herzen.

„Wenn Du es ſo nennen willſt, ja. Es wird eine ganz glückliche Ehe werden, denke ich, und inſofern ſchlage ich allen hier ein Schnippchen, als mein Verlobter reich iſt, viel reicher als ich ſelber. Er reitet ebenſogut wie ich und ſchießt ebenſo ſicher, und dabei iſt er noch vornehmer als alles, was hier in der Neumark ſitzt."

Ich wagte ſie nicht zu fragen, ob ſie glücklich ſei; aber den Grafen ſah ich mir auf dem Jagddiner an. Er war ein ſchöner Mann, und ich begriff, daß die Kälte, mit der ſie ihn der neugierigen Nachbarſchaft vorſtellte, gemacht war. Ich begriff, daß ihr Stolz befriedigt war. Daß ſie heimlich zu tragen hatte, erfuhr ich dann auch.

Er liebte nicht ſie, ſondern eine Frau, die er niemals beſitzen konnte. Sie mußten ſich irgendwo in der Welt getroffen haben und ſich näher getreten ſein. Es war eine Kameradſchaft zwiſchen ihnen und ein Verſtändnis, das noch weitab lag von jeder Äußerung der Leidenſchaft. Aber ich wußte, daß Marianne nur den Weg ging, der ſie zu einem Ziel führen konnte, und als ſie das Schloßchen verließ, da dankte ich Gott dafür.

Mariannens Hochzeit war ſchon im Februar in Berlin. Als ſie Abſchied von mir nahm, ſagte ſie:

„Das geht nicht ſo, Kind. Sie ſehen ſo weiß aus, wie der Schnee, und wenn Sie eine Treppe erſteigen ſollen, haben Sie Herzklopfen. Wenn Sie hier bleiben, werden Sie ſchwindſüchtig, wie es Ihre Mutter war, und wenn Sie ſich das vielleicht auch poetiſch vorſtellen, und ein früher Tod des deutſchen minnigen Mägdleins, des zufällig unglücklich verliebten, heftige Sehnſucht iſt, ſo iſt das Leben doch anders. Wiſſen Sie übrigens, daß man ſagt, Sie werden Frau von Dittmars Platz einnehmen?"

Ich erſchrak. In der Tat hatte die alte Frau von Dittmar einige Andeutungen gemacht über das freudloſe Leben ihres Sohnes, und Herr von Dittmar hatte in ſeiner groben, bärenhaften Art mir ein paar Aufmerkſamkeiten erwieſen.

„Nur das nicht, Marianne," rief ich, „das könnte ich nicht ertragen."

„So laſſen Sie mich für Ihr Schickſal ſorgen," ſagte ſie energiſch. „Wir werden genug Verbindungen haben im Süden und im Ausland. Gehen Sie fort aus Deutſchland. Es iſt jetzt kein Boden für Sie. Verſprechen Sie es mir?"

„Ja," ſagte ich, „wenn Sie mir verſprechen, Marianne, auf einen anderen achtzugeben. Sie werden ihn jetzt ſehen in Berlin, und wenn Ihre Hand nun wirklich ſo viel weiter reicht, ſo finden Sie vielleicht auch für ihn das Rechte."

Da ging ſie auf und ab, und die Hundepeitſche, die ſie wieder trug, denn ihre Dogge hatte ſie begleitet, ſchlug erregt gegen ihr Kleid.

„Ich habe ihn geſprochen, als ich neulich wegen meiner Ausſteuer in Berlin war. Ich traf ihn in einem Klub, in den mein Bräutigam mich zum Frühſtück mitgenommen hatte. Sie wiſſen, daß ich keine verdeckten Karten liebe. Der Graf weiß alles. Es iſt ja wenig genug. Es wird ſich ein Vorwand finden laſſen, die Verhältniſſe zu ordnen. Ich wollte Ihnen das nicht ſagen, Franzine; aber wenn Sie mir verſprechen, fortzugehen und keine Torheiten zu machen, an Ihre Geſundheit zu denken und ein nützlicher Menſch zu werden, ſo ſage ich ſchon jetzt, was noch nicht beſtimmt iſt, ſich aber mit ein wenig Klugheit einrichten läßt. Der Graf hat einen Vetter, der kommt zu meiner Hochzeit. Ein Menſch — nun, gerade ſo wie Wulf von Willich, nur nicht ſo ſchön und nicht ſo begabt, und kein Frauenmann. Er verbraucht ſein Vermögen draußen in der Welt, auf Reiſen und Jagden, und nennt es quaſi Forſchung, wenn er hier einen Tiger ſchießt und da ein paar Zebras fängt. Er ſucht ſchon lange einen Gefährten. Ich will ihn mit Willich zuſammen bringen. Sagen die beiden einander zu, ſo iſt Willich für ſein Leben verſorgt, und es wäre gerade das Rechte für ihn. Jetzt im Buſch und zwiſchendurch ein paar Monate im Internationalen Hotel-Palaſt, als höchſte Beſchäftigung die Beaufſichtigung der Jagdtrophäen für irgend eine Ausſtellung. Es fragt ſich nur," ſie ſpielte mit dem Griff ihrer Peitſche und ſah mich an, „glauben Sie denn, daß er will?"

„Ja," ſagte ich, „das glaube ich. Ich glaube ſogar, daß er froh ſein wird."

„Das wollen wir abwarten. Und nun leben Sie wohl. Ich möchte Ihnen ſagen: vergeſſen Sie. Warten Sie nur noch bis Oſtern, Sie werden von mir hören."

Ich ſah ihr nach, wie ſie die Freitreppe herunterging, durch den Park, nach der Pforte, die in den Wald führt. Sie war eine feſte, bewußte Frau, und ich fühlte alles, was mir fehlte, als ich müde und zerbrochen auf meinen Stuhl zurückfiel und weinte.

Das Heu haben ſie nun eingebracht draußen, aber der Duft iſt geblieben und quillt aus dem Stall neben dem Torfhaus, einem einfachen Schuppen, hoch und ſchlecht gefügt, mit einem Moosdach, das herniedergeht bis faſt zur Erde und ſo ernſt und traurig ausſieht, wie alles hier in der Gegend.

Die habe ich durchſtrichen nach allen Seiten, ſogar auf dem Weyersberg bin ich geweſen, dort zwiſchen Marſch und Moor, wo, wie man ſagt, einmal die Möwen flogen, als hier noch Meereswogen brandeten. Vom Weyersberg kann man hinüberſehen nach Worpswede, der Malerkolonie, und ich bin auch einmal hindurchgegangen. Ein ſonderbares verſtecktes Neſt, deſſen viereckiger Kirchturm auf dem dunkeln Unterbau über die Gebüſche von Kiefern und Birken und die ſpitzgiebligen moosgedeckten Häuſer in die ſtille Landſchaft ſtrebt. Aber ich bin in keines der Ateliers getreten, ſo gern man ſie vielleicht auch der Wandernden gezeigt hätte; denn was jene Künſtler malen, ſehe ich ja täglich vor mir, weit ausgebreitet. Wohne ich doch am Rande des berüchtigten Teufelsmoors, das einmal eine braune Einöde war, bis jener Mann, dem ſie auf dem Weyersberg ein Denkmal errichteten, Jürgen Chriſtian Findorff, anfing das Moor zu koloniſieren. Ich kenne nun die Moorkanäle und die Moorgräben,

über die die Schiffe mit den ſeltſamen ſchwarzen Segeln gleiten. Ich kenne auch die ſtillen Menſchen, den harten, innerlichen Schlag, mit ihren dunkeln Gewändern, die ſo gar nichts von der Bauern Luſt am Putz zeigen.

Auch habe ich einmal eine Sonntagspredigt geſehen draußen im Freien, ſo wie ſie die Künſtler malen, und ich habe mich über die ſtillen Geſichter der Menſchen gewundert, über die glatten Scheitel der Frauen unter den ſchwarzen Hauben mit den langen Bändern, und die tiefen Linien, die das Leben in die Geſichter der alten Moorkoloniſten gegraben hat, von denen jeder ein Bild iſt, wie das Schickſal eines jeden Menſchen ein Buch wäre.

Es iſt gut, daß Ilſe mir meinen Storm mitgegeben hat, der paßt hierher, und den werde ich nicht müde zu leſen. Das Abendlied habe ich mehr als einmal ſtill vor mich hingeſagt, wenn ich den Birkenweg entlang gegangen bin:

Wenn 't Abend wart,
Un ſtill de Welt un ſtill dat Hart
Un möd uppt Knee di liggt de Hand —
Datt is ſo wat fört Minſchenhart:
Wenn 't Abend wart!

Um dieſe Zeit kommt man vom Moor immer mit Blumengarben nach Haus. Wie das da blüht, und wie die Falter darüber fliegen! Und wie farbenfroh die Blumen ſind an den ſtillen dunklen Waſſerſtellen. Da ſtehen die feurigen Büſche des Stolzen Heinrich zuſammen mit der gelben Waſſerlilie und ſpiegeln ſich wie in dunklem Stahl, da nickt das Wollgras auf weiten Flächen flüchtig und freundlich, und dazwiſchen duckt ſich das Vergißmeinnicht und kriecht bis an das Waſſer heran; da klettert die weiße Winde über den Zaun aus morſchen Schiffsbrettern, der um die armſeligen Anweſen liegt, und ſieht ſo traumoerloren aus wie unſchuldige Kinder.

Es iſt ſchön, wunderſchön hier im Moor, und es iſt auch heimiſch, wenn man die Tür öffnet und hineintritt auf die Diele, wo das Torffeuer ſchwelt, und an den Tiſch, an dem auf einfachen Stühlen mit geflochtenem Stroh die Alten ſitzen, ſchweigſam und ernſt, und aus einer Schüſſel eſſen mit der Jugend, die ebenſo feſt und ernſt ausſieht wie ſie ſelber, nur noch trotziger. Denn während ich hier mein eigenes Leben aufſchreibe zum Troſt für mich ſelbſt und wie um mich zu vergewiſſern, daß es reich war, reich an Freud und Leid, greift dieſes ſelbe Leben mit feſten Händen nach dem Herzen der Fiken.

Ich blieb auf meinem Morgengang bei ihr ſtehen. Draußen bei den Schafen, von denen die Leute hier die Milch trinken, ſaß ſie auf dem niedrigen Melkſchemel, die Arme auf die Knie geſtützt. Ich wollte ihr ſo gern etwas ſagen. Ich wußte aber, daß es ſchwer war, das Rechte zu treffen, und ſo ſtrich ich nur über ihren Kopf, von dem das weiße Schutztuch heruntergeglitten war, und ſagte nur die Worte, die mein Vater immer gebraucht hatte, „min oll Deern". Da nahm ſie meine Hand und hielt ſie und ſchluchzte und erzählte mir alles.

Daß ſie nichts hätte, nichts als den dunklen Friesrock und den beſſeren zum Sonntag. Und ihr Schatz hätte auch nichts, nur ſeinen Lohn, und der reichte grade aus der Hand in den Mund. Sie wolle aber nicht länger bei den Alten bleiben, die ſie immer quälten, daß ſie nach Amerika ginge. Da müſſe ſie ſterben. Es war vielleicht zum erſtenmal in ihrem Leben, daß ſie ſich ausſprach, und unbeholfen genug kamen die Worte; aber ſie dachte wohl, ich verſtünde ſie, wenn ich auch nur über ihre Haare ſtrich.

„Wann wollt ihr denn heiraten?" fragte ich endlich.

„Zum Winter, wenn die Arbeit im Moor zu Ende ist. Dann wollen wir nach Hamburg, oder herüber nach Lübeck, wo wir ankommen und Arbeit finden."

Ich versprach, ihr zu helfen und mit den Alten zu sprechen. Denn sie war noch nicht mündig und brauchte ihre Einwilligung. Aber ich fürchtete die Leidenschaft dieser stillen Menschen, die so selten aus sich heraus gehen. Liegt das doch hier in der Luft und klingt mit dem Abendwind herüber wie der Schrei der Rohrdommel vom Kanal her. — — —

Kaum, daß ich sonst an diesen Blättern schreiben würde, von denen nun schon ein so dicker Stoß neben mir liegt; aber es ist mir eingefallen, daß sie Ilse einmal Freude machen werden, zu wissen, warum wir beide so anders werden mußten, sie und ich. Es ist nicht nur die Zeit, die zwischen uns liegt, und die neue kräftige Hoffnung im Frauendasein, die sie vielleicht mehr getragen hat als sie weiß, es ist noch etwas anderes. Denn damals, in jenem Sommer, der meinem Aufenthalt in Berlin folgte, und in dem Winter, in dem Marianne fortging, habe ich auch wohl gefühlt, daß die Leidenschaft uns nehmen kann und peitschen wie die unheimlichen Flagellanten des Mittelalters. Aber ich habe mich herausgefunden aus ihrem Gewirr, indem ich meinen eigenen Willen zum Glück zerbrochen habe. Nur an eins habe ich nie gedacht: daß ich je aufhören könnte, Wulf von Willich zu lieben. Je schwächer ich ihn fand, desto schrankenloser wurde meine Liebe zu ihm; und je hoffnungsloser ich selbst war, um so fester fühlte ich mich überzeugt, trotz allem sein Licht zu sein. So einverstanden er auch war, daß wir uns wenig schrieben, und daß unsere Briefe nach und nach ganz den Charakter von Liebesbriefen verloren, hätte ich mich doch von diesem letzten Zeichen der Zusammengehörigkeit nicht lossagen können und wäre vergangen ohne das.

Nach Mariannens Hochzeit teilte er mir mit, daß er an dem Feste teilgenommen habe. Er schrieb fast begeistert von der Großzügigkeit dieser Frau, die offenbar willens war, aus einer Ehe, zu der sie nur äußere Rücksichten gebracht hatten, das Beste zu machen, was daraus zu machen wäre, für beide.

„Sie hat nicht gut ausgesehen an ihrem Trauungstage. All das Milde, Weiche, das nun einmal zu Schleier und Spitzengerieſel gehört, fehlte ihr. Sie sah aus wie eine Birke im Schnee, und ihre Hand umklammerte den großen Gardenienstrauß so fest und energisch, als hielte sie ihre Reitpeitsche; aber sie hatte keine verweinten Augen, als sie mir nachher die Hand zum Kusse reichte. Irgend eine Null war meine Tischdame, denn auf das Weibliche scheint sie bei meiner Zukunft kein Gewicht zu legen und tut recht daran. Dafür hatte sie mir den Grafen Oldenburg gegenüber gesetzt, den Vetter ihres Mannes, mit dem in Berührung zu kommen sie mir in diesen Tagen öfters Gelegenheit gegeben hatte. Ein sonderbarer Mensch, dieser Oldenburg. Vielleicht mein Schicksal von Gräfin Mariannens Gnaden, denn welcher Narr kann nicht das Schicksal eines gescheiten Mannes werden, vor allem, wenn eine kluge Frau die Fäden lenkt? Übrigens scheint ihr Mann, so kühl er auch noch ist, doch schon einzusehen, daß hier die annehmbare Fassung einen echten Edelstein birgt, und ich weiß noch nicht, ob diese vernünftigste aller Vernunftehen nicht eines Tages in helle Leidenschaft umschlägt. ‚Mein Graf Oldenburg' ist ein närrischer Kauz, der im besten Fall viereinhalb Sinne hat. Irgendwo fehlt's, vorläufig im Schwarm der guten Gesellschaft habe ich noch nicht entdecken können, wo. Er ist mehr wie Sonderling, was ihm seine Verhältnisse zum Glück erlauben. In die Kulturzentren kommt er nur wie der Seemann in die Hafenstädte — Du verstehst mich hoffentlich nicht ganz, kleine Heilige — und wenn er sich da ausgetobt hat, ver-

schwindet er wieder für Jahre. Er ist Kavalier durch und durch und bildet sich ein, ein Forscher zu sein, eine Einbildung, die von seiner Familie eifrig unterstützt wird. Nur fürchtet sie die letzten Konsequenzen, und da will man ihm einen Reisebegleiter, respektive Aufpasser geben, der zugleich Berater, Freund, Reisemarschall sein soll.

Marianne hat mich dazu vorgeschlagen, und ich habe Gnade gefunden vor seinen Augen. Oldenburg hat eine dreifache Prüfung mit mir vorgenommen. Er hat mit mir eine Nacht hindurch getrunken, eine Nacht hindurch getollt, und einen Tag hindurch nach der Scheibe geschossen. Ich habe bestanden. Laß es Dir nicht schmerzlich sein, mein Lieb. Wahrscheinlich reisen wir in vierzehn Tagen ab, unbestimmt wohin, unbestimmt auf wie lange, vorläufiges Ziel: Neapel. Voraussichtlich von dort, wenn irgend ein ihm besonders sympathischer Dampfer fällig ist, nach Ceylon.

Wie ich mich in das alles finde? Im Grunde glaube ich, bin ich der rechte Mann am rechten Platz. Einziger Skrupel, einzige Sorge, einzige Leidenschaft, viel stärker als ich das hier auszudrücken für gut finde: Du selbst, Franzine! Ich habe mit Oldenburg noch nicht abgeschlossen und mir die letzte Entscheidung vorbehalten, bis Du diesen Brief hast und einen Tag und eine Nacht über ihn nachdenken kannst. Ich werde übermorgen in meinem Zimmer sein und auf Dich warten, vom Morgen bis zum Abend, Franzine. Es klingt sehr leichtsinnig, was ich Dir da geschrieben habe, ich weiß es wohl; aber unter dem allen braust immer derselbe Strom der Leidenschaft für Dich. Willst Du — ich sage es Dir noch einmal, wie ich es Dir gesagt habe, und es ist besser, daß meine Augen Dich nicht überreden können und daß Du ganz frei entscheidest, — willst Du mein sein, so komm. Frag' nicht nach dem Wie? Es wird sich eine Form finden. Mit Dir würde mir vielleicht das einfachste Dasein erträglich sein, und Polizeileutnant kann ich mit meinem Namen immer werden. Das alles habe ich nur im Spiel erwogen bisher, weil ich Deiner nicht sicher war. Ich rede Dir nicht zu, und ich verspreche Dir nicht, immer geduldig im Joch zu gehen und nie futterneidisch zu werden. Aber ich verspreche Dir, Dich immer lieb zu haben. Entscheide."

Vielleicht hatte Wulf mich nie so gekränkt, wie mit diesem Brief, hinter dem doch sein Wille nur stand, solange er ihn schrieb, während mein ehrliches erbarmungsloses Herz es wohl wußte, daß er einen Seufzer der Erleichterung ausstoßen würde, wenn die von ihm gesetzte Frist verlaufen war. Ich sah ihn schon mit vollen Segeln in einem Leben, dessen Proben er so gut bestanden hatte.

Und ich redete mir auch nicht vor, etwas Gutes zu tun, wenn ich ihn dem Abenteuerleben entfremdete und in eine bürgerliche Bahn brachte. Ich dachte nur daran, daß meine Liebe ein Zwang für ihn sei. Da habe ich ihm an dem Abend einen Brief geschrieben, in dem löste sich alles zwischen uns. Solch einen Brief nimmt ein Mann, der die Liebe kennt, für ein Ja und nicht für ein Nein. Aber ich wußte, daß er ihn für „nein" halten wollte und würde, und ich hatte mich nicht getäuscht.

Er schrieb mir erst von Bord des Schiffes, das ihn und den Grafen nach Ceylon brachte, und sagte, daß er mich immer lieben würde, und daß er mich mitnehme wie die alten Kreuzfahrer ihren Hausaltar mitgenommen haben, und daß ich seine Heilige sei und bleibe. Er wünsche mir nicht, daß ich ihn vergäße, denn er wüßte ja, daß das unmöglich sei, ich könnte nicht vergessen. Er aber auch nicht, das wolle er mir beweisen.

Unregelmäßig und oft in langen Pausen, aber doch immer wieder wie die Schneeflocken des Winters, die auch zuweilen ausbleiben für ein paar Jahre, sind dann später seine Briefe gekommen. Und aus meinen Antworten ist nie wieder die

Bitterkeit hervorgebrochen, wenn sie auch zuweilen noch in meinem Herzen aufschwoll. Meist habe ich mich bemüht, die Heilige in dem Schrein zu bleiben, der man jetzt Kerzen anzündet und Rosen bringt, und jetzt Vorwürfe macht und die gestickten Kleider auszieht, wenn sie die Wünsche nicht erfüllt hat, die man an das Gebet knüpfte. Und vielleicht hat auch mein Äußeres etwas von dieser gesammelten stillen Art angenommen, und das nach innen Leben, Leiden und Verbluten hat mir das gegeben, was selbst Fiken Zutrauen gewinnen läßt, und was mein Kind, meine Ilse, so glücklich gemacht hat in den Jahren unseres Zusammenlebens. Darum paßt das, was ich hier schreibe, in den großen Frieden dieser Landschaft, die das Teufelsmoor heißt, und hinter der Jahrhunderte liegen, wo sie der Schrecken der Gegend war, ungangbar und gefährlich. Darum ist es gut für mich, am Abend den Birkenweg entlang zu wandern, oder von meinem Fenster nach den schwarzen Segeln der Moorkähne zu sehen, die so langsam durch die stille Luft gleiten wie ziehende Raben.

Marianne, diese Verkörperung des Willens, setzte auch mir gegenüber ihren Willen durch, und gerade zur rechten Zeit. Ich bekam im Laufe des Sommers von ihr die Nachricht, daß sie mich in dem Lehrerinnenheim von Paris angemeldet habe. Da sie meine schwache Entschlußkraft kenne, schriebe sie erst jetzt, wo ihr die Vorsteherin mitteile, daß im südlichen Frankreich in der Gegend der Vendée in einer kleinen Stadt eine gute Stelle für mich frei sei, und ich mich nach den großen Ferien, die ja in Frankreich länger dauern als bei uns, dort hinzubegeben habe. In ihrer großen, kräftigen Handschrift, steil und energisch, füllten ihre Mitteilungen mehrere Bogen und enthielten doch kaum ein persönliches Wort, wenn nicht die Fürsorge selbst von ihrer Freundschaft für mich gesprochen hätte.

Sie schien eine Absage für ganz unmöglich zu halten, und die Verhältnisse in Dittmarshof hatten sich auch so zugespitzt, daß ich fast wie ein Ertrinkender nach dieser Aussicht griff, fern, möglichst fern von meiner Heimat ein neues Leben anzufangen. Nur für Bettina fürchtete ich. Aber auch da kam mir das Schicksal zu Hilfe. Denn eines der Kinder, die damals mit ihr zusammen in der Klinik gewesen waren, aus gleichen Verhältnissen wie sie selber, wurde um diese Zeit in Pension gegeben, und die Mutter wendete sich an mich, um zu fragen, ob es möglich wäre, daß Bettina ebenfalls dorthin käme, oder ob sie dauernd in der Einsamkeit erzogen werden sollte? Ich ging mit dem Brief zu Frau von Dittmar und besprach die Sachlage mit ihr. Keine leichte Aufgabe, denn über ihre Brille hinweg beobachteten mich die scharfen Augen. Ich kam aber zugleich mit der Bitte um meine Entlassung. Diese Lösung, selbstverständlich und für Bettina günstig, und dazu meine Entschiedenheit, ließen die kluge Frau wohl merken, hier sei nichts anderes zu machen, und sie zog sich vorsichtig zurück zu den nötigen Versicherungen von Dankbarkeit und liebevoller Erinnerung.

Es wurde mir leicht, in den Wochen, in denen ich noch in Dittmarshof blieb, Bettina mit dem Gedanken an die Pension zu befreunden, denn in der Tat hatte sie damals in Berlin eine große Liebe zu dem kleinen Mädchen gefaßt, mit der sie auch in Briefwechsel stand, und ich konnte sie schließlich selbst in das freundliche Erziehungsheim in Thüringen bringen, dessen Leiterin die Kinder vor allem zu frohem, bewußtem Leben und zu gesunden Menschen erziehen wollte.

Dann war ich seit Jahren wieder einmal dauernder Gast im Elternhause. Herbert und Hans waren nun zwei große Jungen, wild und unbändig, aber lieb und von guter Art, und die beiden Kleinen auch so weit, daß Mama wieder mehr für ihren Mann leben konnte. Ich habe ihr in diesen Wochen manches abgebeten,

was ich ihr früher zum Vorwurf machte. Denn ich verſtand nun beſſer, was der Mann im Leben der Frau iſt, beſonders bei einer ſo energiſchen, ſtolzen Natur wie der ihrigen, und ich habe verſucht, ſie in dieſer Zeit möglichſt wenig zu kränken und doch von meinem Vater noch ſo viel Wärme und Freude in das neue Leben hineinzunehmen als irgend möglich. Nur eins konnte ich ihr nie vergeben: das Schickſal meines Bruders Gerhard; und ich verſuchte in dieſer Zeit meinen Vater zu bewegen, ſich nach dem Aufenthaltsorte dieſes verlorenen Kindes zu erkundigen. Es war mir unfaßlich, daß er das nicht von ſelbſt getan hatte, daß er nach den erſten leichten Fehlſchlägen dieſen älteſten Sohn ſich ſelbſt überlaſſen hatte. Ich dachte, er müßte namenlos leiden bei dem Gedanken, da draußen in der Welt ein Kind zu haben, das vielleicht ſeine Hilfe brauchte. Aber das war nicht der Fall. Unter dem Einfluß ſeiner Frau hatten ſich die kindlichen Fehler Gerhards ſo vergrößert, daß ſie in ſeinen Augen wirklich zu Verbrechen geworden waren, und wenn er auch immer bereit geweſen wäre zu vergeben, falls der Sohn reuig in ſein Haus zurückgekehrt wäre, ſo wurde es mir ſchwer, ihn zu den nötigen Schritten zu bewegen, die ihm Kunde über ihn bringen konnten. Ob Gerhard überhaupt noch zeichneriſch tätig war, wußten wir nicht, denn verſchiedene Zeitungsredaktionen, bei denen wir anfragten, hatten alle Fühlung mit ihm verloren. Mama, der kein Brief verheimlicht werden konnte, der im Ausbau abgegeben wurde, ſpottete über unſere Bemühungen und ſagte, mein Vater würde ſich nur eine ewige Laſt auf den Hals laden, mehr nicht. Aber diesmal blieb ich feſt. In dem alten Hauſe, über deſſen Treppe meine Kinderfüße gegangen waren, war die Erinnerung an meinen Bruder zu mächtig geworden. Doch hatten unſere Bemühungen wirklich keinen Erfolg, und Mama triumphierte. —

Ich fuhr im Auguſt nach Paris und wohnte im Lehrerinnenheim. Ein paar Tage hielt ich mich in der großen Stadt auf, die leer und ausgeſtorben war, voll Sonnenglut und Hitze, ſo daß der Aſphalt zu dampfen ſchien. Ich ging durch die Galerien des Louvre mit einer kalten Gewiſſenhaftigkeit, und ich begreife heute nicht, wie mir die Kunſt damals noch ſo gar nichts zu ſagen hatte, nicht einmal die Venus von Melos. Daran, an jener erſten Erinnerung an den Louvre, ſehe ich, wie matt und müde meine Seele geweſen iſt, wie unfähig, ihre Flügel zu regen, und wie gebunden. Ich ſehe heute, daß ich damals nichts war als ein verliebtes Mädchen, das alles, Herz und Sinne, in den Strudel geworfen hatte, in dem ſeine Hoffnungen zugrunde gegangen waren.

Ich hatte mich in Paris über meine Tätigkeit unterrichtet, die darin beſtand, daß ich in dem kleinen franzöſiſchen Ort, der offenbar ein ſehr gutes Publikum hatte, deutſche Privatlehrerin ſein ſollte. Meine Vorgängerin hatte damit eine halbe Tagesſtellung in einer Familie verbunden, und man wartete bei Latours nur auf meine perſönliche Vorſtellung, um mir denſelben Poſten zu übertragen. Ich hatte dann die Vergünſtigung, mich wenigſtens nicht um meine Mahlzeiten zu kümmern, die ich in der Familie einnahm, während mir am Vormittag und am Abend Zeit genug für meine Schüler blieb. Denn in Frankreich wird das Erlernen der deutſchen Sprache in den gebildeten Kreiſen wirklich mit Ernſt und Eifer betrieben, und der Kreis meiner Privatſtunden ſetzte ſich hauptſächlich aus Studenten und Offizieren zuſammen.

Ich trat alſo ganz einfach nur in die Stelle meiner Vorgängerin, deren kleine Wohnung ich ſogar mietete und die mir eine Liſte der Beſuche, die ich zu machen hatte, im Heim in Paris gelaſſen hatte. Ich tat das alles halb mechaniſch, und die Schwierigkeit in der Beherrſchung der fremden Sprache und in der Art und Weiſe meiner Stunden, die ganz anders waren als mein bisheriger Unterricht, half mir über die erſte Zeit hinweg.

Der Herbſt war wundervoll, von einer Milde und einem Glanz, wie ich ihn noch nie geſehen hatte, und wenn Marianne, als ſie mir dieſe Stelle beſorgt hatte, dabei in erſter Linie an meine Geſundheit gedacht hatte, ſo fühlte ich nun ſelbſt, wie nötig mir ein ſolches Aufatmen in linder Luft war. Wenn ich manchmal an den Abenden um die Zeit des Sonnenuntergangs meine dünnen Hände in die Sonne hielt, daß ich das Blut in ihnen kreiſen ſah, dann fragte ich mich zweifelnd, ob dieſe wärmere Luft mir wirklich neue Kraft geben würde, und mit bitterem Lächeln fügte ich hinzu: Weshalb denn? Um länger zu tragen?

Latours, bei denen ich einen Teil des Tages verbrachte, gehörten zu jenen Kreiſen der Nichtstuer, die in Frankreich und England häufig ſind, und vor denen Gott mein Vaterland in Gnaden bewahren möge. Herr Latour war einer der Menſchen, die ſo reich waren, daß er es für ſelbſtverſtändlich hielt, wenn der Staat auf ſeine Dienſte verzichtete. Er war Rentier geweſen, ſolange er lebte, und er war es mit Anmut und Würde. Er hatte eine Frau, mit der er ein glückliches Leben führte, was mich anfangs faſt verblüffte, denn ich kannte das franzöſiſche Familienleben, ſo viel oder ſo wenig ich darüber wußte, nur aus Romanen. Sie hatten drei Kinder, einen Sohn, der in einem Collège war, und zwei Töchter, die ich zu unterrichten hatte. Die eine von ihnen war ſchon aus der Penſion zurück und ſollte ſich nur noch im Deutſchen vervollkommnen, die zweite, Marie-Louiſe, war vollſtändig meine Schülerin.

Nichts, aber auch nichts von dem, was als franzöſiſche Sitte oder Unſitte bei uns für ſelbſtverſtändlich angenommen wird, traf in dieſem gut franzöſiſchen Hauſe zu. Es herrſchte kein Deutſchenhaß in ihm, oder er wurde wenigſtens in meiner Gegenwart nie gezeigt. Latours waren Hugenotten, die Religionsverſchiedenheit kam alſo nicht in Frage. Da ich wenig Luſt hatte, aus mir herauszutreten, und da mein Gefühl erfroren und erſtarrt war, ſo konnte mir nichts angenehmer ſein, als ihre gleichmäßige Liebenswürdigkeit.

Ich kam und ging und gab meine Stunden, und nicht einmal in meiner Toilette brauchte ich mich den Verhältniſſen anzupaſſen, denn Dittmarshof war immer elegant geweſen, und den ein wenig ſpießbürgerlichen Zuſchnitt hielt man hier bei der deutſchen Erzieherin für notwendig.

Ebenſo kalt gab ich mich in meinem Stundenkreis allen dieſen jungen Leuten gegenüber, die das Deutſche zur Vervollſtändigung ihrer Studien brauchten, mit denen ich, je nach dem Grade ihrer Kenntniſſe, Grammatik trieb oder Schiller las. Jener erſte Winter in Frankreich hat mir nur in der Erinnerung gelaſſen, daß ich täglich am Tage die Fenſter offen haben konnte, zum Wetterſchutz nur einen Regenmantel brauchte, und ſehr ſelten an dem großen Kamin im Latourſchen Hauſe fror, an dem ich nach dem Diner aus Höflichkeit noch eine halbe Stunde zu ſitzen pflegte.

Was mich wirklich erſt aufraffte, war die Nachricht von dem Tode meines Vaters. Ein Schlaganfall hatte ihn getroffen. Er hatte noch acht Tage gelebt und war dann geſtorben. Das rüttelte mich wieder auf. Ich hatte keinen Brief mehr von ihm bekommen, kein Abſchiedswort, keine Zeile. Mama fragte an, ob ich wollte, daß ſie ein paar Andenken für mich zurücklege, und ſchlug mir ein paar Bücher vor, zu denen ich ſie bat, noch ein paar Rehgehörne zu tun; das alles ſollte ſie für mich bis zu einem gelegentlichen Ferienbeſuch in einer Kiſte auf den Boden ſtellen. Ein Erbe, hatte ſie geſchrieben, wäre ſelbſtverſtändlich nicht da, da es ihr nur gelungen wäre, durch ſparſames Wirtſchaften und Hinzutun von dem Ihrigen die letzten Verpflichtungen aus alter Zeit zu tilgen. Ich hatte das immer angenommen und wunderte mich nicht. Ich wunderte mich nur, daß ich nicht heftiger trauerte. Ich erfuhr nun

an mir selbst, daß mir mein Vater schon zu seinen Lebzeiten zur Erinnerung geworden war. Die leidenschaftliche Neigung meiner Kinderjahre war in dem Mitleid, das ich so oft für ihn empfunden, sanft und still geworden, wie wehmütiges Erinnern.

Da bekam ich noch im ersten Vierteljahr der Trauer einen Brief von meinem Bruder Gerhard aus Paris. Und wenn der Tod meines Vaters fast die letzten Wurzeln des Lebens der Vergangenheit aus meinem Herzen gerissen hatte, so setzte dieser Brief einen neuen, kräftigen Trieb ein, wenn ich auch noch nicht ahnen sollte, daß er mir den reichen Inhait meines Lebens bringen würde.

Gerhard schrieb mir, daß er schon lange in Paris lebe und dort verheiratet sei. Die Nachricht vom Tode meines Vaters hatte ihn gefunden, und er hatte sich sofort nach dem Ausbau begeben, um sein Erbteil in Empfang zu nehmen. Es hätte ihn nicht gewundert, nichts zu finden als Vorwürfe und einen frischen Hügel. Es wäre ihm aber eine Erleichterung gewesen, die schließlich die Reise wert sei, der Mama einmal die Wahrheit zu sagen, und das hätte er auch gründlich besorgt. Ich scheine ja nichts anderes geworden zu sein, als ein ganz gefügiges Werkzeug in den Händen der Frau Stiefmama. Wenn ich aber Lust hätte, ihn einmal zu sehen, so solle ich die Weihnachtsferien bei ihm in Paris verleben. Er hätte erst in der Heimat gehört, daß ich in Frankreich sei, und er bäte mich, zu kommen. Die Adresse war angegeben, irgend eine kleine Straße im Quartier Montmartre.

Mit einem seltsamen Gefühl packte ich für die kurzen Ferien, die es über Weihnachten in Frankreich gibt, meinen Koffer. Wir hatten ein Erkennungszeichen verabredet, und Gerhard holte mich vom Bahnhof ab. Wir gaben uns die Hand, ohne viel miteinander zu reden. Lange, lange Jahre hatten wir uns nicht gesehen. Damals vor dem kleinen Bilde der Mutter, das ich nach Paris mitgebracht hatte, ich wußte nicht weshalb, hatten wir voneinander Abschied genommen, der leidenschaftliche Junge und das verschüchterte, kleine Mädchen, und nun stand er vor mir, groß, Vaters Abbild, mit immer lachenden Augen, und kam mit irgend einem schiechten Witz über die Beklemmung des ersten Augenblicks hinweg.

„Du bist verheiratet?“ fragte ich, als wir in der Droschke saßen.

„Ja,“ sagte er, „seit drei Jahren. Na, Du wirst ja sehen.“

Wir stiegen vier Treppen, und er trug selbst mein Köfferchen, dann öffnete uns eine große blonde Frau die Tür, und dann — — — ja Ilse — dann bist Du mir entgegengelaufen, noch auf schwankenden Füßchen, aber mit ausgestreckten Armen, und dann habe ich in Deinem kleinen Kinderherzen eine Heimat und ein neues Leben gefunden.

Ein sonderbares Fest, das wir da feierten, hoch oben in den kleinen Mansarden, in einer der Bohèmewohnungen von Paris. Glitzernder Sonnenschein, und auf dem Berge die Gerüste der entstehenden Riesenkirche von Sacre cœur. Wenn nach den Mahlzeiten die Tür geöffnet wurde und ich hinaustrat auf den kleinen balkonartigen Ausbau, der vor jedem Fenster der Pariser Häuser ist, geschützt durch das Gitter, und hinuntersah auf die Stadt, dann schien sie mir schön, leuchtender und strahlender als damals im Sommer. Dann sah ich in dem klaren Frost ihren Dunst sich zu opalisierenden Wölkchen lösen und in den blauen Himmel steigen, und dann schien mir die Seine ein Band der Freude. Damals, von jenem Balkon der kleinen Wohnung aus, habe ich Paris lieben gelernt, auf dem Umweg durch ein tapferes deutsches Frauenherz, durch meine Schwägerin Ilse.

„Mine Fru, de Isebill,
Will nich so, as ick wohl will,“

pflegte mein Bruder lachend zu ſagen, wenn ſie in ihrer friſchen, energiſchen Weiſe wieder einmal ihren Willen durchſetzte. Und wie alles dort in Paris und in Frankreich, als ich meine ſelbſtändigen Erfahrungen ſammelte, anders war, als ich's bis dahin beurteilt hatte, ſo war auch Ilſe oder Ilſebill, wir wir ſie nannten, anders, als ich mir die kleine Schauſpielerin einer Schmierenbühne vorgeſtellt hatte. Denn das war ſie geweſen, als mein Bruder ſie kennen lernte. In wunderlichen Übertreibungen konnte er ſich nicht daran genug tun, die Niedrigkeit und Abſcheulichkeit dieſer Schmiere, in der er Studien für ſeine Zeichnungen gemacht hatte, auszumalen, bis er eines Tages dem armen Direktor noch ſeinen Stern entführt hatte.

„Wie ſie dahin gekommen iſt, die Ilſebill, mag ſie Dir ſelber erzählen, Franzine," ſagte er. „Als ſie fortkam, hatte ſie eine herrliche Ausſtattung. Ein weißes Atlaskleid, mit dem ſie die Unſchuld und den Liebreiz aller Ritterdamen beſtritt, und eine wahrhafte Robe von ſchwarzem Samt mit einer Goldborte, in der die würdige Maria Stuart zum Schrecken der Bauern zum Schafott marſchierte. Ja, das war alles, und damit haben wir wirklich unſere Ehe angefangen, und es iſt gegangen. Sieh Dich um, jetzt nach drei Jahren, gehören uns ſogar die Möbel, die Du hier ſiehſt. Viel ſind es nicht, aber wir ſind nicht anſpruchsvoll. Sogar ein Kind haben wir uns leiſten können," und er nahm die kleine Ilſe in die Arme und hielt ſie hoch.

Ich habe meine Schwägerin raſch lieb gewonnen in ihrer friſchen, fröhlichen Art, und heimlich abends, wenn ich auf dem Sofa lag, dem einzigen ihrer Einrichtung, auf dem ſie mir ein Bett einrichteten, habe ich über ihr Glück nachgedacht, über dieſes ſonnige, friſche Glück der beiden, umſtrahlt von ihrem Talent und von ihrem Fleiß. Denn Gerhard war fleißig. Auf ſeinem Zeichentiſch, um den Klein-Ilſe ſcheu in einem großen Bogen herumging, und der den beſten, hellſten Platz in der kleinen Wohnung hatte, lagen immer Blätter voll luſtiger Einfälle, voller Laune und Grazie, die ihren Weg fanden in illuſtrierte Zeitungen, in Bücher und Kataloge, und die gutes Geld in die kleine Wohnung brachten, ſo daß Ilſebill immer wieder den ſchüchternen Verſuch machte, zu Erſparniſſen zu mahnen, jetzt, wo die Schulden abgetragen waren.

„Es iſt uns nicht leicht geworden, Franzine, das kannſt Du Dir denken, denn wir hatten wirklich beide nichts, und meine beiden Staatsroben konnten uns nicht helfen. Warten aber wollten wir nicht," — ſie lachte — „wir haben's auch nicht getan, als wir uns einmal einig waren. Und dann das Anfangen, hier in Paris! Aber dahin hatte Gerhard eine Empfehlung, ich weiß nicht mehr durch wen. Und dann konnte er wirklich arbeiten, weil er ſo glücklich war, ſagte er, und weil ich immer dabei ſaß und meine Augen ſeinen Fingern folgten.

„Weißt Du, eigentlich gehören all die Zeichnungen mir." Sie legte ganz ſtolz ihre verarbeiteten, feinen Finger auf die Blätter. „Ich komme mir ſehr großmütig vor, daß ich ſie den anderen abgebe, und wenn ich mir mal auf der Straße ein Blatt kaufe, von dem ich weiß, daß etwas von ihm darin iſt, dann lache ich. In unſer Lachen haben wir uns verliebt, er in meins und ich in ſeins. Nach ſo einer Vorſtellung bei unſerer Schmiere, wo wir Don Juan aufführten, in einem kleinen Dörfchen in Süddeutſchland, um die Zeit des jungen Weins, wenn die Leute alle in Gebelaune ſind. Die Herrſchaften von den umliegenden Schlöſſern waren zur Vorſtellung gekommen, und Gerhard auch. Er ſagt, man könnte einen Roman ſchreiben über dieſe Vorſtellung des ſpaniſchen Ritters, und dann hat er Zeichnungen gemacht, eine ganze Reihe, von mir auch, denn ich war abwechſelnd die Donna Elwira und die Donna Anna und das Zerlinchen. So haben wir uns kennen gelernt. Was er mir bot, war für mich geradezu eine Poſition, denn Du glaubſt nicht, wie ich das

Herumstreifen satt hatte mit all meinen zerbrochenen Illusionen über große Kunst, und er paßte auch zu mir, besser als irgend ein Angesessener mit einem regelrechten Beruf. Leichtes Blut haben wir beide in den Adern, darum kommen wir so gut aus, und nirgends besser vielleicht als hier auf dem Montmartre, wo es um uns herum von Künstlerklausen wimmelt und das Glück immer genommen wird, wie ein guter Fang."

„Nehmt ihr es denn auch so, Ilsebill?"

Sie lachte. „Freilich wie einen guten Fang, nur daß wir es behalten wollen, Franzine, für immer. Darum haben wir unsere Ehe auch ordentlich verbrieft und versiegelt. Du brauchst Dich nicht zu fürchten, und unsere Ilse ist sogar getauft."

„Ja," sagte Gerhard, der in die Tür des Zimmers getreten war und zugehört hatte, „überrumpelt hat sie mich, die Ilsebill, und nun wächst sie sich allmählich zu einer spießbürgerlichen Hausfrau aus, die Vorräte anlegen will. Drei Pfund Zucker hat sie neulich gekauft auf einmal, ist das erhört, Franzine? Und meinen Sommeranzug hat sie verwahrt, anstatt ihn zu versetzen, was so viel praktischer und bequemer ist. Von meinen letzten Einnahmen hat sie wirklich fünfzig Franks zurückgehalten, und ohne daß ich in ihren Küchenschrank einbreche, bekomme ich sie nicht heraus."

Ilse war auf ihn zugeflogen und hatte ihre Arme um seinen Hals geschlungen:

„Dafür bin ich Dine Fru de Ilsebill, das weißt Du. Warte nur, ob wir nicht herauskommen aus unserer Bohèmewohnung in ein Häuschen, für uns allein."

„Hörst Du's, Franzine? Sie hat schon das Ideal des französischen Arbeiters: mit vierzig Jahren Rentner und seine eigenen Zwiebeln! Ich weiß nicht, wohin sie's noch mit mir treiben wird, denn die Verhandlungen mit den Verlegern hat sie allmählich auch in die Hand genommen."

Ich kann nicht sagen, wie all das auf mich gewirkt hat in jener Zeit, was ich empfunden habe, als wir zum Fest einen wirklichen deutschen Tannenbaum anstecken da oben in unserer kleinen Wohnung, und als Ilse auf den Armen ihres Vaters jubelnd nach den Lichtern griff.

Ich weiß nicht, aus welchen Kreisen meine Schwägerin war, sie sprach nicht davon, und ich fragte nicht; aber daß sie ein froher, starker Mensch war, das sah ich. Ich dachte an Wulf, während die Tanne brannte, und ich wußte, er dachte an mich, wo er auch an diesem Abend sein mochte, und ob auch kein Zeichen zu mir kam. Aber zwischen uns lagen Länder und Meere und Dinge, die uns noch viel stärker trennten. Ich kam mir reich vor, daß ich aus meiner großen Einsamkeit heraus diese Menschen hier gefunden hatte, die wie ein Stück von mir selbst waren, und nie habe ich so den Begriff der Heimat gehabt wie dort.

Wir setzten gleich fest, daß ich meine Ferien immer bei ihnen verleben solle, und Ilse sperrte sich nicht, als ich sie bat, eine kleine Pension von mir zu nehmen. So habe ich in den nächsten Jahren Paris lieben gelernt.

Gerhard war freilich auch ein Führer, mit dem es sich lohnte, in Kirchen und Museen zu gehen. Aber auch in mir mußte etwas anders geworden sein, daß ich ihm so willig folgte und die Sonne der Kunst mit ihren Strahlen wie durch breite, offene Fenster in mein Herz fallen konnte. An den Sonntagen aber zogen wir hinaus mit diesem lustigen Völkchen der Pariser kleinen Leute, das seine Sonntage im Grünen verbringen will, in Saint-Cloud, in Fontainebleau, in Sceaux, wo die kleinen Leute Hochzeit feiern und die Braut im weißen Schleppkleid, im Schleier und Orangenblütenkranz, laut jauchzend auf einem Esel umherreitet, wo man nachher zur Drehorgel tanzt, eine feierliche Française, als Visavis den Cousin in den roten Hosen, der

Unteroffizier bei einem Linienregiment ist. Oder wir fuhren gar an dem Tage der großen Wasser nach Versailles, wir vier, denn die kleine Ilse nahmen wir mit. Da lagen wir denn auf dem grünen Rasen oder unter den Bäumen von Trianon, und Ilsebill packte die Vorräte aus und hatte immer eine kleine Überraschung und immer eine Freude und ein sonniges Wort für jeden.

Da habe ich gesehen, was die Sonntage dem Volke sind: ein Trunk aus einer frischen Quelle! Wenn überall zwischen den Bäumen die hellen Kleider der kleinen Mädchen hervorleuchteten, die mit ihrem Liebsten herausgezogen waren, meistens zu Rad, und dazwischen die behäbigen Familienmütter, und die Väter, die auf dem Rücken lagen und ihre Zigarette rauchten und mit ihren Kindern scherzten. Mit dem Sonnenscheln durchdrang frohes Gelächter all diese Gruppen harmloser Menschen bis zu den verschnittenen Hecken des Schlosses hin. Später, wenn man sich in das Gedränge mischte, und Gerhard Klein-Ilse hoch hob, daß sie all die Wasserstrahlen aus dem Becken der Latona sah, selbst dann nie ein unerfreuliches Wort oder eine rohe Bemerkung. Freude, Lachen und Harmlosigkeit, als wollte man die Stunden durchkosten, bis morgen früh die Arbeit wieder in ihr Recht trat. Dafür waren wir aber Deutsche, die die Natur für sich allein liebten, daß wir immer wieder eine Gelegenheit fanden sie aufzusuchen, wo sie niemand gehörte als uns. Tief in die Wälder von Fontainebleau sind wir gegangen, und abwechselnd haben wir Klein-Ilse getragen, wenn sie müde wurde. Auf den moosigen Steinen haben wir gesessen und gewartet, ob Franz I. mit seinem Gefolge von Edelleuten dahersprengen würde, oder die schöne Diana von Poitiers im grünen sammetnen Jagdkleide, den Federhut auf den Locken. Denn wir beide, Gerhard und ich, waren Kinder der Kultur, daß wir uns zurückversetzen konnten in die Zeiten der Vergangenheit und aus ihnen erzählen, als erzählten wir Märchen. Dann saß Ilsebill uns gegenüber; den hübschen Hut, den sie sich selbst aufputzte, hatte sie von den schweren blonden Zöpfen genommen, das Kinn in die Hände gestützt und schaute bewundernd mit ihren nachdenklichen blauen Augen zu uns auf. Klein-Ilse aber war ganz still auf ihres Vaters Schoß.

Wie Märchen erzählten wir aus der Vergangenheit Frankreichs, wenn wir so zusammen dahingingen, um dann immer wieder zu der Geschichte des eigenen Landes zu kommen und zu den Märchen von der Heimat. Die hat Klein-Ilse gehört in dem Waldesschatten und bei den Fernblicken der Fremde, in der sie geboren ist, und darum ist sie so deutsch geworden, sie, die nun in ein anderes Land gegangen ist, ihren jungen Mut auch jenseits des Meeres zu erproben.

Not und Sorge kamen nicht in das kleine Heim. Ilse mit ihren seltsamen hausfraulichen Instinkten sorgte für alles und legte wirklich einen Sparpfennig zurück. Es war eine Freude für mich, mit ihr einkaufen zu gehen in den großen Kaufhäusern von Paris, nicht im Louvre oder im Bonmarché, wo die feinen Leute kaufen, sondern in der Samaritaine, wo für den Geschmack des kleinen Publikums gesorgt war, und auf dem Markte drüben auf der Insel. Da konnte sie so eifrig handeln und ihr Recht verfechten in ihrem hübschen Französisch, das immer einen fremden Akzent hatte, und so glücklich nach Hause kommen mit dem irdenen Topf voll Erdbeeren, die sie von dem Wagen in der Straße für ein paar Sous gekauft hatte, und mit dem Strauße Vergißmeinnicht oder früher Rosen. Dann wurde unter ihren Händen das kleine Wohnzimmer da oben so heimisch und doch so künstlerisch, daß Gerhard stolz war auf sein Atelier, und wirklich faßte er um diese Zeit den Plan, sich mit einer großen Verlagsbuchhandlung in Verbindung zu setzen

Digitized by Google

für eine Illustrierung von Viktor Hugo, der in einer Prachtausgabe erscheinen sollte. Er trug auch den Preis davon und hielt die ersten Lieferungsfristen pünktlich ein.

Damals habe ich Ilsebill so recht unbeschreiblich lieb gewonnen; Freundin ist sie mir gewesen und Schwester in eins. Es waren glückliche Jahre, eine Zeit, in der ich nur für die Ferien lebte, und einmal sind wir sogar zusammen an die See gegangen, nach einem kleinen Fischerdörfchen in der Normandie. Schon wie Ilse alles vorbereitet hat, mit den paar hundert Franks rechnend, die sie sich für den Aufenthalt zusammengespart hatte, war eine Lust zu beobachten, und wie sie wieder saß und nähte, und unter ihren geschickten Fingern das Notwendige für sich selbst und für die kleine Ilse entstand, und Erinnerungen aus ihrer kurzen Theaterzeit in ihr erwachten, und sie plauderte und lachte. Wie sie mit ihren beiden Kleidern, ein paar Meter Goldband und ein paar Seidenbändern alles hatte bestreiten müssen, eine Jungfrau von Orleans ebenso gut wie ein Käthchen von Heilbronn. Denn Schmierentheater sind immer klassisch, weil in den Stücken der Gottbegnadeten etwas drin ist, was nicht zu töten ist, nicht durch die Umgebung einer Scheune, und nicht durch die mangelnde Dekoration, die einen Oleanderstrauch im Kübel einen Wald markieren läßt. Und so lustig plauderte sie von der bengalischen Flamme, in der Don Juan unterging, oder von Don Karlos, daß Gerhard von seinem Schreibtisch in ihr Lachen einstimmte, bis er aufsprang, ihren Kopf in seine Hände nahm und sie küßte.

Ilsebill gab etwas darauf, hübsch auszusehen mit ihrer blonden Frische, die sich in Augenblicken der Erregung noch auswuchs zu etwas Sieghaftem, lachend Fröhlichem, dem nicht zu widerstehen war, und Gerhard war eitel auf sie und gar nicht eifersüchtig, wenn die Blicke der Männer ihr folgten.

„Das ist sein Tribut, verstehst Du?" sagte sie zu mir. „So sind die Männer alle, und hier auf dem Montmartre kann er wahre Schätze der Eitelkeit einsammeln."

Das große Haus auf dem Montmartre war wie ein Vogelbauer, in dem unzählige Pärchen untergebracht sind. Am Tage fliegen sie bunt durcheinander; aber am Abend sitzen sie eng nebeneinander auf ihrer Stange. Viel legitimes Glück war nicht darunter. Ilse war wie die Königin mit ihrem schlichten Trauring. Doch ihr Händedruck war gleich herzlich für alle, und nur strahlende Augen sah ich, wenn aus den offenen Türen des Ateliers ein herzliches oder neckisches Wort uns folgte. Wie große Kinder schienen mir alle.

Aber nicht nur auf dem Montmartre sahen die Männer wohlgefällig nach der blonden Ilse. Auch in dem kleinen Dörfchen an der Küste herrschte sie bald wie eine Königin. Es waren ein paar junge Männer da, einige in Gesellschaft ihrer Mädchen, und des Abends, wenn wir auf der hohen Klippe saßen und die Sonne untergehen sahen, fand sich oft ein wunderlicher Kreis von Menschen zusammen, die alle dem Augenblick lebten und ihre Schlösser da oben in die leuchtenden Wolken des Westens bauten. Sie waren alle gut zu mir, aber mich trennte doch eine unüberwindliche Schranke von ihnen, und ich fühlte wohl, daß ich auch hier in meinem Glasschrein saß. Sie nannten mich „die Deutsche" und machten da einen Unterschied zwischen meinem Bruder und mir oder auch sich selber, denn es waren Kinder aller Herren Länder, die sich da in der kleinen Künstlerkolonie zusammengefunden hatten. Ich muß wohl typisch die Deutsche gewesen sein in dem Begriff der Abgeschlossenheit der Frau, den man damals noch damit verband.

Ilse war hier die Herrscherin, vielleicht schon deshalb, weil sie die einzige legitime Frau war in all diesen Verhältnissen. Doch mochte das nur ein geheimer

Grund sein, den sich die Mädchen selbst nicht eingestanden, und den Ilse nie betonte. Vielleicht auch, weil Klein-Ilse da war, die, nun schon sechs Jahre alt, mit ihren großen blauen Augen und ihrem blonden Lockenkopf das Spielzeug und der Liebling aller war. Sie war das einzige Kind in diesem Kreise, und mehr als einmal habe ich die lustigen Mädchen beobachtet, die so keck und froh durch das Leben zu tanzen schienen, wenn sie Klein-Ilse nahmen und herzten, oder wenn sie ihr etwas Gutes erwiesen oder auch nur, wenn ihre Augen ihr folgten, und wenn in ihrem Blick etwas von jener Sehnsucht auftauchte, die sie immer tief in sich zurückdrängten.

Des Morgens badeten wir. Wenn die Ebbe kam, suchten wir mit bloßen Füßen Muscheln und Seesterne, und den Schiffern, die mit der Flut ihre Boote anlegten, liefen wir weit entgegen und holten uns die Garneelen aus den Körben. So gesund waren die kleine und die große Ilse in jenen Wochen, so strahlend und leuchtend, ordentlich braun gebrannt unter ihren blonden Haaren. Gerhard zeichnete am Vormittag. Sein Skizzenbuch füllte sich, und er hoffte auf eine reiche Ernte, die die Ausgaben des Sommers wett machen würde. Ungern haben wir uns alle getrennt dort oben. So viel Freundschaften waren geschlossen, so viele Fäden angeknüpft, daß man meinte, das Garn hätte für ein ganzes Leben Spinnstoff gegeben.

Als wir im Zuge saßen, der uns nach Paris zurückführte, schien noch der Duft der Küste um uns zu wehen, wenn Klein-Ilse ihr Körbchen öffnete und mit den Muscheln spielte, und der eigentümlich scharfe Geruch des Tangs sich durch den Abteil verbreitete. Pläne für das kommende Jahr haben wir gemacht, und ich bin nach der Vendée zurückgefahren in dem festen Bewußtsein, eine Heimat zu haben, eine Heimat und einen Beruf, denn auch bei Latours hatten sich die Dinge mittlerweile vorwärts entwickelt. Die Älteste war schon seit einem Jahr verheiratet, eine Ehe, die die Eltern geschlossen hatten. Die Brautzeit hatte mir reichlich zu tun gegeben, denn nicht einen Augenblick durfte das Mädchen mit dem Verlobten allein bleiben. Sie hatten sich nur wenige Male gesehen, ehe das von den Familien geschlossene Bündnis veröffentlicht wurde. Ich hielt eine solche Vorsicht für ganz überflüssig und sprach mich einmal gegen Madame Latour darüber aus. Nun konnte ich das. War ich doch im Laufe der Jahre fast ein Familienmitglied geworden.

„Meinen Sie, Madame Latour, daß diese Beaufsichtigung des französischen Mädchens immer dieselbe bleiben wird?" fragte ich. „Wie soll denn jemals in Frankreich oder den romanischen Ländern eine Frau einen Beruf ausüben, wenn sich diese Grundsätze für das Mädchen der guten Familie nicht ändern, und man es nicht einen Augenblick mit einem Manne allein läßt?"

„Pekuniäre Notlage bringt allerdings eine Änderung hervor. Sie sehen, daß niemand es unterläßt, Ihnen selbst mit Achtung zu begegnen, obgleich Sie täglich in Ihrem Hause gerade Herren Stunden geben. Nun schützt es Sie allerdings, daß Sie eine Fremde sind. Im übrigen würde ich eine Änderung gar nicht wünschen. Meine Töchter werden als Frauen so viel Freiheiten haben, daß sie diese Beschränkung in der kurzen Zeit vor der Ehe ruhig ertragen können, und Sie sehen auch, daß Angelika absolut keine Versuche macht, sich gegen unsere Aufsicht zu wehren."

Das sah ich in der Tat; ich hatte es aber bisher auf einen Mangel an Zuneigung geschoben, und eigentlich war ich recht froh, als am Tage der Eheschließung das junge Paar im Wagen saß, und damit die Last der Verantwortung von meinen Schultern fiel. — — —

Es war wieder um die Weihnachtszeit, und ich bereitete mich für meine Pariser Reise vor. In meinem Zimmer lagen die kleinen Gaben, die ich für die Meinigen

besorgt hatte. Ich haßte das französische Weihnachtsfest, das so ohne Sang und Klang vorbeiging an den Leuten und dafür den Neujahrstag erhob, mit seinen Glückwünschen und den kleinen, nichtigen Etrennes. Ich hatte eine Puppe angezogen für die kleine Ilse, eine herrliche Puppe im Kostüm einer Spreewälderin, und ich wollte ihr erzählen von den Sitten der Heimat ihrer Großeltern; denn so oft Gerhard und Ilsebill auch von Deutschland sprachen, nie sprachen sie dem Kinde von dem Hause in der Mark. Gerhard hatte es mir bisher verboten. Sein Groll gegen den toten Vater hatte nicht nachgelassen. So hing Klein-Ilse nur an ihren Eltern und mir, denn das vierte Stockwerk in dem Hause auf dem Montmartre mit dem Blick auf die unzähligen Gerüste der riesenhaften Kirche war bisher ihre Welt gewesen.

Ich war schon überrascht, daß mich niemand auf dem Bahnhof abholte, als ich ankam. Oben in der kleinen Wohnung saß Ilse auf dem Schoß der jungen Freundin des Bildhauers Monsieur Bertouche, die auf demselben Stock wohnte. Sie streckte die Arme nach mir aus und lief mir entgegen. Das Mädchen aber sagte:

„Frau Wahrenburg liegt im Krankenhause, und Ihr Bruder ist bei ihr. Ich fürchte ..." Ihre Augen suchten über das Kind hinweg die meinen. Ich war so erschrocken und entsetzt, daß ich nur immer über Ilsens Lockenkopf streichen konnte.

„Typhus," sagte die andere, „schon seit Wochen," dann ging sie leise aus dem Zimmer.

Ich habe bei Ilse gesessen und sie getröstet und sie ins Bettchen gebracht. Spät in der Nacht ist Gerhard gekommen, ein anderer Mensch, bleich und verfallen, und am nächsten Tag hat er mich mitgenommen zu der Sterbenden. Sie hat mich noch sehen wollen. Sie hatte kein Zimmer für sich, das war zu teuer, und sie bestand ängstlich darauf, in dem gemeinsamen Saal zu liegen. Als ich bei ihr saß und in ihr verändertes Gesicht sah, auf dem schon die Schatten des Todes lagen, und ihre Hand hielt, winkte sie, daß Gerhard hinausging.

„Ich weiß, wie es werden wird, Franzine. Er wird es nicht tragen. Du weißt nicht, wie schwach er ist; aber ich habe es hundertmal gesehen. Er wird sich selbst verlieren, es wird alles zertrümmert werden und auseinandergehen, mein Nest, mein süßes, kleines Nest da oben auf dem Berge. Und Ilse — Franzine, ich kann nicht sterben, wenn Du mir nicht versprichst, daß Du für sie sorgen willst."

„Er wird sie mir nicht geben," flüsterte ich, „Du weißt, sie ist sein alles."

Da ging ein Lächeln über ihr Gesicht, so ein trauriges Lächeln, und ich erkannte in ihm unser gemeinsames Schicksal. Die Männer, die es gemacht hatten, standen plötzlich vor meinen Augen, mein Vater und Wulf und Gerhard, und alle drei hatten denselben Blick, der den unserigen sucht und sucht, und dann schwach wird und abweicht, und alle drei hatten das Lachen, das unsere Herzen betört. Ich verstand Ilsebill.

„Ich will sie nehmen," sagte ich, „und ich will sie halten, als wäre sie mein eigenes Kind. Es wird sich auch ein Weg finden."

Da drückte sie meine Hand und sah mich an, und dann kam Gerhard. Ich ging, denn ich wollte sie ihm lassen für diese letzten Stunden. —

In jenen Tagen vor und nach dem Begräbnis habe ich erkannt, wieviel Liebe und Freundschaft in den Herzen des leichten Völkchens da oben auf dem Montmartre wohnte, und auch wieviel Verständnis für fremdes Leid. So feinfühlig sind sie gewesen und so teilnahmsvoll, wenn sie in der Dämmerstunde in das kleine, verwaiste Zimmer traten und sich neben den Mann setzten, der mit aufgestütztem Kopf in einer dunkeln Ecke kauerte, und ihn streichelten, und ihm ein paar liebe Worte

über sie sagten. Die Mädchen aber oersorgten mich mit dem ganzen Essen. Fast keine kochte selbst. Sie gingen um die Mittagstunde in die Garküche, mit ihren runden Schälchen für die Suppe und mit den Netzen, in die sie das gekochte Fleisch und das gekochte Gemüse taten, und dann brachten sie mir einen Teil davon, ein paar Orangen dazu, und ein wenig Kuchen für das Kind. Ich hatte nur abzuwehren. Die Art der Wirtschaft war mir fremd, denn Ilse hatte alles selbst besorgt im Hause, auf dem kleinen Gasofen, und sich kaum die Finger schmutzig gemacht dabei. Aber ich ging dann mit in die Garküche, wo viele gleich aßen an den sauberen Tischen, und wo ein lustiges Hinundher war, und das Schwirren von Witzworten. Ich beredete auch Gerhard mitzugehen, ehe ich wieder abfuhr, denn ich wußte mir keinen Rat. Ein Mädchen konnte er sich nicht nehmen, und immer auf die Freundschaft der anderen angewiesen konnte er nicht bleiben. Ich sagte, er müsse sich fügen, wenigstens bis Ostern, bis ich wiederkäme, und ich sprach ihm immer von dem Kind, daß er für das doch sorgen müsse. Ich könne ja sonst nicht abfahren, und meine Zeit sei kurz. Aber er hat mir kaum Antwort gegeben in jenen Tagen und mich rauh beiseite geschoben. Da war ich froh, daß die kleine Grisette, die ich bei Ilse gefunden hatte, als ich kam, das Kind ganz zu sich und Bertouche herübernahm. Ich sprach mit ihr und sagte, daß bis Ostern sich alles geändert haben würde, und wir einen Plan machen könnten. Aber sie weinte und lachte in einem Atem und sagte, es sei ja ein Glück für sie, ich wisse gar nicht wie groß, und ihr Freund sei ganz damit einverstanden, daß sie eine Zeitlang für Ilse sorgen würden, denn die blonde Frau hier oben sei der Engel oon ihnen allen gewesen. „Der gute Stern," fügte sie abergläubisch hinzu, „keines oon uns hat den anderen oerlassen hier im Hause, solange sie hier oben wohnte. Wie unser Schicksal war sie, und Sie wissen nicht, wieoiel Tränen geflossen sind bei uns, als sie gestorben ist. Alle werden mich beneiden, daß ich für ihr Kind sorgen darf ein paar Monate lang."

Da habe ich denn selbst Ilse, die ganz verstört war und nur ihre große Puppe krampfhaft im Arm hielt, herübergebracht in das Atelier des Bildhauers. Er arbeitete an einer großen Gruppe, die hieß „Die Treue", und sein Mädchen stand ihm Modell dazu. Wir haben für die Kleine einen Winkel eingerichtet, der ihr gehörte tagüber, und ihr Spielzeug herübergebracht, und drüben habe ich ihr Lebewohl gesagt. Gerhard war an dem Tage meiner Abreise nicht zu finden. Ich bin auch auf den Friedhof gegangen. Aber ich fror immer auf diesen sonderbaren Kirchhöfen oon Paris, die wie Städte von Grabdenkmälern sind. Stein, Stein und wieder Stein, und kein grüner Hügel, um den sich der Efeu schlingt. Überall aber fährt der Wind über die kalten Immortellen und über die Perlenkränze und über den Prunk eines fremden Glaubens und einer fremden Sitte.

Das hat mir für Ilse am meisten leid getan, daß sie da in dieser kalten Totenstadt liegen muß, und fast hat es mich gefreut, daß Gerhard ihr kein Einzelgrab besorgen konnte, sondern sie beigesetzt ist in einem jener Massengräber der Armen, die nicht einmal einen eigenen Namenszug tragen, sondern nur eine Nummer. Da auf dem Friedhof habe ich Gerhard auch gefunden. Er lief zwischen den kalten Denkmälern hin und her und trug die Hand ooll frischer Veilchen. Vielleicht, daß er vergessen hatte, daß es nicht einmal einen Hügel gab, wo er sie niederlegen konnte, denn als er mich sah, reckte er sich, warf die Veilchen auf die Erde und zertrat sie.

Ich faßte ihn um. „Besinnst Du Dich," sagte ich leise, „damals, als wir als Kinder ooneinander Abschied nahmen, vor Mutters Bild, und Du schon den Plan in Deinem Knabenherzen hattest, fortzugehen in die weite Welt —"

Er nickte.

„Ich muß fortgehen, und Du mußt hier bleiben. Aber das eine versprich mir in ihrem Namen, daß ich Dich Ostern noch finde."

Das hat er mir denn auch versprochen.

Es waren ein paar trübe Wintermonate, die auch für diese südliche Gegend besonders rauh waren. Ich war nun sechs Jahre in der kleinen Stadt gewesen und hatte lange vergessen, daß ich sie einmal meiner Gesundheit wegen aufgesucht. Ich war viel kräftiger, und so oft ich auch Mutters Bild ansah, glaubte ich doch nicht mehr, ihr früh in jenes Land folgen zu dürfen, in dem es keine Sorgen mehr gibt. Eigentliche Sorgen hatte ich auch hier in Frankreich nicht gefunden. Durch meine vielen Privatstunden war ich so gestellt, daß ich mir in jedem Jahr fast tausend Franks zurücklegte, so daß ich jetzt über ein kleines Vermögen von fünftausend Mark verfügte, den ersten kümmerlichen Anfang einer Sicherheit, die über den Augenblick hinausging. Ich hatte nicht daran gedacht, meine Stellung hier aufzugeben. Zwar im Hause Latour endigte sie mit Marie-Louises Erziehung zu Ostern. Aber mehr wie eine Anfrage um eine ähnliche Tätigkeit wie die in diesem Hause war bei mir eingelaufen, und mein Schülerkreis vermehrte sich beständig. Es fing wirklich an, zum guten Ton zu gehören, deutsch zu lernen, und da ich die einzige deutsche Lehrerin im Ort blieb, so wendete man sich in erster Linie an mich. Ich habe vornehmen Französinnen Stunde gegeben, die mich noch in ihrem großen Himmelbett liegend empfingen, in seidenen Kissen, und die ihre Schokolade tranken, während sie mit mir den Faust radebrechten, und junge Offiziere sind bei mir gewesen und Kaufleute und Studenten. Ich habe das Liebenswürdige, Sympathische dieses Volkes kennen gelernt und immer tiefer bedauert, daß Rassenhaß überhaupt auf der Erde Platz gefunden hat; aber sonderbarerweise bin ich trotz meiner Sanftmut nie ein Friedensapostel im letzten Sinne gewesen, denn neben der Gleichheit habe ich doch auch die Verschiedenheit der Nationalität greifbar deutlich gefühlt.

So freundlich man mich auch dort behandelt hat, so habe ich mich doch nicht gewundert, als Herr Latour mir eines Tages in einer jener politischen Spannungen, die das Gespenst eines Krieges in jenen Jahren ja öfter heraufbeschwor, ernsthaft versicherte, daß er mich beim Ausbruch der Feindseligkeiten nur bis La Rochelle bringen könnte und sich für nichts weiter verpflichten, denn er hatte nur zu wohl die Wut des erregten Pöbels im Andenken, der 1870 einen französischen Bürger, der im Verdacht der Deutschenbegünstigung stand, einfach lynchte. So sah ich auch hier wieder, wie alles balanziert über einem ungewissen Untergrund und wie wir uns auf nichts verlassen können als auf die Sterne in unserer eigenen Brust.

Ich überlegte aber beständig eine Lösung meiner hiesigen Beziehungen und eine Rückkehr nach Deutschland, denn ich erhielt von Gerhard nur kurze zerstreute Nachrichten und hin und wieder ein flüchtiges Zettelchen von Ilsens junger Ziehmutter. Ich war fest entschlossen, mein der Verstorbenen gegebenes Versprechen in vollem Umfange zu halten. Aber das Wie machte mir Schwierigkeiten, die furchtbare Verantwortung, die ich übernahm. Dabei zog es mich mit unwiderstehlicher Gewalt zu Ilse. Die Mutterinstinkte waren erwacht, und so schrieb ich an Marianne und holte mir Rat.

Ich stand nur in flüchtigem Zusammenhang mit ihr, hatte sie aber in Paris in dieser Zeit ein- oder zweimal gesehen. Dann war ich aus der Glückseligkeit meiner

Dachwohnung auf dem Montmartre in das Hotel Continental gegangen, wo die Gräfin Oldenburg mit ihrem Gatten wohnte, und ich hatte mein zierliches Seidenfähnchen zwischen die rauschenden Schleppen der Damen der großen Welt gemischt, war mit Oldenburgs in die große Oper gefahren und am Nachmittag ins Bois.

Marianne war ganz die Alte geblieben, eine vornehme Frau in jeder Linie, aber streng und abgeschlossen. Das Verhältnis der Eheleute schien ausgezeichnet zu sein; aber die Liebe, die so warm zwischen Gerhard und Ilse hin- und herflog in jedem heimlichen Grüßen der Augen, in jedem Streifen des Kleides, fehlte hier offenbar noch immer. Ich hatte das letzte Mal auch die Bemerkung gemacht, daß beide sich heimlich zu beobachten schienen, daß sie fremder miteinander waren wie zu Beginn. Marianne sagte mir in dem kurzen Alleinsein, die Frau, die der Graf geliebt habe, und von der er sich zu ihr und in die Ehe gerettet habe, sei gestorben. Ich wußte nicht, ob sie glücklich oder unglücklich darüber sei und fragte sie nicht danach. Sie besprach lieber meine Verhältnisse als ihre eigenen. Nur das fühlte ich, daß sie wirklich gleichgültig nach Wulf fragte, von dem sie übrigens durch die Familienbeziehungen mehr wußte, als ich selber. Seine Briefe an mich waren nicht viel mehr als das gelegentliche sentimentale Heimdenken eines Soldaten am Lagerfeuer oder eines Jägers in einer Mondnacht, wenn er auf Anstand liegt. Er hatte mich nun offenbar fest eingefügt als Sammelpunkt alles Weichen und Guten in seinem Leben. Ich mochte da wirklich in einem Heiligenschrein stehen, und er mir gelegentlich die Blumen des Feldes oder auch seine Jagdtrophäen bringen, vielleicht auch die Haarlocke dieser oder jener Frau, zu der ihn die Leidenschaft trieb.

Er war dem Grafen Oldenburg unentbehrlich geworden, und die Familie schien mit dieser Lösung der Dinge aufs höchste einverstanden, denn die Tollheiten und Sonderbarkeiten des Grafen traten nun nicht mehr so zutage. Man dankte das Wulf von Willich. Wenigstens die Gespenster der Sorge und Einschränkung, denen er nicht gewachsen war, waren so gewichen.

Als Marianne das letzte Mal so ruhig von ihm gesprochen hatte, sagte sie, indem sie mir über die Haare strich: „Du trägst ihn natürlich noch in Deinem Herzen, wie Du den kleinen Ring mit seinem Haar an Deinem Finger trägst. So wirst Du eine ewige Braut sein, was nur für eine Deutsche möglich ist; denn ich möchte darauf wetten, daß Du eine Rückkehr immer noch für möglich hältst."

Ich sah sie ganz ruhig an. „Ich bin darum eine ewige Braut, Marianne, weil es mir ganz unmöglich wäre, zweimal das wegzugeben, was mein Herz einmal bewegt hat. Das ist mein Schicksal. Aber ich verlange das von niemand anders, und ich würde es auch nicht einmal gut heißen, wenn es mir von einem anderen erzählt würde. Unerfüllte Liebe ist doch nur wie eine taube Blüte, und es ist gut, wenn sie von der Pflanze abfällt und einer anderen Platz macht. Und dann — die Jahre der Liebe und Leidenschaft liegen hinter mir."

„Das sagst Du so," entgegnete sie, und ein heißes Rot stieg plötzlich bis unter ihre blonden Haare, „und dabei sind wir beide noch nicht dreißig."

„Es tun nicht die Jahre, Marianne, es tut's das innerliche Erleben. Ich komme mir oft vor, als ob ich hundert Jahre alt sei."

„Ja," sagte sie fast heftig, „hundert Jahre hast Du in einem gläsernen Berg geschlafen. Komm heraus und sieh, wie die Sonne scheint, dann wirst Du wissen, daß es nur ein Augenblick war." Nun wußte ich, aus jedem ihrer Worte, daß sie an sich dachte und den Grafen. Aber den beiden konnte niemand helfen.

Dann kam Ilsebills Tod und meine große Not, in der ich mich an sie wendete. Sie antwortete mir sofort, ganz in meinem Sinn. Sie schlug mir vor, in Berlin Sprachlehrerin zu werden. „Denn an einem kleinen Orte denken sie schon, Dir eine Wahltat zu erweisen, wenn sie Dir eine Mark fünfzig für die Stunde bieten, und nebenbei würden sie klatschen und sagen, Ilse sei Dein Kind, und Du würdest tausend Unannehmlichkeiten haben. Zudem können Dir in Berlin meine Beziehungen helfen. Selbstverständlich steht Dir meine Kasse und Neu-Bellin jederzeit zur Verfügung, ohne Redensarten. Übrigens denke ich Ostern in Paris zu sein. Hier am Kap St. Martin ist es unerträglich langweilig. Der Graf schlug Granada vor. Ich bin aber reisemüde. In Paris ist man doch wenigstens einigermaßen zu Hause."

So schob ich alles auf und dachte, Ostern würde die Entscheidung bringen. Da schrieb mir Marianne im Februar plötzlich, ich möchte meine Tätigkeit unterbrechen und sofort nach Paris kommen. Sie müsse mich sprechen. Ich fuhr sofort und ging direkt zu ihr. Sie hatte mich erwartet. Als sie mich in meinem schwarzen Kleid sah, das mich sehr blaß machte, fuhr sie zusammen. „Du weißt schon?"

„Was, Marianne?"

„Die Trauer — verzeih, ich vergaß, die gilt ja Deiner Schwägerin —"

„Wem denn sonst?" fragte ich, und eine heiße Unruhe stieg in meinem Herzen auf.

Sie war eine harte Natur und kam nicht mit dem zurecht, was sie mir zu sagen hatte. Die Tür zum Nebenzimmer stand offen. Sie sah hin, als erwartete sie Hilfe. Und dann sagte sie, ganz plötzlich, als zerhaue sie den Knoten: „Verzeihe mir, Franzine, wenn ich Dir wehe tue. Wulf von Willich ist in Java am Fieber gestorben." —

Ich saß dann in einem der Fauteulls. Von dem kleinen Tischchen daneben kam der strenge Duft der weißen Tazetten, in denen immer ein Hauch von Zersetzung weht. Der strömte durch alle meine Glieder und kroch in jeden Blutstropfen. Des Grafen Hand aber spreitete eine Decke um meine Knie, und des Grafen Stimme sprach zu mir, leise und freundlich. Wie Wulf so unendlich viel für seinen armen Vetter gewesen, und wie sehr sie alle trauerten. Soviel Gutes sagte er von dem Toten, den sie in der fremden, gefährlichen Erde begraben, den ich nie wiedersehen würde — nie —.

Meine Hände griffen in die Luft und stießen das Glas mit den Blumen um, die so betäubend dufteten. Mein Kopf suchte einen Halt, denn er war leer wie mein Herz, ganz leer. Da lehnte mich der Graf an seine Schulter, und seine tröstende Stimme schwieg. Und nun fing ich an zu begreifen, daß ich Wulf wirklich verloren hatte. —

„Nein, Du bleibst bei uns, Franzine," sagte Marianne, als ich aufstand. „Ich lasse Dich nicht weg. Wo willst Du hin?"

„Zu Ilse."

Sie widersprachen. Sie wollten mich begleiten. Aber ich bestand auf meinem Willen. In meinem armen, leeren Kopf stand wie mit Feuerbuchstaben das eine Wort: Ilse! Der Graf brachte mich in einen Wagen. Fast mit Gewalt mußte ich ihm wehren, mitzufahren. Ich wollte allein sein, ganz allein. Es gab nur noch einen Weg für meine Füße: den zum Montmartre. Und er gab nach.

Ich klopfte bei Bertouche an. Ich nahm Ilse, die allein in dem großen Raume saß, wo unter nassen Tüchern das Modell der „Treue" stand, und zog sie an das große Nordfenster in das nüchterne Licht. Unendlich melancholisch sah das Gesichtchen aus, und während sie mir immer wieder versicherte, wie gut die Tante Bertouche zu ihr sei, liefen die Tränen unaufhörlich über ihre Wangen.

„Und der Vater, Kind?“ fragte ich.

„Der iſt nie da, und es iſt ſo leer drüben, Du glaubſt gar nicht, wie leer. Mutters Sachen ſind alle fort, und das Sofa, und ich weiß gar nicht, wo Du nun ſchlafen wirſt, Tante Franzine. Nur Vaters Zeichentiſch ſteht noch da, aber ſo unordentlich ſieht es auf ihm aus, lauter weiße, ſchmutzige Blätter.“

Da wußte ich genug, und als das junge Paar zurückkam, erfuhr ich auch das übrige. Mein Bruder hatte zuerſt ganz ſeinem Schmerz gelebt und das Kind mit Verzweiflungsausbrüchen überſchüttet. Dann hatte er begonnen auszugehen, öfter und öfter. Ein Stück ſeiner Sachen nach dem anderen war zum Mont de Piété gewandert, und zuletzt hatte er eine wahre Scheu vor dem Kinde gezeigt. Jetzt ging die Kleine nicht mehr hinüber, ſo fürchtete ſie ſich, und die luſtige Griſette hatte ihr ein Lager bei ſich gemacht und ſie ganz und gar behalten.

„Denn,“ ſagte ſie mir mit leuchtenden Augen, „ſie hat mir wirklich das Glück gebracht, die Tochter der ſchönen Deutſchen, die unſer guter Engel war. Vor vierzehn Tagen haben wir uns trauen laſſen, François und ich. Ich bin nun ebenſogut eine Frau, wie ſie es war, und dies iſt mein eigenes Haus.“

Sie nötigten mich, bei ihnen zu bleiben und bei ihnen zu wohnen. Aber ich dankte ihnen und quartierte mich in einem kleinen Hotel in der Nachbarſchaft ein. Ilſe ließ ich ihnen noch, denn es gab ſo viel zu überlegen in dieſen Tagen.

Mariannè und der Graf kamen immer wieder. Aber ſie erreichten nichts. Nicht einmal Wulfs Namen kam in jenen Tagen noch einmal über meine Lippen. Nur von Ilſe ſprach ich.

Gerhard war gar nicht nach Hauſe gekommen. Aber am nächſten Tage, als ich bei Bertouches war, ſagten ſie mir, daß die Wohnung offen wäre. Da ging ich hinein und nahm Ilſe mit.

Er war aus der Tür auf die kleine Terraſſe getreten und ſah herab auf das frühlingsfröhliche Paris.

Ich wagte gar nicht, ihn zu rufen, als ob er ein Nachtwandler wäre, den das Erwachen töten könnte. Ich zog ihn nur am Arm ins Zimmer und zeigte auf das Kind. Das ſah er lange und nachdenklich an, und ich hatte Zeit, mein Entſetzen über den veränderten Ausdruck ſeines Geſichts und über die furchtbare Vernachläſſigung ſeiner Kleider zu verbergen.

„Gerhard,“ ſagte ich, „was ſoll nur werden?“

Da ſetzte er ſich an ſeinen Zeichentiſch und fing an zu weinen. Es lagen Briefe auf dem Tiſch, uneröffnet, die wie Rechnungen ausſahen, und einer, der mitten durchgeriſſen war. Ich hielt die beiden Stücke zuſammen und las, daß der Verleger des Viktor Hugo-Werkes ihm hiermit ein für allemal den gemachten Vertrag kündige, da die letzten Lieferungen zu unpünktlich und unbrauchbar geweſen wären. Dann ſah ich an ſeinen Augen, an den leeren Räumen, an ſeiner verkommenen Erſcheinung, daß der Strudel ihn erfaßt hatte, aus dem nur ſeine Frau ihn hatte retten können, nicht ich, und ich wunderte mich nicht, als er ſagte: „Mit mir iſt es zu Ende.“

Ilſe ſtand noch immer und ſah auf den Vater. Jetzt ging ſie hin und ſchob ihr Köpfchen auf den Tiſch über die ſchmutzigen Zeichenblätter, auf denen wilde Fratzen und widerliche Szenen mit leichtem Stift hingeworfen waren, ſchob ſich ſo nahe zu ihm hin, daß ihr weiches Geſichtchen an ſeine Wange kam. Da ſtreckte er die Arme aus und zog das Kind an ſich. „Nicht wahr, Ilſe, Du gehſt zu Tante Franzine?“

Sie nickte ganz ernſthaft. „Wenn Mutter nicht wiederkommt?“

„Kannſt Du denn das Erbe antreten, Franzine?“

„Ja," ſagte ich, „jetzt kann ich es. Ich kann für Ilſe leben, wie kaum eine Mutter für ihr Kind. Nur für ſie. Aber Du, Gerhard? Deine Pflichten ſind doch hier."

Da lachte er, ſo hart, wie er damals vor meinem Vater gelacht hatte, als er einen Wechſel des Gymnaſiums verlangte. „Es iſt nicht gut, mir von Pflichten zu reden. Niemand hat ſeine Pflichten gegen mich erfüllt auf der Welt, als eine, und der bin ich treu geweſen. Nun bin ich wieder einmal wie die Feder, die in der Luft dahinwirbelt. Ilſes Hände ſind noch zu klein, um mich zu halten."

Ich teilte ihm dann meinen Plan mit, ungewiß und ſchwankend. Wir blieben in dem öden Zimmer. Schneidend zog der Februarwind durch die Fugen der Terraſſentür. Herüber zu den Freunden wollte er nicht kommen. Ich fühlte, daß er ſich ſchämte, hier, wo er einmal der Stolze, Glückliche geweſen war, und ich quälte ihn nicht.

Wir haben nicht einmal ordentlich Abſchied genommen, und er war nicht zu bewegen, in die kalte, ſteinerne Totenſtadt zu gehen, wo ſie in dem Gemeindegrabe lag. Auch ich konnte es plötzlich nicht mehr. Ich wagte es nicht. Als ob ich mich dann nicht mehr aufrecht halten würde. Er verſprach, von Zeit zu Zeit etwas von ſich hören zu laſſen. Aber ich fühlte wohl, er gab das Verſprechen den Winden. Ich nahm Ilſe mit, und die junge Frau Bertouche wehrte ſich nicht. Der Talisman hatte ſeine Kraft geübt, ſie war nun ſicher in ihrem eigenen Glück und gab ihn von ſich.

Es hatte ſich viel geändert in der kurzen Zeit in dem großen Hauſe auf dem Montmartre, wo ſo viel Not und ſo viel Glück und ſo viel Leichtſinn in den kleinen Wohnungen verſteckt waren. Als ſich mir dann ſo ein Schickſal nach dem anderen aufgerollt hatte, habe auch ich denken müſſen, daß der gute Geiſt mit Ilſe davongegangen war, und vieles, was mir an der Küſte der Normandie ſo heiter und ſelbſtverſtändlich erſchien, ſo ſchön und frei, ging nun nackt und häßlich vor meinen Augen. So nahm ich das Kind mit in die Vendée. Oldenburgs waren auf dem Bahnhof, und nicht mir, ſondern Ilſe gab der Graf den großen Strauß weißer Roſen.

Nicht mehr für lange kehrte ich zurück, nur noch bis zu den großen Ferien. Ich tat ſofort Schritte, dem Städtchen eine neue deutſche Lehrerin zu beſorgen, und ich ſelbſt führte noch meine Nachfolgerin ein und legte mein angefangenes Werk in ihre Hände.

Dann packte ich meine Sachen. Ilſe war da, Ilſe half mir in ihrer kindiſchen Weiſe, um Ilſe mußte ich mich kümmern. Meine Schüler wollten mir ihre Anhänglichkeit beweiſen. Aber ich fühlte nichts, als daß da ein Weſen war, das konnte nicht leben ohne mich. Ich flog durch den Garten Frankreichs, wo die Leute die jungen Pflanzen mit Glasglocken bedeckten gegen die rauhe Nachtluft — und ſah nur, ob Ilſe auch keinen Zug bekam. Ich nahm ſie auf, als der Kölner Dom zu ſehen war, und zeigte ihr die mächtigen Türme im brauenden Morgennebel.

„Iſt das Deutſchland, Tante Franzine?"

„Das iſt unſere neue Heimat, mein Kind."

Zweiter Teil.

Wir fuhren damals direkt bis Neu-Bellin. Es hätte keinen Zweck gehabt, im heißen Sommer in der Großstadt unnötig Geld auszugeben. Zudem war Marianne ausnahmsweise auf ihrem Gut. Der Graf kreuzte mit einem Freunde auf einer Jacht in der Nordsee, und es würden noch einige Wochen vergehen, bis er sie abholte. So war es fast wie in alten Zeiten. Die Fahne wehte von dem kleinen Türmchen des Schlosses über die Kiefern der Mark, auf dem Waldsee schwammen die weißen Wasserrosen und die wilden Enten. An dem kleinen Weg durch die Tannenschonung über die Heide, die erst knospete, herüber nach Dittmarshof waren die Tonnen höher geworden. Die Zeit schien hier geschlafen zu haben, und nur das Schloß Neu-Bellin hatte all seine Fensteraugen offen und die Tür zur Halle auch, so daß in dem frischen Zugwind, den Marianne liebte, die dünne Seide der zerschossenen Fahne knisterte.

Drüben in Dittmarshof herrschte lange eine zweite Frau, und die schöne sündige Herrin war zur Sage geworden. Herr von Dittmar trank noch immer und war ein wenig stumpf. Seine Frau, eine ältere Cousine, machte das Beste aus der günstigen Position, die ihr spät und wie vom Himmel herunter — der Himmel war die energische Vermittlung der alten Frau von Dittmar gewesen — in den Schoß gefallen war. Der ganze Anstrich des eleganten Hauses hatte etwas Spießbürgerliches bekommen, worüber Marianne spottete, und schön und fremd stand Bettina darin, die nun als ein erwachsenes Mädchen in diesem Kreise das geworden war, was einst Marianne gewesen. Von ihrer Mutter her war sie eine reiche Erbin, und sie wußte das, wie Marianne es gewußt hatte. Wie die einst, ließ sie schwer jemand an sich herankommen; aber nicht aus dem Stolz und der Verachtung Mariannens, sondern aus der Scheu eines einsamen, leidenschaftlichen Herzens.

Als Bettina zum erstenmal bei mir war, hatte sie sich still neben mich gesetzt; aber dann war in ihrem schönen Gesicht die Freude aufgegangen. Volles Vertrauen gab sie nicht. Die Wunden ihrer ersten Kindheit waren nie vernarbt. Aber offenbar machte es sie glücklich, mit mir von ihren Plänen sprechen zu dürfen.

Sie wollte einmal, wenn sie mündig wäre, ein Haus für verwahrloste Kinder gründen, irgendwo auf dem Lande. Davon sprach sie, als wären es ihre süßesten Zukunftsträume. Und dann liebte sie Ilse und sagte, alles wäre anders geworden, seit in Neu-Bellin wieder die Fenster offen wären, und sie wolle oft kommen. Das tat sie auch. Es war ein freundliches Hinundher und ein Kommen und Gehen auf dem Fußsteig am See, und es wären ganz glückliche Sommerwochen gewesen, hätte nicht in Marianne eine so seltsame Unruhe gesteckt, die sie ganz aus dem Gleichgewicht brachte. Sie ritt täglich viele Stunden, und ich meinte, sie müßte so müde sein, daß sie traumlos schliefe. Aber dann hörte ich sie nachts, da mein Zimmer unter dem ihren war, auf- und abgehen. Ich schlief ja doch nicht in diesem Sommer, sondern begrub meine Toten. Sie war in das Turmzimmer nach oben gezogen, weil sie dort mehr Luft hätte, wie sie sagte, und ich begriff wohl, daß die kleinen, stickigen Räume, denen immer etwas von Modergeruch anhaftete, auf ihre freie Seele fallen mußten, so ängstlich sie auch all den verschossenen Plunder alter Tage hütete. Dann kam mir eines Nachts der Gedanke, daß es die Sehnsucht nach ihrem Manne sei, die sie so von Ort zu Ort trieb.

Ich ſetzte mich plötzlich im Bett auf, als ich das fühlte, und nun begriff ich vieles. Sie hatte überwunden, was ihr Wulf van Willich einmal geweſen, weil ſie ihren Mann liebte.

Dann iſt allmählich die Eiferſucht in ihr ſtolzes Herz gekommen auf jene andere, die noch immer in des Grafen Herz lebte und verhinderte, daß ſie ganz ihren Platz dort ausfüllte. Auch die war jetzt tot, und nun rang ſie mit dem eigenen Stolz und mit eigenem Glücksverlangen. Deshalb war ſie in die Einſamkeit zurückgekehrt, in das kleine Schloß, an deſſen Varnehmheit ſie ſich klammerte, als müſſe es ihr helfen gegen den ſtolzen Mann. Hier wollte ſie ihn empfangen.

Ich hatte ſie neulich mit dem ſilbernen Handſpiegel in der Hand gefunden, wie ſie an dem kleinen rebenumwachſenen Fenſter des Turmzimmes ſtand und prüfend in das Glas ſah. Als ich kam, hatte ſie die Hand ſinken laſſen. „Der Reithut drückt mich," ſagte ſie, „ſiehſt Du den roten Streifen auf meiner Stirn?"

Nun aber wußte ich, daß es nicht der rote Streifen geweſen war, ſondern daß ſie ihre Schönheit geprüft hatte. Und ich wunderte mich, wie ſie an ihr zweifeln konnte, denn ſie war ſo ſtolz, als ſtiege ſie eben in einem Fürſtenſchloß aus dem Rahmen eines Ahnenbildes herab. Wieder ein paar Wochen ſpäter, als der Graf angekommen war, habe ich das Glück geſehen, das Glück von zwei großen Menſchen, und ſo demütig hat es mich gemacht, daß ich am nächſten Tage zu Marianne ging und ihr ſagte, ich wolle fort.

Am Abend, als ich noch ſpät vom Waldſee kam, hatten ſie auf der kleinen Terraſſe vor dem Schloſſe geſtanden, eng aneinander geſchmiegt. Ganz leiſe war ich zur Pforte geſchlichen; aber mein Schatten muß mich doch verraten haben, denn Marianne wurde dunkelrot, als ſie mir antwortete. „Warum willſt Du fort, Franzine? Die Berliner Familien, denen ich Dich empfehlen will, ſind doch noch auf Reiſen."

Da habe ich ſie angeſehen und geſagt: „Ich will fort, Marianne, weil Du jetzt keine Königin mehr biſt, ſondern nur noch ein Weib. Da will ich mit Ilſe nicht die Dritte ſein bei euch, und Du kannſt gar nicht glauben, wie innig ich dem Leben gedankt habe, bevor ich geſtern nacht eingeſchlafen bin."

Sie iſt an den Tiſch getreten und hat die Blätter des Buches, das dort lag, durch ihre Finger gleiten laſſen, und es war faſt, wie ſchon einmal vor Jahren, als ſie in einem bitteren Ausbruch ſich darüber beklagte, daß wir Frauen die Feſſeln einer niedrigen Liebe tragen könnten. Dieſe Feſſeln hatte ſie nun zerbrochen. Ihre Stimme klang ganz weich, und ſie ſah ſich nicht um nach mir, die ich da in meinem Trauerkleid ſtand und auf ihr Glück ſah. „Geh, Franzine, und nimm das Kind mit. Wir wollen hier bleiben für dieſen Herbſt, der Graf und ich; und ich glaube wirklich, wir können jetzt keinen Dritten brauchen."

Ich bin an demſelben Tage übergeſiedelt zu Bettina, aber der Waldweg hat mich nach oft geſehen, wenn ich zur Teeſtunde nach Neu-Bellin kam. Da iſt mir denn wirklich klar geworden, daß Marianne nun keinen Dritten brauchen konnte, wenn ſie auch in jenem erſten Augenblick der Weichheit ſich noch nicht entſchloſſen hatte, „mein Mann" zu ſagen. —

Vier Wochen ſpäter hatte ich eine kleine Wohnung im Weſten Berlins. Gar nicht ſo weit von jenem Hauſe, in dem ich die ſchönſten und auch die bitterſten Stunden meines Lebens verbracht habe. Eine Gartenwohnung, drei Treppen hoch, aus der ich auf ein Raſenviereck und Stangen zum Teppichklopfen ſah. An meiner Tür und an dem großen Eingangstor des Hauſes war ein Schild befeſtigt, auf dem franzöſiſche Stunden angezeigt wurden. Das hätte mir aber wenig genützt, denn ſolche Schilder finden

ſich in den Straßen Berlins, als ſchütte man einen Sack mit Häckſel auf eine Tenne. Doch Marianne hielt ihr Verſprechen, und dann traf es ſich ſo günſtig, daß ich in einer der Privatſchulen den franzöſiſchen Unterricht für zwei Klaſſen bekam. Das war etwas Feſtes und hinderte mich nicht in meiner Zeit, weil der Unterricht in die Morgenſtunden fiel. Ich war an eine gute Arbeitseinteilung von Frankreich her gewöhnt, und als Marianne mit dem Grafen im Spätherbſt für einige Zeit nach Berlin kam, lag ſchon ein gewiſſes Gefühl der Sicherheit über dem Anfang meiner neuen Exiſtenz.

In dieſer kleinen Wohnung, die ſich Gartenwohnung nannte und eine Hofwohnung war, habe ich die letzten zwölf Jahre meines Lebens verbracht, und Ilſe iſt in ihr herangewachſen. Von den Kämpfen und Enttäuſchungen der erſten beiden Jahre, in denen ich immer an das Wort dachte, mit dem die Pariſerin das Los der Mädchen bezeichnet, die ſich mühſelig ihr Brot verdienen: battre le pavé! hat ſie wohl keine Erinnerung behalten. Es kamen mancherlei Sorgen, denn natürlich wollte ich von Mariannens Hilfe ſo wenig als möglich Gebrauch machen. Daß ich ſie aber überhaupt hatte, gab mir ein Übergewicht über alle die anderen Mädchen, die dort in der großen Stadt ums Leben ringen.

Ich habe ſie geſehen, wenn es galt, mich um eine Stunde, um eine Schülerin zu bewerben, wenn zu der in der Annonce feſtgeſetzten Zeit die Klingel in dem vornehmen Hauſe unaufhörlich ging, und der Diener mit dem gleichgültigen Geſicht die endloſe Zahl der Bewerberinnen in das Zimmer eintreten ließ, in dem man auf das Erſcheinen der gnädigen Frau wartete. Ich habe ſie geſehen, wie ängſtlich ſie waren, ſchon Vorgängerinnen zu finden, wie oft ſie ſolche, die durch ihre äußere Erſcheinung glücklicheren Verhältniſſen anzugehören ſchienen, anflehten, ſie vorher hineingehen zu laſſen, ſie hätten es ſo unendlich nötig. Ich habe die Enttäuſchung und den Gram geſehen und zuweilen auch die Verzweiflung. Auf dieſem Wege habe ich keine Schüler bekommen, denn ſo reich, ſo unendlich reich kam ich mir vor gegen die, die hier um nichts kämpften als um das nackte Leben, vielleicht noch um die Exiſtenz einer Mutter, daß ich mich ſcheu zurückzog.

Ich habe dann Ilſes Studiengang verfolgen können. Da iſt mir deutlich geworden, was die letzten zwanzig Jahre für den Exiſtenzkampf der Frau bedeuten. Wie aus einem Fluch ein Stolz geworden iſt, wie ſie aus dem Druck emporgeſtiegen iſt zur freien Selbſtbeſtimmung und zu einem vertieften Genuß des Lebens.

Mein eigenes Leben, das mich immer wieder in die Stille und immer wieder zu mir ſelbſt führte, wenn es ſcheinbar auch bunt und abwechſelungsreich genug war, hatte mich unfähig gemacht, an dem Kampf der Mitſchweſtern teilzunehmen. Aber ich begriff ſie, und meine Wünſche folgten ihnen bei ihrem tapferen Vordringen. Ich verſtand auch hier die Tradition, dieſes langſame, ſtille, ſtändige Anhäufen von Entbehrungen geiſtiger Entwickelung; von all den Entbehrungen, die ſich angeſammelt hatten in allen Kreiſen, und die nun geleitet durch die neue Philoſophie und die neuen Dichter ſich Bahn brach — wie einmal Rouſſeau und Voltaire die Revolution vorbereiteten, tief innerlich, aber wie jene begründet durch eine neue Auffaſſung der Menſchlichkeit.

Ich beſchäftigte mich ſo viel mit all dieſen Fragen, weil da neben mir ein neues Geſchöpf heranwuchs, eine neue Trägerin des Glücks, und weil ich hoffte, die Wege, die ſie einmal zu gehen hatte, würden leichter ſein, und ihr Fuß würde freier ſchreiten können.

Für meine Ilſe bin ich an Abenden, an denen ich todmüde von meinem Tagewerk nach Hauſe kam, noch in Verſammlungen gegangen und habe ausgehalten

in der stickigen Luft der überfüllten Säle, und habe ausgehalten in dem Wust von Unverstand, von Übertreibung und Bitterkeit, der oft in großen Volksversammlungen wie ein Sturm, der Spreu und zerknittertes Papier mit sich bringt, um jene Frauen tobte, die fest und ruhig auf dem Podium standen. Ich habe nicht vertrocknen wollen in dem Druck meines Berufs, wie so viele andere. Mein Herz sollte frei sein, und meine Quellen sollten nicht versiegen.

Ilse hat mein Leben so ausgefüllt, daß es reich geworden ist. Die Melodie des Todes, die so oft um meine Jugend ging, jenes süße Lied der klingenden Geige, das ich zum erstenmal vernahm in der kahlen Stube des Stifts bei Großtante Meta, da ich mich meiner Mutter ähnlich fühlte und ein gleiches Los erhoffte, jenes Lied, das mir zum Bewußtsein kam, als ich dann später vor Böcklins Selbstporträt mit dem geigenden Tod stand, ist verklungen zu einer fernen Weise, deren Klänge manchmal noch von weitem durch den Lärm der Großstadt tönten oder durch das Föhrenrauschen von Neu-Bellin. Wie eine Erinnerung daran, daß wir die Rätsel dieses Lebens nicht lösen können, das Leid nicht schlichten, die Ungerechtigkeit nicht glätten.

Ich habe lange gezögert, Ilse kirchlich fromm zu erziehen. Ich mochte ihr schon die Sonntage nicht nehmen, jene einzigen Gelegenheiten, da wir beide den ganzen Tag für uns hatten, früh aufbrechen konnten und hinausgehen, an den träumerischen Seen des Grunewalds entlang zu irgend einem versteckten Plätzchen an der Havel, wo uns die Menschen und ihr Lärm und ihre Butterbrotpapiere nicht störten. Aber das Bild des Heilandes habe ich ihr doch früh gegeben, weil ich sie der großen ruhigen Zuversicht nicht berauben wollte, die ich mir erst später errungen habe. Ich wollte ihr den langen mühseligen Irrweg der Seele, bis sie zum Bewußtsein einer ewigen Zusammengehörigkeit mit dem All kommt, ersparen. Und ich wußte, daß niemand so gut als der Heiland ein Kind an die Hand nehmen kann und es führen durch die Irrungen und Wirrungen, sanft, bis zu jenem Kreuzweg, an den doch jeder einmal tritt, und wo er es dann freundlich entläßt, daß es seinen eigenen Weg nehme zu den großen Leitbildern des Lebens und darüber hinaus.

Als ich zwei Jahre in Berlin war, hatte sich alles äußerlich so gefestigt und verhältnismäßig günstig gestaltet, daß in mich selbst Ruhe und Frieden eingekehrt waren. Ilse besuchte dieselbe Schule, an der ich französische Stunden gab, und es traf sich öfters so, daß wir zusammen fertig waren und sie an meiner Hand nach Hause ging. Es war wunderschön für uns beide, wenn wir so aufmerksam nach einem bequemen Straßenübergang spähten und glücklich waren, wenn wir das Ufer des Kanals erreicht hatten, an dem entlang wir dann nach unserer Wohnung gehen konnten, vor allem wenn die Kastanien blühten, die über dem Wasser der Großstadt stehen, als hätten sich die Frühlingswolken selber zu ihm herabgelassen.

Scheinbar führte ich das Kind, und doch fühlte ich so, wie die kleine Hand mich zog und führte, und wie ich ihr folgte auf einem neuen Lebensweg.

Ilse war kein lautes Kind, oder vielleicht war sie es nicht mehr. Der große Lebenswechsel in ihrer ersten Kindheit mochte einen Teil des Strahlenden von ihr genommen haben, das in meiner Erinnerung um sie lag, wenn ich an die Klippe in der Normandie dachte. Vielleicht war das nur ein Abglanz von ihrer Mutter Wesen gewesen, und vielleicht wurde sie jetzt so wie ich selber war. Ich habe das oft genug gefürchtet. Ich kannte meine welche Art und wußte, was sie mich im Leben gekostet

hatte. So sah ich oft mit Sorge auf meine kleine Tochter, wenn sie so still bei ihren Schularbeiten oder bei ihren Puppen saß und einen so ernsten Blick in ihren grauen Augen und ein so sorgliches Lächeln um ihren Kindermund hatte.

Es war scheinbar unrecht, daß ich über diese Art nicht glücklich war, denn sie fügte sich gut in den kleinen Haushalt der französischen Sprachlehrerin, in der sogenannten Gartenwohnung drei Treppen hoch. Und dennoch hätte ich lieber gehabt, Ilse hätte mit lauter Lustigkeit meine Stuben gefüllt. Selbst daß sie so viel mit Puppen spielte, machte mir Sorge. Ich wollte kein einseitiges Betonen hausfraulicher Instinkte in diesem Kinde, das das Schicksal vielleicht einen Weg führen würde, ähnlich wie meinen eigenen, und es war mir fast eine Beruhigung, daß sich Ilsens Puppenspiel auch nicht in verschwenderischer Zärtlichkeit erschöpfte. Hier wenigstens brach offenbar ein Erbteil ihrer Mutter durch, denn Ilse wurde die leidenschaftlichste Puppenschneiderin und hatte so viel Geschick, daß mir Ilsebills ganzes Theatergenie bei der Verwendung der Maria-Stuart-Robe, deren letzte Reste ich noch als Samtaufschläge auf einer Winterjacke bewundert hatte, in die Erinnerung kam.

Es war in dem Winter, in dem Bettina, die nun mündig war, nach Berlin übersiedelte, um im Kaiserin-Friedrich-Kinderkrankenhaus in Reinickendorf die Krankenpflege gründlich zu erlernen, daß sich durch einen Zufall alte Beziehungen wieder anknüpften. Bettina war gleich an einem ihrer freien Sonntage zu mir gekommen und hatte sich bei mir mit ihrem Bruder Hans getroffen, der in Lichterfelde im Kadettenhaus war. Da wurde viel von alten Zeiten gesprochen und von Dittmarshof, das jetzt für Hans von Dittmar verwaltet wurde, weil er sich erst bei seiner Mündigkeit schlüssig machen sollte, ob er das Gut verkaufen wolle oder nicht. Ich war die einzige, gegen die sich die Geschwister etwas mehr aussprachen. Und auch in den folgenden Jahren bis zu seinem Offiziersexamen kam Hans von Dittmar an seinen freien Tagen lieber zu mir, als zu den wenigen Verwandten seines Vaters, deren kalte Augen in beiden Kindern immer nach dem geistigen Erbteil der Mutter zu suchen schienen.

Natürlich hatten wir auch von Volckmanns gesprochen. Die Mutter war in diesem Winter, noch während Bettina zu Hause war, gestorben, und eine der jüngeren Töchter führte dem Kantor das Haus. Die beiden Ältesten aber hatten sich jetzt selbständig gemacht. Bettina erzählte, daß Anna und Minna bald gemerkt hätten, wie die Geschicklichkeit im Schneidern, die sie sich in der benachbarten Stadt erworben hatten, weit über die Bedürfnisse ihrer Dorfkunden hinausging. Mit dem Mut, der oft die Sprößlinge kinderreicher Familien reizt, das kleine schwanke Lebensschifflein aus einem glücklichen, eng begrenzten Hafen in die wildeste See hinauszusteuern, waren beide Schwestern nach Berlin gegangen und hier in ein Schneideratelier eingetreten. Aber etwas von dem unterdrückten Genie des Vaters, dieser wie der Kantor selbst meinte mit Stumpf und Stiel ausgerissenen Blume, war offenbar auch in das Herz dieser beiden Mädchen gefallen. Die kunstgewerbliche Strömung hatte sie ergriffen, und sie hatten nun ein eigenes Atelier eingerichtet, in dem sie nach künstlerischen Entwürfen für die Eigentracht arbeiteten.

„Wer hat ihnen denn das Kapital vorgestreckt," fragte ich, „Du, Bettina?"

Sie nickte lächelnd. „Und glaube mir, in diesen Volckmännern steckt Kraft. Nikol haben sie ganz und gar zu sich genommen. Daß der Alte den Jungen hergegeben hat, beweist, wie fest er auf seine Zukunft baut. Er hat mit mir darüber gesprochen. ‚Durch, durch, Fräulein Bettina,' sagte er zu mir, während seine Hand sich bewegte, als hielte sie den Taktstock. ‚Glauben Sie mir, er zwingt es.'"

Ich hatte mir eigentlich vorgenommen, die Schwestern aufzusuchen, deren Adresse Bettina mir gegeben hatte; aber dann war alles mögliche dazwischen gekommen, und ich hatte es vergessen. Da ging ich an einem Wintertage mit Ilse auf die Eisbahn. Sie sollte Schlittschuhlaufen lernen, denn ich fürchtete immer, daß sie sich zu wenig Bewegung machte. Es war eine leichte Kälte. Für die Berliner an und für sich schon ein Grund, lustig zu sein und mit den Eisen zu klappern. Ich schnallte meinem Kinde die Schlittschuhe an und gab ihm die Hand. Aber es war schwer genug für die kleine Anfängerin auf der vollen Bahn, und bald waren wir ziemlich in die Ecke des Zauns gedrückt, der die künstliche Eisbahn umgab, die nichts anderes war als der Grund und Boden eines noch zu bauenden Hauses draußen hinter der letzten Häuserreihe von Wilmersdorf.

Da standen wir ein wenig hilflos und außer Atem, Ilse ängstlich an meine Hand geklammert, und sahen zu, wie die Jungen eine künstliche Erhöhung in unserer Nähe erklommen hatten, sich hier reihenweise aufstellten und mit Hallo herabsausten. Eben waren sie in langer Kette an uns vorübergeflogen, als noch ein Nachzügler folgte. Ein großer, schlanker Bengel, vielleicht vierzehnjährig, die Mütze nach hinten geschoben, in einer Flauschjacke. Er flog von dem Eisberg herab, machte einen Bogen und kam so dicht auf uns zu, daß er die Hände auf meine Schultern legen mußte und Ilse mit einem leichten Schrei zu Boden fiel. Er nahm das kleine Mädchen auf und stellte es auf seine Füße. „Hast Dir weh getan?" fragte er, indem er mit einem Blick auf mich die Mütze lüftete.

Ilse schüttelte den Kopf und sah ihn groß an. Gutmütig nahm er ihre beiden Hände in die seinen und sagte: „Komm, wir wollen ein bißchen zusammen laufen."

„Sie kann noch nicht," sagte ich, „sie versucht eben erst."

Und Ilse, mit dem Eifer des Neulings auf ihre schönen Nickelschlittschuhe weisend, sagte stolz: „Tante Bettina hat sie mir geschenkt."

„Bettina?" fragte der Knabe und sah mich noch einmal forschend an. Dann schoß ein heißes Rot in sein Gesicht. „Bettina von Dittmar, und — und —"

„Nikolas Volckmann," sagte ich lachend, denn nun wurde mir klar, wer der Junge war. Er nahm noch einmal seine Mütze ab.

„O Fräulein Wahrenburg, ich hätte Sie doch gleich erkennen müssen. Wie werden sich die Schwestern freuen, wenn ich es ihnen erzähle. Minna wollte schon immer zu Ihnen kommen; aber sie hat wirklich zu viel zu tun. Gestern sind wieder zwei Kleider bestellt, darum kam ich auch heute auf die Eisbahn. Denn das ist nicht so wie in Dittmarshof, wo der Weiher uns allen gehört, und der Waldsee auch. Hier kostet es dreißig Pfennige."

Ich lachte und nickte, und dann übernahm er die Kavalierdienste bei der kleinen Ilse, und ich konnte mit einem Aufatmen zusehen, ein wenig doch die Henne, die ein Entlein auf das Eis geführt hat. Als aber mein Kind mit strahlenden Augen nach einer Stunde abschnallte, da erklärte ich Nikolas, daß er sich wegen der dreißig Pfennige keine Sorge machen solle. An den schulfreien Nachmittagen würde ich sie gerne zahlen, wenn er Ilses Lehrmeister sein wolle. So ist Nikolas Volckmann mit seinen klirrenden Schlittschuhen zum ersten Male über den Hof des Gartenhauses gekommen und hat nach unseren Fenstern emporgeschaut. Ilse aber saß schon und wartete auf ihn. Ich habe sie dann sogar allein gehen lassen, und wenn er sie mir zurückbrachte, hat er heißen Kaffee und warme Pfannkuchen bekommen. Die verstand er zu würdigen, denn die Volckmänner hatten sich in Berlin sogar die Milch zum Kaffee abgewöhnt.

Ich war nun selbstverständlich auch in das Atelier für Eigenkleidung gekommen, wie Minna und Anna Volckmann mit dem kühnen Wagemut der Strebenden ihr Unternehmen nannten. Die Rücksicht auf das Publikum brachte es mit sich, daß es ein paar hübsche Zimmer in guter Lage des Westens waren, in der Nähe des Lützowplatzes. Vorläufig arbeiteten sie noch hauptsächlich selbst mit wenigen Gehilfinnen; aber beide hatten große Pläne. Nebenbei stickten sie Kissen und Tischdecken im neuen Stil, und ihre Lampe ist wohl nie vor Mitternacht ausgelöscht worden.

Sie selbst hatten sich auf die kleinen Hinterräume der Wohnung beschränkt, und Nikolas, der ihr Pensionär war, ohne doch Pension zu zahlen, — ein ganz eigenartiges Verhältnis, über das sie in ihrer fröhlichen Kraft spotteten, und das sie ihren sicheren Anteil an dem einstigen großen Lose dieses Lieblingsbruders nannten — schlief sogar in der kleinen Küche. Minna besorgte nebenbei noch den Haushalt, und Nikol scheute sich gar nicht, den Aschheimer auf den Hof zu tragen oder die Kohlen herbeizubringen.

„Wenn mein nächstes Kleid zur Zufriedenheit ausfällt," sagte Minna, „bekommt er ein Paar Reservestiefel und einen zweiten Anzug."

„Was reine Verschwendung ist," erklärte der Junge, „das heißt der Anzug. Ich wachse ihn ja doch aus, seht." Und er streckte seine Arme vor sich, die bedenklich aus den Ärmeln der Jacke herausſahen. Er wuchs tüchtig und reckte sich.

Nikol besuchte eine Realschule. Die freie Zeit aber, und es war erstaunlich viel freie Zeit, die der Junge hatte, saß er am Klavier. Das war der einzige Luxus, den sich die Kolonie der Volckmänner in Berlin leistete: sie hatten sich einen Flügel geborgt und zahlten die monatliche Miete nicht ohne Schwierigkeit, aber ohne Seufzen.

So spielte Nikolas Volckmann, umgeben von den Rohrpuppen, auf denen die künstlerischen Erzeugnisse seiner Schwestern in der Form von Eigenkleidern standen, und so hatte er ein wirklich geduldiges und geruhiges Auditorium für die ersten Träume seiner erwachenden Künstlerseele.

Oft genug aber saß zwischen diesen welchen Schleppen und fließenden Stoffen Ilse, die hier aus- und einging, sammelte Flicken, ordnete sie, blickte prüfend von den Kleidern der Schwestern zu dem Jungen am Flügel, stützte ihren Blondkopf in ihre Kinderhände und lauschte. So fand ich sie, wenn ich von meinen Stunden kam, um sie abzuholen. Und oft, wenn sie daheim das Gesehene mit sicherer Geschicklichkeit für ihre Puppenkinder verwertete, ließ sie die Nadel sinken und träumte vor sich hin. Wenn ich sie fragte: „Was denkst Du, Ilse?" dann sah sie mich an und sagte:

„Ich höre noch, wie schön der Nikol spielt."

Es ist sonderbar im Leben: jeder Tag scheint neu und ein Ganzes, und wenn er zu Ende ist, taucht er doch so still unter, wie die Sonne am Horizont. Und wenn er gut war, steht ein schönes Abendrot am Himmel, und war er bös, so brauen die Wetter. Er selbst aber ist dann wie versunken und ruht auf dem Grunde, und oben wird es still. So gehen Tage nach Tagen, und Jahre nach Jahren. Und wenn man sich zurückwendet und auf den See des Lebens sieht, so tauchen einige aus der dunkeln Flut wieder hervor und stehen über dem Wasser und leuchten wie Vineta, oder drohen noch aus der Ferne, nur daß ihre Drohung dann keine Macht mehr hat.

So kann ich auch jetzt schwer auseinanderhalten, wie alles kam, wie es wurde, was dem einen voranging. Mein Tag war ja ein Tag der Arbeit, einer gleich dem anderen bis zu dem allabendlichen Zusammensein mit meinem Kinde. So wächst

aus zurückſchauender Erinnerung Ilſens Kinderzeit hervor, als höbe ſie ſich über das Waſſer der Vergangenheit wie eine lichte, klare Geſtalt. Erſt zart noch mit den offenen Haaren, die die weißen Schleifen an den Schläfen zurückhielten, dann zag ſich reckend und dehnend, mit einem tieferen Blick der Augen und einem dunkleren Hauch auf dem Haar, das nur an den Schläfen in leichtem Gekräuſel ſo blond ſchimmerte, wie das der Mutter. Als hätte das Leben, ſo meinte ich immer, das ſtille Leben bei der franzöſiſchen Sprachlehrerin in dem Hinterhauſe dieſen dämpfenden Hauch auf das ſtrahlende Kind vom Montmartre gelegt. In den Stunden, da ich nachdenken konnte, machte ich mir Vorwürfe deshalb, denn ich ſah wohl, daß ringsumher das Geſchlecht anders wurde. Rauher und ſtärker, fröhlicher und ſiegesgewiſſer, und meine Ilſe, ſo gut ſie mit all den Kameradinnen auch auskam, ſchien mehr von meiner eigenen Art zu haben als von der ihrer Mutter. Und nie hörte ich aus dem lachenden Kreis der Jugend heraus jenes Wort, in das Gerhard einmal die friſche Kraft ſeines Weibes gegenüber der eigenen Schwäche zuſammengefaßt hatte: Mine Fru de Ilſebill, will nich ſo as ick woll will.

Aber wie das alles jetzt in meiner Erinnerung langſam und allmählich wächſt, ſo blieb doch als plötzliches großes Ereignis der Tag, an dem ich Ilſe von meinen Erſparniſſen die Geige kaufte, die ſich das Kind wünſchte.

Eine alte Erinnerung aus Paris her knüpfte hier an eines jener Weihnachtsfeſte, die ich mit meinen Geſchwiſtern verleben durfte. In dem bunten Vogelhaus auf dem Montmartre hatte auch ein junger Geiger gelebt, ſtill, ſcheu, wenig zugängig. Nur um die Dämmerſtunde waren aus ſeinem kleinen Gelaß ſüße, zitternde Töne durch die dünne Decke nach all den Kammern und Stuben ausgeſtrahlt. Und dann hatten Türen geklappt, und Schritte waren über die Treppen gehuſcht, und drinnen bei dem jungen Künſtler hatte ſich ein andächtiges kleines Auditorium verſammelt, das lautlos und wunſchlos zugehört hatte und mit dem letzten Ton davongeflogen war. Auch wir waren einmal hinuntergegangen und hatten Ilſe, die damals vierjährige, mitgenommen. Auf meines Bruders Schoß hatte ſie geſeſſen, das Köpfchen dicht an ſeine Bruſt geſchmiegt, und in dem blaſſen Schein, den die Straßenlaternen heraufſandten, hatte ihr Kindergeſichtchen ſeltſam verklärt ausgeſehen. Dann wünſchte ſie ſich eine Geige, und Gerhard, der damals gute Zeit hatte, ſchenkte ſie ihr zum Weihnachtsabend. Das kleine Mädchen ſetzte ſie an und ſtrich mit dem Bogen über die Saiten. Ob es gedacht hatte, in dem braunen Kaſten ſäßen all die ſüßen Melodien gefangen, und es brauche ſie nur hervorzulocken? Bei dem erſten harten ſchrillen Strich war ein Zittern durch den kleinen Körper gelaufen, und plötzlich hatte das Kind, in einer Enttäuſchung, die über ſeine Kraft ging, die Geige auf den Boden geworfen und zertreten. Der Ausbruch der Heftigkeit und Wildheit war etwas ſo Fremdes an ihr, daß die Eltern ohne zu ſtrafen ſie erſchreckt in die Arme ſchloſſen. Nie wieder hat Ilſe nach einer Geige verlangt, war auch nicht wieder hinuntergegangen zu dem jungen Zauberer. Der verließ bald nachher das Haus. Nur einmal, als wir von unten heraufkamen, hatten wir das Kind auf der Erde liegend gefunden, die Ohren an die Dielen gedrückt, um den Tönen zu lauſchen.

Ich ſelbſt hatte mir wohl zuweilen Gedanken gemacht, was einmal aus meiner kleinen Ilſe werden ſollte, deren Zeugniſſe immer etwas unter dem Durchſchnitt zurückblieben. Nur Betragen und Aufmerkſamkeit waren tadellos, und die Liebe der Lehrer gehörte der kleinen Träumerin. Ich hatte dann immer an ihre geſchickten Finger gedacht und an die fleißige, luſtige Frau, die an ihrer Wiege geſeſſen hatte. Aus dieſem Grunde war mir der Umgang mit den Volkmännern, wie wir die Geſchwiſter

nannten, doppelt recht gewesen; denn ich sah, daß sich in allem Künstlerischen, Verfeinerten ein neues reiches Feld für die Arbeit der Frau auftat, und ich selbst, die so ganz auf das Theoretische angewiesen war, schätzte doch jene praktische Verbindung von der Arbeit der Hände und der Schönheitsfreude des Herzens.

Ich bewunderte Ilsens Puppenkleider, in denen sie geschickt nachahmte, was sie in dem sich immer erweiternden Atelier der Volckmänner sah, und hatte mich schon an den Gedanken gewöhnt, mein Kind seine feinen, zierlichen und anmutigen Gedanken, die ganze süße Schlichtheit seines Wesens in Zeichenstift und Nadel und Schere ausdrücken zu sehen. Aber unmusikalisch, wie ich selbst bin, hatte ich das Weben der Töne vergessen, die dort zwischen Stoffen und Falten hin- und herflatterten wie singende Vögel. Und erst als Ilse mich in ihrem zwölften Jahre um eine Geige bat, kam mir eine Ahnung, wohin diese junge Seele eigentlich verlangte.

Nikol half sie mir aussuchen, brachte sie mit mir nach Hause und kaufte selbst von seinem knappen Stundengelde — denn er gab damals schon lange Stunden und steuerte nicht nur als „Kohlenbunker" zum Haushalt bei — ein feines, seidenes Tücheichen in einem zarten Violett, in einer musikalischen Farbe, wie er sagte, in das er die braune Geige einhüllte. Nikol war dabei, als Ilsens schlanke Kinderfinger dieses weiche Kleidchen abzogen und scheu und ehrfürchtig über die Saiten der Geige strichen. Das gab einen weichen, zarten Klang. Dann sah sich das Kind nach ihm um, und in seinen Augen standen Tränen. Und der damals achtzehnjährige Jüngling nahm sie in die Arme, hob sie hoch und sagte jubelnd: „So hoch, Ilse, so hoch."

Ein seltsamer Zufall ermöglichte es mir, für Ilse den besten Lehrer vom ersten Tage an bezahlen zu können. Tante Meta starb und setzte mich zur Erbin des kleinen Kapitals ein, das sie außer ihrer Stiftsstelle besaß. Ihr Testament war ihrer würdig, und die Bevorzugung meiner Person beruhte eigentlich auf einem Irrtum. Sie schrieb, sie sehe ein, daß sie sich in mir geirrt habe. Sie hätte gedacht, ich würde es machen wie die anderen und mich dem ersten besten Mann an den Hals werfen, der meinen Lebensweg kreuzte. Statt dessen hätte ich versucht, auf eigenen Füßen zu stehen und ein vernünftiges Frauenzimmer zu sein, soweit das bei meinen beschränkten Fähigkeiten möglich wäre. Darum hinterließe sie mir das kleine Kapital. Ihre Prophezeihungen seien noch immer in Erfüllung gegangen, mein Bruder Gerhard sei der beste Beweis dafür. In ihrer alten Rabensehnsucht schien sie ihn gesucht zu haben, wie wir selber es alljährlich taten. Sie meinte freilich, ich hätte besser getan, sein Kind in Paris in einem Findelhaus zu lassen. So läge irgend eine sentimentale Torheit, wie es schien, in der Wahrenburg'schen Familie, und selbst sie wäre ihr unterworfen, indem sie so gewissermaßen in mir das Kind des Leichtsinns unterstütze. Mit dem Nachsatz war Ilse gemeint, und ihr in der Tat sollte das Geld zugute kommen. Mit einem ruhigen Herzen bin ich damals in meine Sommerferien nach Neu-Bellin gegangen, zum letztenmal.

Marianne hatte nach der Geburt von ein Paar kräftigen Zwillingsjungen ihren Stolz und ihre Lebenskraft auf ein anderes Gebiet gelegt. Nur selten und flüchtig war sie noch nach dem alten Jagdschloß gekommen, das ein Verwalter für die Herrschaft in Ordnung hielt. Ich selbst hatte mit Ilse wenig Gebrauch von ihrer Erlaubnis machen können, die Ferienzeit dort zu verleben, denn die ersten Jahre meines Lebenskampfes in Berlin waren hart gewesen. Nun hatten sich Oldenburgs entschlossen, das Gut zu verkaufen. Dem Grafen, der ein echter Welfe war, sagten die preußischen Verhältnisse wenig zu, und Marianne, deren Stolz jetzt sein Stolz geworden, brauchte nicht mehr das Knistern der alten Reichsfahne und die steiflehnigen Stühle in ihrem

Turmzimmer, um ihren Hochmut damit zu ſchmücken. Das Schloß hatte einen Käufer gefunden um dieſelbe Zeit, um die der alte Herr von Dittmar geſtorben war. Und ſo benutzte ich in dieſem Jahre gern die Erlaubnis, die Sommerferien dort zu verbringen, da es das letztemal war.

Auch Bettina und Hans von Dittmar kamen herüber. Hans war als Fahnenjunker bei den Potsdamer Garde-Ulanen eingetreten. Bettina hatte gelernt, was Kinderpflege und Krankenhäuſer ſie lehren konnten, und hatte die Abſicht, ehe ſie ihre eigenen Pläne verwirklichte, noch einige Jahre in England ſich in den Muſteranſtalten für verwahrloſte und verwaiſte Kinder umzuſehen.

So war es für uns alle ein Abſchiednehmen. Hans von Dittmar wollte ſich noch nicht ſchlüſſig machen, ob er das Gut verkaufen oder behalten ſolle. Der alte Verwalter war ausgezeichnet, und der bunte Rock reizte ihn noch. Ich fühlte wohl, daß für beide Geſchwiſter in den Räumen des ſtolzen Herrenhauſes jetzt wirklich das Geſpenſt umging, das ihre leichtſinnige Mutter einmal ſo geſchickt in Umlauf geſetzt hatte, und ich wunderte mich nicht, daß ſie faſt täglich den Weg am See entlang kamen, um die Abende bei Ilſe und mir zu verbringen.

Zuweilen fand ſich auch der alte Kantor ein. Ilſe hing beſonders an ihm, ging oft mit ihm in die kleine Dorfkirche und trat die Bälge an der Orgel, wenn er ſpielte. Orgelſpiel ſagte meinem Herzen noch am meiſten zu. Es ließ ſich dann leichter hinauftragen auf der mächtigen Fülle dieſer Töne, in der einfachen, ſchlichten Umgebung der Dorfkirche.

So ſaß ich denn und hörte zu, während die Türen nach dem Kirchhof weit geöffnet waren, damit Luft in das Gotteshaus käme, und mit der Luft zuſammen die Sonne, die in breiten Streifen und flimmernden Stäubchen auf die roten Ziegel fiel. Später gingen wir wohl an den Gräbern vorüber, ſtanden eine Weile an dem ſchlichten Holzkreuz mit dem Namen von Volkmanns Frau und traten noch auf ein paar Augenblicke in die Kantorei.

Auch hier überall Luft und Licht. Die Fenſter der Schulſtube und die Tür weit offen, und an der ſchwarzen Wandtafel die abgeteilten Endungen der Deklination. Auf der Schwelle des Hauſes, im Grasgarten oder in der Küche die friſche Stimme Mariechens, der zurückgebliebenen Tochter, denn nun war das ganze Neſt leer. Die Knaben waren in der Welt verſtreut, je nach ihren Fähigkeiten, im Seminar oder als Inſpektoren auf dem Lande. Eine Tochter war an einen benachbarten Dorfſchullehrer verheiratet, und auch Mariechen wußte ſchon, wohin ſie gehen würde, wenn der Vater ſie nicht mehr brauchte. Nicht weit, wie Bettina ſagte, nur hinüber nach Dittmarshof zu dem jungen Rechnungsführer.

So war es leer geworden um den Alten, und er hatte den Platz an dem dünnſtimmigen Inſtrument für ſich ſelbſt. Er meinte auch, dieſe feinen, ſpinettartig dünnen Töne paßten gut zu ſeiner älter werdenden Stimme.

Wir ſprachen viel von ſeinem Jungen. Viel Gutes und auch viel Zaghaftes, denn Nikolas Volkmann hatte nun lange die Zeit hinter ſich, da es ihm genügte, den kopfloſen Zuhörerinnen auf den Rohrpuppen vorzuſpielen. Zwar ſchlief er noch in der Küche und trug auch noch den Aſcheimer hinunter, früh morgens oder ſpät abends. Zwar reckte er noch die Arme in den immer ausgewachſenen Joppen und lachte; aber dazwiſchen ſchüttelte er auch die Fäuſte und trotzte, und neben der Sonne ging der Sturm durch ſeine Augen. Den ließ er aus an dem Flügel, den die beiden Schweſtern nun wirklich erb- und eigentümlich erworben hatten. Grade als er für Ilſe die kleine Geige gekauft hatte, in dem Frühling, der dieſem Sommer

in Neu-Bellin daranging, hatte er das Konservatorium, auf dem er eine Freistelle besaß, verlassen. Wegen künstlerischer Differenzen mit seinen Lehrern, denen sich der junge Trotzkopf nicht fügen wollte. Und bittere Tränen waren von den Schwestern geweint worden, vorsichtig, wie arme Mädchen weinen müssen, wenn jeder Tropfen, der auf ein kostbares Kleid fällt, die Arbeit langer Tage vernichten kann.

Eines Tages, als wir zusammensaßen, die aus Dittmarshof und Ilse und ich, in der Halle des efeuumsponnenen Schlößchens, kam Nikolas zu Fuß von der Bahn her, einen Rucksack auf dem Rücken und einen derben Stecken in der Hand. Ilse sah ihn zuerst und sprang auf und rief ihn. Er kam ohne Scheu herein, gab seinen Rucksack an den alten Diener, der hier eine Art Ruhepasten versah, und setzte sich zu uns. Es fiel mir in dem Augenblick wieder auf, wie ganz unabhängig von seiner Umgebung er war, wie wenig ihn die Ritter in ihren Rüstungen in den Ecken, die Fahne, das vornehme Interieur beunruhigten. Es lag so viel Stimmung in dieser Halle, auf deren Ausstattung Marianne immer ganz besonderen Fleiß verwandt hatte. Aber Nikolas Valckmann stand so fest auf der Schwelle, als er aus diesem staubigen Tage kam, den er nach an seinen Stiefeln mitbrachte, und setzte sich so ruhig an den Tisch, als hätte er hier ewig Heimatrecht gehabt. Er nahm seinen Strohhut ab und strich sich die feuchten, blonden Haare aus der hohen Stirn.

„Ja, nun bin ich wohl so weit. Wissen Sie, was ich hier will, Fräulein Wahrenburg?"

„Nichts Gutes," sagte ich in meiner Ängstlichkeit.

Da lachte er und schüttelte den Kopf. „Doch etwas Gutes. Mich selbst will ich, und mit dem Vater darüber sprechen. Es geht nicht länger mit mir auf den Schulen für Kunst. Mein eigener Lehrer sein will ich für eine Zeit. Und nicht in Berlin, wo sie mir in den letzten Jahren alles verstaubt haben. Schlimmer als es die Räder der vorüberrollenden Wagen mit den Blättern der Bäume an der Landstraße getan haben. Da bin ich eben vorübergekammen. Die Ebereschen sind grau und die Hecken am Wege wie Besen. Es ist Zeit, daß ein Gewittersturm kommt und alles abwäscht. Helfen kann ich meinem Vater nicht, wenn ich ihm das Gewitter in seine Ferienschulstube bringe."

Wir sprachen noch hin und her. Er sagte, er wolle es mal in einer anderen Stadt versuchen, an Weimar dachte er aber gar an Paris. Und Bettina, die immer so gern half, bot ihm freundlich an, ihn für die nächste Zeit mit Geld zu versorgen. Da lachte er und schüttelte den Kopf. „Nein," sagte er, „lieber nicht. Ja, wenn Ihnen die Musik wäre, was sie mir ist, und Sie verstünden, was ich will und warum ich ringe, dann würde ich mit Freuden nehmen, dann wäre es wie von einem Kameraden. Aber ich habe ja als Knabe zugehört, wenn Sie bei Vater spielten. Guter Wille, mehr nicht. Ich weiß ja, daß hier alle," — er sah flüchtig nach Ilse hin und hob die Hand, „Du bist noch ein Kind, Ilse — daß hier alle anderen nur den Menschen sehen, dem sie helfen wollen, und nicht die Sache. Auf den Menschen aber kommt's nicht an." Er legte seine schönen, langen, starken Hände auf den Tisch. „Auf mich kammt's nicht an, nur auf das, was in mir klingt. Kann ich das nicht herausbringen, so mag's um das Gefäß geschehen sein, dem soll nicht geholfen werden."

Und als er unsere ernsten, beschämten Gesichter sah — denn wir wußten alle, er hatte recht, wir verstanden wirklich nichts von dem Klingen in seinem Herzen —, da nahm er Ilses Hände in die seinen und sagte, wieder mit dem alten Siegesausdruck: „Aber fürchte Dich nicht, Ilse, das Klingen siegt, und wenn mich einer begreift, so wird's der Vater sein."

„Übrigens," meinte er, als er ging, „es iſt auch nicht ſo arg mit dem Verhungern. Wir Volkmänner haben Fortunas Säckel. Wir haben ihn in acht Teile geteilt, darum iſt er nicht üppig; aber ausreichen tut das achtmal dividierte Beutelchen für jeden von uns. Ich habe mir ſogar einen kleinen Zehrpfennig geſpart. Jetzt gehe ich zu Fuß nach Weimar, und im Notfall fiedele ich auf den Kirmeſſen."

Dann ſtand er wieder auf der Schwelle, da, wo ſich Licht und Schatten teilten, und ſchwenkte ſeinen Hut. Wir gingen ihm aber nach und ſahen von der Rampe nach dem See hinunter, wie er unter den Kiefern dahin ſchritt. Und wenn ihn auch keiner von uns begriff, unruhig über ſein Schickſal konnten wir doch nicht ſein.

„Närriſche Käuze, die Künſtler," ſagte der Garde-Ulan, „närriſche Käuze. Da reite ich lieber den tückiſchſten Gaul, mit dem mich mein Rittmeiſter in Verſuchung führen will. Er hat das neulich getan, und nach fünf Minuten ſaß ich auf der Erde, aber die Sporen hatte ich dem Racker doch gegeben, und der Rittmeiſter war zufrieden. Da weiß ich doch, daß ich Fleiſch und Blut unter mir habe. Aber ſo 'n muſikaliſcher Pegaſus, na, ich danke."

Bettina lachte, aber Ilſe ſah nachdenklich aus. Und an dem Abend, als ich noch ſpät an ihr Bett kam, lag ſie mit offenen Augen.

„Warum ſchläfſt Du nicht, Kind?" fragte ich ſie.

„Mutter Franzine," ſie nannte mich ſchon lange ſo, „muß er nun zu Fuß gehen, den weiten Weg bis Weimar, und muß er nun wirklich in den Dörfern ſpielen, wenn er kein Geld hat? Die Leute verſtehen ja gar nicht, was er ſpielt. Ich weiß es ja, ich habe ihm ja immer zugehört in dieſem Frühling. Es iſt ſo wild, Mutter Franzine, ich habe oft gedacht, er verſteht es ſelber nicht. Sie werden ihm kein Geld geben, und dann wird er hungern."

Ich ſtrich über ihre Stirn und beruhigte ſie.

„Laß nur, Kind," ſagte ich, „er wird ſchon ſeinen Weg finden, und es wird ſchon die Zeit kommen, wo er und die anderen verſtehen werden, was ſeine Töne ſagen."

Acht Tage ſpäter ſind wir dann nach Berlin zurückgekehrt, in ein neues Leben hinein. Denn vom Herbſt an hatte ich meine Stelle an der Schule aufgegeben, weil ſich ſo viel Privatzirkel fanden, daß ſie beſſer und einträglicher für mich waren.

In den Jahren, die dann noch bis zu Ilſens Konfirmation vergingen, lebte ſie ſchon mehr und mehr für ihre braune Geige. Ich wollte nur, daß ſie die Schule beendigte. Sie hatte gebeten, dann dasſelbe Konſervatorium beſuchen zu dürfen, auf dem Nikolas geſcheitert war. Denn als einen Geſcheiterten betrachteten ihn dort ſeine Lehrer. Als einen, der ſeinem eigenen Kopfe nachgegangen war, als einen Beſſerwiſſer und Stürmer, von dem man nichts mehr hören würde in der Welt der Kunſt. Und das Schlimmſte war, daß auch die Geſchwiſter und der Vater nicht viel von ihm hörten. Hin und wieder ein paar Worte, die ängſtlich vermieden, von ſeinen eigenen Kämpfen zu ſprechen, und nur die Sorgen von den Seinen nehmen ſollten.

Einmal lag in ſolch einem Brief an die Schweſtern ein Zettelchen an Ilſe, auf dem ſtand nur: „Grüß' Deine kleine Geige, Ilſe, und erzähle ihr, daß es immer lauter in mir klingt und immer voller. Ich weiß aber jetzt, was ich mit den wilden Pferden anfangen ſoll und lerne, ſie im Zügel zu halten."

Wir anderen wußten nichts mit den Worten anzufangen, Ilſe aber ſah uns ſtrahlend an und ſagte: „Das habe ich immer gewußt, daß Nikolas einmal ein Tondichter wird."

Mir war sogar das Wort fremd, das sie da für den Komponisten anwendete, und ängstlicher als je, wenn ich an den lieben Jungen da draußen dachte, schüttelte ich mit dem Kopf.

Die Briefe waren von verschiedenen Orten datiert. In Weimar hatte er es nicht lange ausgehalten, dann kam München, Mailand, Paris und einmal sogar eine selig jubelnde Sommernotiz aus Bayreuth. Er schien sich wirklich mit dem Leben da draußen herumzuschlagen, wie Don Quixote mit Windmühlenflügeln, dachte ich einmal. Aber wenn ich mir auf diesem Gebiete, das mir fremd blieb, bei meinem Kinde Rat holen wollte, sah ich immer in ein Paar ruhig leuchtende Augen. Ihr schien wirklich die äußere Not seines Lebens, die Sorge um Hunger und Durst und durchgetretene Stiefel und schlechte Wäsche viel wichtiger gewesen zu sein, als die Sorge um seine Entwickelung. Da hatte sie ein abgrundtiefes Zutrauen.

Und doch hätten die beiden Volckmänner ihrem Bruder jetzt gerne Unterstützungen gesandt, hätten die Briefe nicht jede nähere Wohnungsangabe ängstlich vermieden, denn in dem Atelier für Eigentracht am Lützowplatz war es geräumiger geworden, je mehr Kleider auf die Rohrpuppen kamen in dem Empfangssalon, in dem noch immer der Flügel stand. Den behielten sie als ein teures Andenken an den Bruder, und nur Ilse saß zuweilen daran und fuhr liebkosend mit den Fingern über die Tasten oder spielte eine einfache Melodie, ein wenig zaghaft, als mache eine Prinzessin aus ihrem eigenen Reiche einen Ausflug in ein Nachbarland, mit dessen König sie befreundet, und das ihr doch fremd ist. Denn fest und sicher wie eine junge Herrscherin führte Ilse ihren Bogen, und die Aufnahmeprüfung in das Konservatorium stellte ihrer Zukunft ein so gutes Zeugnis aus, daß ich selbst anfing, die kleine Geige in ihrem blaßvioletten Seidentuche, das Ilse immer noch zärtlich um sie wickelte, für den heimlichen Schatz unserer Hinterwohnung zu halten.

Bettina war aus England zurückgekommen und hatte in dem kleinen Dörfchen Stolpe am Wannsee ein Grundstück erworben, das sie zu dem so ersehnten Heim für vernachlässigte Kinder umbaute. Sie war nun sicher und bewußt in ihrem Wollen, und der Aufenthalt in England, wo sie lange in Dr. Bernardos Home gewesen war, in jener Musterheilstätte für verwahrloste Kinder, hatte ihr die letzte praktische Sicherheit gegeben. Bettina war durchaus keine entsagende Vorsteherin. Sie war frischer und fröhlicher geworden in diesen Jahren, und ihr schönes, sanftes Gesicht strahlte vor Befriedigung.

Im Kinderheim Stolpe aber fand ich Kantor Volckmann wieder.

Mariechen und ihr Rechnungsführer hatten nicht mehr warten wollen, und der Alte hatte selbst gesagt, es sei nicht gut, daß die Jugendjahre der Liebe unter der Hand fortliefen, wie Dünensand. Aber dann hatte er es in dem leeren Schulhause nicht mehr ausgehalten, und die Bienen und die Gravensteiner sind ihm kein Trost gewesen. Als daher Bettina ihn zu sich rief, daß er der Hausvater würde in dem Kinderheim, da war er gerne gekommen. Das wichtigste Stück seines Gepäcks war das Mozartbild gewesen. Das hatte Bettina in dem großen Saal aufhängen lassen, wo das Harmonium stand. Da spielte der alte Kantor den Kindern die frommen Volkslieder, von der armen Seele, die an der Himmelstür wartet, und es klang wunderbar hinaus nach dem See und nach den Kiefern, wenn der dünne kleine Chor fragte, wo die Seele die Heimat, die Ruhe fände?

Vorläufig hatten der Alte und die Junge Genüge in Stolpe gefunden, und es machte sich ganz von selbst, daß auch Ilse und ich in den nächsten Jahren, in denen das Kinderheim wuchs und sich ausbreitete, hier einen Ersatz für Neu-Bellin fanden. Ich sollte aber hier noch einen anderen wiedersehen.

Bettina hatte mir schon gesagt, daß der Pfarrer, der in der benachbarten Kirche predigte, Käsebier heiße. Und als ich ihn zum ersten Male am Nachmittage in der Kirche predigen hörte, wußte ich gleich, daß er der gute Käsebier aus meiner Jugendzeit sei. Ein wenig unruhig hatte ich der Predigt gelauscht, denn zu viel ist bei seinen Worten auf mich eingestürmt. Nicht einmal seinen westpreußischen Dialekt hatte er überwunden in den Jahren. Als ich das hörte, fragte ich mich in meinem Herzen, warum wir Menschen denn überhaupt immer von Überwinden und Vergessen und Anderswerden sprechen, wenn in einem langen Leben nicht einmal der Tonfall sich ändert, mit dem wir einst unsere Mutter um Brot baten.

Wunderbar weich war ich, als beim Verlassen der Kirche Käsebier auf mich zutrat und mir die Hand gab. Zwei Ringe steckten an seinem Finger, er war Witwer. Seine Frau war vor zwei Jahren gestorben, und eines seiner Kinder besuchte sogar die Schulstunde im Kinderheim, für das er warmes Interesse hatte. Er kam an diesem Abend mit zu uns. Mancher Name fiel, der lange nicht genannt war, und manches Bild stieg vor uns auf, vor ihm und vor mir.

Wir haben uns dann in dem Sommer und in dem folgenden Winter oft da draußen getroffen, und ich wunderte mich nicht, als an dem Weihnachtsfeste im Kinderheim er mich hinter dem abgebrannten Weihnachtsbaum, als die anderen mit den Kindern den Raum verlassen hatten, noch einmal fragte, ob ich seine Frau werden wolle? Daß es Ilse bei ihm gut haben würde, wüßte ich ja, wie er mir gern seine Kinder anvertrauen wollte. Nur sollte ich nicht denken, fügte er hinzu, daß diese Erwägungen ausschlaggebend seien. Ich wüßte wohl selbst, daß ich heute noch als Frau begehrenswert sei. Es würde Unrecht an einer Toten sein, wenn er mir sagte, daß er nicht glücklich gewesen wäre. Er sei wohl glücklich gewesen, ruhig und still; aber das, was er damals auf dem Ball bei Amtsrats empfunden, und in den Tagen nachher und vorher, das sei doch das einzige gewesen, was sein Leben hoch über sich selbst herausgehoben, zu dem fernen Wunderland, nach dem sich die Jugend sehnt. Und das sei auch heute so; was er mir vorschlüge, sei heute noch eine Liebesheirat und nichts anderes.

Das hat mich dann grad gehindert, diese treue Männerhand zu ergreifen. Oder es war vielleicht nur der Vorwand für mich, denn ich brauchte ja auch keine Versorgung und auch keinen Pflichtenkreis. Das hatte ich mir ja alles selbst geschaffen. Aber zwischen ihm und mir stand immer noch der Mann, der nun so viele Jahre ein unbekanntes Grab hatte, fern in den Fiebergrüften Javas, daß nicht einmal meine Gedanken es finden konnten, wenn sie es suchten. Und das sagte ich ihm auch. Ich sagte ihm, daß Wulf noch immer bei mir sei, bei allem, was ich in meinem Leben täte, und daß ich darum gar keinen anderen Mann haben könnte, weil jener immer zwischen mir und ihm stehen würde, nicht wie ein Schatten, sondern gegenwärtig. Und als er sich ereiferte, mir beweisen wollte, daß das Torheit sei, gab ich es ihm gern zu, denn ich wußte freilich, daß es nie eine Weisheit war. Noch einmal reichten wir uns die Hand über einer Hoffnung, die ich ihm zerstören mußte.

Doch hielt mich das nicht viel auf und nahm meine Gedanken wenig in Anspruch. Die gingen in dieser Zeit um Ilse herum. Und wie eine echte, rechte, eitle Mutter spann ich Träume und Hoffnungen, wenn ich sah, wie Hans von Dittmar immer öfter die Sonntage in Stolpe verbrachte und auch wieder bei mir in der kleinen Hinterwohnung vorsprach, die einst dem Kadetten vertraut gewesen war.

Ich fand es ganz natürlich, daß Ilse ihn reizte. Hingen doch selbst die Augen der blassen Kinder in Stolpe an ihr wie an etwas Feinem, Zartem, Wunderbarem,

wenn sie neben dem Harmonium stand und den Bogen führte, wenn es so weich und rein aus der kleinen Geige quoll. Ich meinte auch, sie würde geborgen und glücklich sein bei Hans von Dittmar, der alles hatte, was die Jugend wünscht, der stürmisch und kraftvoll war und sein Leben schon zügeln würde wie seine Pferde. Denn im Herzen mißtraute ich der Kraft meines Kindes, sich durch die verschlungenen Pfade hindurchzufinden, die der Künstlerberuf gibt, und meinte, sie hätte nur die Seele, aber nicht den Charakter, der dazu gehörte.

Viele Stunden haben die beiden miteinander gesprochen. Im Garten in Stolpe, oder in meinem Zimmer. Und zu der großen Jahresprüfung im Konservatorium kam der Garde-Ulan auch, und sein Säbelklirren ließ die jungen Mädchen auf dem Podium leise lächeln und sich höher aufrichten. Das war der Tag, an dem Ilse so wunderschön spielte, daß ich nachher nicht einmal den Namen des Stückes wußte, so oft ich ihn auch gehört, weil die Töne mich fortgetragen hatten in eine andere Welt. Da hatte sie in ihrem glatten Hänger von braunem Samt oben gestanden und ihren Kopf mit den hellblonden Scheitelhaaren, bei denen ich immer denken mußte, es fiele Sonne auf ihr Haupt, gegen die kleine Geige geschmiegt. Wie ein feiner Strich aber hatte das violett blasse Tüchelchen aufgeleuchtet, das sie sich unters Kinn geschoben hatte. Ordentlich siegesgewiß war ich an diesem Tage.

Und ich sah Ilse in Dittmarshof vor dem Kamin, in dem das Feuer des Herdes nun so lange erloschen war und an dem ich selbst einst meines Lebens schönste Stunde verbracht hatte. Und ich fragte mich nicht einmal, ob sie Hans Dittmar liebe, so selbstverständlich schien mir das, da sie ihn schon so lange kannte und schon ihr kleines Kindergesicht in den blanken Knöpfen seiner Kadettenuniform gespiegelt hatte.

Die Prüfung, bei der Ilse so gut abgeschnitten hatte, war wie immer im Frühling gewesen. Der Sommer, der dann folgte, gab uns beiden nur kurze Freistunden, und mein heimlicher Plan, mit meinem Kinde vielleicht an die See zu können, zerschlug sich, denn wichtige, gut bezahlte Stunden, die sich zufällig gerade in die sonst stillen Sommermonate schoben, gaben mir nur vierzehn Tage frei. Die verlebte ich draußen in Stolpe im Kinderheim, wohin Ilse schon vorher gegangen war. Auch sie war in diesen Ferienwochen stärker beschäftigt als sonst, denn bei den Volckmännern gab es das erste richtige Ereignis ihres Atellerlebens, eine vornehme Ausstattung. Ilse hatte den beiden Mädchen so viel bei den Entwürfen geholfen, daß sie fast mehr über dem Zeichenbrett saß, als ihr gut war. Borten mit stilisierten Narzissen und Säume, in die sie griechische Muster einnähte, nahm sie auch mit herüber zu Bettina, wo sie fast die ganzen Ferien verlebte. Wenn ich sie am Sonnabend dort aufsuchte, fand ich sie immer ein wenig zarter, in den Händen eine dieser langen feinen Arbeiten, deren Geschmack und Stil allmählich das Volckmann'sche Atelier in den Vordergrund des Interesses gebracht hatte. Ich schob aber auch das auf eine erwachende Neigung zu Hans von Dittmar. Doch rührte ich nicht daran und dachte an die bitteren Stunden meines jungen Herzens, als Mama mit ihren harten Händen die Knospenhüllen von meiner Liebe zu Wulf abgestreift hatte.

Ilse war glücklich da draußen bei Bettina, am glücklichsten vielleicht mit dem alten Kantor. Da kauerte sie auf den Stufen des Harmoniums, wenn er spielte, oder begleitete ihn auf ihrer Geige und ging auf weiten Wanderungen mit ihm unter den Kiefern des Grunewalds. Man wußte dann nicht recht, wer von den beiden der Glücklichere, Genußfähigere sei, der alte Mann oder das junge Mädchen. Einmal wanderte ich mit ihnen die Havel hinauf, bis zur Fähre, die nach der Pfaueninsel führt, und wir ließen uns übersetzen. Das kleine Gärtnerhaus war ganz vergraben

in Klematis und Rankenrosen, und die Gänge, die von allen Seiten zu ihm führen, bewachsen und bewuchert mit Jelängerjelleber. Der hatte an dem Juliabend seine Blütendolden aufgemacht und goß den Duft wie aus feinen Brausen auf uns hernieder. Wir waren durch die Insel gewandert zu den wunderbaren alten Eichen und dann zurückgekommen und warteten am Gärtnerhaus auf die Fähre.

Ganz nachdenklich waren wir alle drei. Wie das Wasser so plätscherte, und der breite schöne Fluß majestätisch und doch still auf uns zu kam, und sich drüben vom Ufer der Kahn mit dem Fährmann löste, der in dieser Beleuchtung und in dieser Stimmung immer nur eine Deutung für das Herz des Menschen hat. Der Kantor aber sagte, indem er auf das nahende Boot deutete: „Charon kommt."

Wir sahen beide zu ihm hin, wie sich sein Profil gegen den Abend abhob, mit dem langen, weißen Haar und der scharfen Linie, und zum erstenmal entdeckte ich in diesem Gesicht unter den tausend Fältchen des Lebens die der Sorge. Ilse mochte sie besser kennen als ich, denn sie neigte ihr weiches Gesicht auf die Hand des Alten und sagte leise: „Noch nicht. Vor Charon kommt noch das Glück."

Da strich er über ihre Haare und meinte lächelnd:

„Ja, Du Kind, Du glaubst es."

Und sie lauschte nach dem Wasser, und der Duft von den Rosen und dem Jelängerjelieber hüllte sie ganz ein. „Ich glaube, weil ich es weiß," sagte sie ruhig.

Aber all diese Worte habe ich erst später verstanden.

Im Herbst richteten wir uns dann wieder in Berlin ein. Und eines Tages legte Ilse ein Konzertprogramm vor mich hin. Evertbusch sang, der Liebling der Berliner. Sein erster Liederabend war angezeigt, und über dem letzten Teil stand: „Ungedruckte Kompositionen von Niklas Volckmann."

Ich sah auf und Ilse an. Sie strahlte wie eine kleine Sonne.

„Ja," sagte sie, „lies es nur. Keiner von uns hat es gewußt. Nicht die Schwestern, nicht der Vater. Und nun singt ihn der erste Sänger im Beethovensaal. Nicht übel fängt er an, nicht wahr?"

Wir gingen natürlich alle hin. Die aus Stolpe kamen, die Volckmänner vom Lützowplatz, und wir saßen in einer der ersten Reihen, denn jeder wollte es sich etwas kosten lassen und beweisen, wie wichtig ihm das sei, was sich da heute ereignete.

Evertbusch war der vom Publikum bevorzugte Liedersänger. Und weil er wirklich ein Künstler war und nicht nur von einer Mode auf den Schild gehoben, so versuchte er oft, dem Publikum eine Gabe zu bieten, nach der es noch nicht von selber griff. Für die jungen Liederkomponisten war er wie eine Säule und wie eine Hoffnung.

Aber wir hörten kaum, was er mit seiner wundervollen Stimme über sein Auditorium ausgoß. Wir hatten alle in den Händen das Programm, auf dem stand: Lieder aus des Knaben Wunderhorn. Komponiert von Niklas Volckmann. Der alte Mann saß zwischen seinen Töchtern, aber in der letzten Pause vor den Liedern stand Minna auf und wechselte den Platz mit Ilse. Die schob nun ihre Hand in die seine. Und dann sang Evertbusch ein Lied nach dem anderen, sang mit Begeisterung und Hingabe, ja als seine Zuhörerschaft immer kühler wurde, fast mit der Wärme eines Lehrers, der seine Schüler überzeugen will, die Worte, die Wendungen der Melodie hervorhebend. Aber als er geendet, konnte niemand darüber im unklaren sein, daß der Beifall des Publikums dem Sänger galt und nicht dem Komponisten; der eine und der andere von den Kritikern, die um uns herumsaßen, betonte das auch und mischte in das Klatschen den Namen „Evertbusch", und als einer schüchtern „Volckmann" rief, zischte es um ihn her. Evertbusch zuckte die Achseln und machte eine

liebenswürdige Bewegung der Entſchuldigung mit den Händen, und dann ſchüttelte er den Kopf und gab zuerſt noch einmal mit dem Eigenſinn des Entdeckers eines von den Volckmannſchen Liedern zu, das letzte, was er geſungen: „Laß rauſchen, Lieb, laß rauſchen."

Dann aber, dem Drängen des Publikums nachgebend, ſang er das, was alle von ihm hören wollten, was er hundertmal geſungen hatte. Und ſtill, ganz ſtill ſind wir an dieſem Abend nach Hauſe gegangen. —

Ich wollte gern mit Ilſe ſprechen, aber das war nicht möglich. Sie ging auf nichts ein. Sie, die ſonſt immer weich war und jedermann entſchuldigte, ſchüttelte den Kopf und ſagte: „Dumm iſt das Publikum, Mutter Franzine. So iſt es immer geweſen und wird immer ſo bleiben. Und morgen gehe ich zu Evertbuſch."

Es war ſonſt gar nicht ihre Art, Künſtler perſönlich aufzuſuchen. Von all dem Drum und Dran eines Kunſtſtudiums, das ich am Anfang ſo gefürchtet hatte, war nie etwas an ſie herangetreten. Wenn ſie mit den Kameraden, mit denen ſie verkehrte, zuſammen ging, ſo ſah ich immer, wie anders man ſie behandelte, als die Kameradinnen. Wohl ſchob einer der jungen Leute einmal ſeinen Arm in den ihren, und ſie ſchien nicht einmal zu wehren; aber nach kurzer Zeit ließ er ſie los und ging lebhaft ſprechend neben ihr.

Ich hatte anfangs gemeint, ſie in jedes Konzert begleiten zu müſſen. Ich hatte ſo viel geſehen, was mich abſtieß. Das Zuſammenſitzen auf den Treppen der Philharmonie; das halbe Lagern in dem vierten Rang der Oper, wenn Wagner gegeben wurde; den ganzen freien ungezwungenen Ton unter dieſen jungen Mädchen und jungen Leuten.

Es war ein Opfer für mich geweſen, nach meinem anſtrengenden Arbeitstage am Abend noch Muſik zu hören. Dann hatte Ilſe ſelbſt geſagt, ich möchte ſie doch allein gehen laſſen. Und als ich ſie eine Weile beobachtet hatte in dieſem oft mänadiſchen Reigen, in dem ich mich immer fremd fühlte, gab ich ihr recht. Sie ging freilich auch in dieſem Opferzuge, aber wie eine der Korbträgerinnen der griechiſchen Tempelfrieſe, die ihr Weihgeſchenk auf dem Kopfe tragen und ganz ſicher und ſtill ſchreiten.

Darum war ich erſtaunt und faſt erſchrocken, als ſie zu Evertbuſch ging. Doch mußte ſie ſich noch am Konzertabend mit dem Kantor verabredet haben, denn er kam ſie am nächſten Tage holen, aufgeregt, ein wenig verwirrt.

Ich blieb ganz unruhig zurück und war froh, daß Hans von Dittmar kam, der an dieſem Abend in Berlin eine Geſellſchaft mitmachte und vorher bei uns vorſprach. Ich erzählte ihm, wie wenig Beifall die Volckmannlieder gefunden hätten, wie ſich das Publikum gegen ihre Vertonung gewehrt hatte und dem beliebten Sänger, ſo gut das ohne Kränkung ging, ſeine Mißbilligung ausgeſprochen hatte.

Hans ſagte achſelzuckend und ein wenig überhebend: wir müßten doch nun wiſſen, daß Niklas Volckmann ein verbummeltes Genie ſei und nichts anderes. Die Volckmänner ſeien ja tüchtig, und er hätte gewiß nichts gegen ſie. Entzückender angezogen als Ilſe ginge niemand, auch nicht in ſeinen Kreiſen. Das Genie der Schweſtern ſäße in den Fingerſpitzen. Aber bis zum Künſtler, der die Welt zwingt, ſei doch noch ein weiter Weg, und er wünſche nur, der Alte ſtürbe und erlebe die Enttäuſchung nicht. „So ein verbummelter Muſikant, Fräulein Wahrenburg!" — und er riß an ſeinem blonden Schnurrbart.

Ein wenig mußte ich lachen. „Ach, Hans, Sie meinen es ja gar nicht ſo, wie Sie es ſagen."

Da nahm er meine Hand und ſah mich an, und in ſeinen Blick kam etwas Dunkles. „Ich meine es doch ſo. Hüten Sie die Phantaſie des Kindes. Ein verbummeltes Genie kann ſeinen Reiz haben für eine Siebzehnjährige.“

Nun lachte ich wirklich. Da fiel der Gardeleutnant von ihm ab, als würfe er ſeinem Burſchen den Mantel zu. Er küßte meine Hand und lachte auch. „Übrigens, Hans von Dittmar fürchtet ſich nicht.“ Und nun waren wir einig.

Ilſe kam noch zurück, während er da war. Ganz aufgeregt, wie ich ſie noch nie geſehen hatte. Sie erzählte von ihrem Beſuch bei Evertbuſch, ſo lebendig, ſo anſchaulich, daß es mir ſchien, ich wäre dabei geweſen.

Evertbuſch war im Sommer in Bayreuth geweſen und nachher für einige Zeit ins Fichtelgebirge gegangen. Ilſe ſchilderte uns die Felſen des Fichtelgebirges, die uralten Tannen mit ihren langen Flechtenbärten auf der Windſeite, die Einſamkeit, die Poeſie, als käme ſie eben von dort zurück und hätte alles geſehen. Und hier auf ſeiner Wanderung an dieſen dunklen Bächen, wo die Felſen ſtanden, als hätten Rieſen geſpielt, hier hatte Evertbuſch, noch ganz unter dem Eindruck des in Bayreuth gehörten Nibelungenrings, gelegen und die fabelhaften Kuliſſen der Vorzeit bewundert, als plötzlich unter den Bäumen hervor das Siegfriedmotiv an ſein Ohr drang, wieder und wieder, hell und triumphierend wie Fanfarengeſchmetter. Wie ein Märchen ſei es geweſen. Und verführt von dem Reiz der Stimmung, hatte er ſich aufgerichtet und Mimes Worte geſungen:

„Wer iſt's, der im wilden Wald mich ſucht?
Wer verfolgt mich im öden Forſt?“

Da war ein Jüngling unter den Bäumen hervorgekommen, auf ihn zu, und hatte ihn angelacht und ihm die Hand gegeben. Und ſo hatten ſie ihre Bekanntſchaft gemacht: Evertbuſch, der berühmte Sänger, und Niklas Volckmann, der arme Muſikant. Sie ſind dann zuſammen ein paar Tage lang durch jenes wilde Gebirge gegangen und ſind Freunde geworden.

Niklas hat ihm ſeine Lieder geſungen und ſeine Träume vorgeſpielt, wo ſie ein Klavier fanden, wenn ſie einkehrten, und Evertbuſch hat an ihn geglaubt.

„Ja,“ ſagte Ilſe, und ihre Augen leuchteten uns an, „er hat es uns geſagt, ſeinem Vater und mir, daß er an ihn glaube. Und das Publikum iſt dumm, hat er geſagt, Mutter Franzine, gerade wie ich, und der Niklas wird es ihm noch beweiſen. Die Lieder läßt er jetzt verlegen. Denn wenn er ſie ſingt und noch einmal ſingt, kommt der Verleger ja doch. Nicht weil Niklas die Töne gedichtet hat, ſondern weil Evertbuſch ſie ſingt; ſo iſt es in der Welt. Und dann ſchickt er ihm das Geld. Denn umſonſt gibt er ſie nicht fort, ſagt er. Und wißt Ihr, was der Niklas tut? Er ſchreibt eine Oper.“

Sie warf das letzte wie einen Triumphruf hin, und dann ſtrich ſie ſich die Haare aus der Stirn.

Es kam nun wie eine große Erſchöpfung über ihre ſtille Natur, und ich war faſt erſchrocken, ſie ſo aus ſich herausgehn zu ſehen.

Hans von Dittmar aber nahm in Gedanken ſeinem Burſchen den Mantel ſeines Stolzes wieder ab und hüllte ſich hinein, das heißt, er ſchlug die Sporen zuſammen, näſelte etwas von Verſpätung, und daß das gnädige Fräulein heute wohl keine Zeit für ihn habe, und klirrte davon. Ilſe aber blieb den ganzen Abend ſtill, und dann ſuchte ſie auf ihrer Geige die Melodie des letzten Liedes zuſammen, das Evertbuſch am Abend vorher geſungen hatte:

„Laß rauſchen, Lieb, laß rauſchen,
ich weiß nicht, wie mir wird.
Die Bächlein immer rauſchen
und keines ſich verirrt."

In den nächſten Tagen durchblätterte ſie ihre alten Schulbücher nach allem, was ſie über das Fichtelgebirge fand. Es war aber nicht viel. Ich konnte mich nicht enthalten, ihr die ſchlechten Kritiken vorzulegen, die nach dem Konzert kamen. Man nannte es eine geniale Verirrung Evertbuſchs, ſich des jungen Komponiſten angenommen zu haben, man zog auch die alten perſönlichen Streitigkeiten wieder ans Licht und wiederholte, daß Volckmann ſchon in ſeiner Schülerzeit ſeine eigenen Wege gegangen ſei und durch denſelben Eigenſinn, der aus ſeinen Kompoſitionen ſpräche, die Teilnahme ſeiner Lehrer an ſeinem urſprünglichen Talent verloren hätte.

„Das iſt häßlich und abſcheulich," ſagte Ilſe. „Über ſeine Kompoſitionen können ſie urteilen, ſo gut oder ſo ſchlecht ſie wollen; aber den armen Jungen ſelbſt ſollten ſie aus dem Spiel laſſen, der hat wirklich ſein Brot . . ." Sie ſchwieg.

„Mit Tränen gegeſſen, willſt Du ſagen, nicht, Ilſe?"

Da ſchüttelte ſie den Kopf.

„Ach nein, das nicht. Das iſt nicht die Art der Volckmänner, aber trocken war es, und oft war es gar nicht da. Dann ſangen ſie immer alle drei, beſinnſt Du Dich, Tante Franzine? Singen hilft gegen den Hunger, ſagten ſie."

Sie ging jetzt öfters zu Evertbuſch, der großen Gefallen an ihr gefunden hatte, und deſſen Frau mir in den nächſten Tagen einen Beſuch machte. So kam ſie in ein feines, vornehmes Künſtlerhaus, und ich hätte es wohl zufrieden ſein können, wenn nicht meine Herzenspläne mit ihr andere geweſen wären, und ich nun zuweilen faſt unruhig wurde, wenn ſie in eines ihrer weißen Geſellſchaftskleider ſchlüpfte, deſſen Falten von dem kurzen Mieder herab ſie ſo weich einhüllten.

Zuweilen nahm ſie ihre Geige mit, und zuweilen habe ich ſie auch begleitet. Dann ſah ich, wie viel Boden mein Kind in dieſen Kreiſen gewann, in denen ich nie heimiſch wurde, wie man ſie bewunderte, und wie Evertbuſch alles dazu tat, um zu zeigen, daß hier etwas Beſonderes heranwüchſe. Nicht nur in bezug auf die Lieblichkeit der Erſcheinung, ſondern auch als Künſtlerin. Sie blieb ſich aber immer gleich, ſtill und zurückhaltend. Nie wieder kam ein Ausbruch, wie der nach ihrem erſten Beſuch bei dem Künſtler. Nur öffnete ſie, als ich das erſte Mal da war, den großen Kaſten mit Photographien, der in dem Bibliothekzimmer ſtand, drückte mich in einen der Lederſeſſel und breitete die Bilder des Fichtelgebirges vor mir aus. Die bizarren Felſen von Luiſenbad, die Waldpartie, die Ausblicke nach Franken, und die Burgruine des kleinen Städtchens Wunſiedel, wo Jean Paul geboren iſt.

„Da," ſagte ſie leiſe, „da hat Niklas gewohnt, damals als Evertbuſch ihn gefunden hat, lange ſchon. Da ſchreibt er an ſeiner Oper. Ein ganz kleines Städtchen iſt es im Frankenland, und der große Findlingsblock auf Jean Pauls Grab in Bayreuth, um den der Efeu wächſt, wie Evertbuſch ſagt, iſt aus der Geburtsſtadt des Dichters. Und viele, viele ſo mächtige Steine liegen herum in den Wäldern verſtreut. Aber es iſt ein freundliches Land, unendlich lieblich, ſo als ſtünde immer ein Regenbogen darüber. Da hat Niklas gearbeitet."

Ich ſeufzte ein wenig, denn ich gab Hans von Dittmar nicht unrecht in meinem Herzen; aber ich nahm es doch nur für das Mitempfinden der Künſtlerin und rechnete es Ilſe hoch an, daß ſie jetzt, da ſich die Zukunft vor ihr auftat wie

ein blühender Garten, nicht den armen Kameraden vergaß, und nicht den alten Mann an dem Harmonium im Kinderheim.

Daß Hans von Dittmar bald Ernst machen wollte, sah ich auch daraus, daß er bei Evertbusch Besuch gemacht hatte, so wenig ihm diese Künstlerkreise sonst lagen. Und als in der Fastenzeit bei dem Sänger ein Kostümfest sein sollte, nahm er die Einladung an, obgleich es sich so traf, daß er dafür einen großen, glänzenden Ball absagen mußte. Er wollte das als ein kleines Opfer hinstellen; aber Ilse redete ihm freundlich zu, doch ja ihretwegen nichts zu versäumen, und da kam er erst recht.

Wir wollten uns alle bei den Volckmännern im Atelier treffen, wo Ilsens Staat gemacht wurde, denn ich ging nicht mit. Es war mir lieb, wenn Hans sie holte und zurückbrachte, und bei Frau Evertbusch wußte ich sie gut aufgehoben. Sie hatte wegen des Kleides in der letzten Zeit noch öfter bei den Schwestern gesessen als sonst, und lustiges junges Lachen ist von den Wänden widergetönt, wenn sie gemeinsam den mächtigen grünen Frosch ausstopften, den Ilse an einem Seidenbande hinter sich herziehen sollte. Sie wollte die jüngste Königstochter sein, und eine große goldene Kugel war besorgt, die sie im Arm tragen wollte.

Am Nachmittag des Festtages waren wir alle da versammelt. Auch Bettina war hereingekommen und hatte ihre Kinder dem Hausvater überlassen. Ilse hatte einen ordentlichen kleinen Hofstaat, und jeder zupfte noch an ihr herum, an dem Kleidchen aus dünner, grünblauer Seide und an den losen weichen Haaren, die vorn ganz glatt von den Schläfen herniederhingen, während ein feiner goldener Reif sich um die Stirn legte und die schöne Form des kleinen Kopfes sichtbar machte. Bettina hatte ein Perlenkettchen mitgebracht, das sie ihr um den Hals befestigte. Und dann banden wir das Band um den Frosch, der mit wunderbarer Naturtreue gearbeitet war und dessen gestielte Perlenaugen verliebt zu der kleinen Märchenprinzessin in die Höhe starrten. Wir waren alle ein wenig wie Kinder, lachend und lustig, als es schellte.

„Das ist Hans," sagte Bettina, während Anna die Tür öffnete. Es kam aber niemand herein, und Minna wurde ungeduldig und rief nach dem Flur:

„Kommen Sie rasch herein, Herr von Dittmar, und sorgen Sie dafür, daß heute eine Schönheitskonkurrenz ist und unser Atelier den ersten Preis bekommt. Wobei ich gar nicht einmal an die Trägerin denke, die freilich —"

Aber dann verstummte sie, denn auf der Schwelle stand Nikolas und sah mit seinen großen, strahlenden Augen gerade auf das jüngste Königskind. Das ließ vor Schrecken den goldenen Ball fallen, der dicht vor seine Füße rollte.

Das gab freilich eine Überraschung, und so viel Fragen und Lachen und Tränen, daß Hans von Dittmar, der in klirrendem Ritterpanzer kam, ganz um den Erfolg seiner Erscheinung gebracht wurde. Dann erklärte Ilse, Nikolas müsse mit, eine größere Freude könnten sie Evertbusch ja gar nicht machen, und so viel Geschick würden sie wohl haben, aus all den bunten Lappen, die hier herumlägen, ihm ein Kostüm zu stecken. Nikolas war auch gleich bereit; er war so frisch und fröhlich und so voll Leben, daß er alles für selbstverständlich hielt. Und so steckten sie denn eine Art Kutte mit Nadeln und Heftstichen zusammen, und er schlüpfte hinein, und die drei gingen fort.

Es war alles so schnell gegangen, in einem solchen Hinundher in dem doch beschränkten Raum, in dem wieder die Rohrpuppen mit den Kleidern standen, daß wir uns fast erschrocken ansahen, als unten der Wagen fortfuhr. Zuerst machte Minna den Flügel zu, den Nikolas geöffnet, und über dessen Tasten seine Melodie zum

Volkslied „Laß rauſchen, Lieb, laß rauſchen," dahingezogen war, während die Schweſtern noch an der Kapuze nähten. Und dann ſagte ich:

„Ja, aber warum iſt er denn gekommen?"

„Warum?" Minna zuckte die Achſeln. „Weil Evertbuſch wirklich ſeine Lieder angebracht und der Verleger ihm ein paar hundert Mark geſchickt hat. Das hat er mir draußen geſagt, als er den Mantel ablegte. Die Sehnſucht hat ihn auf einmal gepackt, und auch der Ehrgelz. Ja, und nun iſt er hier."

Ganz ſtill gingen Bettina und ich nach Hauſe, und am liebſten hätte ich mir ſelber noch von den Fingern der Schweſtern einen Domino ſtecken laſſen und wäre den dreien nachgegangen auf das Feſt, ſo unruhig war mein Herz. Bettina merkte es auch und ging früher, als ſie gewollt hatte. Aber über all das, was damals zwiſchen uns ſtand, ſprach ſie nicht, denn auch ſie hatte gelernt, nach innen zu leben.

Ich aber blieb auf, was ich noch nie getan hatte, wenn Ilſe fort war. Ich ließ die Lampe mit dem grünen Schirm in dem Zimmer brennen, das zugleich Eßzimmer und Wohnzimmer war, und wo Ilſe nun faſt zehn Jahre an dem runden Tiſch geſeſſen hatte, mit Hans von Dittmar und mit Nikolas Volckmann. Und viele andere hatten dort geſeſſen. Meine Schüler und Schülerinnen, die Volckmänner, der alte Kantor und Bettina und zuweilen, aber immer ſeltener im Laufe der Jahre und des ſie ganz erfüllenden Glückes, auch Marianne, wenn ſie flüchtig die Hauptſtadt berührte.

Ich ſah aber jetzt nur Ilſe zwiſchen den beiden Jünglingen, verſuchte, in ihr Herz zu dringen, und konnte es nicht. Stunde um Stunde verging. Gleichmäßig brannte das Gas in der Lampe unter dem grünen Schirm, gleichmäßig hell war der Kreis auf der Decke. Die Wärme des Ofens war vergangen, und fröſtelnd hüllte ich mich in das große, weiche Tuch, das ich noch aus Frankreich mitgebracht hatte. Zu meinem Bruder, von dem ich nach den erſten Jahren nichts wieder gehört, trotz aller Verſuche, waren die Gedanken gegangen, in die harte Totenſtadt in Paris — und zum erſtenmal fragte ich mich, ob ich denn wirklich recht getan hatte, Ilſe ſo aufwachſen zu laſſen, wie die Blumen im Garten.

Ich weiß nicht, was ich darum gegeben hätte, wenn ſie in dieſer Nacht zu mir gekommen wäre und die Arme um meinen Hals gelegt hätte: ich bin Hans von Dittmars Braut! Aber als ſie dann wirklich in der Tür ſtand, wußte ich, daß das nicht ſein könne und niemals ſein würde. Und als ſie ſich dann zu mir ſetzte und mir alles ſagte, nickte ich, als erzähle ſie mir nichts Neues.

Hans von Dittmar hatte wirklich um ſie angehalten auf dem Ball, und ſie hatte ‚nein' geſagt. Aber er war trotzig geweſen und hatte dieſes „nein" nicht angenommen, ſondern es eine Laune genannt.

„Er wird wiederkommen, Mutter Franzine; aber er kennt mich nicht. Es iſt keine Laune. Ich kann eben nicht ſeine Frau werden, und ich habe ihm auch niemals Hoffnung gegeben, er hätte es wohl ſehen können. Ich bin auch kein Mädchen, das ſein Herz nicht kennt und ſich bereden läßt. Nicht wahr, das weißt Du?"

Sie hatte den Mantel abgenommen und ſaß auf einem Schemel zu meinen Füßen, und die goldene Kugel und der Froſch lagen auf der Erde neben ihr. Sie war noch ſo kindlich, wie ſie dieſe Worte ſagte. Ihre Worte aber waren ſo feſt, daß ich ganz verwirrt wurde. Ich hatte ſie ja immer für meinesgleichen genommen, eine Seele, die nur zurückweichen kann und nicht vorwärts ging. Und jetzt kauerte ſie da vor mir, als hätte man federnden Stahl gebunden, und wenn man die Feſſel löſte, würde er ſich aufrecken und zurückſchnellen.

Digitized by Google

„Es will Dich ja niemand überreden, Ilse," sagte ich leise. „Unendlich glücklich wäre ich gewesen, wenn Du zu Hans von Dittmar ‚ja' gesagt hättest, so jung Du auch noch bist, und so gern ich Dich behalte. Denn ich kenne sein Herz, das ist treu und fest. Das bißchen Schnickschnack an ihm aber mußt Du seiner Jugend zugute halten. Es soll aber sein, wie Du willst. Du kannst ruhig warten, bis der Mann kommt, dem Du Dich anvertrauen willst."

Ich konnte es nicht hindern, daß meine Stimme bei den letzten Worten zitterte. Sie hob ihren Kopf, stützte die Arme auf meine Knie und sah mich an, fast als wolle sie etwas sagen; aber sie schwieg. Nur das Blut stieg in ihr Gesicht. Ich fügte noch hinzu, halb über sie hinweg: „Ich hätte mich auch über die große Sicherheit Deines Lebens gefreut, Ilse, denn wir alle hier, Du und ich und die Volkmänner, wir sind wie treibende Reiser im Strom. Und es ist etwas anderes, festen Boden unter den Füßen zu haben und sich an das Feuer des Kamins von Dittmarshof zu setzen als die Herrin."

„Nein, Mutter Franzine," sagte Ilse, „da hast Du nicht recht. Wir sind nicht wie Reiser im Strom, wir sind wie Schwimmer. Wenn wir starke Arme haben, so trägt es uns. Und ich möchte kein Glück, das ungefährdet ist und jeden Tag dasselbe. Vielleicht, weil ich auf dem Montmartre geboren bin, da oben, wo der Sturm weht. Du kennst mich schlecht, wenn Du meinst, daß ich nach einer sicheren Zuflucht Umschau halten würde. Die Tage sind die schönsten, die man sich erobern muß."

Ich seufzte und sagte ihr, ich sei müde, und erst als wir das Licht ausgelöscht hatten, fragte ich, was denn Eoertbusch zu Niklas gesagt habe. Ein leises, glückliches Lachen klang zu mir herüber. Es wäre lustig gewesen, wie sie den Meister geneckt hätten. Und dann hätte Niklas seine Kutte abgelegt, oder vielmehr, sie sei von selber von ihm abgefallen, denn allzuviel gehalten hätte sie nicht, und er hätte eine Geige genommen und den fahrenden Schüler gemacht. Das sei das Allerschönste an dem Abend gewesen. Da wußte ich ja nun, wie alles stand, und die anderen haben es wohl auch gemerkt.

Mit Bettina sprach ich mich aus, als Hans von Dittmar bei mir gewesen war, ganz voll Zorn und verletztem Stolz. Gegen einen fahrenden Musikanten zurückgestellt! Er, Hans, zurückgewiesen von einem kleinen Mädchen, dem er seine Hand hatte geben wollen, und, was das Allerschlimmste war, noch immer geben wollte, denn im Grunde nahm er das alles nicht ernst, hielt es für eine Künstlerlaune, nicht für mehr.

Bettina sah ihm zu, wie er in dem Eßsaal des Kinderheims auf- und abschritt, daß die Sporen klirrten; seine Augen sprühten Funken. Dann sagte sie: „Wehr Dich doch nicht so gegen das Leben, Hans, es ist doch stärker als Du."

Aber Hans von Dittmar hat sich noch eine lange Zeit gewehrt, bis es ihn forttrieb nach Südwest-Afrika, in den Kampf mit Tücke und Hinterlist und Dornen und Durst. Dort wird er sich die Liebe zu Ilse, die sein Stolz brennend erhielt, seit er die Hoffnung verloren, aus dem Sinn schlagen. Er hat auch schon einmal abgegeben von diesem trotzigen Blut. Tüchtig ist ihm zur Ader gelassen worden, und im Lazarett zu Swakopmund hat er gelegen, dann ist er wieder ins Feld gegangen. Seine Briefe, die Bettina und ich mit Herzklopfen lesen, zeigen, daß er da unten ein Mann wird und ein Held, und daß er die rechte Art lernt, sich mit dem Leben abzufinden.

Digitized by Google

Während mein Leben hier so an mir vorbeigezogen ist, hat sich in den vollen weichen Sommerton der Landschaft der erste Schatten des Herbstes gemischt. Noch ranken um den Staketenzaun die weißen Winden; aber in den schmalen Beeten des Gartens stehen schon die Malven und die großen Sonnenblumen, die mir immer vorkommen wie richtige Sonnenuhren. Das dunkle innere Rund ist das Zifferblatt, und die Blätter sind die glänzenden, leuchtenden Strahlen.

Seit ich Fikens Vertraute bin, habe ich versucht, mich den Alten zu nähern, um Einfluß auf sie zu gewinnen. Ich mußte vorsichtig sein, denn die Leute, denen jedes Entgegenkommen fremd ist, sind mißtrauisch gegen den, der sich um ihre Angelegenheiten kümmern will. Ich blieb aber immer länger bei ihnen sitzen am Abend auf der einfachen Bank vor ihrer Tür, oder wenn es regnete, drinnen an dem offnen Feuer. Und wenn ich vorsichtig Fiken rühmte und ihre treue, feste Art, dann nickten sie wohl. Und schließlich fing die Alte auch an von den Kindern draußen, weil ich ja auch meine Kinder dort drüben über dem Wasser hatte. Das gab ein Band, das ich immer wieder aufnehmen konnte. Und ich sagte, daß fürs Leben nichts hält als die Liebe. Darüber schüttelten sie den Kopf. Und wunderbar war dieses Verneinen des Lebenstriebes bei den beiden, die wie Symbole des Alters und Vergehens in sich selbst dunkel an ihrem Torffeuer saßen, so eins, daß sie durch ein Leben den Löffel in die gleiche Schüssel getaucht und das gleiche Lager geteilt, daß sicher jedes dahingewelkt wäre, wenn ihm das andere genommen ward, und doch so unbewußt durch die Gewohnheit des Triebes, der das allein möglich machte.

Es ist mir aber Hilfe gekommen aus diesem Leben selbst, das bei der alten Frau erlöschen wollte. Sie hatte sich erkältet in einer Reihe von nassen Tagen, als der Wind durch die Fugen der Tür zog, und eine schwere Lungenentzündung war die Folge gewesen. Der Alte hatte in dieser Zeit ganz stumpf gesessen, kaum daß er die nötigen Tagesarbeiten machte. Fiken und ich aber haben sie gepflegt. Sie hatte sich gegen den Doktor gewehrt und gegen die nassen Umschläge, die wir ihr Tag und Nacht machten. Sie wollte Medizin haben und einen alten Doktor, nicht den jungen, den ich aus Bremen besorgt hatte. Und sie mißtraute uns und dem Wasser und stieß böse Worte gegen Fiken aus. Ich brauchte das Übergewicht meiner Kultur, die im Falle der Not den Leuten wie etwas Feindliches gegenübersteht, dem sie sich aber beugen. Und als es besser war und das Fieber gebrochen, da wurde sie weicher.

Vorsichtig, wie zu einem Kinde redend, habe ich da Fikens Lebensschicksal ihr abgebettelt. Und am Sonntag, an dem sie ihren ersten Kirchgang hielt, saß Fikens Schatz wirklich mit bei ihnen am Mittagstisch und tauchte seinen Löffel in dieselbe Schüssel mit Buchweizen, wie Fiken, und es gab gerösteten Speck dazu.

So hat sich das ewig wechselnde Menschenleben in meinen Aufzeichnungen gerade da eingedrängt, wo ich von der letzten großen Angst meines eigenen Lebens sprechen muß.

Nikolas wohnte anfangs in Stolpe im Kinderheim bei seinem Vater. Ilse und ich sind in dieser Zeit kaum hinausgekommen, aber wir sahen uns in der Stadt bei den Volckmännern, und Niklas kam auch zu mir. Sie waren nicht wie ein Liebespaar. Es war ja auch zwischen ihnen kein Wort von Liebe gefallen. Er saß an meinem Tisch, und wir sprachen von der Welt draußen, von der er nun so viel gesehen hatte, von den Schwestern und dem Vater, aber niemals von der Zukunft. Ich hörte am liebsten von seinem Aufenthalt in Paris. Er hatte auf dem Montmartre gewohnt, ihr zuliebe. Und dann hatte er Monsieur und Madame Bertouche aufgesucht. Die waren nun reich und berühmt. Die „Treue" stand im Palais Luxemburg. Künstler waren

im Salon der eleganten Madame Bertouche immer willkommen. Und nun gar ein Freund der kleinen Ilſe! Wie ſie ſich gefreut hatten, von ihr zu hören: „Du mußt einmal bei ihr wohnen, Ilſe, wenn Du in Paris Konzerte geben wirſt.“ Sie nickte lächelnd. Es ſchien ihr ganz natürlich. Aber dann ſuchten wir beide, Ilſe und ich, in ſeinen Augen. Hatte man bei den Bertouches ſonſt nichts geſagt — kein Wort — von Gerhard? — Nein, nichts!

So ſprachen wir, und Ilſe ſpielte und zeigte ihm lächelnd das Tüchlein an der Geige und zeigte die Zeichnungen, die ſie für das Atelier der Schweſtern machte, und mit denen ſie ſich einen kleinen Nebenverdienſt erwarb. Die Stunden gingen ſo hin, und zuweilen ſind wir alle drei ſtill geweſen. Vor allem, als der Frühling kam, und draußen auf dem Hof die Portierskinder Kreideſtriche auf die Erde zeichneten und Himmel und Hölle ſpielten. Da iſt das jauchzende Rufen dann wohl bis zu uns herauf gedrungen, und junge Augen haben ſich geſucht und gefunden darüber.

Ich wußte aber von den Volckmännern, daß es nicht gut ſtand um Nikolas, und daß er ſelbſt mit Evertbuſch zerfallen war, mit ſeinem beſten Freund und Beſchützer. Evertbuſch hatte für den April noch einen Liederabend angeſetzt und noch einmal die Volkslieder in ſein Programm nehmen wollen, wenn der Tondichter ſelbſt ſie begleite. Nikolas aber hatte es ihm abgeſchlagen. Er war hierher gekommen, um in Berlin ein Konzert zu geben. Eigene Kompoſitionen wollte er ſpielen. Aber es war ihm nicht möglich geweſen. Keine Tür hatte ſich ihm aufgetan, kein Unternehmer ſich gefunden, weil ſich niemand etwas von ihm verſprach.

Ich hatte Ilſe getroffen, wie ſie über ihrem Sparkaſſenbuch ſaß und rechnete, und ohne Frage hatte ich gewußt, daß ſie überlegte, ob ſie die paar hundert Mark Unkoſten für das Konzert zuſammenbrachte. Und rote Augen hatte ſie an dem Abend gehabt, weil ich ohne ein Wort von ihr wußte, daß das nicht ging. Nikolas hätte es auch nicht angenommen. An Bettina aber mochte er ſich nicht wenden. In ſeiner Kunſt waren wir ihm ja alle noch heute Fremde. Er wohnte auch nicht länger in Stolpe, ſondern bei den Schweſtern, ſo ſehr ſein Vater unter dieſer Trennung litt. Der und Ilſe müſſen aber in dieſer ganzen Zeit die einzigen geweſen ſein, die ihm Kraft gegeben haben, daß immer wieder das alte Leuchten in ſeinen Augen ſtand, wenn er kam. Bis eines Tages der letzte Schlag ihn traf und ſeine Oper, die er in München eingereicht hatte, ihm zurückgegeben wurde.

Das ging dann noch ſo durch vierzehn Tage. Dann ſchrieb Bettina, wir möchten doch am Sonntag herauskommen, ſchon zum Mittageſſen. Da trafen wir außer Käſebier, der oft am Sonntag in dem Klnderhelm aß, auch die Schweſtern und Niklas. Und nach der Suppe nahm Bettina ihr Glas, hob es gegen den jungen Künſtler und ſagte freundlich: „Nikolas Volckmann ſoll uns verlaſſen. Er hat einen Ruf als Kapellmeiſter nach Königsberg, und er will ihn annehmen. In unſer aller Namen ſage ich ihm Glückauf.“

Das hat aber Ilſe noch nicht gewußt gehabt, und das Glas hat in ihrer Hand gezittert, als ſie mit uns anſtieß. Und in dem Hinundher iſt's dann herausgekommen, daß die Nachricht erſt geſtern gekommen war. Niklas war nach Stolpe hinausgefahren, um es mit ſeinem Vater zu beſprechen. Der ſtrahlte und ſagte wohl zehnmal im Laufe des Mahles: „In Königsberg hat Richard Wagner angefangen. Da iſt er Kapellmeiſter an der Oper geweſen. Es ſchadet nicht, daß der Junge fort muß, es iſt zu ſeinem Heil.“

Ilſe muß ſich aber furchtbar gekränkt haben, daß Nikolas mit der Nachricht nicht zuerſt zu ihr gekommen iſt, denn ſie blieb am Nachmittag an meiner Seite, ſo viel Verſuche er auch machte, ſie hinaus in den Wald zu bringen.

Es war ein Vorfrühlingstag, die Türen zur Terraſſe ſtanden offen, die Aprilſonne lockte, und draußen im Garten, in den Beeten der armen Kinder, ſtanden die erſten Schneeglöckchen, ſchüchtern und erfroren und doch hoffnungsfreudig, gerade wie die Kleinen, denen ſie gehörten.

Bettina und der Kantor wollten uns zur Bahn nach Wannſee bringen, und ſo gingen wir unter den Kiefern hin, in deren Nadeln es ſauſte und klirrte von erwachendem Lebenstrieb, über das fahle Gras, entlang am See, wo die Haſelbüſche wieder ihre Kätzchen trugen. Wir hatten uns in Gruppen geteilt und verſprochen, uns an Kleiſts Grab wiederzufinden. Die Volkmänner hatten nach Tiſch draußen einen Kranz von Kieferzweigen für ihn geflochten und ein Sträußchen Schneeglöckchen hineingeſteckt, denn ſie hatten immer offene Herzen für alles Große, vor allem für das, was durch Leid gegangen war.

Als wir aber an dem kleinen eiſernen Gitter ſtanden, oben unter der Eiche am Wannſee, die noch ihr braunes Winterlaub feſthielt, wie in Trotz und Hader um die jungen Frühlingslüfte, da fehlten Ilſe und Niklas. Die Mädchen befeſtigten ihren Kranz und freuten ſich, daß eine dankbare Hand Veilchen über das Grab geſtreut hatte. Die lagen zwiſchen dem Efeu, ſchon welk, aber doch noch wie eine Erinnerung.

Meine Gedanken aber waren immer bei Ilſe, und eine große Angſt war in mir. Doch als ſie und Niklas kamen, da waren beide hoch aufgerichtet, und ihre Augen ſtrahlten. Ich wußte gleich, was geſchehen war, und wunderte mich nicht, daß Niklas nicht mitkam mit uns, ſondern mit dem Vater und mit Bettina zurück wollte. Und als der Zug der Wannſeebahn ſich in Bewegung ſetzte, ging er noch mit ſeinen leichten, federnden Schritten neben unſerem Abteil her und grüßte; in ſeinen Augen aber ſtand der Sieg.

Das Abteil war ſo voll von Sonntagsausflüglern, die draußen den Frühling geſucht hatten, daß wir nicht miteinander ſprachen, und auf dem Wannſeebahnhof trennten wir uns, denn die Schweſtern gingen zu Fuß, und Ilſe und ich benutzten die Straßenbahn.

Aber dann zu Hauſe hat ſie einfach die Arme um mich gelegt und geſagt:

„Ich laſſe Niklas nicht allein nach Königsberg gehen, Mutter Franzine, ich gehe mit als ſeine Frau.“

Das war aber noch viel ſchlimmer als ich erwartet hatte, die ich mich ſchon vor einem Verlöbnis gefürchtet, oder vor etwas Bindendem. Und faſt haſtig habe ich ihre Hände von meinen Schultern genommen und geſagt: „Das iſt unmöglich, Ilſe.“

Da hatte ſie vor mir geſtanden und mich angeſehen und nur geſagt: „Warum?“

Und dann habe ich alles über ſie ausgeſchüttet. All die Angſt, die in mir gewachſen war in dieſen Wochen, die Lebensangſt und auch die Furcht vor dem Glück. Was ſie ſich denn dächte, und wovon ſie leben wollten, und was das für eine Kinderheirat ſein würde mit einem Glück, ſo flüchtig wie Rauſchgold. Und ob ſie nicht wüßte, daß ſie ihm nicht einmal helfen könne, ſondern nur eine Laſt für ihn ſein würde, nichts weiter, nur eine Laſt. Und dann habe ich angefangen zu weinen, ganz hilflos, denn je mehr ich ſprach, je deutlicher fühlte ich, daß das alles vergeblich ſei. Und ruhig hat ſie mich ausweinen laſſen und neben mir geſtanden, als hätten wir die Rollen vertauſcht, und ich wäre das Kind, für das ſie ſorgen müſſe.

Dann aber hat ſie das Wort geſprochen, das ich nie mehr vergeſſen habe:

„Mutter Franzine, kennſt Du denn nicht den Mut zum Glück? Du magſt ja nicht unrecht haben mit dem, was Du ſagſt, und für viele mag es paſſen, aber für Niklas und mich paßt es nicht. Wir haben den Mut zum Glück, und wir werden durchkommen.“

Ja, der Mut zum Glück. Als ſie mir das ſagte, ſtand Wulf wieder vor meinen Augen, und meine Kindheit und mein Leben.

In all' den Wochen, die nun folgten, und die bunt genug waren, ist das Wort mit mir herumgegangen. Und es ist bei mir geblieben, als sie schied, wie ein Tröster, und nichts mehr habe ich ihr in den Weg gelegt, seit sie das gesagt hat.

Wie Niklas am nächsten Morgen gekommen ist und mir seine Pläne auseinandergesetzt hat, habe ich zugehört und genickt und gelächelt. Als er gefordert hat, daß das Aufgebot gleich bestellt würde und die Hochzeit in ein paar Wochen sei, habe ich es natürlich gefunden.

Die Opernsaison in Königsberg war vorbei, aber er hatte für den ganzen Sommer die Leitung der Konzerte dort, die täglich im Tiergarten stattfanden, darunter wöchentlich ein Sinfoniekonzert, das bei dem entwickelten Geschmack des musikalischen Publikums der östlichen Hauptstadt sorgfältig vorbereitet sein wollte.

Es mußte schnell gehen. Ilse wollte ihn nicht in das neue Leben lassen ohne ihre Begleitung. Ich habe ‚ja' gesagt, als sie erklärte, keine Ausstattung zu brauchen, denn sie würden sich mit ein paar möblierten Zimmern begnügen, und sie begriff nicht, warum sie jetzt mehr Wäsche brauchen sollte, denn als Mädchen. Ich habe Niklas ein Zutrauen gezeigt und eine Hoffnungsfreudigkeit, von der nichts in meinem Herzen war, und ich bin mit Ilse zu den Volckmännern gegangen, wenn sie das einfache weiche Mullkleid anpaßte, das die Schwestern für sie arbeiteten, und dessen Saum sie mit Myrten besteckten.

Käsebier hat die beiden getraut, draußen in Stolpe, und an Bettinas Tisch im Kinderheim haben sie gesessen, als wir das letzte Mal mit ihnen aßen. Es war in den ersten Tagen des Mai, die Birken sahen selber aus wie Bräute, und die frischesten von Bettinas Schützlingen hatten Narzissen vor das junge Paar gestreut. Ilse hatte den Tüllschleier ganz schlicht über die dunkelblonden Haare gelegt und ein schmales, feines Myrtenkränzchen um ihre Stirn gewunden, daß es mich an den goldenen Reif erinnerte, den sie an dem Abend getragen, als ihre Prinzessinnenkugel dem Wanderer vor die Füße gerollt war. Wenn ich ihr lächelnd zunickte, so lächelte auch sie. Und als sie sich umgezogen hatte und in ihrem gewöhnlichen Straßenkleidchen zu mir trat, in dem sie in ihre Musikstunden gegangen war, und ich sie zum letztenmal in die Arme schloß, lächelte ich immer noch.

Aber dann ließ mich Bettina nicht nach Hause, weil Pfingstferien waren, wie sie sagte. Doch wurden es lange Pfingstferien für mich, denn draußen in dem Kinderheim habe ich krank gelegen, müde und erschöpft. Nur dafür konnte ich noch sorgen, daß die Kinder nichts davon erfuhren und sich begnügten mit den Grüßen und Nachrichten, die die anderen über mich schickten. Vielleicht, daß Ilse glaubte, es wäre zu viel Scheu in mir und zu viel Ehrfurcht vor ihrem jungen Glück, daß ich ihr jetzt lange Briefe schriebe. Es war aber gut, daß Bettina da war, und die kleinen armen Kinder um mich her, sonst hätte ich wirklich geglaubt, ich wüßte nicht, warum ich wieder aufstehen sollte und nach meiner kleinen Wohnung gehen, um französische Stunden zu geben. So nutzlos kam mir damals alles vor, so nutzlos auch ich selber. Ja, das ist wohl seit Wulfs Tode die traurigste Zeit in meinem Leben gewesen.

Auch in diesen Sommerferien blieb ich bei Bettina, und bin dann allmählich genesen, auch innerlich. Vielleicht an Ilsens jubelnden Briefen, vielleicht auch an dem alten Kantor, den ich nun erst wahrhaft kennen lernte, und neben dem ich mich so schämte. Denn in seine Seele kam nie ein Zweifel. Und er, der an den alten Klassikern der Musik groß geworden war, hatte mühelos mit seinem Sohn die Schwenkung von Bach zu Wagner gemacht. Dessen Schriften lagen auf seinem Tisch, und die Partitur der Meistersinger stand auf dem alten, dünnstimmigen Klavier, das Bettina

damals bei der Auktion im Kantorhause heimlich gekauft und in sein Zimmer gestellt hatte. Die alten Hämmer klapperten dann die Beckmesserweisen, und die gelben Tasten zitterten unter Walter Stolzings Preislied. Es war das Kantor Volkmann aber alles natürlich und mußte so sein, weil es ja eben seines Kindes Leben und Zukunft war. Da habe ich mich ergeben und habe angefangen, den Glücksglauben zu lernen.

Viel schrieb Ilse nicht aus Königsberg. Sie hätte zu tun, sagte sie, sie gäbe Stunden und führe ihre Wirtschaft. Aber lustig war alles, was sie schrieb, durch den ganzen Sommer und Winter hindurch. Im nächsten Sommer aber hatte ich ihr meine Ferien versprechen müssen. Es sei meine Pflicht, schrieb sie.

So packte ich denn meinen Koffer und fuhr. Wegen der glühenden Hitze hatte ich einen Nachtzug gewählt, und gerade als die Sonne aufging, brauste mein Zug über die Dirschauer Brücke, und die Weichsel wälzte mir ihre gelben Wasser entgegen. Ich ging nun nicht mehr vom Fenster fort. Da kam wieder ein mächtiges Wasser, und wieder eine donnernde Brücke. Jenseits der Nogat aber stand, stolz in seinen Zacken und Türmen, und in der roten Frühsonne rotleuchtend, das Marienburger Schloß, und die weißen Morgenwolken segelten darüber hin, wie die Mäntel der Deutsch-Ritter. Das kolossale Muttergottesbild glänzte und gleißte, und der Schnellzug fuhr von hier dann durch die fette Erde der Niederung, hinein in die grünen Weiden Ostpreußens, wo das Vieh in den Koppeln stand, und die Mutterpferde mit den Fohlen grasten, und aus den großen, stillen Laubwäldern die Rehe zur Frühäsung traten. Weiter und weiter, daß das Haff bis dicht an die Bahn kam, und die weißen Segel der Fischerboote wie Möwenflügel schienen, und dann noch eine Stunde, bis der Zug hindurchbrauste durch die Festungswälle der alten Krönungsstadt.

Ilse stand auf dem Bahnsteig, und ein Dienstmann nahm meine Sachen, denn eine Droschke sei eine unnötige Ausgabe, erklärte sie. Durch die langen Schatten des Morgens, die den Straßen Kühle und Frische gaben, schritten wir beide hinab, über die Pregelbrücke in die alte Insel des Kneiphofs, in eine enge Gasse, vorbei an Frauen, die mit lauten, sonderbaren Rufen — Ei Streemling!! ei Dersch!! — Körbe mit Bücklingen, mit Gemüse und Obst durch die Straßen trugen, traten in einen dunklen Flur, erkletterten eine für die Großstädterin wahrhaft unmögliche Treppe und standen in einem hellen, niedrigen Zimmer, in dem Nikolas gerade den Frühstückstisch zurecht machte und den Kaffee kochte. Da haben wir uns erst begrüßt, so gut das ging in der Erregung, die in uns allen zitterte, und da habe ich Ilse sagen können, wie frisch sie aussähe.

Sonderbar sind diese vier Wochen für mich gewesen. Fern am Ausgang des Reiches, und doch in einem Zentrum lebhaft wachsender Kultur. Zuerst wollte ich ihnen alle Mühe abnehmen, die ein Logierbesuch mit sich brachte. Aber dann fand sich's, daß ich ungeschickt war und nicht gewöhnt an die häuslichen Arbeiten. So ließ ich mich von den Kindern bedienen, wie sie es wollten.

Niklas schlief nachts auf dem harten Sofa in dem Eßzimmer, das zugleich Wohnzimmer war, und ich wohnte bei Ilse in dem kleinen Schlafzimmer, das hinaussah auf den Pregel.

Sie hatten eine Aufwartefrau, die des Morgens kam und die gröbsten Arbeiten machte. Aber das Mittagessen besorgte Ilse selbst auf dem kleinen Herd, und ich wunderte mich, wie flink ihr alles von der Hand ging, was sie doch nie gelernt hatte. Am meisten erstaunt war ich, als ich sie einmal auf den Markt begleitete, an all die offenen Stände unter dem trotzigen alten Schloß, das so vornehm und unnahbar aussah, und unter dem in buntem Gewirr Fleisch und Fische, Pilze, Mairübchen und

Obst verkauft wurden. Ilse aber wand sich durch die Kübel und Stände und handelte mit den Frauen und nickte ihnen zu und lachte. Ich begriff gar nicht, daß in ein Netz so viel hineingehen konnte, und trug die Eier, die sie mir in mein Körbchen gelegt hatte, vorsichtig und behutsam, während sie nicht vergaß, noch ein paar Bund Vergißmeinnicht mitzunehmen.

Meine Tage waren doch immer voll gewesen mein Leben lang, aber immer, wenn ich abends zur Ruhe ging, glaubte ich, der Tag hätte hier noch einmal so viel Stunden. Denn zwischen all das Leben und Weben des Hauses kamen die Schüler zu ihren Stunden, die ebenfalls im Eßzimmer gehalten wurden, und doch waren wir am Nachmittag fertig, um hinauszufahren auf die Hufen und das Konzert im Tiergarten zu hören, das Nikolas dirigierte, und Ilse sah in ihrem schlichten Kleidchen dann immer wieder aus wie das Königskind im Märchen. Aber schon nach acht Tagen wunderte ich mich über nichts mehr. Da schien es mir oft, als grüßte mich aus ihrer zarteren Form ihre Mutter. Das ganze Leben auf dem Montmartre damals in den glücklichen Jahren wurde wieder in mir lebendig. Als einmal Niklas über den beabsichtigten Sonntagsausflug mit ihr verhandelte, sie anderer Meinung war als er und sie in ihn hineinsprach, während sie ihre beiden schmalen Hände auf seine breiten Schultern gelegt hatte und ihn leise schüttelte, da hörte ich auch das alte Wort wieder. Er wendete sich zu mir um und sagte lachend:

„Hörst Du, Mutter Franzine? Mine Fru, de Ilsebill, will nich so as ick woll will."

An dem Tage ist der letzte Schatten einer Sorge von mir abgefallen, und ich habe die Wochen da oben in Preußen und die Abende, in denen das Dämmern immer in der Luft schweben blieb, daß die Nächte weiß und bleich wurden, genossen, wie die erste wahre Ferienzeit meines Lebens, so sorglos und wunschlos.

Es hat mich dann auch gar nicht gewundert, daß eines Tages Niklas heraufgestürmt ist mit einem Brief, in dem stand, daß man in Weimar seinen „König Rother" angenommen habe und ihn noch in diesem Winter aufführen wolle. Ich hätte mich über nichts gewundert, denn wie immer bei schwachen Naturen, war ich nun in eine Zuversicht gekommen und in einen Eifer, der mir für meine Kinder nichts unerreichbar erscheinen ließ. An dem Abend haben wir aber ein Fest gefeiert. Wir haben uns eine Erdbeerbowle gemacht, und Ilse hat einen Kranz von roten Rosen getragen und ihr weißes Brautkleid, das sie grad am Morgen frisch gebügelt hatte zum nächsten Sinfoniekonzert. Als sie aber in dem Eifer und der Freude den Schlüssel zu ihrem Wirtschaftsschrank verlegt hatte und ich meinen Hut holte, um rasch für ein wenig Abendbrot zu sorgen, denn ich glaubte nicht, daß sich der Schlüssel noch finden würde bei der Stimmung, in der wir alle waren, da saß Niklas am Klavier und spielte mit Vollendung jenes hinreißende Capriccio in G-dur von Beethoven mit dem Titel: „Die Wut über einen verlorenen Groschen, ausgetobt in einer Caprice," und kam sich offenbar wie Beethoven selber vor, nur glücklicher.

Als ich dann mit meinen geräucherten Bücklingen und ein paar Bund Radieschen die Treppe wieder heraufstieg, hatte sich die Wut über den verlorenen Groschen gelegt, und eine sanfte Weise erklang. Ilse stand neben ihm und legte den Finger an die Lippen, als ich eintrat. Ich war aber nun schon so gut erzogen in musikalischen Dingen, daß ich ruhig an der Tür stehen blieb, bis der letzte Ton verklang.

„Weißt Du, was das war, Mutter Franzine?" fragte sie. „Das war die Stelle aus seiner Oper, da der verkleidete König Rother seiner Prinzessin die Schuhe anprobiert. So zart ist sie und so keusch." Niklas aber, dessen Hände noch auf den Tasten lagen, sang leise: „Nun befehle ich mein Leben Gottes Gnade und Deiner:

Deine Füße ſtehn in Rothers Schoß.“ Sie ſahen ſich an, und mehr denn ein Geheimnis der Liebe ſprach aus ihren Augen.

Sie behandelten mich an dieſem glücklichen Abend wirklich wie einen muſikaliſchen Menſchen und taten mir die Ehre an, bei der Erdbeerbowle und den Radieschen nur über Muſik zu ſprechen. Über den König Rother und die Volkslieder, die es unter der Hand wirklich zu einer zweiten Auflage gebracht hatten, bis Ilſe ihre Geige nahm und ſpielte. Das hörte aber auch ich, wie viel voller der Ton geworden und wie viel ſicherer der Strich.

„Ich wünſchte nur, Evertbuſch könnte mich wieder hören,“ ſagte ſie und warf einen ſchnellen Blick auf Niklas. Da verſtand ich ohne Worte, daß ſie heute, an dem Tage der Erfüllung, den Namen des Freundes zum erſtenmal wieder nannte, und daß hier noch immer eine Wolke und ein Schatten war. Wie aber das Glück nie geizig iſt, ſondern Hände voll Edelſteine herniederwirft, wenn es ihm paßt, ſo wunderte ich mich gar nicht, daß bald nach der Erwähnung Evertbuſchs dieſer eines Tages ſelbſt unſere Treppe heraufpolterte und wirklich in des Wortes Bedeutung in den dunklen Flur fiel, ſo daß Ilſe erſchrocken die Tür von der kleinen Küche öffnete, wo ſie ſaß und Gemüſe putzte. Und dann iſt ſie dem Meiſter einfach um den Hals gefallen.

Es war natürlich gar kein Wunder dabei. Evertbuſch war auf ſeiner Ferienreiſe im Oſten, ganz zufällig, wie er ſagte, während er mich verſtändnisvoll bei den Worten anſah, als ob die maſuriſchen Seen und das Samland ſchon auf der Karte eines jeden Weltenbummlers ſtänden. Er hatte ſeine Frau mit und die Kinder und wollte nach Rauſchen für ein paar Wochen, und von da weiter auf die Kuriſche Nehrung. Und vorher wollte er natürlich aus Neugier in die junge Ehe blicken.

Heimlich glaube ich, daß Evertbuſch um die Annahme der Oper in Weimar gewußt hat, denn der Intendant war ſein Freund. Er tat aber ungeheuer erſtaunt, als er davon hörte, und konnte ſich gar nicht genug verwundern und Niklas Glück wünſchen. Zur Aufführung ginge er hinüber. Er beſtellte ſich bei Niklas einen Logenplatz, das heißt er knüpfte eine Bedingung daran: Daß das junge Paar mindeſtens für acht Tage in Rauſchen bei ihm zu Gaſt ſei. Den Flügel wolle er ſtellen, aber die Geige der jungen Frau müſſe mit hinaus an die Oſtſee.

Es waren das die letzten Tage meines Königsberger Aufenthalts. Ich bin noch mit ihnen hinausgefahren auf der Samlandbahn, die durch das grüne Land geht, wo jeder Hügel für den Wiſſenden von den alten Zeiten ſpricht, da hier ein trotziges Volk ſeinen Heimatboden bis zum letzten Tropfen mit ſeinem Blute düngte, und unterging und zertreten wurde unter den Roſſen der Weißmäntel. Ein Boden, teuer erkauft für die Kultur, und noch heute ihr nicht ganz gewonnen; aber voll unerſchloſſener Kräfte der Erde, in die jenes trotzige, tapfere Blut eingedrungen iſt.

Für mich, die ich nur die Mark kannte und die ſtille Vendée, war das Land hier mit ſeinen Laubwäldern und grünen Wieſen, hingebreitet an den Strand der Oſtſee, immer wie ein Lied auf Ilſens Geige. Und Rauſchen ſelbſt auf der hohen Düne am Meer, mit dem ſtillen Teich in ſeinem Walde, blieb mir in der Erinnerung wie ein Gruß von Ilſens Glück. Hoch und frei vom bernſteinbeſtreuten Strand bis zu den Sternen reichend, und doch innig und ruhig, wie der Teich im Waldesſchatten.

Es war eigentlich gar kein Abſchiednehmen geweſen dieſes Mal, denn natürlich würde auch ich im Winter nach Weimar kommen. Aber ſonderbar erſchien es mir ſelbſt, welches Intereſſe ich auf einmal hatte für Sänger und Inſzenierung, für Kuliſſen und Orcheſter.

Der alte Kantor war dabei mein Lehrmeiſter. Er hatte ſich natürlich ſchon lange orientiert. Hatte auch die Partitur des „König Rother“ eingeſehen und ſprach

von der Szenerie, von Bari am Mittelmeer, wo Rother geherrscht, und Konstantinopel, woher er seine Königin geholt, mit einer Sachlichkeit, als hätte er die ganze Welt durchreist und sich gerade hier auf dem Boden alter deutscher Heldensagen aufgehalten, bis er heimisch geworden.

Man versprach sich etwas von der Oper. Die Ausstattung wurde mit Fleiß vorbereitet, die Kostüme, die die Volkmänner entworfen, in Berlin bestellt. Wir gingen alle hin, sie zu besehen, in die Alte Jakobstraße, die ich noch nie betreten hatte. Das mächtige Haus der Ausstattungsfirma wirkte wie ein Basar aller Zeiten und aller Länder.

Wie ein Tröpfchen Leichtsinn kam es in mein schweres Blut bei all diesen Vorbereitungen. Als ich die Kinder von der Bahn abholte, — sie waren die Nacht hindurch gefahren, und noch am selben Tage wollten wir weiter nach Weimar, da Nikolas wenigstens den letzten Proben beiwohnen wollte — fand Ilse, daß ich viel jünger aussähe und viel frischer. Nie ist auch eine Sprachlehrerin von ihrer Grammatik und ihrem Corneille hinweg mit einem froheren Herzen in eine ganz ungewisse Zukunft gefahren. Denn ungewiß wie König Rothers Heldenfahrt war die unsere. Nicht einmal die Riesen Asprian und Widolt begleiteten uns. Nur ihre wilden Schlachtrufe waren in die Partitur eingeschlossen, um die hatte Ilse das violette Tüchelchen gelegt, zum guten Omen. Aber ich hatte gelernt im Sommer, und wirklich etwas von dem Mut zum Glück war in meinem eigenen Herzen.

Er sollte auch gleich auf eine Probe gestellt werden. Denn schon in den ersten Tagen in Weimar machte es Niklas möglich, mit mir allein durch den Park zu gehen. Da sagte er mir, daß er Nachricht aus Paris bekommen hätte, von Bertouche. Er habe aber noch gar nicht gewagt, sie Ilse mitzuteilen, er wollte erst mit mir sprechen. Es sei ein glücklicher Zufall, daß bei dem starken Briefwechsel der letzten Wochen sie die fremde Marke nicht beachtet und gefragt hätte.

Mein Herz wurde ganz schwer, denn ich wußte sofort, worum es sich handelte, und sprach leise Gerhards Namen aus.

„Ja," sagte er und ergriff meine Hand, „nun ist es doch so weit, Mutter Franzine."

„Er ist tot, nicht wahr, Niklas?"

Er nickte nur, und still gingen wir eine Weile nebeneinander.

„Bertouche hat es mir geschrieben. Sonderbar, wie sie alle noch zusammenhängen, die Kinder vom Montmartre, so verschieden ihr Lebensweg auch geworden ist. Er mag wohl hin und wieder in Paris aufgetaucht sein und wird Bertouche, der ja für ihn mit Ilse zusammenhing, immer im Auge behalten haben. Aber er hat sich nie gemeldet, nie um Hilfe gebeten, ob ihm die Wasser auch oft an den Hals gegangen sind und darüber. Nur zuletzt, als er dann im Hospital lag, demselben Hospital, in dem Ilsens Mutter gestorben ist, da hatte er an Bertouche geschrieben. Sie sind beide hingekommen, der Meister und seine Frau, Du wirst den Brief lesen, Mutter Franzine. Derselbe Aberglaube in ihnen, der sie einmal gezwungen, das Kind zu behalten, hat sie nun an das Bett des Todkranken geführt.

„Sie sind bei ihm gewesen und haben in seine letzte Stunde das Glück bringen können, denn durch mich waren sie ja immer unterrichtet von unserem eigenen Schicksal. Und sogar von König Rothers naher Aufführung hat Ilses Vater noch erfahren, ehe er gestorben ist. Er hat uns Grüße geschickt und Lebewohl sagen lassen. Er hat Ilse nie vergessen, niemals auch Dich, Mutter Franzine. Aber es ist besser gewesen, daß er euern Weg nie gekreuzt hat, auch Bertouche sagt es. Es sind seine eigenen Worte gewesen: ‚Es war das einzige, wodurch ich Ilse meine Liebe beweisen konnte.' Was soll ich nun tun, Mutter Franzine?"

Da ſtand ich unter den ſchneebeladenen Bäumen des Weimarer Parkes. Die rauſchende Ilm war eingefangen unter der Eisdecke, und drüben lag Goethes Gartenhaus, ſo ruhig und weltverlaſſen. Es war kein herber Schmerz, denn um Gerhard hatte ich immer getrauert, auch da ich ihn noch am Leben dachte, und wenn Ilſe und ich von ihm geſprochen, hatten wir ihm immer ſchon die Verklärung gegeben, die man ſo gern den Toten gönnt. Darum beruhigte ich Niklas. Als wir nach Hauſe kamen, haben wir Ilſe den Brief von Bertouche gegeben, und ich habe ihr geſagt, daß das Leben vielleicht ein Recht hätte, da, wo es ſo viel Freude gäbe, auch den Schatten nicht zu vergeſſen; ſo ſolle ſie es nehmen in dieſen Tagen des großen Aufſchwunges.

Wir haben auch nicht viel darüber geſprochen. Nicht einmal in Trauer iſt ſie gegangen an dem Tage der Aufführung.

„Vater würde es nicht wünſchen," ſagte ſie, als ſie mit mir darüber ſprach, „ich weiß es. Und es würde ſo undankbar ſein gegen das Leben."

Ich habe ihr recht gegeben.

Ich lebte mich gut in Weimar ein, in die alte, ſtille, vornehme Stadt, die es hoffentlich nie fertig bringen wird, modern zu werden. Während die Kinder in den Proben waren, ging ich herum in ihren Muſeen und den Häuſern ihrer Großen, auf die ſtillen Plätze und auf die Kirchhöfe. An die kalte, ſteinerne Totenſtadt in Paris habe ich gedacht, und ob er auch in ſo ein Gemeindegrab gekommen, und wie gleich das doch ſei im Grunde.

Die Zeit bis zur erſten Vorſtellung verging mir wie im Traum. Ich ſaß dann mit ihnen allen in der Loge. Evertbuſch war da und ſeine Frau, und der Kantor und ſeine Kinder. Und neben mir, halb verdeckt von den Vorhängen, Ilſe. Als das Orcheſter einſetzte, trat Niklas durch die kleine Tür von der Bühne zu uns und ſtellte ſich in den Hintergrund der Loge. Da ſtand Ilſe auf und ging zu ihm. Ich ſah mich aber nicht nach ihnen um, ſah auch nicht auf die Bühne, ſondern nur hinein ins Publikum. Das ſaß da vor mir wie eine Hydra, deren Köpfe ſich immer vermehrten, und die Geſichter ſchwankten vor meinen Augen; aber dennoch ſchien es mir, als könnte ich den Ausdruck all dieſer Hunderte zuſammenfaſſen in einen. Und aus meinem Herzen liefen tauſend Fäden hinunter zu jedem einzelnen; feine, dünne Fäden, die in ihrer Vielheit doch unzerreißbar waren.

Und nach der erſten Stunde fühlte ich, daß „König Rother" ſiegen würde. Siegen auf der Bühne, ſiegen auch in den Herzen dieſer Fremden, und dann da draußen in der Welt.

Denn es war in dem Helden eine friſche, trotzige Germanenkraft, die ihre Fäuſte ſchüttelte gegen Verweichlichung und Falſchheit.

Mit brauſendem Jubel wurde „König Rother" aufgenommen. Sie hatten nach dem Tondichter gerufen, vom zweiten Akte an. Der Intendant war gekommen, um ihn zu holen; aber Niklas hatte ſich geweigert.

„Erſt das Ende," ſagte er, „keinen halben Sieg."

Und als die gefährliche Klippe des dritten Aktes überſtanden war und der Beifall ſich ſteigerte und ſteigerte, trat er auf die Bühne. Zuerſt umgeben von den Sängern, dann allein. Und ſo ſtolz und doch ſo glücklich ſtand er vor den Jubelrufen der Menge, daß er ſelbſt der Held Rother zu ſein ſchien, der Held, der über die Not geſiegt hatte, der nun auch über den Erfolg ſiegen würde.

Über die Brüſtung der Loge aber beugte ſich dicht nebeneinander ein alter und ein junger Kopf. Der des Kantors und der von Ilſe. Das Publikum, das über den Zuſammenhang des jungen Meiſters mit dieſen beiden ſich ſchnell klar wurde, ſchickte einen Teil ſeines Jubels zu dem Alten und der Jungen. Die Damen nahmen

die Sträuße von ihrer Brust und warfen sie dem Künstler zu. Der alte Kantor streckte seine Hände aus und fing ein paar Veilchen in ihnen, die ihm zuflogen, und große Tränen stürzten aus seinen Augen.

Ja, das war das Glück. Nun war es da. Nun breitete es seine Flügel aus und nahm meine Kinder in seinen Schatten. Mochten sie in ihm weiter gehen, bis an das Ende. Würde es doch immer so sein, wie Ilse es damals wünschte. Ein Tag, der jeden Morgen neu zu erkämpfen ist, mit neuer Kraft und neuem Mut. Nichts Beständiges, nichts Sicheres. Schwankend auf den Wogen des Lebens. Abhängig von der Hand des Steuermanns, aber auch abhängig von dem Wind und den Wellen. Ein Glück, das eine starke Hand braucht und ein starkes Herz. —

Es bleibt mir wenig hinzuzufügen. Nach dem Erfolg des „König Rother", den alle großen Bühnen in rascher Reihenfolge erwarben, gab Niklas in Berlin jenes Konzert, das er sich einst gewünscht hatte, und in dem er das Publikum bändigen wollte. Das war nun nicht mehr nötig. Dieselben Lieder, gegen die es sich einst ablehnend verhalten, nahm es mit dankbaren Jubelrufen, als der Sieger von Weimar sie ihm spielte.

Niklas ging wieder nach Königsberg zurück, weil er noch bis zum Frühjahr gebunden war. Aber noch während seines Aufenthalts in Berlin hatte er sich für drei Jahre nach Amerika verpflichtet, als Kapellmeister an der Conried'schen Oper für die Saison, in die jedesmal ein Urlaub für eine größere Konzertreise fallen sollte. Es war ein glänzender Abschluß, die Zahlen machten mich schwindeln; aber ich hatte es nun ganz aufgegeben, das Leben dieser beiden mit meinem eigenen Maßstab zu messen.

Ilse fand das ja alles natürlich, nahm das alles wie etwas Selbstverständliches, freilich auch wie etwas Nebensächliches, wie sie die kleine Wohnung auf dem Kneiphof genommen hatte und das Kochen und das Bügeln der Wäsche. Ihr blieb immer Niklas selbst das Wichtigste und seine Kunst.

Ich hatte sie einmal gefragt, wie sie denn nun über ihre eigene dächte? Ich fürchtete, sie würde die vernachlässigen und sie nur noch brauchen für stille Stunden des Glücks. Aber wieder hatte ich mich in dem sanften Kinde geirrt.

„Ich bin noch nicht so weit wie Niklas," sagte sie, „und ich werde ruhig meine Stunden weiter geben, solange ich in Königsberg bin. Aber Du mußt nicht denken, daß ich nur seine Frau sein will, Mutter Franzine. Wenn ich mein erstes Konzert geben werde drüben, dann werde ich Dir schreiben."

Und unter den Briefen, die sich in den letzten Wochen hier auf meinem Schreibtisch angehäuft haben, ist einer, der erzählt mir davon. Von ihrem ersten Auftreten drüben, dem ich nicht beiwohnen konnte.

„Es ist eigentlich keine Kunst, hier Beifall zu erringen, wenn man die Frau von Nikolas Volckmann ist, und ohne das große Unglück drüben im Westen, das die Wohltätigkeit hier sogar außer der Saison geweckt hat, was etwas heißen will, wäre es auch noch nicht dazu gekommen. Sie sind ja noch alle in den Landhäusern, an der Küste oder in einem sonderbaren, halb zigeunerhaften und doch übermäßig komfortabeln Zelt in den Wäldern. Es war Niklas' Wunsch, daß wir im Sommer herübergingen, obgleich seine Verpflichtungen erst im Herbst beginnen, gerade damit ich mich einleben sollte, und er mir dabei helfen könnte.

„Großartigere Gastfreundschaft als hier kannst Du Dir auch gar nicht vorstellen, Du solltest nur sehen, wie ich hier an Dich schreibe. In einem lustigen Raum, der ganz mit Matten ausgehängt ist, mit einem großen Ventilator, der sich über mir dreht, als bewegen sich ungeheure Schmetterlingsflügel. Die grelle Sonne, die draußen auf dem Meere liegt, abgeschlossen durch mattgrüne Jalousien, und jeder kleinste Ge-

brauchsgegenſtand für die Jahreszeit eingerichtet. Ganz einfach und ſchlicht, nur allein mit dem Luxus, daß jedes Stück, jeder Stuhl und jeder Tiſch, jede Matte und jeder Tonkrug nur hier, und auch hier nur während weniger Wochen der Hitze gebraucht werden kann. Und als Mrs. Alliſoll uns bat, unſere Namen für das große Wohltätigkeitskonzert zu geben, für die Witwen und Waiſen drüben in Kalifornien, habe ich gar keine Furcht gehabt, mein „Ilſe Volckmann-Wahrenburg“ unter Nikolas' Namen zu ſetzen. Und auch gar keine Furcht, als ich dann auf dem Podium des großen Hotelſaales ſtand. Ich glaube aber, ich habe alle Angſt erſchöpft, damals, in der böſen Zeit mit Niklas. Für den habe ich geſpielt. Er ſaß in der vorderſten Reihe und verſuchte ganz vergebens, gleichgültig und fremd auszuſehen. Und vielleicht habe ich auch für ihn ſchön ausgeſehen. Denn dieſe ſonderbaren Amerikaner, die ja ihre perſönliche Meinung über das Äußere einer Dame, über ihre Haartracht und den Schnitt ihres Mundes wie über den Schnitt ihres Kleides, ruhig in ihre Zeitungen bringen, haben lange Spalten mit der Beſchreibung Deiner Nichte gefüllt. Ich ſchicke die Blätter aber an unſere Volckmänner, die geht es mehr an. Es wird wohl ein Erfolg meines Königin Lulſenkleides geweſen ſein, und nichts anderes.“

Niklas aber hat unter dieſen Brief ſeine eigene Meinung über das Talent ſeiner Frau geſchrieben, und als ich die las, mußte ich lachen und fand wieder einmal, daß die Eitelkeit der Männer größer iſt, als die der Frauen.

Mein Sommer geht zu Ende. Die Großſtadt ruft mich, und meine Schüler rufen mich. Ich werde mich nach Fikens ſtillem Geſicht ſehnen, nach ihren geſenkten Augen, die doch einen ſo heißen Strahl verbergen können, und nach meinen beiden Alten, die jetzt wieder nebeneinander auf der Bank vor dem Hauſe ſitzen.

Weite Wanderungen mache ich noch über das Moor, vorbei an den unzähligen Pyramiden ſchwarzen Torfes, die im Laufe des Sommers überall entſtanden ſind. Das Schilf iſt ſchon gelb, und ſandbraune Aronſtäbe ſtehen überall am Waſſer. Von den Birken fallen die erſten goldgelben Blätter, und wenn ich über das Teufelsmoor ſehe, weit herüber bis zu den Windmühlen von Worpswede, iſt es ſo klar und friedlich um mich wie in mir, und Ilſe hat wohl recht gehabt, mir für dieſen Sommer hier ein Helm auszuſuchen. Denn gerade der tiefe Frieden umher hat mich zurückgeführt in das eigene Herz, und wenn ich meine Hand, an der ich noch Wulfs Ring trage, den dünnen goldenen Reif, in den ſeine Haare eingelaſſen ſind, auf die Blätter neben mir lege, ſo weiß ich, es iſt nicht vergebens, daß ich aufgeſchrieben habe, was mir aus meinem Leben als das Wichtigſte im Gedächtnis geblieben iſt. Nicht vergebens für mich, nicht vergebens für ſie.

Sie wird wiederkommen, und Kinder werden ihr Haus füllen, und Kinder werden um meine Kniee ſpielen. Ich bin aber noch jung genug, um die neuen Wege zu gehen, mit meinen Kindern und den ihren.

Spät habe ich den Mut zum Glück gelernt. Zu ſpät für mich ſelbſt, und doch zur rechten Zeit, um mich des verklärenden Goldglanzes der Sonne zu erfreuen, der noch lange nach ihrem Scheiden am Himmel bleibt, und von dem die Wetterkundigen ſagen, daß er einen neuen, ſchönen Tag verkünde.

Der Sterngucker und die Penſionsmama

Eine Großſtadtgeſchichte

Von Paul Oskar Höcker

Papa Länglin war vereidigter Bücherrevisor. Er hatte tagtäglich mit Inventuren, Konkursen, Hinterlassenschaften und Erbschaftsteilungen zu tun, glaubte also das Leben in seinen Höhepunkten zu kennen. Aber die bedeutsame Stunde, da ihm der gesamte Nachlaß von Tante Amalie zufiel, fand ihn doch völlig ratlos.

Er war nämlich der Universalerbe eines Damenpensionats geworden. Jawohl, eines Damenpensionats in Berlin W., in der Lützowstraße, ganz nahe am Magdeburger Platz. Für einen einsamen Witwer und vereidigten Bücherrevisor ein etwas unbequemer Besitz. Denn mit der Erbschaft waren auch Pflichten verbunden; z. B. mußte der Erbe in den noch drei Jahre laufenden Mietskontrakt der seligen Tante Amalie eintreten.

Papa Länglin fühlte sich dieser Verantwortung nicht gewachsen und wollte zuerst auf die Erbschaft überhaupt verzichten. Aber seine Tochter Gertrud bewies einen wahren Heldenmut. Sie kündigte sofort ihre Stellung als Schreibmaschinenfräulein bei den Spandauer Mörtelwerken und erklärte sich bereit, an Stelle der toten Tante das Amt einer Pensionsmama in der Lützowstraße zu übernehmen. Sie zählte damals siebzehn Jahre, drei Monate und vier Tage.

Und alsbald zogen Vater und Tochter mitsamt ihrem bißchen Kram hoffnungsgeschwellt in das vornehme Quartier des Berliner Westens, sie aus Spandau, er aus seiner Hofwohnung am Kreuzberg, und ein paar Tage lang gaben sie sich einer wunden Seligkeit hin. Die gute Tante Amalie! Im Leben hatte sie sich ja nie um sie gekümmert, ja sie war sogar allen Annäherungsversuchen geflissentlich ausgewichen — und nun im Tode streute sie das Füllhorn so reicher Gaben über sie aus: denn die große Etage mit ihren neun komfortabel eingerichteten Pensionszimmern machte einen blitzsauberen Eindruck, und es war an Tisch- und Bettwäsche, Gardinen, Tafelgeschirr, Wärmflaschen, Teeservicen und Abreibewannen reichlich soviel vorhanden, als die Aufnahme von einem Dutzend auch der verwöhntesten Pensionäre erforderte.

Nur eines fehlte momentan in dem Damenpensionat: eben dieses Dutzend Pensionäre.

Tante Amaliens Krankheit hatte zwar kaum drei Wochen gedauert, und es war den Damen in dieser Zeit wirklich nichts abgegangen, denn die Köchin, eine Mecklenburgerin, verstand ihre Kunst vortrefflich, und bis zum Tag vor ihrem sanften Ende hatte Tante Amalie in fürsorglichster Weise noch selbst das Menu bestimmt, — aber Undank ist der Welt Lohn: die Mehrzahl der Damen hatte an dem Unglückstage sofort das Pensionat verlassen, und am Monatsersten folgten auch die anderen, unter der unkontrollierbaren Versicherung, sie hätten mündlich der Verstorbenen noch rechtzeitig gekündigt.

Als Länglin Vater und Tochter von dem Damenpensionat Besitz ergriffen, übernahmen sie nur eine einzige Pensionärin, Fräulein Sophie Köberle aus Mann-

heim, die sozialpolitische Schriftstellerin, die sich bereit erklärte, auch der neuen Verwaltung treu zu bleiben, erstens aus Pietät, und dann, weil sie sowieso noch für die letzten drei Monate das Pensionsgeld schuldete.

Vielversprechend war der Anfang also nicht. Die sofort fällige Vierteljahrsmiete verschlang auch gleich ein rundes Sümmchen. Papa Länglin mußte es von der Sparkasse abheben. Und es blieb nicht dabei. Als die ersten neuen Pensionäre kamen — zwei Misses, Malschülerinnen — brauchte Trudel Wirtschaftsgeld, Betriebskapital. Knausern durfte man nicht, das sahen sie beide ein. Aber die Ansprüche der beiden Engländerinnen erschreckten sie doch nicht wenig. Zum ersten Frückstück schon kaltes Fleisch und zwei Eier und Kräuterkäse und Honig oder Jam. — Papa Länglin, der seit Menschengedenken morgens nie etwas anderes zu sich genommen hatte als eine Tasse Kakao nebst zwei „Schrippen", meinte, er wüßte gar nicht, wo man das alles lassen sollte, früh, gleich auf nüchternen Magen. Aber dann versuchte er es auf Anraten der Mannheimerin doch, wenigstens nahm er ein bißchen Honig, und siehe da, es schmeckte ihm.

Überhaupt schien die Gefahr vorhanden, daß sie auf die Dauer einem Wohlleben verfielen, das ihre Verhältnisse überstieg. Trudel kam zuerst zur Einsicht. Sie fuhr daher eines Tages nach Spandau, begab sich aufs Bureau der Mörtelwerke und bat um Schreibarbeit, die sie daheim anfertigen könnte.

Derlei Gesuche wurden dort häufig eingebracht. Sie blieben meistens unbeantwortet. Aber dem Inspektor tat das junge Ding leid. Er verbarg das freilich hinter resoluten Vorwürfen. Wäre sie hier auf dem Bureau geblieben, sagte er, so hätte sie's in Jahr und Tag bombensicher bis zur Buchhalterin gebracht. So fleißig und gewissenhaft, wie sie stets gewesen wäre. Und das ganze Personal hätte sie gern gehabt. Natürlich in allen Ehren. Dabei kniff er ihr in die Wange. Na, ja.

Sie schüttete ihm daraufhin gerührt ihr Herz aus. Es blieb ihm nichts erspart. Die Ansprüche der Misses, die teure Miete, die leerstehenden Zimmer — und das schier unerschwingliche Kalbfleisch.

Wie sie so vor ihm stand, die drollige kleine Pensionsmama mit den schwimmenden Augen und dem verlegenen Lächeln um den süßen Plaudermund, hätte es ihn beinahe gepackt, den Inspektor, der bisher ein hartgesottener Hagestolz gewesen war. Aber es blieb dann dabei, daß er der Kleinen, statt ihr Herz und Hand anzutragen, bloß die erbetene Kopierarbeit zusagte. Und er hielt hernach sogar Wort.

Wenn Trudel von da an nicht auf dem Markt oder auf sonstigen Einkaufsgängen war, wenn sie sich nicht in der Küche oder am Leinenschrank betätigte, dann saß sie gewiß in dem letzten kleinen Hinterstübchen und „tippte". Und auch abends, wenn alles zu Bett war, „tippte" sie stets noch ein paar Stündchen, trotzdem sie morgens immer wieder als die erste auf den Beinen sein mußte.

Allmählich, ganz allmählich wuchs der Stamm ihrer Pensionäre.

In den ersten Monaten, wo Trudel alles selbst machen wollte, weil sie ein Stubenmädchen zu sparen gedachte, wechselte das Bild freilich noch häufig. Vorübergehend war's sogar der reine Taubenschlag.

Und aus jener ersten Zeit des Sorgens und des Werbens datierte die Aufnahme eines Herrn in das Damenpensionat. Des einzigen Herrn — denn Papa Länglin zählte ja nicht mit — so meinte wenigstens Fräulein Köberle, die Mannheimerin.

* * *

Ein mildernder Umſtand für die Aufnahme eines männlichen Penſionärs in das Länglinſche Damenpenſionat iſt in Betracht zu ziehen: Georg Strauß bildete nur das Anhängſel ſeiner Schweſter, der ſchönen Stefanie. Die Geſchwiſter waren ſoeben Waiſen geworden, es hielt ſie nichts mehr in dem weltentlegenen Provinzſtädtchen, das nur ein Progymnaſium aufwies, ſie waren nach Berlin gekommen, um an all den Errungenſchaften der geiſtigen Metropole teilzunehmen: Georg trat in die Prima des Wilhelmgymnaſiums ein, und Stefanie beſuchte das Sternſche Konſervatorium, Abteilung Klavier, Klaſſe B.

Die Miſſes fanden es ſhocking, daß die Penſionsmama dem jungen Mann die geheiligte Pforte des Damenpenſionats öffnete. Aber die Mannheimerin meinte in ihrer draſtiſchen Art: „Mich ſcheniert's net. 's iſch ja überhaupt noch gar koin Herr, jetz, des iſch doch noch e Bühwele!"

Daß das „Büble" ſchon im Verlauf des zweiten Winters einen Schnurrbart bekommen würde, das hatte ſie natürlich nicht vorausgeſetzt. Die kleine Penſionsmama ebenſowenig.

Schließlich ergaben ſich auch die Miſſes in Georgs Anweſenheit. Sie ſahen ein, es wäre grauſam, das Geſchwiſterpaar zu trennen. Und Stefanie paßte doch noch viel weniger in eine Herrenpenſion als Georg in ein Damenpenſionat. Denn Georg galt vorläufig für durchaus ungefährlich, Stefanie dagegen beſaß alle Eigenſchaften, um in Männerherzen Verwirrung und Aufruhr anzurichten. Ihr Feuer teilte ſich freilich weniger ihrem Klavierſpiel mit. Ihr Lehrer meinte ſogar, ſie wäre auffallend unbegabt. Aber verliebt war ſie, verliebt — es war einfach erſtaunlich. Heute ſchwärmte ſie für ihren Theorieprofeſſor, morgen für den Hofkapellmeiſter — oder gar Herrn Matkowsky, dem Heldenſpieler. Sie machte nicht einmal vor der hohen Behörde Halt. Einmal nämlich erſchien der Vorſtand des Polizeireviers wegen einer ruſſiſchen Penſionärin im Damenpenſionat, und Stefanie empfing ihn, weil die Penſionsmama gerade auf dem Markt weilte. Und da wußte ſie doch wahrhaftig den hübſchen, jungen Offizier vom Flecke weg derart in ihre Netze zu verſtricken — behaupteten die anderen Penſionsdamen — daß er gleich am Sonntag darauf in Helm und Waffenrock erſter Garnitur wieder vorſprach und um Stefanies Hand anhielt. Die Mannheimerin argwöhnte, er hätte wahrſcheinlich aus den Papieren erſehen, daß die Geſchwiſter Beſitzer einer hohen Hypothek waren. Gleichviel. Herr Nette, der Polizeileutnant, erhielt Stefanies Jawort, und ein Vierteljahr darauf war die Hochzeit, an der das ganze Damenpenſionat teilnahm, einſchließlich Papa Länglins, der ein kleines Räuſchchen mit heimbrachte. Das junge Paar meldete von da an alljährlich die Ankunft eines Sprößlings. Was Fräulein Köberle mißbilligte.

Georg, der inzwiſchen ſein Abiturium gemacht hatte, verblieb natürlich auch nach der Hochzeit ſeiner Schweſter im Damenpenſionat. Die Mannheimerin führte eine ſtreng-mütterliche Aufſicht über ihn, ſie nannte ihn kurzweg „Schorſchl". Papa Länglin vertrat die Vater-, Onkel- und Großpapaſtelle, die kleine Penſionsmama erſetzte ihm in rührender Weiſe die Schweſter — und die übrigen Damen er- und verzogen ihn, je nachdem. Es fehlte ihm alſo nichts.

Bei dieſem patriarchaliſchen Verhältnis blieb's, ſolange „Schorſchl" die Univerſität beſuchte und Aſtronomie ſtudierte, dabei blieb's auch, als er hernach als junger Aſſiſtent ſeine praktiſche Tätigkeit auf der Sternwarte begann. Er war ein geradezu unentbehrliches Stück Hausmöbel geworden. Neue Penſionäre lernten ihn einfach als „Doktor Schorſch" kennen. Sie waren erſtaunt, wenn ſie gelegentlich erfuhren, daß er nicht „Schorſch", ſondern Strauß hieß.

Gegen die Mitglieder des Damenpensionats war er auch als junger Assistent noch ebenso freundlich und gefällig wie als Pennäler. Nur mischte sich in seine Aufmerksamkeit gegen die jüngeren und jüngsten Damen mit der Zeit ein fast bedenkliches Aufgebot an Galanterie.

Fräulein Sophie Köberle, die sich neuerdings als Herausgeberin des Fachorgans der Mäntelnäherinnen zur radikalen Sozialdemokratin entwickelt hatte, galt für eine Männerfeindin — trotzdem sie vier Jahrzehnte durchs Leben geschritten war, ohne daß je ein Mann ihr auch nur im geringsten zu nahe getreten wäre. Sie war nämlich von Ansehen ziemlich „wühscht" — lang, spitznäsig und lieblos hager. Und von Jahr zu Jahr steigerte sich bei ihr ein nervöser Argwohn gegen das junge Volk beiderlei Geschlechts.

Behauptete sie nicht einmal: Der „Doktor Schorsch" sähe die kleine Pensionsmama immer so verliebt an? Und Trudel würde dann stets so verdächtig rot?

Papa Länglin war außer sich. Seine Trudel eine Männerjägerin! Welch verdorbene Phantasie gehörte dazu, um so ein unschuldiges, ideales Verhältnis mißzuverstehen! Sie verkehrten doch wahrhaftig beide in all ihrer Jugend und Harmlosigkeit nicht anders als Geschwister miteinander. Aber freilich, eine so rabiate Frauenrechtlerin, deren ganzes Sinnen und Trachten darauf gerichtet war, das Männergeschlecht als solches abzuschaffen, die suchte eben nur danach, die Harmonie im Hause durch derlei Verdächtigungen um jeden Preis zu stören.

„No, 's wärd ja immer scheener!" grollte die Mannheimerin. „Mir isch's recht. Baschta. Aber gewwe Se acht, daß es net plötzlich emol in der Stadt heiße tut: ins Herr Länglins, des Damepensionat, des isch schon bald der richtige Harem!"

Entschieden war diese Befürchtung stark übertrieben. Denn Sultansmanieren entwickelte hier niemand. Papa Länglin wahrhaftig nicht. Und „Schorschl" —? Nun ja, daß der junge Sternkundige sich ein bißchen als Hahn im Korbe fühlte, das war schließlich menschlich. Aber schon seine eigenartige und zeitraubende Berufstätigkeit verhinderte doch jede für den Ruf des Damenpensionats gefährliche Aufwallung. Man sah ihn ja so selten. Nur ab und zu bei Tisch.

Fräulein Köberle ließ sich's trotz aller Beschwichtigungsversuche auch in der Folge nicht nehmen, gewissermaßen offiziell über die Moral im Damenpensionat zu wachen; und besonders streng beaufsichtigte sie die kleine Pensionsmama. Wenn Trudel sich's einmal einfallen ließ, „Doktor Schorschs" Zimmer in dessen Anwesenheit zu betreten, so kam sie rasch hinterdrein. „Ich will des Tete-a-tete net störe — bloß — da hinne uf'm Korridor da tut's so arg nach Petroleum rieche ..." Eilfertig kam Trudel dann mit. Aber es roch auf dem Korridor natürlich nicht nach Petroleum. „Es isch mir nord von weger Ihne Ihrer Moral, Fraitein Trudche. Ahnständige Mädcher hawwe nix in emmene Herrezimmer zu suche. Des paßt sich net. Und grad weil der Herr Schorsch, der Malefiz-Sterngucker, Ihne Avangse macht ... Sind Sie ganz still, ich hab's gesehe. Baschta."

Die kleine Pensionsmama war inzwischen dreiundzwanzig Jahre alt geworden, konnte also zur Not allein für sich einstehen. Aber sie ertrug die Tyrannei der Mannheimerin, ob sie ihr auch oft genug die Röte in die blassen Wangen trieb, ohne sich besonders heftig dagegen zu sträuben. Der Verdacht nämlich, so grundlos er sein mochte, schmeichelte der kleinen Pensionsmama. Unglaublich, aber wahr. (Der Frauen Herz ist ja so rätselvoll.) Und je mehr der Argwohn der Mannheimerin zunahm — desto glücklicher fühlte sich ihr Opfer.

Denn insgeheim, ganz insgeheim — aber das konnte doch kein Menſch wiſſen — lebte in Trudels verſchwiegenem Mädchenherzen allerdings ein lieber, drolliger, zärtlicher Gedanke.

Freilich war das nur ein Huſch, ein Traum.

Und „Schorſchl" — der Gegenſtand dieſes Traumes — hatte ja wohl nicht die leiſeſte Ahnung davon.

* * *

Unter uns geſagt: der „Mateſiz-Sterngucker" war durchaus kein ſolcher Muſterknabe, wie die ihm gutgeſinnte Partei im Damenpenſionat behauptete. Als Student hatte er die tollſten Dinge angegeben. Und ſeitdem er Aſſiſtent war, reihte ſich ein kleiner Roman an den anderen. Kein Wunder. Er war nämlich ein ganz forſches Kerlchen geworden, und auf den Bällen und Geſellſchaften, die er mitmachte, galt er bei der chroniſchen Männernot als eine brillante Partie. Es ſprach für ſein diplomatiſches Talent — oder ſagen wir für ſeine Kunſt, die Bahnen der Sterne vorauszubeſtimmen — daß er ſeinen fünfundzwanzigſten Geburtstag noch total unverlobt feiern konnte. Und ſeltſam: das Renommee, das ihm daraufhin bald anhaftete — „er wäre ein richtiger Schmetterling" — machte ihn in Berlin W. nur um ſo intereſſanter. Er tanzte gut, er hatte eine hübſche Singſtimme, er war ein brillanter Tennisſpieler, und zu alledem kamen noch ſeine gar nicht ſo unanſehnliche Jahresrente und — ſein myſtiſcher Beruf. Denn dafür galt den ſchwärmeriſchen jungen Damen die Aſtronomie. Den ſchwärmeriſchſten erſchien Dr. Strauß ja nicht ganz ſtileinheitlich. Unter einem richtigen Sternkundigen hätten ſie ſich lieber einen hageren, bleichen Herrn mit träumeriſch-verzückten Augen vorgeſtellt. Dazu bildete er aber einen ſtarken Gegenſatz. Er beſaß vom Sport her einen kräftig dunkeln Teint und eine geſchmeidige Geſtalt, ſeine hübſchen, knitzen Augen konnten ſehr luſtig blitzen, ſtellenweiſe verwegen, und ſein keck aufgeſetzter Schnurrbart verhinderte jegliche Ähnlichkeit mit dem „Seni" aus „Wallenſteins Tod".

Am fidelſten war er, wenn er mit ehemaligen Studiengenoſſen einen fidelen Kneipabend verleben konnte. In Herrenkreiſen verwöhnte man ihn vielleicht noch mehr als in Damenkreiſen. Er beſaß einen prächtigen Humor. Auch ein guter Menſchenbeobachter war er. Wenn er einmal zum Beſten gab, was er ſo „in Berlin W." erlebt hatte, dann ſchüttelte ſich alles vor Lachen. Dieſe Eiferſüchteleien und Renommiſtereien, wovon man Zeuge werden konnte, wenn man aufpaßte, dieſe Intrigen und Komödien, nein Poſſen, die ſich da abſpielten! Und das Hauptthema blieb überall dasſelbe: der Kampf präſumtiver Schwiegermütter um den Verlobungsring. Es gehörte für einen ſo vielumworbenen jungen Ballherrn ſchon eine gute Portion Lebensklugheit dazu, um nicht ein Opfer der Eitelkeit zu werden. Dr. Strauß beſaß zum Glück die nötige Selbſtkritik. Und nachdem er ein paar Winter hindurch von Blume zu Blume geflattert war, die Kur geſchnitten und ſich die Kur hatte ſchneiden laſſen, entſchloß er ſich in einer feierlichen Stunde: zeitlebens ledig zu bleiben. Jedenfalls hatte er gar kein Intereſſe mehr an den ſuperklugen oder herausfordernden jungen Damen, die in den Champagnerzelten der Wohltätigkeitsbaſare auch auf den gewagteſten Flirt eingingen, bloß um möglichſt raſch eine Verſorgung zu kapern oder gar — um für „modern" zu gelten.

Von ſeinen geſellſchaftlichen Erfolgen und ſeinen verwickelten kleinen Romanen erfuhren ſeine Nachbarinnen im Damenpenſionat faſt nichts. Daß er abends ſo ſelten daheim war und oft ſo ſpät erſt nach Hauſe kam, erklärte man mit den ſpeziellen Erforderniſſen ſeines eigenartigen Berufs. Fragte die Mannheimerin einmal etwas

unwirsch: „Ha, wo isch denn heit bloß Ihne Ihr Sterngucker widder?" — so lautete eben Trudels Antwort: „Er wird Dienst auf der Sternwarte haben, denk' ich." Damit gab sich Fräulein Köberle meist zufrieden, obwohl sie gelegentlich auch äußerte: „Ich möcht' bloß wisse, was die da howwe uf der Sternwart vom Himmel sehe könne, wenn's so regne tut wie heit abend!" Die kleine Pensionsmama seufzte dann verstohlen. Denn etwas eifersüchtig war sie doch. Beim Aufräumen von „Doktor Schorschs" Kommode hatte sie ja erst neulich die Unzahl Kotillonorden entdeckt — und ein ganzes Pack Gedichte in der Krawattenschachtel. — Ja, was für Sterne er wohl betrachten mochte, wenn die Nacht so rabenschwarz wie heute war? — Aber seltsam: gegen die mitunter fast böswilligen Anspielungen der Mannheimerin nahm sie den Sterngucker energisch in Schutz. Sie verriet auch nie eine Silbe davon, daß sie so halb und halb um seine stürmischen Romane wußte, die sich da auf Büttenpapier, in heißer Sprache und gekünstelten Reimen austobten. Die übrigen jungen Damen der Pension verkehrten ja in ganz anderen Kreisen als Dr. Strauß, die hatten wohl kaum eine Ahnung, wieviel und wie stark umworben ihr Pensionsgenosse war. Zumeist waren es Kunstbeflissene und zudem Ausländerinnen. Aber wenn der junge Astronom einmal einen Abend in der Pension verlebte, dann ging es immer sehr munter her, man blieb viel länger als sonst wach, es war, als ob die Gegenwart dieses einzigen jungen Herrn die jungen Damen geradezu elektrisierte. Die schwarzäugige, etwas üppige Rumänin, die Medizin studierte, Fräulein Vacarescu mit dem rollenden r, erschien wohl bloß ihm zu Ehren in einer so knallroten Seidenbluse (die sogar einen recht ergiebigen Ausschnitt hatte), und Miß Antenbrink, die rehäugige Cellistin von der Hochschule, hatte bei dem nie fehlenden Vortrag der Schumannschen „Träumerei", ihres Leib- und Magenstückes, Blicke für den Sterngucker, Blicke — nein, selbst Trudel, die doch von niemand etwas Böses dachte, fand diese Blicke belastend.

Zu Papa Länglins fünfundsechzigstem Geburtstag sollte eine kleine Feier stattfinden. Fräulein Köberle, die mit dem alten Herrn sonst im allgemeinen auf dem Kriegsfuß stand, hatte es angeregt. Sie stimmte dafür, daß Trudel, um dem Tage einen festlichen Stempel aufzudrücken, ein warmes Abendbrot mit zwei Gängen und süßem Nachtisch geben sollte. Ein paar andere Pensionärinnen waren mehr für einen ‚thé dansant" — „small dance" — eine „italienische Nacht". Gegen die Einladung fremder Herren wandte sich die Mannheimerin indes in einer sehr geharnischten Erklärung. „Jetz hat's aber g'schnappt. Mannsleit zulasse, aha, bloß daß mer hernach ins Gered kommt: ins Herr Länglins da werre Orchideen gefeiert". (Sie verstand darunter Orgien.) „Ich bedank mich scheen für so einen italienischen Salat." Miß Antenbrink hätte dem Geburtstagskind gern ein Ständchen in aller Frühe gebracht, um ihm zu huldigen; aber die Rumänin meinte entsetzt, das könnten die Unterwohner als Ruhestörung auffassen, es wäre Hausgesetz, daß nicht vor neun Uhr musiziert würde.

Schließlich holte Trudel das zu feiernde Geburtstagskind persönlich aus. Und siehe da: Papa Länglin erklärte sich für eine Bowle. „Weißt du, Trudel, sie braucht aber nicht so ganz antialkoholisch zu sein wie der Punsch zu Silvester. Für die Abstinenzler unter den Damen gibst du ganz einfach Limonade. Denn siehst du, vielleicht kommt auch Stefanie Nette mit ihrem Mann. Und ein Polizeileutnant — der kann schon etwas Kräftigeres vertragen. Die sind nicht so."

Trudel war wieder mal ein bißchen rot geworden. „Stefanie Nette? Ja, meinst du, sie kommt? Da hast du wohl auch schon mit ihrem Bruder gesprochen?"

„Natürlich. Doktor Schorſchl hat zugeſagt. Ich hab' ihn ganz feierlich eingeladen. Sollt' ich nicht?"

„O gewiß. Bloß ... Ach wenn doch nur Fräulein Köberle nicht immer ſo taktlos wäre. Ihre Bemerkungen — und wie ſie aufpaßt — auf jeden Blick, jedes Wort. Ich hab' ſchon wieder die reine Angſt."

Länglin nickte und ſagte im Flüſterton:

„Weißt du, Trudel, ich für meine Perſon fürchte mich ja vor niemand auf der ganzen weiten Welt — ich bin im Leben ſchon mit vielen Schwierigkeiten fertig geworden — aber dieſes Weib iſt geradezu ein Nagel zu meinem Sarge ... Und ich gebe dir die Verſicherung, ich werde ihr noch einmal gründlich die Meinung ſagen, furchtbar gründlich, Hören und Sehen ſoll ihr vergehen, denn wenn man ſo bis aufs Blut gereizt wird ... Bſcht, ſie kommt, nichts verraten."

Das zu erwartende Feſt ſtand von nun an im Mittelpunkt des Intereſſes. Fritzi Block, die Geigerin, hatte mit Miß Antenbrink zuſammen bereits ein Duo zu üben begonnen, das ſie am Feſtabend vortragen wollten. Aber die Temperamente, der Rhythmus und die Fingerfertigkeit der beiden Damen ſtimmten abſolut nicht zueinander. Die Geigerin brach immer wieder ab und hielt ſich die Ohren zu. „Cis, cis, doch nicht ce, Miß Antenbrink, und es iſt doch Dreivierteltakt, nicht Viervierteil." Sie markierte das Thema gereizt: „Jedreie, eine, zwei — jedreie, eine, zwei! Werden Sie denn das nie begreifen?" Auch die Rumänin mit den feurig-melancholiſchen Augen und dem rollenden r erſchien in der Tür und meinte: „Erbarmen Sie ſich, wie rauh das klingt! Das iſt ja ſchmerzlich! Ruhe, Ruhe, meine Damen!" Die Künſtlerinnen zankten ſich — die Penſionsmama war zufällig nicht da, um Frieden zu ſtiften, wie ſonſt immer — und ſchluchzend lief die Celliſtin endlich nach dem vorderen Korridor, wo Dr. Schorſchs Zimmer lag.

Er kam beſtürzt heraus, als er ſo herzbrechend ſchluchzen hörte. Und Miß Antenbrink ſang ihm ſofort ein dickes Klagelied. „O Miſter Schorſch, ich will nicht mehr ſpielen mit Miß Block. Miß Block hat geſagt, ich tue ſpielen falſch ce, aber ich tue nicht ſpielen falſch ce, ich tat ſpielen richtig cis, nur es tut nicht klingen gut, weil Miß Block, ſie ſetzt immer ein zu früh, und dann es kann nicht klingen gut. Wollen Sie nicht ſo gut ſein und kommen und ſagen, Miß Block ſoll nicht einſetzen ſo früh — oder ich tue nicht mehr ſpielen mit Miß Block, auch nicht zu Miſter Länglins holyday, weil daß ich nicht will ſein gedacht hier eine ſchlechte Spielerin auf das Cello, wo Miſter Hausmann, mein Profeſſor, hat geſagt, ich werde noch ſpäter einmal alles machen gut auf das Cello, was ich jetzt nicht mache gut, und Miſter Hausmann iſt mehr ſachverſtändig als Miß Block, yes, indeed!"

Der junge Aſtronom war ganz perplex. Solch einen Redeſtrom hatte er der ſonſt ſo temperamentloſen Celliſtin gar nicht zugetraut. Er war unwillkürlich zurückgewichen. Schluchzend war ihm Miß Antenbrink in ſein Zimmer gefolgt. Schluchzend nahm ſie auf dem Sofa Platz und ſtützte das Antlitz in die Hände, worin ſie das Taſchentuch hielt.

„Aber verehrtes Fräulein Antenbrink — es iſt doch zweifellos nicht bös gemeint geweſen, Sie dürfen ſich das nicht ſo zu Herzen nehmen."

„O yes, Miß Block hat geſagt, ich tue ſpielen falſch ce, aber ich tue nicht ſpielen falſch ce, ich tat ſpielen richtig cis, nur Miß Block ſetzt immer ein zu früh, und dann es kann nicht klingen gut ..."

Sie erzählte ihm die Sache richtig noch einmal.

Ein menſchliches Rühren erfaßte ihn. Er ſprach ihr begütigend zu. Aber ſie hörte nicht, ſie ſchluchzte. Er erfaßte ihre Hand, klopfte ihr leicht auf die Schulter und wiſchte ihr mit ſeinem Batiſttaſchentuch zwei unheimlich große Tränen von den Backen. „Aber wenn es doch gilt, Herrn Länglins Geburtstag zu feiern, liebſtes Fräulein! Der liebe, nette, famoſe alte Herr! Warum denn da Zank und Streit?"

Miß Antenbrink ward plötzlich von einem Nervenchock ergriffen. „Ich tue nicht ſpielen falſch ce!" ſchluchzte ſie — ließ ihr Haupt an Doktor Schorſchs Schulter ſinken — und ſchloß die tränengefüllten rehbraunen Augen.

„No, 's wärd ja immer ſcheener!" rief's da vom Korridor her, und die Mannheimerin trat ein. „Jetz ſpiele Se gar vierhändig, Frailein Antenbrink? — Und über Ihne aber ah, Herr Schorſch! G'hört ſich des, daß Se junge Mädcher auf Ihre Stub locke tue? A bewahr', ſtill ſind Sie und ſchäme tue Sie ſich. Da hawwe mer der Beweis."

„Jemine, jemine, jemine!" rief der junge Mann und fuhr ſich mit beiden Händen an die Stirn. „Es handelte ſich doch lediglich um Herrn Länglins Geburtstagsfeier . . ."

„Sie wolle ihm wohl e Thiaterſzen' vorſpiele? ‚Ha, wü üch düch liebe tu!' Sauber, Herr Schorſch, ſauber, gut eing'fädelt!"

Die tiefgekränkte Celliſtin hatte ſich inzwiſchen leidlich gefaßt und ſuchte der Mannheimerin klar zu machen, daß nur Miß Block an allem ſchuld war: „Miß Block hat geſagt, ich tue ſpielen falſch ce, aber ich tue ſpielen richtig cis . . ."

„Des iſch mir ganz egal, des," donnerte die Mannheimerin, „mit Ihne Ihre Falſchſpielerei! Ich duld' net, daß in emene ahnſtändige Penſionat derlei Stückcher aufg'führt werre. Auf der Stell' gehe Sie hinner, Frailein Antenbrink. Da hat der Zimmermann 's Loch g'laſſe."

Sie blieb als Siegerin auf dem Schlachtfeld zurück und hielt dem wehrloſen Penſionär noch eine fulminante Schlußrede. Darin nannte ſie ihn unter anderem einen „Rattenfänger". Und ſie drohte ihm an, ſie würde gleich morgen alles ſeiner Schweſter ſagen. „Und dere ihr Mann iſch Polizeileitnant!" fügte ſie funkelnden Blicks hinzu. Trotz ihrer revolutionären Geſinnung hatte ſie vor dem Vertreter der hohen Obrigkeit anſcheinend einen heiligen Reſpekt.

Dr. Strauß amüſierte ſich hernach noch herzlich über das kleine Intermezzo mit Miß Antenbrink. Es waren ihm nämlich ſchon zweimal im Leben junge Damen ohnmächtig in die Arme geſunken — beide Male zufällig in einem leeren Ballnebenſaal, und beide Male hatte ihn nur die Angſt vor dem drohenden Goldreifen in letzter Sekunde noch abgehalten, die für eine Ohnmacht verhältnismäßig ſo ſehr roten und einladenden Mädchenlippen zu küſſen. Er beſaß alſo, was die Bewertung einer Damenohnmacht anbelangt, ſchon einige Routine. Daß er nun aber von der unnachſichtigen Mannheimerin die Moralpauke bekam, ſtatt der rehäugigen Miß, das erſchien ihm eine ungerechte Verteilung. Und unangenehm, ſogar ſehr unangenehm war ihm die Vorſtellung, die Mannheimerin könnte den Vorgang entſtellt außer ſeiner Schweſter auch noch der kleinen Penſionsmama berichten.

Denn — es war ja zu komiſch — gerade vor dem armen, vielgeplagten kleinen Ding empfand er von jeher eine ganz beſondere Gêne. Sie war ſo ein Stückchen lebendes Gewiſſen für ihn. Wenn ſie ihn mit ihrem klaren, lieben, rührenden Kinderblick anſah, dann war es ihm immer, als würde er beſſer. So bunt die Geſellſchaft in dem Damenpenſionat zuſammengewürfelt war, ſo verfänglich manch flirtbereites Wort klang, das ihm auch hier oft genug den Weg zu einem neuen kleinen Abenteuer

Digitized by Google

bereiten zu wollen ſchien: das ſchweſterliche, herzliche und aufrichtige Vertrauen, das ihm die kleine Penſionsmama entgegenbrachte, wirkte geradezu wie ein Talisman für die Räume, in denen ſie lebte und wirkte. Er hätte ſich vor ſich ſelber geſchämt, zu Tode geſchämt, wenn er ihren Herd nicht heilig gehalten hätte.

Für den heutigen Abend war er verſagt — er hatte ſich mit Freunden verabredet — alſo konnte er Trudels Rückkehr nicht abpaſſen. Große Wichtigkeit legte er der moraliſchen Entrüſtung von Fräulein Köberle ja überhaupt nicht bei. Aber er wollte doch in jedem Fall eine törichte Auslegung vermieden wiſſen. Mit wem konnte er nun vernünftig darüber ſprechen? Fritzi Block und das andere „junge Gemüſe" kamen nicht in Betracht. Die ernſteſte und reifſte war noch die Rumänin. Er wollte es alſo ſo einrichten, daß er ihr im Vorübergehen ein paar Worte über das fatale Mißverſtändnis ſagte und ſie bat, der kleinen Penſionsmama die Sache im rechten Lichte darzuſtellen.

Es traf ſich gut. Gerade als er ſein Zimmer verließ, kam Fräulein Vacarescu in den Korridor. Sie wohnte ihm direkt gegenüber und hatte ihn wohl kommen hören.

„Haben Sie vielleicht zufällig einen Hammer, Herr Doktor Strauß?" fragte ſie ihn in ihrem tiefen, immer etwas elegiſchen Ton.

„Einen Hammer?"

„Ja. Oder eine Zange."

Er trug derlei Inſtrumente ja niemals bei ſich. Immerhin gab die Frage eine Anknüpfung. Die exotiſche junge Dame erklärte ihm, ſie brächte eine Kiſte nicht auf, die über das Zollamt an ſie eingetroffen war.

„Ich habe verſucht mit dem Lineal, mit dem Handſchuhknöpfer — Nagelſchere iſt mir abgebrochen —, ich bin ſchon ganz verzweifelt."

Natürlich trat er bei ihr ein, um zu helfen.

„Aber Sie dürfen ſich nicht umſehen, Herr Doktor Strauß, ich bin gerade beim Kramen."

Allerdings ſah es ziemlich kunterbunt aus. Spitzenreiche, ſeidene Wäſche war auf dem Bett ausgebreitet, traumhaft ſchöne Bluſen lagen auf dem Tiſch, ein Ballkleid hing über dem Schreibtiſchſeſſel, und in ſcharfem Kontraſt zu all dem Flitterkram ſtand in der Ecke, zwiſchen dem Bett und dem Waſchtiſch: ein menſchliches Skelett! Fräulein Vacarescu hatte ſich's für ſechs Wochen von einem Händler ausgeliehen, ihrer anatomiſchen Studien halber. In dem luſtigen Wirrwar der tote Punkt.

Die Kiſte war raſch geöffnet; ſie enthielt zwei ungemein farbenprächtige Hüte, die Fräulein Vacarescus Schweſter, eine Opernſängerin, in Bukareſt für ſie beſorgt hatte.

„Sie halten wohl Generalmuſterung über Ihre Balltruppen für die Winterkampagne?" fragte Georg lächelnd.

„Oh, die paar Kleinigkeiten. Ich habe wirklich rein nichts anzuziehen. Aber man macht hier in Berlin ja auch ſo wenig Toilette."

„Ach nein, finden Sie?"

„Haben Sie ſchon einmal einen Hofball in der Burg mitgemacht, Herr Doktor?"

„In Wien? Nein."

„Oh — aber in Paris waren Sie doch? Auch nicht? Unbegreiflich ..."

Sie verſchlang ihn faſt mit den forſchenden Blicken ihrer tiefſchwarzen, etwas heißen Augen.

„Warum unbegreiflich, meine Gnädigſte?"

„Weil Sie mir ſo — ſo modern vorkommen."

„Das iſt bloß äußerlich."

„O nein. Ich habe Sie oft angesehen — studiert — und mich gefragt: Wie kommen Sie hierher? Sie gehören doch nach allem in die große Welt. Ein Onkel von mir ist Staatsrat in Bukarest. Den müßten Sie kennen lernen. Werden Sie nie nach Bukarest kommen?"

„Verschwindend wenig Aussicht. Apropos, gnädiges Fräulein, was ich mit Ihnen besprechen wollte ..."

Sie ließ ihn aber nicht zur Sache kommen. Er mußte sich setzen, und sie bot ihm Pralinés und russische Kaiserbonbons an. Als er herzlich aber entschieden dankte, holte sie eine silberne Zigarettendose aus dem Nachttischchen.

„Aber ums Himmelswillen, wo werde ich denn in einem Damenboudoir rauchen!" verwahrte er sich rasch.

Sie lachte. „Sie müssen. Ich liebe es. Ich rauche selbst sehr passioniert." Und graziös steckte sie eine Zigarette an, aus der sie zwei lange, tiefe Züge nahm. Dann hielt sie ihm den Papyros lachend hin. „Wenn Sie nun nicht ungalant sein wollen, müssen Sie welterrauchen."

Was blieb ihm übrig? Er akzeptierte. Freilich merkte er, sie wollte Eindruck auf ihn machen, ihn in eine besondere Stimmung versetzen. ‚Vorsicht — attention!' sagte er leise zu sich. Der Knochenmann in der Ecke, eine gewisse Schwüle und Geschraubtheit ihres forsch sein sollenden Wesens, dazu die Mischung des nicht ganz feinen Parfums, dessen sie sich bediente, mit dem Duft des Tabaks und das ungenierte Tableau der Spitzenherrlichkeiten, das etwas beabsichtigt wirkte, das alles machte ihn skeptisch und unempfänglich.

„Sie wollten mir etwas sagen?" fragte sie ihn plötzlich und setzte sich dicht zu ihm hin, ihre beiden Hände auf seine Rechte legend.

„Ach — es war nur so eine Idee ..."

„Sprechen Sie. Bitte. Ich sterbe vor Ungeduld."

„Dazu liegt kaum ein Anlaß vor, meine Gnädigste. Ich hatte mich nur vorhin ein bißchen geärgert — über Fräulein Köberle ..."

Sie preßte seine Hand fast stürmisch. „Nicht wahr? Nicht wahr? Oh, ich hasse sie, ich verabscheue sie."

Er lächelte. „So leidenschaftlich bin ich ja nicht. Mich verdrießt es nur, daß sie alles geflissentlich falsch auslegt — und uns Pensionäre hier damit gewissermaßen terrorisiert."

„Terrorisiert. Jawohl. Oh, ich leide furchtbar darunter. Sie müßten nur wissen, was sie oft zu mir sagt. Dinge —! Und auch über Sie ..."

„Auch über mich?"

Die Rumänin hatte eine entschieden malerische Pose eingenommen: die weiten Spitzenärmel ihres prunkvollen Teekleides fielen zurück und gaben ihre elfenbeinfarbenen, wunderhübschen Arme frei. Sie lächelte melancholisch und senkte die Lider zur Hälfte. „Aber ich glaube es nicht. — Ich will es nicht glauben." Sie sagte das letzte fast flüsternd.

Die Situation erschien ihm mehr und mehr verfänglich. Er suchte mit überlegenem Spott abzubauen. „Ist es etwas so Entsetzliches? Sie wird mir doch keinen Giftmord nachsagen, hoff' ich."

„Sie sagt — Fräulein Länglin wäre furchtbar verliebt in Sie."

„Nanu!"

„Oh, das wäre ja nicht weiter verwunderlich," sagte sie, ihm einen abgrundtiefen Blick zuwerfend. „Aber sie meint: auch Sie wären furchtbar verliebt in Fräulein Länglin."

„Na nu nee!“ Es fiel ihm in ſeiner erſten Beſtürzung nichts Geiſtreicheres ein. Indeſſen drückte es wohl am beſten ſeine große Verblüffung aus.

„Iſt es nicht die Wahrheit?“ fragte ſie eifrig.

„Ich habe keine Ahnung — wie Fräulein Köberle dazu kommt, ſo etwas zu behaupten?“

Die Rumänin lachte wieder leiſe auf — und haſtig preßte ſie ſeine Hand. „Ich wußte, daß es nicht wahr iſt!“ ſagte ſie triumphierend.

„Sie wußten —?“

„Ja. Weil ich mir ſagte: Sie ſtehen hoch darüber — Sie gehören an eine führende Stelle — und Ihre Frau muß repräſentieren können — grand'dame ſein. Nicht wahr? Oh, bitte, ſagen Sie, hab' ich nicht recht? Sagen Sie doch, bitte!“

Er war nervös aufgeſtanden. Sie hielt dicht vor ihm. Ihr Atem berührte ihn.

Plötzlich ein ſcharfes Pochen an der Tür von einem knöchernen Fingergelenk. „Iſcht es vielleicht net uhnbeſcheide, daß mer frage tut, warum die Herrſchafte net im Empfangsſalohn zuſammekomme?“

... Die Mannemerin! ...

Nun ward der Sternguckер aber fuchsteufelswild. Er ſchoß auf die Tür zu und riß ſie auf.

„Ah — Fräulein Köberle?!“

„Des hawwe Se wohl net erwartet g'habt?“ ſagte die Draußenſtehende höhniſch, indem ſie die hageren Arme kreuzte. „Aber Ihne Ihre Schlich, Herr Doktor Schorſchl, die kenne mer jetz. Verſtandewuh?“

„Nun, Fräulein Köberle, erwartet hatte ich allerdings nicht, daß Sie mir in dieſer höchſt eigenartigen Weiſe nachſpionieren. Aber das ſage ich Ihnen jetzt ein für allemal: ich verbitte mir von nun an jegliche Bevormundung. Und ich mache Sie darauf aufmerkſam, daß meln Name nicht Schorſchl, ſondern Strauß lautet.“

„No, 's wärd ja immer ſcheener. So e Bühwele ſind Sie g'weſe, wo mir Sie hier aufg'nomme hawwe. In d'Schul' ſind Sie noch gegange. Und jetz iſch mer plötzlich der große Herr? Und Sie werre dahier ſo e Stückcher aufführe? Und denke, ich guck zu und ſag nix? Ha, Sie ſind ja der reine Blaubart. Still ſind Sie. Alſo deswege hawwe Sie ſich daher in emene ahnſtändige Damenpenſionat eing'ſchliche? Gut. Gut. Fein. Brav. Erſcht die Trudel, nord die Miß und jetz des Frailein aus die Donauſtaate? Ha, da iſch mer ja ſchließlich auch net mer ſicher! E uhnmoraliſcher Menſch ſind Sie, e uhnmoraliſcher. Und Sie packe Ihre Siebeſache und marſchiere ſtantepeh wo annerſch hin. Ins Herr Länglins iſch für ſo ein arger Wühſchtling koin Platz. Und wenn Sie net pariere, nord ſolle Sie emol e Mannemer Wuppdich kenne lerne. Ich fürcht' mich noch lang net vor Ihne. Dunnerkeitel noch emol.“

Das war eine Aufregung im Damenpenſionat! Sie liefen alle zuſammen: die Geigerin, die Celliſtin, die Köchin, das Stubenmädchen, ſogar die beiden ſchwarzgekleideten Norwegerinnen, die ſich bisher noch um keine Menſchenſeele gekümmert hatten, ſondern immer auf ihrem Zimmer ſaßen und weinten.

Dr. Strauß ſah ein, daß eine vernünftige Darlegung der Verhältniſſe momentan undenkbar war. Es kochte in ihm. Die Mannheimerin an Zungenfertigkeit und Lungenkraft zu überbieten, war kaum möglich, zudem beſſerte es auch nichts an der Sachlage, die für ihn unbedingt prekär geworden war. Um ſo mehr, als die Rumänin, ſtatt den anderen Damen mit ein paar ruhigen Worten Auskunft zu geben, zu ſeiner Beſtürzung eine dramatiſche Poſe eingenommen hatte, die etwas Schuldbewußtes, dabei aber Sündhaft-Geſchmeicheltes beſaß.

„Ist vielleicht Herr Länglin zu Hause?“ fragte der Sterngucker endlich das Stubenmädchen.

„Nein.“ Papa Länglin hatte seine Tochter in die Stadt begleitet, sie machten Besorgungen für die Feier übermorgen, und bevor sie zum Abendbrot nach Hause kämen, wollten sie noch zu Frau Nette, das Allerjüngste sehen.

„Soll man vielleicht den Herrn Polizeileutnant holen, Herr Doktor?“ fragte die Köchin mit einem strafenden Seitenblick auf die ihr gleichfalls unsympathische Mannheimerin.

„Ich werd' Ihne was! Kümmere Sie sich um Ihr G'scherr! Der ganze Aufwasch steht noch in der Küch'. E soine Wirtschaft, des. Und die annere Herrschafte, die sind höflichst gebete, ihre Nas' in ihre eigene Sache zu stecke. Baschta.“

Wenige Minuten später befand sich Georg Strauß in Paletot und Hut, verließ das Pensionat wutentbrannt und machte sich auf den Weg zu seiner Schwester.

Darin war er mit sich einig: er mußte noch diesen Abend die Kabinettsfrage stellen. Entweder wurde die Mannemerin an die Luft gesetzt — oder er ging.

* * *

Stefanie bekam er nicht zu sehen. Als ihm das Mädchen seiner Schwester die Entreetür öffnete, erfuhr er: Baby litt an einer Verdauungsstörung, und die junge Hausfrau war im Badezimmer intim mütterlich beschäftigt, mithin zunächst unabkömmlich. Doch Fräulein Länglin war da. Er wurde ihr gemeldet, und sie kam sofort aus der Kinderstube — mit heißen Wangen.

„Papa ist auch hier, er ist bei den Kleinen geblieben, da amüsiert er sich ja immer so köstlich. Ja, und denken Sie, ich soll an Stefanies Stelle ins Theater, in die Oper, denken Sie, Ihr Herr Schwager hat das Billett den Augenblick durch einen Schutzmann geschickt.“

„Es ist schon gleich sieben Uhr,“ sagte er, die Uhr ziehend, „da heißt es eilen.“

Sie war sehr aufgeregt. „Ich nehme die Elektrische bis zum Rosentaler Tor. Oder lieber die Hochbahn? Was meinen Sie?“

Er lachte sie aus, daß sie als Berlinerin nicht Bescheid wußte, und schloß sich ihr ohne Umstände an. „Ist's denn nicht ein Billett fürs königliche Opernhaus?“ fragte er auf der Treppe.

„Nein, für die Volksoper am Weinbergsweg. Sie geben dort Glucks Iphigenie.“

„Himmel!“ entfuhr es ihm. „Glucks Iphigenie am Weinbergsweg!“ Er blieb verdutzt stehen. „Und für den Kunstgenuß wollen Sie ganz Berlin durchqueren?“

„Ich komme ja sonst nie ins Theater. Und wenn's eine Vorstellung in den Königlichen Theatern ist, dann — dann ...“

„Dann benutzen Nettes die Billetts alleine!“ vollendete er lachend. „Das ist ein raffinierter Wohltäter, mein Herr Schwager!“

„Er meint es doch so gut.“

„Jawohl. Ein Gemütsmensch mit Klappen. Glucks Iphigenie am Weinbergsweg, die überläßt er großmütig anderen. — Aber hören Sie, Fräulein Trudel, unter Umständen ist das gerade mal ein kolossaler Spaß da draußen. Wenn Sie mich mitnehmen wollen, begleit' ich Sie!“

Ein hilfloses Lächeln stand in ihrem hübschen Gesichtchen. „Ach, Sie machen sich dann bloß lustig, weil Sie natürlich Besseres gewöhnt sind. Aber für mich — für mich ist es wirklich gut genug ... Ach nein, Herr Georg, wenn sie einen so ansehen, dann — dann wird's einem so seltsam ...“

Es war ihm, als ſchimmerte es feucht in den dunkelblauen Augen. Kameradſchaftlich ſchob er ſeinen Arm in den ihren und zog ſie mit ſich fort. „Nicht böſe ſein, Fräulein Trudel. Ich werde Ihnen doch Ihr Vergnügen nicht ſtören. Ich meine nur, es iſt ein Irrtum, wenn Sie ſagen, die Komödie da draußen ſei ‚gut genug‘ für Sie. Gerade, weil Sie ſich ſo ſelten mal für ein paar Stunden freimachen können, müßte Ihnen etwas geboten werden, was Sie aufmuntert, Sie erhebt, Ihren Gedanken zu tun gibt ... Nein, Mädel, was führen Sie doch für ein Leben! Ich hab' mich ſchon oft gefragt: weshalb opfern Sie ſich eigentlich ſo auf?“

Und ſo zog er ſchwatzend mit ihr weiter. Sie war teils verlegen, teils beglückt. Aber doch noch etwas mehr beglückt als verlegen. Ganz insgeheim freute ſie ſich auch darüber, daß ſie heute abend ihr neues Winterjackett angezogen hatte. Es hatte eine lange, lange Reihe von nächtlichen Arbeitsſtunden an der Schreibmaſchine verſchlungen.

„Erſt ſollte ja Papa hinfahren,“ berichtete ſie unterwegs weiter, „aber abends traut er ſich ſo weite Wege nicht zu. Nun iſt ihm doch auch geſtern ſeine Brille zerſchlagen, da hätte er von der Oper gar nichts geſehen.“

„Na — Hören und Sehen ſollen einem in der Oper da draußen überhaupt vergehen. Still, ſtill, nein, ich will ja brav ſein und nicht mehr läſtern. Aber eine fulminante Idee, Fräulein Trudel. Am Sonnabend hat doch Papa Länglin Geburtstag, nicht wahr? Sehen Sie, und ich zermartere ſchon ſeit acht Tagen meinen armen Schädel mit der Frage: was ſoll ich Papa Länglin ſchenken? Es war ſchon wie in dem ſchönen Gedicht: ‚'nen Kakadu, ein Straußenei?‘ — Aber nun weiß ich's: er kriegt von mir eine goldene Brille.“

„Ach, Herr Georg, nein, das ſollten Sie nicht tun, es iſt ja ſehr lieb von Ihnen, daß Sie überhaupt ... Aber es ſetzt ihn doch ſo in Verlegenheit.“

„Wenn ich mal fünfundſechzig Jahre alt werde, muß er ſich natürlich revanchieren. Übrigens, wiſſen Sie was? Sie könnten mir beim Ausſuchen helfen. — Oh, Zeit iſt noch die Hülle und Fülle ...“ Es ratterte gerade eine Automobildroſchke heran. Auf ſeinen kurzen Anruf bremſte der Führer. „So ein Ding kariolt uns in fünf Minuten nach der Leipzigerſtraße, dann heidi zum Theater, da iſt's gar kein Umweg.“

Trudel kam das ganz abenteuerlich vor. Das pfauchende Ungetüm mit dem in Glanzleder gekleideten Fahrer verſetzte ſie zudem in eine heilloſe Beklemmung. Aber der Sterngucker hatte eine ſo fröhlich-beſtimmte Art, daß ſie gar nicht zu widerſprechen wagte.

Und ſo ſtieg ſie denn ein, er verſtaute ſie mittels der Decke, und es ging flott in das glänzend erleuchtete Berlin hinein. An der Potsdamer Brücke flog Trudel faſt vom Sitz. Er legte daher kordial den Arm um ihre Schulter, um ſie zu halten.

„Iſt Ihnen bange, Fräulein Trudel?“ fragte er lachend.

„Mächtig!“ geſtand ſie. „Aber — aber ſchön iſt es doch. Ja. Gruſelig-ſchön.“

Das ſauſte, pfauchte, lärmte, klingelte, tutete, raſſelte.

... Ratatatatatata ... Sie hielten vor dem Optikerladen. Ein rieſengroßes, grell erleuchtetes Auge bildete das Reklameſchild.

„Nein, dieſe Lichter überall, und das Wagengedränge, das Menſchengewoge, wie das hier flutet, wie ſich das jagt —!“

„Sie kommen ſonſt wohl ſelten her?“

„Ach, eigentlich nie. Wenn ich mich mal für den Abend frei mache, dann iſt's doch höchſtens, um ein Konzert zu beſuchen. Nämlich, wenn eine unſerer Damen irgendwo mitwirkt. Neulich im Oranienburger Bezirksverein.“

„Im Oranienburger Bezirksverein! Trudel, Trudel, Sie werden ja schnöde gemißbraucht!“ Er nahm sogleich wieder beschwichtigend ihren Arm. „Nein, nein, ich lästere nicht, ich gebe zu, aller Anfang ist schwer. Aber Ihre Schönheitsgalerie gegenwärtig — wirklich ... Holla, die Cellistin, Ihre Miß! Da fällt mir eben ein ...“

Und während sie im Laden standen und sich ein paar Dutzend goldene Brillengestelle vorlegen ließen, erzählte er ihr von dem musikalischen Streit zwischen Fritzi Block und Miß Antenbrink. Ohne sich vor der Verkäuferin zu genieren — er bemerkte sie kaum — kopierte er sie: „Miß Block hat gesagt, ich tue spielen falsch ce, aber ich tue nicht spielen falsch ce, ich tue richtig spielen cis ...“ Er sprudelte das unter Lachen hervor, und Trudel mußte herzlich mitlachen. Aber plötzlich meinte sie erschrocken: ob es da nicht besser wäre, sie ginge sofort nach Hause?

„Das fehlte noch! Übrigens wird Ihnen die Litanei ja auch morgen früh nicht erspart bleiben, kleine Pensionsmama.“

Sie fand rasch ihre fröhliche Laune wieder. „Ja, ist es wirklich nicht, als ob sie alle meine Kinder wären?“

„Sie — etwa groß geschrieben?“

Zuerst verstand sie nicht. „Ach so, Sie meinen, Sie gehören nicht mit darunter?“ Drollig drohte sie mit dem Finger. „Sie sind sogar mein allergrößtes Sorgenkind. Ja. Wissen Sie das?“

„Ach Trudel, Sie sind ja allerliebst!“ Noch nie war ihm das so aufgefallen wie heute abend. Ihre netteſten Eigenschaften — ihre muntere Drolerie, ihre Schalkhaftigkeit — lernte er jetzt erst bei ihr kennen. Es war ein ganz reizendes, lustiges Viertelstündchen in dem Optikerladen.

Er hatte sich schließlich für eine schöne, solide Brille von 14karätigem Gold entschieden. Die Gläser, deren Nummern Trudel angab, sollten eingeschliffen werden. Andern Tags würde ihnen die Brille dann zugeschickt werden. Aber als die kleine Pensionsmama den Preis hörte, erschrak sie nicht wenig. „Ja, es ist echtes Gold, ganz massiv, meine Dame,“ versicherte die Verkäuferin.

„Und Papa Länglin wird brillant darin aussehen,“ meinte Georg, indem er rasch bezahlte, „mindestens wie ein Professor.“

„Ach, ich freue mich ja so, ich freue mich furchtbar. Aber es ist doch wirklich viel zu viel.“

Er schlug sofort ein anderes Thema an. „Was machen wir?“ fragte er draußen unternehmungslustig. Er hatte das Rendezvous mit seinen Freunden, die Abenteuer mit den beiden Pensionsdamen, das Renkontre mit der Mannheimerin total vergessen. „Es ist gleich halb acht. Nun kratzen sie droben am Weinbergsweg die endlose Ouverture herunter. Die ist nämlich zum Auswachsen, Fräulein Trudel. Tatsächlich. Überhaupt Gluck. Für Kenner ja sicher prima. Aber der gewöhnliche Sterbliche ... Und, notabene, am Weinbergsweg! — He, Kutscher!“

Wieder packte er sie ins Automobil und gab dem Fahrer eine kurze Weisung. Sie überließ sich widerspruchslos ihrem Schicksal, ganz selig über die goldene Brille.

Und nach kaum vier Minuten hielten sie schon unter den Linden, und er bezahlte hastig.

„Aber was sollen wir denn hier, Herr Georg? Das ist doch das königliche?“

„Allerdings!“ Pfiffig lächelnd stürmte er voraus, aufs Portal zu.

„Alles ausverkauft, mein Herr!“ raunte man ihm von verschiedenen Seiten her in heiserem Ton zu, unter scheuen Blicken nach den am Fahrdamm postierten Schutz-

leuten. „Aber wenn Sie noch ein paar gute Plätze haben wollen — unter der Hand ...“

Es waren Billetthändler. Er begleitete einen der dunkeln Ehrenmänner nach der Seitenfront und erſtand von ihm zwei Logenplätze im zweiten Rang. Natürlich zum doppelten Preis. „Ja, lieber Herr, Sie müſſen bedenken, die Meiſterſinger, da jeht det Jeſchäft wie warme Semmeln!“

... Die Meiſterſinger! Wagners Meiſterſinger! ... Trudel ſchwindelte es zuerſt, als ſie's vernahm. Seit Jahren war es ihr ſehnlichſter Wunſch geweſen, gerade dieſes Werk einmal zu hören, zu ſehen. Sie hatte ſchon mehrmals darauf geſpart gehabt. Aber hernach waren immer ein paar Schuhe nötiger, oder es mußte eine Lampenglocke gekauft werden, eine Teekanne. Und man bekam ja doch niemals Plätze. Und nun — der Sterngucker, von dem Fräulein Köberle immer ſagte, er wäre ſo unpraktiſch, ſo zerfahren — der brauchte bloß die Hand auszuſtrecken ...

„Ach, lieber, lieber Doktor Schorſch, ach, bin ich glücklich! — Dann ſoll ich das Billett für die Iphigenie verfallen laſſen?“

„Wir ſchenken's einem Streichholzverkäufer. — Heda, mein Junge! — Und noch 'ne Mark zu — als Schmerzensgeld!“

Lachend, aufgeregt, glückſtrahlend ſtürmte ſie an ſeiner Seite durchs Veſtibül. „Die Meiſterſinger — die Meiſterſinger! — Aber Papa weiß doch nicht ... Ach, mir iſt's ganz wirblig im Kopf!“

Und fünf Minuten ſpäter ſaß ſie in der vorderſten Logenreihe des zweiten Ranges, dicht vor dem Sterngucker, deſſen Stuhl eine Stufe höher ſtand, und gleich darauf ward's dunkel im Haus.

Es war, als ob der Herr Hofkapellmeiſter bloß auf die kleine Penſionsmama gewartet hätte: noch einmal ſah er ſich im Hauſe um, ein leiſes, breites Ziſchen in allen Teilen ſtellte die Ruhe her, dann flog ſein ſchwarzer Ärmel mit der weißen Manſchette, der blaſſen, nervöſen, ſchmalen Hand und der ſchlanken Battuta in die Luft — und das feſtlich prunkvolle Marſchmotiv des Bläſerchors brauſte in ſeinen markanten Rhythmen durch den weiten Saal.

* * *

So lieb und traut, ſo innig deutſch wie heute hatte zu „Dr. Schorſchl“ das wunderſame Bühnenſpiel des Bayreuther Meiſters noch nie zuvor geſprochen.

Es war etwas im Hauſe, was ihm die rechte, weihevolle Stimmung vermittelte: das rührend dankbare, bei den heiteren Stellen leis lachende, bei den ergreifenden leis ſchluchzende Geſchöpf, das ein paarmal — ganz verſunken in die fremde Welt — das blonde Haupt zurücklehnte und die Hände im Schoß faltete. Ihr Kopf fand eine Lehne an ſeinen Knieen. Und es ging von ihrer Wärme, ihrem Zittern, ihrer Seligkeit wie ein Fluidum auf ihn über.

Hans Sachs und der ritterliche Junker, der Lehrbub David und der drollige Beckmeſſer, ſie gewannen Leben vor Trudels Augen — der reiche Zauber verklungener Zeiten umwob die kleine Penſionsmama — und eine ſüße Lichtgeſtalt inmitten des altertümlichen Nürnberg weckte alles, was ihr Herz an verträumter Innigkeit und verſchwiegener Sehnſucht beſaß.

... Evchen! ...

Wie ſie die ſtolzſittige Bürgermaid liebte — wie ſie mit ihr fühlte — wie ſie den Herzenskampf verſtand, nein, miterlebte, als ob ſie ihn ſelbſt durchzukämpfen hätte! Ach, wie ſtand das doch alles ſo hoch über dem Alltag — trotzdem es ſo

menſchlich, ſo ſchlicht bürgerlich war! Und ſie ſagte ſich: dieſe Poeſie, die ihre Seele jetzt durchflutete, die müßte von nun an ihr ganzes Leben verklären!

In einem der Zwiſchenakte wanderte ſie an Georgs Seite durch die Gänge und Säle. Sie ſah von der Menge nichts. Das Schwirren und Schwatzen hörte ſie nicht. Die reichen, wohligen Harmonien klangen in ihrem Innern fort — das melodiſche Lied vom „trauten Herd zur Winterszeit" ging ihr nicht mehr aus dem Sinn. Und es war mit all dem ſehnenden Blühen und Werben dieſes deutſchen Meiſter- und Minnedramas eine Maienſtimmung in ihr Herz gezogen, die ſie verjüngte, verſchönte.

Ihr Begleiter hielt ihre Hand verſtohlen in der ſeinen. Hier kannte ſie ja kaum jemand in dem dichten Gewühl. Sie ſprachen nur wenig miteinander. Denn auch der Sterngucker war ſeltſam gerührt. Ganz, ganz anders war es als ſonſt. Zuweilen nickten ſie einander beglückt zu. Und dabei ſah Georg, daß Trudels liebe, blaue Augen, ſo ſelig ſie ſchimmerten, voll Waſſer ſtanden.

* * *

Nun war der Jubel der Feſtwieſe verrauſcht. Über dem feiernden Nürnberg ſchloß ſich der Vorhang. Die letzten feſtlich feierlichen Akkorde, in die es wie Glockenton hineinbrauſte, füllten das weite Haus.

Trudel konnte noch immer nicht aus dem weihevollen Bann des feſtlichen Spiels in die Wirklichkeit zurückfinden.

Draußen nahm ſie ſogleich den Arm des Sternguckers. Dabei dankte ſie ihm wieder und wieder. Aber ſie ſprach nur leiſe, ganz leiſe, als fürchte ſie ſich, die inneren Stimmen, die noch in ihr klangen, zu ſtören.

Sie konnte es nun gar nicht begreifen, ſagte ſie, daß dies alles wirklich bloß ein einziger Abend geweſen ſein ſollte.

„Das iſt ja eine ganz neue Welt!" flüſterte ſie. „O lieber Gott — welch neue, ſchöne, wunderſchöne Welt!"

Im Wandern kamen ſie unverſehens in ein immer flotteres Tempo. Er mußte ihr noch dies und das aus dem Text erklären, denn ein paarmal hatte ſie doch nicht ſo richtig folgen können. Sie klagte ſich nun ſelbſt deſſen an. Kleinigkeiten aus dem Haushalt hatten ſich plötzlich zwiſchen ſie und ihre Gedankenwelt drängen wollen — das Gefühl ihrer Verantwortung als Penſionsmama — und mitten in einer ſtilleren Szene hatte ſogar die gräßliche Erinnerung an das Geklapper der Schreibmaſchine wie ein Spuk ſie überrumpelt.

„Und da hab' ich mich dann ſo ſchrecklich vor Evchen geniert!" geſtand ſie ihm — duckte aber ſogleich ihr Geſicht.

„Ach, liebe, kleine Penſionsmama!" ſtieß er aus, teils gerührt, teils beluſtigt. Und er preßte im Weiterſchreiten zärtlich ihren Arm. Hernach meinte er: „Wiſſen Sie, Trudel, daß Sie ſehr viel vom Evchen haben? Ja, ja. Etwas, was in dem flirrigen, fahrigen, hektiſchen, nervöſen Berlin ſonſt blitzſelten zu finden iſt. Das Deutſche, Trudel. Verſtehen Sie mich? Bei der Miß und bei Ihren anderen exotiſchen Pfleglingen im Penſionat, da ſuch' ich's natürlich nicht — dort vermiſſ' ich's auch nicht. Aber ſo bei den jungen Geſellſchaftsdamen von Berlin W. . . ."

Er fühlte, wie es in ihrem Arm zuckte. Aber er gab ſie nicht frei. Lachend zog er mit ihr weiter.

„Aha, das paßt Ihnen nicht, daß ich Ihnen nun endlich auch einmal etwas Nettes ſage. Trudel, haben Sie ſich am Ende in den Walther Stolzing verliebt? Was? Na, ſo ein ganz klein biſſel? Ja, ich hab' freilich kein ſo ſchönes, blauſamtenes Wams wie der fränkiſche Rittersmann an. He, Sie machen wohl Vergleiche?"

„Ach — lieber Herr Georg!“

Das kam ſo hilflos und ſo zärtlich von ihren Lippen.

Er war ſelbſt in einer ſo ſeltſam gerührten Stimmung wie noch nie in ſeinem Leben.

„Trudel, ich bin wohl ſo im allgemeinen immer recht garſtig zu Ihnen geweſen, wie? So aus purer Gedankenloſigkeit. Sagen Sie mal ganz offen.“

Sie beſtritt es entſchieden. Nach einem kleinen Schweigen hub er wieder an, etwas ernſter als zuvor:

„Seitdem Stefanie ihre Göhren hat, hab' ich ja eigentlich gar nichts mehr von ihr. Aber daß ſie nicht mehr in Frage kommt für mich — das hab' ich überhaupt nicht gemerkt. Weil ich Sie hatte, Trudel. Jawohl, Sie, kleine Penſionsmama. Und ſo recht gedankt hab' ich's Ihnen doch noch nie, ich altes Scheuſal, was?“

„Ach, das bißchen Müh', Herr Georg, — das war doch alles ſo ſelbſtverſtändlich für mich.“

Er pätſchelte ihre Hand. „Nein, Trudel, nicht das bißchen Müh'. So das Herumpuſſeln an den Sachen, das Benähen und Beſtricken, das meine ich nicht. Das hätte ſchließlich auch ein ander weiblich Weſen fertig gekriegt. Aber in Ihnen war immer ſo ein gutes, treues, deutſches Mädel um mich — ſo das Stückchen Eve aus den Meiſterſingern — das mich vor mancher Dummheit bewahrt hat. So recht iſt mir das erſt heute abend aufgegangen. Verſtehen Sie das, Trudel?“

Wieder ſenkte ſie den Kopf, und ihr Herz klopfte ſtürmiſch. „Ich — glaube.“ Sie ſagte es ganz leiſe. Das Blut war ihr in die Wangen getreten, denn ſie entſann ſich der heißen Verſe, die ſie geleſen hatte, die die Bankierstochter vom Kurfürſtendamm ihm geſchrieben hatte. Und ſo manches, manches andere zog wie eine heiße, beängſtigende Welle durch ihr Herz.

Sie hatte in ihrer verträumten Stimmung gar nicht auf den Weg geachtet. Nun ſah ſie ſich plötzlich verwirrt um. Sie waren ja nach Oſten, ſtatt nach Weſten gegangen! Erſchrocken ließ ſie ſeinen Arm los. „Iſt das hier nicht das Rathaus?“

„Ja, wahrhaftig, das iſt das Rathaus!“ Er ſpielte den Verwunderten. Allein um ſeinen Mund zeigte ſich ein unternehmendes Lächeln. „Und trotz Walther Stolzing und Richard Wagner muß ich Ihnen geſtehen: mir fehlt das Abendbrot. Aber hier im Ratskeller ſoll man ſich famos verproviantieren können.“

„Sie wollen noch — in ein Reſtaurant?“ Es klang wie ein matter Hilfeſchrei.

„Ja, liebſtes Trudel, gibt's denn jetzt noch bei Länglins etwas zu eſſen? Die ſchlafen dort doch längſt alle, bis wir heimkommen.“

Sie ſann nach. Tee könnte ſie ihm ſchnell noch aufbrühen, meinte ſie.

Nach Tee verlangte es ihn gar nicht. „Überhaupt, Trudel, ſind Sie als die Penſionsmama offiziell für das Wohlergehen Ihrer Pfleglinge verantwortlich. Und wenn Sie mir nicht durch ihr Mitkommen in den Ratskeller umgehend zu Imbs und Umbtrunk verhelfen, dann ſterbe ich hier angeſichts des wunderbaren märkiſchen Ziegelbaues den Tod der Erſchöpfung. Und Sie müſſen mich dann auf Penſionsunkoſten begraben laſſen.“

„Aber es geht doch nicht! Wenn unſere Damen erfahren, daß ich mit Ihnen noch in einem Reſtaurant war —!“

„Bloß zehn Minuten. Und hernach nehmen wir wieder ein Automobil. Ja?“

„Aber Papa —?“

„Schläft doch auch ſchon längſt. — Überhaupt, kümmert ſich denn ſonſt jemand darum, ob Sie um elf Uhr ſtill und brav im Bett liegen? Kein Menſch. Und ich

weiß doch: oft sitzen Sie bis weit nach Mitternacht bei der Schreibmaschine. Tipptipp — tipptipp. Kommen Sie, Trudel. Erstens kennt uns hier in Berlin C. kein Mensch — und zweitens kümmern wir uns nicht um die anderen. Das ist heute ein Festtag — und den müssen wir feiern."

Sie feierten also. In einem kleinen, gemütlichen Ratskellerbogen am hübsch gedeckten Tisch, auf dem eine elektrische Lampe mit einem seidenen Schirm stand. Und Trudel — von der Aufregung, von der Musik, von all dem Fremden, Neuen, Ungeahnten so schon halb überwältigt — bekam von dem Gläschen Wein, das sie zu dem rasch servierten Abendbrot trank, einen Schwipps. Einen kleinen, allerliebsten Schwipps.

„Mädel, Mädel," sagte der Sterngucker, der von ihrer Drolerie, ihrer naiven Herzlichkeit, der gutherzigen Offenheit, die sich in jedem ihrer Worte aussprach, mehr und mehr entzückt und begeistert war, „ja, wie ist es denn nur möglich: in dem großen Berlin werden täglich ein paar hundert Hochzeiten abgehalten, die wüschtesten Bankierstöchter, die die abscheulichsten Verse machen, werden geheiratet, — und an so einem kleinen, lieben, hellen Juwel sind die Männer bisher blind vorbeigegangen?"

Sie strahlte, die kleine Pensionsmama. Sie lachte. Es war, als wollte sie ihm etwas sagen. Aber dann hob sie bloß das Weinglas und nippte und sah ihn schelmisch an. Und setzte es wieder ab, nippte noch einmal und sagte dann drollig lachend: „Ach, Schorschl, die Männer, die sind ja alle so dumm!"

Nun lachte er mit. Dabei drückte er unterm Tisch ihre Hand.

„Ach Gott, ich glaube wirklich, ich hab' 'nen kleinen Luttetü!" sagte sie plötzlich.

„Ich auch, Trudel. Aber nicht von dem Schluck Wein. Er schmeckt mir überhaupt nicht. Ich mag heute keinen Tropfen mehr. Ich bin von ganz was anderem berauscht. Von einem Erlebnis. Trudel, kennen Sie das? So ganz ausgefüllt sein, berauscht sein von einem schönen Erlebnis?"

„Ja! Ja!" Strahlend nickte sie wieder. „Die Meistersinger!" Und sie summte ganz leise: „Herr Walther von der Vogelweid', der ist mein Meister gewesen . . ."

Nun hielt er ihre Rechte in seinen beiden Händen. Und da sie allein waren, die Nebentische schon leer, bückte er sich und küßte ihre warmen, zuckenden Finger innig und ausführlich.

„Nein, Trudel, ich meine etwas noch Schöneres, noch Größeres. Ein Erlebnis, dem auch das herrlichste Kunstwerk nicht gleichkommt. — Ja, nun möchte die kleine Neugierde wohl wissen, was? — Ich hab' einen Menschen erlebt, Trudel. Einen lieben, prächtigen, goldigen Menschen. — Ach, Trudel, sieh mich nicht so süß an, sonst kriegst Du wahrhaftig trotz allen Oberkellnern der Welt einen schallenden Kuß . . . Und wir sitzen hier direkt unterm Berliner Standesamt, Du kleine Verführerin, weißt Du das?"

* * *

Draußen war nachher kein Automobil aufzutreiben. Ein offener Taxameter war das einzige Vehikel in erreichbarer Nähe. Die Nacht war leidlich mild und klar, also rief Georg den Rosselenker an, der aus dem Halbschlaf emportaumelte — es war schon bald ein Uhr früh — und sie nahmen selbander Platz.

Über den Schloßplatz ging's, die Linden hinunter und durchs Brandenburger Tor. Es war dann eine sehr poetische Fahrt durch den still und verträumt daliegenden Tiergarten. Hand in Hand saßen sie nebeneinander. Und Georg legte der kleinen Pensionsmama eine Beichte ab. Sie war etwas umfangreicher, als er selbst gedacht hatte. Wie oft war er der Gefahr nahegerückt, in all dem Wust zu ertrinken! Wie

leichtfertig hatte er oft Glück und Frieden und Zukunft und Seelenruh' aufs Spiel geſetzt gehabt. Es war ein Wunder, daß er entronnen war, ohne in das glänzende Elend einer ſogenannten Vernunftehe zu geraten, ohne ſich von einer Leidenſchaft der Sinne in eine ſeinem Innerſten fremde Atmoſphäre verſchleppen zu laſſen.

„Ich hatte einen guten Engel, Trude!" ſagte er ihr leiſe ins Ohr und küßte ſie dann ins blonde Haar, das unterm Hut hervorguckte.

Trudel hatte ihren Kopf gegen ſeine Schulter gelehnt und lächelte ſelig. Ja, nun fühlte ſie: es war doch nicht der „Schwipps", den ſie ſich im Rathauskeller von dem Gläschen Wein geholt hatte, es waren auch nicht bloß die Meiſterſingerklänge, die ſie berauſchten. Das Glück war's, das ſie wandelte, das ſie hob, das ihr Fühlen und ihr Sinnen in wunderſame Schwingungen verſetzte!

Im Dunkeln ſtiegen ſie die drei Treppen zum Penſionat empor. Ganz leiſe, um Papa Länglin und ſeine ſchlafenden Schutzbefohlenen nicht zu wecken, ſchloß er die Entreetür auf. Auf den Fußſpitzen gelangten ſie bis zu ſeiner Tür, beide etwas atemlos. Hier preßte ſie ſtumm ſeine Hand. Aber er umſchlang ſie, zog ſie an ſich, hielt ihr Kinn feſt und wendete ſich ihren Mund zu. Man ſah nichts in der totalen Finſternis — man war aufs Fühlen angewieſen. „Trudel," flüſterte er, halb lachend, aber doch unter hörbarem Herzklopfen, „alle Männer ſind doch nicht ſo dumm, wie Du glaubſt. Ich denke, ich werde eine rühmliche Ausnahme machen. Wenigſtens will ich jetzt den verſtändigſten Schritt in meinem Leben tun. Dich heiraten, Trudel. Bſcht. Sprich nicht. Die ſchlafen ja ſchon alle. Gute Nacht, Trudel." Und nun küßte er ſie — und fühlte, wie all ihre Zärtlichkeit ſich für ihn löſte. „Gute Nacht!" hauchte ſie zwiſchen zwei Küſſen. Und er wieder: „Gute Nacht, gute Nacht!" So ging's noch eine ganze Weile fort. Bis ſie ſich endlich freimachte und mit nur mühſam unterdrücktem Jubel ausſtieß: „Ach, Schorſchl, und ich bin Dir doch ſo ſchrecklich gut. Ja. Schon immer geweſen. Und hab' gedacht, Du merkſt es nicht. Aber jetzt ſollſt Du's merken ..." Und darauf ſagten ſie einander noch einmal „Gute Nacht".

Leiſe, leiſe gingen ſie dann auseinander. Er öffnete die Tür zu ſeinem Vorderzimmer, ſie trat in die Berliner Stube ein, um den rückwärtigen Korridor zu gewinnen.

Es war ſtockdunkel. Georg hatte ihr Wachsſtreichhölzer gegeben, aber ſie wagte nicht, eines anzuzünden, weil ſie an den Schlafzimmertüren der Penſionäre den Lichtſchein vermeiden wollte.

Indes: im rückwärtigen Korridor, der zur Küche führte, war's hell. Die Tür zum Zimmer der Mannemerin ſtand auf.

Erſchrocken blieb Trudel ſtehen. Sie hörte lebhaftes Durcheinanderſprechen: Fräulein Köberles ſcharfes Organ, dazwiſchen ein paar verteidigende, mildernde Worte ihres Papas, die Stimmen der Miß, des Fräulein Block, der Rumänin ...

Und als ſie nun die Tür zum Berliner Zimmer hinter ſich ins Schloß drückte, ſchoß eine lange, hagere Geſtalt, mit einer weißen Nachtjacke angetan, deren Ärmel entſchieden zu kurz waren, in den Korridor.

„Sie iſch's!" rief Fräulein Köberle den in ihrem Zimmer Verſammelten zu. Die Arme verſchränkend wartete ſie das Herankommen des nächtlichen Ausreißers ab.

Die kleine Penſionsmama bekam plötzlich das Lampenfieber.

* * *

Seit elf Uhr war hier die Szene zum Tribunal gewandelt. Das vorbereitende Unterſuchungsverfahren hatte mit Papa Länglins Heimkehr eingeſetzt. Die Rolle des grimmen Staatsanwalts hatte die Mannemerin übernommen. Zu Kronzeugen waren zwei auswärtige Mächte geſtempelt worden: England und Rumänien. Auf der

Geschworenenbank saß zur Zeit nur noch Fritzi Block, die Geigerin. Die übrigen Mitglieder des Volksgerichts waren bereits abgefallen: wegen überhandnehmender Schlaftrunkenheit von der Mannemerin zu Bett geschickt worden. Die unter diesen Umständen undankbare und aussichtslose Funktion der Verteidigung hatte Papa Länglin auf sich genommen.

Es war der beredten Staatsanwaltschaft geglückt, den Hauptmissetäter in contumaciam verurteilt zu sehen. Der Sterngucker war einfach geliefert. Nicht einmal die Rumänin wagte mehr ein Wort zu seiner sittlichen Hebung zu sagen. Denn Fräulein Köberle ließ ihr nur die Wahl, entweder als die Verführerin zu gelten oder als die Verführte. Sie entschied sich für das letztere, beteuerte aber, daß sie zum Glück moralische Kraft besessen hatte, trotz allem ihrer Sinne Meister zu bleiben. Das genügte der Mannemerin.

„Nein, nein, nein, nein," stöhnte Papa Länglin, „ich kenne doch wahrhaftig das Leben — als vereidigter Bücherrevisor, was glauben Sie, da hat man Einblicke in die verwickeltsten Verhältnisse — aber so etwas hätte ich doch nie und nimmer für möglich gehalten! Unser Doktor Schorschl, der liebe, prächtige Junge, ein Don Juan! Ach, was wird bloß mein armes Trudchen sagen?"

„Die hat ganz still zu schweige!" ereiferte sich die Mannemerin. „Die isch doch die, wo des ganze Unheil angestiftet hat!"

„Fräulein Köberle!" brauste Papa Länglin auf. Er hatte für zwei Sekunden die drohende Miene einer gereizten Löwin, der man ihr Junges raubt.

Aber die Mannemerin besaß eine so gewaltsam herrische Art, daß sie selbst Löwen vom Schlage des vereidigten Bücherrevisors zu bändigen wußte. Ihre strafenden Blicke schmetterten alles nieder, was sich ihr entgegensetzte.

„Mir kenne unsere Pappehoimer! Ins Herr Länglins hat mer bloß deshalb so lang gefackelt mit dem wühschte Mädchejäger, weil's Frailein Trudche selbscht in ihm verliebt g'wese isch. Aber des muß jetz annersch werre. Es wird dem Bühwele noch heut gekündigt."

Sie hatten aus dem Abendblatt festgestellt, daß die Oper am Weinbergsweg um ein Viertel vor zehn Uhr beendigt war. Trudel konnte also um halb elf hier sein.

Bis elf warteten sie in bangem Schweigen, alle mit Lektüre beschäftigt, am runden Tisch im Speisezimmer unter der Hängelampe. Die Mannemerin zog sich dann für ein Weilchen zurück und erschien in der Nachtjacke wieder. Sie wirkte nun noch strenger denn zuvor. Da die beiden Norwegerinnen in dem an die Berliner Stube anstoßenden Zimmer schliefen, verlegte Fräulein Köberle auf Fräulein Blocks Vorschlag die hochnotpeinliche Gerichtsstätte nach ihrem eigenen Boudoir.

Es ward halb zwölf Uhr. Es ward Mitternacht. Von Zeit zu Zeit begab sich eines der Mitglieder der Gerichtskommission durch die im Finstern liegende Zimmerflucht nach einer der Vorderstuben und spähte auf die Straße hinaus.

Von der Pensionsmama keine Spur.

Papa Länglin konnte sich's nicht erklären. Trudel war doch sonst die Pünktlichkeit selbst. „Es wird ihr doch nichts zugestoßen sein in dem schrecklichen Berlin?" Er hätte am liebsten an Nettes telephoniert, aber es war kein Anschluß mehr.

„Also ins Herr Nettes hawwe Se se zum letschte Mal gesehe?" examinierte die Mannemerin.

„Ja. Sie hatte mir schon Adieu gesagt, um nach dem Weinbergsweg zu fahren, und da — da war doch gerade noch Herr Strauß gekommen ..."

„Wer?!" Fräulein Köberle wich ein paar Schritt zurück und kreuzte die Arme.

„Ha, da ſchlag' einer doch gleich lang hin. Und des wird unſerei'm verhoimlicht bis zu dere Sekund'?"

„Ja — was iſt denn dabei?" rief Papa Länglin, ſchon ganz verzweifelt. „Er wird doch noch ſeine Schweſter beſuchen dürfen!"

„Und nord ſind ſe miteinander auf und davon? ... Daß euch die Krott petz'! Ha, aber ſo ebbes! ... Und jetz iſch's e g'ſchlagene Stund' nach Mitternacht. Fein, fein, die kann ſo bleibe. E ſcheen's Muſchter von enere Penſionsmamme. Des iſch ja ſchon mehr als uhnſchicklich. Des iſch ja ſchon laſchterhaft. Jawohl, ſind Sie ſtill. Die Dame ſind Zeuge, wie daß es der Herr Schorſch treibe tut. Und mit ſo ei'm Don Juan iſch mer jetz unter oim Dach g'weſe. Ha, wenn mer ſich vorſtellt, was da hätt alles paſſiere könne!"

„Ich bin unſchuldig!" beteuerte die Rumänin mit einer melodramatiſchen Geſte.

Und die Miß ſagte: „Ich habe Miſter George nur geſagt, Miſter George, ſag' ich, Miß Block ſagt, ich tue ſpielen falſch ce ..."

„Jeſſes, jeſſes, jeſſes!" rief die Geigerin und hielt ſich die Ohren zu.

... Da knackte die Tür vom Speiſezimmer ... Alles ſchwieg ... Die Mannemerin eilte auf den Korridor und ſtand dort wie eine Bildſäule: die ſtrafende Gerechtigkeit ... Und Trudel erſchien im Türrahmen, blaß, indes mit ſeltſam roten Lippen.

Papa Länglin wollte ihr in ſeiner erſten Wiederſehensfreude um den Hals fallen. Aber Fräulein Köberles ſcharfer Ton zerſchnitt die Stimmung grell.

„Gute Morche, Frailein Länglin. Es iſch gleich halber zweie."

„Ja — Sie ſind noch alle auf — allerdings — es iſt ſo ſpät geworden ..." Trudel zitterten noch die Lippen von dem ſeligen Abſchied. Auch die Kniee begannen ihr nun zu zittern.

„Wo komme mer denn her, Frailein Länglin?" fragte die Mannemerin.

„Aus dem Theater. Ich hatte doch ein Billett bekommen — zu Glucks Iphigenie ..."

Ein ſchrilles Lachen ſchnitt ihr die Rede ab. „Ins Herr Glucks? So, ſo. Wiſſe Se, was ſe heit abend am Weinbergsweg gegewwe hawwe? Koin Gluck net, ſondern —" ſie holte das Abendblatt — „weger Uhnpäßlichkeit der Frailein Kaliwoda: Martha oder der Markt von Riechmohnd! — Was ſage Se jetz?"

„Ich — ich bin ja auch gar nicht am Weinbergsweg geweſen, ſondern — ſondern in den Meiſterſingern."

„Hähä! Des kann jeder ſage!"

Nun lockerten ſich in Trudels Augen ſchon die Tränen. „Jawohl, im Opernhaus war ich. Mit Georg."

„Mit — wem?" Eine allgemeine Senſation griff Platz. „Ich verſteh' als Georg — des iſch der Doktor Schorſch?"

„Jawohl. Und es war ſo wundervoll — ſo einzig — ſo — ſo ... Ach, Papa, es iſt mir ja ſo gräßlich ..."

„Still. Dagebliebe ... Ich bitt' mir's aus." Die Mannemerin poſtierte ſich als Schildwache an der Tür. „Und die Meiſchterſinger, die gibt mer jetz in der Oper ohne Strich', was? Und da ſind ſe erſcht am andere Morche zu End'?"

„Nein — wir — das heißt Schorſch — er hatte doch noch kein Abendbrot — und da ſind wir noch in ein Reſtaurant gegangen. Jawohl. In den Ratskeller."

„In den Ratskeller! In Kneipe geht ſe!"

„Das iſt ein ganz feines Reſtaurant. Schorſch ſagt, im Bädeker mit einem Stern."

„Mit emene Stern! No, 's wärd ja immer ſcheener!"

„Und da haben wir gegeſſen — und ein Fläſchchen Wein getrunken.“

„Oin Fläſchchen Woin getrunken! Fein, fein! So muß es komme! ... Ha, Sie Uhnglückskind, wiſſe Se denn, was für oiner Ihr Herr Galan iſch? . . Ein Don Juan iſch er!“ Und nun hagelte es über die kleine Penſionsmama herein. Übrigens ſtand die Mannemerin mit ihrer Anſicht nicht allein. Papa Länglin ſagte es ja auch, er hätte eine Schlange am Buſen genährt, und ſie wären alle empört, ohne Ausnahme empört, denn der Doktor Schorſch war der Schandfleck der Penſion, hier hatte man über ihn zu Gericht geſeſſen, und das Volksurteil ſtand nun unverbrüchlich feſt: — Herr Strauß mußte hinaus!

Das Tohuwabohu der Weiberverſchwörung dauerte zum Glück ſo lange, daß Trudel inzwiſchen ihre Faſſung wiederfinden konnte. Die Miß ſprach, die Rumänin ſprach, beide klagten jetzt fanatiſch an, denn ſie fanden Fräulein Länglins nächtliche Bummelfahrt höchſt unweiblich und für die Charakterloſigkeit des Sterngnckers erſchwerend, dazwiſchen machte Papa Länglin laue Verteidigungsverſuche, das Schlußwort aber führte die Mannemerin.

„Jetz ſage Se noch ebbes zu Ihne Ihrer Entſchuldigung, Frailein Länglin, wenn Se könne!“

Trudel lehnte am großen Kleiderſchrank. Sie hatte die Arme erhoben und die Hände im Nacken gefaltet. Das ſchmerzliche Lächeln um ihren roten Mund war längſt gewichen. Trotz der rauhen, ſtürmiſchen Reden gewann ſie raſch ihre volle, klare Harmonie wieder. Ja, es erſchien den Damen, als ſummte die Angeklagte leiſe vor ſich hin. Ein Motiv aus Walthers Preislied. Und als nun die Ruhe nach dem Sturm kam, eine große, erwartungsvolle Stille nach dem hitzigen Durcheinander, da huſchte ein ſchalkhaftes Lächeln um die Lippen der kleinen Penſionsmama.

„Ja, Papa,“ ſagte ſie endlich, noch etwas ſtockend, ein ganz klein bißchen verlegen, „das ſehe ich wohl ein: ſo wie bisher geht's nicht weiter. Ich glaube ſelbſt: wir müſſen ihm kündigen.“

„Trudel —!“ rief der Hausherr beſtürzt.

„Bravo! Des iſch wenigſchtens e Wort!

„Aber wenn der Georg das Penſionat verläßt, dann — dann geh' ich mit ihm!“ ſetzte Trudel hinzu.

„Unterſtehe Sie ſich!“

Alle waren ſtarr.

Der Schalk, die Seligkeit, der Jubel, der Triumph verſchafften ſich nun nicht etwa einen jauchzenden, löſenden Ausweg. Nein, Trudel lächelte nur, beſeligt und verklärt mit ſchwärmeriſchen Augen, während liebe, linde, ſüße Weiſen aus dem Minneſpiel des Bayreuther Meiſters ſie umgaukelten. Und in ihrer beſcheidenen Art, die immer um Entſchuldigung zu bitten ſchien für ihre Exiſtenz, ſagte ſie verſchämt und glückſtrahlend: „Denn heut abend — aber nicht böſe ſein, Papa, bitte, bitte — da hab' ich mich nämlich mit dem Doktor Schorſchl verlobt.“

Und weg war ſie — draußen und in ihrem Zimmer, das ſie feſt verſchloß, und in ihrem Bett. — Und an dieſem Abend richteten ſie nicht weiter. Sie waren alle zu faſſungslos dazu.

... Das iſt die ganze Liebesgeſchichte der kleinen Penſionsmama aus der Lützowſtraße beim Magdeburger Platz ...

Der rote Korân

Eine Leidenschaftsgeschichte aus dem Orient

Von Carl von Vincenti

Ein Haupthaar der Geliebten ist
stärker als hundert Rosse.

Mitternachtstille. Alte Blätter aus meinen Orientfahrten rascheln mir zwischen den Fingern. Fast riechen sie nach Blut und Brand, denn sie sind hastig und wirr beschrieben das Jahr nach dem großen Christenmord in Syrien.

„Auge der Welt" nennen die Dichter die große Stadt am Bárada. Und dieses Auge allein hatte Sechstausend sterben sehen. Vierzehntausend rettete 'Abd-el-Kadr, der Marabut ...

Mitternachtstille.

Die rechte Beschwörungsstunde.

Kreuzlein wachsen aus den Blättern in meinen Händen, vertraute Namen drängen aus den Zeilen.

Fast scheu durchsucht mein Auge die dämmerverschleierten Winkel der Stube. Schauer überrieseln mich ... Es wird unheimlich, zudringlich lebendig in meinem Erinnern, und wie aus Schachttiefen rufen Stimmen, die mich leise erschüttern ... Wie die Schatten, fremdartig und doch traut, einander zuschwanken, sich wieder abstoßen, um endlich zu einem Totenzuge anzutreten, der eines Spangenberg-Pinsels würdig wäre!

Und mit schmerzender Unverwandtheit schauen sie mich beim Vorbeiziehen an, als wollten sie fragen: Weißt du noch? —

Ob ich noch weiß! So blutwarm leben sie mir heute noch, als hätten sie erst gestern meinen Weg gekreuzt. Sie haben für mich Form, Farbe, Seele nie verloren. Stehet auf! Du, Lady Jane Elisabeth, so fesselnd in deiner schrankenverachtenden Abenteuerlichkeit, Schêch Mischoël, du Schriftgelehrtester aller Beduinen, Wera, du ruhelose Selbstzerstörerin, Elias Taylor, du leidenschaftlichster aller Epigraphiker und Handschriftenforscher, du, Maud Taylor, von tödlicher Liebe umarmt! Abu Galt, du fanatischer Bücherkrämer, 'Abd-el-Kadr, furchtloser Christenbeschützer im wahnwitzigen Damaskus, Musa, du unverbesserlicher Feuerdiener, du, mein treuer Mustafa, der unter heiligen Palmen schläft, Ramah ibn Java, du großer, kühner Karawanenführer! ...

Warum mir gerade Ramah am unabweisbarsten naht?

Nicht mir allein hatte er's angetan, wie diese Geschichte zeigt.

So ruf' ich dich zuerst, Ramah!

Höre wohl: Der „Vater des Bartes" ruft dich. So hießen sie mich, die Leute dort mit den spärlichen Bärten? Er ruft dich im Namen des großen Gottes der Einöde, der aus der Morgenröte spricht und aus dem Wettersturm grollt!

Da bist du.

Leibhaftig ſtehſt du vor mir. Eine beduiniſche Hungerromangeſtalt in deiner ſehnigen Hagerkeit. Und doch ein ſeltſam ſchöner Menſch mit deinem kühnen, ſpitzbärtigen Hellbronzegeſicht. Wahrhaftig, hamitiſches Blut, wie ſo manche deiner Brüder, haſt du nicht in den Adern, aber verbranntes. Deine verwegene Naſe iſt wie mit dem Goldſtift gezeichnet, dein Zahngeſchmeide blitzt. Halbgeſchloſſen ſind deine Augenlider. Doch ich hätte nur einen Namen zu nennen, und deine Augen bohrten wie Flammen.

Haſt du wohl zweimal ſieben Pfund Fleiſch an den Knochen? Kaum. Aber Muskeln wie Peitſchenſchnüre, Sehnen wie Sprungfedern. Und Nerven!!

Unſer einem, der ſo mitten aus der Kulturmaſt mit ſeinem Nervengewinſel und der Großmächtigkeit ſeines ſelbſtvergötterten Ich in deine große Einöde kommt, dem wird recht klein zumut vor dir!

Ein kleiner Schêch von 'anezitiſchem Beduinenadel. Arm von Zelt aus, doch ein glücklicher Beuteſucher. Nicht ſelten ritt er aus der Bâradaſtadt wüſtenwärts mit reichem Beuteerlös in der Kefiſe eingeknotet.

Noch Zeltknabe, erwirbt er ſich den beduiniſchen Ehrentitel Harâmi: Dieb. Später aber iſt er unerreicht im Kameldiebſtahl. Keiner weiß wie er die Wachhunde wegzulocken, die Tiere loszubinden, die Wege zu verlegen. Er kam in dieſer Periode ſeiner rühmlichen Raubritterlaufbahn immer heil davon, niemals in die „Hungergrube".

Natürlich iſt Ramah paſſionierter Pferdedieb. Da freilich einmal, ſo geht die Sage, ſoll ihn das Glück im Stiche gelaſſen haben. „Wallah, eine böſe Geſchichte," meinte Lady Jane Eliſabeth.

Ja, Ramah, ſchlau warſt du wie der Schakal, deſſen Gelächter du ſo täuſchend in die Felſen hineinkläfftеſt, flink wie die Unze, klug wie die Viper, diebsfromm wie ein Tauſchhändler, verwegen wie ein Roßdieb. Und wie dir der Stegreifvers glückte! In wahrhaft klaſſiſchem Arabiſch!

Es kamen — ſpäter als dieſe Geſchichte — Tage, wo du mich ritterlich beſtahlſt und zugleich ſicher führteſt. Und da mußt' ich mir ſagen, daß mir niemals die wildſchmeidige, zähe Menſchenkraft, wie ſie das unerbittliche Wüſtenleben ſchafft, ſo überzeugend verkörpert entgegengetreten iſt, wie in dir, Ramah. Mit ſolchem Menſchenmaterial von Darbern und Dürſtern, Beuteſuchern und Gottentflammten konnte Mohammed ſeinem ſpärlichen Volke die Erztore der Geſchichte aufreißen, einen Feuerkeil in eine vermorſchte Welt hineintreiben . . .

* * *

Frühling auf der Bârada-Oaſe. In leuchtender Barmherzigkeit hat er ſeine roſigen Schleier über Damaskus und die „Ghûta" geworfen. Es blüht faſt bis zu den finſteren Kraterkegeln von Sûfa hinaus.

Als wollte es den Blutgeruch hinausduften. Wera und ich, wir hatten uns nach der Ankunft in der Locanda Melluk einquartiert, die ihre — natürlich nur noch innen — reizende arabiſche Eigenart der Prachtliebe 'Ali Aghâs verdankte, der Finanzſekretär Ibrahim Paſchas von Ägypten geweſen. Dann waren wir Lady Janes Gäſte, bis unſer Faktotum Muſtafa, den wir aus Malta mitgebracht hatten, ein kleines, ſtockhohes Haus außerhalb der Bâb-es-Salâm hart am kühlen, hurtigen Bârada für uns fand. Ein franzöſiſcher Ingenieur hatte es für ſich gebaut und ließ es, halb orientaliſch eingerichtet und mit allem verſehen, weiter vermieten.

Kaum fünf Minuten entfernt, an der Straße zur Amâra-Vorſtadt, lag eine rotgeſtrichene Villa, welche ein Mr. Elias Taylor mit ſeiner Tochter Maud, ſeinem

einzigen Kinde, bewohnte. Wir hatten Vater und Tochter bei Lady Jane kennen gelernt, und Wera und Maud, fast gleichalterig, hatten sich, obwohl gänzlich verschiedene Naturen oder vielleicht gerade deshalb, sofort einander angeschlossen.

Taylor war mit seiner wohlgepflegten Person, seinem gemessenen Wesen, dem bis auf den pastorenhaften Unterkinnbart glattrasierten, klugen Gesicht der richtige Typus des englischen Gelehrten. Maud, die frühzeitig die Mutter verloren hatte, war in einer Selbständigkeit aufgewachsen, die bei dem Glanz ihrer Erscheinung und der Begeisterungsfähigkeit ihrer Natur nicht gefahrlos erscheinen mochte. Wohl steckte auch etwas von dem Forschertrieb des Vaters in ihr; sie hatte sich außerordentliche Kenntnisse, besonders sprachwissenschaftliche, angeeignet, aber sie blickte mit beiden heißen Augen ins lebendige Leben, während der Vater, eine halbverträumte Gelehrtennatur, nur mit einem Auge hineinschaute.

Maud war in der Erscheinung die rechte Engländerin, wie Burne-Jones sie so poetisch und stark zugleich festgehalten hat. Hochgewachsen, überschlank, mit gestähltem Körper und nie versagender Gesundheit. Das schmale Oval ihres ernsten, ruhigen Gesichtes, der träumerische und doch willensstarke Ausdruck ihres tief dunkelblauen Auges, der ausdrucksfähige Mund, die blühende Zartheit der Haut, alle diese Vorzüge mußte man als typisch-englisch sehr anziehend finden. Geradezu verzaubert wurde jedoch diese Mädchenerscheinung durch das entzückende Goldhaar, das Maud, je nach Anlaß, bald als Flechtenkrone, bald halbgelöst unter wechselndem Kopfputz trug. Der in den wundervollsten Tönen spielende Glanz dieses Haares hatte etwas Sinnverwirrendes ...

Von der Taylorschen Veranda aus sahen wir bisweilen den Emir 'Abd-el-Kadr, der hier mit zahlreichem Hausstande in Verbannung lebte, mit seinem ältesten Sohne Mohammed und seinem Leutnant Sidi-Kadun nach seinem Landsitz am Gelände des Kasjunberges — „Asun" sagen die Damaszener — vorüberreiten. Der „Löwe von Oran" trug einen hellblauen Mantel, und der schneeweiße Haik, nach Art der Priesterturbane gewunden, verriet den Marabut. Die kleine hagere Gestalt hockte mit stark vorgeneigtem Kopfe wie von einer schweren Last niedergedrückt im Sattel. Wie aber war diese unscheinbare Gestalt ins Heldenhafte emporgewachsen, als es galt, die Christen zu schützen!

Wir lebten auf halborientalischem Fuße. Unser ortsüblich faules Gesinde stand unter der Fuchtel Mustafas, der mit seiner bescheidenen Haushofmeisterwürde das viel wichtigere Amt eines vortrefflichen Koches verband. Als Gesellschafterin für Wera hatten wir eine bei den Charité-Schwestern in Beirut erzogene Halbfranzösin, Tochter eines französischen Offiziers unter Ibrahim Pascha und einer abessinischen Sklavin, engagiert. Sie hieß Naifeh und erwies sich als ebenso anstellig wie anhänglich.

Mustafa ließ es sich bei jeder Gelegenheit angelegen sein, unsere Vorliebe für Araber und Arabisches herauszustreichen. Es konnte dies gar nichts schaden, denn, obwohl die Franzosen noch auf Strafexpedition im Libanon saßen, zitterten doch die furchtbaren Ereignisse von 1860 noch unverkennbar in den Gemütern nach. Sehr echt war jedenfalls meine persönliche Orientbegeisterung. Halbe Tage lungerte ich in den Basaren herum. Galt es doch für spätere Reisepläne Ohr und Zunge zu gewöhnen, zu schulen. Wir hatten wohl Pferde, aber damals taugten in Damaskus Pferde und Esel schlecht für Stadtritte. Außer den türkischen Funktionären und 'Abd-el-Kadr mit seinen Leuten sah man wenig Reiter in den abscheulich gehaltenen Gassen.

Bisweilen ging ich mit Taylor, der des Arabischen wie ein Azhar-Schêch mächtig war. Sein Lieblingsgang war zu den Buchhändlern, deren Basarstraße man auf dem Weg nach der großen Moschee vom Ellenhändlerbasar über einige Treppenstufen hinab erreichte. Strenge Ruhe liegt auf dieser rechtgläubigsten Gasse, auf welche gleichsam der Schatten der heiligsten arabischen Moschee fällt. Feuer hat seitdem dieses kostbarste Moslemheiligtum Vorderasiens zerstört! In den Tagen der Glut, von vier klingenden Betruftürmen in leisen Betrausch gewiegt, war's hier kühl und gut Moslem sein ...

Feierlich still ist's bei den Buchhändlern. Nur gedämpft dringt der Basarlärm in die Beschaulichkeit der hochangesehenen Gilde. Hie und da näselt einer etwas Eintöniges aus dem Korân und pendelt mit dem Oberkörper dazu. Einen unzweifelhaften Kâfir (Ungläubigen) würdigen diese Gottgeliebten keines Blickes, sie wollen selbst sein Geld nicht. Er ist ihnen tief verhaßt, weil er ja das Buch der Bücher, das „zweifellose" nachgedruckt hat. Welche Höllenqualen mögen Herrn F. Andreas Perthes in Gotha für seine vielen heiligen und unheiligen Nachdrucke vorher bestimmt sein!

Mr. Taylor allein wurde von diesen Fanatikern der Gottesgelahrtheit nicht abweisend behandelt. Sie bestaunten seine Gelehrsamkeit, und er durfte sogar Korân-Handschriften in die Hand nehmen, obwohl ihnen zumeist an der Stirne geschrieben steht, daß nur Gereinigte den Korân berühren sollen. Andersgläubige aber sind allemal unrein ...

Seit einiger Zeit wurde bei den Abenden der Lady Jane viel von einem „roten Korân" gesprochen. Mr. Taylor, Professor Parker von der Sankt Pauls School und ein französischer Orientalist auf der Durchreise nach Baghdâd, dessen Namen mir entfallen ist, bildeten eine Sondergruppe, die sich so gründlich in das Koránthema vertiefte, daß sie für nichts anderes mehr Interesse hatte.

Die Lady und Maud interessierten sich übrigens desgleichen für die Sache, indes Wera sich eine Zigarette nach der anderen gegen die Langeweile drehte. Ich hatte gerade Nöldekes ganz ausgezeichnete „Geschichte des Korâns" gelesen und war natürlich auch ganz bei der Sache.

— „Dieu, quo ça m'embête, ce Korân rouge?" seufzte eines Abends Wera, als wir von der Lady heimkamen. „Was ist's denn mit diesem unausstehlichen bouquin?"

— „Wera, Du bist ein Kind. Es handelt sich um einen merkwürdigen Fund, den der reiche Bücherkrämer Abu Gait in einem alten, verlassenen Grabmal gemacht haben soll. Mir kommt die Sache allerdings einigermaßen verdächtig vor. Sollte aber etwas Wahres daran sein, dann wäre ein handschriftliches Kleinod zutage gefördert und das leidenschaftliche Interesse Taylors, der eine hervorragende Sammlung orientalischer Handschriften besitzt, höchst begreiflich."

— „Und warum ist denn gerade dieser Korân so kostbar? Ist er wirklich rot?"

— „Wenn Du etwas Geduld aufbringen kannst, so will ich Dir die Sache auseinandersetzen."

— „Soit! Aber möglichst kurz, Du weißt, Wissenschaftliches macht mich schläfrig, und ich bin's ohnehin schon."

Und sie lehnte sich resigniert im Schaukelsessel zurück, während ich begann:

— „Alles ist noch dunkel über den Koránfund. Abu Gait, der seinen Schatz nicht im Basar, sondern zu Hause in strengster Verwahrung hält, zeigt sich gänzlich unzugänglich und hüllt sich in tiefstes Schweigen. Als jüngst Mr. Taylor die unerhörte Vermessenheit hatte, ein Wort über den Koránfund fallen zu lassen, da hättest du den finster drohenden Blick sehen sollen, den der Alte unter seinen

buſchigen Brauen auf den vorwitzigen Frager hervorſchoß. Taylor ſtand bisher noch auf leidlichem Fuß mit dieſem Chriſtenhaſſer, da aber war es mit einem Male aus. Abu Gait griff nach ſeiner Betſchnur, als ſuche er frommen Schutz gegen ſo frevelhafte Zumutung eines Ungläubigen, wendete ſich ab und ſprach kein Wort mehr. Und ſeitdem iſt's ſo geblieben, ja, faſt noch ſchlimmer geworden, als Taylor, den die Sache nicht los läßt, dem Alten durch die Vermittelung der Lady, die doch, wie Du weißt, bei allen Leuten hier in hohem Anſehen ſteht, eine ziemlich namhafte Summe anbieten ließ, wenn er ihm nur einen Blick in den ‚roten Korân' geſtatten würde. Du hörſt doch zu, Wera?"

— „Ich höre."

— „So iſt man denn gänzlich auf Vermutungen angewieſen, welche ſich auf Andeutungen gründen, die Abu Gait einem alten Freunde, einem der berühmteſten Schêchs der Kairiner Azhar, der ihn neulich beſuchte, gemacht haben ſoll. Aber da gehen, was Provenienz und Alter dieſes Korâns anbetrifft, die Vermutungen bedeutend auseinander. Die Einen behaupten, er ſtamme aus dem zweiten Jahrhundert der Hedſchra, ſei ſogar noch in hireniſcher, d. h. altſyriſcher Evangelienſchrift und zwar vom Beſitzer ſelbſt geſchrieben. Dieſer aber wäre angeblich Merwan II., der letzte Omaiyaden-Khalif geweſen, der in der Schlacht am Zâb, 128 Jahre nach der Hedſchra, das Khalifat verlor. Da wir heute nach moslemiſcher Zeitrechnung 1277 ſchreiben, wäre alſo dieſe Korânhandſchrift weit über elfhundert Jahre alt. Verſtehſt Du?"

— „Ich verſtehe."

Sie war ſo höflich, ein leiſes Gähnen zu unterdrücken. Gleichwohl fuhr ich fort:

— „Die zweite Verſion geht dahin, daß der koſtbare Korân aus dem fünften Jahrhundert der Hedſchra ſtamme. Er ſoll noch in kufitiſcher Schrift geſchrieben ſein, was indes höchſt unwahrſcheinlich iſt, weil damals die Zeit der kufitiſchen Korânkopiſten, die einen ſo derben Kâlam führten, längſt vorbei war. Eigentümer ſoll, nach dieſer Verſion, kein Geringerer als der große ſeldſchukkiſche Sultan von Syrien und Ägypten, Nureddin, geweſen ſein, in deſſen Grabmal wir, wie Du weißt, neulich vergeblich einzudringen verſuchten. Nureddin, der unſeren Kreuzfahrern ſo viel zu ſchaffen machte, Damaskus erſtürmte und die Fatimiden in Ägypten ſtürzte, iſt bekanntlich einer der tapferſten, frömmſten und gerechteſten Sultane geweſen . . ."

Wera gähnte jetzt demonſtrativ.

— „Aber warum iſt er denn ‚rot', dieſer Korân? Das möcht' ich nur wiſſen . . ."

— „Legende. Von beiden Fürſten, Merwan und Nureddin, wird nämlich berichtet, ſie hätten ihren Korân allemal mit in die Schlacht genommen und während des Kampfes mit den Zähnen feſtgehalten. Aus einer Stirnwunde ſei dann das Blut auf das heilige Buch geträufelt und habe die Blätter durchtränkt. Die Blutſpuren wären heute noch deutlich ſichtbar."

— „Ah, deshalb der ‚rote', eigentlich der blutige Korân. Das iſt doch wenigſtens intereſſant . . ."

— „Legende, wie geſagt, obwohl ſie ſchon zu Nureddin paſſen würde. Was das Alter des Buches anbelangt, ſo iſt auch noch die Frage der diakritiſchen Punkte zur Buchſtabenunterſcheidung und die Vokaliſierung von Wichtigkeit. Iſt die Handſchrift mit dieſen Punkten, die Du ja kennſt, und mit den Vokalzeichen, über und unter der Linie verſehen, dann . . . Hörſt Du, Wera?"

Ich beuge mich über ſie. Sie iſt eingeſchlafen . . .

* * *

Taylors führten kurz darauf einen längstgehegten Plan aus: einen durchaus nicht ungefährlichen Kamelritt in die syrische Wüste und zwar in die finstere Harro, die Felseinöde der Dämonen. Mischoël hatte ihnen auf die Bitte der Lady eine Eskorte von Dhelulreitern beigestellt. Ramah nahm die Mukrs auf und leitete die auf zwei Wochen berechnete Expedition, von welcher sich Taylor gute epigraphische Ausbeute versprach. Taylors waren dabei von einem eben angekommenen weitläufigen Vetter begleitet, einem gewissen Mr. Harris Sevenstone, der in Inschriftenforschung dilettierte. Beide Herren kamen enttäuscht zurück und der Inschriftenvetter noch besonders verdrießlich, da er zweimal auf dem Kamel eingeschlafen und heruntergefallen war. Maud hingegen war von dem an sich sehr beschwerlichen Ausflug hochentzückt und hatte eine genaue Schilderung in ihr Erlebnisbuch eingetragen.

Ich hatte Ramah, den Karawanenführer, bis jetzt nicht persönlich gekannt. Jetzt sollte ich ihn zum erstenmal sehen. Und das kam so.

Wenn der Ramadhan sich zu Ende neigt und der Bairam naht, dann ist für die Frauen insbesondere Toilettenerneuerung. Nichts amüsanter, als sich da in der dämmerig eingedeckten Basargasse der Stoffhändler herumzutreiben — mit Vorsicht natürlich. — In diesen Tagen ist dieser Basar mit buntvermummter Weiblichkeit zum Ersticken vollgestopft. Dies Wackeln, Feilschen, Probieren, Debattieren! Die Käuferinnen lassen Augen und Zunge spielen, und wenn nichts verfangen will, die geblümten Schleier locker. Das macht auf sittiglich gläubige Ellenjünglinge allemal Eindruck.

Rechts zweigt eine Gasse ab, aus deren Tiefe die Kuppel eines Bades grüßt. An der Gassenecke hockt ein Mohrenjunge. Breitmäulig gröhlt er Sträußchen aus: „Sâlih hamâtak!“ Der wohlbekannte Ruf: „Besänftige deine Schwiegermutter!“ — Mit einem Sträußchen!

Läßt tief blicken, nicht wahr?

Ein hagerschlanker Beduine bleibt stehen. Ich dicht daneben. Seine zerschlissene, braunweiß gestreifte 'Abâje paßt nicht recht zur nagelneuen grellgelben Seidenkefije, die, mit einem schwarzen Haarstrick um den Kopf festgeschnürt, auch den Hals dicht verhüllt. Die nervigen, nackten, auffallend sauberen Füße stecken in roten Saffianschuhen. Auf der Schulter trägt er eine lange Kuhfußflinte.

Er stopft sich zuerst die Nase voll winziger gelber Blümchen — Blumenschnupfen zur Fasten — dann nimmt er dem verschmitzt grinsenden Jungen ein Jasminsträußchen aus der Hand und läßt eine Kupfermünze fallen.

Sein Blick zwischen halbgeschlossenen Lidern streift achtlos die Menge ...

— „Dhahrak! Dhahrak!“ ertönt der Achtruf.

Ein türkischer Effendi mit seinen Sais bahnt sich mühsam Weg durch den Menschenknäuel. Der Beduine mit dem Sträußchen drückt sich widerwillig auf die Seite.

Ob das nicht Ramah ist? sage ich mir. Aussehen und Haltung passen ganz zum Bild, das man uns von ihm entworfen ...

„Er hat Frauen ‚auf Zeit‘, am Strom, im Hamâd und auf der Oase, ‚zeltende und sässige‘,“ meinte einmal Lady Jane Elisabeth mit einem fast unmerklichen Lächeln. „Vielleicht ist er auch hier beweibt, im Meidan drüben, wo er sein Absteigquartier hat und seine Tiere einstellt.“ Es lag etwas so Selbstverständliches in allem, was sie sagte. Eine honigblonde Besucherin, bibelfeste Palästinaforscherin, welche brennende Neugier gerade in die Damaszener Villa der vorurteilslosen Lady getrieben hatte,

fand wohl solche Selbstverständlichkeit vielleicht ein bißchen shocking, wurde aber doch sichtlich nachdenklich.

Also Schwiegermütter mochte Ramah da und dort haben. Ob er jedoch gerade darauf hielt, sie mit Sträußchen zu „besänftigen", schien mir, wenn mein Mann da wirklich Ramah war, mindestens zweifelhaft.

Und er war es. Wenige Augenblicke noch und alle Zweifel schwanden.

Elastischen Fußes schreitet er auf das Bad zu. Der lange Flintenkolben rudert zwischen den Köpfen. Sein gelber Kopffleck leuchtet im Halbdämmer. Neugier spornt mich. Wunderschöne alte Platanen schatten nach einem kleinen freien Raum. Ich stolpere über einen Kehrichthaufen, und rechtgläubige Gassenjugend, die sich im Staube balgt, kreischt jubelnd auf.

Jetzt meckert's:

— „He, Ramah, b'lâ wuden!"

„Ohneohr" ist eines der artigen Schimpfworte, womit die bösen Buben von Damaskus bisweilen die Beduinen zu höhnen pflegen. Jeder aus der Wüste ist ja für sie ein Pferdedieb, und was dem an den Ohren passieren kann, wissen die Rangen.

Mit einem Ruck ist Ramah stehen geblieben. Hat nicht seine freie Hand nach dem Dolch im Gürtel gezuckt?

Ein schöner Hufeisenbogen überspannt das Badtor. Ein blaues Laken ist vorgezogen: Frauentag. Und heute mehr noch: Damenpicknick zu einem Familienfest. Man hört ganz deutlich das Tamburin schwirren und die Topfpauke brummen.

Ramah ist um die Ecke verschwunden. Hintereinander kommt's jetzt hinter dem blauen Zeug hochgestöckelt herausgeklappert: etwas rotgelb Vermummtes, etwas Blaugelbes, etwas Violettes, etwas Weißes und dann wieder etwas Weißes ...

Auch ich schlage mich vorsichtig um die Ecke. Dort hält im tiefen Schatten eine Sänfte; die schwarzen Träger schnarchen an der Mauer.

Ist das nicht die Sänfte der Lady? Ich trete heran, ganz sachte, um die Schläfer nicht zu stören. Richtig: Krone und Wappen zwischen gemalten Rosengewinden. Ich werfe einen Blick in das elegante Vehikel.

Auf dem weißseidenen Polsiersitz liegt ein ... Jasminsträußchen.

Jetzt kichert's hinter mir. Zwei Frauengestalten, rechtgläubig vermummt, die eine mittelgroß, die andere selbst noch in der Vermummung überschlank, kommen hochstöckelig daher.

Die Mohren schnellen auf die Beine, reißen den Sänftenschlag auf, und die Damen steigen ein.

Ich höre noch ein Kichern, und ein Kopf neigt sich halb heraus ... Sind's nicht die stahlgrauen Augen Weras, die durch den schmalen Schlitz des feinen geblümten Schleiers spöttisch herausblitzen? Und die Überschlanke, ist's nicht Maud? ...

Die seidenen Vorhänge sind vorgezogen, und eilig traben die Schwarzen davon.

* * *

Im Christenviertel in der Nordoststadt waren die Spuren der Heimsuchung vom neunten Juli noch nicht verwischt. Vom Minarett, das am Ende der „langen Straße" wie ein Spähturm des argwöhnischen Islam aus dem Osttor heraus den langen Hals über das Christenquartier emporreckt, bot sich ein trauriger Anblick. Überall noch brandschwarze Mauern, eingebrochene Kuppeln und Terrassen, hier und dort ein stummes Glockentürmchen mit geknicktem Kreuz; bunte Laken an gespannten Stricken, Oleander und Rosen in den Höfen, Schutt und Scherben, Aas und Hunde, und in den blauen Höhen dunkle Punkte wie Totenampeln: Wüstengeier.

Aus dieſer Verwüſtung heraus führt der Weg durch das uralte ſarazeniſche Thomastor über den Bâradakanal ins Freie. Auf der byzantiniſchen Stadtmauer oben kleben arabiſche Häuſer. Die Karawanenſtraße Palmyra-Aleppo-Baghdâd öffnet ſich. Breitäſtige Nußbäume ſpenden Schatten.

Links etwas abſeits, fern von Stadtlärm und Stadtgerüchen, lag das Landhaus der Lady Miſchoël mit großem, hochummauertem, von Waſſerrinnen durchzogenem Obſtgarten und Wieſengründen dahinter. Auf einem breiten Baumweg kam man zu einem freien Raum vor dem Tore. Wenn ſie nicht im Hamâd mit ihrem Gatten zeltete, führte ſie hier ein gaſtliches Haus im engliſch-arabiſchen Stile.

Lady Jane Eliſabeth war eine der merkwürdigſten europäiſchen Frauen, die je das Morgenland gegen das Abendland eingetauſcht haben. Eine Tochter des engliſchen Admirals Henry Digby, hatte ſie mit dreiundzwanzig Jahren einen badiſchen Edelmann vom ſchwäbiſchen Uradel geheiratet und ihm einen Sohn und eine Tochter geſchenkt. Später ließ ſie ſich ſcheiden und wurde unſtet.

War Schèch Miſchoël vom 'anezitiſchen Clane der Mizrâb Jane Eliſabeths zweiter oder dritter Gatte? Nicht wenige behaupteten, ſie ſei als Gemahlin eines Lord Ellenborough eine Zeitlang Vizekönigin von Indien geweſen.

Sie ſelbſt ſprach niemals ein Wort von ihrer Vergangenheit. Sie hatte ſich ſo ſtark in das arabiſche Leben eingelebt, daß ſie vollkommen darin aufging.

Wie hatte ſie den an Jahren jüngeren Beduinenſchèch kennen gelernt? Auch darüber wußte man nichts Beſtimmtes. Sie hatte ſich eines Tages als Lady Digby in Damaskus niedergelaſſen. Zu den Wüſtentouren, die ſie unternahm, ſtellte ihr Schèch Miſchoël Geleite bei und Geleitſchein aus. Mit ſeinem Siegel. Sie kam auf die Idee, im Kiesland der ſyriſchen Wüſtengrenzzone, wo ſich das Leben des Wüſtenbauers zwiſchen Schèch und Paſcha — zwei guten Mühlſteinen — zerreibt, Bebauungsverſuche zu machen. Schèch Miſchoël gewährleiſtete ihren Anſiedlern Schutz. Dafür nahm ſich die Lady als Stadtfrau der beſonders in Steuerfragen bisweilen recht heiklen Intereſſen ihres beduiniſchen Freundes bei der türkiſchen Regierung an, wo ſie Einfluß beſaß.

Eines Tages ſchloſſen ſie vor dem Stammesnotar die beduiniſche Ehe. Sie behielt ihren Glauben. Beide vereinbarten, daß Knaben, die aus ihrer Verbindung hervorgegangen, moslemiſchen, Mädchen proteſtantiſchen Glaubens ſein ſollten.

Die Ehe blieb kinderlos und gleichwohl ungeſchieden, bis im Jahre 1883 der Tod ſie löſte. Lady Jane war reich und hatte eine goldene Hand. Unter Zelten und in Damaskus genoß ſie große Verehrung, wozu Miſchoël ſelbſt das Beiſpiel gab. Der Schèch ſoll damals noch eine Nebenfrau, eine abeſſiniſche Sklavin, gehabt haben.

Als ich Lady Jane kennen lernte, hatte ſie bereits die Fünfzig überſchritten. Ihre ſchlankſehnige Geſtalt jedoch war jugendlich geblieben. Wohl war das dunkelblonde Haar an den Schläfen gänzlich ergraut und zeigte ihr ſchmales, feingeſchnittenes Geſicht nur mehr Spuren von Schönheit, im Auge aber, deſſen ruhiger Glanz etwas Bannendes hatte, lebte noch ein junges Weib ...

* * *

Die beiden weißen Bade-Picknickdamen waren wirklich Maud und Wera geweſen. Dieſe erzählte es lachend beim Diner, wo ſie dem Beiruter Goldwein herzhaft zuſprach, um, wie ſie meinte, der magenverſchlemmenden Wirkung der vielen Scherbete zu begegnen. Die Einladung war von einer reichen Damaszenerin, Lieblingsfrau eines arabiſchen Pferdehändlers, ausgegangen, welcher mit Miſchoël oder

vielmehr Ramah als dessen Vertreter in Geschäftsverbindung stand. Wera hatte sich köstlich amüsiert, obwohl ihr Verkehr mit den hochneugierigen Damaszenerinnen durch Maud als Dolmetsch vermittelt werden mußte.

Gegen Abend ritten wir in die Villa Mischoël hinaus, wo heute die glückliche Heimkehr Taylors, Mauds und Sevenstones ein wenig gefeiert werden sollte.

Wir trafen die Lady mit einigen bereits eingetroffenen Gästen bei den Pferden, die eben von der Weide hinter der Villa in die leichtgebauten, sonst echt englischen Boxes gegen die Kühle des Märzabends eingebracht worden waren.

Das interessierte nun Wera ganz anders, als das gelehrte Koránthema. Selbst leidenschaftliche Pferdefreundin, wenn auch nur mittelmäßige Reiterin, konnte sie nicht genug die verwegene Reitkunst der Lady und ihre gründliche Pferdekennerschaft bewundern. Außer etwa der Arabienreisenden Lady Anna Blunt, der Gattin Sir Wilfrid Blunts, einer Enkelin Lord Byrons, dürfte hierin kaum eine andere abendländische Dame der Lady „Digby", wie Jane Elisabeth bis an ihr Lebensende bei den Engländern unverändert hieß, jemals gleichgekommen sein.

Lady Jane hielt, die Fohlen inbegriffen, etwa ein Dutzend Pferde, durchwegs „asil," d. h. beduinisches Vollblut mit geprüften Stammbäumen, die gewissenhaft an den Boxes prangten. Es waren wundervolle, wenn auch kaum über vierzehn Faust hohe Tiere, auf deren Wartung die 'anezitischen Beduinen, in deren Obhut sie standen, sich nicht wenig einbildeten. Gleichwohl mußte die Lady die Leute häufig wechseln, denn die Wüstengewohnten hielten es nicht lange in der Enge der Stadt aus.

War Ramah in eigenen oder in Geschäften Mischoëls in der Stadt, so kam er in dessen Auftrag allemal in die Villa, um nach den Pferden und Windhunden zu schauen.

Auch heute war er da, blieb jedoch ganz abseits.

Auch einige Kamele hielt die Lady, da die Fohlen reichlich Kamelmilch bekamen.

Ein wundervolles Tier aus der Familie Saklâwi-Gidrani, einer der „fünf" beglaubigten Edelrassen, war die Lieblingsstute der Herrin, ein Dunkelgrauschimmel — die Beduinen sagen azrák (blau) — welches den klassischen Namen „Hedbe" führte. Die glühenden Augen, die schmale Schnauze, die hellfarbige Oberlippe, die langen, feingeschnittenen Ohren deuteten auf die edelste Abstammung.

Ein hübsches Bild war's, als die Lady, von den schlanken Leibern der rostbraunen Windhunde umschmeichelt, dem schönen, zutraulichen und doch so feurig blickenden Tiere aus einer Schale gekochten Gerstenscherbet zu trinken gab.

* * *

Taylors waren spät gekommen, als schon die arabischen Sängerinnen oben in der Gitterloge saßen. Das erste, was ich beim Eintreten Mauds, die wie die meisten anderen Damen das Goldkäppchen, die Saltamarka, und den faltigen Rock trug, bemerkte, war — ein Jasminsträußchen an ihrer Brust ...

Tadellos korrekt, hochaufgeschossen, gewissenhaft blond schritt Vetter Sevenstone neben ihr.

Die Gesellschaft war nicht zahlreich. Der wissenschaftlichen Gruppe, welche alsbald wieder eine lebhafte Debatte über den Korânfund eröffnete, hatte sich diesmal Mr. Eli Smith von der jungen amerikanischen Mission in Beirut angeschlossen. Einige reiche damaszener Christen mit ihren schmuckstarrenden Frauen machten sich bemerkbar; ich habe die Namen Schami und Farlky verzeichnet. Auch ein Sephardi, ein schöner, bleicher Mensch mit dem Schwarzturban seiner Rasse, fiel mir auf.

Der schöne Raum, gen rückwärts erhöht, ist in einen Blumengarten verwandelt. Eine schlanke Holzsäule an der Rückwand ist blumenumwunden: die Waffensäule, gleichsam ein Zeltsymbol des Hauses. Überall, in den Stalaktitennischen der Wände, in den nach dem Hof offenen Fenstern, auf den achteckigen Kursis stehen Vasen mit Blumen. Schlanken Räuchergefäßen entquillt feiner Duft, der sich mit dem Kaffeearoma und dem Süßgeruch des syrischen Tabaks vermischt. Draußen im Hof rauscht der Marmorbrunnen zwischen Orangenbäumchen, und über die hohe, weiße Obstgartenmauer langt Schlinggewächs mit blühenden Armen herüber.

Die Lady waltet mit Wera am orthodox englischen Teetisch, Maud überwacht den arabischen Kaffeeherd in einer von bauchigen Kannen funkelnden Nische, wo der satzige Trank vor den Augen der Gäste bereitet wird. Schwarze Diener, die linke Hand aufs Herz gelegt, reichen auf silbernen Platten den Kaffee in zierlichen Fenädschin auf filigranierten Unterbechern. Dazu ortsübliche Süßnascherei und Scherbet.

Auf ein Zeichen beginnen oben die Awalim. Die Lokaldiva Dschemila kannten wir schon von einem Bárada-Kaffeehaus her. Ein schmächtiges, mit grobem Geschmeide gepanzertes Dämchen mit einem ansprechenden Altstimmchen. Diesmal bringt sie einen Chor von fünf Untersängerinnen mit, die allerdings möglichst viel verdarben.

Dschemila singt das Lied von Radhuân, dem jugendschönen Himmelspförtner:

O Radhuân, ich hasse dich!
Himmelspförtner heißen sie dich,
Ließest das Tor im Himmel offen:
Ein Knabe, so schön wie du,
Entwich und stahl meine Ruh.

O Radhuân, ich hasse dich!
Zwiefach lässiger Pförtner, sprich:
Ließest wieder den Himmel offen?
Der Knabe, so schön wie du,
Mich ließ ohne Herz und Ruh.

O Radhuân, ich hasse dich!
Ewig muß ich verklagen dich.
Läßt nun nimmer den Himmel offen:
Der Knabe, so schön wie du,
Behält mein Herz, meine Ruh.

Dschemila markiert diskret und nicht ohne Geschmack mit der Mohrentrommel. Allemal aber, wenn beim letzten Vers der Chor einfällt, ist die Illusion weg.

Maud hatte mit gespannter Aufmerksamkeit zugehört, obwohl sie die vielfach angefochtene Liebesklage längst kennt. Ich weiß nicht, ob ich mich getäuscht habe, aber es war mir, als hätte ich den düsteren Kopf Ramahs zwischen den Falten des Türvorhangs gesehen ...

Als die Sangesproduktion vorüber ist, verabschiedeten sich die fremden Gäste, und wir blieben im engeren Krels. Und jetzt bittet die Lady ihre liebe Maud um ein Kapitel aus ihrem Erlebnisbuch von der Harra.

Maud zieht ein Heft hervor und beginnt zu lesen:

* * *

— „Ein Stück finsterer Karstwüste mit wunderlich schreckhaften Basalten. Sie knistern fast unter dem heißen, keuchenden Südost. Der Abend ist sturmträchtig, der Südhorizont wie mit violettrotem Blutgerinnsel überzogen. Nun verschnauft der Wind,

und es heißt noch ein paar Stunden in die Nacht hineinreiten. Ramah drängt zum Aufbruch. Haik! Haik!

Wallah! Vorwärts!

Der Mond wirft einen Friedenschimmer auf die Basalte. Wie ein Gespensterzug, braun und grau, tiefschweigend, verschwinden wir zwischen haushohen Felsblöcken. Tiefer Dämmer. Die Tiere wirken fratzenhaft, ihr weißer Muschelschmuck gleißt im Dunkel. Dann lichtet sich's: Sternengeflimmer über den Köpfen, Kieselklirren unter den Füßen, so eilen wir.

Jetzt sind wir aus dem gefährlichen Geklüft heraus. Der Mond ist unter. Ramah wird dudelselig und gluckst eine Lockweise für die Tiere, die schnaubend mit den Köpfen pendeln. Hie und da jodelt gedämpft, wie im Traum, ein Treiber mit.

Rastort ist zu Mitternacht eine sandige Mulde, wo Ghadagestrüpp starrt.

Ill! Ill! Die Tiere brechen ins Knie. Abgepackt wird im Dunkel. Wir schlagen keine Zelte, machen kein Feuer.

Nun liegen wir in den Mänteln gegen die Bäuche der Tiere ..."

Hier bemerkt der Vetter Sevenstone halblaut zu Wera:

— „War sehr unbehaglich."

Maud fährt mit gedämpfter Stimme fort:

— „Die Schutzreiter liegen abseits. Ich kann nicht schlafen. Ich sehe Ramah, der in sich zusammen gesunken hockt, die Flinte zwischen den Knieen. Plötzlich schreit er auf: ‚Chajâl!'*) Wir fahren empor und an die Waffen ... Doch es ist todstill, nur die Kamele stöhnen wiederkäuend ..."

Jetzt hebt Maud die Stimme, und ihre Augen leuchten:

„Dann gibt der Herr einen strahlenden Morgen. Kaum kriecht das Zwielicht herein, gellt schon Ramahs fürchterliches ‚Haik!' Wir schütteln die tauschweren Mäntel.

Ein kurzer kalter Imbiß, dann krächzen die Treiber ihr Kri! Kri! und, widerwillig grunzend, helfen sich die Tiere auf die Beine.

Die dünne, reine Wüstenluft durchströmt uns, spült alles Müde aus Leib und Seele fort. Zum Aufjauchzen dehnt sich die Brust. Jetzt bricht die Sonne plötzlich heraus, und die Kiessteppe ist ein Rosengarten ...

Ramah hoch oben auf seinem braunruppigen Dhelul stößt einen Gurgellaut aus, einen Morgenschrei ..."

Hat's nicht im Hofe draußen aufgejauchzt? ...

Maud hält jäh inne. Man hört Hufschlag im Baumweg ... Jetzt gaukelt Fackelschein über den Hof, eine Hand reißt den Türvorhang zurück, und Ramah erscheint. Mit Anstand grüßend, spricht er:

— „Der Schêch!"

Wir sind alle aufgestanden. Lady Jane macht einige Schritte nach vorwärts, dann bleibt sie unbeweglich mit leis gesenktem Haupte. So ist mir ihre Erscheinung am treuesten im Gedächtnis geblieben. Es lag etwas ungemein Großes und doch fast Demütiges in dieser Haltung.

Mischoël hat einen Augenblick im Türrahmen innegehalten. Schwarze Diener haben den Vorhang hochgerafft. Draußen sieht man die Waffen der Mohrenreiter blitzen, ihre langen Bambuslanzen hochaufstarren.

Ich habe den berühmten Schêch damals zum ersten Male gesehen. Auf einer zierlich-schmächtigen Gestalt saß ein ausdrucksvoller Kopf; das schmale, braungelbe

*) Reiter!

Gesicht mit dem spärlichen Spitzbart war feingeschnitten, die Nase gerade, die Stirn, welche das goldgerieste Kopftuch freiließ, wölbte sich hoch und edelgebildet über den großen, melancholisch verschleierten Augen.

Seine braun-weiße 'Abâje ist schimmernd durchwirkt, die Füße stecken in halbwadenhohen roten Reitstiefeln, und am Handgelenk hängt die Betschnur.

So steht er, leicht vorgeneigt, in vollem Waffenschmuck, Geschenke seiner Gemahlin: die silbereingelegte, lange Flinte, den Krummsäbel mit kostbarem Griff, den langläufigen Revolver — damals eine Seltenheit bei Beduinen — im Gürtel.

Er grüßt anmutig stolz mit der Hand auf Herz, Mund und Stirne, tritt vor und zieht die Hand der Lady an seine Brust. Sie schauen sich in die Augen.

Dann verneigt er sich vor den Damen und gibt uns die Hand. Nun tritt der Waffenträger an seine Seite, aber Lady Jane winkt ab und nimmt selbst dem Gatten die Waffen ab, um sie Stück für Stück an der blumenumrankten Säule aufzuhängen.

Niemals werde ich die wenigen Worte vergessen, welche nun dieses merkwürdige Ehepaar miteinander wechselte. Er sprach, halb fragend:

— „Wir haben Fehde mit den Schammar . . ."

— „Ich reite!" antwortete sie einfach.

— „Bismillah!" Im Namen Gottes.

— „Bismillah!"

Und wieder schauen sie sich in die Augen.

Wenn ich heute an diese merkwürdige Szene, die mir so lebhaft vor Augen steht, als wär's gestern gewesen, zurückdenke, so kommt sie mir jetzt wohl etwas opernhaft vor, damals jedoch empfing ich einen starken Eindruck.

Draußen stampfen die Rosse und ist leises Waffenklirren.

Beim Abschied höre ich Maud zur Lady sagen:

— „Wenn ich mitreiten könnte!"

Und ihre dunkeln Augen blitzten auf . . .

Mischoël hatte seinen kleinen Flötenbläser mitgebracht. Von der Palmyrastraße konnte man diese Nacht wunderschön die Flöte blasen hören . . .

* * *

Als der blinde Ausrufer vom Brautminarett der Omaiyaden-Moschee zum Subh, dem Tagesanbruchgebet, rief, lag Schèch Mischoël vor der Hanefitischen Gebetnische auf den Knieen . . .

Dann war Abritt von der Villa. Wir hatten uns alle zum Abschied eingefunden. Ein wundervoller Frühlingsmorgen. Die schwarze Leibtruppe des Schèchs hält vor dem Tor. Der Wind spielt in den Straußfederbüschen der Lanzen. Mischoëls Rotfuchsstute „Hâdschele" wird viel bewundert. Die Lady tritt heran, liebkost das schöne Tier, bläst ihm in die roten Nüstern. Der Schèch sitzt auf kleinem polsterhohen Bocksattel, die Garde reitet ohne Sattel. Die Lady reitet wie ihr Gatte auf dem Bocksattel nach Männerart. Sie trägt jetzt das lange, dunkelblaue Gewand der Schèchfrauen, ein schwarzes Seidentuch um den Kopf gewunden, rote Reitstiefel, eine Lefaucheurflinte querüber, am kostbaren Gürtel einen Dolch in silbergetriebener Scheide und auf der Brust das Klimpergeschmeide aus Templermünzen, syrischen Golddinaren und Vollzechinen, das sie uns einmal gezeigt hat.

Die beiden Damen küßt sie, uns drückt sie die Hand. Sie sieht ernst aus.

Im Namen Gottes! Die Reiter lassen ihre Flinten hinauskrachen. Ramah steht aufrecht auf dem blanken Rücken seiner falben Stute und schwenkt jauchzend die Flinte . . .

Der Trupp braust davon.

Brennenden Auges schaut Maud den Reitern nach ...

* * *

Mitte April ist Lady Jane aus der Wüste zurück. Die Fehde hat nicht viel Blut gekostet. Beduinenblut ist kostbar. Hinter jedem Gefallenen steht der Bluträcher. Aber die Anezeh haben gute Beute gemacht.

Ramah eskortiert die Lady mit einem Reitertrupp zurück. Er hatte im Nahgefecht einen Schamarschêch vom Pferde gezerrt, entwaffnet, ihm ein Amulett von der Brust gerissen und seine Stute erbeutet ...

Maud erzählte Wera:

— „Du, Abrama hat heute auf dem Boden meines Zimmers einen Karneolstein gefunden, der als Talisman gedient haben mag. Man liest darauf eingeschnitten: ‚O Gott, Allbeschützer'!"

* * *

Ende April lädt Lady Jane uns, die Taylorschen und den Reverend Parker zu einem Kamelritt nach Palmyra, damals noch eine wirkliche Wüstentour. Die Baghdâdiner 'Agêl-Beduinen, welche auf diesem Wege alterbgesessenes Schutz- und Speditionsrecht besitzen, stellen Eskorte und Kamelknechte bei. Ramah, der alljährlich zur Schafschurzeit mit den Braunmänteln vom Tigris auf Geschäftsfuß stand, reitet mit. Die Lady ist von Safia, ihrer Lieblingsdienerin, begleitet, und wir nehmen Mustafa mit.

Am dritten Abend werden in klarer Ferne feine, bläuliche Kegel sichtbar. Grabtürme hier und dort.

Nun tun sich die Hügel auf, und aus weiter Mulde sprießt, gespenstisch zwieleuchtend, ein weißer Marmorwald von Säulenstämmen, ein Trümmerbild von unbeschreiblich ergreifender Pracht, von unsagbar tiefer Verlassenheit ...

Palmyra! Tidmor!

Hinter dem Sonnentempel blüht der Granatbaum und rinnt ein entzückend klares Schwefelbächlein. Dort läßt Mustafa unsere drei Zelte schlagen.

Die Damen brechen sich Granatblüten und stecken sie vor. Die Nacht fällt rasch ein, aber sie hat den Vollmond geschickt, der jetzt groß und still über dem weißen, stillen Ruinenmärchen emporsteigt.

Wo ist Ramah? Er hat die Versorgung der Dromedare überwacht, die Leute mit Tabak und Reis versehen. Sie hocken nun alle um die Abendschüssel. Die Reiter abseits. Dann hat er seine Flinte der Obhut der Lady übergeben und ist mit seiner Einsaitigen in die monddämmerige Trümmerwelt hinausgegangen.

Nun wandeln wir langsam auf dem sandweichen, welligen Boden die große Säulenstraße hinab. Kein Wort fällt. Wir sind alle so eigentümlich ergriffen, so tief in jenen Stimmungszauber verstrickt, der über Weihgebieten der Geschichte webt ...

Wird's nicht plötzlich lebendig im mondbeschienenen Säulenwalde? ... Klingt nicht Hufschlag? Kommt nicht ein schneeweißes Roß dort durch den Torbogen? Trägt es nicht ein Weib mit Augen, aus denen Feuer quillt, goldgehelmt, im Königspurpur, das Schwert hochgehoben? Ist's nicht Zenobia, die schöne, stolze, unglückliche Königin? ...

Täuschung ist's.

Schweigend wandern wir. Die lichten Kleider der Damen schimmern durch die helle Nacht. Die Granatblüten an ihrer Brust brennen wie Flämmchen. Die weißen, leichtschreitenden Gestalten passen so ganz in diesen ungeheuren Wüstenfriedhof der Weltgeschichte voll marmorner Denksäulen. Eine unvergeßliche Verzauberung ...

Wir ſind jetzt auf dem ehemaligen Marktplatz angekommen, der Herzkammer des palmyreniſchen Lebens, von wo die Straßenzüge nach allen Richtungen ausſtrahlten.

In ſcharfen Linien zeichnet das Mondlicht den hohen Bogen, der die Straßenbreite ſo anmutig überſpannt, vom Himmel ab. Der Schlußſtein des Bogens hat ſich geſenkt und hängt drohend zwiſchen den Keilquadern ...

Unten kauert eine Geſtalt. Wie ein Verhängnis dräut der ſchwere Stein über ihrem Kopfe ...

Mr. Taylor und der Reverend ſind ſtehen geblieben und haben ſich in die Inſchrift vertieft, die auf einem Poſtament eingemeißelt iſt. Da lehnte wohl einſt das Standbild eines verdienten Palmyreners. Es iſt längſt verſchwunden, die Schriftzüge zu ſeiner Ehrung aber reden noch. Und der Mond ſcheint ſo hell, daß die beiden Herren ſie zu entziffern ſuchen.

Jetzt zirpt es und knirſcht, wie die erſten Bogenſtriche über eine Wüſtenfiedel. Ein Mißlaut in der wundervollen Stille. Dann aber hebt eine tiefe, gedämpfte Männerſtimme an. Wir kennen ſie: die Stimme Ramahs, wenn ihn der Stegreif überkommt. Es iſt ein eintönig klagendes Rezitativ, das wie in einem Schluchzen erſtirbt. Lady Miſchoël kannte die ſchwermütige Liebesklage, die Azraël, den „Blutäugigen", um den erlöſenden Tod bittet.

Und Ramah ſingt und ſpricht:

Ein ſtiller Engel ſitzt
Mit Augen voll Blut;
Schaut nicht nach rechts,
Schaut nicht nach links;
Namen ſchreibt er,
Namen zum Sterben.
Flehend ruf' ich ihm zu:
Blutäugiger du!
'Abdallah ſchreib!
So heiß' ich!
Vor Liebe ſterb' ich!

Noch ein knirſchender Ton und es ſchweigt. Wir horchen noch.

Maud war mit Wera gegangen. Wo iſt ſie jetzt? Sie taucht plötzlich hinter dem Pfeiler des Torbogens hervor. Die Granatblüte an ihrer Bruſt iſt erloſchen ...

* * *

Lady Miſchoël ſchreibt mir das Liedchen Ramahs auf. Sie ſchrieb arabiſch ſo zierlich, als ſchlinge ſie mit dem Kalam Blumen ineinander.

Nun ſind wir im Zelte, Wera und ich, können aber nicht ſchlafen. Ich zünde die Blendlaterne an.

– „Charles," beginnt Wera plötzlich, „mir geht etwas ſchrecklich im Kopf herum" ..

Unwillkürlich unterbreche ich:

— „Maud?"

Sie fährt empor und ſtarrt mich erſchrocken an. Dann:

— „Charles, ich habe Angſt. Maud liebt Ramah. Glühend, wahnſinnig! Höre: Als ich ihr gute Nacht ſagen will, faßt ſie meine Hand und zieht mich ins Zelt. Ihr Vater war mittlerweile draußen noch im Geſpräch mit dem Reverend vertieft. Als wir drinnen ſind, fällt ſie mir um den Hals und flüſtert: ‚Wera, ich bin wahnſinnig, ich liebe ihn!' ‚Wen ihn', frage ich verblüfft. ‚Ihn, den Helden, den Sänger!' Ich bin ſprachlos. Sie geſteht mir alles. Haſt Du bemerkt, daß ſie

eben ihre Granatblüte verloren hatte? Was sage ich: verloren! Ramah hat sie die Blume für sein Lied gegeben, berauscht und überwältigt von der Betörung des Abends wie sie war. Mehr noch: Sie hatte den Stengel der Blume mit einem ihrer entzückenden Goldhaare umwunden. Un cheveu d'or pour ce Bédouin! Begreifst Du das?"

— „Ob ich begreife? Maud ist eine gründliche Kennerin von Sprache, Poesie und Sitten des Orients. Eine Halborientalin. Sie wußte wohl, was sie tat, als sie den Stengel der Blume mit einem ihrer Haupthaare umschlang. Sagen doch die Beduinen: ‚Ein Haupthaar der Geliebten ist stärker als hundert Rosse.' Wird übrigens nicht die erste Blume sein, womit ein Weib zu Ramah gesprochen. Ich halte ihn für einen frauengefährlichen Mann. Hat sich doch fast eine Legende um diesen Wüstenführer gebildet. Und ist er nicht ein merkwürdig schöner, kühner Mann? Was erzählt man nicht alles von seinem Wagemut, seinem wilden Trotz im Auf und Ab seines von tausend Gefahren umstellten Lebens, seinem ritterlichen Anstand bei all seiner Ungebändigtheit, seiner Liebe zum Stegreif? Soll das alles auf eine so romantisch angelegte Natur, wie die Mauds, keinen Eindruck machen können?"

— „So war ich denn blind?"

— „Gegen Deine Gewohnheit, diesmal, ja. Sage: Lag nicht auf dem Polstersitz der Sänfte der Lady, als ihr nach dem Badepicknick damals einstiegt, ein Jasminsträußchen?"

— „Ich habe nichts bemerkt."

— „So? Ich aber sah Ramah das Sträußchen kaufen, ging ihm nach und sah, wie er hinter der Ecke verschwand, wo eure Sänfte stand. Ich trat heran und sah das Sträußchen drinnen liegen. Kein Zweifel, daß der Verwegene es hineingeworfen, dieweil die Träger schnarchten. Wie wußte er, daß ihr im Bade waret? Allah ja'arif, Gott weiß es. Und weißt Du, wo ich am selben Abend, am Taylorabend bei der Lady, diese Blumen wiedersah? An der Brust Mauds. Wie sie gesenkten Blickes lauschte, als Dschemila das Lied von Radhuan, dem Himmelspförtner, vortrug? Ramah soll ja das Lied von der Gjofoase gebracht haben. Und dann, als sie Maud baten, etwas von ihrer Reise in der Harra zu erzählen! Hast Du nicht bemerkt, wie ihre Augen leuchteten, ihr lieblich ernstes Gesicht vor Begeisterung strahlte, als sie den Nachtritt beschrieb durchs schwarze Geklüft, das Nachtlager, dann den Abritt beim Morgengrauen mit dem Jubelruf Ramahs? Da sagt' ich mir: Mauds Herz ist in der Wüste der Dämonen diesem Dämon Ramah ibn Java verfallen."

Wera war in Nachdenken versunken.

— „Was tun jetzt?" fragte sie plötzlich.

— „Sprich mit der Lady."

Sie schüttelte den Kopf.

— „Gerade das hat sie mir ausdrücklich verboten."

— „Würde freilich auch nichts nützen. Die Lady hat ja selbst einen Beduinenschech geheiratet, und Ramah ist auch ein Schech, wenn auch kein großer. Da bleibt eben nichts übrig, als Maud unauffällig auf einige Zeit von Damaskus wegzubringen. Ich fürchte nur, es ist zu spät."

— „Und Ramah?"

— „Der ist der verwegensten Tat fähig, wenn es gilt, Maud zu erringen. Ihr Goldhaar hat ihn toll gemacht."

* * *

Tags darauf Besuch im Baalshause, in dessen steinerner Riesenschale als wurmiger Kern das Wüstenbauerndorf Tidmor steckt. Ehrerbietig begrüßt der Schech von Palmyra

die Lady und führt uns in den weiten Hofraum. Er ist mit Trümmerhütten vollgepfropft, durch deren schuttwüsten Block Gassen gebrochen sind.

Beim Schèch feierliche Kaffeebewirtung. In seinem Kaffeeherd bewundern wir einen schönen Säulenknauf mit Akanthus.

Ein Blick noch in die Baals-Cella. Wo einst der Sonnenadler seine goldenen Schwingen entfaltete, herrscht jetzt der Halbmond.

Die Cella ist ein moslemisches Bethaus. Nur ein einziger Beter kniet auf der Matte, als wir eintreten: Ramah ...

* * *

Wera hatte arabische .Stunde. Ein hartes Stück Arbeit für den unglücklichen Lehrer. Ich mußte das am besten wissen, denn ich selber war der Mu'allim. Heute waren wir bei den Zahlen. Sie lehnt halbliegend auf dem Diwan meines Schreibzimmers, die unvermeidliche Zigarette zwischen den spitzen Raubtierzähnchen. Eine Goldschnur gürtet ihr Negligé aus dünner rotgestreifter Damaszener Seide, das sich weichschmeidig an ihre Körperformen schmiegt. Das kurze, lichtbraune, lockige Haar ist von einem feinen Goldnetz umspannt. Die Füße, fortwährend in nervöser Bewegung, stecken lässig in ortsüblichen, gestickten Babuschen.

Sie hat den Kopf zurückgeworfen, und im Dämmer der geschlossenen Gardinen ist ihr bleiches Gesicht noch bleicher, scheinen ihre großen, tiefglänzenden Augen noch größer, noch wechselnder in der Farbe.

Auf zierlichem Perlmutterkursi steht, mit blondem duftenden Tabak gefüllt, die Schale, aus welcher sie pflückt.

Ich sitze daneben in einem englischen Schaukelstuhl und zähle an den gespreizten Fingern ab. Bis zehn sind wir glücklich gekommen. Zwischen jeder Zahl bläst sie ein Rauchwölkchen hinaus und schaut den Kringeln mit halboffenem Munde nach ...

— „Also Wera: Onze?"

— „Hedâ'sch."

— „Douze?"

— „Etnâ'sch."

— „Treize?"

— „Tela ... tâ'sch ..."

„Famos, nur das ‚'ain' will Dir nicht so recht aus der Kehle. Es muß stark ausgestoßen werden, stärker als unser r grasseyé. So etwa ..."

— „Mais, tu tousses, mon cher. Ich glaube, den abscheulichen Laut werde ich nie herauskriegen. Du weißt, ich huste nie. Doch lassen wir das. Weißt Du, was mir noch weniger aus dem Sinn will, als Dein 'ain aus der Kehle?"

— „Maud."

— „Ja, Maud. Seit Palmyra war sie nicht hier. Sie ist so scheu und still geworden. Ich muß stets an ihren Wahnsinn denken. Denn Wahnsinn ist doch so eine Liebe. Ein Beduine! ..."

Draußen im Vorgang wird jetzt in die Hände geklatscht, und hinter dem dichten Türvorhang spricht Mademoiselle Naifeh mit gedämpfter Stimme:

— „La Miss de la villa rouge est là. Elle prie instamment Votre Excellence de la recevoir. Elle parait très agitée."

Wera springt auf.

— „Aber natürlich! Warum so zeremoniös?"

Und zu mir:

— „Laß uns, Charles."

Horchen an der Wand, hinter Türen und Portieren halte ich im allgemeinen nicht für beſonders anſtändig. Doch auch hierin gibt's Ausnahmen. Ich lauſche alſo atemlos hinter dem Türvorhang des Nebenzimmers.

— „Mon Dieu, Maud, was geht denn vor?" höre ich Wera ausrufen. „Du ſiehſt ja aus wie ein Geſpenſt und zitterſt wie im Fieber. Schwankſt auf den Beinen, ſo ſetz Dich doch! Was iſt Dir, armes Kind?"

Maud hat ſich auf den Diwan niederfallen laſſen. Sie ſtößt dann haſtig, außer Atem, mit halbverſagender Stimme heraus:

— „Er hat mich zur Frau begehrt von meinem Vater." . . .

— „Ramah?"

— „Natürlich! Da lies!"

Ich höre deutlich das Raſcheln eines Papieres.

— „So lies doch," drängte Maud.

— „Aber Kind, das iſt ja arabiſch. Ich kann doch arabiſch nicht leſen . . ."

— „Ja ſo, ich vergaß, gib her . . ."

Und ich höre, wie das Mädchen haſtig, mit heiſerer Stimme arabiſch zu leſen beginnt . . .

— „Aber, Kind, ich verſtehe ja kein Wort."

— „Richtig, verzeih! Ich vergaß. Ich bin wie auf den Kopf geſchlagen. Alſo höre!"

Und jetzt ſetzt Maud das arabiſch Geſchriebene mit der ihr eigenen Sprachfertigkeit in ihr zierliches, etwas ſpitzes Franzöſiſch um. Sie lieſt deutlich und ſtellenweiſe mit Emphaſe:

„‚Im Namen des allbarmherzigen Erbarmers, des Allgütigen, des Allvermehrers.

Er öffne ſeine Hand, die voll Wunder iſt und überſchütte Dich, Du weiſer, mit allen Tugenden geſchmückter Mann!

Der Friede ſei mit Dir und den Deinen!

Du haſt gehört von dem Worte unter den Zelten: Ein Haupthaar der Geliebten iſt ſtärker als hundert Roſſe.

Du haſt gehört und haſt verſtanden.

Sieh, ein goldenes Haar vom Haupte Deines Kindes ward mir zum Bande. Gibt's ein Band, das hundert Roſſe nicht zerreißen? Dies goldene Haar, nimmer. Beim ewigen Gott!

Gib mir Deine Tochter zum Weibe! Sie iſt wie Licht. Und ihr Lächeln iſt der Frühling. Und wenn ſie ſpricht, horcht die Wüſte. Sie ſoll geliebt ſein, wie kein Weib und herrſchen, wie kein Weib, allein in meinem Zelt, allüberall. Segen über ihr Haupt! Gott weiß das Übrige. Für den Verſtehenden genügt ein Wort. Lies es von dieſem Siegel.

Bleib im Schutze des Allſchützers!'

— Herrlich, nicht wahr? Dieſe Sprache!" ruft Maud begeiſtert.

Wera ſcheint nicht dieſer Meinung zu ſein, denn für einen Augenblick iſt's ſtill im Nebenzimmer. Dann beginnt Wera:

— „Und was ſagte Dein Vater?"

— „Er ließ mich rufen. Du kennſt ſeine milde Art. Er war ſehr bleich und ruhig. Aber ſeine Hand zitterte, als er mir den Brief übergab und ſprach: ‚Maud, ein furchtbarer Werber wirbt um Dich. Ich fürchte, Du kennſt ihn. Er hat Frauen überall. Ich will nicht weiter forſchen. Blick in Deine Seele, mein armes Kind!

Frage Dich, ob Du nicht schuldig bist. Erforsche Dich. Gott erleuchte Dich. Ich habe dem Manne die Botschaft gesendet: Keine Botschaft! . . .' Das waren meines Vaters Worte. Ich war betäubt. Meine Füße versagten. Wie ich hierher kam, weiß ich nicht. Unten wartet Abrama."

Wieder eine Pause.

Ich höre nur, wie Wera ihre Freundin leise küßt.

— „Was soll nun aus mir werden?"

— „Fasse Dich, Kind, folge dem Rat Deines Vaters. Kannst Du denn nicht überwinden?"

Maud spricht nun ein Wort, das mich berührt wie ein glühender Tropfen eine Wunde:

— „Und Du, Wera, hast Du überwunden? Ich liebe . . ."

Darauf bleibt Wera, soweit ich hören kann, die Antwort schuldig.

Es ist plötzlich ganz still geworden nebenan, und ich lüfte den Vorhang. Wera ist allein und starrt vor sich hin . . .

Ich trete sachte heran und lege die Hand auf ihren Scheitel:

— „Wo bist Du, Wera?"

Sie schrickt auf, schnellt empor und hängt an meinem Hals. Ich biege ihren bleichen Kopf zurück. Um die schmalen Mundwinkel zuckt's, die Lider beben leise. Als kämpfe sie mit Tränen. Aber es kommen keine.

Ich habe sie nur einmal weinen sehen . . . Da aber . . .

* * *

Elias Taylor war mit seiner milden Art stark und stolz, ein festgefügter Mann, was sich auch schon in seiner kraftvollen Erscheinung aussprach. Er hatte auf seinen zahlreichen Forschungsreisen oft genug der Gefahr ins Antlitz geblickt. Nun es sich aber um sein einzig Kind, um das Schicksal Mauds handelte — denn an dem Ernst der Sache konnte er nicht zweifeln — überwältigte ihn die Besorgnis. Maud war ihres Vaters echtes, stolzes Kind. Hatte sie doch so manche Gefahr mit ihm geteilt. Nachdem der erste Sturm in ihrem Herzen verbraust war, zeigte sie sich wenig verändert. Sie kämpfte die Sache mit sich allein aus. Beide vermieden, davon zu sprechen.

Doch Taylor befürchtete eine Gewalttat Ramahs. Man hätte nun denken sollen, das Einfachste, um Maud vor einer solchen zu bewahren, wäre gewesen, Syrien überhaupt zu verlassen.

Doch dazu vermochte er sich nicht aufzuraffen. Seit vielen Jahren hatte er hier seinen geliebten orientalischen Studien nachgehangen. Er hatte dieses syrische Land, von wo er seine Forschungsreisen bis in die Euphratländer ausgedehnt, besonders lieb gewonnen. Er stand unter der Betörung dieses Landes, das, wie er sagte, zwischen Meer und Wüste hingestreckt liegt, gleich einer begnadeten Frau. Er konnte mit Begeisterung von Syrien, dem wahren Forscherlande, sprechen. Prangte es nicht schon in ältester Zeit im Tempelschmuck? Der Glanz des hiramitischen Baalsdienstes erfüllte es mit frommer Betäubung, und drei Weltregionen entsproßten dieser reichen Glaubenserde, Jehova-Kult, Christentum und mittelbar auch der Islâm. Und dann blieb es ein Asyl für versprengte Religionsgesellschaften . . .

So schwärmte er, und jetzt kam noch der merkwürdige Koránfund hinzu, an den er ja fest glaubte. Im geheimen mochte er die Hoffnung nähren, durch irgend eine gute Fügung vielleicht in den Besitz des Handschriftenkleinods zu gelangen.

Er zog Lady Jane ins Geheimnis. Sie, die selbst eine Ehe mit einem Schèch geschlossen, mußte schließlich die beste Ratgeberin sein. Die Lady war nicht sonderlich überrascht.

Mit ihrem seltenen Scharfblick hatte sie wohl etwas derart herannahen sehen. Manches Wort im blühenden Briefe Ramahs, den ihr Taylor zeigte, erinnerte sie überdies an die Werbung Mischoëls. Sie hatte zwar gedacht, zuerst von Maud zur Mitwisserin gemacht zu werden. Dann aber sagte sie sich, daß das Mädchen vielleicht an ihre Fürsprache gedacht, jedoch zu stolz gewesen sei, um sie in Anspruch zu nehmen.

Und damit traf sie gewiß das Richtige.

Taylor ließ durchblicken, daß Harris Sevenstone eine schüchterne Gelehrtenliebe für seine Cousine nähre und sich vielleicht Hoffnungen auf ihre Hand mache.

Über diese stillen Gefühle des jungen Inschriftenforschers mochte die Lady gelächelt haben. Hatte doch Mr. Harris in seinem ganzen Wesen etwas Pedantisches, Linkisches, ja Komisches, was Maud schon zu manchem spöttischen Wort Anlaß gegeben hatte.

— „Ich kann mir," meinte die Lady zu Taylor, „Mr. Harris sehr wohl auf der Leiter mit Abklatschpapier und Schlegel in der Hand, eine nabatäische oder aramäische Inschrift abnehmend vorstellen, hoch auf dem Dhelulsattel jedoch absolut nicht. Obwohl man sich beim Inschriftenabklatschen schließlich auch ganz gut die Beine brechen kann, so ist doch Mr. Harris kein Mann für unsere kühne, starke Maud. Dann denke ich, daß ihn sein Mißgeschick beim Kamelritt in der Harra in den Augen Mauds nicht allein nicht interessanter gemacht, sondern lediglich dazu geeignet war, die ritterlichen Vorzüge Ramahs in ein noch helleres Licht zu setzen. Beim Vergleich hatte da der arme Harris nur zu verlieren."

Dagegen konnte Mr. Taylor nichts einwenden.

Wenn aber die Lady ihrer Freundin den komischen Inschriftenvetter nicht zum Manne wünschte, so trat sie ebensowenig für den furchtbaren Ramah ein. Wie Taylor erzählte, sprach sie sich darüber etwa in folgender Weise aus:

— „Das kleine Gebrechen mit dem verstümmelten Ohr — Tatsache — wäre an sich gerade kein Hindernis; auch der Umstand, daß das Leben eines armen Schèchs so gut wie auf Nichts gestellt ist, würde vielleicht noch nicht entscheidend sein. Selbst was man sich von seinen Frauen hier und dort erzählt, könnten wir auf sich beruhen lassen. Die Beduinen sind rasch bei der Verstoßung. Freilich. Aber es gibt noch etwas Anderes. Ramah steht, wie wir wissen, unter der Blutrache. Er hat nämlich einen der vornehmsten Ruallaschèchs, der ihn wegen Pferdediebstahlversuchs an den Ohren verstümmeln ließ, aus dem Hinterhalt niedergeschossen und damit schwerste Blutrache auf sich geladen.. Der Blutpreis soll in diesem Fall außergewöhnlich hoch sein. Es handelt sich da nicht mehr um hundert Kamele oder tausend Tallaris. Mischoël meint, das Fünffache. Hätte selbst Ramah die Mittel, sein verfallenes Leben loszukaufen, wie ich ihn kenne, er täte es nicht, denn das blanke, heißbegehrte Metall liebt er mehr als sein Leben. Die Gefahr ist übrigens sein Element, er möchte sie nicht missen. Es mag das seinen Manneswert in den Augen Mauds erhöhen, nicht minder wahr bleibt jedoch, daß sie einen Todgeweihten zum Manne nähme und eines Tages, wer weiß wo, — Ramah ist ja der Ruheloseste der Ruhelosen — wenn seine Stunde gekommen, elend verkäme."

Obwohl Ramah sich seit einiger Zeit nicht hatte blicken lassen, so machte doch Lady Jane den Vorschlag, sie wolle, wenn Ramah noch im Meidan drüben wäre, ihn zu sich bescheiden und mit einer Sendung in das Lager Mischoëls am Taibehbrunnen beauftragen. „So schnell seine Grauschimmelstute sein mag," meinte sie, „vor zehn Tagen kann er nicht zurück sein. Mittlerweile sind wir alle schon mit Maud im Libanon."

Taylor war einverstanden. Nach Hause zurück, sagte er zu Maud bloß:

— „Die Lady rät Dir ab."

Maud erwiderte kein Wort.

* * *

Doch es stand geschrieben, daß es anders kommen sollte. Lady Jane Elisabeth erkrankte Tags darauf an einem heftigen Fieberanfall. Wera und Maud eilten an ihr Krankenlager. Da eines Abends, als sie sich bereits besser fühlte, war sie mit Maud allein. Plötzlich zog sie das Mädchen an sich und sagte:

„Maud, ich glaube, es kann nicht sein. Wir gehen in den Libanon, willst du?"

In diesem Augenblick begehrte Safia Einlaß. Sie berichtete, Musa, der Diener Mr. Taylors, sei eben angeritten gekommen mit der Botschaft, sein Herr sei von einer tiefen Ohnmacht befallen worden. Er, Musa, habe den französischen Hekim geholt. Unten sei ein Pferd für die junge Herrin.

Tödlich erschrocken stürzte Maud davon.

Als sie zu Hause anlangte, war ihr Vater aus der Ohnmacht erwacht und zu Bett gebracht worden. Der Chefarzt der Charitéschwestern war an seiner Seite. Der Blick Taylors hatte etwas Irres. Wie geistesabwesend tastete er mit den Händen an sich herum und dann um sich. Plötzlich riß er die Augen weit auf, machte eine heftige Bewegung, als stoße er etwas zurück und schrie auf:

— „Hinweg! Blut!" ...

Dann verfiel er in tiefen Schlaf.

Der Arzt meinte kopfschüttelnd:

— „Ein Nervenchoc! Es muß etwas ganz Besonderes vorgegangen sein. Ruhe, vor allem Ruhe."

Maud befragte Musa, ob jemand dagewesen sei, ein Bote oder sonst jemand. Der Parse wußte von nichts. Der Herr habe, wie meist an warmen Abenden, auf der Veranda draußen an seinem Schreibtisch bei der Lampe gearbeitet. Da habe er ihn ohnmächtig im Sessel zurückgelehnt gefunden.

Maud saß am Bette des Vaters, seinen Atemzügen lauschend. Ein Gefühl entsetzlicher Bangigkeit überkam sie. Ein großer dunkler Nachtfalter schlug gegen die Lampe. Sie schrak zusammen.

Am Morgen fühlte sich Taylor besser. Aber sein Blick irrte immer noch angstvoll forschend umher. Dann bedeckte er das Gesicht mit den Händen und stöhnte:

— „Entsetzlich! Entsetzlich!"

Maud wagte nicht zu fragen. Die Bangigkeit aber konnte sie nicht los werden, obwohl der alsbald wieder erschienene Doktor nach sorgfältiger Untersuchung erklärte, es sei keinerlei Gefahr vorhanden.

Diesen Bescheid ließ Maud auf die teilnehmenden Erkundigungen der Lady und unsererseits erteilen.

Mittlerweile verbreitete sich im Basar ein unheimliches Gerücht: Abu Gait, der Bücherkrämer, sei in seiner Wohnung erdolcht gefunden worden. Man vermutete Raub. Ein Geheimfach war erbrochen und der „rote Koran" nicht zu finden, sonst war nichts geraubt worden.

Musa brachte die Nachricht. Der ganze Basar sei in Aufregung. Maud hatte an der verstörten Miene des Dieners sofort erkannt, daß er schlimme Kunde brachte und ihm heftig abgewinkt. Aber das Wort war schon heraus.

Taylor schnellte von seinem Lager empor, wollte aufspringen, aber seine Kräfte versagten. Schwer zurückfallend, lallte er mit einer abwehrenden Bewegung:

— „Hinweg! Blut!“ ...

Dann verlor er wieder die Besinnung.

Totenbleich, wortlos saß Maud am Bette. Nur bisweilen gab sie leise die nötigen Befehle. Manchmal durchlief ein leiser Schauer ihre Glieder....

‚Nur der Koran war weg ... Sonst nichts ...‘

Der Doktor blieb trotz dieses zweiten Ohnmachtsanfalles bei seinem Rezept: „Nur Ruhe!“

Und er behielt recht. Nach einigen Tagen hatte sich der Kranke scheinbar erholt, nur war er ein Anderer: Verschlossen, wortkarg, auffallend ängstlich, was sonst so gar nicht die Art des kraftvollen, lebensfrischen Mannes gewesen.

Vom Mörder Abu Gaits keine Spur.

* * *

Wir trafen alle Vorbereitungen zur Libanonreise. Da flog des Nachts Feuerruf über die Stadt hin, und die Feuerwächter rannten heulend durch die Gassen.

Die rote Villa stand in Flammen. Bei den Löscharbeiten wollte man einige Beduinen vom Meidan gesehen haben. Einer rettete Taylor, ein anderer trug Maud auf den Armen aus den Flammen. Musa, der Parse, beteiligte sich nicht am Löschwerk. Er starb, treu seinem Gotte, seinem Propheten Zerdusch, den heiligen Feuertod.

Maud wurde nach dieser Nacht vermißt....

* * *

Auf Mr. Taylor schien das Verschwinden seiner Tochter weniger erschreckend zu wirken, als wir alle befürchtet hatten. Er war überhaupt seit seiner Krankheit, über die er kein Wort sprach, in einen Zustand stiller Apathie versunken. Er mied jede Gesellschaft und vertiefte sich anscheinend ganz in seine sprachwissenschaftlichen Arbeiten, denen er seinen Gelehrtenruf verdankte.

Abrama, die Dienerin Mauds, die uns bisweilen Nachrichten über ihren Herrn brachte, widmete ihm die treueste Pflege. War sie doch wie ein zurückgebliebener Teil der Verschwundenen.

* * *

Mittlerweile war es Mitte Mai geworden und die Stadt dicht gedrängt voll Mekkapilger, die draußen auf dem Meidan ihr Gotteslager aufgeschlagen hatten. In wenigen Tagen sollte der Wallfahrtszug unter Führung des Paschas abgehen. Viele Tausende hatten sich beteiligt. Wer dachte damals, daß man eines Tages eine Wallfahrtsbahn bauen würde?...

Wera war vom Fieber nicht verschont geblieben. Ich brachte sie nach Beirut, wo sie mit Naifeh im Hause des russischen Konsuls ausgezeichnete Aufnahme fand.

Für mich aber war die Zeit gekommen, wo meine Sehnsucht mit weitausgebreiteten Armen unermeßliche Horizonte umfangen sollte.

Ich zog nach dem Euphrat ...

* * *

Monate vergingen, bis wir uns in Damaskus wiedersahen, Wera und ich.

Und jetzt sollte auch der letzte Schleier vom Geheimnis des „roten Korân“ gelüftet werden.

Mr. Taylor war kurz vorher gestorben. In seinen letzten Stunden hatte er Lady Jane zu sich bitten lassen und ihr Nachfolgendes enthüllt:

— „Ich sehe heute noch alles vor mir, höre noch alles, als wäre es gestern erst vorgefallen. So furchtbar deutlich. Ich arbeite auf der Veranda an meinem Schreibtisch. Ein leises Geräusch stört mich auf. Ich sehe zwischen dem Schling-

Digitized by Google

gewächs einen dunkel verhüllten Kopf über die Brüstung emportauchen. Ich erkenne Ramah. Mit einem Sprung ist er herein, mit einem zweiten steht er vor mir und spricht: ‚Hier das Buch, der Schatz, den deine Seele so heiß begehrt. Er ist dein. Gib mir deine Tochter.' Und der Beduine legt ein kleines, in grüne Seide gehülltes [illegible] auf meinen Schreibtisch hin. Instinktiv greife ich danach, aber schon fühle ich [illegible]m Blut erstarren: Auf der Seide ist ein großer, roter Fleck, ein frischer Blutfleck... Blut! stammle ich entsetzt, Blut! Und er — ich gebe seine eigenen Worte, die mich langsam getötet haben — er sagt: ‚Yumkin, lâkin esch jedschri?' (‚Möglich, doch was liegt daran?') ‚Kâtil' (Mörder) — will ich hinauskreischen, aber das Wort bleibt mir in der Kehle stecken. Und er fährt fort: ‚Leben um Leben. Der Alte fand mich, als ich das Buch nahm. Er würgte mich wie mit Teufelskrallen. Da stieß ich zu, mein Retter. Gott weiß das Übrige. Nimm das Buch!'... Hinweg, hinweg, entringt es sich jetzt meiner keuchenden Brust. Ich schleudere das Paket auf den Boden und stoße es mit dem Fuße von mir. Einen Augenblick steht der Fürchterliche unbeweglich, dann rafft er es auf, birgt's unter dem Abâje und schwingt sich über die Brüstung hinab... Dann vergingen mir die Sinne. Mein frevelhafter, wahnsinniger Wunsch, den „roten Koran" zu besitzen, hat zum Verbrechen gereizt, ein Menschenleben vernichtet, mich meines einzigen Kindes beraubt. Denn ich weiß, Maud ist nicht mehr. Ich fühle es." Erschöpft sank er zurück, schloß Jane, und wenige Tage später starb er.

* * *

Und Maud. Lady Anna Blunt hörte viele Jahre später auf der Gjofoase von einem fremden Weibe mit goldenem Haar, das dort in Meskake von ihrem Manne eifersüchtig bewacht wurde. Was aber aus ihr geworden, wußte niemand. Es blieben alle Nachforschungen vergebens.

Für Ramah war inzwischen die Stunde gekommen, wo der Totenvogel mit seinem Blute getränkt ward. Beim Schagil, dem ersten Brunnen des Nefud, der großen Rotsandwüste, ereilte ihn die Kugel des Bluträchers. Wie das schönste Stegreiflied Schanfâras ging sein Leben aus: in einem Todesschrei. Er übertönte den Kriegsruf der hereinbrechenden Rualla und hat mir lange in den Ohren nachgegellt...

Und wenn in jener gespenstischen Nacht, die niemand voraus weiß, das wunderschöne Haupt Kains aus der mondhellen Wüste emportaucht, dann, Ramah, raffst du dein Gebein zusammen und wanderst, ein ruheloser Schatten, mit Kain, dem Herrn der Einöde, der zuerst getötet.

* * *

Wunder! Der „rote Koran" war kurz nach der Ermordung Abu Gaits wieder in dessen Wohnung vorgefunden worden... Der ihn geraubt, schien auf seinen Besitz keinen Wert gelegt zu haben. Die Sache hatte jedoch einen Lärm gemacht, der bis nach Stambul drang. Sultan Abdul Medschid, obwohl schon todkrank — kurz darauf starb er — interessierte sich lebhaft dafür und sprach mit dem Scheich-ül-Islâm. Auf dessen Befehl wurde das Buch nach Stambul gebracht, und es trat dort eine Kommission von Ulemas und Schriftgelehrten erster Güte zusammen, um die Echtheit des „roten Korans" zu prüfen. Der Name des merkwürdigen Handschriftexemplars ward als immerhin begründet befunden, denn viele Blätter zeigten in der Tat dunkle, braunrote Flecken, die freilich ebensogut Rostflecken als Blutspuren sein konnten..

Über das Buch selbst jedoch lautete das einstimmige Urteil der berufenen Gottesmänner: „Fälschung."

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine of five cents a day is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.